

THE GIFT OF  
*Dr. H. Kiefer*





830.6  
1122

BAND 90.

1903.

# Neue Kunst und Kultur



## Deutsche Illustrierte Zeitung



Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt









90. Band. Fünftundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

## Der goldene Käfig

Roman

von  
 Hanns von Zobelitz

(Fortsetzung)

Professor Ehr hatte Tina eine ganze Weile gewähren lassen, sie und ihre Arbeit gleichsam nur von weitem beobachtet. Sie hatte zuerst mechanisch, wie sie es daheim bei dem alten Kantor gelernt, Strich an Strich gereiht; sie hatte dann mit einer Art von Verbissenheit darauf los gezeichnet; nun, da sie anfing, mit den Blättern der Nachbarinnen ganz insgeheim die ihren zu vergleichen, sah sie ganz unthätig, die Hände im Schoß, die vollen Lippen fest geschlossen, auf der Stiege die dunkle Unmutswolke.

So beobachtete er sie durch die halbgeöffnete Tür seines eignen Ateliers. Und als sein Blick über die andern Malmädchen schweifte, über die ausgedörrten Pflänzlein und über die häßlichen Püppchen, mußte er lächeln: dies Landpomeränzchen war das einzige Massegesicht unter ihnen. Ein Künstlerherz mußte Freude an ihrer ganzen Erscheinung haben. Aber ob auch nur eine Spur Talent in ihr steckte?

Er trat zu ihr. Er nahm den Kreidestift: „Schauen Sie, Fräulein Heckstein, das ist nichts . . . so . . . so!“ Mit ein paar kräftigen Strichen half er nach. „Und hier, bitte . . .“

Da fuhr sie hoch, gereizt: „Ach was! Ich kann ja doch nichts. Ich lern's ja doch nicht!“

Ein leises Richern ringsum, das gleich verstummte, als der Professor die Nächststehenden etwas scharf anblickte. „Meine Damen, ich bitte recht sehr — Sie sind sämtlich Anfängerinnen!“ Und er wandte sich wieder an Tina, sagte freundlich: „Das ist noch nicht das schlechteste Zeichen, wenn man einsieht, daß man nichts kann. Im Gegenteil, man muß das erst einsehen, wenn man etwas Ordentliches lernen will. Aber nur nicht sofort die Plinte ins Korn werfen! Wie wollen die Sache gleich noch einmal von vorn beginnen.“

Sie sah ihn an mit ihren großen dunkeln Augen, die feucht waren wie von kommenden Thränen und doch noch jornig blihten: „Verschwendete Mühe!“

„Das wollen wir erst einmal sehen. Wissen Sie, Fräulein Heckstein, jeder Künstler — ich auch — sollte sich vor allem den alten Satz einprägen, daß Gebuld ein feines Kräutlein ist. Gerade der Künstler, denn der hat seiner Naturanlage nach am meisten gegen die Ungebuld zu kämpfen. Und nun vorwärts! Nur guten Mut — in einer halben Stunde sehe ich wieder einmal nach.“

Als Tina an diesem Tage nach der Pension zurück kam, flog sie förmlich die steilen vier Treppen hinan. Wie ein großes Kind freute sie sich, daß der Professor schließlich leidlich zufrieden gewesen war. Es war doch ein Anfang!

Aber als sie dann oben in ihrem kleinen schmalen Zimmerchen saß, am Fenster, mit dem Blick auf den



Die Hoffnung. Marmorstatue von August Sommer. (Text S. 605)

einen kümmerlichen Baumgipfel tief unten im Döschlund, kam sie sich wieder wie eine Gefangene vor. Als ob ihr der Atem abgechnitten sei. Und dazu von unten Chopin und von nebenan Brahms und dazwischen Tonleitern . . . Tonleitern . . . Tonleitern . . . Und dann ein Türenklappen und starren auf die Steine. So hab' ich's auch gemacht, als ich herkam. Aber Steine bleiben Steine. Kommen Sie nur — es ist Essenszeit."

Eine Qual, diese lange Tafel mit den sechs eng aneinander gepreßten alten und jungen Jungfrauen; die große Hängelampe darüber, die im halbdunkeln Zimmer immer brennen mußte; dies Getuschle und Gemispere und Klatschen. Da saß sie nun eingezwängt zwischen der kleinen Mila, die alles gut und schön fand und einen unglaublichen Appetit entwickelte, und Fraulein Rosi Blum, der angehenden Wagnerfängerin mit der Brunnhildensfigur, die das Essen kaum berührte und unausgezehrt mäfelte. Gesprochen wurde offiziell fast nur von Musik und vom Theater, getuschelt mit Vorliebe über Lehrer, Rezensenten, Virtuosen, Tenore.

„Haben Sie Rothmühl schon gehört, Fräulein Heckstein?"

„Wer ist das, Fräulein Blum?"

Die gewaltige Brunnhilde sah auf Tina wie von Mitleid erfüllt herab: „Aber Nikolaus Rothmühl — vom Opernhaus!"

„Ich war noch nie im Opernhaus."

„Das ist ja ganz unmöglich. Nun freilich — Sie sind ja Malerin, hör' ich." Es klang wie nur Malerin.

Dann umschwärzten wieder andre Namen ihr Ohr: Faberewski und die Hildbachs und Gulbenson und Melba und Bötzel — ihr lauter unbekannte Größen.

Gottlob, das Mahl ging zu Ende. Fräulein Blum, die einzige am Tisch, die Wein trank, hatte ihr letztes Glas geleert. Frau Fuller, die oben an der Tafel präsiidierte, stand auf. „Mahlzeit! Mahlzeit!" Alles schwirrte auseinander. Es war wie ein Taubenschlag.

Und wie ein Taubenschlag war's erst recht abends im Salon. Ein ewiges Kommen und Gehen, ein Zusammenhocken in kleinen Gruppen, die sich hermetisch gegen jedes neue Element abschlossen. Und von anderer Seite wieder eine unerträgliche Neugier, ein Ausfragen, Ausforschen.

Eine Wohlthat war es für Tina, wenn sie am Abend einmal auf ein Viertelstündchen zu Frau Fuller flüchten konnte. Die saß dann, meist todbüde, in der winzigen Stube neben der Küche, dem einzigen Fleck, den sie für sich hatte, und rechnete. Zum Sprechen war sie selten aufgelegt. Aber Tina war schon froh, wenn sie sich in den einen tiefen Lehnhstuhl hineinkuscheln konnte. Er erinnerte sie immer an Vaters Studierstuhl im lieben Bielberg.

Ja, Bielberg! —

Einmal söhnte sie tief auf.

„Was haben Sie denn, Hecksteinchen?" fragte Frau Fuller.

„Ach, ich dachte an zu Hause . . . und daß jetzt in unserm Garten die Pfäumen reifen. Ich möchte mich einmal ordentlich satt essen an Pfäumen."

„Sollen Sie haben, Hecksteinchen. Ich will morgen welche aus der Markthalle mitbringen."

Aber nach einem Weilschen söhnte Tina wieder. Frau Fuller hob den Kopf. Diesmal klang es bedeutlicher. „Nun — wo fehl's?"

Tina wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Aber dann sprudelte sie plötzlich los, als müsse sie ihr Herz von einer schweren Last freimachen: wie sie sich gar nicht einleben könne, im Atelier nicht, hier erst recht nicht. Alle, alle blieben ihr fremd; seien ihr unympathisch; falsch seien sie und egoistisch und klatschfüchtig.

Ihre impulsive Art, die sie so lange zurückgedrängt hatte, brach sich plötzlich Bahn. Frau Fuller klapperte ihr Rechnungsbuch zu. Sie sah ganz erstaunt zu dem jungen Mädchen hinüber. Endlich sagte sie: „Hat Ihnen denn irgend eine der Damen etwas getan?"

„Geman? Nein, aber ich mag sie nicht! Ich kann sie nicht mehr ausstehen!"

„Kind, Kind! Wie ungerecht und — wie unflug! Haben Sie sich denn schon irgendwie bemüht, liebenswürdig zu sein? Ehelich gefanden, ich habe nichts davon bemerkt. Erst waren Sie wie eine Träumende, jetzt sind Sie eine kleine trotzig Schweigerin. Ich kümmerge mich sonst grundsätzlich nicht um die Eigenart der Damen, die bei mir wohnen; ich habe ja kein Erziehungs-institut. Aber bei Ihnen ist das doch etwas andres. Sehen Sie, Tina — ich darf Sie doch mal so nennen? — ob sympathisch oder unsympathisch, eines dürfen Sie doch all den Damen gegenüber nicht vergessen: daß sie alle hart arbeiten um ihre Zukunft, um ihre Existenz. Die Liebe zur Kunst — na ja, das ist ja sehr schön, und sie mag wohl auch mitsprechen. Aber ich glaube, mehr da unten, bei der Sielenburg. Pension sechs Mark täglich und höher. Für unsre Damen ist die Kunst erst Mittel zum Zweck, zum Broterwerb."

„Die milchende Kuh —" Tina lachte bitter.

„Es wird schon so sein, so ähnlich wenigstens. Aber ich denke, man muß es achten, wenn ein Mädchen sich — so oder so — auf eigene Füße zu stellen versucht. Leicht ist es nicht, Kind, oft ist es sehr schwer."

Sie legte die Hand auf das Abrechnungsbuch. „Die Blätter hier drinnen könnten davon erzählen, wie schwer es oft ist. So manche kommt am Ersten zu mir mit stockendem Atem: Liebe Frau Fuller, ich kann heute nicht zahlen; Vater konnte mir noch nicht schicken! oder 'Ich hab' noch kein Geld für meine Stunden bekommen,' oder 'Diesmal hab' ich meine ganze Zulage für den Unterricht ausgeben müssen.' So manche ringt sich mühselig von Monat zu Monat durch, immer vielleicht noch mit der geheimen Qual im Herzen: 'Du verzehrst die letzten Spargroschen der Mutter, deiner Geschwister, und immer mit der andern Angst: 'Erreichst du auch was? Wirft du's mal vergelten können?' Nein, nein, Kind — man darf nicht vorschnell und nicht so hart urteilen. Sorgen machen nun einmal die Menschen nicht was man so gemeinhin sympathisch nennt. Sorgen verbittern. Wenn ich mal so höre, daß eine, die mir vielleicht seit zwei Monaten Geld schuldig ist, meinen Kalbsbraten ein zäbes alles Leder nennt, dann denke ich immer: weißt du, was das arme Wurm heut für Kerger und Kummer gehabt hat? Und ich geh' nachher grade zu ihr und sag' ihr: Fräuleinchen, machen Sie sich nur keine Sorge wegen des Restes' . . . So, liebe Tina, das wollt' ich nur sagen," fuhr sie lächelnd fort. „Nämlich ich weiß ja, in Ihnen steckt doch eine Art Sonnenkind, wenn Sie auch jetzt bald den Kopf hängen lassen, bald die Lippen aufwerfen. Es wird schon werden. Mein guter seliger Mann, der ein großer Gartenfreund war, meinte immer, wenn er ein Bäumchen verpflanzt hatte und es sah so traurig aus: es wird schon werden. Ich hab' gefunden: es wurde immer. Im Leben ist's nicht anders. Es wird schon, wenn man nur Gottovertrauen und guten Mut und Geduld hat. Gute Nacht, Tina, kleine Landbäuerin — morgen sollen Sie Ihre Pfäumen haben. Werderische . . . die sind ebenso schön wie eure Bielberger!"

Es wurde allmählich mit Tina. Langsam freilich, und am langsamsten im Atelier. Professor Ehr wollte manchmal verzweifeln. Er sah deutlich, es steckte eine gewisse Begabung in dem schönen Mädchen mit den scheuen und zugleich trotzigem Augen, aber er konnte sie kaum um einen Schritt vorwärts bringen. Schließlich nahm er sie in ein kleines zweites Atelier, in dem nur noch eine ältere Schülerin arbeitete.

„Unabhängig Comteß, erlauben Sie: Fräulein Heckstein," stellte er kurz vor.

Die Dame neigte knapp den glatten, grauen Scheitel, und Tina sah nur flüchtig, daß sie einen Pantkopf zeichnete.

„So, Fräulein Heckstein, vielleicht kommen wir hier, in größerer Ruhe, weiter. Bitte, nehmen Sie nun einmal etwas ganz Einfaches aufs Korn — diese Vase hier etwa."

Es ging wirklich etwas besser, aber etwas Rechtes wurde es auch nicht.

Zwei, drei Tage wechselten die beiden Ateliergefährtinnen kaum ein Wort miteinander, außer dem sehr höflichen, aber etwas gemessenen Guten Morgen und Adieu.

Gräfin Dilgendorf — Tina hatte inzwischen ihren Namen erfahren — arbeitete still vor sich hin, sehr fleißig, aber ohne Talent. Bisweilen, wenn Ehr zum Korrigieren kam, hörte Tina, wie sie ihm das selbst sagte, in ganz gelassener Art: „Ist es auch für Sie keine zu große Qualerei, Herr Professor? Sprechen Sie es doch ruhig aus. Ich nehme es wahrhaftig nicht übel."

Er lächelte dann. „Wie sollte es mir eine Qual sein, einer so liebenswürdigen, gebildeten Schülerin ein wenig behilflich zu sein." Und sie zeichnete geduldig und fleißig weiter.

„Die wird gut zahlen müssen!" dachte Tina. Und dann: „Er hat uns zwei Stämperfreigen eben zusammengepackt. Nur daß die Gräfin wenigstens Gebuld hat und ich nachgerade auch nicht ein Gram mehr."

Und dann sprang sie einmal plötzlich auf, warf die Kreide hin, stürzte hastig durch den kleinen Raum. Nun ging es nicht weiter! Auch nicht einen Tag!

Blöchtig hielt sie inne, ganz erschrocken. Ihr Blick hatte die Gräfin gestreift, die auch den Zeichenstift hingelassen hatte und, sich halb umwendend, sie mit einem stillen Lächeln anblickte.

Ueber Tinas Gesicht flutete das Blut. „Verzeihung, Comteß. Ich habe Sie gestört —"

„Beharre, Fräulein Heckstein. Es kommt mir gar nicht darauf an, ob dieser Pan hier in acht Tagen oder in acht Wochen fertig wird. Ich — Pardon! — ich habe mich soeben nur so herzlich über Sie gefreut."

Tina war leicht verwirrt. Sie strich sich das krause Haar aus der Stirn und preßte beide Hände gegen die glühenden Schläfen.

„An Ihrer impulsiven Art nämlich! Und — es soll aber keine fade Schmeichelei sein — noch mehr über das schöne Gesicht, das der liebe Gott Ihnen geschenkt hat."

Da war schon wieder die Blutwelle. Und fast verächtlich kam es heraus: „Schön! Ah — pah! Ich wollte lieber, ich könnte etwas Ordentliches." „Ja, Fräulein Heckstein, des Lebens Gaben sind nun einmal ungleich verteilt. Aber darf ich einmal sehen, was Sie eigentlich in den letzten Tagen geschafft haben?"

Die Gräfin stand auf. Am liebsten hätte Tina sich lang über ihre Mappe geworfen, um das letzte Blatt zu verstecken. Aber anstatt dessen wies sie, nun schon wieder mit trotzigem Augen, auf ihre Zeichnung: „Bitte, Comteß — wieder nichts! Nichts! Nichts!"

Eine ganze Weile blätterte die Gräfin in der Mappe, in dem daneben liegenden Skizzenbuch. Dann meinte sie endlich: „Haben Sie das auch selbst gezeichnet?" Sie deutete auf ein Blatt mit allerlei krausen Einfällen: phantastische Blumen, Blätterornamente, ein drolliger Strauß aus Mohrrüben, die sämtlich Gesichter zu haben schienen.

„Dummes Zeug, Comteß."

„Das ist sehr hübsch, Fräulein Heckstein. Das sollten Sie dem Professor zeigen."

„Um's Himmels willen! Tot würde ich mich schämen."

Die Gräfin sah sie wieder lächelnd an, berührte das Thema aber nicht weiter. Sie nahm ihren alten Platz ein, griff jedoch nicht zum Zeichenstift, sondern sagte: „Heut wird es doch nichts mehr mit der Arbeit. Kommen Sie, Fräulein Heckstein, sehen Sie sich auch — lassen Sie uns ein wenig plaudern. Sie sind ein märkisches Pfarrekind, wie ich höre; ich bin aus einem märkischen Schlosse. Nach unserm alten guten Fontane aber gehören Schloß und Pfarrei in der Mark ja immer zusammen."

Tina merkte wohl, es wurde ein ganz leises Ausfragen. Aber so diskret, so zart und feinfühlig, daß sie gar nicht auf den Gedanken kam, es abzulehnen. Und als die Gräfin schließlich beim Weggehen bat: „Besuchen Sie mich doch einmal. Ich lebe hier mit meiner sehr



**Möwenfütterung am Jungfernstieg in Hamburg**

Nach einer Zeichnung von C. Hertens. (Zeit S. 605)

alten Mama ganz allein — Viktoriastraße 79,“ beugte sie sich unwillkürlich über die dargebotene Hand. Dies stille, freundliche, vornehme ältliche Mädchen hatte ihr Respekt eingepöht.

Am nächsten Morgen kam die Gräfin etwas später. Sie trat gleich zu Tina heran: „Damit Sie mich nicht für hinterlistig halten, Fräulein Hedstein, — ich habe soeben mit Professor Ehr über Ihre Pflanzenzeichnungen gesprochen.“

„Guter Gott, Comtesse! Das hätten Sie nicht thun sollen. Nun wird er mich armes Wurm erst recht auslachen!“

„Das wollen wir abwarten. Uebrigens wird er sofort erscheinen.“

Es waren qualvolle Minuten für Tina, als Ehr dann ihr Skizzenbuch durchsah. Am qualvollsten, als sie ihn wirklich lachen hörte. Nicht aufzufehen wagte sie. Aber sie sah mit einem schönen, vorwurfsvollen Seitenblick, daß die Gräfin ihr aufmunternd zunickte — weshalb nur?

Der Professor sagte nicht einmal etwas. Er ging sogar ohne ein Wort in sein Atelier zurück. „Comtesse, das hätten Sie mir ersparen können!“

Aber da kam er schon zurück. Beide Hände voll Blumen. Er mußte alle Vasen drüben geplündert haben. Und als sie zaghaft aufsah, lachte er wieder.

„Was machen Sie denn nur für Augen, Fräulein Hedstein? Ich bin doch kein Werwolf! Sehen Sie denn nicht, daß ich mich freue? Beide sind wir auf der falschen Fährte gewesen. Aber heut kann ich Ihnen sagen: Sie haben Talent, ein ganz ursprüngliches sogar. Ein ganz merkwürdiges Stilgefühl vor allem, eine eigne Gabe für die Ornamentik. Ist ja nicht mein Fach eigentlich — Sie sind ein bißel vor die falsche Schmiebe geraten. Aber das sind spätere Sorgen, vorläufig langt's bei mir schon. Und nun, bitte, lassen Sie die alten Gipsskizzen und die Vasen dort beiseite, und versuchen Sie mal, hier aus diesen Herbstklindern irgend eine kleine Guirlande zu stilisieren, zu komponieren. Guten Morgen!“

Hinaus war er, aber hinter ihm blieb das Glück. Nun ging es aufwärts! Wirklich aufwärts! Das war am Donnerstag gewesen. Am Sonntag mittag wollte Tina ihren Besuch bei der Gräfin machen. Sie traf diese jedoch auf der Treppe, im Begriff, in die Kunstausstellung zu fahren. Und so fuhr sie mit ihr hinaus nach dem Glaspalast am Lehrter Bahnhof.

Und als sie draußen vor einem Blumenstück der Hyl standen, einem wunderbar gemalten Korb Gloire de Dijon, hörte sie plötzlich hinter sich eine bekannte Stimme:

„Guten Morgen, Cousine. Was macht die verehrte Tante?“

Indem sie sich umwandte, erkannte sie Galtweg. Sie erschraf, aber der Spatz schien fast noch mehr zu erschrecken. Beide wurden sie rot, und beide, da sie dies bemerkten, verlegen, so daß sie sich auf einen Moment stumm gegenüber standen, Galtweg mit der Hand am Mützenkirm, sie mit einem etwas gezwungenen Kopfschneigen. Die Gräfin blickte von dem einen zum andern und schien im Moment die Brücke des Verständnisses nicht finden zu können.

„Guten Tag, Herbert,“ sagte sie endlich ein wenig gehesht.

Nun raffte er sich zusammen, reichte seiner Cousine die Hand und dann auch Tina: „Wir sind nämlich alte Bekannte — was du wahrscheinlich noch nicht weißt, Cécilie. Darf ich so sagen: alte Bekannte, gnädiges Fräulein? Aus Wielberg, der Heimat von Fräulein Hedstein, wo ich zum Besuch bei meinem Freunde Hans Hagelich war.“

Er war vielleicht etwas zu übereifrig in seiner Erläuterung; sonst hätte er es vermieden, diesen Namen zu nennen. Denn nun sah er, wie in Tinas Gesicht wieder die dunkle Welle emporschlug, aber auch wie ihre Lippen sich trotzig kräuselten; und wieder schloß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Hilf Himmel! Was muß die Cousine nur denken? Was ist du ungeschickter Narr

dem lieben armen Mädchen am Ende noch Ungelegenheiten!“ Und da hastete er weiter: „Du kennst die Hagelich ja wohl dem Namen nach, Cécilie? Und — ja richtig! — die alte prächtige Dame auch persönlich. Mir ist doch, als ob wir mal von ihr gesprochen hätten. Nun — ich darf es wohl verraten: das gnädige Fräulein ist der ganz besondere Liebling der Gräfin.“

Tina stand noch immer wortlos, in tödlichster Verlegenheit. Aber die Gräfin hatte sich wiedergefunden. Sie mochte sich ihre eignen Gedanken machen, aber diese konnten nicht unfreundlich sein. „Frau von Hagelich! Gewiß kenne ich sie, und wer sie kennt, muß sie auch verehren. Aber du sagst mir eigentlich nichts Neues, Vetter. Du hättest eher Veranlassung, mich zu fragen, wie Fräulein Hedstein und ich bekannt geworden sind? Um dir die Frage zu ersparen: mir sind's aus dem Atelier von Professor Ehr. Und nun darfst du uns ein Stück begleiten, Herbert, wenn du Zeit hast.“

Er sah wieder wie dankend an den Mützenkirm. Sie gingen ein paarilder weiter. Als die Comtesse dann stehen blieb, schöpfte er tief Atem: „Pardon — du hast mir noch gar keine Auskunft gegeben — wie geht es der Tante?“

„Gut, Vetter, Gott sei Dank. Mama ist ganz wohl. Du hast dich lange bei uns nicht sehen lassen.“

Er entschuldigte sich, froh, daß das Gespräch in ein für ihn unpersonliches Fahrwasser gekommen war, und begann dann von der Ausstellung zu sprechen.

Dabei flogen seine Blicke immer wieder zu Tina hinüber, als müsse er die letzten Minuten benutzen, allerlei aus dem schönen Gesicht herauszulesen, herauszuforschen: Ueberwindung oder Leid, Arbeitsfreudigkeit, Erfolg oder Enttäufung. Und sie hielt hartnäckig die Augen niedergeschlagen. Er sah nur, daß das Antlitz viel, viel schmaler geworden war, die Wangen an Rundung verloren hatten, die kräftige Farbe ein wenig verblaßt war. Großstadtlust — vielleicht! Aber dann schien es ihm doch auch, als habe das ganze Gesicht einen andern Ausdruck gewonnen, als sei es mädchenhafter denn früher.

Saal auf Saal durchwanderten sie, ohne daß er das Wort an Tina richtete; immer in einer scheuen Sorge: was du auch sagst, du werfst in ihr eine schmerzliche Erinnerung.

Die Gräfin ging zwischen ihnen, sprach in ihrer ruhigen Weise bald mit ihm, bald mit Tina. Er lauschte immer von neuem auf, wenn er diese antworten hörte. Die Stimme hatte noch ganz den alten Wohlklang, trotzdem schien auch sie ihm verändert, weicher geworden. Dann, mit einem plötzlichen Entschluß, sprach er sie an: „Darf ich fragen, gnädiges Fräulein, was macht die eigne Kunst?“

Sie hatte sich inzwischen gesammelt, sich selbst töricht gefühlt, so daß sie ihn mit Ruhe ansehen konnte: „Kunst, Herr von Galtweg? Ich bin eine kleine Stämperin — und werd's wohl bleiben.“

Aber sie lächelte dazu, und in dem Bächeln lag ein leiser Widerspruch gegen die eignen Worte, lag wenigstens die Spur einer Hoffnung für die Zukunft. Auch fiel die Gräfin gleich ein: „Laß dir nichts vorreden, Herbert. Einmal — wie kann man denn nach vier, fünf Wochen im Ehrschen Atelier wissen, ob man etwas wird leisten können oder nicht? Dann aber — Fräulein Hedstein hat wirklich ein liebenswürdiges, ein eigenartiges Talent.“

Und sie erzählte. Wieder errödete Tina, aber es war so ganz anders als vorher. Er sah es wohl, und es freute ihn. Und der Eifer freute ihn, mit dem sie nun widersprach, einschränken wollte und unbewußt doch zugab, daß sie selbst ein wenig an sich glaubte. Sie errete sich dabei, sie erschien ihm fast wieder als das frische junge Mädchen, das er im Sommer kennen gelernt hatte unter der Veranda in Wielberg, damals, als sie den Hans so hübsch abfertigte. Was hatte sie doch damals gesagt: „Für Junter Hans den Kraus zu wünden? Mag andre juchen er und finden!“

Wie reizend sie jetzt wieder ausah! Das Gesicht so lebendig, so sprechend und die Augen so lebhaft! Um die vollen, frischen Lippen ein fast schalhaftes Wächeln, das trotz allen bescheidenen Widerspruchs zu sagen schien: Wir werden ja sehen! An mir soll's nicht liegen! Ah — daß ich euch alle, alle überfallen könnte!

Welch eigener Zauber doch von dem Mädchen ausging! Auch die „heilige Cécilie“ hatte sich dem nicht entziehen können. Sah sie nicht selbst ganz entzückt immer wieder auf die zierliche, biegsame Gestalt in dem einfachen grauen Wollenkleidchen, auf das süße Gesicht — süß und doch so herb! O Hans Hagelich — du Narr! Du Narr!

Die Gräfin zog die Uhr. „Wir müssen Schluß machen. Mama wird sonst ungeduldig.“

Sie schritten zum Ausgang. Der Zufall fügte, daß Galtweg auf einige Minuten neben Tina ging. Er fragte hastig: „Was haben Sie für Nachrichten aus Wielberg, gnädiges Fräulein? Wie befindet sich Ihr Herr Vater?“ Und er freute sich wieder, aus ihrer Antwort herauszuhören, daß auch sie ihre Befangenheit abgestreift hatte.

„Ja, der arme, böse Papa! Seinen Briefen nach muß es ihm eigentlich gut gehen. Aber ich traue dem Frieden nicht recht. Er will mich nur nicht wieder haben. Ende des Monats überfalle ich ihn. Ich habe ja oft solch eine Sehnucht nach ihm, nach Wielberg, nach allem, allem, was ich dort lieb habe. Und ich habe ja alles dort lieb!“

Das Coupé der Gräfin hielt vor der Ausgangstreppe. Er half den Damen einsteigen. „Ich spreche bald vor, Cécilie. Größ die Tante.“

Einen Augenblick hielt er dann auch Tinas Hand in der seinen. „Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“ Und sie gab ganz unbefangen zurück: „Auf Wiedersehen!“

## VIII

Der erste Schnee war gefallen, und es schien fast, als sei er ein Signal gewesen für die Eröffnung der Saison. Früher als sonst begann das Gesellschaftsleben.

Hans Hagelich hatte einen förmlichen Schlachtplan für seine und seiner Frau Beteiligung entworfen, er wollte sich mit ganzer Macht in das gefellige Treiben hineinwürzen. Ruth ging bereitwillig auf alle seine Wünsche ein, stöhnte zwar bisweilen ein wenig über die Unbequemlichkeiten, die sich für sie nicht ungehen ließen, fand aber dafür um so größere Befriedigung in langen Konferenzen mit ihrer Kammerfrau, die Ende Oktober schon in geheimer Mission in Paris gewesen war. Sie war ja bei Paquin und Felix, Worth und Madferm, den großen Künstlern der Rue de la Paix und der Rue de Rivoli, bei Madame Virot und bei Reboux, den Wunderkätzern auf dem Gebiet der Hüte, seit Jahren bekannt und wohl angesehen. Hans hatte ein leichtes Gruseln, als er zum ersten Male die Rechnungen der Herrschaften bekam, aber er überwand es leicht. Er schrieb jetzt die Checks auf die deutsche Bank mit derselben Leichtigkeit aus, mit der er früher manchmal — quer geschrieben hatte, und er fand die erstere Form jedenfalls angenehmer.

Die Vorbereitungen für die Vorstellung bei Hofe, die ja erst nach Neujahr stattfand, waren eingeleitet. Während einer ganzen Woche hielt in den Besuchsstunden das Hagelichsche Coupé vor allen möglichen Palästen, Gesandtschaften, Mietshäusern. Es war recht langweilig, und Hans gähnte oft genug verstocken, wenn er auf seine schweigsame Leidensgenossin blickte. Ruth gähnte zwar nicht, aber sie sah in ihrer Ude wie eine schöne Statue.

Der Erfolg der großen Rundtour blieb zunächst hinter dem vielleicht zu hochgehobenen Erwartungen zurück. Es regnete zwar Gegenbesuche, und die in der Villa Hagelich abgegebenen Karten schwoollen zu einem erquicklichen Stoß an. Aber die Einladungen kamen spärlicher, und die, die kamen, waren nicht immer so ganz „erste Klasse“, wie Hans gehofft hatte. Gerade die Häuler, auf die es ihm ankam, ließen noch auf sich warten. Außer den Familien des Régiments waren es



eigentlich nur ein paar Finanzgrößen, die sich beileben, einzuladen. Freilich — man war ja auch erst im Anfang der Saison. Aber Hans war empfindlich. Am empfindlichsten, wenn er hören mußte, daß der Schwager und die Schwägerin viel mehr „aus“ waren als er und Ruth.

Woldeggs bewohnten ein kleines Palais in der Wilhelmstraße. Kleiner eigentlich als die Villa, aber Hans kam nie von ihnen ohne ein heimliches Weidgefühl zurück. Er empfand ganz deutlich, daß dort ein persönlicher Geschmack, bei ihm der — freilich vorzeffliche — Dekorateur gewaltet hatte. Er fuhr dann wohl am nächsten Tage zu den großen renommierten Geschäften und wollte auch seinen persönlichen Geschmack dokumentieren, kaufte hier ein paar Bronzen, dort einige schöne Portieren, ein altes Schränkchen, einen Teppich von Gilmann, einige Gesessel von Niemeerschmied — aber wenn es dann galt, sie daheim einzupassen, gelang es ihm selten. Und Ruth hatte für die Einrichtung der Wohnung gar kein Interesse. Er sagte einmal lachend zu Elinor: „Ruth hat nur für ein Möbel Verständnis, für einen bequemen Stuhl!“

Ja — Elinor!

Eigentlich war es für Hans jedesmal eine kleine Tortur, bei Woldeggs zu sein. Denn er fürchtete sich selbst immer vor dem Vergleich und mußte immer wieder an die Worte des Fürsten denken: „Sehen Sie, Hagelich, meine Frau hat einen großen Vorzug, sie ist sehr klug!“

Der gute Peter war doch gar nicht solch Stumpfsinn, wie er bisweilen schien! Denn auch die Richtigkeit des andern Wortes, das er damals am Sceptavillon gesprochen hatte, empfand er mehr und mehr: ja, hätten Sie was gegenzusetzen, so etwa auch ein Fürstentröndchen — Mit Elinors Klugheit und mit dem Fürstentitel war es freilich leichter, sich eine gesellschaftliche Position zu verdienen. Vielleicht spielte Elinors Klugheit dabei noch die größere Rolle. Ihre Klugheit, ihr — es war fast gleichbedeutend — ihr Takt.

Hans hatte sich angedröhnt, am Spätabend, wenn sie aus dem Theater oder aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen waren, noch ein halbes Stündchen, eine Stunde wohl auch, bei einem Glase Wein und einer Henry Clay allein zu sitzen. Er schätzte dann immer eine unausschiebbare dienstliche Arbeit vor. Aber er sah über die Blätter auf seinem Schreibtisch hinweg und träumte.

Ja — Elinor! Wie klug sie auch ihre Stellung zu einander abgegrenzt hatte! Immer die Liebendwürdigkeit selbst, immer bereit, zu rufen — manchmal auch Ruth günstig zu beeinflussen! Und dabei stets die feste Schranke, für ihn wie für ihre andern Trabanten. Vielleicht selbst für ihren eignen Mann. Er lachte dann wohl bitter, wenn er an die armen kleinen Schmetterlinge dachte, die sich heuer im Glanz dieser Schönheit verfangen. Der kleine Marquis Laborde von der französischen Gesandtschaft und Graf Hosenfeld von den Gardedukors schienen diesmal die Begünstigten. Pah — begünstigt!

Gottlob, das wenigstens hatte er überwunden. Manchmal war's ihm sogar, als hege er einen ehrlichen Haß gegen die Schwägerin. Und dann lachte er wieder: sei doch nur still, du verdankst ihr ja so viel — alles! —

„Oberstleutnant von Bruchstein und Frau geben sich die Ehre“ . . . u. s. w. . . Grundgütiger Himmel, war das ein Debüt gewesen! Der Anstichschweiß perlte noch nachträglich auf seiner Stirn, wenn er an diesen Abend dachte. Er hatte das Unheil ja eigentlich kommen sehen. Aber daß es so schlimm werden würde, hatte er doch nicht gedacht.

„Saurer Mops“ — nun ja! Ja doch! Er wußte es ja im voraus: interessant war es bei Herrn von Bruchstein nie und elegant auch nicht — aber gut gemeint, gerne gegeben in Erfüllung einer nicht ganz leichten Pflicht. Er hatte Ruth vorzubereiten gesucht, hatte sie gebeten: „Ruth, Liebste, zieh dich ein wenig einfach an.“

Dann war sie, zu seinem leisen Entsetzen, in einem hocheleganten, hofmäßig ausgeschneitten weißen Sammetkleide vor ihn hingetreten, mit großen

Boutons in den rosigen Ohren und mit Pa's berühmtem Collier um den schneigen Hals: „Bin ich schön, dearest?“ und hatte ihre verliebten Augen gemacht. Und er hatte gefeufzt: „Ja, Ruth, sehr schön!“

Nun war wohl etwas befremdet gewesen, hatte sich aber bemüht, liebenswürdig zu sein — dem neuen Mitglied des engeren Kreises und doppelt, nach altem deutschem Brauch, der Ausländerin gegenüber. Auch ihre Schönheit überraschte, machte Eindrud.

Aber Ruth sah wie ein Marmorbild. Nur ihre großen Augen wanderten so eigen misachtend im Salon umher, in diesem etwas künstlich aufgeputzten Salon mit der blauen Plüschgarnitur und dem vielen billigen Bric-à-brac auf Werten und Simfen. So eigen misachtend — schon auf der Treppe hatte sie gedöhnt: „Immer noch höher hinauf?“

Sie war nicht geradezu unhöflich, aber gänzlich unverbindlich. Bei Tisch streifte sie den Handschuh nicht ab, rührte Gabel und Messer kaum an. Und Hans Hagelich sah mit Schreden, wie das Gesicht der guten Frau von Braunstein, die so stolz auf die Kochkunst war, die eigne und die ihrer Küchenfee, spitzer und immer spitzer wurde. Dann hörte er im Rauchzimmer ein leises Wort fallen von einer Ja- und Neinsage-Maschine, und lächelte sofort, wer damit gemeint war. Die Angst trieb ihn in den Salon, zu den Damen zurück. Gottlob, Ruth sah wieder ganz korrekt im Kreise, schön wie immer, und es war ja wohl ganz gut, daß sie so wenig sprach.

Aber gerade, als er sich einen Stuhl heranzog, sah er, wie Frau von Hager, die Kommandeuse, sich zu seiner Frau setzte und sie liebenswürdig ansprach: „Nun, liebe Frau von Hagelich, wie leben Sie sich hier ein?“

„D — ich danke.“

„Es sind gewiß mancherlei neue Eindrücke, die an Sie herantraten —“

„D — nein —“

Frau von Hager lächelte leise, aber sie gab den Versuch nicht auf. Es war für sie eine Art Pflicht. „Es geht Ihnen gewiß wie uns allen, Sie haben zu wenig von Ihrem Herrn Gemahl. Der böse Dienst —“

Hans bemerkte, wie eine Spur Leben in das Marmor Gesicht kam, gewahrte aber auch die Eigensinnigkeit auf der Stirn seiner Frau. Und dann hörte er: „Ich weiß gar nicht, warum mein Mann sich immer noch mit dem dummen Dienst quält.“

„Aber, liebe Frau von Hagelich, ein Mann muß doch seinen Beruf haben.“

„D — nein! Warum denn? Hans hätte das doch nicht nötig. Und ich mag es gar nicht.“

Er warf sich schleunigst in die Weiche, suchte mit einigen Scherzworten eine andre Wendung in das Gespräch zu bringen. Frau von Hager ging sofort bereitwillig darauf ein. Aber dann fiel Ruth, als ob sie alle Zwischensätze überhört hätte, plötzlich noch einmal hartnäckig ein: „Warum nimmst du eigentlich nicht deinen Abschied? Dir macht das dumme Diensttum doch auch kein Vergnügen.“

Sie wiederholte damit nur, was er wohl gelegentlich selbst in schlechter Laune gesagt hatte. Aber daß sie es jetzt hier aussprach, verdroß ihn aufs höchste. Er bekam einen roten Kopf, sagte in ungewohnter Schärfe: „Davon verstehest du nichts, Ruth!“ und wollte sich wieder an Frau von Hager wenden.

Doch nun ließ Ruth nicht locker. Eigensinnig erwiderte sie: „Ich verstehe das ganz gut. Ich will meinen Mann für mich haben. Und Pa ist reich genug . . .“

Zum Glück intonierte im Nebenzimmer in diesem Augenblick irgend jemand auf dem Flügel einen Brahmschen Tanz. Das Gespräch wurde abgebrochen. Aber Hans sah im Kreise der Damen auf allen Gesichtern ein mühsam unterdrücktes Lächeln und, was ihn fast noch mehr kränkte, in den klugen Augen der Frau von Hager etwas wie ein Mitleidschimmern. (Ausscheidung folgt)

## Vollsgesundheitspflege auf dem Lande

von  
Geb. Sanitätsrat Dr. Konr. Küster

Während bei den Gebildeten und in den Städten der Sinn für eine gesunde Lebensweise sich allmählich zu entwickeln anfängt, ist er auf dem Lande so gut wie gar nicht vorhanden. Der große Wert der Sauberkeit ist weder in ästhetischer noch in gesundheitlicher Beziehung erkannt. Die frische Luft wird durch festes Verschließen der Fenster der Schlaf- und Wohnräume mit Hartnäckigkeit ferngehalten. In diesen durch die fehlende Lüftung und Sauberkeit naturgemäß dumpfigen Räumen würde der Landbewohner dauernd verweilen, wenn er nicht glücklicherweise durch seine Thätigkeit auf Acker und Feld sich den größten Teil des Tages im Freien auszuhalten gezwungen wäre. Das Waschen des Körpers ist meist nur ein oberflächliches und beschränkt sich für gewöhnlich auf Gesicht und Hände. Gebadet wird nur bei besonders günstiger Gelegenheit; im allgemeinen ist große Wasserfülle vorhanden. Die Müllgruben und Aborte werden in der Nähe von Brunnen und Pumpen angelegt, so daß nach einiger Zeit das Trinkwasser mit unangenehm, krankmachenden Stoffen angefüllt sein muß. Die Jauche läßt man in vielen Dörfern auf die Straße fließen und dort verfaulen. Die Sprien werden unverdeckt hingestellt und der Beschmutzung durch Fliegen und Staub ausgesetzt. Etwas Wunden werden mit schmutzigen Lappen verbunden. Wobin man sieht, überall höhet man auf durchaus fehlendes Verständnis für die Grundregeln der Gesundheitspflege.

Es ist bedauert auch nicht wunderbar, daß die Landbewohner in Bezug auf Kränklichkeit und Sterblichkeit den Stadtbewohnern gegenüber durchaus nicht günstiger, sondern oft genug schlechter gestellt sind. Berlin mit seinen zwei Millionen Einwohnern hat trotz dieser Massenbevölkerung einen besseren Gesundheitszustand als das Land und die kleinen Städte. Dies ist die sichtbare Folge der gesundheitlichen Einrichtungen, in erster Linie der Kanalisation und der Versorgung der Stadt mit gutem Trinkwasser, dann aber auch des Vordringens einer aufkläreren Anschauung über ein gesundheitsgemäßes Leben. So ist Typus aus Berlin so gut wie verschwunden. Nur vom Landaufenthalt oder aus den Wäldern Heimkehrende bringen zuweilen diese Krankheit mit, denn auch manche Baderorte lassen nur zu häufig die Lehren der Gesundheitspflege außer acht, besonders was Abfuhr und Wasserreinigung betrifft. Auch die Brechdurchfälle der Kinder haben in Berlin insolge der polizeilichen Kontrolle der vom Lande eingeführten Milch stark nachgelassen. Mit andern Worten, die mangelhaften gesundheitlichen Verhältnisse des Landes werfen ihre Schatten auch auf die Städte. Statt Erfrischung und Heilung holen sich die Städter häufig schwere Erkrankungen.

Es liegt deshalb nicht nur im Interesse der Landbewohner, sondern auch der Allgemeinheit, daß hier für gute gesundheitsgemäße Vorrichtungen Sorge getragen wird.

Wie ist das zu erreichen?

Vor allen Dingen ist in der Landbevölkerung der Sinn für Reinlichkeit, für frische Luft, für Abhärtung, kurz für eine gesundheitsgemäße Lebensweise zu erwecken. In erster Reihe denke ich dabei an den Volksschullehrer als einen erzieherischen Faktor. Freilich ist ihm erst eine seiner Wichtigkeit entsprechende Stellung einzuräumen. Die trafenher Weidigungsfrage hat ein großes Licht auf die ungläubliche Behandlung und Herabdrückung der Volksschullehrer geworfen. Bei einer so schiefen Stellung ist es ihnen nicht möglich, einen erzieherischen Einfluß auf die Kinder und noch weniger auf die Erwachsenen auszuüben. Kinder sollen aber nicht bloß mechanisch lesen, schreiben, rechnen und Bibel- und Gesangbuchweise lernen, sondern sie sollen auch geistig und körperlich zu tüchtigen Menschen erzogen werden. Dazu gehört aber, daß das Kind Mäßigkeit und Ehrfurcht vor seinem Erzieher hat. Diese kann bei unwürdiger Behandlung der Erzieher seitens der Vorgesetzten aber nicht vorhanden sein. Andererseits müßten die Volksschullehrer auch selbst auf dem Seminar in der Gesundheitslehre ausgebildet werden. Sie müssen in dieser Hinsicht für ihren so wichtigen Beruf besser geschult werden. Mit totem Eintrichtern und Auswendiglernen ist dies nicht gemacht; sie werden dann immer wieder auch nur eintrichtern und geistlos auswendig lernen lassen. Die Volksschullehrer müssen selbst fattelst in der Gesundheitslehre sein und jeden Verstoß gegen die so außerordentlich wichtige Rein-

lichkeit unangenehm empfinden. Sie müssen wissen, daß viele Krankheiten, wie Kindbettfieber, Wundstich, Mutterergüssen, viele Hautkrankheiten Folgen der Unreinlichkeit sind; sie müssen wissen, daß jeder Quarris sorgfältig gereinigt und verbunden werden muß, weil jede kleinste Wunde die Eingangspforte für höchst gefährliche Bazillen sein kann. So ausgerüstet werden sie fast spielend den Sinn für Reinlichkeit, für frische Luft, für ein gesundheitsgemäßes Leben erworben können. In dem täglichen Verkehr mit den Kindern werden sie dann von selbst jeden Verstoß gegen die gebotene Reinlichkeit, jede Verstandlosigkeit für die uns umlauenden Gefahren, jede Gleichgültigkeit gegen ein gesundheitsgemäßes Verhalten rügen und zwar, ohne direkt Unterricht in Gesundheitspflege zu geben. Das, was bei geeigneten Gelegenheiten praktisch und anschaulich gezeigt und erklärt wird, geht nie verloren, während theoretischer Unterricht ohne Anschauung und praktische Übung nur mechanisch aufgesaht wird und bald aus dem Gedächtnis verschwindet.

Auch der Sinn für die Schönheit der Natur, für das Leben und Treiben in ihr, der den Landbewohnern leider so sehr abgeht, ist wachzurufen. Freilich kann dies nicht in der engen, dumpfen Schulstube geschehen, sondern in Gottes freier Natur. Beim Wandern durch Feld und Wald kann der Lehrer mit größerem Erfolge wirken als in der Stube; verlangen doch einsichtige Männer, daß der Schulunterricht überhaupt möglichst im Freien stattfinden soll. Was dem Kinde auf diese Weise eingeprägt wird, das haftet dauernd, während bei älteren Menschen veraltete Anschauungen, Vorurteile, Aberglauben, die sie in der Kindheit eingelesen haben, schwer auszurotten sind.

Also Raum für die Entwicklung des so wichtigen Volksschullehrers! Man enge infolge mittelalterlicher rückständiger Vorurteile seinen Wirkungsbereich nicht ein und gebe ihm endlich eine Stellung, wie sie seinem wichtigsten Beruf entspricht.

In meiner Reihe denke ich an den Landpfarrer. Auch dieser kann volksgesundheitlich wirken, freilich mehr bei den Erwachsenen als bei den Kindern. Den Erwachsenen gegenüber ist ja auch ein stärkerer Einfluß notwendig. Um aber mit Erfolg zu wirken, ist es gleichfalls notwendig, daß der Landpfarrer sich vorher auf der Universitäts- in der Gesundheitspflege ausgebildet hat, wozu ja jetzt Gelegenheit geboten ist. Leider ist diese noch zu wenig benützt worden. Viele kümmern sich gar nicht darum, oder wenn dies der Fall, wenden sie sich der so bequemen Homöopathie zu. Hier braucht man nicht große Wortstudien zu machen. Man hat sein Buch mit den Anzeichen der Krankheiten und mit Anweisung von bestimmten Streukugeln gegen die verschiedenen Krankheitserscheinungen. Ich habe es erlebt, daß verlauchte Frühe von Pastoren innerlich mit Streukugeln behandelt worden sind! Dem Landpfarrer ist so häufig Gelegenheit geboten, die Wohnungen seiner Gemeindeglieder bei ihren Nöten zu betreten, daß er hier freilich und zugleich gesundheitlich in schönster Weise wirken kann. In einem gesunden Körper waltet ein gesundes und heiteres Gemüt mehr als im kranken Körper, und ein geänderter Mensch ist den geistigen Einflüssen zugänglicher. Ein Pfarrer freilich, dem es bei seiner Gemeinde nur auf einen freudlosen, starren Glauben ankommt, dem jede Weiterentwicklung, jede Lustigkeit ein Grauel ist, versteht dadurch schon gegen die Grundlehre der Gesundheitspflege, denn zwischen Körper und Gemüt besteht Wechselwirkung. Trauer, dumpfes Dünbrüten führt leicht zu Entartung der Organe, während Heiterkeit im Gemüt einen gesunden Pulsschlag des Körpers erzeugt. Trockene Gelehrsamkeit, starrer Glaube sind gleichmäßig vom Uebel.

Ich denke ferner an den Gutsbesitzer. Auch er kann in seinem Bereich sehr segnerreich wirken. Er ist jedoch nur Privatperson und soll deshalb außer Betracht bleiben.

Von großer Wichtigkeit bei der Volksgesundheitspflege auf dem Lande ist natürlich der Kreisarzt. Aber er wohnt in der Stadt, kommt viel zu selten auf die Dörfer und meist erst, wenn das Kind, wie man sagt, schon in den Brunnen gefallen ist. Erst wenn eine Epidemie ausgebrochen, wenn es also meistens zu spät ist, werden Brunnen geschlossen, Maßregeln zur Absperrung getroffen. Um früher einzugreifen, dazu fehlt dem Kreisarzt die Befugnis. Auch er ist zu sehr bürokratisch eingeengt, wie überhaupt bei uns ja leider der Buchstabe und der Formalismus herrschen.

Die mächtigste und wichtigste Persönlichkeit auf dem Lande ist der Landrat mit seinen Amtsvorstehern und Gendarmen. Er besitzt Machtbefugnis in reichlicher Menge, aber dagegen sind seine Kenntnisse für unsern Zweck nicht genügend, und seinen Amtsvorstehern fehlen diese meist ganz und ben

Gendarmen natürlich vollkommen. Der Landrat ist Jurist, und obgleich dieser in allen höheren Regierungsverwaltungen oben steht, so weiß man doch, daß er außer seiner trockenen Juristerei und seinem Bureaukratismus nicht viel mehr gelernt hat. In der Gesundheitspflege ist er aber meist ganz unwissend. Es wäre nun wohl erste Bedingung, daß derjenige, der zum Landrat eines Kreises bestellt wird und so die höchste Machtbefugnis erhält, erst eine Ausbildung in der Gesundheitspflege ausweist. Erst dann kann er gebräuchlich für seinen Kreis in gesundheitlicher Beziehung einwirken.

Wir werden daher, um zum Schluß zu kommen, erst dann normale gesundheitliche Verhältnisse auf dem Lande errichten, wenn die vier Faktoren, der Volksschullehrer, der Pfarrer, der Kreisarzt und der Landrat mit den erforderlichen Kenntnissen und Machtbefugnissen ausgestattet sind und verständnisvoll einander in die Hände arbeiten.

## Der Sieger

von  
Eurt Julius Wolf

In diesem Jahre war das Jagdbrennen, das die Offiziere des Steinaer Königin-Dulaceregiments alljährlich im engsten Kreise auf einem Komplex der Garnison benachbarter Felder veranstalten, insofern von besonderer Bedeutung, als es die Konzentration um den Silberpokal definitiv entscheiden sollte, den die hohe Regimentsinhaberin, die Königin Karola, das Jahr zuvor gestiftet hatte. Weiße Fähnchen, dem bloßen Auge teilweise kaum sichtbar, begrenzten in Abständen die weithin sich deh nende, mehr abwechslungsreiche als regelmäßig angelegte Bahn. Urkräftiger Stoppelacker, von Kraut- und Kleefeldern hie und da mit fastigem Grün durchsetzt, war das Terrain so gewählt, daß es sich von einer flachen, gewissermaßen die Basis bildenden Bobenerhöhung aus bequem übersehen ließ.

Hier sammelte sich zunächst jenes städtisch-ländliche, beiderseits aber immer sehr geduldige Gelegenheitspublikum, das bei derartigen Anlässen — freilich nur als Masse in Betracht kommend — stets zuerst da ist, während die später und in gemessenen Abständen den Feldweg heraufschaukelnden Wagen die offiziellen Zuschauer mehr im Vordergrund, in der Nähe des Zieles, absetzen: Damen des Regiments, Mittergastbesitzer aus der Umgegend, Verwaltungsgastgeber und Landadel mit einem erschämten Hufsch Steinern Amt- und Würdenbourgeoisie — alles in allem ein frei-konventionelles Honoratioren-Stellbilden, das jeder Individualität Raum zur Entfaltung bot und so im goldenen Licht der Nachmittagssonne ein farbig glänzendes, reichgegliedertes Mein-air-Bild dieser bevorzugten Gesellschaftsklasse entrollte.

Die Leisnauer Equipage mit der Gräfin Duban-Grabisch und ihrer Tochter kam ziemlich zuletzt, das Trompetercorps hatte gerade den Aufmarschmarsch beendet. Man hatte überhaupt nicht erst auf die beiden Damen gerechnet. Der Oberleutnant von Habenhorst, der die Comtesse stark verehrte und acht Tage vorher mit der offiziellen Einladung selbst nach Leisnau geritten war, hatte eine ziemlich bestimmte Antwort mitgebracht und damit im Kreise der Kameraden lebhaftes Gebahren hervorgerufen. Er selbst war übrigens am meisten enttäuscht. Er hatte von seiten der Comtesse doch mehr Interesse erwartet, gerade weil das diesjährige Rennen durch die Ehrengabe Ihrer Majestät und seine, des bekannten Herrenreiters, Teilnahme gewissermaßen zu einem equitrischen Ereignis wurde. Sein schönes Selbstvertrauen war plötzlich so stark angegriffen, daß er sich in einer besonders schwachen Minute sogar einmal die Frage vorlegte, ob sich Comtesse Sibylle wohl ebenso lähl verhalten hätte, wenn Leutnant von Bloome, sein Nebenbuhler, der Lieberbringer der Einladung gewesen wäre.

Leutnant von Bloome, der die Comtesse vielleicht noch glühender und vielleicht auch noch hoffnungsloser liebte, bewachte auffallenderweise eine gewisse wortstarke Gelassenheit, die sich unter Umständen von dieser Bedeutung beinahe wie stille Senntung ausnahm. Es muß deshalb unentschieden bleiben, ob er sich nicht sogar direkt gefreut hätte, wenn von Habenhorst mit einem kompletten „Mein“ niedergelommen wäre. Er war im Grunde ein durchaus nicht übelwollender Mensch, mußte auch, daß er sich auf seinem „Verdubben“, einem reinrassigen Wolfshund vom „Belmont“ aus der „Regenwolk“, Habenhorsts „Almanfor“ gegenüber ziemlich

gut würde behaupten können; aber der Gedanke, sich mit diesem unter Sibyllens Augen allein durch die Kraft und Schnelligkeit der Pferde zu messen, behielt doch immer etwas Feinliches für ihn. „Offizielle Gelegenheiten“ waren ihm überhaupt wenig sympathisch. Habenhorst wurde zwar von der Comtesse nicht ausgesprochen bevorzugt; allein als dem älteren Kameraden, der überdies kurz vor dem Hittmeister stand, wurde ihm doch überall mit stillschweigender Selbstverständlichkeit der Vortritt überlassen, beim Dinner wie bei der Polonaise. Und den wollte und mochte er ihm nicht ohne weiteres streitig machen. Dätte er doch damit eine Entscheidung herbeigeführt, die nach seiner Meinung unbedingt zu Gunsten des langen, eleganten Hannoveraners ausfallen mußte.

Dagegen machte es ihn dann immer unaussprechlich glücklich, einmal an einem schönen Sommerabend aufs Geratewohl durch den Wald nach Leisnau zu reiten und dann die Comtesse wirklich auf ihrem Spaziergang oder im Jagdland beim Partende anzutreffen. Dann erlaube sie wohl, daß er, den schnaubenden Fuchs am Zügel, ein Stückchen neben ihr berging oder plaudernd unter ihrem grünen Laubenhog hielt, um so, an das beiseite gelegte Buch anknüpfend, ein wenig mit ihr über Welt und Menschen zu philosophieren. Wie köstlich war nach solchen Gesprächen der Heimritt durch den stillen, laulich-würzigen Tannenwald! Im Graze machten die Gräfin ihre schläfrige Musik, äsende Hebe äugelte furchlos nach dem einsamen Reiter, und durch all das geheimnisvoll-dämmende Waldweben wiegte ihn der verhängten Jägeln der treue Gaul im leichten, federnden Schritt seiner Masse.

Die Duban-Grabisch, Mutter wie Tochter, lebten ziemlich zurückgezogen. Eine Einladung in ihr altes, bides, ganz mit Ephen umspinnenes Turmschloß aus der Feudalzeit war eine ebenso begehrte als seltene Ausnahme. Sie schienen, wennschon sie Winter für Winter zu den Hofburggärten nach Wien reisten, das Gesellschaftsleben nicht unbedingt an die Spitze zu stellen. Nach dem üblichen Frühjahrsaufenthalt an der Riviera kehrten sie regelmäßig im Juni nach Leisnau zurück und lebten hier bis tief in den Herbst ihren vorwiegend geistigen Beschäftigungen. Die Gräfin, von Geburt eine Deutsche und durch den Tod ihres Vaters, eines böhmischen Großgrundbesizers, der 1868 geblieben war, nach kurzer, überaus glücklicher Ehe urplötzlich aus allen Himmeln gestürzt, hatte sich seit den Tagen von Gitschin und Königgrätz vom Weltleben zurückgezogen und nur der Erziehung ihrer Tochter gelebt. In Leisnau, das früher ihrem Vater gehörte, und das sie nach der Aufteilung der böhmischen Liegenschaften zurückkaufen konnte, hatte sie ein ihr wahrhaft zugewandtes Witwenasyl gefunden. Erst seit die Comtesse die Tanjähre absolvierte, war sie, teilweise während und ohne je wieder die Trauerfarbe abzulegen, zu den äußeren Lebensgewohnheiten ihrer Kreise zurückgekehrt. Sie stand überdies auch in Briefwechsel mit der Ober-Gräfin, deren Besuche sie von Zeit zu Zeit empfing.

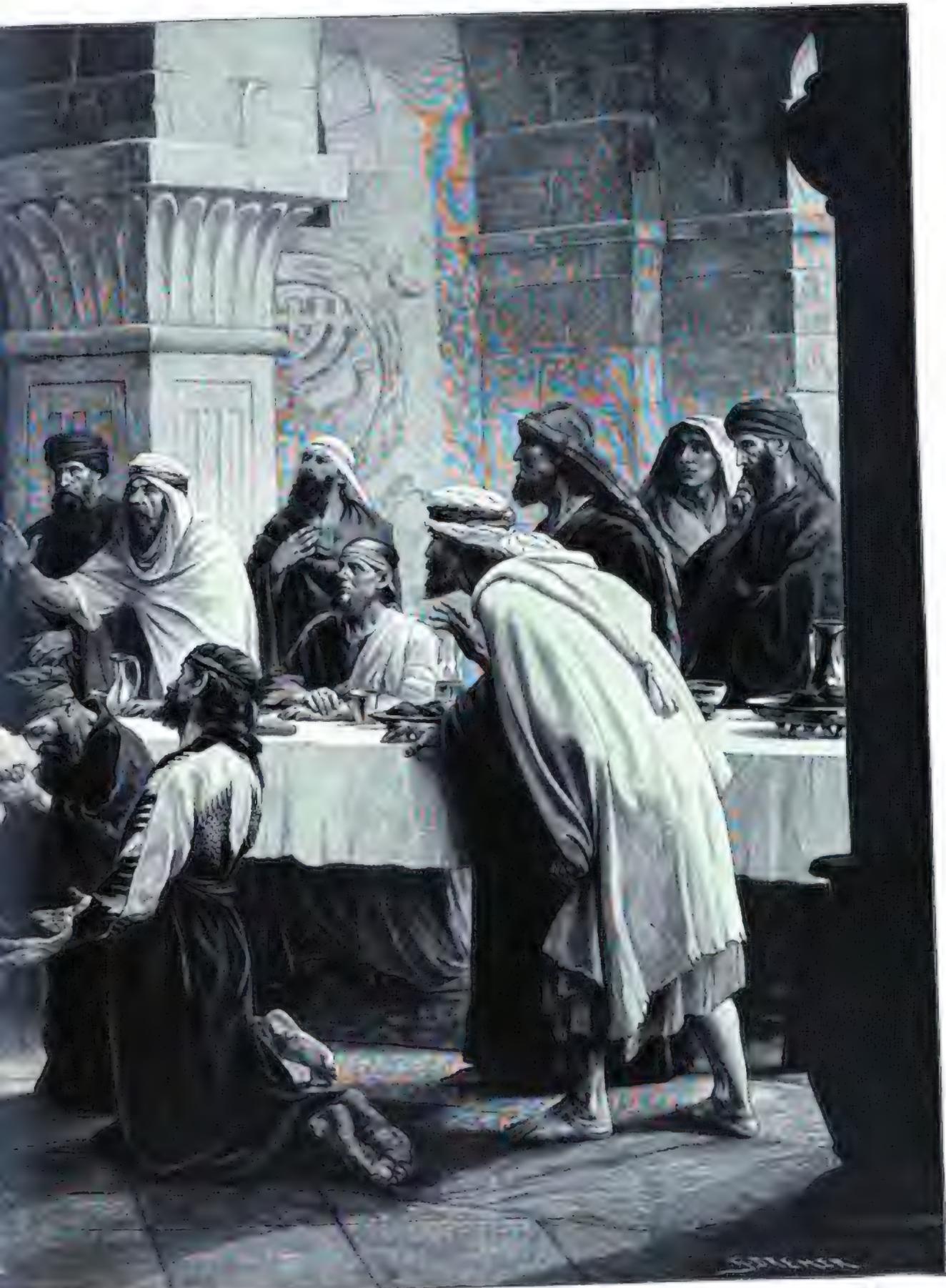
Zum Reiten hatten sich Mutter und Tochter schließlich also doch noch entschlossen und damit niemand eine größere Freude bereitet als dem allzeit galanten und stark liebesgesehnten Oberleutnant von Habenhorst. Gleich nach dem Oberst, der die Damen mit jener klassischen, alten Kriegsbären so prächtig im Gesicht stehenden Hütterlichkeit verträglichsten Soldatenblützelten begrüßte — und zwar durch tief respektvollen Handkuss mit einem kleinen, verschämt jählichen Nachzügler jedesmal —, war er ebenfalls zum Wagen geeilt, um beim Aussteigen hilfreiche Hand zu leisten. Die Damen jedoch jogten vor, sitzen zu bleiben. Und nun stand er in vornehmer Länge, die Finger der Rechten in das kleine, silberverbrämte Begierstücken seiner lichtblauen Altila geschoben, in der Linken die Heiterkeit wippend, bei ihnen am Schlage und erläuterte in der knappen und prägnanten Terminologie eines Rennprogramms die Disposition der drei einzelnen Abteilungen.

Die erste, ein Versuchrennen für die „Subalternen“, wie die jüngeren Herren sich scherzweise zu benennen pflegten, war inzwischen ziemlich zu Ende geritten, ohne daß die vom Jübil von der Entwicklung und den Einzelheiten mehr gesehen hätten als vier oder fünf langgestreckte Pferdeleiber, die plötzlich dicht vor den erschrocken zurücktretenden Zuschauern vorbeisauften und bald darauf auch schon durchs Ziel gingen. Uebe man sich recht hineinzuwenden wußte, schmettete schon der Fuchs über's Feld. Dann hörte man den Namen des Siegers, den man verag, sobald man ihn weitergenannt hatte. Der liebe Nächste nahm eben noch immer das Hauptinteresse für sich in Anspruch, und zum



Das heilige

Nach dem Gemälde



**A B e n d m a ß l**

von Joseph Hubert

andern lag es wohl auch an der Bahn selbst, deren schwache Markierung in der ungeheuren Ausdehnung des Schachfeldes nicht immer gleich ins Auge sprang.

Beim nächsten Rennen änderte sich das jedoch. Man war aufmerksam geworden, beherrschte das Terrain und hörte von dieser und jener Seite, daß nun eigentlich erst die Hauptsache käme, der Entscheidungslauf um den Pokal der Königin. Die besten Namen wurden genannt: von Habenhorst, Rittmeister Wasserhagen, von Rosinack, der Adjutant Leutnant von Blome.

Selbst die Comtesse schien sich zu interessieren. Wenigstens hatte sie, nachdem von Habenhorst mit einem heiteren „Auf Wiedersehen!“ davongereit war, um rechtzeitig zum Start zu kommen, den Wagen verlassen und einen etwas höher gelegenen Standort gewählt. Dort blieb sie nach einigen virtuosen, von seiner Seite jedoch aus Dauer und Vertiefung angelegten Begrüßungsgrüßungen ziemlich sich selbst überlassen. Die jüngeren Herren, die in ihrer Unterhaltung jenen Grad von Entgegenkommen vermisten, der ihnen oft so leden und paradoxen Hauptungen nun einmal unentbehrlich ist, zogen es vor, sie perspektivisch zu bewundern. Eine ähnliche und von innen heraus wertbestimmende Distanz der Lebensanschauung galt auch im Verkehr mit den Damen und umgrenzte sie hier vielleicht noch schärfer mit einer übrigens ganz spontan respektierten Art des Anders-sein-dürftens, die das interessante, dunkle Kolort der böhmischen Deszendenz auch schon äußerlich zur Erscheinung brachte. Eine jartgebräunte und ohne Wangenröte doch warmüberhauchte Gesichtsfarbe, braunschwarzes Haar, volle, dunkelrote Lippen und zwei wunderbare Sammelaugen gaben ihr zugleich den Ausdruck herber Reife, der gleichwohl nichts Glühendes und Aufregendes hatte. Tausche Lese schien sich in ihren Blicken sanft und rätselvoll mit slavischer Melancholie zu drapieren, mit der stolzen Behmut eines einsamen Seizers, das von seinem Reichthum nichts verschonen und vergeben darf. Denn daß sie die Welt um sich und ihre übertrieben wichtigen Ereignisse wirklich mit zu großen Gedanken maß, ohne für die Läden und Differenzen einen andern Trost als den der Selbstverleugnung zu finden, ließen schon die kalten erkennen, die in einer feinnervigen Doppellinie ihre junge Stirn durchzogen.

So, wie sie jetzt in jatter Spätsommerbeleuchtung auf der Höhe stand, das dunkle Auge über die Ebene schweifend lassend und das von aufgenommenem Kleid fest an die schlankle Gestalt gezogen, wurde sie von den jungen Leuten wie eine schöne Statue betrachtet. „Sie markiert Feuerzauber“, sagte Helmbold, vielleicht der feinste Kopf im Regiment und von seinem Talent, Leute und Situationen zu glossieren, bei derartigen Gelegenheiten gern ausgiebigen Gebrauch machend.

„Der Bräunhilde mit dem Feisegegnis eines Damenherums in der Tasche“, ergänzte sein Kamerad Sulzbach.

Die Leutnants lachten.

„Wirklich schade um sie!“ meinte nach einer Pause aufrichtig bedauernd auch der kleine, stark verschuldete Leutnant Thode. „Schön, rasend schön, reich, köstlich reich — Kinder, und so'n Riesenkapital steht nun so — so gewissermaßen in der Luft und ist nicht zu fassen. Was macht sie denn eigentlich die ganze Zeit?“

„Sie philosophiert.“

„Auf welchem Gebiet?“

„Zwischen Nietzsche und Tolstoj. Sie hat mich neulich mal gefragt, ob ich Krieg und Frieden gelesen habe.“

„Vielleicht ist das auch alles, was sie kennt.“

„Ne, ne, Thode, sie kennt alles. Die Bücher sind noch gar nicht verboten, da hat sie sie schon gelesen.“

„Nun frag ich bloß, Sulzbach, zu welchem Zweck sie wohl derartige Bücher liest?“

Sulzbach zog den Kopf schief und die Brauen hoch, als ob er sagen wollte: „Da müssen Sie schon mal direkt anfragen, mein Lieber.“

Helmbold aber entschied den Fall.

„Wissen Sie, Thode“, sagte er mit dem bekannten Vernichtungsglücken angenehmerer Lieberlegenheit, „wenn unfre Damen sich mit solchen Geistesern wie Nietzsche und Tolstoj einlassen, dann ist das immer so 'ne Art platonischer Liebe. Im Leben und im Wiedergeben — ja, da sind sie hin wie die Jungfrauen von Orleans; indes — man braucht ja nicht Ernst zu machen.“

Mittlerweile hatte der Stadtstrompeter selbst das Signal zum Abreiten geblasen, und die Umstehenden redten die Köpfe. Zunächst freilich sah man nichts als Ackerland in gelben und grünen, scheinbar schmaler werdenden Reihen. Endlich — irgendwo — weit — ganz draußen — sah sich etwas wie Bewegung aus der leblos-ruthigen Flächen-

dehnung; vier dunkelaufeinandergebrängte, kaum sichtbare Punkte begannen langsam, langsam zu rücken, zu einem mächtigen Bogen auslaufend. Je mehr sie dann aber in Flankeusicht kamen, desto rascher, glatter bewegten sie sich weiter. Es hatte den Anschein, als triebe der Wind vier seine, komplizierte Körperchen auf der Ebene vor sich her, zitternde Stoffsteilen mit aufgehobener Erdschwere, bald deutlich sichtbar, bald von der grünen Breite eines Krautfeldes völlig aufgelesen, bis sie plötzlich und jedesmal dicker, größer geworden, auf dem helleren Untergrund des nächsten Stoppelackers wieder auftauchten. Nun erkannte man das leichte Auf und Nieder des gestreckten Galoppes, das Blau der Uniform im Gegenlag zu den dunkleren Pferden, eine Welle als weißer, tanzender Stern in der Mitte, rudernde Ellbogen, silberne Ähnen, und so wuchsen, immer detaillierter, immer größer und größer werdend, lautlos und stetig andrängend, die vier dicht zusammenliegenden Reiter aus der Ebene heraus.

„Rosinack scheint abzufallen“, meinte Sulzbach, der sie sich der Reihe nach mit dem Krimsieder heranholte, „animiert schon. Der Ritter — bravo, bravo, wie immer. Habenhorst! Greter — Donnerwetter, jetzt hat Blome sich 'rausgehoben.“

„Auf Flügel der Liebe, meine Herren.“

„Die Chancen sind aber doch ziemlich gleich.“

„Achtung, jetzt kommt die Strafe!“

Sie lief quer über die Bahn. Gleich darauf setzten viermal vier Pferdehufe krachend über die steinharte Chaussee, alle vier setzten die Vorderhand glatt über den Straßengraben; aber nur drei gingen weiter über die knisternden Stoppeln. Eins hatte sich überschlagen und seinen Reiter im Bogen über sich hinausgeschleudert.

„Ist denn jemand gestürzt?“ fragte die etwas kurzschichtige Frau Major von Venz, als sie plötzlich eine große Aufregung um sich bemerkte.

„Blome“, sagte der Oberst und zuckte bedauernd die Achsel.

„Um Gottes willen, er wird doch nicht verunglückt sein! Unfre Mütter sind Freundinnen, noch aus der Pensionzeit her.“

„Er sieht soeben wieder auf, gnädige Frau.“

Sobald Blome sich erhoben und festen Fuß gefaßt hatte, spudde er das schmutzige Zeug aus, das er im Munde hatte. Er hatte buchstäblich ins Gras gebissen. Der Kopf drohte noch von der Wucht des Sturzes und hing vornüber wie mit Blei gefüllt. Wenn er mocht sah, drehte sich der Boden unter den Augen fort, die Bäume, die Anhöhe, die ganze dunfle, wirrwelnde Menschenmasse wie eine zerrinnende Spiegelung hinter sich herziehend. Er mußte doch aber vor allem sein Pferd wieder haben.

Der Goldfuchs lag mit dem Kopf nach unten auf der Grabenböschung und strengte sich mächtig an, auf die Beine zu kommen. Sofort lief er hin und lockerte, noch immer taumelnd, Gurt und Sattel, so schnell es gehen wollte. Dann machte er die Trense frei und begann in kurzen Zwischenräumen zu ziehen.

Das Tier wäre jedem Hufe gern gefolgt und aufgesprungen, fiel aber immer wieder auf die Seite. Allein den Kopf erhob es noch leicht und frei, seinen Herrn mit tief verzweifelungsvoollen Blicken erlernend. Er war ganz traurig, daß er ihm nicht helfen konnte, feste sich schließlich im Graben nieder und strichelte zurend den schlanken, schweißbedeckten Hals. Da lag es still.

Endlich kam der Major. Die Untersuchung dauerte keine halbe Minute.

„Wirbelsäule gebrochen. Wollen Sie selbst, Herr Leutnant?“ fragte der Mann, die Revolvertasche öffnend.

Blome winkte ab und drehte sich um. Der scharfe Knall in seinem Rücken ging ihm durch und durch, aber er zuckte mit keiner Wimper. Als er sich umschau, fiel gerade der edelgeformte, bis zuletzt hochaufgerichtete Pferdekopf lautlos ins Gras. Die Augen erstarrten, und aus der Einschußstelle im Mittelpunkt der weißen Stirnblasse traten jügend ein paar Blutstropfen. Erst als die zuspringenden Husaren den Rabaver bei den Fesseln packten und hinter ein Schlehborngebüsch schickten, schob ihm das Wasser in die Augen.

Langsam, mit aufeinandergebeißenen Zähnen stieg er die Anhöhe hinauf. Ihm war ganz elend zu Mute. Am liebsten wäre er nach Hause gefahren, aber wie konnte er das, ohne sich lächerlich zu machen? Wenn ein Leutnant ein Pferd einbüßt, dann ist das ja lange nicht so wichtig wie zum Beispiel ein Verlust im Spiel. Ein Pferd ist wie ein Stück der Uniform, jeden Tag zu ersetzen. Die Uniform ist nicht gefährdet.

Er mußte schon aushalten, ob es ihm auch nicht leicht wurde. Fortwährend umdrängten ihn die

Menschen mit ihrer erdormungslosen Teilnahme; sie wollten Erklärungen haben, nach dem Pferd fragte keine Seele. Schließlich hörte er auch von einem Kameraden, Habenhorst, der Sieger, habe sich insolge seines Sturzes etwas gedrückt gefühlt und sei, um ganz frischen Lorbeer zu tragen, nun auch noch im letzten Rennen engagiert.

Er würde auch das gewinnen — Gela, Amen! Etwas später sah er sich ganz unversehens der Comtesse gegenüber. Sie mußte ihm absichtlich in den Weg getreten sein.

„Sie haben Unglück gehabt, Herr Leutnant“, sagte sie und gab ihm die Hand. Er beugte sich wortlos darauf nieder und küßte sie. Dabei dachte er, während ihm schon wieder die Augen feucht wurden: „Die hat er auch gekannt, die Hand hat ihm auch schon Zucker gegeben, und nun — nun liegt er im Straßengraben.“

„Ja, ja“, meinte er nach einer Pause, um schließlich doch etwas zu sagen, „so'n Pferdchen verliert man nicht gern, Comtesse. Und wenn's eben doch passiert, dann weiß man erst, was man daran gehabt hat. Ich glaube, den letzten Blick, den vergriff ich im Leben nicht wieder... Was ist das Pferd doch für'n braves Geschöpf! Der Märtyrer in der Tierwelt. Kein Schrei, kein Klage laut selbst bei den größten Schmerzen, von allerhand Ungerechtigkeiten ganz abgesehen. Sein Leben läßt es, die Treue nie... Es muß doch sein, daß wir Menschen ausgemachte Egoisten sind, weil wir so selten darüber nachdenken. Und immer erst dann, wenn wir verlieren. Auf einmal wundert man sich auch gar nicht mehr, weshalb Friedrich der Große durchaus bei seinen Punden begabten sein wollte.“

Dann schwiegen sie beide. Die Comtesse schien über etwas nachzudenken, Blome sah starken Auges zum Schlehborngebüsch am Straßengraben hinüber. „Weshalb kommen Sie nicht mehr nach Weisnau?“ sagte sie endlich aus ihren Gedanken heraus. „Wille, besuchen Sie uns doch, Herr Leutnant, bald — heute, wenn Sie wollen. Ich möchte —“

„Er machte eine bedauernde Handbewegung. „Sehr liebenswürdig, Comtesse; indes man muß leider manchmal müssen, auch wenn man gar nicht bei Stimmung ist. Meiste muß ich zum Wecher greifen. Wir tafeln im Kasino.“

„Begleiten Sie mich wenigstens noch bis zum Wagen“, bat sie. „Mama wird sich freuen.“

Er ging neben ihr wie im Traume. Inzwischen hatte Habenhorst seinen wohlverdienten Doppelfleg errungen. Etwas mitgenommen, aber vom Gefühl des Erfolges wunderbar getragen, beilte er sich, die Weisnauer Damen aufzusuchen.

Er kam zu spät. Der Wagen setzte sich gerade in Bewegung.

„Also auf Wiedersehen in Weisnau, Herr Leutnant“, hörte er die Stimme der Comtesse und sah, wie Blome dankbar zustimmend die Hand an die Mütze legte.

Sein scharfes Auge überfachte sofort die Situation. Ein Gefühl des Unbehagens niederkämpfend, ging er lächelnd auf den geradezu ins Glück hineingerückten Hivalen zu und schüttelte ihm kräftig die Hand. Dann sagte er, die paar Worte, die er sich abringen konnte, merkwürdig scharf ausprägend:

„Biesteg, Blome. Gratuliere!“

## Im Wechsel

Noch weht es kalt durch Baum und Strauch,  
Und doch, ein warmer Frühlingshauch  
Hat schon die Welt getroffen.  
Noch weht es kalt, —  
Wer weiss, wie bald  
Sind alle Knospen offen.

Schon baut im schattigen Geäst  
Der Vogel heimlich still sein Nest;  
Die Saat wagt gleich dem Meere;  
Ch' du's geglaubt,  
Nicht müd ihr Haut;  
Des Sommers letzte Hehre.

Das Laub rauscht unter deinem Fuss,  
Es können fern wie Abschiedsgruss  
Der Wandervogel Kieder,  
Auf seiner flucht  
Strau goldener Frucht  
Der Herbst auf dich hernieder.

Wie liegt so trauerstill die Welt,  
Auf die der Schnee herniederfällt,  
Kalt weht es her von Norden,  
War's nur ein Traum?  
Ich merke es kaum,  
Dass Winter es geworden!



Roseepflanze mit drei-, vier- und fünfteiligen Blüten

### Glücksklee

Das vierblättrige Kleeblatt gilt seit unendlichen Zeiten als Glückssymbol; stundenlang suchen die Kinder an den Wänden der Kleefelder oft vergeblich nach solchen Blättern. Unser echter, in manchen Arten als Augerpflanze angebauter und in vielen Netzen wildwachsender Klee führt den wissenschaftlichen Namen *Trifolium*, d. h. Dreiblatt. Diesem Gattungsnamen macht der Klee alle Ehre, da eine Abweichung von der Regel bei ihm zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Aber die Glückskleeblätter, denen früher nur die Jugend nachhauchte, sind in neuerer Zeit modern geworden; man trägt sie als Verlocke an der Uhrkette zwischen zwei geschlossenen Glasplättchen in Kreis oder Dreieck, als Broche, Vorstecknadel u. s. w. Wie viele haben nicht schon ein solches Glückssymbol erstanden, ohne zu ahnen, daß das herrliche vierblättrige Blättchen zwischen den geschlossenen, goldumspannten Glascheiben in Wirklichkeit gar kein Kleeblättchen ist. Unser Kunsthändlerker sind erfinderische Leute, und so haben sie denn bald, auch ohne ausgeprägten botanischen Kenntnisse zu besitzen, herausgefunden, daß es außer dem Klee noch andere Pflanzen gibt, deren Belaubung dem echten Klee räumlich ähnlich sieht und daneben noch den Vorteil hat, stets vierteilig zu sein. Diese vierteiligen Kleearten



Vierteilige Goldschalenblüher



Normal dreiblättrige und fünfteilige Kleeblätter

die gegenwärtig zur Fabrikation „glückbringender“ Anhängsel verarbeitet werden. Da wächst zunächst in unsern Sümpfen eine kryptogamische Pflanze, wissenschaftlich *Marsilia quadrifolia* genannt. Ihr Name deutet schon auf die Vierteiligkeit hin. Diese heimische Pflanze hat Verwandte in Amerika und Australien, die wir in den botanischen Gärten aufsuchen können. Es handelt sich um Sumpfgewächse, die in ihrer herrlichen Belaubung sich eben nur durch das permanent vorhandene vierteilige Blatt vom normalen Kleeblatt unterscheiden. Die zweite, Glückskleeblätter liefernde Pflanzenart ist der größer belaubte Sauerklee, wissenschaftlich *Oxalis* genannt. Seine Blätter sind etwa doppelt so groß als diejenigen der *Marsilia* und mit der dunkeln Zone ausgestattet, die vielen echten Kleearten charakteristisch ist. Selbstverständlich ist auch der Sauerklee mit dem echten Klee nicht verwandt, seine deutliche Bezeichnung verbietet

er lediglich dem fleckerigen Blatt. Er hat eine rübenartige weiße Wurzel, die, in Salzwasser abgekocht, in Scheiben geschnitten, mit Essig, Öl, Pfeffer und Salz zu einem wohlschmeckenden Salat verarbeitet werden kann. Das Pflänzchen ist ganz allgemein bekannt, und so ist es begreiflich, daß sich viele Gärtner die Glückskleemode dienstbar machten, den vierblättrigen Klee im großen in Töpfen zogen und auf den Markt brachten. Das Töpfchen, das vielleicht einen Wert von zehn Pfennigen haben mochte, wurde in den letzten Jahren in den Blumen Geschäften zum Preise von ein bis zwei Mark verkauft. Wer einmal die von Tausenden von Insassen umschwärmten Blütenbälle des echten Klees eingehender betrachtet hat, wird beim Blühen des Glückspflänzchens bald herausgefunden haben, daß sein Glücksklee unmöglich echter Klee sein kann. Die rosafarbigen Blüten des Sauerklees sind sehr hübsch, aber mit Kleeblüten haben sie nichts gemein.

Um nun vom falschen Glücksklee zum echten zu gelangen, hat man Zuchtversuche angefangen, die nicht ohne Erfolg geblieben sind. Zwei unserer heimischen Kleearten neigen am ausgeprägtesten zur Vierblattbildung hin: der Weißklee und der Rotklee. Der Weißklee ist eines der häufigsten Unkräuter und wird auch oft mit Bedacht unter den Gartenrasen gesät, weil er zur Bildung eines dichten Teppichs beiträgt. Kürzlich animierte mich eine Schar Kinder, ihnen zu helfen, in einem mit Weißklee durchwachsenen Rasen nach Vierblättern zu suchen. Das Ergebnis war ein überraschendes, denn schon nach wenigen Minuten hatten wir zehn Vierblätter gefunden. Ebenso erfolgreich dürfte das Suchen nach Vierblättern beim Rotklee sein. Soweit ich unterrichtet bin, hat zuerst der Botaniker Dugo de Vries erfolgreich versucht, durch Zuchtwahl das vierblättrige Kleeblatt konstant zu züchten. Er schreibt: „So selten die Vierblätter im Freien sind, so leicht ist es, deren viele Hunderte zu haben, wenn man nur erst im Besitz der erblichen Klasse ist. Von dieser Klasse scheinen im Freien gelegentlich einzelne Exemplare vereinzelt vorzukommen; es gilt nur, sie aufzufinden, zu isolieren und zu vermehren.“ Durch sorgfältige Auswahl derjenigen Pflanzen als Samenpflanzen, die am meisten Vierblätter zeigen, und dann wieder durch Auswahl der nachgezüchteten Sämlinge kommt man schließlich so weit, Glückspflanzen zu züchten, die konstant einen gewissen Prozentsatz von Vierblättern bringen. Das beste bisher bekannte Ergebnis belief sich auf 14 Prozent Vierblätter. Dann zeigte es sich aber, daß weitere Zuchtwahl keinen höheren Prozentsatz an Vierblättern ergab; die Natur läßt sich eben nur bis zu einem gewissen Grade meißern, dann aber verlagert alle menschliche Kunst vor der Zähigkeit der Pflanzen. Die konstantesten Glückspflanzen hat der Weiß- oder Steinlilie geliefert und zwar

in einer sehr hübschen rotblättrigen Sorte. Ihm hat sich in neuerer Zeit noch der Rotklee hinzugesellt, dem man in seiner typischen Art die Vierteiligkeit des Blattes anzüchtete. Kürzlich erhielt ich jene Glückspflanze des Rotklees, die diesen Zeiten als Abbildung beigegeben ist. Wenn wir das Bild deutlich betrachten, so können wir verschiedene Vierblätter unter den vorherrschenden dreiteiligen Unkräutern herausfinden. Es treten aber auch „Glücksüberblätter“ auf mit fünfteiligen Blättern. Um dies deutlicher zu veranschaulichen, habe ich von der abgebildeten Pflanze eine Anzahl Blätter abgetrennt und zu Bildern zusammengestellt. Das eine Bild zeigt echte Glückskleeblätter, das zweite die drei- und die fünfteiligen Blattformen. Welchen Einfluß solche eine Pflanze wie die abgebildete, in der Häuslichkeit gepflegt, auf die Gestaltung eines glücklichen Familienlebens ausüben vermag, habe ich als Junggefelte leider nicht feststellen können. Ich glaube aber annehmen zu müssen, daß das vierblättrige Kleeblatt als Glückbringer etwa den gleichen Wert hat wie der Frosch als Wetterprophet. Ein einzelnes Vierblatt scheint mir zur Verbeiführung einer unerhöschlichen Glückswille nicht auszureichen. Dieses Ideal wird erst erreicht sein, wenn es der Kunst der Gärtner gelungen ist, Kleeplanzen zu züchten, die weder drei- noch fünfteilige Blätter, sondern ausschließlich die glückverheißenden Vierblätter bringen. Bis zur Erreichung dieses Zieles hat es aber noch gute Wege. Ist es einmal erreicht, so möge man für den Glücksklee den Namen *Quadrifolium* statt des bisherigen *Trifolium* wählen. **Max Hradtke**

### Die königliche Sammlung alter Musikinstrumente in Berlin-Charlottenburg

Von Dr. A. Hömer

Seit 1888 besitzt Berlin eine Sammlung alter Musikinstrumente, die mit 242 Stücken begann und jetzt gegen 8000 Nummern umfaßt. Die größte Bereicherung erfuhr sie im vergangenen Jahr durch den Ankauf der Geiter Sammlung, wofür der Kaiser hochherzig 200.000 Mark spendete. In



Blick in den Hauptsaal

dem einzigartigen Museum sind viele Schätze ersten Ranges; für das Studium der Musikgeschichte bietet sich hier ein unvergleichliches Material. Die Sammlung hat jetzt endlich in der neuen Hochschule für Musik ein würdiges Heim gefunden, freilich noch immer ein räumlich beschränktes; gegen 80 Klaviere und Orgeln liegen noch auf dem Boden. Die methodisch geordnete Sammlung enthält Instrumente in allen Arten und Formen. Die Entwicklung des Klaviers läßt sich hier z. B. von den ersten Anfängen verfolgen. Ursprünglich spielte dies Instrument durchaus nicht die Rolle wie heutzutage; die jungen Herren und Damen des 16. und 17. Jahrhunderts bevorzugten die Laute. Mit ihr konnte das damalige Klavier in keinem Wettbewerb treten. Es war ein unheimliches kleines Kästchen, das man bequem unter dem Arm trug, und sein dünnere, klirrender Ton vermochte gegen den Wohlklang der Laute nicht aufzukommen. Die älteste Konstruktion war das Klavichord, das bis in die ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts gebaut wurde, sein



Wiener Flügel von Joseph Madel (Halbtag des 10. Jahrhunderts), rechts franz. Klavierinstrumenten (17. Jahrhundert)

kleiner Ton war wenigstens noch keine Plage für die lieben Mitmenschen, und man wäre froh, wenn die oben, unten und zur Seite wohnenden Nachbarn beim Lernen für ihre „Stüden“ nur jenes, ach so sanfte Instrument berühren wollten. Nach dem Klavierord kam das Spinett und seine Flügel-

flügel zu erkennen, dessen sie sich zu bedienen pflegten. So z. B. bei dem etwa 1810 gebau-



Klavierspinett von Sebastian Bach, rechts Spinett und Spinettino

nicht angeschlagen, sondern mit einer Federspule angerissen. Es kann darauf nicht gleichzeitig forte und piano gespielt werden, das kommt erst bei den späteren „Fortepianos“; doch half man sich durch Aufstellung eines Spinetts auf dem Klavierspinett. Das führte zu hübschen Erfindungen und Variationen. So wurden beispielsweise die Instrumente gleich zusammengebaut.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kam endlich die dritte Art, das Hammerklavier, auf. Hier wird, wie noch jetzt, die Saite von einem Hammer angeschlagen. Zuerst war die neue Methode noch mangelhaft, dann aber wurde sie durch mannigfache Erfindungen verbessert, und schließlich setzte das Hammerklavier die alten Instrumente außer Kurs; das geschah im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Mozart war es, der die moderne Konstruktion in die Konzerte einführte. Das Messtastklavierchen, das ihn begleitete, ließ sich bequem in der Postkutsche mitnehmen; es hat einen kleinen, zierlichen Ton. Die Instrumente durften damals nur geringen Umfang besitzen, nicht nur des leichteren Transportes wegen, sondern damit die Virtuosen auf der Reise sie immer zur Hand hatten und in Übung blieben.

Bei der Betrachtung der ganzen Entwicklungsreihe der Klaviere, die in dem fesselnden Museum anschaulich geordnet sind, fällt ins Auge, wie man

hat ein Flügel, auf dem Liszt, Thalberg und andre Heroen des 19. Jahrhunderts gespielt haben; er ist dreichörig gespannt und robust gebaut, wie für das gewaltige, temperamentvolle Spiel von Liszt berechnet.

Unsre Bilder gewähren reiche Einblicke in die jetzt noch geschlossene Sammlung; es erscheint angemessen, hier im Text einige Erläuterungen zu geben.

Da ist zunächst der Durchblick in einen Teil des Hauptsaales: in der Mitte steht

früher weit mehr Sorgfalt auf die künstlerische Form und Ausstattung der Instrumente verwandt. So sind namentlich bei den Klavierspinetten die Deckel meist mit prächtigen Silbern geschmückt. Oft wählte man die Form einer Giraffe, einer Anta oder auch die eines Notenschranzes. Ein Kuriosum ist das kleine Nächtischklavier. Deutzutage ist die individuelle Gestaltung — wie in andern Dingen — von der industriellen abgelöst.

Wichtiger erscheint die Wahrnehmung, daß der Charakter der Kompositionen mit der Art des Instrumentes zusammenhängt. Man kann Händel und Bach erst ganz verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ihre Tonrichtungen von den damaligen Instrumenten beeinflusst wurden. Auch bei den späteren Komponisten glaubt man eine Verbindung mit dem

das Auge eine Pyramide von Darstellungen hervortreten; der Aufbau wird gekrönt von Sopranistinnen und einem spielenden Genius. Links zur Seite steht ein prächtig bemaltes Klavierspinett, eines der ältesten seiner Art. Im Hintergrunde die Büste von Beethoven, vor einer christlichen Pforte.

In alte Zeiten, als nur große Kirchen über Orgeln verfügten, erinnert das Bild mit den geschlossenen und geöffneten Bibelregalen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Es sind die Ahnen unsers Harmoniums. Die Klaviatur ist herauszunehmen, und die Deckel dienen als Klasebälge. Natürlich waren diese Instrumente leicht zu befördern.

Mit Ehrerbietung betrachtet man das schlichte geöffnete Klavierspinett von Sebastian Bach, der es nach eignen Angaben hatte bauen lassen. Es besitzt 2 Klaviaturen, 4 Registerzüge und einen Lautenzug, der der Saite die Klangfarbe der Baute giebt. Philipp Emanuel Bach, der Sohn von Sebastian, hatte es 50 Jahre in seinem Hause, und es erreichte hier die Bewunderung aller Musiker. Die Sammlungswort den Flügel für 1744 Karl. La.



Bibelorgel (Vorgänger unsers Harmoniums) aus dem 17. und 18. Jahrhundert

von Karl Maria von Weber, der bereits einen vollen, schönen Ton aufweist. Nicht minder bei dem Flügel von Felix Mendelssohn-Bartholdy, den ihm Pierre Erard 1832 „comme souvenir d'amitié“ verehrt hat; sein Ton scheint mit den lieblichen Kompositionen Mendelssohns, wie etwa in den „Närrern ohne Worte“, innig verwachsen zu sein. Einen kräftigeren, mehr orchestralen Klang

neben steht ein Spinett mit drohligem Bilde. Es veranschaulicht den Ursprung der — Rahmenflügel: In die Aktion sind Rahmen gesperrt; die Noten dienen als Takte, und durch Anziehen des Schwanzes werden die Tiere zu heftigem Schreien erregt. Durch diesen Scherz soll ein in Ungnade gefallener Hofnar die Gunst Philipps II. wiedererlangt haben. Im Vordergrund ein kostbar geschnitztes Spinettino.

Auf einem andern Bilde erscheint ein aufrecht stehender Flügel mit der Figur des Apollo, ein Prachtstück mit grünseidnen Vorhängen und reichen Bronzeverzierungen; Joseph Bachl hat es in Auftrag des 19. Jahrhunderts gebaut. Daneben ein altes geöffnetes, reich bemaltes Klavierspinett, eine französische Arbeit aus dem 17. Jahrhundert.



Flügel der Königin Marie Antoinette (Bau von Prof. Dr. Fischer), rechts Violoncello, auf dem Klavierstuhl das geöffnete Resonanzbrett Mozarts, auf dem Boden das geschlossene Resonanzbrett Friedrichs des Großen



Gruppe von Blechblasinstrumenten

Stück ist eine romanische Theorbe oder Chitarrone (Balklaute), die aus Venedig und vom 17. Jahrhundert stammt. Ganz rechts die Guitarre von Karl Maria von Weber, zu der er seine herrlichen Lieder sang, die treue Begleiterin des Hänglings auf allen Reisen; sie ist ein Geschenk der Eulalia Frau von Wildenbruch, Genahim des gefeierten Dichters.

Bei den Streichinstrumenten hängt in der Mitte ein Amati-Baß. Links davon eine der wunderbarsten Gamben von Nicenzo Anger in Cremona (1702); sie trägt statt der Schnecke einen brillantengeschmückten Frauenkopf. Rechts flankiert den Baß eine Viola di bordone (Wiener Arbeit von 1734), das Lieblingsinstrument des Fürsten Esterhazy, für das sein Freund Joseph Haydn viel komponiert hat. Es ist schwer zu spielen: die sechs Darmsaiten werden mit dem Bogen gestrichen, während der Daumen der linken Hand die unten liegenden Stahlsaiten schlägt. Ganz rechts feilt die aparte Form einer Viola d'amore von Amati (1572); sie ist bespannt mit Neben Darm- und darunter mit neun Trahsaiten, die sympathetisch mitschwingen und dem Ton größere Lieblichkeit geben. Hierlich sind die drei kleinen Tanzmeistergeigen (Viodelle); im Korpus der einen sieht neben dem Fiedelbogen ein

Am aufgeschlagenen Flügel der Königin Marie Antoinette, den ihr Hofmeister Pascal Laskin 1787 gefertigt hat, sieht auf unserm Bilde der hochverdiente Begründer und Leiter der Sammlung, der ausgezeichnete Musikhistoriker Professor Dr. Oskar Fleischer. Das Instrument mit den blühenden Engelhäutchen ist ein kunstvolles Flötenwerk des Dresdener Mechanikers Eduard Böhm (Anfang des 19. Jahrhunderts). Das Bild zeigt außerdem noch zwei Ukule. Das kleine aufgeschlagte Instrument ist das Reiseklavier von Mozart, ein Hammerklavier, das fast noch ganz die äußere Form des Spinetts aufweist. Es stammt aus einer Salzburger Familie, von der es Paul de Wit erwarb. Das historische so merkwürdige Instrument zeigt einfachste Stahlnachbau und hat einen Umfang von vier Oktaven und einer Quarte; die ganze Mechanik läßt sich nach hinten herausziehen, und diese Einrichtung wurde sinnreich zum Transponieren benutzt. Das zweite Ukule ist das auf dem Boden liegende geschlossene Feldkloßhörn Friedrichs des Großen, von Marius-Paris. Dieses Clavocin brisé (gebrochene Klaviatur) besteht aus drei selbständigen Teilen, die so zusammengesetzt werden, daß das Ganze wie eine längliche Kiste erscheint. Wenn Friedrich nicht gerade seinen Feinden aufzuspielen hatte, muhten ihn Philipp Emanuel Bach oder Jösch, der Stifter der Singakademie, auf diesem Miniaturklavier zur Flöte begleiten.

Festlich ist auch das Bild mit den Melodien Giacomo Meyerbeers, Geschenke seiner Tochter, der Baronin von Korff. Nur den prächtigen Erard-Flügel hat die andre Tochter, Frau Professor Gustav Richter, gespendet. Da ist das Bild des achtjährigen Virtuosen und eine Büste aus dem Todesjahr des Komponisten (1864). Ein Adler als Notensymbol, der Taktstock und das Schreibzeug Meyerbeers stehen auf seinem kleinen eleganten Meißelklavier, dessen Füße abzuschrauben sind; ein Beil von J. Meyer-Paris, der selber ein berühmter Lieddichter und Musiker war.

Die weiteren Bilder zeigen geordnete Gruppen. Ein Schrank vereinigt allerhand exotische Instrumente, darunter absonderliche Formen. Die primitivsten Stücke sind Negerbarren. In der Mitte fällt eine indische Sarinda auf durch ihren flügel-förmigen offenen Schallkörper; darüber hängen Banjos, das Vollsaitenspiel der amerikanischen Neger. Beachtenswert ist auch das 1. Stück der Mittelreihe: eine perulische Tar, ein lautenartiges Saiteninstrument. Auf dem Schrank steht eine chinesische Paulte.

Vertrauter in ihren Formen ist uns die Gruppe der Zupfinstrumente (Guitarren). Das querliegende, reichgezierte große



Gruppe europäischer Zupfinstrumente

bemalter Papierfächer. Diese minutiösen Instrumente waren namentlich bei den Geigern der Minnerzeit in Gebrauch.

Die Gruppe der Holzblasinstrumente enthält ganz links eine riesige Basspommer von drei Metern Länge, in der Mitte den würdigen Kontrabaß, rechts davon eine Doppellarinette mit klavierartigen Tasten (französische Arbeit vom 18. Jahrhundert); darüber eine Klarinette in Schlangenform. Das große Instrument mit seitlich nach unten hervortretendem Mundstück ist eine Bassklarinette; ganz rechts hängt ein Bassfellohorn mit eigenartig angebrachtem Mundstück und Schallbecher (von Streittwolf-Göttingen 1825). Aus der unteren Reihe erwähnen wir das gebogene englische Horn.

Das letzte Bild voranschaulicht eine Reihe von Blechinstrumenten. In der Mitte eine Klapptruba; links von ihr ein Cor russe, eine Art Jagdhorn; rechts das im 19. Jahrhundert viel gebräuchliche Klappenhorn. Das vielverschlungene Instrument mit den sieben Schallöffnungen ist eine von Sax-Paris 1852 erfundene Trombone; darunter liegt wie ein bewungener Trache das Serpent, ein großer Bassfellohorn. Das andre Monstrum mit dem Trachenkopf ist eine Buccina (Bastrompete), die Trombone des 18. Jahrhunderts. Auf der rechten Seite beschließen das Gruppenbild eine Diskantposaune, ein Waldhorn von 1841 und die schlanke Verolds-Trompete mit seidengefeilter Fahne.

Beachtenswert ist, daß früher jedes einzelne Instrument in den verschiedensten Formaten gebaut wurde, damit es einen ganzen Chor darstellen konnte, vom Diskant bis zum Baß. Erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts griff man aus den Gehören die besten Vertreter heraus: für Diskant die Flöten, für Alt die Oboen, für Baß die Fagotts. Welchen Reichtum an Instrumenten unsere Vorfahren besaßen, erkennt man so recht beim Durchwandern der eindrucksvollen Sammlungen. Richard Wagner hat manches Instrument der Vergangenheit



Holzblasinstrumente



Schemm mit Instrumenten aus fremden Erdteilen

zu neuem Leben erweckt. Vielleicht trägt das Museum dazu bei, weitere verloren gegangene Klangfarben wieder aufzufrischen und so die Musik der Gegenwart zu bereichern.

Da ist z. B. ein Tafellavier von 1791, bei dem durch sinnreiche Kombination Zither, Harfe und Orgel mit dem Klavierton vereinigt sind. Wenn man das Instrument beherrscht wie der Direktor der Sammlung, Professor Fleischer, lassen sich ihm wundervolle Töne entlocken. Gerade solche Kombinationen könnte man mit den modernen technischen Hilfsmitteln viel leichter und wirkungsvoller ausführen.

Ein andres Instrument freilich wird wohl nicht mehr wiedererleben, obwohl Männer wie Goethe, Jean Paul und Beethoven davon schwärmten: die Glasharmonika. Sie beruht auf der Idee von Benjamin Franklin, abgestimmte Gläser auf eine Spindel aufzureihen. Es ist ein rotierendes Instrument, bei dem man die Töne durch Reiben an den Wänden der Glasgloden erzeugt. Zu ihrer Herstellung bedurfte es einer großen Kunst der Glasblägerei; von 20—30 Gloden war vielleicht nur eine verwendbar. In Böhmen und Mähren gab es ein paar Meister, die sie fertigten. Als sie starben, war es mit der Herstellung dieser Instrumente vorbei. Die Sammlung hat davon noch vier, aber nur ein einziges ist brauchbar. Geht eine der Gloden entzwei, so ist es auch mit diesem letzten Instrument zu Ende. Zu den Meistern aus der Glasblägerei gehörte Gluck; auch Mozart lernte als achttjähriger Knabe darauf spielen und hat Stücke dafür komponiert. Mit großer Vorliebe spielte es der berühmte Augenarzt Albrecht von Graefe. Professor Fleischer ist jetzt wohl der einzige, der das klangvolle Instrument noch meistert. Der Ton ist so eindringlich, daß man die Nervosität des 19. Jahrhunderts auf die Glasharmonika zurückführen wollte. Das Instrument ist längst außer Gebrauch, aber die Nervosität ist leider noch immer da!

### Mars, Erde und Sonne

Zur mittlernächtlichen Stunde erblickt man in heiteren Nächten gegenwärtig im Süden in mäßiger Höhe einen roten Stern, der durch sein Licht alle benachbarten Gestirne überstrahlt. Es ist der Planet Mars, der jetzt der Sonne gerade gegenüber und zugleich der Erde am nächsten steht. Die Stellung dieser drei Himmelskörper im Raum ist gegenwärtig folgende: Sonne, Erde, Mars, und zwar beträgt die Entfernung Sonne-Erde 148 Millionen Kilometer, die Distanz Erde-Mars Anfangs

April d. J. 91 Millionen Kilometer. Die kleinste Entfernung des Mars von der Erde findet stets statt, wenn jener Planet der Sonne gerade gegenüber steht, doch ist sie im einzelnen recht verschieden, weil Mars sich nicht in einem Kreise, sondern in einer eiförmigen (elliptischen) Bahn um die Sonne bewegt. In den günstigsten Stellungen, wie eine solche 1877 stattfand und 1907 wieder eintreten wird, kommt Mars der Erde bis auf etwa 60 Millionen Kilometer nahe und gewährt dann für die Untersuchung seiner Oberfläche die beste Gelegenheit. Im gegenwärtigen Jahre wird man natürlich auch auf den großen Sternwarten diesen Planeten so oft als möglich beobachten; ob aber bei dieser Gelegenheit große neue Entdeckungen auf seiner Oberfläche gemacht werden, müssen wir abwarten.

Was die Lage des Mars in Bezug auf den Anblick von der Erde aus anbetrifft, so wendet er uns dieses Mal seinen Nordpol zu. Für seine nördliche Halbkugel hat am 27. Februar der Sommer begonnen, und am 20. August nimmt dort der Herbst seinen Anfang. Daß es Bewohner auf dem Mars gibt, gilt seit der Entdeckung des großen Kanalsystems auf der Oberfläche dieses Planeten vielen Forschern als zweifellos. Für die Bevölkerung der Nordhälfte des Mars ist jetzt in den Gegenden, die dort dem nördlichen Polarkreis und der nördlichen gemäßigten Zone entsprechen, die Zeit der Ueberschwemmungen eingetreten, in der das vom Schmelzen des Polarschnees herführende Wasser durch die Kanäle

abgeleitet und zur Bewässerung benutzt wird. Infolgedessen entfeuchtet rechts und links von den Kanälen reichliche Vegetation, und diese ist in den großen Fernrohren von der Erde aus in Gestalt seiner dunklen Linien wahrzunehmen. Auch sieht man von hier aus das Zusammenschmelzen der Eisgione um den Nordpol des Mars, und gegenwärtig wird diese Schneeanhäufung fast völlig verschwunden sein. Vor hundert Jahren hätte es märchenhaft geklungen, wenn man über Anlagen der Marsbewohner gesprochen hätte, heute ist dagegen unser Wissen so sehr fortgeschritten, daß wir, ohne überheblich zu sprechen, behaupten dürfen: es gibt Bewohner des Mars, deren Wasser und Vegetation so notwendig als uns ist, sie haben Verstand und Vernunft ähnlich wie wir, aber sie sind uns in technischer Beziehung überlegen. Alle diese Schlussfolgerungen beruhen auf der Entdeckung des nach geometrischen Prinzipien angelegten Kanalsystems, das die Marsoberfläche bedeckt.

Wenden wir uns vom Planeten Mars zur Sonne, so ist zu bemerken, daß die Zahl der Sonnenflecke gegenwärtig in starker Zunahme begriffen erscheint. Wie bekannt, sind diese dunklen Flecke in Zahl und Größe sehr wandelbar, und ihre Häufigkeit zeigt einen periodischen Wechsel innerhalb eines Zeitraums von durchschnittlich 11 Jahren. Die geringste Anzahl dieser Flecke war in den Jahren 1901 und 1902 auf der Sonne zu sehen, an manchen Tagen war die Sonne sogar völlig fleckenfrei; gegenwärtig aber kann man Tag für Tag wenigstens kleine Flecke, bisweilen auch schon eine größere Gruppe von Flecken wahrnehmen. Deren Zahl wird nun während der nächsten fünf Jahre zunehmen, dann sich aber wieder vermindern. Man hat auch davon gesprochen, daß das merkwürdig veränderliche Wetter während des verfloffenen Winters in einem gewissen Zusammenhange mit Vorgängen auf der Sonne gestanden hätte; in dessen sind solche Behauptungen irrig oder doch wenigstens zurzeit nicht durch wissenschaftliche Beobachtungen erweisbar.

Die Wärme, die die Sonne ununterbrochen ausstrahlt, ist der Quell aller Kraft und Bewegung, die wir auf der Erdoberfläche bemerken. Um eine Vorstellung von der Größe dieser Wärmestrahlung zu gewinnen, mag daran erinnert werden, daß die Sonne so viel Wärme in den Raum strahlt, daß diese ausreichen würde, um in einer einzigen Sekunde den ganzen Atlantischen Ozean in Dampf zu verwandeln. Derjenige Teil der Sonnenwärme, der während eines Jahres die Oberfläche von Deutschland trifft, ist so groß, daß er der Verbrennungswärme von 10000 Milliarden Zentner

Steinkohle gleichkommt. Ein großer, ja der größte Teil dieser Wärme geht für uns nutzlos verloren, und es ist klar, daß hervorragende Geister darauf verfallen mußten, nachzuforschen, ob es nicht möglich sei, diese unbenutzte Sonnenwärme technisch zu verwerten. Man begreift leicht, daß eine solche Ausnutzung der Sonnenkraft, wenn sie billig und rationell zu bewerkstelligen wäre, für die zivilisierte Menschheit die größte Bedeutung besäße. Die bisherigen Versuche nach dieser Richtung hin haben gezeigt, daß die Lösung des Problems möglich ist, aber es stellen sich ihr die größten Schwierigkeiten entgegen. Unlängst hat nun Freiherr Eduard von Labe in Weissenheim in einer kleinen Schrift gezeigt, daß der richtige Weg zu diesem Ziele der ist, die Sonnenwärme zur Erzeugung von Elektrizität mittels sogenannter Thermoelementen zu benutzen. Wenn es gelinzt, diese in einer Form, die für den industriellen Betrieb sich eignet, herzustellen, so wird in der Tat elektrische Energie in unererschöpflicher Menge gewonnen und im wahren Sinne des Wortes eine direkte Ausnutzung der Sonne begonnen werden. Die Möglichkeit, derartige Einrichtungen zu treffen, kann nicht geleugnet werden, und der Vorschlag des Freiherrn von Labe verdient daher die allseitige Beachtung der Fachleute.

### Literatur

Emile Jolas literarisches Vermächtnis, der Roman „Wahrheit“, in sieben in deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen (2 Bände, Preis geb. 8 Mark). Noch einmal, ehe der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, hat der große Meister des Naturalismus mit dem unerlöschlichen Kräfte seines mächtigen Genies ein Werk geschaffen, das zu den standard-works der modernen Weltliteratur gehört und in jedem Belange ein außerordentliches literarisches Ereignis genannt zu werden verdient. Der weltberühmte Freytag-Affaire, in die Jolas mit seinem stammenden „Famuse“ so ruhmvoll eingegriffen, hat der Dichter die Hauptmomente der Handlung entnommen und sie zu einem Kriminalroman größten Stiles verarbeitet, der sich allerdings nicht wie in der Wirklichkeit in missverständlicher Umgebung, sondern im Leben- und Wirkungsstadium der Wirklichkeit und des Leberhandes abspielt. Wie begannen hier für allen Hausfiguren und Ereignissen der „Affaire“ in mehr oder weniger getreuer Nachbildung, und es bildet einen ganz besonderen Reiz der Lesart, im einzelnen zu verfolgen, wie unheimlich schrittweise und funt- voll der Dichter die vielfältigen Verhältnisse und Episoden des großen Tramas künstlerisch zu verwerten und dem von ihm konstruierten Vorfallstisch auszuheben verstanden hat. Wohl noch nie war ein Roman so tief des allgemeinen Interesses der Zeitgenossen so sicher wie „Wahrheit“, weil jeder gebildete Zeitgenosse den Schlüssel dazu besitzt. Doch ist noch dem Dichter nicht bloß um eine historische Rekonstruktion der- mütiger geschichtlicher Ereignisse zu tun; diese dienen ihm vielmehr vor allem als Mittel zu einem höheren Zweck. Wie er seinerzeit als Mensch durch die Tat mutmaßt, die Sache der Wahrheit verstanden hatte, so tritt er hier als Dichter mit der Kraft seines Wortes für die Wahrheit in die Sphäre und preist sie als das höchste Ideal, dem die Menschheit überhaupt und sein eigenes Volk in besonderer Nachdrückung habe, um sich auf eine höhere Stufe der Zivilisation erheben zu können. Es rief von dem eminenten Schreiber Jolas hat eine der bedeutendsten Fragen des Kulturlebens, das er die Aufgabe, den Sinn für die Wahrheit zu fördern und auszubilden, vor allen andern der Schule unserer Zeit, und mit gewaltiger Beharrlichkeit bestrebt, daß die Schule im Stande sei, aus dem unendlich den benutzten Werk zu erhalten, den sie als erster und wesentlicher Faktor aller Kulturlebens verdient. Der Roman ist sowohl als literarische Schöpfung wie als kulturhistorisches Dokument von höchstem, dauerndem Wert und wird lange Zeit das allgemeine Interesse der lebenden Generation festhalten. — Ein besonders Lob verdient die von E. Holten- zweig herührende Uebersetzung, die Jolas' Kraftvoll, aber oft unpassenden Stil in merkwürdiger Weise wiedergibt und den feinsten Nuancen des Gedankens wie des Ausdruckes ebenso getreu wie verständlich folgt.

„Stil und Bewegung“ benennt Otto Weidow eine Sammlung Gedichte, die der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart in geschmackvoller Ausstattung herausbringt. Der Verfasser, der sich durch manche literarische Studien vornehmlich bekannt gemacht hat, befindet sich hier auch selbst als bewährten Dichter. Er ergreift sich nicht in landläufigen Klänge, der lediglich durch Klangreichtum zu wirken sucht, sondern selbst durchweg eigene Gedanken in künstlerische Form. Aus dem Rahmen des Ganges fällt der am Schluß beigefügte Prolog, der zu Friedrich Schlegels am 70. Geburtstag im Straßburger Stadtheater zur Aufführung kam, aber den Verehrern des großen Dichters wird diese Schwungvolle Übung seiner Muse gewiß willkommen sein.

„Sünder Jansen, oldenburgischer Staatsminister a. D.“ bietet in seinem Buche „Wiederholungs- und Erinnerungs- und Peter von Oldenburg“ interessante Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1890 der Oldenburg, schließliche Oldenburg-Regierung. Zum ersten Male erhält hier die Beteiligung des Großherzogs an der Einwirkung der parlamentarischen Angelegenheiten (1860 bis 1890) eine zusammenfassende Darstellung, und Johann sind der Teilnahme des Großherzogs an dem Festzuge der Kaiserin und an dem Festzug gegen Frankreich eigene Mitteilungen gewidmet, unter besonderer Beachtung der begleitenden politischen Vorgänge. Auch auf die anderen Angelegenheiten des oldenburgischen Staatslebens unter der Regierung des Großherzogs sowie auf dessen Stellung gegenüber den die Reichspolitik bewegenden Fragen ist eingegangen und am Schluß eine nähere Charakteristik des Fürsten nach den verschiedenen Richtungen seines Weltansichtes gegeben. Einige unvollständige Stellen sind im Anhang beigefügt. Die Erstausgabe stellt das Vorwort des verstorbenen Großherzogs nach dem Tode des von Bernhard Winter.

### Notizblätter

#### Die Marmorbank im Berliner Tiergarten

Der reiche Statuentenschmuck des Berliner Tiergartens ist neuerdings um eine künstlerisch ausgebaute Bank vermehrt worden, die dem Kaiser Wilhelm als Weidant gestiftet und dem Gedächtnis an den tapfersten Krieg von 1870/71 gewidmet. Sie befindet sich auf der Westseite der künstlich gelegenen Kaiserinsel. In der Mitte der Bank trägt die Bank die von Bildhauern skulptierte Büste Kaiser Wilhelms I. zu beiden Seiten die Büsten von Bismarck, Nolde, Woon und dem Kaiser Friedrich, der als Kronprinz Friedrich Wilhelm dargestellt ist. Die Inschriften verzeichnen in Goldbuchstaben 24 Orte, bei denen während des großen Krieges tapferste Schlachten geschlagen worden sind.

#### Herzogin Adelgunde von Modena

Ihren achtzigsten Geburtstag feierte am 19. März die Herzogin Adelgunde von Modena, Schwester des Prinzregenten Luitpold von Bayern. In Würzburg 1823 geboren, vermittelte sie Prinzessin Adelgunde am 20. März 1842 in München mit dem damaligen Erbprinzen Franz von Modena, Erbprinz von Oesterreich-Ungarn, und ist seit 20. November 1875 Witwe.

Seitdem hat sie in dem Hause ihres einzigen überlebenden Bruders, des Prinzregenten, eine glückliche Heimstatt gefunden.

#### Das Prinzregenten-Denkmal in Augsburg

Am 12. März, dem 82. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern, wurde das ihm in Augsburg errichtete Denkmal feierlich enthüllt.



Herzogin Adelgunde von Modena

In einem neuentstandenen Platzviertel der an historischen Erinnerungen so reichen ehemaligen Reichsstadt erhebt sich, umgeben von grünen Anlagen, das Monument, eine Schöpfung des Bildhauers Professor Franz Bernauer in München. Auf einem 5 Meter hohen runden Steinsockel steht die nahezu 2 1/2 Meter große Bronzefigur. Der Fürst, in die Tracht eines Oberbayerers gekleidet, erscheint in Gestalt und Haltung höchst lebensnah. In sprechender Feinheit sind die feinsten Details, von Hinde verfassten Gesichtszügen wiedergegeben. „Luitpold, Prinzregent von Bayern“, sagt Kitzsch die Inschrift auf der Vorderseite des mit reicher Ornamentik ausgeschalteten Sockels. An den Breitseiten des achtseitigen Wehrturms sind in Nischen die Medaillonportraits der ersten vier Könige Bayerns angebracht. Während man den Vater des Prinzregenten, König Ludwig I., direkt unterhalb des Standbildes sehen kann, leben rechts und links die Könige Maximilian I. und Maximilian II. auf der Rückseite des Sockels. Die Königin Victoria II. ist ebenfalls dargestellt. Auf dem Höhepunkt des Sockels steht eine Kugel, die die Weltkugel darstellt. Weitere Details sind die Inschriften der Könige und die von Bernauer verfassten Wehrtürme.



#### August Sommers Statue der Hoffnung

(Zu dem Bild S. 601)

Der hervorragende Wert der Bildhauerei widmete. Weitere Ausbildung erwarb er sich auf der Kunstakademie in München und ging alsdann nach Wien, wo er 4 Jahre als Bildhauer und Medaillier tätig war. Weiter sieben Jahre verbrachte er als selbständiger Künstler in Budapest, wo er für öffentliche Gebäude eine Reihe Figuren schuf, und nun endlich konnte er seiner Sehnsucht nach dem geliebten Lande der Kunst betriebligen. Als 25 Jahre verbrachte er in Rom, hier eine beträchtliche Anzahl bedeutender Werke schaffend, die zum Teil auch in Textildruck zur Veranschaulichung kamen. Eine Ausstellung seiner Skulpturen in Bremen trug ihm den Auftrag zur Deckung des imposanten Grottenbrunnens in der alten Festung ein. Die Berliner Nationalgalerie besitzt von dem Künstler, der vor einiger Zeit in seine künzlerische Heimat übersiedelt ist, zwei Bildwerke (Erd mit zerklüftem Wolkenschleier und Zirkel). Durch goldene Medaillen wurde er in Berlin, Nürnberg und London ausgezeichnet.



Die Fingerringen-Brunnen in Augsburg. Von Franz Bernauer-München



Die neue Marmorbank im Berliner Tiergarten

#### Die Wenzelkapelle bei Oberlahnstein

Die altchristliche Kirchweihkapelle bei Oberlahnstein, im Tal der Mosel, ist ein Werk des 12. Jahrhunderts.



Die Wenzelkapelle bei Oberlahnstein

Die altchristliche Kirchweihkapelle bei Oberlahnstein, im Tal der Mosel, ist ein Werk des 12. Jahrhunderts. Der Künstler blüht auf eine ebenso eigenartige wie ehrenvolle Laufbahn auf. Im Coburg 1849 geboren, war er mehrere Jahre in einer tübingener Zeichenschule (Hochschule) und kam als Felder auch nach Stuttgart, wo er

dem künstlerischen Trange folgten, sich der Bildhauerei widmete. Weitere Ausbildung erwarb er sich auf der Kunstakademie in München und ging alsdann nach Wien, wo er 4 Jahre als Bildhauer und Medaillier tätig war. Weiter sieben Jahre verbrachte er als selbständiger Künstler in Budapest, wo er für öffentliche Gebäude eine Reihe Figuren schuf, und nun endlich konnte er seiner Sehnsucht nach dem geliebten Lande der Kunst betriebligen. Als 25 Jahre verbrachte er in Rom, hier eine beträchtliche Anzahl bedeutender Werke schaffend, die zum Teil auch in Textildruck zur Veranschaulichung kamen. Eine Ausstellung seiner Skulpturen in Bremen trug ihm den Auftrag zur Deckung des imposanten Grottenbrunnens in der alten Festung ein. Die Berliner Nationalgalerie besitzt von dem Künstler, der vor einiger Zeit in seine künzlerische Heimat übersiedelt ist, zwei Bildwerke (Erd mit zerklüftem Wolkenschleier und Zirkel). Durch goldene Medaillen wurde er in Berlin, Nürnberg und London ausgezeichnet.

#### Fütterung der Alstermöwen in Hamburg

(Zu dem Bild Seite 602)

Seit einigen Jahren sind die Möwen regelmäßig Wintergäste in Hamburg. Die weißen Tauben fliegen sich in großen Schwärmen an der Binnenalster auf, wo das Publikum sich eine Kurzeit daraus macht, sie zu füttern, und das nordische Henedig hat so eine ähnliche Spezialität wie das wiesliche mit seinen Tauben auf dem Westfälisch. Die hiesigen Vogelwälder zu Tausenden und Abertausenden nicht über den Köpfen der fütternden Menschenmenge dahin, mit lautem Rufen und kreischend sich auf die ihnen zugeworfenen kleinen Stücke stürzend. Auch im Wasser sieht man sie sich wälzen und herumtummeln und sich gegenseitig die erbeutete Beute aus dem Schnabel reißen. Die Gegend um allen Jungfernkrieg, wo die Fütterung täglich um die Nachmittagstunden am lebhaftesten vor sich geht, heißt deshalb im Volksmunde scherzhaft „Zunahme“. Händler halten kleine Fische in Tümpeln feil, und die meisten Essensgänger rüdeln einen Nidel. Der Standpunkt des Beschauers auf unferm Ufer ist auf dem allen Jungfernkrieg, man blüht über das Wasser der Binnenalster auf die Dauerreihe der neuen. Gelegentlich kommt es vor, daß einer der geflügelten Vögel des Gutes zu viel tut. Dann bildet sich ein Kreis von Menschen um das tauglich am Boden liegende Tier, und unheimliche Stimmen rufen: „Holte man noch ein — es heißt sich nicht werfen.“ Keine wird das letzte Schicksal man nicht mehr dauern, denn mit Windstille der warmen Jahreszeit empfinden sich die leidenschaftlichen Wäde, um nachdes Jahre zu ihrem Zerstörerbedach zurückzuführen.



# Über Land und Meer

III. 27



Freilichtstudien vor dem Jülicher



Zeichnklasse



Ruhpause



Flutbruch zur Studienreise



Heute

1903 (86, 90)



Malklasse

## Die Künstlerinnen-Akademie in München. (Fort Seite 60)

Nach Aufnahmen von Oberbetastarb Artedels Wüder in München

# Zur geneigten Beachtung

Das erste und zweite Quartal (Nr. 1-26) des laufenden 45. Jahrgangs von „Über Land und Meer“, der schon mit Oktober 1902 seinen Anfang nahm, kann schon mit **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege zum Abonnementspreise nachbezogen werden, auf dem sie das dritte Quartal (Nr. 27 und folgende) erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Expedition gegen Franks-Einsendung des Abonnementsbetrages von M. 7.— zur sofortigen direkten Ueberlieferung der beiden Quartale gern bereit. — Für diesen Betrag erhalten die verehrlichen Abonnenten u. a. nebenstehend verzeichnete

**Romane:** „Für die Krone“ von Richard Voß, ein spannendes Werk, das, Fiktion und Wahrheit verschmelzend, das Schicksal eines genialen jungen Fürsten mit poetischem Schwunge und packender Gewalt behandelt, und „Der goldene Käfig“ von Hanns von Hobellih, ein ungemein fesselndes Lebensbild aus der modernen Gesellschaft. Ferner eine Reihe durch hohen dichterischen Wert ausgezeichnete

**Erzählungen und Novellen:** „Der Javaner“ von Georg Freiherrn von Ompeda — „Der Keltervater“ von Fr. Stomranzel — „Ein Dandel“ von Ida Boy-Ed — „Hauptmann Jürgemeiers Roman“ von B. von Vieres und Wiltau — „Die Heiligen vom Berge“ von M. Widmann — „Der Simulant“ von Roda Roda — „Der Strandräuber“ von Marg. von Oerhen — „Der Bildner“ von Ant. Freiherrn von Perfall u.

Siehe gefestigt ein **reichhaltiges Feuilleton** belehrender und unterhaltender Art. Die hervorragenden Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst, die neuesten Erfindungen in Forschung und Technik werden in leichtvollem, von vielen Abbildungen begleiteten Vortrage vorgeführt. Ebenso geben die ungemein mannigfaltigen

**Notizblätter**, gleichfalls unter Feigabe einer Fülle von Illustrationen, ein anschauliches Bild des reich blühenden Lebens der Gegenwart. Was immer von wichtigen Ereignissen auf dem Erdball sich zuragen mag, hier erhält es in Wort und Bild seine anschauliche Würdigung, und so gestaltet sich dieser Teil des beliebten Familienblattes zu einer Chronik der Zeit von dauerndem Werte.

Stuttgart.

Expedition von „Über Land und Meer“.

## Ergänzung der täglichen Nahrung

### Dr. Hommel's Haematogen

(ge reinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81,501, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei **Kindern jeden Alters** wie **Erwachsenen**

schnelle **Appetitzunahme** \* rasche **Hebung der körperlichen Kräfte** \* **Stärkung des Gesamt-Nervensystems.**

Warnung vor Fälschung! Nur in der Original-Verpackung. Von Hommel's Haematogen. Von Hommel's Haematogen. Von Hommel's Haematogen.

**P. P.**  
Bei der Ausgabe von Ankündigungen, die zur **Bade-, Reise- und Kur-Saison** in Beziehung stehen, bitten wir um geneigte Beachtung nachstehenden **Termin-Kalenders.**

„Über Land und Meer“ wird vorzugsweise von stilvollstem Publikum gelesen; für **Saison-Anzeigen** Aufnahme für bestimmte Nummern bitten wir so zeitig wie möglich einzusenden, da sonst für die Aufnahme nicht garantiert werden kann.

Nr.	Verkaufsstelle	Größe	Termin
1	Stuttg.	10	1. Okt.
2	Stuttg.	10	1. Okt.
3	Stuttg.	10	1. Okt.
4	Stuttg.	10	1. Okt.
5	Stuttg.	10	1. Okt.
6	Stuttg.	10	1. Okt.
7	Stuttg.	10	1. Okt.
8	Stuttg.	10	1. Okt.
9	Stuttg.	10	1. Okt.
10	Stuttg.	10	1. Okt.
11	Stuttg.	10	1. Okt.
12	Stuttg.	10	1. Okt.
13	Stuttg.	10	1. Okt.
14	Stuttg.	10	1. Okt.
15	Stuttg.	10	1. Okt.
16	Stuttg.	10	1. Okt.
17	Stuttg.	10	1. Okt.
18	Stuttg.	10	1. Okt.
19	Stuttg.	10	1. Okt.
20	Stuttg.	10	1. Okt.
21	Stuttg.	10	1. Okt.
22	Stuttg.	10	1. Okt.
23	Stuttg.	10	1. Okt.
24	Stuttg.	10	1. Okt.
25	Stuttg.	10	1. Okt.
26	Stuttg.	10	1. Okt.
27	Stuttg.	10	1. Okt.
28	Stuttg.	10	1. Okt.
29	Stuttg.	10	1. Okt.
30	Stuttg.	10	1. Okt.

Anzeigen-Geschäftsstelle von „Über Land und Meer“ in Stuttgart.

**Walchwil a. Zugersee. — Schweiz.**

**Hotel-Pension Heidhart**  
vis-à-vis dem Rigi.  
Pfechtige windgeschützte Lage, herrliche Panoramablick, Pension in elegantem, am See durch Wald und von der besten Verköstlichungs-Anstalt umgeben. **Vorzügliche Verpflegung.** Pension von 6 Fr. an. Anzuteilhaft, billig und sauber. Prospekt gratis und franko. **Heidhart, Dr. med. J. Heidhart.**

**Gicht** Ihr Arzt erleiht Auskuff!

**Wiesbadener Kochbrunnen**  
Kochsalz- und Natriumchlorid-Quelle. **Wiesbadener Kochbrunnen** Steinheil, 1. Hofarzt, Heilbrüche von Weltberühmt. a. Adw. Carl d. Amst. Versand, Brunnens-Güter, Wiesbaden.

**Höhenkurort L. Bauges. (Wärst. Schwarzwald)**

**Freudenstadt** Subalpines Klima (1000 m. ü. M.)  
Juni bis Okt. 1. bis 1. Oktober  
Für Nervenleidende.  
Kurgarten, Park, Jagd, Laubhain, von Quellwasser, Heiler, Kurort, Hotel, Pension, Alpenrestaurant, Villen, Kurbau, in schönster Gegend.  
1. Arzt, Dr. u. Kath. Kirche, Prospekt gratis, d. Badewasser, Sauerbrunnen.

**Bildschön**

Ist ein zartes reines Gesicht mit weichen jugendlichen Zügen, weicher, samtweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt, **Bildschön** **Steckenpferd-Ellenmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden** eben erdlich mit **Steckenpferd**, **Steckenpferd**, 19. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

**Marienbad.** Heilwasser, Weltkurort.  
Kurbau, Park, Jagd, Laubhain, von Quellwasser, Heiler, Kurort, Hotel, Pension, Alpenrestaurant, Villen, Kurbau, in schönster Gegend.  
1. Arzt, Dr. u. Kath. Kirche, Prospekt gratis, d. Badewasser, Sauerbrunnen.

Sieben erschienen in 5. Auflage:

**Emile Zolas letzter Roman.**

**Wahrheit.** Roman. 2 Bände. Elegant gebunden M. 10.—

Im höchsten Grade aktuell und dabei packend durch die tiefste Wahrheit, mit der Zola hier fühlige Weisungen und die jehuitische Rezeption in Frankreich enthüllt.

Von Emile Zola erschienen früher in unserm Verlage:

Das Geld.	M. 10.— geb. M. 12.—	Sourdes.	M. 10.— geb. M. 12.—
Der Zusammenbruch.	M. 10.— geb. M. 12.—	Rom.	M. 10.— geb. M. 12.—
Militärische Ausgabe.	M. 10.— geb. M. 12.—	Paris.	M. 10.— geb. M. 12.—
Doktor Pascal.	M. 10.— geb. M. 12.—	Arbeitsbarkeit.	M. 10.— geb. M. 12.—
		Arbeit.	M. 10.— geb. M. 12.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

**Bilz** **Naturheilstal**

Dresden Radebeul | Gute Heilung.  
Das ganze Jahr geöffnet.  
Wunder der Alpenregion, Sommer- und Winter-Sport.  
Kurgarten, Park, Jagd, Laubhain, von Quellwasser, Heiler, Kurort, Hotel, Pension, Alpenrestaurant, Villen, Kurbau, in schönster Gegend.  
1. Arzt, Dr. u. Kath. Kirche, Prospekt gratis, d. Badewasser, Sauerbrunnen.

**FRANZENSBAD** das erste Moorbad der Welt

Kurgarten, Park, Jagd, Laubhain, von Quellwasser, Heiler, Kurort, Hotel, Pension, Alpenrestaurant, Villen, Kurbau, in schönster Gegend.  
1. Arzt, Dr. u. Kath. Kirche, Prospekt gratis, d. Badewasser, Sauerbrunnen.



Hausmusik

Eine reichhaltige Auswahl von Musikalien aus verschiedenen Gebieten der Tonkunst hat der Verlag von Robert Forberg in Leipzig wieder herausgegeben. Ein Wert, das in vermehrter Ausdehnung erscheint, ist der vierteljährliche Katalog für das nächste Musikjahr von Emilio Zaner, op. 84, betitelt: „Gradus ad Parnassum du Violiniste.“ Die sorgfältig vorbereitete Schale, die diese vier Hefen darstellt, ist bei den verschiedensten Konservatorien Festivals und auch in London eingeführt und hat sich als vorzüglich bewährt. — Von besonderem Interesse für die Verehrer klassischer Musik wird ein in England aufgefundenes, bisher unbekanntes Duett Joseph Haydn's für Violine und Violoncello sein. Der Titel des Taus lautet wörtlich: „A favorite duet for a Violon and Violoncello composed by Giuseppe Haydn et Vienna, London for Wm. Forster.“ Die unten vorliegende Ausgabe ist zum Konzertvortrag eingerichtet von Friedrich Gehrmacher nach dem von H. Bernat verfaßten Original.

Fingerring versehen, wodurch die an sich schwierigen Klavierstücke wesentlich erleichtert und auch solchen Spielern ausführbar gemacht sind, die nicht über gleich virtuose Kunst verfügen wie D'Albert. Auch das originale und jetzt oft in Konzerten geliebte Capriccio von Beethoven, op. 129, „Aut um den verstorbenen Großvater“, sowie Chopin's „Morceau“, op. 9, befinden sich in der aus sechs Nummern bestehenden Sammlung. — Ferner gefälliger Salonmusik bedienen und leichten Charakteres finden sich gleichfalls im vorerwähnten Verlage viele Neu- und Empfehlungswerke. Die „Musikalien-Konkordanz“, kurze Piano-Führer von Niccolò Paganini, op. 108, erweisen sich darunter als beliebt. Eine feine Klavier Sonate drückt die Erinnerung an Chopin aus, eine spanische Jota verlegt nach Sevilla, und hübsche Weite mahnt beim Bedenken an Bellini's an Parma, in gleicher Weise sind München, Rom, Neapel und Subotz musikalisch illustriert. — Karl Wittig's Lied „Grüß aus Eder-Mantel“, das für einzelne Stimmen, sowie für Männerchor, beides mit Zitherbegleitung, erschienen ist, wurde von Ferdinand Scharif auch für das Pianoforte gesetzt. Der leicht zu spielende Flöte Klaviermarsch eignet sich vorzüglich zu kleineren Solospielen im Familienkreise. — Bei Schuber's „Das 4. u. 5. Klavier und Zither“, lassen eine Anzahl neuer Klavierkompositionen heraus. Die „Neuen Lieder für eine Singstimme mit Pianofortbegleitung“, op. 1, von Theodor Wingerter, sind eine Folge von Gedichten, nicht ohne Schwierigkeit im Vortrag wie in der Begleitung. Einige der Nummern können wir als durchaus gelungen empfehlen; sie sind voller Empfindung und

musikalischer Feinheit, erinnern allerdings auch zum Teil fast an Schubert's Eigenart. Andre Lieder entsprechen zu sehr der bizarren Sprache der Moderne; unmelodisch, unklar, gesucht, vermissen sie nicht, Frey und Gemüt zu erwecken. — Ganz im Gegensatz zu diesen Unklarheiten stehen die „Neuen Lieder mit Klavierbegleitung“ von Heinrich Kremer: schöne, einfache Melodien, weder gefällig noch in der Begleitung starke Schwierigkeiten bietend. „Wenn die wilden Hosen blauen“, Heinrich Heide's reizvolles Gedicht, das schon öfters in Tönen ausgedrückt wurde, ist als besonders gelungen hervorzuheben. Kleine Absonderlichkeiten sind allerdings auch hier und da in diesen Liedern zu bemerken: es ist eben die heutige Sankt der Komponisten, originell zu erscheinen auf Kosten der Harmonik. Ueberrascht soll der Hörer sein um jeden Preis, und statt dessen wird er nur zu oft verstimmt. — Für die Fassung- und Chorgesang eignen sich gleichfalls die „Neuen Lieder“, als erste Hausmusik die „Heinrich'schen Lieder“ mit Begleitung der Orgel, des Harmoniums oder des Pianoforte. Unter den hier zusammengestellten Werken religiöser Art finden wir hervorragende schöne Sachen bedeutender Komponisten, fast jeder Zeit im Jahre oder den festlichen Tagen in der Familie ersprechend. Die Lieder sind für eine Singstimme gedacht, doch in verschiedenen Stimmenlagen ausgedrückt. Johannes Brahms' „Wo du gehst, da will ich auch hingehen“ ist die einzige Nummer in dieser Liederammlung, die als Text für Sopran und Alt geschrieben ist.

CAILLER'S GROSSTER ABSATZ DER WELT MILCH CHOCOLADE

UM SCHLANK ZU WERDEN

Pilulos Apollo



Dr. Lahmann's

vegetabile Milch



der Kuhmilch... Nahrungsmittel für Säuglinge.

Hewel & Veithen, Köln u. Wien.

IN DEN APOTHEKEN:



75 PFENNIG.

Professor Josef v. Kopf

Zer am 2. Februar 1903 in Wien verstorben... Lebens- und Bildungsgang in seinen

Lebenserinnerungen eines Bildhauers

gebildet W. v. ... elegant gebunden M. H.

herabgelagt, die im unterzeichneten Verlag erschienen sind.

„ein Memoirenwerk ersten Ranges, das nach verschiedenen Richtungen hin als epochemachend bezeichnet werden kann.“

Deutschens Verlags-Anstalt in Stuttgart.

DER ABFÜHRENDE THEE CHAMBARD gegen VERSTOPFUNG

HÄMORRHOIDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN... Man hüte sich vor Nachahmungen...



Weber's Carlsbader Kaffeegewürz ist die Krone aller Kaffee-Verfeinerungsgetränke.

Cascarine Leprince

Über die vorzügliche Wirkung von Cascarine Leprince...

BRENNABOR

100 km-Meisterschaft der Welt Grand Prix de la République Meisterschaft von Russland Meisterschaft von Bayern



100 km-Meisterschaft von Europa 10 km-Meisterschaft von Europa Grosser Preis von Deutschland Meisterschaft von Holland

HONIG advertisement with illustration of a bee and honey jar.

Briefmappe

H. G. in R. Eine wohlgedungene Jubiläumsmedaille zu Ehren des Papstes Leo XIII. ...

H. B. in S. In Salzburg. Wir teilen durchaus Ihre Ansicht, aber der Verlust über eine Gleichmütigkeit zu erweisen ...

H. S. in D. Wegen die Nichtdirekt an die Solon-Lotabteilung des Kaiserlichen Amts ...

H. D. in G. Von Ihren Sprüchen möge wegen seiner tiefen Lebensweisheit ...

H. Z. in H. Das Hohenerwald-Galionspiel in Östlich findet an den Sonn- und Feiertagen ...

Hotels Arvon. Geschöpfliche Kunstfertigkeit ...

S. in S. Peterburg. Wenn es sich um den Eintritt in die Kriegsmarine handelt ...

H. in R. Sie sagen: Mit blasserem Blute kann man nicht leben ...

H. B. in D. Die Herrenliste an der Universität Greifswald finden in diesem Jahre ...

H. B. in G. Der Nechthörige Deutsche Weinbauverein findet vom 14. bis 14. August in Mainz ...

Eingegangene Bücher und Schriften

- (Ausprägung eigener Werke vorbehalten. Rücksendung nicht nötig) Die Geschichte über das Programm ... Dr. C. Tornblom, Gedichte ...

Rotkäppchen-Sekt Kloss & foerster

Die verblüffenden Neuheiten der

Cleveland-Fahrräder

nämlich doppelte auswechselbare Uebersetzung mit Freilauf und Rücktrittbremse ohne alle Hebel und Stangen ...

American Bicycle Company G. m. b. H. Hamburg, Bollenhof 29,30. Admiralitätstrasse.

Deva-Roman-Sammlung

Jeder Band 50 Pfennig

Neue Serie: Band 26-33.

- Bd. 26 Jul. R. Haarthaus, Das Georgenheim. Novelle. Bd. 27 Elsa D'Estere-Reeling, Appassionata. Bd. 28 Paul Bourget, Der Deckmantel. Bd. 29 Eva Gräfin von Baudissin, Auf den Hügeln von Wales. Novelle. Bd. 30 Otto Behrend, In Schwulst. Gefangen. Zwei Erzählungen. Bd. 31 Karl Herold, Kapitän Simic. Erzählung. Bd. 32 Adelheid Weder, Der grosse Ueberwinder. Erzählung. Bd. 33 E. William Hornung, Der Boss von Caroomba. Bd. 34 Alexander Römer, Die Erlöserin. Erzählung. Bd. 35 Maximilian v. Rosenberg, Von Geschichte zu Geschichte.

Billiger Preis. - Grosser klarer Druck. Neue elegante Ausstattung. Spannende Unterhaltungslektüre.

Zurück alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Mondamin

nützlich und nahrhaft.

Mondamin zeigt seine Güte im Geschmack und Aussehen aller Speisen, wozu es verwandt wird. Für Saucen und Suppen ist es das beste Verdickungsmittel. Es erhöht den Nährwert der Speise ...

Mondamin ist zu haben in Pak. à 60, 30 u. 15 Pfg.

Für Nischpfeifen, Gemüse, Saucen

Dr. Oetker's

10 Pfg.

Danklin-Baker!

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

ODONTA unverbittenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalenscenz nach Influenza empfohlen. Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden. Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen. Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3,20 per Flasche erhältlich. Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist. F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik. Basel & Grenzach (Baden)



KLEINERT'S AMBASSADOR u. GEM-Schulzblätter sowie Hochon Strumpfhalter sind prächtigen Damen unentbehrlich

Dr. Maschinen-Weimar. Technikum Stadtsulza Maschinen u. Elektrotechnik Ingenieur & Techniker & Meister & Meister. Staatsprüfungen. Progr. frei. Direktor: Untzmann.

Tip Top Gremppler & Co. Grünberg i. Schles. Gegründet 1826. Includes image of a bottle.

Erfrischendes pikantes Getränk de Ricqles Pfeffermünzgeist. 1 Glas Zuckerwasser mit 5 Tropfen sofort fertig. (Alcool de Menthe) de Ricqles Pfeffermünzgeist. gleichzeitg kostens bewahrt bei: träger Verdauung Magenrücken, Blähungen, Beklemmung, Mattigkeit. Nur echt in Originalflaschen mit dem Namen Ricqles. Preis Mk. 1,25, 1,50, 3,00. Ueberall erhältlich. theobis Depot, Frankfurt a. M.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 16

Von J. Retze in Prag. („Gefte Witz“)



Wachst auf u. legt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 13

- List of chess moves and solutions for Aufgabe 13, including moves like D4-e4, K4-e4, etc.

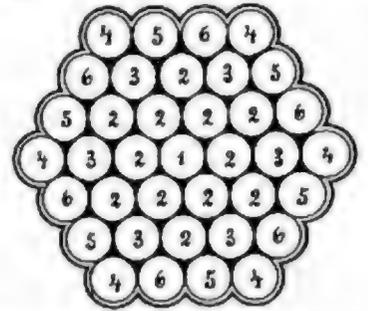
Schachbriefwechsel

Text of a chess correspondence problem involving a king and queen, with a solution provided.

Rechenaufgabe

Text of a calculation problem about chess pieces and their value.

Text describing a chess puzzle or problem.



Advertisement for Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau, featuring Filoche-Richelieu-Gardinen and English Tüll-Gardinen.

Advertisement for Dr. H. Schusters Privatinstitut zu Leipzig, including details about technical education.

Advertisement for various household items like Stores, Lambrequins, and Zugvorhänge.

Advertisement for Akademie für Social- u. Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.

Advertisement for Albert Rosenhain's Cavalierkette in Berlin SW.

Advertisement for Serravallo's China-Wein mit Eisen, highlighting its medicinal benefits.

Advertisement for Buchhandlungsreisende, offering travel services for bookstores.

Advertisement for Photograph. Apparate, featuring G. Rüdenberg jun. in Hannover.

Advertisement for Neue Parfums by J.F. Schwarzlose Söhne in Berlin.

Large advertisement for Die Saxoborussen, a novel by Gregor Samarow, published by Deutscher Verlags-Anstalt.

Advertisement for Hohenzollern-veilchen and Syringa-Violetta perfumes.

Advertisement for Bouquet-Electa perfume.



# Versand-Geschäft

# MEY & EDLICH

# Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

## Abteilung: Damen-Hüte.

### Damen-Hüte

- Nr. 525. Preiswerter Strohhut, crème oder schwarz, um den Kopf ein schwarzes Baumwollband gelegt. mit Agraffe, Hand mit Baumwollband umwickeln. . . . . M. 1.50.
- Nr. 526. Beliebter Strohhut, Matrosenform, Kopf mit gemustertem Band garniert, vorzüglich: schwarz oder crème . . . . . M. 2.50.
- Nr. 527. Kleideramer Strohhut in Boleroform mit Atlas eingefasst, Kopf mit Atlas und Atlas gefällig garniert, schwarz mit schwarzem Atlas, crème mit schwarzem Atlas, marie mit schwarzem Atlas . . . . . M. 1.75.
- Nr. 530. Hochmoderne Boleroform, Fantasiegestalt, schwarz mit schwarzem Sammet und schwarz-weißem Satin und schwarz-weißem Satin und schwarzem Sammet, tabak mit tabak Sammet und tabak Pompon garniert . . . . . M. 3.50.
- Nr. 529. Moderne Form, Fantasiegestalt, um den Kopf ein Sammetstreifen gelegt, sehr hübsch mit modern gemustertem Stoff und Federn garniert, schwarz, weiß, marie oder gelbfarbig . . . . . M. 3.50.
- Nr. 531. Beliebter, duffiger Hut, Fantasiegestalt, crème mit hochbau, rosa oder tabak farbigen, mit Blumen u. weissen Chiffon besetzt sehr chic garniert . . . . . M. 4.50.
- Nr. 532. Beliebter Hut, Fantasiegestalt, in hochbau, Agraffe, Federn sehr chic garniert, crème mit crème garniert. M. 3.50.



Nr. 524.



Nr. 530.



Nr. 534.

- Nr. 535. Apatier Hut, Boleroform wie Nr. 527, hochbau, Kopf schwarzfarbig gefaltet, schwarz mit milchweiss, matzgold mit milchweiss oder schwarz, sehr hübsch mit Sammetband, Agraffe und Pompon verziert . . . . . M. 3.50.
- Nr. 536. Kleideramer Strohhut, modern mit Blumen, hinten herabhängende Baumwollschleifen und Agraffe garniert, Untergerändert aus Blumen und Sammetband, crème mit rosa Besatz, schwarz mit theatrotenen Kanten . . . . . M. 3.50.

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 5000 Abbildungen ausgestattetes Preisverzeichnis versenden wir unberechnet und portofrei.

### Damen-Hüte.

- Nr. 537. Beliebter Florentiner, sehr chic mit Hochbau und Agraffe garniert, crème mit weissem Besatzstoff oder schwarz mit schwarzem Besatzstoff . . . . . M. 11.00.
- Nr. 538. Feiner Hut, sogenannte Schifferform, sehr reich mit reisselndem Infil, Hand und Agraffe garniert, Hand innen mit Sammet besetzt, milchweiss mit milchweiss garniert oder schwarz mit schwarz garniert . . . . . M. 12.00.
- Nr. 539. Apatier gediegener Hut, Basistgeform sehr chic mit Sammet, Agraffe, Sammet schleife und Pompon garniert, Hand mit Sammet belegt, milchweiss Kopf mit schwarzem Band und schwarzer Garnitur, matzgold Kopf mit milchweissem Band und milchweissem Besatzstoff oder schwarzer Kopf mit schwarzem Band und schwarzer Garnitur . . . . . M. 12.50.
- Nr. 540. Feiner leichter Hut, heimisches, farbiges Fantasiegestalt mit Chiffon, Sammetband und Agraffe sehr duffig garniert, hellblau Chiffon und schwarze Sammetband oder rosa Chiffon und schwarze Sammetband, Untergerändert aus Chiffon und schwarzer Sammetstreife . . . . . M. 13.50.

Das bewährte Hausmittel von vielseitigster Verwendbarkeit zur Gesundheitspflege. 1 Tablette im Werte von 3-4 gibt in Wasser gelöst wirksamstes Mund-, Nasen-, Wangen-, Waschwasser zur Verhütung von Krankheiten und Ansteckungen.

# Chinosol.

3 Röhren mit 12 Tabletten 1 Mark in Apotheken und Drogerien. Literatür gratis v. d. Chinosolfabrik Hamburg 21.

**Gegen Blutarmut!**

In der Kaiserl. Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik (Kawingerstrasse) seit Jahren fortwährend in Anwendung.

Wittenberg, den 16. Juli 1904.

Das k. Untersuchungsamt berichtet, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und an der kaiserlichen Untersuchungsanstalt überreichten Hämoglobin-Tabletten im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eisensalz) enthalten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungenutzten Bestandteilen, wie wirksamen gewöhnlichen Hämoglobin-Extrakt (Aconit) enthalten sind. Obige Untersuchung bestätigt: Dr. Rudolf Hammer (2. Aufl. Professor an der Univ. München).

Dr. Max von Pettenkofer (Professor, kgl. Prof. an der Univ. München) lassen vorzeichnen, von Ärzten verordnete Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfehlend für Hämoglobin-Tabletten.

Ludwig-Apotheke in München.

Der Einkauf in Apotheken sollte man auf die Ins: Dr. Pfeuffer's Hämoglobin-Tabletten Preis 3 M., ausserhalb für 3 - 4 Wochen, v. FL 1.60 M.

Das Unverwundbarste, patent in Deutschland, Österreich, Schweiz, Belgien, Ungarn, Italien, Dänemark, Spanien und Portugal. Preis für 100 Stücker 10 Mk. für 200 Stücker 18 Mk. für 500 Stücker 30 Mk. für 1000 Stücker 50 Mk. für 2000 Stücker 80 Mk. für 5000 Stücker 120 Mk. für 10000 Stücker 180 Mk.

## Canfield Schweissblatt.

Natürliches Gummibrot. Unübertroffen. Schutzmittel für jed. Kind.

### Canfield Rubber Co., Hamburg, Grosse Bleichen 16.

Für jede mit unserer Schutzmarke „Canfield“.

Jedem Schweissblatt ist ein Garantiechein beigelegt.

## ZUCKERKRANKE

### Magenleidende

Erste Brill. Autoritäten empfehlen

### Günther's Aleuronat-Gebäck

Best. - Zwieback, -Biscuit und -Präparaten nach allen Ländern.

Dr. Otto Günther's Hygienische Studien versendet kostenlos

F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik Frankfurt a. Main

## Buchführung

„Schöngeist“

von F. Simon - Berlin

Preis 10 Pf.

## Franz Christoph's Fußboden-Glanzack

„Schöngeist“

Preis 10 Pf.

## Technikum Rudolstadt

1. Höhere Fachschule für Architekturausbildung, 2. Mittlere Fachschule für Baugewerbe, 3. Fachschule für Baugewerbe, 4. Fachschule für Baugewerbe.

Prüfung durch Examen

## Photograph. Apparate

Christian Tauber Wiesbaden

## Fabelhafte Preisermässigung.

Nachdem wir

# Tait's Diamanten

eingeführt haben, werden unsere Steine künftighin von bestimmten Geschäften karaweise, verkauft werden. Wir verkaufen daher, jedoch nur für eine kurze Zeit, eine beschränkte Anzahl Waaren, welche bislang 6 Mark das Stück gekostet haben, zum Preise von

# 3 Mark

das Stück incl. Fassung.

Qualität und Schnitt der Steine sind derselben wie bisher.

Jeder Gegenstand wird gegen Voreinzahlung von 3.50 Mark franco, oder gegen Nachnahme von 3.50 Mark verschickt. Für das Porto von 20 bzw. 50 Pf. kann nicht nur ein, sondern auch zwei oder mehrere Gegenstände versandt werden.

Der Versand geschieht ab unserer Adresse Berlin W., Friedrichstr. 169.

Nichtconvenirendes wird bereitwilligst kostenlos umgetauscht.

### Tait's American Diamond Palace, Berlin

Central-Hotel, Laden 15 zwischen Doroteen- und Georgen Strasse

Friedrichstrasse 109 Friedrichstrasse 181 zwischen Baben- u. Französischerstr. zwischen Mühlent- u. Taubestr.

## Ein neuer Roman von W. Meyer-Förster!

Verfasser von „Karl Heinrich“, der einzigen Erzählungsform des Schampais „Hilf-Heldoberg“.

# Lena S.

Roman. W. 3. geb. W. 4.

Der Sportroman, die Meyer-Förster wie kein anderer zu schillernd vertrieben, bildet wiederum den Hintergrund für einige der packendsten Szenen des Romans, der aber mit der Bedeutung Luftromane keineswegs erschöpfend charakterisiert wäre. Sein Hauptwert liegt vielmehr in der überaus fernem und jenen Schilderung solcher Zustände und Stoffe.

Zurück alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Goricke's Westfalen Rad.

Bielefelder Maschinen- und Fahrradwerke

1874 AUG. GORICKE 1874



90. Band. Fünfundsiebzigster Jahrgang  
 Oktober 1921—1922  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 90 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 10 Pfg. ohne Postgebühr

## Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobellitz

(Fortsetzung)

Bald darauf wurde aufgebrochen. Als sie im Coupé saßen, faßte Hans den Arm seiner Frau. Er vermochte nicht mehr an sich zu halten: „Du weißt wohl gar nicht, wie tolllos du dich benommen hast, Ruth —“ und er goß eine ganze Flut heftiger Vorwürfe über sie aus.

Sie saß wieder ganz still. Sie ließ ihn ruhig ausreden. Als er aber endlich schwieg, meinte sie trocknend: „Ich habe doch nur die Wahrheit gesagt!“

Und dabei blieb sie. Schließlich brach er ab und lehnte sich in seine Ecke zurück. Was sollte er ihr entgegenhalten? Sie verstand ihn gar nicht. Sie hatte ja wirklich nicht das Bewußtsein, daß ihre Worte ihm und ihr selber schaden, sie beide lächerlich machen könnten. Sie war eben — ja, wohl, der gute Pa nannte sie ja selbst so, — sie war eben ein Schäfchen. Großer Gott, wie sollte das werden!

Daß solch schöner Kopf nichts, nichts in sich birgt als gerade das Notwendigste, was die übliche Pensionserziehung mühselig in ihn hineingezwungen hat! Unwillkürlich sah er doch wieder einmal zu ihr hin. Sie hatte ihr kleines Bisttaschentuch zwischen den Zähnen und lachte.

Eigentlich lachte sie selten; sie lächelte immer nur ein stereotypes Lächeln. Auch wohl so an-erzogen . . . fast wie ein Tänzerinnenlächeln.

„Was gibt's denn eigentlich zu lachen?“ fragte er schroff.

„Nein, Hans, diese Toiletten! Da die eine . . . mit der braunen Seide . . .“

„Ach — Unsinn.“

„Und die Einrichtung! Sag, dearest, ist es denn immer so langweilig in euren Gesellschaften?“

Er hatte eine heftige Entgegnung auf der Zunge. Sie sprach von langweilig — unglaublich! Aber er warf ihr nur ein scharfes, spöttisches „Ja“ hin. „Immer — jedenfalls nichts für dich!“ Und da hielt der Wagen vor der Villa.

Der alte Störck stand selbst in der Vorhalle, in der Hand eine silberne Tablette: „Ein Telegramm für den Herrn Baron.“

Er riß es hastig auf: „Unser alter Herrstein heut früh plötzlich sanft entschlafen. Veredigung übermorgen. Erwarten dich. Mama.“

Es stand sofort bei ihm fest, daß er reisen müsse. Ein warmes Empfinden quoll in ihm empor. Der alte Mann hatte ihn getauft, konfirmiert, war immer der beste Freund seines Elternhauses gewesen. Tinas Vater . . .

Es griff ihm ins Herz. Eine Flut von Erinnerungen brach über ihn herein. Und dann

auch die eine, lehte: getraut hat er dich nicht! Er wollte nicht, er konnte nicht. Tina . . . Gerade darum . . . gerade darum . . . ich reise!

Einen Moment stand er noch stumm und still. Dann hastete er hinter Ruth her, die gleichmütig die Treppe hinauffügte. Telegramme brunrubigten sie nie.

„Ruth! Unser alter guter Pastor Herrstein ist gestorben . . . heut früh . . .“

Sie blieb stehen — „So? Er war recht alt schon!“ — und schritt weiter.

Er begriff gar nicht, wie sie die Nachricht so gleichgültig aufnehmen konnte. Er vergaß im



In der Burghapelle. Nach dem Gemälde von Carl Probst

Augenblick, in der eignen Erregung ganz, wie sie war.

„Aber, Ruth! Der alte Freund von Großmama und Mama! Ich reife natürlich morgen.“ Dabei durchkreuzte seinen Gedankengang plötzlich etwas andres: „Morgen nachmittag. Muß ja erst Urlaub nehmen. . . Der dumme Dienst!“

Nun blieb Ruth plötzlich stehen. Dies Wort interessierte sie. „Siehst du! Der dumme Dienst!“ sagte sie. Und sie lüchelte wieder. Er hätte sie schlagen können in diesem Augenblick, für dies Nachen. Ihm ins Gesicht zu lachen. . . nach dieser Nachricht. War das brutal? Oder war's wieder nur Torheit, Einfalt, Albernheit?!

Uebrigens schien ihr doch selbst etwas wie ein dunkles Empfinden zu kommen, daß sie ihn verlehrt hatte. Vielleicht war's auch wirklich angeborne Gutmütigkeit. Sie sagte: „Der alte Mann. Er war ein sehr guter Mann. Nicht, Hans?“

„Ja!“ brachte er mühsam heraus. „Er war sehr gut.“ Und dann ging er schnell an ihr vorüber, in sein Arbeitszimmer.

Gegen ihre Gewohnheit kam Ruth, nachdem sie ihr Gesellschaftskleid abgelegt hatte, noch einmal herüber. Als sie sah, wie er wortlos, seine Zigarre rauchend, vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster schritt, stellte sie sich vor den Kamin und verfolgte ihn schweigend mit ihren Augen. Es war noch immer ein wenig Schuldbewußtsein in ihr. Sie traute sich nicht, ihn anzureden.

Er ging noch einige Male auf und ab, scheinbar ohne sie zu beachten. Wühlend lief sie auf ihn zu, schlang ihre Arme fest um seinen Hals, küßte ihn, wie sie es liebte, auf Augen, Stirn, Lippen.

Im Augenblick empfand er diese stürmischen Liebheimgungen fast wie einen Uebersall. Er hatte in letzter Zeit schon wiederholt ein ähnliches Empfinden gehabt, doch nie so wie jetzt. Denn er fühlte ja, der Ueberschwang von Härtlichkeit entsprang keiner tieferen seelischen Anteilnahme, und er hatte wahrlich in dieser Stunde nichts übrig für die schöne Puppe in ihrem langwallenden, dustigen weißen Schlafrock.

Fast heftig wendete er sie ab. Da sagte sie: „Aber ich will ja mit dir reifen, Hans!“

Auf einen Moment verwirrte ihn das Wort. Entsprang es doch einer wirklichen Teilnahme, dem Bedürfnis der Frau, in einer schmerzlichen Stunde an der Seite ihres Mannes zu stehen? Oder war's nur schlächtig, ohne Lieberlegung hingeprochen. Oder wollte Ruth nur nicht allein bleiben? Es kam noch etwas andres hinzu, sein eigener Wunsch, ohne Ruth zu fahren. So redete er ihr ab: die Reise sei unbehaglich, das Haus in Bielberg halb im Umbau begriffen. Aber sie blieb dabei, daß sie mitreisen wolle. Er mußte schließlich nachgeben.

Als er jedoch am nächsten Mittag aus der Kofferne kam, hatte sich das Bild völlig verschoben. Ruth lag auf der Chaiselongue, süßelte sich angeblich nicht ganz wohl, deutete auf den leichten Schneefall draußen: „Dearest, sei nicht böse! Es ist so kalt heute. Ich habe auch eine Anprobe, die sich schlecht verschleiben läßt. Wenn es dir recht ist. . . ich bleibe doch besser hier!“

Ausfluchen hätte er mögen. Denn nun wußte er ganz genau: ihre Bequemlichkeit, ihr Ablegema halten gestieg! Aber er hütete sich, zu lachen. Vorsichtig legte er die seidene Decke noch fester um sie, küßte sie sogar: „Jawohl, Ruth! Es ist ganz verständlich von dir. Das Wetter ist wirklich recht raub.“

Und als er dann allein zum Bahnhof fuhr, war es ihm fast, als wehe die frische Winterluft ihn wie ein Hauch von Freiheit an. Er vergaß auf Augenblicke ganz, daß er zu einem Begräbnis fuhr.

Spät am Abend erst traf er in Bielberg ein. Nur die Mutter erwartete ihn. Schon in Trauertracht, mit verweinten Augen, sehr erregt. Aber sie hatte doch daran gedacht, für ihn eine Tasse Tee bereit zu halten und einen Imbiß. In ihrem kleinen Zimmer war freundlich gedeckt — der Saal wurde umgebaut —, und der grüne Kachelofen forschte.

„Was es hier behaglich ist, Mama!“ sagte er aus innerstem Herzen heraus.

Sie freute sich, packte ihm den Teller voll Braten: „Ach, du lieber Junge, dir kommt hier gewiß jetzt alles unbeschreiblich einfach vor.“

„Bewahre, Mama! Gerade schön ist's. Und dein Päschen und dein Hottohl — na, unser großer Herr unten, der chef de cuisine, kriegte das nicht so fertig. Besonders nicht die Sahne-sauce.“

„Ja, Hans, unsere ländliche saure Sahne habt ihr eben doch nicht. Aber was macht denn Ruth? Peergott — noch gar nicht gesprochen haben wir von der guten, lieben Ruth. . .“

„Wollte durchaus mitkommen, Mama. Ich hab's aber nicht zugegeben — bei dem Wetter! Weißt du, sie ist doch ein wenig zart.“ Und dann fragte er, um möglichst schnell ein andres Thema anzuschneiden: „Wo steckt denn eigentlich Malwine?“

„Im Trauerhause, Hans!“ Die Mutter schöpfte tiefer Atem, blickte etwas besangen zu dem Sohne hinüber und räusperte sich. „Nämlich, die gute Birwi wollte doch Tina nicht allein lassen. . . Tina ist vorgeritem gekommen, gerade noch, daß sie den Vater lebend getroffen hat. Wir hatten natürlich gleich depeßchiet, als er den Schlag-anfall bekam. Lieber Gott, wie schnell das alles ging! Am Sonntag hat er noch gepredigt.“

Sie sprach sehr hastig, immer die Augen ängstlich auf Hans gerichtet.

Aber ihre Sorge schien umsonst. Wenigstens auf Hans ruhig weiter, trank dann seinen Tee aus: „Bitte, liebe Mama, noch ein Täschchen. Und die Rumflasche. . . so! Ja, unser guter alter Beckstein. Er war ja schon recht gebrechlich. Aber daß es so schnell kommen würde, hatt' ich doch nicht gedacht. Wie trägt's denn Großmutter?“

„Warum fragt er nicht: wie trägt's denn Tina?“ sagte sich Frau von Hagelich. Aber es war wohl besser so. . . jawohl. . . je weniger von Tina gesprochen wurde, desto besser. So erwiderte sie sofort: „Ja, Hans, Großmutter ist doch nun mal eine wunderliche Person. . . so manchmal. Denke dir, sie ist ganz ruhig. Sie war die Mühlgüte von uns allen. Hat auch an alles gedacht. Als ich sehr weinte, schalt sie sogar mit mir. „Ihm ist doch wohl“, sagte sie.“

Hans nickte. Es war ein kurzes Schweigen zwischen ihnen. Dann schob er seinen Teller zurück, zündete sich eine Zigarre an, fragte nachher gestreut: „Ich darf doch rauchen, Mama?“ stand auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Erst nach einer Weile begann er wieder: „Wo hast du mich denn einlogiert, Mama?“

„In Pompeji, Kind. Alwine hat gleich heut früh ordentlich eingeladelt.“

Er ging noch ein paar Male hin und her, goß sich in den Rest seines Tees sehr viel Num, trank ihn aus, trat vor den Nebentisch und zündete seinen Leuchter an: „Es ist wohl Zeit, in die Klappe zu steigen.“

Aber er ging noch nicht. Er blieb vielmehr sinnend stehen, und dann sagte er plötzlich: „Nennenswertes Vermögen wird der gute alte Beckstein sicher nicht hinterlassen haben, Mama. Und ich habe da doch als Patron solch eine gewisse Verpflichtung — ich möchte in irgend einer Art distret und recht anständig für Tinas Zukunft sorgen. Es wird nicht leicht sein, aber du wirst das wohl am besten arrangieren, Mama. Etwas eine reichliche Jahresrente. . . oder so. . .“

„Du guter, lieber Junge!“ Sie fiel dem Sohne um den Hals. „Daß du daran denkst! Ach, es ist doch ein Segen, wenn man geben, helfen kann!“

Hans machte sich leise frei. „Gute Nacht, Mama!“ Er sprach es sehr hastig, und es klang ein wenig unsicher, fast wie verlegen: „Gute Nacht.“

Er stieg schwer die Treppe hinauf. Den Kopf voll allerlei heißer, unruhiger Gedanken, die er nur mühsam vor der Mutter verborgen hatte.

Oben, in Pompeji, kniete die alte Alwine vor dem Kachelofen, um noch einmal zur Nacht nach-

zulegen. Es war nun schon ihr Grundsatz: wenn man mal einheißt, dann auch gründlich.

Das wohlvertraute Zimmer in seiner schlichten Behaglichkeit, die er so oft, erst in Ferienzeiten, dann auf Urlaub genossen hatte, — der Anblick des alten Faktotums zerstreuten Hans ein wenig. Er plauderte noch dies und das mit Alwine, lachte über die plumpe Vertraulichkeit, mit der sie sich nach Ruth und danach erkundigte, ob denn der Klapperstorch auch rechtzeitig kommen werde, schenkte ihr ein Goldstück und dann, als sie so komisch dankte, ihm durchaus die Hand lassen wollte, noch eins, und streckte sich schließlich mit einem Gefühl der Erleichterung ins Bett. Ja, Mutters Betten — da können die seidenen Alwineaus und Steppdecken doch nicht mit!

Aber als er das Licht ausgelöscht hatte, wollte trotz allem der Schlaf nicht kommen. Die Gedankenschar von vorhin tauchte immer wieder vor ihm auf: Vergangenheit und Gegenwart setzten sich auf die Beilante und tuschelten über ihn und zu ihm.

Es war zu dumm! Er ärgerte sich: so redlich müde zu sein und nicht schlafen zu können. Lieber Himmel! Die Vergangenheit — da war doch nichts mehr zu ändern. Und die Gegenwart? An der auch nicht — da hieß es eben, genießen, was von ihr zu genießen war, und sich abzumenden mit dem übrigen! Er hatte denn doch allen Grund, mit seinem Lose zufrieden zu sein. Ein Kreuz trug am Ende jeder!

Schließlich machte er wieder Licht, holte sich aus der Paletotschne ein paar Zeitungen, die er auf der Bahn gekauft hatte, las einige gleichgültige Seiten. Aber es half nichts. Dann stand er auf, lief durch das Zimmer — ganz gewiß, dies dumme alte Tier, die Alwine, hatte zu sehr eingeladelt —, zog den Paletot über, riß das Fenster auf.

Es schneite nicht mehr, aber es war sehr dunkel. Seine Augen suchten drüben das Pfarrhaus. Nichtig! Da schimmerte ein Lichtchen. Sie hielten vielleicht noch altem Brauch Totenwache. . . Arme Tina. . .

Er schloß hastig das Fenster. Ihn fröstelte, er legte sich hin, löschte das Licht und grub sich tief in die Kissen.

Aber gleich stürzten die Gedanken wieder auf ihn ein. Anders als vorhin. Er hätte über sich selbst lachen mögen: solch ein junger, gesunder Mann — zwanzigstes Jahrhundert — und sich fürchten! Aber es war schon so. All die alten törichtigen Kindermärchen fielen ihm ein. Er hörte draußen auf dem Boden die Raschelschritte, vor denen er sich als Kind so gefürchtet, hörte an der Tür klinken. In der Obstkammer nebenan war es auch lebendig. Mäuse — natürlich! Aber so unbeschreiblich unheimlich. Was hatte der Peter Wolbege doch neulich gesagt: „Das, was deine Großmutter von unserm grauen Männchen erzählte, stimmt schon. Ich hab' es auch gesehen. In der Nacht, als mein Vater starb, und dann noch einmal. . . zu dumm. . . zu dumm! Das macht bloß der vermaledeite Kachelofen und der starke Tee! Das reine Schwitzbad. Und überhaupt: besser sind meine Nerven nicht geworden in den letzten Monaten. Den Drubel auch. . . nein!“

Und dann, als er die Augen blinzeln öffnete, schrak er zusammen. Ihm war's, als käme da von der Tür der alte Beckstein her geschritten. Gebüdt, verfallen, aber die Augen gerade auf ihn gerichtet. . . so vorwurfsvoll. Und ein Leuchten wob sich um die Gestalt. . . Nun blieb der alte Mann stehen. . . Hans riß sich gewaltsam empor. Anfinn — es war ja da gar nichts! Der große Tisch in der Mitte, über dessen Mante er vorhin den Paletot geworfen hatte. Und draußen war der Mond aufgegangen, sein Licht huschte durchs Fenster und spielte über die blanken Woldnöpfe.

Er griff nach der Uhr, ließ sie repetieren. Fünf schon! Nun aber Schluss und geschlafen! Es wird, es muß gehen!

Endlich schlief er wirklich ein. Schließ, bis die alte Alwine die Treppe hinauf geschlurft kam und anlopfte: „Junge gnä'ge Herr! Die gnä'ge



Capresische Landschaft  
Nach dem Gemälde von Manuel Wierlandt

Frau un die alte grä'ge Frau warten schon mit 'n Kaffe!"

Es war heller, lichter Tag. Die Wintersonne schien zum Fenster hinein. Hastig zog sich Hans an. Der Kopf that ihm weh, als habe er gestern an einem großen Gelage teilgenommen.

Unten saßen wirklich schon, beide in Schwarz, die Mutter und die Großmutter am Frühstückstisch. Als er der Greisin die Hand küßte, empfand er das Bedürfnis, ihr irgend ein besonderes Wort des Beileids zu sagen. Aber sie wehrte ab: „Laß nur, Händchen! So etwas kann man doch nur mit dem lieben Gott und sich allein abmachen.“

Das Frühstück wurde sehr schnell und fast wortlos eingenommen. Die Mutter hatte den Kopf voll und noch allerlei vorzubereiten, denn sie hielt es für ihre Pflicht, den benachbarten Gutsherrn, die zur Vereidigung kamen, einen warmen Imbiß anzubieten. Und das hatte seine Schwierigkeiten, weil das halbe Haus im Umbau begriffen war. Hans wunderte sich selbst, daß er gar nicht daran gedacht hatte, wie ungemütlich er es den Seinen durch seine Anordnungen gemacht hatte. Aber das half doch nun einmal nichts.

Er strich bis zehn Uhr im Garten, in den Ställen umher, inspizierte die Tischler, die im Saal Parfett legten und die Wände mit Holzgetäfel bekleideten, ging durch den Korbau des neuen Flügels. Alles eigentlich ganz ohne Interesse. Dann hatte er ein paar Nachbarn zu begrüßen, den Henshagener, den Oberamtmann Dobeneck, den Grafen Duder. Dabei kam zum ersten Male eine leichte Befriedigung über ihn. Denn er merkte, daß sie alle ihn mehr respektierten wie ehemals. Nun ja ... natürlich ...

Der Henshagener hatte sogar sofort ein Anliegen, die Bitte um einen größeren Beitrag für ein Kreisrankenhaus. „Gern! Wieviel meinen Sie denn? Schön — sagen wir also dreitausend Mark. Ich lasse Ihnen den Betrag durch meinen Banquier überweisen.“

Die Herren kamen zum Teil meilenweit her, und es war trotz des Sonnenscheins empfindlich kalt draußen. Sie nahmen dankbar ein Glas Port an; auch Hans trank einige Gläser und fühlte, wie es ihm wohl tat.

Dann schritten sie hinüber zur Kirche. Wie viel Liebe der alte Mann doch gehabt haben mußte! Von nah und fern waren die Bauern gekommen, nicht nur aus den drei Dörfern, die zu seiner Pfarodie gehört hatten. Vor dem Krüge hielt eine ganze Wagenburg. Die Kirche war überfüllt.

Als Hans endlich zwischen Großmutter und Mutter im herrschaftlichen Chorraum saß, sah er zuerst nur den mit Blumen und Kränzen bedeckten schwarzen Sarg vor dem Altar; obenauf das Palmenarrangement, das er mitgebracht, und einen mächtigen Kranz von weißen Rosen. Die Mutter küßte ihm zu: „Von Wolbeggs.“

Dann erst sah er, seitlich im Pfarrerstuhl, seine Schwester und neben ihr Tina. Das Gesicht konnte er nicht erkennen. Sie hielt es tief gebeugt. Er sah nur die Gestalt, die ihm so schlank erschien im Trauergewande, und er sah das leise Wehen, das sie dann und wann erschütterte. Sie meinte wohl.

Arme Tina — liebe arme Tina!

Nun hob das Orgelspiel und der Gesang an. Dann trat der Superintendent, der selbst aus Bibickow herübergekommen war, an den Sarg.

Hans hörte kaum, was er sprach. Seine Gedanken wanderten zurück in die Kindheit. Er dachte daran, wie oft er auf den Knien des Toten gesessen habe, wie er seinen ersten Unterricht bei ihm empfangen hatte in der traulichen Arbeitsstube im Pfarrhaus — dort, vor dem Altar, hatte er dann als Konfirmand gestanden — dort war er getraut worden. Was lag nicht alles zwischen diesen Zeiten!

Und er blickte wieder hinüber zum Pfarrergestühl. Tina weinte nicht mehr. Sie hatte den Kopf erhoben, ihr Auge schien an den Lippen des greisen Bedrügters zu hängen, der so beredt von ihrem Vater sprach, mit so herzlichster Anerkennung, mit so viel inniger Verehrung.

Wie sie sich doch verändert hatte in dem kurzen halben Jahr! Oder war's nur das Leid der letzten Tage, das das friische lede Knabengesicht in das Anlich eines reifen, ganzen Menschen gewandelt hatte? So ernst sah sie aus — und so schön! Feingerundet das Oval. Die Wangen blaß. Die dunklen Augen unter den langen Wimpern feuchtschimmernd wie im Opalglanz.

Er konnte sich nicht losreißen von dem Gesicht — wie ein neues Wunder wirkte es auf ihn ein. Da hörte er die Mutter leise neben sich: „Kommt, Hans! Wieb Großmama den Arm.“

Wahrscheinlich, es war Zeit! Unten hoben die Kirchenältesten den Sarg an und trugen ihn durch die sich zum Mittelgang drängende Gemeinde. Glockenläuten. Orgelspiel. Ein dumpfes großes Schluchzen.

Nun fühlte er die Hand der Großmutter schwer auf seinem Arm; ihr Haupt war tief gebeugt. Als er so aus dem Chorraum heraustrat, sah er, mitten unter der Gemeinde, eine Uniform. Zuerst nur ste, dann erst erkannte er Gallweg.

Gallweg! Wie kam der hierher? Es war nicht viel mehr als eine Erscheinung. Denn die Menge verhielt sie gleich wieder, machte Platz für die unmittelbare Leittragenden.

Malwine ging mit Tina zunächst, dicht vor Hans, hinter dem Sarge her. Und man wußte nicht recht, stützte Malwine die Tochter des Verewigten oder Tina Malwine, die heute schwerer als sonst ihr körperliches Leid zu tragen schien.

Durch die geöffneten Flügel der Kirchentür flutete der helle Sonnenschein — Wintersonnenschein. Die acht Gemeindevältesten trugen den Sarg bis zur großen Linde an der Friedhofsecke, hinweg über die grünen Fichtenzweigchen, mit denen die Schuljugend den verzeichneten Steg bestreut hatte. Unter der alten Linde, deren entlaubte Äste sich scharf vom blauen Himmel abhoben, lag das Grab. Die dunkle Grube, das Häuflein gefrorener Erbschollen dicht daneben. Aber die schöne klare Sonne über dem allen — wie ein Gruß vom Himmel herab für diesen letzten Gang.

Hans stand, den Helm krampfhaft fest zwischen den gefalteten Händen, vor der Gruft. Wieder zwischen Großmutter und Mutter, aber nun auch kaum zwei Schritte entfernt von Tina. So dicht bei ihr, daß ihm nicht das leise schmerzliche Zucken des schönen Mundes, nicht das leichte Vibrieren der feinen Nasenflügel entgehen konnte, und wie sich bisweilen, auf Bruchteile einer Sekunde, die Auglider nervös schlossen. Ihr schnelles Atmen meinte er zu fühlen, ihren Pulsschlag zählen zu können. Trauerhut und Trauerschleier verbergen das ganze Paar; nur vorn an dem Scheitel blieb ein glatter Streif sichtbar, und an den Schläfen stahlen sich einige krause Härchen hervor und schimmerten in der Sonne.

Die Sonne — ja richtig, dort sprach ja der Superintendent auch von den Sonnenstrahlen, die hoffnungsfundend in die dunkle Gruft leuchteten. Und nun senkten sie den Sarg hinab.

Ein kurzes, jähes Aufschluchzen. So recht aus tiefstem Menschenherzen. Wollte er nicht hinzuspringen? Taumelte Tina nicht?

Aber da stand schon die Großmutter neben ihr, fest auf ihren Knienstock gestützt, und hielt sie umschlungen. Und schon richtete sie sich auch selbst wieder auf, hob den Kopf, öffnete die Augen, blickte starr hinweg über die Grube, hinüber zum Pfarrhause jenseits der Straße, auf das Fenster seiner Arbeitsstube, vor dem er so oft gesessen.

Die Glocken begannen wieder zu läuten. Weise lönte der Orgelklang aus der Kirche. Das letzte Gebet — und dann die drei Hände Erde in die Gruft — wie unheimlich die hartgefrorenen kleinen Schollen unten auf den Sarg aufschlugen!

Hans wollte zurücktreten. Aber es ging nicht gleich, denn von allen Seiten drängten die Bauern und Kossäten, Tagelöhner, Arbeiter heran, um dem alten Mann dort unten den letzten Ehrengruß ins Grab nachzuwerfen; und die Frauen und Mädchen dazwischen mit ihren kleinen Jannortellenröschchen, den bunten großen Taschentüchern in den Händen und vor den Augen, leise schluchzend.

Als er sich endlich umwenden konnte, sah er hinter den Reihen der Dörfler zwei Gruppen. Etwas abseits, im leisen Gespräch, die Gutsherrn aus der Nachbarschaft; und dann Tina zwischen Großmutter, Mutter und Schwester, und vor ihr Gallweg. Der hatte den Helm noch in der Linken, aber in seiner Rechten ruhte auf einem kurzen Augenblick die Hand Tinas.

Was wollte nur Gallweg hier?

Und nun mußte er selbst ja zu Tina herantreten, mußte ihre Hand nehmen, mußte ein Wort des Beileids sprechen.

Es drängte ihn zu ihr. Und er fürchtete sich vor dem nächsten Augenblick. Aber es mußte ja sein ... mußte ... Hastig ging er auf die kleine Gruppe zu. Er war so besungen, daß es vor seinen Augen schillerte. Oder war's vom Schneeglantz, und trübten ihm wirklich die Wimpern?

Fräulein Heckstein ... Tina ... meine innigste Teilnahme ...

Ganz umsonst hatte er sich gefürchtet ... Es verdroß ihn, erkälte ihn, daß er so umsonst sich gesorgt hatte, daß sie ihm so ganz ruhig ihre Hand ließ und sagte — schlicht und herzlich, als habe nie ein Schatten zwischen ihnen beiden gestanden, nie ein zerstückeltes Glas: „Ich danke Ihnen, Hans, daß Sie gekommen sind.“

Er trat zurück, setzte den Helm auf. Nun ja ... ja doch ... Es war ja ganz gut so!

Und dann wendete er sich halbblau an Gallweg, während die Damen nun langsam noch einmal zum Grabe schritten. „Du hier, Spah! Das ist wirklich aufopfernd von dir. Wann bist du denn gekommen?“

Hörte Gallweg die kaum verhaltene Bitterkeit in Ton nicht? Oder wollte er sie nicht hören? „Greute früh, Hans! Ich erhielt erst gestern nachmittag durch die Güte deiner Frau Großmutter die Todesnachricht. Sie war zum Regiment gegangen, dann zur Akademie.“

„Schade. Wir hätten zusammen fahren können. Warum hast du denn nicht wenigstens an mich um einen Wagen zur Station telegraphiert?“

„Ich wollte niemand belästigen, Gageh. In solchen Stunden — ich weiß es — hat jeder mit sich selbst zu thun.“

Hans schob sich den Helm tiefer in den Nacken.

„Selbstverständlich lasse ich dich zur Bahn fahren. Und du kommst jetzt zunächst mal mit uns, einen Happen und ein Glas Wein mußt du doch nehmen.“

„Gern, Hans. Es ist sehr freundlich von dir. Aber mit dem Fünf-Uhr-Zug muß ich fahren. Ich bin überhaupt ohne Urlaub hier.“

„Na, Spah, wenn du ohne Urlaub fährst! Wenn das am grünen Polke geschieht, was ...“

Er kam nicht weiter. Denn nun traten Graf Duder und der Henshagener heran. Sie fühlten offenbar das Bedürfnis nach dem üblichen Imbiß. Die Herren geben uns doch die Ehre! Hans warf noch einen Blick auf die Damen. Sie standen mit den Amtbrüdern des Verstorbenen um den inzwischen gewölbten Hügel und ordneten die Kränze.

Ob er doch einmal zu Tina gehen sollte? Jetzt?

Mit einem plötzlichen Entschluß legte er seine Hand in den Arm des Henshageners. „Kommen Sie — bitte.“

Nun war es Dämmerungsstunde und tiefe Stille im Hause.

Die letzten Gäste waren schon vor einer Stunde abgefahren, Gallweg noch früher. Hans hatte sich Großmutter's breiten Lehnstuhl an den Ofen gezogen und träumte vor sich hin. Am Fenster saß die Mutter, strickte und sah über die Mäuschen auf den Garten hinaus. Es begann wieder leicht zu schneien. Sie hätte so gern mit ihrem Sohne gesprochen, hatte so vielerlei Fragen an ihn. Aber sie scheute sich, ihn zu stören. Er sah, wie sie meinte, nicht gut aus, so übermäßig.

Auf dem Tisch stand schon längst das Kaffeegeschir, die unheimlich große Stanne mit der gehälkerten Zipselmütze darüber und die Tassen um sie herum; daneben die alte silberne verachtbare

Ruderboje, zu der aber stets der Schlüssel fehlte, und ein Schüsselchen mit Würfelzucker, ein andres mit den gelben Wasserfenneln; die Butterbüchse. In seinem Halbschlaf sah Hans das alles. Er spürte den leisen Duft des Kaffees und des Gebäcks; er fing einmal an, mit blinzelnden Augen die einzelnen Kruste der Semmeln zu zählen, wie er es als Kind gethan. Ein paar verspätete Fliegen summten umher. Was hatte Großmutter ihm doch früher immer gesagt: „Wer zu Weihnacht eine Fliege fängt, kriegt tausend Thaler.“ Das war ihm wie eine ganz unermeßliche Summe erschienen, ungefähr so, wie die fünf Milliarden nach 1870.

Wie behaglich das alles war. Und nur immer an die Vergangenheit zu denken. Ein Stück noch, daß er diese Stunden hier hatte. Morgen ging's ja doch zurück.

Die alte Ruckuckuhr schlug fünf. Auch solch liebes Erinnerungstück an vergangene Tage. Er mußte lächeln. Der Ruckuck kam schon seit zehn Jahren nicht mehr zu seiner Thür heraus. Das Werk ging auch ganz miserabel. Aber niemand im Hause hätte die Uhr missen mögen.

Die Mutter lugte herüber. Er sah es ganz deutlich, aber er versteckte sich. Nur noch zehn Minuten. Nun stand sie aber doch auf, ganz leise und vorsichtig schlich zum Tisch, süßte mit dem Knöchel des Zeigefingers an die Kanne, ob die auch noch warm sei, räusperte sich, nach einer Minute neuen Bögers, ein wenig.

„Schläfst du, lieber Junge?“

„Wahre, Mama. Ich döse nur so —“

„Großmutter wird gleich kommen, dent' ich.“ Sie zog sich einen Stuhl heran, setzte sich dicht neben ihn, legte ihre Hand auf die seine: „Mein alter Junge! Du hast gewiß an Ruth gedacht. Was mag sie wohl jetzt machen?“

Er mußte aufstehen. Ganz kurz, und dann sagte er: „Nichts!“

„Aber... Hans...“

Nun wollte er einleiten, erklären: „Aber, Multi, das ist doch ganz natürlich. Ruth ist jetzt vor dem Diner, hat es sich ein wenig bequem gemacht, liegt auf dem Sofa und tut eben nichts! Wie ich es sagte!“

„Du, Hans... deiner Mutter kannst du's doch verraten; hab' ihr euch schon mal gezeigt?“ „Rein Nein, Mama! Zum Hanteln ist Ruth viel zu — verständig.“

„Und du, Hans? Alter Brauselops! Bist du auch immer recht gut zu deiner Frau?“

„Na ob! Versteht sich. Ein Musterschemann. Ich werde nächstens das Großkreuz zum Orden des heiligen Pantofflits kriegen —“

„Was du immer für komische Ausdrücke hast. Manchmal gar nicht hübsch, lieber Junge.“ Sie wußte nicht recht, sollte sie lachen, sollte sie schelten. So stand sie auf, ein wenig enttäuscht: „Ich will doch jetzt Licht machen.“

Auf ein paar Minuten versuchte er sich noch einmal in seine Träumereien einzulassen, in dies seltsame Halbwachen; freute sich am Aufklappen des Streichholzes, am ganz leisen Klirren der Lampenglocke, die immer noch ihren alten kleinen Nitz hatte, am milden gedämpften Licht.

Dann ging die Thür, und die Großmutter kam. Er stand auf, rückte ihren Stuhl an den Kaffeetisch. Dabei bemerkte erst, wie versallen, wie um Jahre gealtert die Großmutter doch heute aussah. Es war unerkennbar, nur ihre zähe Willensanspannung hielt sie aufrecht.

In all den letzten Monaten hatte er nie über die Erinnerung an die Scene hinfortzukommen vermocht, die ihm die Großmutter in der Nacht nach seiner Verlobung bereitete. Jetzt brach sich die alte Buneigung und Verehrung wieder in ihm Bahn. Er nahm impulsiv ihre Hand, küßte sie respektvoll.

Mit einem langen, fragenden Blick sah sie ihn an, nicht mehr vorwurfsvoll wie damals, eher mitleidig; als ob sie dachte: wie ein Hans im Glück schaut er auch nicht drein. Aber sie sagte nichts. Sie trank hastig, wie jemand, der lange gedurstet hat, ihre zwei großen Tassen Kaffee. Auch auf die Fragen der Mutter, wie es im Trauerhaus stünde, ob die Mädchen nicht her-

überkommen würden? — gab sie nur kurze Antwort: Tina sei, gottlob, gefast; Malwine bliebe bei ihr, und sie selbst wolle nachher noch einmal hinübergehen.

Dann saß sie eine Weile ganz still, in den Lehnstuhl zurückgelehnt, wie sehr müde. Aber ihre Augen schlossen sich nicht. Hans mußte sie immer wieder anblicken, diese lebhaften Greisinnen-Augen und das weisse alte Gesicht mit den selbst heute geschwinkten Waden. Wunderlich genug sah sie aus mit den Tränenpapeln in den gefärbten Wangen und dem verschobenen falschen Scheitel. Und doch: wie fein dies Profil war, und wie vornehm bei aller Sonderlichkeit der Gesamteindruck!

Mühsam, mit langen Pausen schleppte sich das Gespräch hin.

Wählich richtete sich die Großmutter auf und Kopfte, wie sie das wohl auch sonst zur Einleitung irgend eines Satzes tat, mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte. Und dann sagte sie unermittelt: „Hör mal, Hans, deine Mutter hat mir erzählt, du wolltest Tina eine Kente aussetzen. Ich nehme an, du hast das gut und ehrlich gemeint. Aber du wirst das nicht tun. Tina würde, und mit Recht, jeden Versuch in dieser Richtung als eine Beleidigung empfinden. Außerdem — ich will es nicht.“

Das Blut stieg Hans in die Stirn. Die Großmutter hatte durchaus nicht unfreundlich gesprochen. Aus dem Ton ihrer Einmischung, ihrer Ablehnung klang ihm aber doch etwas Verleidendes entgegen.

„Verzeih ein paar Worte, Großmama,“ warf er hastig ein. „Ich habe einfach an meine Pflicht als Patron gedacht. Nein, ehrlich gesagt, doch auch an unser aller freundschaftliches Verhältnis zu dem lieben Verewigten und — nun ja! — erst recht zu Tina. Ich hab' Mama auch ausdrücklich gebeten, auf eine diskrete Art zu sinnen, wie man's ihr beizubringen. Am liebsten — indem ich dabei ganz aus dem Spiel bleibe. Du bist eine so weisliche Frau, Großmama, und du hast Tina so lieb: warum willst du ihr die Zukunft nicht erleichtern helfen? Nimm du die ganze Angelegenheit in die Hand. Ordne du alles ganz nach deinem Belieben, bestimme auch die Höhe der Kente. Ich würde dir innig dankbar sein.“

Während er sprach, ließ die Greisin ihren Ankel nicht aus den Augen. Sie sah wohl: mochte er sonst sein, wie er wollte, diesmal kam's ihm aus dem Herzen.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich bin gar nicht immer die weisliche Frau, lieber Hans, als die du mich rühmst. In Geldsachen am allerwenigsten. Das mag ja so im Zuge der Zeit liegen, und ich persönlich nehm's dir nicht weiter übel... so alles mit Geld abmachen, mit ein paar Raffenschein jucken zu wollen. Geld ist ja unter Umständen auch so übel nicht, wenn ich's mein Lebtag auch mehr als notwendiges Nittel kennen gelernt habe. Aber, mein Kind, es gibt Lagen, in denen Geld die Wunden nicht verdeckt, geschweige heilt, in denen es die Wunden nur reizt wie Höllenstein. Das sind all die Wunden, die die Liebe geschlagen hat. Du verstehst mich schon. Und, siehst du, darum bleib uns mit deinem Mammon zehn Schritte vom Leibe. Unser — meiner Tina kann kein Geld, ihr kann nur Liebe nutzen.“

Hans zertrümelte den Rest seiner Semmel.

„Aber er hat es doch so gut gemeint, Mama,“ sagte Frau von Hagelich endlich, fast vorwurfsvoll.

„Daran zweifle ich nicht. Jetzt am allerwenigsten, liebe Mama.“

Nun sah er endlich wieder auf. „Gut denn, Großmama, ich will mich vorläufig fügen. Nun vergib mir aber eine Frage: wie denkst du denn, daß sich Tina, fast oder ganz mittellos, wie sie ist, ihre Zukunft gestalten soll?“

„Das kann ich dir heute wirklich noch nicht sagen. Solange ich lebe, wird sie aber nicht in ihm Lohnen — und sonst —, der liebe Gott wird schon weiter helfen.“

Der Arschstock raschelte auf dem Fußboden; sie stand auf: „Ich will nun hinübergehen.“

„Ich begleite dich bis an die Tür, wenn du erlaubst, Großmutter!“

Sie sah ihn wieder mit ihren forschenden Augen an: „So komm!“ (Ausscheidung folgt)

## Ostern

Zu dieser Osterzeit  
Vergiss dein Leid!  
Denn was in eisigen Banden  
Begraben lag,  
Ist auferstanden.  
Ein lachendes Geschmeid',  
Ein Feierkleid  
Mit duftig schimmernden Säumen  
Umspinnt das Feld,  
Drob Lerchen träumen.  
Den Winterriesentross  
Scheucht das Geschoss  
Schön strahlender Morgenröten  
Voll Flammenmut,  
Die Nacht zu isten.  
Wie wächst, wie wächst der Sieg  
Im heil'gen Krieg!  
Die Winde mit wehenden Locken  
Ziehn ungestüm  
Die Freibitzglöcken.  
Frei fühle du dich auch!  
Lass dich vom Hauch  
Des Auferstandnen durchbeben!  
Trink gläubig froh  
Sein Osterleben!

Ed. Remling

## Die Musterschule in Frankfurt a. M.

In den Tagen vom 16. bis 18. April begeht die Frankfurter Musterschule das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Sie kann auf diese lange Zeit ehrenvollen Strebens und geblühlicher Entwicklung mit berechtigtem Stolz zurückblicken. Vor hundert Jahren lag in Frankfurt, wie alterwärts, das Schulwesen im argen; außer dem staatlichen Gymnasium und einigen konfessionellen Privatanstalten gab es nur Volksschulen, Quartierschulen genannt, die notdürftig und in bescheidenstem Maße dem Zwecke der Jugendbildung dienten. Wer seine Söhne nicht zum gelehrten Berufe bestimmte und ihnen dennoch eine höhere geistige Erziehung verschaffen wollte, der mußte dies auf privatem Wege zu erreichen suchen; für die Töchter besserer Familien blieb überhaupt nichts andres übrig. Da traten zwei Männer von Geist und Herz, Freiherr W. von Gündertode und Senior Hufnagel mit ihren Mitteln und ihrem Einfluß an die intelligenten Bürger Frankfurts heran und veranlaßten sie, eine „Bürgerschule“ für Knaben und Mädchen zu gründen, die mustergültig werden sollte für die Deutung des Schulwesens. In der That ist sie es auch geworden, so daß der Name „Musterschule“, der dem jungen Institut schon ein Jahr nach seiner Gründung durch Senatsbeschluss verliehen ward, nicht allein zurechtspredend, sondern durch die späteren Erfolge auch gerechtfertigt erscheint.

Die Lehrmethode, eingeführt von Jüngern Pestalozzi (wie nennen nur Fr. Geuner), wurzelle von vornherein in den Grundfäden dieses Reformators, und auf ihnen ist in gewissem Sinne auch die 1892 geschaffene sogenannte Frankfurter Schulreform aufgebaut, nach der bis jetzt schon eine große Anzahl deutscher Schulen sich umgebildet haben, denen fortwährend weitere in gleicher Absicht folgen. Nach dem neuen Frankfurter Lehrplan wird statt mit Latein in der Sexta mit Französisch begonnen; erst in Untertertia fängt der Lateinunterricht an, in Untersekunda das Englische. An der Frankfurter Musterschule wird insbesondere auf Konversation, auf das Sprechen der fremden Sprachen



Die Hauptschule in Frankfurt a. M.

Wert gelegt, natürlich ohne hierbei die grammatikalische Durchbildung außer acht zu lassen. Der Anschauungsunterricht von seinen ersten Elementen bis zu den höchsten Stufen bleibt Grundstufe aller Disziplinen: durch die Sinne soll der Geist geweckt und geschärft, der Geschmack gebildet und veredelt werden. Das „Goethe-Gymnasium“ mit Geheimrat Dr. Heinhardt an der Spitze, das Realgymnasium „Wöhlerschule“, zu jener Zeit unter Direktor Dr. Kortegarn, und die „Musterschule“, damals von Geheimrat Dr. Eiselen geleitet, gingen hierin bahnbrechend voran, und der an des Vorigenannten Stelle im Jahre 1894 berufene nunmehrige Direktor, Herr Max Walter, führt mit seinem reichen Wissen und mit Einsetzung seiner bedeutenden Kraft das Werk der Vorgänger zielbewußt und erfolgreich weiter.

Im Laufe der Jahre war die Zahl der Musterschüler bis über tausend gestiegen, und als Frankfurt nach seiner Einverleibung in Preußen rasch emporschwang, da rechnete man mit der Notwendigkeit, eine Parallelschule zu errichten, die Mädchenschule von der Musterschule abzuzweigen und sie zugleich in eine höhere Mädchenschule, verbunden mit Lehrerinnenseminar, umzuwandeln. 1876 ward die nach Goethes Mutter benannte Elisabethenschule unter Direktion von Dr. Weismann (bis dahin Leiter des Seminars) eröffnet, dem 1881 der jetzt amtierende Direktor Dr. Karl Rehorn folgte. Ungeachtet der räumlichen Trennung ist sie in

tur immer mehr, und dazu kam noch die staatliche Fürsorge für das Wohl der heranwachsenden Generation, wonach eine Ueberfüllung der Klassen nicht mehr gestattet ist. Frankfurt hat, seit lange schon, für Schulbauten kein Opfer gescheut; mit der wachsenden Bevölkerung geht die Errichtung neuer Schulen in gleichem Schritt voran, und nichts wird gespart, um selbst den höchsten Anforderungen der Zweckmäßigkeit, Schönheit und hygienischen Wohlfahrt zu genügen. So hat auch die Musterschule nach verschiedenen Veränderungen aus alten und neueren

regter Fühlung geblieben mit der Musterschule, wie sie auch jetzt, schweizerlich vereint mit ihr, die bevorstehende Hundertjahrfeier begehen wird.

Aber auch nach dieser Abgliederung konnten die bisherigen Räume der Musterschule den Bedürfnissen eines Realgymnasiums mit größeren Rechten und Pflichten nicht mehr entsprechen. Es stiegen eben die Ansprüche an eine bessere Lehranstalt, auch was deren räumliche Verhältnisse und innere Einrichtung betrifft, mit den modernen Erziehungsgesetzen in Wissenschaft und Kul-

Stätten Altfrankfurts im Oktober 1901 das neue prächtige Heim am Oberweg im Nordend der Stadt bezogen, das mit einem Kostenaufwand von rund 1½ Millionen Mark (ohne Mobiliareinrichtung) in zwei Jahren fertiggestellt wurde.

Nach eingehender Beratung der maßgebenden Faktoren, und nachdem auch Direktor Walter sein auf Erfahrung gegründetes Urteil in die Waagschale geworfen, wurde entschieden, die Anstalt nach dem immer mehr als bewährt erkannten System der einfachen Klasseneinteilung einzurichten, nicht nach dem noch vielfach beliebten Doppellassenystem; doch wurde Vorkehrung getroffen, im Bedarfsfall noch einige Reiseroklassen einfügen zu können. Heute zählt die Frankfurter Musterschule in drei Vor- und neun Hauptklassen 400 Schüler mit 17 ordentlichen Lehrern.

Das Gebäude ist durchaus massiv; die Fronten sind von außen in rotem, von innen in weißem Marmorstein aufgeführt; die zum Keller und zum Parterre führenden Treppen sind aus Granit, die übrigen in Schmiedeeisen mit eichenen Stufenbelägen gearbeitet. In den Fluren und Klassenzimmern sind die Wände bis auf 1 Meter Höhe mit Holz bekleidet. Die Fußböden in allen Bordaumen haben Mosaikplattenbelag, die übrigen Linoleum auf



Die Aula



Zeitensaal

Zement; im Reichenaal liegt noch eine Korfschicht unter dem Linoleum. Niederdruckdampfheizung und Ventilation sind nach den neuesten Systemen ausgeführt. Die verbrauchte Luft zieht durch Schloten, die über das Dach gehen, ab; ihre Erneuerung kommt aus dem im Kellergehoß angebrachten Luftkammer. Die zugeführte frische Luft wird in den Räumen selbst durch Radiatoren erwärmt. Die Turnhalle ist mit Luftheizung versehen. Die Beleuchtung ist überall elektrisch. Im ganzen Gebäude sind rund 1400 Glühlampen angebracht, die in den Lehrzimmern unter der Decke verteilt sind, um ein ruhiges Licht zu erzielen.

Die endgültige Festsetzung der Baupläne und die Ausführung erfolgte durch Stadtbaupinspektor H. Meinde, unter Assistent des städtischen Bauführers Aecht; die beiden Herren haben auch die fachlichen Angaben für gegenwärtigen Artikel nach den seinerzeit im Zentralblatt der Bauverwaltung veröffentlichten Details freundlichst zur Verfügung gestellt.

Was sich an praktischer Verwertung und Ausnutzung des kolossalen Raumes nur erdenken läßt, ist bei der neuen Musterschule zu treffen. Zu ebener Erde befinden sich außer der 22½ Meter langen Turnhalle nebst Ankleideraum u. s. w. noch vier Klassenzimmer, sowie der Lehrsaal für Physik mit Zubehör—Sammlungs- und Arbeitszimmer— und ein Zimmer für den Diener. Im ersten Stock liegen das Direktorzimmer nebst Vorzimmer, ein Sprechzimmer, das Lehrerpredzimmer und Konferenzzimmer, Lehrerbibliothek, ferner sechs Klassenzimmer, eine Doppellasse und zwei Unterrichtsräume für Hobeln, Schnitzen und Wappen. Im zweiten Stock liegen die Lehr-, Arbeits- und Sammlungsräume für Chemie, dann fünf Klassenzimmer und die durch zwei Etagen gehende Aula; außerdem

nach ein Lesezimmer für neusprachliche Literatur. Der ausgebaute Dachstock enthält den Zeichenaal mit anstößendem Maleratelier, daneben den Modellsaal und die Lehrzimmer nebst Sammlungen für naturwissenschaftliche Fächer. Auf einem flachen Dachteil ist ein kleines Observatorium angebracht, in dem ein 3' zölliges Fernrohr aufgestellt ist, bestimmt für den Elementarunterricht in Astronomie zu dienen. Im Kellergehoß endlich befinden sich die Anlagen für Zentralheizung, der Transformatorraum, weitere Anlagen, die den physikalischen Experimenten dienen (Luftpumpen, Elektromotor, Dynamomaschine, Sammlerbatterien nebst allem Zubehör), und außerdem ein großer Raum zur Aufbewahrung von Fahrrädern. Hinter dem Hauptgebäude liegt der ungefähr 1600 Quadratmeter umfassende, auch zu Turnspielen eingerichtete Schulhof. An diesen Hof schließen sich Wohnhaus und Garten des Direktors an, und dann kommt ein für Schulzwecke einrichtender botanischer Garten. Sämtliche Klassenzimmer sind geräumig, hell und aufs beste ventiliert; die Gänge vor den Zimmern, durchweg 5 1/2 Meter breit, sind mit praktischen

Atelier mit Bildern von dessen Hand, die dem Studierenden das Werden eines Selbstes bis zu seiner Vollendung vor Augen führen. Neben dem Zeichenaal liegt der Modellsaal, der aber nicht durch feste Wände gegen den Flur abgeschlossen ist, sondern durch verglaste Schränke, damit deren Inhalt auch von außen beschaut werden kann. Die Handfertigkeitsklassen enthalten alle Vorrichtungen zum Pappen, Schnitzen, Hobeln u. s. w., überhaupt zur Erlernung der Elemente des Kunstgewerbes; an jedem Arbeitsplatz ist eine Glühlampe mit Regelpendel angebracht. Die Lehrzimmer für Physik, Chemie und Naturkunde sind mit Vorrichtungen zur Darstellung von Lichtbildern und mit Experimentierapparaten versehen. Für Physik und Chemie ist auch Gasleitung zur Speisung verschiedener Gasöfen eingeführt.

Diese nach jeder Richtung hin den Namen „Musterschule“ verdienende Anstalt wird demnächst im Verein mit der „Elisabethenschule“ ihr Jubiläum begehen unter allgemeiner Teilnahme der Stadt und weiterer Kreise, worüber eine besondere Festschrift Näheres kundgeben soll. Als würdige Ein-

buch nachzuschlagen, aber ein Giovanni Lucca war darin nicht zu finden. „Das einfacche ist, Sie gehen ins italienische Viertel und fragen dort herum. Da kennt einer den andern, und Sie werden ihn dort zweifellos finden.“

Dreste besuchte den Wink. Und wahrhaftig, in der kleinen muffigen Bude, die sich höchst lächerlich „Hotel de Umberto“ nannte, kannten sie seinen Onkel Giovanni Lucca; er wohnte, wie man ihm sagte, in der Mulberrystreet. Tabin machte sich Dreste auf den Weg. Ah, war das ein Leben! Teufel, das reine Italien! Überall Landleute, nichts als italienische Gemüshändler, Bäcker, Fischhändler, Fleischer, Restaurantk. Auf dem Bürgersteig trabbelten die kleinen schwarzblodigen und schwarzgünstigen Kinder Italiens, halb nackt und überaus schmutzig. Er hätte sie küssen mögen. Kein Mensch sprach das unheimliche Englisch, das Dreste klang wie das Fauchen und Knurren von Katzen oder das Gequale von Enten. Jedermann redete sein geliebtes Italienisch, und überall hingen auf hölzernen Gestellen die gelben Maccaroni zum Trocknen, wie dahinein.

Ein wilder Junge lief gegen so ein Gestell und warf es um, so daß die Maccaroni in eine Lache schmutzigen Wassers fielen. Der Bäcker kam aus seinem Keller heraus, wütend wie eine Hornisse. Er schimpfte gräßlich, richtete das Gestell wieder auf und ließ die Maccaroni weiter trocknen. Und die Mutter des Geschollenen, mit einem feuerroten Tuch um die Schultern, kam hinzu und schimpfte nun auf den groben Bäcker, den sie eine stinkende Krabbe nannte, und von allen Seiten kamen sie gelaufen und schimpften mit, und Fenster öffneten sich oben und unten, von rechts und links, und Männlein und Weiblein steckten die Köpfe hinaus und schimpften, und zahllose schwarze Augen rollten fürchterlich, und zahllose Arme flogen heftig in der Luft herum. Ach, ganz wie in Cardinella. Wirklich! Entzündend, ganz entzündend!

Als Dreste endlich seines Onkels Wohnung gefunden hatte, war er etwas enttäuscht. Für einen Mann, der im Fruchtgeschäft und gewiß reich war, sahen Haus und Wohnung ziemlich dürrig aus. Der Onkel war leider nicht zu Hause. Wo er sein Geschäft, seinen Laden hätte, fragte der brave Dreste.

„Sein Geschäft?“ entgegnete lachend die nette Italienerin, bei der der Onkel wohnte. „Gewöhnlich ist sein Geschäft an der Ecke der Doustonsstreet und Bovero.“ Sie gab ihm eine genaue Beschreibung des Weges dahin, und Dreste trollte sich. Als er aus dem italienischen Viertel heraus war, sah es anders aus. Zwar fand er an den Straßenecken allenthalben wieder seine Landleute mit großen massiven Stühlen, oft vier, fünf in einer Reihe, auf denen Leute sich die Stiefel putzen ließen. Aber sonst war alles unitalienisch. Die Menschen führten dahin, bloß und aufgeregert, mit gerunzelter Stirn, als ob sie jemand verfolgte, und die Straßenbahnwagen saulten pfeilschnell und unter dem ohrenbetäubenden Klänge ihrer Gongg über die Straße. Alle Augenblicke stieß er gegen einen Fußgänger, alle Augenblicke schnaute ihn ein Lastwagenführer an, weil er nicht acht gab. Jetzt war er an der Doustonsstreet und Bovero. Aber wo war der Onkel? Er eilte über den Fahrbamm, nach rechts und links spähend. Plötzlich hörte er das jorlige Gong eines Straßenbahnwagens hinter sich und die fluchende Stimme des Wagenführers, der mit aller Macht bremste, um Dreste nicht niederzurennen. Dreste machte einen bewundernswürdigen Sprung nach vorn, um ein Haar mitten hinein in einen kleinen zweirädrigen Schiebewagen, der mit Bananen beladen war und einem Italiener gehörte.

„Junger Mann,“ sagte der italienische Fruchtverkäufer lächelnd, „es scheint, Sie sind noch nicht lange in New York?“ Er wollte sich wieder abwenden, als er einen forschenden Blick auf Dreste warf und auzief: „Deilige Jungfrau — wir kennen uns doch. Bist du Dreste Paradisa von Cardinella?“ „Jawohl, der bin ich, und Sie — ist es möglich?“ — Onkel Lucca, Giovanni Lucca!“

Sie umarmten sich und lästerten sich auf offener Straße zum Erstaunen der Leute. Aber welche neue Enttäuschung war dieses Zusammentreffen für Dreste! Onkel Luccas Fruchtgeschäft war ein kleiner Laden mit Bananen, die er an das Publikum verkaufte, nichts weiter! Natürlich, von irgend einer Unterstützung seitens des Onkels konnte nicht die Rede sein. Und einen Buchhalter oder gar Teilhaber brauchte er in seinem „Fruchtgeschäft“ auch nicht. Trotzdem hat er seinen Neffen, vorläufig sein beisehendes Quartier mit ihm zu teilen. Auch versprach er, für ihn zu tun, was sich nur tun ließe, der gute brave Onkel. Das half Dreste über die Enttäuschung hinweg. Zu Hause angekommen, nahm der Onkel den Neffen zunächst ins Verhör.



Modellsaal

Ablegerablagen und Trinkwasserapparaten versehen und durch Zinnsprache und gute Bilderreproduktionen geziert, die geeignet sind, Gemüt und Auge der Jugend anzuregen und die Bekanntheit mit bedeutenden Kunstwerken zu vermitteln. Auch die Klassenzimmer haben interessanten Bilderschmuck. Die Ausstattung aller Räume ist in lebhaften Farben und in moderner Stilart gehalten.

Die Aula, 11' Meter breit und 23 Meter lang, hat eine Empore, hinter der sich der Singübungsaal befindet, der über dem bereits genannten Lesezimmer für neusprachliche Literatur liegt. Beide Hinterräume sind durch Holzrollwände von der Aula abgeschlossen und können, wenn nötig, mit dieser vereinigt werden zu einem über 700 Personen fassenden Auditorium. Auf der Empore, erweitert durch den anstößenden Singaal, finden sämtliche Schüler der Anstalt Platz. Die Aula hat 2' Meter hohe Holzvertäfelung, farbig gezierter Bleifenster und ist mit Bogenlicht und Glühlampen versehen, welche letztere zu sechs stinkehnlammigen Kronen und zahlreichen Wandarmen vereinigt sind. Die Musik in dem großen Raume ist vorzüglich.

Der Zeichenaal, über 9' Meter breit und über 13' Meter lang, ist ganz nach Angabe des feinsinnigen Malers und Zeichenlehrers der Anstalt, Herrn W. Freund, ausgeführt, der besonders hier das Prinzip rationalen Anschauungsunterrichts zur Geltung bringt, indem er die Übungsarbeiten der Schüler nur nach der Natur vornehmen läßt und zu diesem Zwecke sogar Vorrichtungen eigener Erfindung, drehbare Modelle u. s. w. geschaffen hat, die an Flächen und Körpern die Gesetze der Perspektive in klarster Weise veranschaulichen. Ganz diesen Zwecken dienend ist auch die Tages- und künstliche Beleuchtung des Zeichenaales eingerichtet. An ihn schließt sich das Zimmer des Lehrers, ein kleines

leitung hierzu haben ehemalige Schüler und Schülerinnen beider Anstalten sich zusammengetan zu einer wohlthätigen Stiftung, die den Namen der Jubilarin auch für kommende Geschlechter aufbewahren wird. a. F.

## Der glückliche Paradisa

von  
Henry F. Urban

Was, es geschehen keine Wunder mehr? Dann kennt ihr nicht die Geschichte vom hiden Dreste Paradisa aus Cardinella. Warum war er aus dem lieblichen Cardinella nach dem häßlichen New York gekommen? Sehr einfach, er wollte gleich so vielen seiner Landleute vor ihm Geld verdienen ohne allzu heftige Anstrengung, dann nach dem lieblichen Cardinella zurückkehren, wo des Nachts so süß die Nachtigallen sangen, und zu Lucia Camarano saßen: „Hier bin ich, süße Lucia, ein vermögender Mann, nun heiraten wir!“ Vielleicht war ihm die Madonna gnädig, der er für den Fall des Scheiterns seiner Pläne eine prachtvolle Altardecke versprochen hatte, lieberdies war die Madonna nicht die einzige, auf die er sich verlassen wollte. Da war noch der gute Onkel Giovanni Lucca, der wie so viele Italiener New Yorks im Fruchtgeschäft tätig war. Er mußte auch heran, sicherlich! Nur mußte Dreste leider nicht, wo er wohnte.

„Kennen Sie meinen Onkel Giovanni Lucca, der das große Fruchtgeschäft hat?“ fragte er den Kammerer des Einwanderungsbehörde und war nicht wenig erstaunt, als der lachend verneinte. Der Mann hatte sogar die Freundlichkeit, im Adress-



Adoration der Hirten von Sabell Böhler in Bonn



Anbetung der Hirten — Mariä ?

Nach dem Scriptur



Verkündigung — Beweinung Christi  
von Eduard Gelfi

„Wieviel Geld hast du?“ fragte er ihn.  
 „Nach fünfhundertmanzig Lire.“  
 „Nah, nicht viel, ungefähr fünf Dollar, aber doch etwas. Selbstverständlich mußt du deinen Anteil an den Kosten unseres gemeinsamen Haushaltes tragen. Zu diesem Zwecke mußt du arbeiten. Was wäre dir das liebste? Früchte verkaufen, Stiefel putzen oder den Leierkasten drehen? Eines davon tun wir alle.“  
 „Den Leierkasten drehen! Ich bin sehr musikalisch. Ueberdies, allzu viel Arbeit bekommt mir nicht.“  
 „Ahe!“ lachte der Onkel. „Du bist auch einer von denen, die wünschen, der Apfelbaum, von dem die Eva naschte, wäre ein Zitronenbaum gewesen, weil wir dann noch heute im Paradiese wären — He? Dazan erkenne ich den echten Mann aus Cardinella. Hauptsache allefama! Nun gut, kaufen wir einen Leierkasten. Das Geld will ich auslegen.“  
 Drei Tage später hatte Dreffe seinen Leierkasten. Er war alt, und jeder vierte Ton war nichts als Wind. „Teufel, damit werde ich kaum viel Geld verdienen!“ meinte Dreffe freudlos.  
 „Im Gegenteil! Man zahlt dir mit Vergnügen, nur damit du wieder machst, daß du mit dem Ding fortkommst.“

Dreffe lachte laut auf. Ja, es war ein ganz geriebener Schlaupfrop, dieser Onkel. Sie besorgten sich noch von der Polizei einen Erlaubnischein und unternahmen dann eine Wanderung durch die Stadt.

Als sie an einem Kleiderladen vorüberliefen, stürzte plötzlich ein großer starker Mann herans, und mit den Worten: „Da hätten wir dich ja!“ verpackte er Dreffe zwei schallende Ohrfeigen. „Dieser Polacke!“ sagte er zu dem herbeieilenden Polizisten, „hat mir vor zwei Wochen einen Anzug gestohlen, verhaften Sie ihn!“ Trotz aller Proteste des verblüfften Onkels wurden sie nach der Polizei geschleppt, wo Dreffe bis zum nächsten Morgen festgehalten wurde. Beim Verhör gelang es dem Onkel, zu beweisen, daß ein Irrtum vorlag, da sein Neffe erst vor zwei Tagen in New York angekommen war, und so wurde Dreffe entlassen.

„Mein Herr,“ sagte Onkel Luca zu dem Kleiderhändler, als sie das Gericht verließen, „damit ist die Sache nicht erledigt. Sie haben meinen ungeschuldenen Neffen geohrfeigt, verhaften und einsperren lassen. Sie sollten ihn freiwillig eine Entschädigung zahlen, ehe wir klagen können.“

Der Händler wand sich wie ein Würm, aber Onkel Luca ließ nicht locker, denn er wußte, daß Dreffe den Kleiderhändler verklagen konnte, und so rückte der letztere zuletzt fünf Dollar heraus.

„Geben Sie zwanzig, und wie sind zufrieden!“ meinte der Onkel. Ob der Mann wollte oder nicht, er mußte zahlen, und schmunzelnd steckte der Onkel das Geld ein.

„Großartig!“ sagte Dreffe lachend. „Ich wünschte, man ohrfeigte mich jeden Tag!“

„Ja, es ist ein wunderbares Land, das Land unseres Cristoforo Colombo!“ verkündete der Onkel.

„Diese wohlwollende, väterliche Fürsorge für alle, die durch den Leichtsin ihrer Nebenmenschen zu Schaden kommen, ist bewundernswert. Bei uns in Italien ist das weniger schön. Hast du aus Versehen deine Ohrfeige bekommen, so hast du deine Ohrfeige. Hier kannst du auf Schadenersatz klagen, wegen der Ohrfeige, wegen ungerechtfertigter Verhaftung und wegen Beuhaltung deines ehelichen Namens, und für alles drei muß der andre zahlen. Reißt dich der Hund eines andern, muß er zahlen. Fällt du in den Keller eines andern, weil die Schutzvorrichtung fehlt, muß er zahlen. Fällt dir beim Sturz ein Dachstein auf den Kopf, so muß der Besitzer des Hauses zahlen. Mische dich im Winter auf der Haustreppe aus, die das dumme Dienstmädchen mit Wasser begossen hat, um sie zu reinigen, so muß der Hausherr zahlen. Untaleist ein Zug, in dem du fährst, und erleidest du Verletzungen, muß die Gesellschaft zahlen. Wunderbar, ganz wunderbar! Es ist ein hochentwickeltes Land, Dreffe!“

Am nächsten Morgen zog Dreffe mit seinem asthmatischen Leierkasten von dannen. Der Onkel hatte recht. Dreffe verdiente nicht läbel Geld. Entweder bekam er's mit der Weisung, so schnell wie möglich sich weiter zu trollen, oder weil er den inländischen und deutschen Dienstmädchen in den feinen Stadtvierteln als ein so außerordentlich hübscher Keel erschien mit seinen rötlichbraunen Waden, die so sammetweich ausfielen wie reife Pfirsiche, und mit den glühenden schwarzen Augen. Wenn er dann noch lachend die weißen Zähne zeigte, sobald er eines Dienstmädchens ansichtig wurde, so war's um Bridget oder Auguste völlig geschehen, und die Cent's kamen nur so geflossen.

Wie gesagt, er hatte Glück, dank der gnaden-

reichen Madonna von Cardinella. Aber es kam noch besser. Auf den Rat des piffigen Onkels erstanden sie ein kleines Messchen, dem der Onkel ein schneeweißes Kostüm anzog und einen schneeweißen Helm aufsetzte, so daß er einem New Yorker Straßenfeger täuschend ähnlich sah. Dann kaufte er in einem Spielzeugladen einen winzigen Bejen und brachte dem Messchen bei, auf Kommando das grüne Tuch auf dem asthmatischen Leierkasten zu legen. Das sah überaus komisch aus, und die Leute auf der Straße, besonders die Kinder, wollten sich schief lagern über den Affen als Straßenfeger. Kein Wunder, daß das Geld nun noch reichlicher floß. Nach Cardinella schrieb er, es gehe ihm großartig, er sei ein Musiker geworden, der nur für die feinsten Leute spiele, und er verdiene ein schönes Geld. So kam es, daß er an einem Sonntagnachmittag in höchst zufriedener Stimmung durch den Park pilgerte ohne Leierkasten, nur zu seinem Vergnügen. Er dachte an Cardinella, an die alte Mutter, an Lucia Camarano, die überaus Goldselige, und an die gnadenreiche Madonna, die ihn bisher so geschützt hatte. Wie er den Fahrweg kreuzte, erhielt er plötzlich einen fürchterlichen Stoß, so daß er eine halbe Meile — so schien's ihm — durch die Luft flog. Als der dicke Dreffe erwachte, lag er in einem läßlichen, unglücklich sonderen Bett im Hospital. Die rechte Hand war verstaucht, das Kniebein und eine Rippe gebrochen. Sonst ging's ihm gut. Am Nachmittag kam Onkel Luca. Sein spitzes Vogelgesicht strahlte vor Freude, seine Augenlein funkelten.

„Dreffe — nein, dieses Glück! Teufel, du bist ein Liebling der Madonna. Wahrschäftig! Denke dir nur — ein Mann auf seinem Zweirad hat dich umgerannt. Er raste mit unerlaubter Geschwindigkeit dahin und hatte keine Glode. Er fuhr direkt in dich hinein, ohne Warnung. Gut, Polizist und drei Augenzeugen haben's beschworen. Natürlich ist er verhaftet worden.“

„Was ist für Glück dabei?“ meinte Dreffe finster. „Ich kann ein Krüppel für Lebenszeit bleiben.“

„Kein Gedanke, Herzchen, kein Gedanke! In kurzer Zeit bist du wieder hergestellt, sagt der Doktor. Nase und eine Rippe gebrochen, Handgelenk verstaucht. Das ist alles. Aber von wegen dem Glück! Der Radfahrer, denke dir, ist ein schwerer reicher Mann, ein Judenfabrikant. Ich werde sofort zum Advokaten gehen von wegen Schadenersatz. Gehst dich wohl! Wie ich dir sagte, ist Amerika das Land der Schadenersatzprozesse. Da läßt sich was herauskriegen!“ Und fort war er.

Am nächsten Nachmittag war er wieder da.

„Alles geht großartig, mein Liebling!“ sagte der Onkel. Nase und Kopf lag auf einem Stuhl neben dem Bett nieder. „Also denke dir, die Sache ist schon in Ordnung. Ehe der Judenfabrikant sich verflagen ließ, hat er lieber freiwillig viertausend Dollar gezahlt — was sagst du nun? — viertausend Dollar! Das ganze italienische Viertel ist außer sich über so ein Glück!“

Ja, wahrhaftig, das war ein Glück. Es beschleunigte die Genesung, und Dreffe wurde aus dem Hospital entlassen.

„Reicht du was?“ sagte Dreffe, als er wieder daheim war, „ich verspreche der Madonna noch eine gelbene Krone. Wer reich, vielleicht habe ich noch mehr Glück.“

„Tue das, mein Sohn,“ sagte der Onkel. „Man kann nicht wissen.“

Und Dreffe hatte noch mehr Glück. Freilich, der Sommer war darüber hingegangen und der Herbst, und es wurde Winter. Dreffe stand — es war am Morgen und zu kalt, um den Leierkasten zu drehen — jittersnd vor Frost auf der Straße und wartete auf einen Straßenbahnwagen. Als er den Führer eines herannahenden Wagens ein Haltzeichen gab, schloß sich diese erhabene Persönlichkeit höchlich beleidigt. Für Passagiere anzuhalten, erschien ihm, wie allen feinesgleichen, ein überflüssiger Luxus. Nun gar erst für einen lumpigen Italiener. Nach beliebiger Manier ließ er daher sein kostbares Gefährt nur ein wenig langsamer laufen, dann, als er glaubte, der Italiener hätte den hinteren Aufstieg glücklich erwischt, öffnete er die Bremsen wieder, und der Wagen schloß wie ein losgelassener Jagdbund vorwärts. Dem biden Dreffe war der Sprung auf das Trittbrett wirklich gelungen. Aber der Auf, mit dem der Wagen vorwärts schok, war so plötzlich und heftig, daß Dreffe vom Trittbrett heruntergeschleudert wurde und der Länge nach auf das Straßenpflaster fiel. Der Schaffner hielt den Wagen an und sprang herunter. Leute kamen heran und halfen Dreffe wieder auf die Beine, der halb bewußtlos war und aus einer tiefen Wunde am Kopf blutete. Außerdem war sein linkes Ohr

völlig zerschlagen und sein linker Fuß verstaucht. Ein Arzt, der zufällig des Weges gekommen war und Dreffe in die nächste Apotheke geleitete, stellte das fest. Die Empörung des Publikums über den unverschämten Wagenführer konnte keine Grenzen. Schon seit lange beklagte man sich über diese infame Unsitte, den Wagen niemals für Fahrgäste völlig zum Stehen zu bringen, sondern ihnen zuzumuten, auf offener Straße Vorstellungen als Akrobaten zu geben, indem sie unter Lebensgefahr versuchten, auf die rasch dahinfahrens Wagen zu springen. Ein Duzend Menschen boten sich sofort als Zeugen an, daß der Wagenführer wiederum den Wagen nicht angehalten und den Fahrgast dadurch zu Fall gebracht habe. Man wollte's den verdorbenen Straßenbahn-Monopolisten einmal gehörig eintränten, und zugleich wollte man diese sogenannten „Wise“ den Wagenführern ein für allemal austreiben.

Als Dreffe aus dem Hospital, wo man ihn verweilt, verbunden und wieder eingerentt hatte, im Wagen des freundlichen Doktors nach Hause gebracht wurde und dem Onkel Bericht erstattete, fiel ihm dieser um den Hals. Er war ganz aus dem Häuschen vor Entzücken. „Glückspilz, der du bist!“ rief er immer von neuem. „Nun bin ich gespannt, wie viel das bringt! Wie klagen, verflucht du, wir klagen gehörig. Die Straßenbahngesellschaft, die hat's, die verfluchten Gesellschaft, die! Und es herrscht gerade die richtige Stimmung gegen sie bei den Geschworenen!“ Schon am gleichen Abend ließen sich die Advokaten fast die Hacken ab, um den schönen letzten Prozeß gegen die Gesellschaft zu bekommen. Der fünfte, der kam, war der Advokat der Gesellschaft, ein alter dürrer Kahlkopf mit einem Gesicht, als ob er eine schlechte Mauer gegessen hätte. Eigentlich, meinte er, wäre es sehr zweifelhaft, ob Dreffe überhaupt etwas bekäme; der Wagenführer hätte ihn nicht gesehen. Aber Onkel Luca war auch nicht auf den Kopf gefallen. Er ließ sich nichts vormachen. So bot der Advokat, um Scherereien zu vermeiden und weil Dreffe nicht erstlich verlegt sei, fünfhundert Dollar.

„Zweitausend Dollar!“ rief Onkel Luca, nicht einen Cent weniger!

„Sie scherzen,“ sagte der alte Kahlkopf und tat, als ob er sich tollkollte, und entfernte sich. Am nächsten Morgen bot er tausend Dollar, zwei Tage später fünfhundert. Dann kam der Chef über zweitausend Dollar.

„Der Himmel gebe, daß das so fortgehe!“ meinte der Onkel. In den Geschäftsräumen der Gesellschaft aber rief man sich die Hände vor Vergnügen, so billig davongekommen zu sein. Dieser dumme Keel, der Italiener! Die Geschworenen hätten ihm mindestens sechstausend Dollar zuerkannt.

Dreffe hatte jetzt mit dem, was er sich zusammengespielt hatte, über 6000 Dollar, also ungefähr 30500 Lire nach italienischem Gelde. Das war ein Vermögen für Cardinella. Er konnte dafür Haus und Feld und Garten kaufen und einen Weinberg dazu, konnte Lucia Camarano heiraten und die alte Mutter zu sich nehmen, — suchte! Gleich wollte er zurück nach Cardinella. Onkel Luca konnte das nicht einsehen. „Warum so eilig, mein Sohn?“ meinte er, „du hast sicherlich noch mehr Glück, wer weiß?“

„Nein, nein!“ erwiderte Dreffe, „nur dreimal klopft das Glück an des Menschen Tür!“

Solange er nur Rippen und Nasenbein brach und sich Lächer in den Kopf schlug, war's ja ganz schön. Aber eines Tages trieb das launische Glück die Sache vielleicht auf die Spitze, und er brach das Genick, und dann, was hatte er davon? Auch stellten sie ihm im italienischen Viertel unaufhörlich nach, die Väter, die Mütter, die Töchter. Diesen Goldfisch mit 30.500 Lire zu angeln, verlohnte sich der Mühe. Besonders arg trieb es die Tochter des Gemüsehändlers Savarese. Sie schrieb glühende Liebesbriefe an ihn, sie lauerte ihm auf und ging mit ihm spazieren, ob er wollte oder nicht. Eines Sonntags kam der alte Savarese zu Dreffe und sagte: „Wann wirst du dich mit meiner Tochter verloben? Alle Leute reden davon, wie du ihr den Hof machst.“ — ganz nach dem berühmten amerikanischen Hezert, einen jungen Mann einzufangen.

Das war Dreffe denn doch zu arg und verleidete ihm New York völlig. Und so kam es, daß eines Morgens in Cardinella gewaltige Aufregung herrschte. Dreffe Paradies, der dicke Dreffe, war wieder daheim, und er war ein reicher Mann, ein feinerer Mann. Da sah er in dem kleinen engen Zimmer seiner Mutter, alle Nachbarn um ihn herum, und zum offenen Fenster lauschten sie herein, um zu hören, was er von seinem Glück erzählte. Die Wirkung war eine überausende. Ein wahres

Auswanderungsieber ergriff Carbinella und verbreitete sich von da aus über die Umgegend. Und alle gingen nach New York, der Stadt, wo das Glück wohnt und wo man mit Ehrfurcht und zerbrosenen Nasen ein schönes Geld verdient! Die Einwanderungsbehörde zerbrach sich den Kopf, was der Grund dieser ungewöhnlichen Lieberflutung der Stadt mit Italienern aus Carbinella und Umgegend wäre, aber sie kam nicht dahinter.

Und sonderbare Briefe langten aus Carbinella bei den Auswanderern an. Darin hieß es zum Beispiel: „Wenn Du mich wahrhaft liebst, mein Zucker-Enkel, dann sieh zu, daß Du bald von dem Straßenbahnwagen siegst!“ Oder: „Bist Du immer noch nicht von einem Zweifelt ungerannt worden?“ Oder: „Indem ich Dir wünsche, recht bald ein paar Klippen zu brechen, wie Orüste Paradiesa, bleibe ich mit tausend Küffen Deine Dich liebende Mutter.“ Oder: „Ach, meine Perle, Du bist ein Vechvogel, nicht einmal Ehrfurcht bekommst Du!“ Oder: „Wenn Du bis zum ersten Juni nicht von einer feinen Kutsche überfahren bist oder Dir sonst kein Glück widerfährt, so heirate ich jemand anders.“ Aber seltsam, nichts dergleichen geschah. Nur einmal kam ein Brief von der schönen Gemma Saladino, daß sie einen reichen Amerikaner aus 10000 Dollar Schadenersatz wegen Bruch des Schwereprechens verklagt habe. Das erregte wilde Sensation in Carbinella, und man beglückwünschte Mutter Saladino zu einer so tüchtigen Tochter. Aber dann folgte die Ernüchterung, als ein zweiter Brief besagte, daß Gemma nur 6 Centes erhalten hätte. Das ist der übliche Betrag, den die Geschworenen aus hohavoller Galanterie dem lieben Jungfräulein zuerkennen, wenn sich herausstellt, daß es mit ihrer Tugend nicht weit her war und daß sie's darauf anlegt, den Liebsten zu schröpfen.

Seitdem hat die Auswanderung aus Carbinella bedenklich nachgelassen. „Nicht jeder hat so ein Glück wie der liebe Orüste!“ sagte man leutsend, „und wenn auch noch Wunder geschehen, so geschehen sie doch nicht alle Tage!“

Das Singen und das Jauchzen war verstummt, und das Musizieren und das Tanzen hatte sein Ende. Auch gut! haben sich die Leute gedacht; wenn es schon so sein muß, dürfen wir nicht mehr lustig sein, sind wir halt traurig, es ist so schon ein bißchen arg gewesen; und das Traurige kann man sich anlegen wie man will; mancher Bub trauert aufrichtig um sein schönes Geld, das er sich hin verjurt hat.

So sind sie zur Kirche gegangen und haben sich „einschern“ lassen, und dann hob ein andres Leben an, und wie das anders war! Geradezu wie ein Fluch auf das übermütige Treiben: in Haus und Hof ging die schwere Arbeit los, und die Bäuerin hat während der gottgesegneten Fastenzeit das ganze Schmalz verschmort und verlor — sapperlot — die Fastenpepfen sind so trocken geworden, daß man sich daran fast erwoigen hätte können. Fleisch? Na, Leute, daß euch nichts träumt — mit dieser Sünde könnte man schon zur Hölle fahren! Fasttage mit mageren Mahlzeiten gibt es zu dieser Zeit nachzu der ganzen Wochen hindurch, und dem wenig wohlhabenden Waldbauer ist es so gerade recht; diese opulenten Fastenmahzeiten halten ihn ohnehin schon ängstlich gemacht. Zur Erholung gab es an den Fasten-sonntagen Christenlehren in der Kirche, und statt der lustigen Orgel mußten die Buben traurige Fastenlieder singen. Wen soll das nicht verstimmen? Ne nun, die Sache hat ihren guten Zweck: je näher die Zeit des Ostersfestes herankommt, desto größer wächst die Freude; gleichsam geläutert an Seele und Körper, hoffen sie einer Auferstehung entgegen, einer Auferstehung ihrer selbst, bei der die Fesseln des strengen irdischen Gebots fallen. Wenn am Anlath-Festtag (Gründonnerstag) die Kirchenglocken „nach Rom fliegen“, dann eilen die Matscherbuben zum erstenmal durchs Walddorf unter dem steinerwischenen Klappern ihrer Rehmählen, mit sügenden Tönen ihr Sprüchlein rufend:

„Wie raschen, wir raschen aus englischen Schuh.  
Tut ein jeder Schritt weiß, maad er beten muß:  
Fällt nieder, fällt nieder auf euere Knie,  
Bietet ein Vater unser und ein Ave-Marie!“

Da wird's den Leuten wieder wohlig ums Herz. In den drei letzten Tagen vor dem Ostersfeste läßt jeder Bauer die schwere Arbeit ruhen und geht mit seinem Gesinde in die irdischen Weststunden. Vor der Osterszeit gehen sie wohl auch noch brav beichten, die Waldbauerseute, und wenn der Bauer streng auf Fucht und Ordnung in seinem Hause hält, dann müssen sich seine Dienftboten mit dem Beichtzettel ausweisen. Den Mädchen macht das gar keine sonderlichen Ungelegenheiten, aber die Buben wundert so ein Beichtgehen bis in die Seele hinein. Bis auf den letzten Termin hinaus haben sie diese Angelegenheit verschoben, und wenn sie dann mit dem Bettel herausrücken müssen, worauf der Beichttag verreckt ist, sagt der Bauer wohl gar: „Na, Bub, du hält'st auch nit mit den Rodbienen beichten gehn braucht!“ Denn wie eine Medensart geht, verschleiben die Rodbiede das Beichtgehen bis auf den Palmsonntag. Mitunter lacht freilich der Bursch hintertrübs, weil der Bauer gar nicht bemerkt hat, daß der Bettel vom vorigen Jahr oder gar noch weiter her ist — ha, so dumm sind sie nicht, die Waldbiertel Bauernbuben!

Die Bäuerin hat in der letzteren Zeit kein Ei mehr verkauft; alles, was sie im Haushalte erübrigte konnte, wurde fürsorglich für die hohen Festtage aufgespart, und endlich überraschte sie die Hausleute mit einer großen Schüssel roigefärbter Eier, wozu jeder Hausbewohner sein Teil bekam. Die Kinder waren auch schon dranhin damit am grünen Hausanger, wo sie so lange damit ihr Spiel trieben, bis das gebrechliche Ding zerdrückt war; doch an Ersatz hat es nun keine Not, die Kleinen werden verwegen genug und veruchen mit den Nachbarskindern das „Gierpeden“, um zu erproben, welches von den beiden die dauerhafteste Schale hat.

Für das ledige Jungvolk gibt es indes andre Freuden. Die Burschen schaffen heimlich in den Wäldern und tragen große Mengen Kibholz auf geeigneten Bergflöhen zusammen, um die Nahrung für die Osterfeier vorzubereiten. Die Waisenteu scheuern das ganze Haus gründlich, und es tut wahrhaftig in den meisten Fällen höchst not. Ueber die grimmige Winterzeit war es nämlich im Schweine-stall und in der Hühnerstiege unheimlich kalt, weshalb man die Stube zurichten mit diesen jahren, aber wenig reinlichen Dausstieren getreulich geteilt hatte. Die Schweuerung ist also vollkommen berechtigt, und zu Ostern läßt sich der Bauer wohl gar verleiten, die zugengelassenen Winterfenster ab-

zunehmen, um die Stuben zu lüften, was seit dem Herbst nicht geschehen war!

Unterdess entwickelt im Dorfe niemand mehr Eifer wie die Matscherbuben. Zu den bestimmten Stunden machen sie, sechs bis acht an der Zahl, ihren Rundgang durchs Dorf, ihre Matschen drehend vor jedem Hause und die Bedeutung der Stunde rufend; sie erinnern um die Zeit des „Grüßläutens“ am frühesten Morgen die Leute aus Beten und ebenso am Abend, und mittags verkünden sie ihnen, wenn es Zeit zum Essen ist. Am Karfreitag früh rufen sie den Weibern in die Schlafkammern hinein:

„Wir raschen, wir raschen zur Bummerrinnen.  
Weiber, keh's auf und bad's Ocherledien!“

Das ist zwar ein recht profanes Sprüchlein, aber die Buben sind schon wieder davon und schrecken im nächsten Hause die Leute aus dem Schlaf. Den Jungen macht das einen Hauptspaß, und es ginge wohl jeder gern „ratschen“ mit herum, doch das dürfen nur diejenigen tun, die in der Kirche Ministrantendienste verrichten; denn für das Matschengehen erhalten sie von jeder Bauersfrau reichen Lohn, und wenn sie zum letztenmal durchs Dorf eilen, dann bringt jeder einen Korb oder einen Sack mit sich, um den Lohn für die Mähe einzuhemfen. Tiedmal geben sie den Zweck ihres Kommens den Leuten mit dem folgenden Sprüchlein bekannt:

„Wir raschen, wir raschen, die Foten ist aus.  
Wir bitten schön, zahlt uns 's Ocherleged!“

Mit dem Gelde largen die armen Bauern freilich, aber Naturalien, Eier, Schmalz und Ostersachen bekommen die Buben, daß die Sachen im Korbe kaum mehr Platz finden. Da die Jungen meist armer Leute Kinder sind, ist nachher auch der Osterschisch der Armen reichlich bestellt.

Zur Auferstehungsfeierlichkeit am Sonnabend rüden die Waldbauern mit den Kirchenfahnen aus. Die Musikanten blasen auf ihren blühblant geschuerten Instrumenten einen lustigen Auferstehungsmarsch, und hinter einem verborgenen Büchel frachen die Böller, daß es durch die Wälder donnert. In den Freudenhymnus hinein erklingen die nun wieder von Rom heimgekehrten Kirchenglocken — es ist eine erhebende Fröhlichkeit im einsamen Walddorf, und ringum sproßt der junge Frühling. Wer da den Jubel nicht im Herzen trägt! Der kleine Waldbauernbub kann in dieser Nacht vor lauter Festesruhe schon gar nicht mehr schlafen. In der Kleidertruhe liegt ein neues Gewand, das der Junge am Ostersonntag zum erstenmal anlegen darf, und darüber ist er in heller Aufregung; mit des Nachbars Buben hat er schon lebhaft gestritten, weil diese behauptet hatten, ihre neuen Kleider wären die schönsten. Es war eine grandiose Ausschneiderei, wie die Buben gegenseitig die Vorzüge ihrer neuen Anzüge herauspusteten, und manch einer ist unendlich heimgegangen und hat sein Leid der Mutter geklagt, daß der und der gefagt, sein Gewand lade nicht mehr heißen. „Na, schlaf nur, Babel, wir werden ja sehen morgen!“

Die großen Buben haben jetzt freilich keine Zeit zum Schlafen; sie sind nach der Auferstehung auf die Waldberge gestiegen und haben die Ostersfeier entzündet. Unten im Dorf ist es still geworden, und da oben bei den dunkeln Wäldern hebt die Fröhlichkeit an, denn mit den Burschen sind auch die Mädchen hinaufgestiegen, und da gibt's ein freudiges Alleluja bis zur Witternachtsstunde, und an des Liebchens Fensterlein nimmt das geheimnisvolle Klüstern schier die ganze Nacht kein Ende.

Der Waldbiertel Bauer hat auch einen erhebenden Ostersbrauch. Am Sonntagmorgen geht er mit seiner Familie auf die Felder, wohin er ein Gefäß mit Weihwasser trägt; in Form von drei Kreuzen besprenget er mit dem Wasser sein Ackerland, wobei er gemeinschaftlich mit seinen Hausleuten betet. Den Söhnen zeigt er jedesmal die Gemarkung seiner Grundstücke, wobei er ihnen einschärft, die Grenzen der Felder genau zu beachten, das eigne Besitztum zu hüten und den Besitz des Aukainers sich nicht unrechtmäßig anzugewinnen, da jedweder Grund und Boden eine Gabe Gottes sei. Die von den geweihten Osterspeifen mitgebrachten Leberreste, Knochen, Eierfchalen u. dgl., werden im Ackerfeld vergraben, und während zulezt noch an den vier Enden des Feldes geweihte Palmweige eingestekt werden, schließt der Aecht eine Pistole los. Vom jungen Grün des eben geweihten Feldes, auf dem die Wintersaat zu sprossen und zu treiben beginnt, trägt der Bauer ein Büschel für seine Kinder heim.

Ein eigenartiger Brauch zur Osterszeit besteht auch heute noch in der Gegend „Am Wald“ im Bezirke Gmünd, wo am Karfreitag vor Sonnen-

## Waldbiertel Oftern

von  
Hans Berschbaum

Auch hinter den düsteren Wäldern war es Frühling geworden. Wiederum schlugen die Finken, die Waldamsel piff jauchzend ihre Lieber, und der Bach, der die Schneewasser aus dem Waldland entführte, plauderte vergnügt, als wüßte er zu erzählen von sonnigen, mornigen Lenz und von verheißungsvollen Festestagen. Am Ufer des Baches begannen die Weiden zu blühen, und vor ein paar Tagen brachten die Waldbauernkinder die ersten Palmfahnen ins Haus, und das war ein Jubel! Der Bauer und sein Aecht schnitten gleich Sebenbaumzweiglein und banden die „Palmrosen“ für die irdliche Weibe; und am Palmsonntag war die Dorfkirche voll „Burschen“ und „Weibern“, die die Leute aus der ganzen Warre herbeigetragen, um sie weihen zu lassen mit dem heiligen Dreikönigswasser, das den Palmzweiglein Kraft und Macht verleiht über Krankheit bei Mensch und Tier, so der geweihten „Palmzweiglein“ drei verschluckt werden.

Es gibt kein christliches Bauernhaus im niederösterreichischen Waldbiertel nördlich der Donau, wo nicht in jedem Hausraum wenigstens ein Zweiglein des geweihten Palmzweigs aufbewahrt würde durchs ganze Jahr, damit dem Hause der Segen beschieden sei. In der Stubendecke, wo der massige Leutelsch steht und an der Wand der gekreuzigte Herrgott zwischen den Heiligenbildern seinen Platz hat, da steckt über jedem Bilde ein Palmzweig und ein Sebenbaumzweiglein oder ein Buchsbaumzweiglein, und ebenso im Dichtfall und unterm Dach, damit der Blis nicht einschlägt.

Der Palmsonntag ist der erste, der wieder Freude ins stille Walddorf bringt nach der langen Fastenzeit, die dem ledigen Jungvolk beinahe das Leben verbittertete; denn der Waldbiertel Bauer in seinem vom Verkehrsstrom noch völlig unberührten Waldbergland nimmt es mit der von der Kirche vorgeschriebenen Zeiteinteilung überaus genau. Als es geheißen hat: jetzt ist Fastung, da waren sie alle wie ausgewechselt, und sie haben es arg getrieben. Dann war es plötzlich wie abgeschnitten; als die Musikanten im Dorfmitzhaus den „Rekraus“ gespielt und die Wirtin mit dem großen Weisen kam, um den Karneval zur Tanzstube hinaudzuführen, da war sie da: die „Fasten!“



Gräfinessin Mary von Diers

aufgang Frauen und Mädchen aufs Feld gehen und den Sämann nachahmen, wozu sie Gebete sprechen. Da der Waldviertler der Weihe der Osterzeit viel Uebernatürlichkeit zuschreibt, bedeutet diese Sitte gleichsam eine Frühbütte um ein fruchtbares Erntejahr. Das Samenorn wird symbolisch in die Erde gelegt, wie Christus begraben wurde, und die Frucht soll keimen und aufblühen, wie der Ostland auferstanden ist.

Diese Bräuche und noch manch andre werden mehr oder minder auch heute noch geübt; die Jungen tun es den Alten nach, und so verehrt sich die Sache immer weiter. Mancher läßt es sich auch nicht nehmen, daß der Osterbraten nur dann die richtige Weihe erhält, wenn er das Stück Fleisch am Sonntagmorgen auf einen Baumast hängt, damit der Papst, der am Ostersonntag die ganze Welt einweicht, das Ding ja gut trifft! Den Langschläfer am Ostersonntag nennt man „Osterbloch“, und weil die Bezeichnung „Bloch“ etwas Schwerefüßiges bedeutet, hat sich über den Spott- oder Spitznamen schon mancher geärgert; besonders dem kleinen Bubben, der sich über seine Freude in Grund und Boden verschlafen hat, hätte das „Osterbloch“ beinahe die ganze Osterlust verborgen, und nur sein neues Gewandl konnte ihn versöhnlich stimmen. — heute geht er gravitätisch mit der Mutter zur Kirche. Zum Osteramt kommen alle die Wäldler



Gräfin Vera von Domburg-Sironen

heraus aus ihren einschichtigen Händlein, der Holz knecht und der Kohlenbrenner von den Waldbergen, deren Heimstätten den Winter über verschneit und vereinsamt waren, so daß es ihnen nicht ohne Beschwermlichkeit möglich gewesen wäre, zur Kirche zu kommen. Heute aber will die Dorfkirche schier zu klein werden, so viele sind ihrer gekommen; sogar die kaiserlichen Waldbauernbuben sind da, die im vergangenen Herbst zu den Soldaten haben einrücken müssen, und wie den Mädchen das Herz erzittert beim Anblick der bunten Uniform! Die Köpfe stecken sie zusammen und lichern; sie erzählen sich die Neuigkeit, daß der Hansel ein feiner „Artillerist“ geworden ist, und daß der Michel bei den „Soldatnen“ gar ein feines Schnurrbartl hat gestriegelt, und wer weiß, zu was es die Buben noch bringen können! Und erst die jungen Urlauber selber! Was die dann im Wirtshaus ihren Kameraden nicht alles erzählen — man möchte fast meinen, sie wären schon jahrelang bei den Kaiserlichen!

Mit dem Osterfest kommt das Leben im Walddorf wieder in den richtigen Gang. Der Wirt hat für die Buben auch schon die Kegelbahn aufgemacht, und am Ostermontag werden die ersten Versuche in dem beliebten Spiel unternommen. Bald werden auch die Musikanten wieder aufspielen zum Kirchtagstanz — ja, eine neue Welt hat sich aufgetan.

### Berliner Hofwinter 1903

Von

H. von Wilkan

Im Jahre 1900 wurden die Festlichkeiten im deutschen Kaiserhofe unerwartet abgebrochen, weil nach kurzem Krankenlager die Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein, die Mutter der Kaiserin, entschlafen war. Im Winter darauf schlossen die Feste ebenfalls mit einem Traueraccord; war doch am 22. Januar 1901 die Königin Victoria von England, die Großmutter des Kaisers, verstorben. Im letzten Jahre gab es nur eine Defiliercour und keinen einzigen Hofball, weil die Familien-trauer für die im August 1901 verstorbene Kaiserin Friedrich noch nicht beendet war und die Stimmung also keine Tanzfestlichkeiten gestattete, mochte man auch für die pompösen Prachtentfaltungen des hohen Festes vom Schwarzen Adler, des Krönungs- und Ordensfestes und der Schleppecour die schwarzen Flore bei Hofe für je einen Tag ablegen.

So hatte sich für den gegenwärtigen, durch seine Trauer getrüben Fasching von vornherein ein gewaltiges Blau bis dahin zurückgedrängter Lebens- und Festesfreude aufgestapelt. Eine ganze Schar von jungen Mädchen war da, die, bei der großen Cour des letzten und des vorletzten Winters bereits vorgestellt, den Menuetten und Gavotten auf dem Parquet des Weißen Saales doch noch sehnsüchtig als einem unverwirklichten Traum entgegenblickte. Viele Vertreter des Landadels, die bei der Trauer der letzten Jahre keine Veranlassung gehabt hatten, sich in Berlin aufzuhalten, kamen jetzt herzu. In doppelter und dreifacher Anzahl wie sonst scharten sie sich diesmal um den Thron.

Es gab eine ungewöhnlich lebhafte und glanzvolle Saison, und zwar eine solche, die in ungewöhnlichem Maße nur Saison war, in der sich alles Interesse in noch höherem Grade als sonst auf den Hof und dessen eigenste Veranstaltungen sowie auf die Geselligkeit der Hofreise unter sich konzentrierte. Das war der Grund, daß vor der Fülle dieser internen Vergnügungen die Geringheit der Hofgesellschaft, sich an Festen vor der Öffentlichkeit zu beteiligen, ganz zurücktrat. Während man sonst in den letzten Jahren drei, vier Konzerte und Theatervorstellungen der großen Welt gegen Eintrittsgeld zu wohlthätigen Zwecken zählte, war diesmal Ausgangs März noch keine einzige solche Veranstaltung in Sicht. Krankheit und Familientrauer mögen allerdings die Gedanken gerade der schöpferisch-reichsten und genialsten Leiterinnen, die solchen Unternehmungen der Hautevolée sonst vorkanden, abgelenkt haben: Gräfin Günther v. d. Groeben hat sich, seitdem sie Witwe wurde, von allen rauschenden Festen zurückgezogen, die Gemahlin des Reichskanzlers Grafen Bülow hat an den Folgen einer schweren Infuenza, und die musikalisch hochbegabte Gräfin Wachmeister lebt in der Landeinsamkeit ihrer Herrschaft Bassenborn in Pommern, seitdem auch ihre älteste Tochter sich vermählte, an der Seite des als Bühnen- und Romanschriftsteller bekannten Herrn Richard von Pawelec ihr Heim findend.

Aber vier Wälle allein bei den kaiserlichen Majestäten — eine sonst nie erreichte Zahl! Und dazu die besondere Signatur, die der Winter trug, weil zum erstenmal seit langen Jahren wieder ein junger unvermählter Thronfolger an der Faschingsfreude teilnahm.

Auch die süßlichen Damen, die als Gäste am Berliner Hofleben teilnahmen, zogen viele Blicke



Gräfin Irma Kanitz

auf sich. Da war die junge Prinzessin Max von Baden, geborene Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, älteste Tochter des Herzogs von Cumberland. In ihr erschien seit 1898 zum erstenmal wieder ein Mitglied des hannoverschen Königshauses am Berliner Hofe. Ferner sah man die Herzogin von Alban, die mit ihren Kindern, dem neunzehnjährigen Herzog von Sachsen-Roburg-Gotha und der zwanzigjährigen Prinzessin Alice, mehrere Jahre die mit Kunstgegenständen und prächtigem Hausrat



Gräfin Emma von Jagow

reich ausgestattete Villa Ingenheim in Potsdam bewohnt hat und jetzt nach England zurückkehrt, nachdem sie vorher noch im ersten Teil des Winters der Berliner und später der Stuttgarter Hofisaison



Frau G. Selig, Berlin

Fräulein Erika von Blumenbal



Frau G. Weber, Berlin

Fräulein Irma von Hoerner



Frau G. Weber, Berlin

Fräulein Friederike von Blumenbal

ihre und ihrer Tochter Gegenwart geschenkt hat. Charakteristisch und würdevoll erschien die Fürstin zu Wies in dem langen, sonst selten gesehenen Fürstinnenverschleier, den sie zu allen Hofgesellschaften angelegt hatte, und lieblich im Schmuck ihrer Jugend deren Tochter. Die Erbprinzessin Maria von Vloth, von vielen für die schönste Frau am Berliner Hof gehalten, erregte bei der Schleppeur wieder einen Sturm des Entzückens. Weider wurde sie dann später durch ihre Erkrankung an den Masern dem weiteren Verlauf der Feste ferngehalten.

Auch der Kronprinz wurde durch seine Reise nach Russland gleich nach der Defiliercour dem Berliner Hofleben entzogen, aber schon zum Ball im Weißen Saal am 4. Februar war er wieder da und tanzte auf dem seinem Range gebührenden Platze gerade dem Thron gegenüber den ersten Lanciers mit der Gräfin Irma König, Tochter des Vice-Oberzeremonienmeisters. Dieser gefeierten jungen Dame folgten als weitere bevorzugte Tänzerinnen des Thronfolgers späterhin in den Lanciers,

Savotten und Menuetten dieses und der nächsten Feste Gräfin Hohe, Gräfinnen Lori und Renate Harrach, Fräulein von Gesebeck und das prächtige Fräulein Kennie von Wallenberg, Tochter des Obersten à la suite des Generalstabes und Direktionsmitglieds der Kriegsakademie. Alle diese jungen Fräulein dürften doch wohl vom diesjährigen Winter die breit mit Gold geränderten Tanzarten

Hofisaison und Gesandtschaften in so kurzer Zeit ein so großer Wechsel stattgefunden. Neu ist z. B. der amerikanische Botschafter Mr. Tower, der sich mit seiner Gemahlin schon sehr großer Beliebtheit erfreut. Neu der dänische Gesandte Baron von Jegermann-Lindencron, der eine unverheiratete Tochter unter der tanzen Welt hat. Neu Francisco Antonio Pinto, der Gesandte von Chile, dessen Gemahlin bei der Defiliercour durch ihre Schönheit aufviel, bald aber durch Familientrauer dem gesellschaftlichen Treiben entrückt wurde.

Fast wäre in diesen allgemeinen Wechsel einer der bekanntesten und durch seine geistige Prägung interessantesten Salons der Diplomatie inbegriffen worden. Morel Bey, der türkische Botschaftsrat, befand sich zu Anfang des Winters in der engeren Wahl für den Posten eines Gouverneurs im Libanon, wurde aber dann von seinem Souverän doch in seiner bisherigen Stellung belassen. Mme. Morel Bey ist nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine Frau von hervorragender geistiger Bedeutung. Eine Engländerin von Geburt hat sie, wo immer



Frau G. Weber, Berlin

Gräfin von Sautzlein, geb. von Glöttner



Frau J. A. Gharabdzic, Berlin

Fräulein Freda von Hrochitz

aus dem königlichen Schlosse in besonderer Pietät aufbewahren, bis sie, nämlich die Damen, einmal weiße Schmitel haben werden.

Als Sensationen auf dem höfischen Parkett brachte die Saison übrigens zwei neue Tanzformen, den in Privatkreisen allerdings schon seit längerer Zeit bekannten und geübten „Menuettwalzer“ und die „Prinzengavotte“, zu der der als Hauptmann im 4. Garde-Grenadierregiment stehende siebenundzwanzigjährige Prinz Joachim Albrecht von Preußen die prächtige Musik komponiert hat. Ein herrlicher Tanz im altfranzösischen Stil mit 16 Takten Gavottechritt und schönen Aufstellungen, denen sich 16 Takte langsame Polka anschließen, wurde diese Prinzengavotte am Fastnachtdienstag zum ersten Male vor dem Thron aufgeführt.



Frau Olga Selig, Berlin

Malene Corri Bey

sie lebte, neben der Hofwelt auch die ersten Künstler bei sich empfangen. In London zählte Jane



Fräulein Annie von Wallenberg

Fräulein Annie von Wallenberg

Dabing zu ihren Freunden, in Paris Sarah Bernhardt — in Berlin sehen wir in ihrem Salon Gabriele Reuter, Luise Begas, Parmentier und andre anerkannte oder empfortstrebende Talente.

Es seien dieser Klaunderi nur noch einige weitere Personalnotizen zu unsern Bildern hinzugesügt. Fräulein Emma von Jagemann ist die jüngste der drei lebenswürdigen und künstlerisch begabten Töchter des badiſchen Geſandten. Unter den ausländischen neuvorgestellten Damen wie jene befindet sich Gräfin Vera von Limburg-Stirum, in ihrer schlanken blonden Höhe trotz ihrer Jugend eine der stolzeſten unter den vielen ſchönen Erscheinungen des weiblichen Florſ der Berliner Hofwelt. Als einzige Tochter des Grafen Dary und ſeiner Gemahlin, geborenen von Alten, gehört ſie der holländiſchen Linie des vornehmen Hauſes an, und ſo machte ſie ihr Debüt in dieſem Winter nicht nur vor dem preußiſchen Königsthron, ſondern vorher bereits im Haag. Der Salon ihrer Mutter iſt eine Heimſtätte der beſten Muſik. Alfred Nuffel aus Paris gab, von andern bedeutenden Kräften unterſtüzt, dort kürzlich ein Konzert. Ein ſehr jugendliches Vierblatt bilden die Fräulein Freda von Kroſigk, Tochter des Generalleutnants und



Fräulein von Ordrely und Steinkirch

Fräulein von Ordrely und Steinkirch

früheren Kommandeurs der 3. Garde-Infanteriebrigade, Thella und Friederike von Blumenthal und Herta von Roerner. Fräulein Thella von Blumenthal iſt ſogar die allerjüngſte im Kreiſe ihrer bei Hofe ausgehenden Gefährtinnen. Ihr verſtorbener Vater war Zeremonienmeiſter, ihre Mutter iſt eine geborene Freiin von Gedarſtein.

Die reichbegüterte Familie entſtammt dem märkiſchen Uradel; ihr Senior hat ſeit Jahrhunderten



Fräulein Margot von Gerdorf

Fräulein Margot von Gerdorf

die gräßliche Würde. Mit der viel jüngeren Familie, aus der der ebenfalls in den Grafenſtand erhobene Feldmarſchall von Blumenthal hervorging, iſt das Geſchlecht jedoch nur entfernt verwandt. Der Vater des Fräuleins Friederike von Blumenthal iſt ebenfalls Zeremonienmeiſter und lebt in Preußen; ſeine Gemahlin war eine geborene Freiin von Hildbrandt

aus böhmischen Adel. Fräulein Herta von Roerner iſt die jüngſte Tochter des Grafenſtand erhobene Leiters der handelspolitiſchen Abteilung im auswärtigen Amt. Herr von Roerner kam urſprünglich als ſächſiſcher Bundesratsbevollmächtigter nach der Reichshauptſtadt, um dann auf Anregung des Grafen von Bülow in das Berliner Auswärtige Amt überzutreten. Seine älteſte Tochter heiratete mit noch nicht achtzehn Jahren den jüngſten Chef des beſtandenen Welt Hauſes Borſig. Fräulein Margot von Stangen iſt die jüngſte Tochter des Kommandeurs der 2. Garde-Infanterie; ihre beiden älteren Schwiſtern ſowie Fräulein Margot von Gerdorf, das Original der beſtandenenſten Porträts des Malers O. Ritter von Arumbhaar, wurden ſchon in den letzten Jahren bei Hofe vorgeſtellt. Gräfin Viktoria von Haubiſſin



Gräfin Viktoria von Haubiſſin

Gräfin Viktoria von Haubiſſin



Fräulein Margot von Stangen

Fräulein Margot von Stangen



Frau Helke Zylla

Frau Helke Zylla

ist die Tochter des Grafen Graf und seiner Gemahlin Dorothea, geborene von Eltzer. Die Familie von Baudissin stammt aus Sachsen und der Lausitz und kann ihren Ursprung zurückführen bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts. Durch eine ihrer weiblichen Vorfahren, eine geborene Gräfin von Zingendorf und Potsdorf, leitet sie in direkter Folge auf Rudolph von Dabburg zurück. Gräfin Vittoria hat eine ebenso schöne siebzehnjährige Schwester Stephanie, die aber noch nicht bei Hofe vorgestellt ist. Geborene Nordamerikanerinnen sind die viel bewunderte blonde Miß Nellie Kotte und ihre nur wenig ältere Schwester, die junge Gattin des als Afrikaforscher bekannten Freiherrn von Nechrich und Steinrück auf Schloß Gebhardsdorf bei Friedeberg am Oueiß. Die bekannte schlesische Familie von Nechrich ist außerdem in der Reichshauptstadt durch ihr berühmtes Mitglied, den Bildhauer Baron Cuno, vertreten, sowie durch den königlichen Kammerherrn Baron Völto, den seine literarischen und künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten sowie seine rührige Tätigkeit in der Veranstaltung vornehmer Wohlthätigkeitsfeste zu einem der beliebtesten und bekanntesten Mitglieder der Berliner Gesellschaft gemacht haben.

Literatur

Die Romanansammlung „Tessa“, die in letzter Zeit zu großer Beliebtheit und weiter Verbreitung gelangte, bringt eine neue Folge ihrer eigenartigen Charaktere und doch so wohlfeilen Wände (Zitat). Tausende Verlags-Kritiken, die Band so (vgl.). Wir finden hier eine Anzahl geistvoller Unterhaltungsblätter, wie sie anderswo unter gleichen Bedingungen kaum geboten wird, denn überall vereinigt sich fesselnde Inhalt mit vornehmer literarischer Gestaltung. In der Erzählung „Das Weingehemd“, die zuerst in diesem Blatt erschien, entwirft Julius H. Sauerhaus treffend gezeichnete Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und wenn er der geschichtlichen Treue gemäß auch dessen Schrecken nicht unweiblich konnte, so ist es ihm doch gelungen, sie mit dem Reiz poetischer Schilderung zu umhüllen. Aus dem nobleren Leben schöpft eine Reihe anderer Romane. Maximilian von Hohenberg läßt seinen Roman „Von Schicksal zu Schicksal“ etwas ins Liebermannsche kinderspielchen, denn dem Leser bleibt es anheimgefallen, ob er die Reize pudorerischer Geschicknisse, die an ihm vorüberziehen, sich als reale Wahrheit oder als unweibliche Traumgebilde denken soll. Ein Dankschuldigender Vordemerkung steht weit und aus der Novelle „Auf den Hügeln von Wols“ von Gräfin Eva Baudissin an. Das Leben des englischen Kanakels ist von einem deutschen Autor vielleicht niemals so anschaulich und anheimelnder geschildert worden, als es hier geschieht. Wohl klingt die Novelle elegisch aus, doch eröffnet sich für die beiden Hauptfiguren der Kuckuck in eine frohe Zukunft. Einen eigenartigen Reiz hat sich auch „Hedwigs Weber“ in ihrer Erzählung „Der große Weberwinder“ erworben. Durch viele Jahre, durch Männer und Weiber sind die beiden Helden voneinander getrennt, aber endlich werden sie doch vereint, und wenn auch ihnen nur ein kurzes Glück beschieden wird, so ist es doch eben ein Glück, und in neuer Gemüthsstimmung beugen sie sich dem Allüberwinder, dem Tod. Von einem späten Glück berichtet auch Alexander Komer in der Erzählung „Die Wälscherin“. Erst im reiferen Alter gewinnt die Heldin ein eigenes Heim, ihr tapferer Geist weiß es kühnlich zu gestalten, und so wird auch der von der unbekümmerten Jugend bemitleideten „Tante“ eine glückliche Frau. Tragische Laune ist das Gerzige zweit weiterer Werke. In den zu einem Bande vereinigten Novellen „In

Schaulibus“ und „Gefangen“ gibt Otto Behrend seine Willkürhumoresken, und in „Kassian Simic“ entwirft Karl Herold geistliche Bilder von dem bunten internationalen Treiben in Regatten. Mit hervorragenden Eigenschaften ist ebenso die ausländische Literatur in der Zwei-Zählung vertreten. Ein köstlichstes feiner Seelenmalerei ist die Novelle „Der Teufelskinder“, worin Paul Bourget, der berühmte französische Dichter, von dem heroischen Opfer einer edlen Frau berichtet. Indem er den Schauplatz nach England verlegt, erzielt er in Hervorhebung des Gegenstandes großen künstlerischen und kritischen Reiz eine ganz besondere Wirkung. Auch in dem Roman „Appassionata“ von Elsa d'Elvère-Keeling steht eine vielgelesene Frau im Vordergrund der reich bewegten Handlung. In Verbindung hat sie einst, nach dem Wahn der Künstlerin drehend, den Gatten verloren, aber durch heldenmüthige Entschloßung läßt sie das begangene Unrecht. Aus ganz anderem Tone als alle die vorgenannten Werke spricht „Der Voh von Tarsombo“ von William Hornum. Es ist ein außerordentlich düsterer Roman, der das Leben und Treiben im „Voh“ unheimlich genau schildert. Nicht etwas in der Art Verdräse, des Verlegenerien und Selbsterlebens, der in der Darstellung seiner Abenteuer läßt die Ebenfalls schweben ist, sondern man erkennt wohl, daß der Autor streng nach der Wirklichkeit berichtet, die sich freilich romantisch genug anfühlt.

Von Meners Reisebüchern liegt die neunte Auflage des Führers „Italien in sechzig Tagen“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) vor uns. Dieser Italienreiser, der dieses Buch mitnahm, wird es gewiß nicht ungern empfohlen haben, auf seinen Wanderungen im Norden wie im Süden in diesem so bezaubernd mitunternehmenden Wäldchen einen Begleiter bei sich zu haben, auf den er sich unter allen Umständen verlassen kann, und wird in der neuen Auflage diese Verbesserung in sich noch bereichern. In allen Fragen, die den Reisenden aufstehen, gibt das Buch keinen Scheit. In maßvoller Hinsicht weiß es das Neuen durch geschickte Hingabe aller Besondereheiten zu erheben. Anderswärts ist es ein vorzügliches Führer für alle in Italien verweilenden Kunstliebhaber, für die es durch kurze geschichtliche Streifzüge, die den neuesten Forschungen entsprechen, reizes Interesse erweckt, ohne durch Einzelheiten zu ermüden. Auch die landschaftlichen Reize des Landes kommen bestens zur Geltung und erhalten durch geographische, statistische und naturwissenschaftliche Notizen ein geeignetes Relief. Durch gezielte Neubearbeitung ist die neue Auflage bis ins Kleinste der Gegenwart angepasst und steht in jeder Hinsicht auf der Höhe. Besondere Aufmerksamkeit wurde den neuen Funden auf dem Gebiet Romanum gewidmet. Auch die Führung durch die bedeutendsten Sammlungen der Palazzi Corsini, Barberini, des Museo Ludovisi u. in Rom und des Nationalmuseums in Neapel wurde für den Reisenden noch bequemer gemacht, einzelne besonders beliebte Punkte in der Nähe Neapels, z. B. Capri, ausführlicher behandelt. Berücksichtigt wurde ferner, von der Sierra und dem Castello in Mailand, dem Haus der Bettini in Pompeji, breiteren den ebenfalls schon reichen Inhaltsumfang des Buches.

Die umfassende Biographie Björnstjerne Björnsons ist die von Chr. Collin, die jetzt in Verbeugung von Göre Wjörn dargeboten wird (München, Albert Langen). Bisher liegt nur der erste, die Jugendjahre behandelnde Band vor, aber es läßt sich schon hieraus erkennen, mit welchem Geist der Autor seine Aufgabe erfaßt. Chr. Collin hat sich seit vielen Jahren mit Studien über Björnson und seine Zeit beschäftigt und wohl ziemlich alles gesammelt, was über Björnsons Leben und Tüchtigkeit an Erz und Stelle anzufragen war. Eine Fülle von mündlichen und brieflichen Mitteilungen wird namentlich auf Björnsons Händel und Jugend wie auf die Entstehung seiner Werke ein neues Licht. Besonders Gewand legt der Verfasser darauf, den Ursprung und die hundertfache Gewandung der Werke aufzuweisen und das Verhältnis zwischen Leben und Tüchtigkeit zu beleuchten. Mehrere Vorzüge aus verschiedenen Lebensjahren des Dichters und Ansichten von den Stätten seines Lebens und Schaffens sind dem Bande beigegeben.

Jener Teil der Bauernkriegs, der die Kuffständigen unter dem Feldzeichen des Bauhschand vereinigte, bildet den Rahmen für den Roman „Auf der aränen Golldeerde“

von Margarete von Lerchen (Weidelberg, Carl Winter). Das Beschäftigte behandelt die Verhältnisse Durand (vgl.) und die von ihr vorgeschlagenen Verhältnisse sind keine bloßen Verlesenen, aber die Zeitfaktoren ist im wesentlichen gut getroffen. So wie es hier geschildert wird, müssen vor 100 Jahren die Menschen ungefähr empfinden und behandelt haben. Der geschichtlichen Wahrheit gemäß konnte die Autorin nämlich nur bildliche Bilder vorführen, aber in der Darstellung der Schrecken jener wilden Kämpfe beobachtet sie große Zurückhaltung und stellt den tragischen Szenen auch solche voller heben Humors gegenüber. So kann das Buch als ein in der Darstellung wohl gelungenes Zeit- und Sittenbild bezeichnet werden.

Notizblätter

Clemens Freiherr von Heereman †

In Berlin verstarb am 22. März Freiherr Clemens August von Heereman, Justizrat, ein Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses. Im Zarenburg bei Reichens in Westfalen am 20. August 1822 geboren, studierte er in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte, trat in den Staats-

justizdienst dem Kreisgericht zu Münster und wurde, nachdem er zur Regierungscarrere übergetreten war, Regierungsrat in Westfalen. Ende 1855 nahm er seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Seit 1870 mit luxur Unterbrechung Mitglied des Abgeordnetenhauses, zu dessen Vizepräsidenten er 1892 erwählt wurde, übernahm er 1891, nach dem Tode Windthorst, die Führung der Zentrumspartei in dieser Körperschaft; seit 1871 gehörte er auch dem Reichstag an. Freiherr von Heereman war ferner Mitglied des westfälischen Provinzialparlamentes und Vizepräsident des westfälischen Kunstvereins. Viele Anerkennung in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde fand seine 1861 veröffentlichte Schrift über die alte Festschlosserei in Westfalen.



Stat. Ehrenmal des Reichens, Westfalen  
Clemens Freiherr von Heereman †

Bühne

Dem Publikum Berlins war es beizubringen, den seltsamen Versuch Adolf Wildbrands, das tragische Ende des Sokrates mit einer Liebesgeschichte zu verknüpfen, zum ersten Male auf der Bühne zu sehen. „Am andra“ benannt der Dichter sein Stück nach der Zeitfabel, die abwechselnd berichtet, sich in ihren jungen Schöneren Vätern verliebt. Weil Sokrates seinen Lieblingshüter vor dem Tode warnt, so daß die Sache durchaus platonisch bleibt, rüft sie die falsche Anklage gegen den großen Weisen an, aber schließlich erweist die Weisheit, und aus demselben Mißbehagen, der Sokrates freigesprochen worden, trinkt sie den Tod. Nur das einzige Spiel der Frau Agnes Dorna verhofft dem Werke zu einem Scheinerfolg. — „Pünz“, „Schöpferische Geister“, und zwar zwei Frauen und drei Texte, waren nötig, um in Stelle Alliance-Theater dem Publikum „Bild und Stoff“ auf die Beine zu stellen. Ten Ritter von W. Warré loben Hans Brenner und Erich Urban bearbeitet, und der Rühl von H. Wanké sagte Bogumil Heiser eine Weile eigener Verbindung hinzu. Ten Hauptthäter machten diese drei Rollen mit der Vorführung eines Sonnenbades, einer Art monomantischer Veredelung. — „Der ernstig und allein als „Dichter“ erschien Max Dirksfeld im Alexanderplatz-Theater, aber er kann vielweniger „Unterwegs und Tadeln“ habe er seinen Callus von Schindeln beistellt, von denen wir der Kurzeit halber nur den einen hervorheben, der eine Fahrt auf Heer-Förster „All-Heidelberg“ bedeuten soll. Der Autor ist nicht nämlich dem erfolgreichen Stück noch einen heftigen Mißlingen, von dem sich jedoch nur sagen läßt: „Zack, rüft!“ Und dieses Wort gilt auch von den anderen Scherzen des Biererpanns. — Das Mitter Theater brachte ein dreiteiliges Drama „In Aeffeln“ von Paul Gottschalk. In es dem Autor, der auf den Spuren Jüdens zu wandeln versucht, auch nicht gelungen, das Publikum in Aeffeln zu schlagen, so daß er doch ohne Frage eine traurige Oekonomie geliefert.

Tolstoj's berühmten Roman „Katerina“ brachte eine Domburger Vorführung, das Zentral-Konzert, in Verbindung von Karl Wollens ist Aufführung. Umwieß sich diese Aufführung auch als schmerz, so erzielte sie doch dank der Kraft der vorzüglichen Leistung eine starke Wirkung. — Großen Beifall erlangte in Stralburg die Oper „Liane“ von Walter Habi. Ten Text hat W. G. Wenz nach Andersens amüßigen Märchen von der kleinen Seejungfer verfaßt. — Wohlwollende Nachsicht fand in Götting das Schauspiel „Der Königs Heimkehr“, wenn Karl Brandes eine Epifode



Die neue Göttinger Festhalle. Entworfen von Prof. Bruno Schmitz-Charlottenburg. (Zeit Seite 637)



# Über Land und Meer

II. 28



Generalmusikdirektor Felix Gottl-Haetsche



Frau Gräfin Bertha Strauß



Frau Helene Maria-Günther



Hofkapellmeister Näher-Mannheim



Hart Burman, 1. u. 2. Viol. Solisten - Dresden



Das Joachim-Quartett



Frau Jeanette Grumbacher-de Jong - Charlottenberg



Professor Joh. Moscharr - Wiesbaden



Hofkapellmeister Ferd. Casper  
Mannheim



Musikdirektor Hübner - Mannheim



Ferruccio Busoni - Brno



Carl Friedberg - Frankfurt a. M.

Die neue Mannheimer Festhalle

(Siehe die Fortsetzung auf vorhergehender Seite und die Abbildung Seite 609)

In der Nähe des Bahnhofs, nach rechts an, gleich hinter dem sogenannten "Zootheater", erhebt sich die Festhalle...

Das Festspielhaus ist nicht in rötlichen Sandstein erbaut, das Fach mit braungrünen Miegeln gedeckt. Zwei an verschiedenen Fronten gelegene Haupteingänge führen in das Innere...

Verfall, wie auch zu dem im zweiten Stock gelegenen Konzertsaal. Dieser stellt den ausserordentlichsten (1881) 1880...

Auf die am 12., 13. und 14. April stattfindenden großen Gewerbeausstellungen werden heranziehende Meister der musikalischen Kunst herab, deren Schicksale...

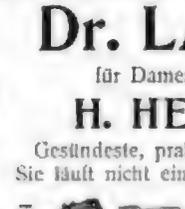
Der seit zweundsiebzigjähriger Meister wird auch als Leiter der Feste entschieden. Frau Franette Grumbacher...



Kinder-Tricot Damentrille



Spencertrille



Herren-Unterhosen



Herrenhemden mit und ohne Einsätze

Dr. LAHMANN's Unterkleidung

für Damen, Herren und Kinder ist nur echt aus der alleinigen Fabrik von

H. HEINZELMANN, REUTLINGEN II.

Gesündeste, praktischste, haltbarste und darum billigste Leibwäsche für jede Jahreszeit. Sie läuft nicht ein, verfilzt nicht, bleibt durchlässig und bietet besten Schutz vor Erkältung.

Sämtliche Artikel in rothfarbig und weiss in einfachen bis feinsten Ausführungen.

Illustrierte Cataloge nebst Stoffmustern gratis und franco.

Man hüte sich vor Nachahmungen und verlange stets HEINZELMANN'sches Fabrikat.

Damen-Regenmäntel



Damenhosen Reform-Façons

Damen-Hemdchen



Damen-Nachthemden mit Vorderschleier, hochgeschlossenen zum Schließen od. ausgeschlitten Reform Modelle

Damen-Wohnungen.

1-4 Zimmer m. Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeinsamen Haushalt...



Stottern

Wollen gründl. Dir. G. Donhardt's Anstalten Leoschowitz bei Dresden, Stützgart und Burgsteinfurt l. W. Herrl. Lager, Honorar nach Heilung, Prospekt gratis...

Photograph. Apparate

Mur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen. A. Wunsch. bequenste Zahlungsbedingungen ohne jede Verzinsung...

Bad Reinerz

Altmutterher, waldreicher Höhenkurort - 1200 m - in einem schönen, geschützten Thale der Grottenstadt...



Hotel Eden Montreux

Der allerbeste Lage am Nilgen (Lac Léman) am Kursee. Modernster Comfort, 120. Zimmer, Licht, Centralheizung, Bäder, Garten...

Bad Berka (Jm) i. Thür.

Moor-, Sand- und Klefnadelbad. Sommerfrische, Luftkurort. Prospekt durch die Badeverwaltung.



Stottern, Stammer, Stimmlos

behand. erfolgreich Dr. F. Zenzlendorf von Dr. Faller, München, Bismarckstr. 27.

Sanatorien für Lungenkranke

(Dies ganze Jahr geöffnet)

Kanton Waadt LEYSIN Französisch Schweiz

1450 m U. M.

Spezielle Behandlung der Lungentuberkulose durch die Methode des Sanatoriums, verbunden mit Bergluftkur.

Prospekte franko. Die Direktion.

Bad Salzbrunn / Schles.

Ort in Ober-Ober-Schlesien, Sanatorium der Herrin Ursula. Gesundheitskur am 1. Mai bis 15. Oktober...

Kaloderma-GEHE SEIFE PULVER

Ununterbrochen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. W. G. & Co. Köln.

Zu haben in allen besseren Parfümerien, Drogerien und Friseur-Geschäften.

CAUX Sommer- und Winter-Sport-Veranstaltungen

Keine Skizzen, Etagen-Hotel 120 Zimmer, Grand-Hotel 200 Zimmer.

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilstätte Chemnitz

Hilfsmittel, Zander, u. orthopädisches Institut. Elektro-magnetisches Institut. System Gessner für Versteinerungen, Rheumatismus, Schließfähigkeit etc.

Mitteilungen aus der Schwabener

Das dritte internationale Schwabener...
Tas dritte internationale Schwabener...



Dr. med. Sieghart Carrasco

Besten Teilnehmer wurden 790 Franken nach Höhe ihrer
Besten Teilnehmer wurden 790 Franken nach Höhe ihrer...

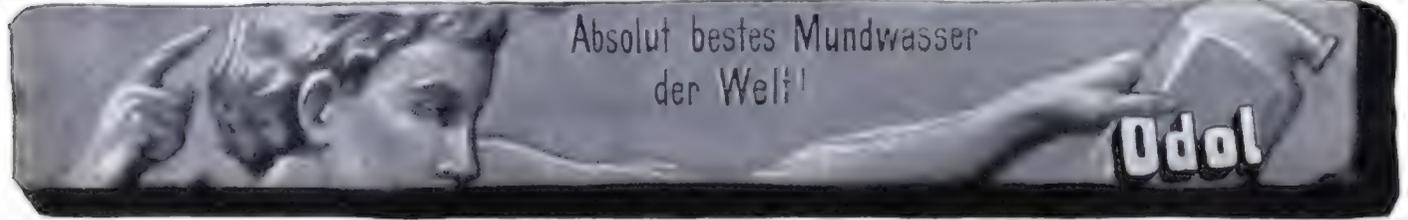
In verschiedene Sprachen überlegt - fand er in den Schachreisen
In verschiedene Sprachen überlegt - fand er in den Schachreisen...

Briefmappe

H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in
H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in...

H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in
H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in...

H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in
H. v. G. in Frankfurt a. M. Es freut uns, daß Sie in...



Absolut bestes Mundwasser der Welt!

Odol

Erfahrung macht klug.

Wenn Kinder an Verdauungsleiden und heftigen Stuhlgang
Wenn Kinder an Verdauungsleiden und heftigen Stuhlgang...

Wenn Kinder an Verdauungsleiden und heftigen Stuhlgang
Wenn Kinder an Verdauungsleiden und heftigen Stuhlgang...

Scott's Emulsion.

Von allen den vielen Mitteln, die der medizinischen
Von allen den vielen Mitteln, die der medizinischen...

Wohlfahrt: Reicher Mineral-Gebrunn 1903, prima Mineral 1903
Wohlfahrt: Reicher Mineral-Gebrunn 1903, prima Mineral 1903...

Cascarine Leprince

nicht nur vorübergehend, sondern heilt auch, was zahlr.
nicht nur vorübergehend, sondern heilt auch, was zahlr....

CHOCOLAT KOHLER Welt berühmte Marke für feine Sorten

Beste Goldarbeiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren,
Beste Goldarbeiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren,...

F. Todt, Pforzheim. Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen

Bildschön. Ist ein zartes reines Gesicht mit zarten,
Ist ein zartes reines Gesicht mit zarten,...

Diamant Fahrräder. Unvergleichliche Qualität, bester Lauf
Unvergleichliche Qualität, bester Lauf...

Photogr. Apparate. Gegen geringe Monatsraten liefern wir
Gegen geringe Monatsraten liefern wir...

Jingenienschule Zwickau. Maschinenbau und Elektrotechnik
Maschinenbau und Elektrotechnik...

KEIN ASTHMA MEHR. Augenblicklich belohes,
Augenblicklich belohes,...

UM SCHLANK ZU WERDEN. Philos Apollo
UM SCHLANK ZU WERDEN. Philos Apollo...

Sirolin. Wird von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei
Wird von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei...

KLEINERT'S AMBASSADOR u. GEM-Schulzblätter
Hooker Strumpfhalter sind praktischen Damen...

FRAUENJOB. Hervorragende Qualität, geruchlos,
Hervorragende Qualität, geruchlos,...

O. Fritze & Co. Offenbach a. Main. Vorseit beim Einkauf!
Vorseit beim Einkauf!...

Technikum Hainchen. f. Maschinen- u. Elektrotechnik
f. Maschinen- u. Elektrotechnik...

Technikum Jmenau. für Maschinen- und Elektro-
für Maschinen- und Elektro-...

HONIG. Honig ist ein natürliches,
Honig ist ein natürliches,...





90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 beim Posttrag 3 Mark 75 Pfg. ober Bestellcard

## Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Zuerst gingen die alte Frau und Hans schweigend den ausgetretenen Pfad im Schnee entlang. Bis zum Dorfanger. Dann erst begann Hans: „Weißt du auch, Großmama, daß du heute einem armen Mann eine große Freude geraubt hast?“

„Einem armen Mann, Hans?“

Er seufzte leise: „Na, Großmama! Sieh — Mama darf ich's, kann ich's nicht sagen. Aber dir! Ich möchte auch nicht weiter darauf eingehen. Es nützt ja doch nichts. Vielleicht — vielleicht kommt's ja auch noch anders, besser. Frag nicht weiter, bitte! Nur eins versprich mir: solltest du einmal erfahren, daß Tina in Not ist, Gott verhüte es — dann laß mich der nächste sein, an den du denkst.“

„Hans, ich weiß nicht, ob ich dir das zusagen kann.“

„Ich bitte dich, Großmama!“

Sie sagte nicht ja, sie sagte nicht nein. Aber ihm war's, als nickte sie ihm leicht zu.

Wieder gingen sie wortlos ein Stück weiter. Plötzlich fragte Hans, wie aus einem Gedankenkreise heraus, in dem er schon lange gesponnen: „Großmama, was führte Gullweg her?“

Da blieb sie stehen und sagte sehr entschieden und sehr ernst, mit erhabener Hand: „Das geht dich nichts an, Hans! Du hast kein Recht zu fragen!“

„Aber du selbst hast mir ja schon die Antwort gegeben!“ Er lachte bitter auf.

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, Hans! Denn ich könnte nur von Vermutungen sprechen, höchstens von Hoffnungen. Und das möchte ich nicht angesichts des frischen Hügels da drüben.“

„Du weißt doch, Gullweg ist ganz mittellos. Er hat sich mit einer kümmerlichen Zulage mühselig durchgeschlagen. Er ist ein lieber, braver Kerl, der lange Spatz — aber, bei Gott, Großmama, es wäre ein namenloses Unglück für beide, wenn —“

Die Greisin ließ ihn diesmal nicht ausreden. Sie beugte sich noch näher zu ihm hin: „Und das sagst du, Hans? Deute noch? Du — der arme Mann!“ Sie schöpfte tief Atem, und dann fuhr sie, mit blickenden Augen und fast jugendlich leidenschaftlicher Stimme fort: „Namenloses Unglück, Hans, kann in der Hütte und im Palast wohnen. Aber wo die Liebe ist, die wahre Liebe, da gibt es kein namenloses Unglück. Sorgen kann es geben, Entbehrungen, Not — o gewiß, gewiß! — aber das alles trägt sich leicht, wenn



Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von H. Perez

zwei Menschen daran tragen, die sich so recht frei haben. Sei nur still, Hans, ich weiß alles, was du sagen könntest von den landläufigen Reden über die Misere! O ja — der Weg der Armen ist nicht mit Rosen bestreut, und die Liebe hält oft nicht Stich, wenn die graue Frau Sorge sie verschleichen kommt. Und trotzdem . . . und trotzdem: könnt' ich mein Leben noch einmal leben, lieber ein trocken Stück Brot und ein Herz, das mir gehört — mir ganz! mir allein! — als einen goldenen Käfig, als allein wandern durch diese Welt. Schön ist sie, diese Welt — aber schön ist sie nur durch die Liebe!"

Wieder schöpfte sie tief Atem. Dabei lächelte sie, fast wie verlegen, daß sie ihr heißes altes Herz vor dem jungen Engel ausgefüllt hatte. Aber sie trug dabei den Kopf hoch.

Er stand und wagte nicht, ihr ins Gesicht zu sehen. Und da überkam ihre vornehme Seele plötzlich das Mitleid. Sie streckte ihm die Hand hin: „Weh tun wollte ich dir nicht, Hans. Wirklich nicht. Lieber Gott — weißt du — schließlich hat jeder sein Päckchen zu tragen. Manchmal machen's die Jahre schwerer. Aber oft machen sie's auch leichter. Man gewöhnt sich an das Päckchen tragen — ich hab's auch getan. Ober, besser, man schöpft aus sich eine neue Kraft. Euch Männern, wenn ihr rechte Männer seid, ist das wenigstens vergönnt. Und nun geh nach Hause, Hans . . . gute Nacht! . . . und hör, du! — mach deiner Mutter das Herz nicht schwer . . . Gute Nacht, Hans!"

## IX

Es war Generalprobe zu einer Wohlthatigkeitsvorstellung gewesen, bei der Elinor und Ruth in lebenden Bildern mitwirkten. Der Fürst war bei der Probe nicht zugegen, ersetzte aber nachher beide Damen und Hans im Palais; sie hatten noch eine Kleinigkeit soupiert; dann zogen sich Elinor und Ruth zur Beratung über irgend eine Toilettenfrage zurück, die beiden Herren gingen in das kleine Billardzimmer. Aber nach ein paar Stößen stellten sie, fast wie auf Verabredung, die Duelle gleichzeitig beiseite und lehnten sich in eine behagliche Ecke in die tiefen Clubchairs.

Hans war übler Laune. Er hatte allerlei Verdruß gehabt: dienstlichen, häuslichen, gesellschaftlichen. Es ging alles nicht den Weg, den er sich vorgezeichnet hatte. Der Dienst erschien ihm mehr und mehr als eine Last; in der Gesellschaft kam er über Anläufe nicht hinaus; Ruth's Schönheit gefiel, imponierte zuerst überall, aber ihre phlegmatische und unüberlegte Art hinderte sie und ihn, festen Fuß zu fassen. Dabei — nun, daheim war es todöde. Eine Anzahl jüngerer Kameraden war zwar immer bereit, die berühmten guten Hagelischen Dinners mitzumachen. Aber es waren eigentlich gerade diejenigen, die ihm früher am fernsten gesondert hatten. Ueberhaupt, er jähelte sich im Kameradentriebe nicht mehr so wohl wie ehemals. Seine Interessen zielten so vielfach in andre Richtung.

„Na, Hans, Schwager, schmeckt der Tobak nicht?“

Der Fürst hatte sich weit zurückgelegt, den Kopf ganz auf die Rückenlehne, die Beine lang ausgestreckt.

„Der Tobak ist exquisit, lieber Peter! Aber der Kerl, der ihn raucht — hol ihn der Teufel.“

Er saß zusammengesunken, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in den Händen.

„Wirft nach Karlsbad müssen, Schwager. Du hast zu wenig Bewegung und Futterst zu gut.“ Bewegung — na, dafür sorgt mein Kompagnichief schon. Und das bißchen Futterst? Lieber Himmel, was häßt ich denn sonst noch? Aber nach Karlsbad soll ich. Der Doktor sagt's auch. Bissel Leberanschoppungen oder so was.“

Peter Woldegg lachte sein geräuschloses Lachen. „Ach — Unsinn! Die Doktoren haben immer gleich 'ne Krankheit zur Hand.“

„Mag sein. Aber ich kann dir sagen, ich fühle mich manchmal mordselend. So, um die höchsten Pappeldäume rauszufahren.“

„Nimm Urlaub, mach 'ne Reise um die Welt.“

„Mit oder ohne Ruth?“

„Ohne — selbstverständlich!“

Diesmal lachte Hans. Es klang sehr bitter.

„Da kennst du sie aber schlecht, Schwager.“

„Dann — mit!“

„Da kennst du mich aber schlecht!“ Das klang noch bitterer.

Der Fürst schob, ohne sich zu rühren, seine lange Henry Clay aus dem rechten in den linken Mundwinkel.

„Nimm dir 'ne recht laprijöse Geliebte, Hans. Eine mit hundert neuen Linnen alle Tage. Ich will dir gern so was rekommandieren. Ist so gut wie Karlsbad —“

„Ne — danke, gütiger Herr. Nicht mein Genre.“

Die Henry Clay rollte wieder in die Mitte der Bühne. Sie stand jetzt ganz aufrecht, wie ein kleiner Turm.

„Mir ist schwer zu helfen, mein Lieber. Dabei tuft du mir wirklich leid.“

Hans brumnte etwas Unverständliches. Es konnte, Danke heißen und auch „Hol dich der Geier.“ „Elinor tuft du auch leid! Bitte, brauchst gar nichts zu sagen, auch nicht gleich aufzufahren. Wir sind doch nicht blind, Hans. Im Grunde: du moppst dich so langsam tot.“

„Langsam? Ja, weiß nicht —“

„Wenn ich dein Leibarzt wäre, würde ich jedenfalls die Diagnose auf chronische Langeweile stellen, kompliziert mit allerlei Begleitzuständen. Ja . . . die Weiber . . .“

„Was du zu sagen hast, Peter!“

„Ja? Na ja, Hagelich, ich hab' ja eigentlich nicht zu sagen. Weiß Gott . . . Ob'schon . . .“

Hans blickte auf. Die letzten Worte des Schwagers, noch mehr ihr Ton erstaunten ihn. Wo sah denn da der Wurm? War Woldegg eifersüchtig? Der Narr! Er, Hans Hagelich, mußte doch am besten, daß der gute Peter keinen Grund hatte. Zum Lachen.

Sie saßen wieder eine Weile ganz still und stumm, mit ihren Gedanken beschäftigt. Die Zigarre war Hans längst ausgegangen. Aber der Fürst rauchte in langen, gleichmäßigen Zügen weiter; den Rauch schluckte er hinunter wie die Ruffen; man sah nur an dem vollkonserierten Aßcheffel auf der fast senkrecht stehenden Importe, daß sie kleiner und kleiner wurde.

Dann sagte Woldegg halb laut, zwischen den Zähnen hervor: „Du — Hagelich — wenn du Lust hast, will ich dich im Klub einführen. Bieleicht mach's dir Spaß. Weiß nicht. Stumpfsinnig ist's ja auch. Immerhin . . . manchmal kommt man doch auf 'nen andern Gedanken. Und die Zeit schlägt's jedenfalls mauferot . . .“

Eigentlich hatte Hans keine besondere Neigung. Aus dem unsicheren Empfinden heraus, unter dem er jetzt oft litt, nicht ganz für voll angesehen zu werden. Aber er überlegte schnell: es gab da doch am Ende manch neue Verbindung, allerlei Anknüpfungspunkte. So sagte er zu.

Dann kamen die Damen herein. Woldegg sprang hastig auf und schob einen Stuhl für seine Frau heran. Aber sie setzte sich nicht, und Ruth maßte zum Ausbruch. Sie schien müde und schlafdrüchtig. Als sie in den Wagen gestiegen waren, sah sie aufrecht, wie meist, in ihrer Ecke, aber die Augen fielen ihr immer wieder zu. Hans versuchte ein paar mal ein Gespräch anzuknüpfen, sie versagte jedoch noch mehr als gewöhnlich. Schließlich rief er plötzlich — es kam fast wie eine Explosion heraus —: „Herr des Himmels! Ist das langweilig!“ Da gähnte sie hinter dem vorgehaltenen Händchen, nickte ein wenig und meinte gedehnt: „Ja . . . langweilig . . . sehr.“

Das war am Donnerstag gewesen. Am Sonnabend erhielt Hans ein Billet des Fürsten: „Unse Frauen wollen heut abend ja in die Oper. Du brennst darauf wohl nicht. Wenn nein, dann hole mich doch um zehn Uhr ab.“ Alles in ganz großen edigen Buchstaben, nur Grundstriche, keine Haarstriche; darunter ein geheimnisvoller Schnörkel, ähnlich der Unterschrift eines byzantinischen Kaisers. Er ging.

Man war sehr liebenswürdig gegen ihn, aber er kam über die Empfindung nicht hinaus: gilt

diese Liebenswürdigkeit mehr dem Schwager des Fürsten Woldegg, oder gilt sie mehr dem Gelde Was? Und dieser Gedanke, der ihn nicht losließ, wie er sich auch gegen ihn wehrte, verstimmte ihn mehr und mehr. Er verbitterte ihn, aber er schärfte ihm auch die Augen.

Vor einem Jahre hätte das ganze Milieu ihm noch gewaltig imponiert. Heut fand er es recht alltäglich. Es waren ja dieselben Leute, die man überall sah — in Gesellschaften, im Theater, auf den Rennplätzen. Ein paar schlesische Magnaten, einige Stabsoffiziere von der Gardelavallerie, ein halbes Duzend Legationssekretäre und Hofschaffsträte, der und jener reiche Privatmann, der trotz seines bürgerlichen Namens durch echte oder gezeichnete Leidenschaft für den Turf Eingang zu finden gewußt hatte. Glänzend und behaglich eingerichtete Räume, tadellose Bedienung, ein vorzügliches Souper an kleinen Tischen — mein Gott, das gab es schließlich in jedem Hotel first classe.

Dann ein kleines Spiel — Macao —

Davon wenigstens versprach er sich eine angenehme Abwechslung, war am Nachmittag noch auf der Bank gewesen und hatte sich zehntausend Mark eingestekt. Betriebskapital —

Er hatte früher gern gejezt — mit abwechselndem Glück und Unglück — in dem beschneidenden Umfang, für den ihm ehemals allein Gelegenheit geboten war. Ein paar hundert Mark Verlust hatten ihm oft genug peinliche Sorgen bereitet, ein paar hundert Mark Gewinn waren ihm aber auch nicht selten zum Notanker geworden. Gewinn oder Verlust — gleichviel — hatten seine Nerven erregt.

Nun, als er eine halbe Stunde gespielt hatte und die Jetons vor ihm sich beträchtlich vermehrt, merkte er plötzlich, daß die ganze Sache ihn vollständig gleichgültig ließ. Er nahm einen „Großen Schlag“ mit derselben Seelenruhe auf, mit der er sich total „verkauft“; er strich, wenn die Rolle des Bankhaltens an ihm kam, einen Gewinn ebenso gelassen ein, wie er einen Verlust bezahlte. Witten im Spiel dachte er darüber nach, woher das wohl kommen möge? Vielleicht wagte er zu wenig. Er erhöhte die Einsätze — bekam eine wahre „Seeschlange“, eine Serie von „Schlägen“, jog in wenigen Minuten, seiner oberflächlichen Schätzung nach, an achtausend Mark ein — es blieb die gleiche Sache. Er legte, als er das nächste Mal die Bank nahm, zwölftausend Mark ein, verlor sie in kürzester Zeit — es regte sich auch nicht das leiseste Gefühl des Bedauerns in ihm. Höchstens empfand er eine gewisse Erleichterung, daß er nun, ohne aufzufallen, vom Spieltisch aufstehen konnte.

Er suchte den Fürsten auf und fand ihn endlich im Lesezimmer. Ganz allein, hinter einem Berg von Journalen vergraben; aber Woldegg las nicht — er hatte die gelbe Seiten in beide Hände gestützt und starrte nur auf die Buchstaben.

Als er Hans kommen hörte, sah er zerstreut auf und fragte dann: „Nun, Hagelich? Bist du tüchtig angeschossen worden? Soll ich neue Munition holen?“

Hans lachte: „Danke! Der Geier weiß, woher es kommt, die Gohse macht mir auch keinen Spaß mehr.“

„Gut für das Böse. — Was nun, Hagelich?“

„Wenn du mir einen Gefallen tun willst, laß uns eine Rulle recht guten Holzpen trinken und ein rauchbares Kraut dazu kommen.“

„Schön! Das beides erhält man hier wenigstens in der höchsten Vollendung.“

Er schellte, gab seine Befehle. Der Haushofmeister kam persönlich, um die Kristallcaraffe mit dem 89er Lafitte zu servieren. Und dann saßen sie sich wieder gegenüber, fast so, wie wenige Tage vorher im Woldeggischen Palais. Nur daß sie beide etwas redseliger waren.

Sie kamen noch einmal auf das Spiel zu sprechen. „Eigentlich ist's doch wunderbar, daß mich der Keram so kalt ließ.“ meinte Hans. „Früher war das anders. Ich bin schließlich sogar tüchtig ins Zeug gegangen, aber es blieb so langweilig, wie es war.“

„Weht mir gerade so, und ist doch auch ganz erklärlich. Die guten Leute reden sich immer vor,



„Nimm meine Hände und führe mich!“

Nach dem Gemälde von H. Kuebel

daß sie nicht etwa spielen, um zu gewinnen — bewahre, sie spielen ihrer Ansicht nach nur um des lieben Herrenfigels willen, meinen sie. Keiner Betrug und Selbstbetrug. Wer spielt, will gewinnen — und wem es gleichgültig sein kann, ob er gewinnt oder verliert, dem muß das Spiel ja erscheinen.“

„Peter, die Logik hinkt,“ warf Hans ein. „Weshalb würden denn sonst die reichsten Männer spielen und immer wieder spielen?“

„Poh! Das sind eben geborene Spielernaturen, die nicht anders können — Kranke gewissermaßen, mit einer Monomanie behaftet. Aber auch Ausnahmen, verschwindende Ausnahmen. Einige tun's wohl noch aus Gewohnheit, einige aus Eitelkeit — die ungeheure Mehrzahl nur um des lieben Haubes wegen. Im ... und das müßte bei unsreinem doch ausgeschlossen sein. Man versucht's halt immer mal wieder, probiert den Herrenfigel ... und findet's wieder faß. Ja ... das Leben ist langweilig.“

Der Fürst schenkte sich ein Glas voll und trank langsam aus, mit dem stillen Behagen des Kenners den Wein langsam über die Zunge rollen lassend. Dann nahm er das Wort wieder auf. Hans kam es ganz wunderbarlich vor, wie viel der früher so Schweigsame jetzt sprach. Ueberhaupt, Peter Woldegg schien ihm manchmal recht verändert.

„Im —“ meinte der Fürst, „... ja ... ich sollte eigentlich sagen: das Leben war langweilig. Denn ich habe neuerdings so etwas wie ein Remedium, ein Allheilmittel gegen des Lebens Uebel gefunden, oder richtiger, es ist mir zugeflogen gekommen.“

„Da bin ich aber neugierig!“ Hans lachte. „Sei menschenfreundlich, verrate mir das Geheimnis.“

„Ich fürchte, Hagelich, dir würde es doch nichts nützen. Und dann: das Mittel hat, wie die meisten guten Medizinern, einen bitteren Beigeschmack.“

„Daraus damit!“

„Im ... ja ... das ist nicht so einfach, mein Lieber!“ Woldegg lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schob an dem Bändchen seiner Imposte hin und her, überlegte sichtlich. „Sieh mal, mein Lieber, für die meisten Männer gibt's ein ganz normales Univerfalmittel. Nämlich so 'ne feste, tüchtige Tätigkeit. Darüber bin ich mir selbst in meinen schlimmsten Tagen klar gewesen. Nur ... ich bin dafür nicht geschaffen. Wir Woldeggs alle nicht ... leider! Na, da hab' ich denn so in den Tag hineingebüßt. Ihn so ausgefüllt, totgeschlagen, wie's unsreiner eben macht: ein bißel Sport, ein bißel Spiel; 'ne Reise, paar neue Bekanntschaften, 'ne neue Art, die Strawatte zu binden. Viel hat meine Weirat daran zuerst auch nicht geändert. Aber jetzt — siehst du, jetzt hab' ich's — und den verdammt bitteren Beigeschmack dazu ...“

Er, dessen Atemholen man nie bemerkte, zog geräuschvoll die Luft ein und stieß dann plötzlich heraus: „s ist nämlich die große Leidenschaft!“

Der Fürst sah sehr wunderbarlich aus in diesem Moment. Sein schales Gesicht übergoß bis auf den letzten Scheitel hinaus eine dunke Rote, als schäme er sich seines Geständnisses. Um die halb-offenen Lippen lag ein etwas gezwungenes Lächeln. Aber die Augen glänzten, glühten ganz selbstsam.

„Na ... wer mag die Diva sein, der Peter sein Sultanschnupstuch zuwerfen geruht?“ dachte Hans. „Das kann dem guten Pa ja teuer zu stehen kommen!“

Doch da schüttelte Woldegg schon mit dem Kopf, ganz langsam. „Ne, Schwager, was du dir denkst — ich las' es dir nämlich von der Nasenspitze ab — das is' nich! ...“ Das Blut wallte aus seinem Gesicht zurück. Es juckte ein paarmal um seine Augen. Dann sagte er leise: „Untersteh dich nicht und laß — ich bin zum Nasenverderben in meine Frau verliebt!“

Die Warnung war nicht ganz umsonst gewesen, denn Hans hätte beinahe laut aufgelacht. Aber ein Blick in des Schwagers Gesicht würde ihn wohl auch ohne Warnung belehrt haben, daß Woldegg vollständig im Ernst sprach und ernst genommen zu werden wünschte. So gab

er, doch etwas verlegen, zurück: „Nun, Peter — dann kann man ja auch beiden nur gratulieren.“

Der Fürst sah ihn eine Sekunde starr an, stand auf, schritt ein paarmal durchs Zimmer, schaute durch die Türen, ob niemand lausche, kam zurück, setzte sich wieder, stürzte hastig ein Glas herunter. „Für das Wort dank dir der Teufel, Schwager!“ sagte er dann bitter. „Denn du Schlingel weißt ja ganz genau, wie Hase läuft.“

„Peter, verzeh, du wärst ein Narr, wenn du etwa eifersüchtig ...“

„Ach, Unsinn! Eifersüchtig! Ich weiß ganz genau, die kleinen Scherze, die Ellinor liebt, sind für sie nur, was andern das Spiel ist — solch kleiner Herrenfigel, bei dem ihr Herz gar nicht beteiligt ist. Aber auch gar nicht!“

„Na also! Du hast dich doch sonst wahrhaftig nicht zu klagten. Wenn ich reden wollte —“

„Ja, armer Hagelich! Wir wissen, du hast dein Päckchen zu tragen. Ich hab's dir ja voraus-gesagt. Aber glaub mir, ich trag' schwerer.“

Hans schwieg. Er wollte nicht indiskret sein, er wußte nicht, wie weit das offenbare Bedürfnis des Schwagers, sein Herz zu erleichtern, ging. Auch Woldegg sah eine geraume Weile wortlos, drehte an seiner Zigarre, warf sie in den Aschen-trug, zog sein Zigarrenetui heraus, wandte es hin und her und zündete sich schließlich eine Pappros an. Alles mit niedergeschlagenen Augen.

„Es ist zum Rasenwerden!“ sprach er endlich halblaut, jedes Wort wie mühsam zwischen den Zähnen kauend. „Wie das tut, weißt du denn doch nicht, Hagelich! Nach außen immer alles glatt, normal, blühblau. Na ja, im Hause zwischen uns zweien ja scheinbar auch, kaum je eine Meinungsverschiedenheit. Und dabei eine Eiseskälte ... Nordpolarität.“

Der Fürst sprang auf: „Komm, Hans! Ich halt's hier nicht mehr aus. Wir wollen gehen. Du kannst mich ja die paar Schritte bis nach der Behrensstraße bringen — nimmst du dann 'ne Droschke.“

Das Wetter hatte ungeschlagen. Es war kalt geworden. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen. Aber die frische Winterluft tat ihnen beiden wohl. Sie gingen die Linden entlang bis zur Wilhelmstraße. Dann blieb Woldegg plötzlich stehen: „Ich muß mich noch auslaufen, Hagelich. Ich geh' mit dir — meinertwegen bis zu euch hinaus.“

So schritten sie weiter, durch das Branden-burger Tor, die menschenleere Charlottenburger Chaussee entlang. Wortlos zuerst. Bis der Fürst zu fluchen begann: „Himmelstreu — wozu sie uns eigentlich geheiratet haben! Na ja ... mich um mein Fürstentümchen, obwohl ich der Augen Ellinor eigentlich was Klügeres zutrauen möchte! Dich, du armer Junge, weil sich die Ruth einfach in dich vergaßte, die kleine verliebte Person, die sie ist. Und nun ist das Unglück da. Zum Heulen ist es!“

Hans schwieg noch immer. Aber in ihm stieg etwas wie Mitleid mit dem Schwager auf, der da neben ihm her raste, mit den dünnen Lack-schuhchen durch den tiefen Schnee, und es gar nicht zu merken schien, daß er sich nasse Füße holte. Peter Woldegg — nasse Füße!

Ja, Ellinor! Er verstand schon, daß es fürchterlich sein mußte, neben dieser klugen, lebenswürdigen, lebendigen und so schönen Frau ungeliebt leben zu müssen! Was verlangte freilich der gute Peter? Die volle Liebe einer Ellinor ... ihr Herz? Ja, hatte sie wohl überhaupt ein Herz?

„Ich will die was sagen, Hagelich —“ hörte er da wieder des Fürsten Stimme neben sich. „So lächerlich bin ich nicht, daß ich's mir nicht ganz klar mache: Unrecht hat Ellinor eigentlich nicht. Sie könnte doch, wie sie ist, einen ganzen Mann verlangen, und was hat sie: einen elenden Waschlappen. Ich kann nichts, ich bin nichts, ich werde im Leben nichts. Du lieber Himmel, was ist denn solch ein Fürstentümchen? Eine Dekoration! Das wird erst wertvoll, wenn man im Staatsdienst ist oder Soldat oder Parlamentarier — kurz irgend was. Ja, wenn ich mit so etwas

imponieren könnte ... ihr imponieren ... dann! Im Grunde imponiert ihr selbst Pa mehr: der hat doch wenigstens was geschafft im Leben — Dollars! Den Teufel auch!“

Es klang jetzt fast weinerlich, was Woldegg herausbrachte.

„Aber, Peter, du unterschätzt dich denn doch. Denke an die gesellschaftliche Position, die du Ellinor gibst.“

„Ich? Glaubst du doch selber nicht. Macht sie doch alles, mit ihrer Schönheit, ihrer Ammut, ihrem feinen Takt — na ja — und mit Pa's Reich-tum.“ Er stöhnte, und dann fuhr er hastig fort:

„Weißt du noch, Hans, wie wir bei euch auf der Veranda saßen und deine Großmutter von unserm grauen Männchen erzählte. Nun, als ich Ellinor in Paris kennen gelernt hatte und so dicht vor dem Verloren stand, war ich mal 'ne Nacht daheim. Da war's ja damals anders wie jetzt, nur so halb eingerichtet, Junggesellenest, ordentlich wie zum Gruseln geschaffen. Also — hm — ich wach' nachts auf, es war heller Mond-schein, und da sitzt er mir gerade gegenüber, auf der Fußlehne vom Bett, baumelt mit den Beinen und klopft an seine Tabakdose.“

„Aber das ist ja Unsinn, Woldegg! Du hast geträumt!“

„Geträumt? Lieber Hans, so träumt man nicht. Laß dir nur weiter sagen. Also ich lieg' wie in Schwärze gebadet, und er sieht mich immer starr an. Grinsend. Und dann nickt er mir zu und dann knarrt er — es klang ganz so wie ein Knarren —, also er knarrt mich an: 'Wollt' nur gratulieren, Durchlaucht! Alleruntertänigst gratulieren. Und meine gehorsamste Empfehlung an Durchlaucht's zukünftige Herrin! Herrin, Durchlaucht! Zu dienen! Wer kein richtiger Herr ist — hi, hi — muß eine Herrin haben ...‘ Fort war er, wie weggeblasen.“

„Einbildung, Peter! Die ganze Geschichte mit eurem Hausgepenst ist ein Ammenmärchen.“

„So? Nun, ich wünsch' dir nicht, daß du den greulichen Kerl einmal, wie ich, von Angesicht zu Angesicht siehst! Und ist's denn nicht ein-getroffen, was er mir vorhergesagt hat? Alles — wirklich. Die Herrin ist da, und der, der kein Herr ist, verbrennt innerlich!“

„So sei der Herr!“

Der Fürst höhnerte bitter: „Und das sagst du?! Wir schleppen unsre Fesseln — glaub mir's — bis zum Grabe!“

„Ober werfen sie doch eines Tages ab —“

„Du nicht! Ich nicht!“

Wieder schritten sie eine Weile schweigend weiter durch den verschneiten Tiergarten, in der schneidenden Kälte. Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, jeder mit seinem Lese. Plötzlich mußte Woldegg niesen, und dann zwei, dreimal hinter-einander. Es klang so komisch, nach der erregten Unterhaltung, in ihre Stimmung hinein, daß sie beide in schnellem Uebergang auflachteten.

„Na ja! Das hat man davon. Da siehst du den Mann, den Herren. Ins Bett gehört er, Zliedertee muß er haben! Gottlob, da kommt ja 'ne Droschke angemacht. Gute Nacht, Hagelich — und vergiß, was ich schwätze, wenn du kannst. Wir haben wohl 'n bißchen zu viel getrunken heut' abend! Gute Nacht!“

Am nächsten Tage war Liebesmahl im Regiment. Hans hatte schon zweimal abgesagt und durfte diesmal nicht fehlen. Als er, bereits im Paletot, in Ruth's Boudoir trat, fand er sie auf der Chaiselongue liegend, und sie lehnte schnell das Gesicht zur Wand.

„Adieu, liebe Ruth!“

Sie antwortete nicht. Er stand neben ihr und suchte ihre Rechte. Sie hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Bist du böse, Ruth? Ich muß ins Kasino.“

„s ist so gut wie Dienst. Wahrhaftig.“ Sie schwieg noch immer. Er konnte nur ihr halbes Profil sehen, aber die Eigenstirnigkeit bemerkte er doch. „Soll ich ganz ohne Gruß gehen?“

Da drehte sie sich langsam um und sagte lang-sam: „Geh nur! Du gehst ja jetzt immer ohne mich!“



Stett. Balken. 21/22

Der Platz des kleinen Corra  
Hilfende Cräuterverküler  
Am Eingang von Kouschwo  
Lager vöhrlicher Cruppen an der Linie Oskü - Salostihl

Strasse in Struga  
Auf der Landstrasse von Dirlschino nach Drijpen  
Ausfluss des Dlin aus dem Ochna-See bei Struga  
Karnel an der Strasse von Monastir nach Ochna

**Bilder aus Macedonien** (Cest S. 644)

Beim Zeus, das Klang ja beinahe wie eine lebhaftere Bewegung! Er setzte sich auf die Kante des Sofas: „Nuth, ich bliebe wirklich lieber hier. Aber du mußt das einsehen —“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn du nur wolltest, könntest du bei mir bleiben. Aber du willst nicht. Ich weiß auch, warum. Du langweilst dich hier. Ellinor hat es mir gestern gesagt.“

Er sah wohl, sie plapperte das nach, wie eine schlecht verstandene Lektion. Und er reimte sich den Zusammenhang ganz richtig zusammen: Ellinor hatte es gut gemeint, die Schwester ein wenig aufzuteufeln wollen.

„Nuth, du hast Ellinor sicher nicht ganz richtig verstanden. Hast sie dir nicht gesagt, daß ein Mann nicht immer im Hause sitzen kann, daß er Pflichten hat, auch kameradschaftliche Pflichten?“

„Ja . . . so etwas hat sie wohl auch gesagt. Aber das ist alles Unsinn. Du langweilst dich eben mit mir. Darum gehst du. Geh nur! Lieb hast du mich ja doch nicht mehr.“

Sie sprach das alles ohne sonderliche Aufregung, in gleichmäßigem Tonfall. Aber eigenartig, wie ein Kind. Er versuchte zu lachen. „Was du nicht alles weißt! Nicht lieb haben? Nuth, man kann doch nicht immerfort lachen, wie auf der Hochzeitsreise.“

„Ich mache mir ja auch gar nichts daraus! Es ist nur, was fange ich denn heute Abend an?“

„Aber, Nuth! Nimm ein Buch vor — spiele ein wenig Klavier! Die paar Stunden!“

Er wußte wohl, sie tat weder das eine noch das andre. Aber er konnte doch nicht sagen: „Verschloße, verdirb die paar Stunden!“

„Ach —“ machte sie nur und verzog ein wenig die Lippen. Doch dann setzte sie plötzlich hinzu, ganz mit dem Trotz eines Kindes: „An Pa werde ich depeeschieren, daß du mich nicht mehr lieb hast. Er mag mich holen. Du kannst dann sehen, ob es ohne mich besser ist.“

Das war zu viel! Sie war in ihrer Unvernunft im Stande, ihren Vorsatz auszuführen. Pa schloß gerade noch!

„Du bist eine komplette kleine Nährtin, meine liebe Nuth!“ rief Hans auf. „Laß mir gefälligst den guten Pa aus dem Spiel! Ich verbitte mir solche Abernheiten! Hörrst du — ein für allemal! — ich verbitte mir das! Ich bin dein Mann! Ich habe zu befehlen! Verstehst du?“

Wie ein gescholtenes Hündchen duckte sie sich, ohne ein Wort der Erwiderung. Er war aufgesprungen, lief ein paar mal durchs Zimmer. Nun tat es ihm schon wieder leid; heftig geworden zu sein, dankte ihm unflug. Vielleicht hatte er sie nur unnötig gereizt, vielleicht —

So kehrte er zu ihr zurück, suchte ihr gut zu sprechen. Aber sie antwortete nicht, lag ganz still, das Mäulchen ein wenig verzogen. Plötzlich fiel ihm ein: es ist ja die höchste Zeit! Er beugte sich über sie. Da zog sie die Hände hinter dem Rücken hervor und deckte sich den Mund zu. Auch wieder ganz wie ein großes, dummes Kind. Denn er sah wohl, wie ihre Augen dabei lauerten, ob er sie nicht doch lässig würde.

„Also — adieu, Nuth!“ Hastig wandte er sich ab und ging hinaus.

Er kam wirklich zu spät zu Tisch — immer eine peinliche Sache! — stahl sich leise in den Speisesaal und fand mit Mühe noch einen Platz an der Tür, zwischen den jüngsten Offizieren und den Fähnrichen.

Verstimmt, verärgert, wie er war, trank er sehr schnell. Lud sich rechts und links einen Kameraden zu einer Flasche Cluquot England ein. Kam dann, angeregt, in ein lebhaftes Gespräch. Er gewann dabei die angenehme Ueberzeugung, den „jungen Dächsen“ höllisch zu imponieren. Sie lauteten ja förmlich! Schließlich geriet er, was er sonst immer vermied, fast an die Grenze des Denommierens, forderte rechts ein Viertelbündel, links ein Viertelbündel für das nächste Frühjahr nach Bielberg ein und schwärmte ihnen dabei ein wenig vor von seinem Neubau, von der Herrschaft seines Schwagers, dem Waringer See, von Automobilen, Motorbooten, Jagden und Jachten, von Pferdezucht, Merinoböcken und

künstlichem Dung. Jedesmal, wenn er so recht ins Zeug gegangen war, verdroß es ihn dabei selbst.

Ganz am andern Ende der Tafel saß Gallweg. Aber sie hatten sich gesehen, zugenickt, und Hans schickte die Oberordonnanz hinüber: „Der Leutnant von Hagelich kommt Herrn Leutnant von Gallweg einen Schluck vor!“

Dann wurde endlich die Tafel aufgehoben. Die Mehrzahl der jüngeren Herren blieb im Speisesaal, mit ihnen Hagelich. Die Musik spielte weiter; hier und dort an besetzten gerückten Tischen setzten sich einige trinkfeste Gruppen nieder, im freien Mittelraum wurde gewaltig und getollt. Ein paar mal kam auch zu Hans einer der „Dächse“, um ihn mit einem kleinen Knick zu einem Tänzelein aufzufordern.

Plötzlich sah er Gallweg vorbeistreifen. Er rief ihn an: „Langer Spatz . . . Nachdler! Komm, sei kein Frosch! Trink noch 'ne Pulle mit mir.“ Gallweg nickte ihm zu und kam herüber: „Ich suchte dich schon im Koffeezimmer, Hans. Hast du eine Viertelstunde Zeit für mich?“

„Aber natürlich!“ Hans blinnte auf und bemerkte erst, daß Gallweg sehr ernst ausah. So ernst, daß es ganz merkwürdig mit dem Uebermut, der sich im Saale breit machte, kontrastierte. Unwillkürlich stand er auf. „Was hast du denn, Spatz? Donnerwetter, Kerichen, bist du krank?“

„Bewahre!“ Gallweg lächelte trübe. „Es ist nur — aber, bitte, komm ins Lesezimmer. Da sind wir allein.“

Hans schob seine Hand in den Arm des Kameraden: „Gern, Spatz! Und im voraus gesagt — wenn ich dir raten, helfen kann —, ich stehe ganz zu deinen Diensten.“ Er dachte nicht anders, als Gallweg sei irgendwie in eine pekuniäre Verlegenheit geraten. Auch dem Soldesten kann das ja passieren.

Um ins Lesezimmer zu gelangen, mußten sie durch das andre Zimmer gehen, in dem die älteren Herren — Stabsoffiziere, einige Hauptleute, auch ein paar Gäste — ihren Kaffee nahmen. In Gruppen standen sie umher oder saßen zu zweit, viert an kleinen Tischen. Die Ordonnanz reichten soeben Liqueure herauf und Zigarren; es war ziemlich eng. So ließ Hans den Arm von Gallweg los und schob sich hinter diesen.

Da fühlte er plötzlich, wie der Oberst ihn fixierte. Gleich darauf stellte Herr von Hager seine Mokkaaffe beiseite und trat auf ihn zu: „Lieber Hagelich — auf ein Wort —“

Hans wurde etwas besonnen, dachte: „Aha, er hat doch bemerkt, daß du zu spät gekommen bist. Es seht einen kleinen Mistel. Na, wenn schon —“ Er winkte Gallweg zu: „Warte!“

Der Oberst schien jedoch sehr gnädig. Er lächelte freundlich, wandte sich noch einmal zu den nächststehenden Herren zurück: „Ich will mit Hagelich wegen der Musikkommission sprechen —“ und ging ins Lesezimmer voran. Es war wirklich, wie gewöhnlich an solchen Tagen, ganz leer. Hans folgte, unwillkürlich mit der linken Hand die obersten Knöpfe seines Ueberrocks schließend.

Was der Oberst nur wollte? Auf eine Nase schien es ja doch nicht hinauszukommen. Sonst hätte er ihn wohl auch auf morgen zu sich aufs Regimentsgeschäftszimmer bestellt.

„Bitte, lieber Hagelich, so nehmen Sie doch Platz!“ sagte Herr von Hager. „Hier —“

Es wollte Hans fast scheinen, als sei der Oberst selbst etwas verlegen, als suche er nach einem passenden Einleitungswort. Er schraubte die Gasflamme höher, schob ein paar Bücher zur Seite, setzte sich dann an den grünen Mittelisch, so daß er Hans seitlich hatte, dicht neben sich, und rückte seinen Stuhl etwas heraus.

„Nämlich, lieber Hagelich, ich wollte mit Ihnen sprechen . . . mir erlauben, Ihnen einen kameradschaftlichen Rat zu geben, für den ich auf Ihr Verständnis rechne. Ich möchte Ihnen — nun ja, und wie die Sachen liegen — auch dem Regiment gern Unannehmlichkeiten, richtiger, Peinlichkeiten ersparen.“

Hans begriff nicht, wohinaus der Oberst wollte, Merkwürdig, er war sonst immer so bestimmt, aber heute —

„Nämlich, lieber Hagelich, man hat mir gesagt, daß Sie bei Hofe ausgehen wollen. Ich finde das ja ganz begreiflich. Ich hätte auch an sich durchaus nichts dagegen. Im Gegenteil, Sie wissen ja, ich habe es immer gern gesehen, wenn recht viele Herren vom Regiment offiziell ausgehen . . .“ Er stotzte schon wieder, um dann hinzuzusetzen: „Trotzdem, wie ich schon sagte: ich möchte mir den kameradschaftlichen Rat erlauben, lassen Sie es für dies Jahr noch, lieber Hagelich!“

Das war äußerst wohlwollend gesprochen. Einem unverheirateten jungen Offizier gegenüber wäre es auch keineswegs etwas Ungehörliches gewesen; es kam fast alle Jahre vor, daß der Kommandeur diesem oder jenem, der noch nicht recht sicher auf dem Parkett erschienen, „abriet“, bei Hofe auszugehen — was natürlich einem Befehl gleichgalt. Auf Hans Hagelich konnten derartige Bedenken aber nicht zutreffen. Es stieg heiß in ihm empor. Er fühlte, daß sein Gesicht sich rötete. Der Kragen wurde ihm plötzlich sehr eng. Früher hätte er ja geschwiegen. Jetzt — nein!

„Dürfte ich wohl gehoramsft fragen, weshalb der Herr Oberst —“

Herr von Hager ließ ihn nicht ausreden. Er legte ihm seine Hand auf das Knie und sagte, nun erst recht liebenswürdig: „Hagelich, wirklich, es ist mir peinlich! Sie müssen mir doch anmerken. Deshalb such' ich's doch auch möglichst wenig dienstlich abzumachen. Nehmen Sie meinen Rat als den gütigsten eines älteren Kameraden an, und im übrigen wollen wir die Geschichte auf sich beruhen lassen.“

Aber in Hans war nun schon eine leise bittere Ahnung aufgestiegen, und ein gewisser Trost kam in ihm zum Durchbruch.

„Verzeihung, Herr Oberst . . . ich erkenne die Güte des Herrn Oberst vollauf an. Aber bei meinen vielen geselligen Verpflichtungen, dann meiner Frau gegenüber, auch meinem Schwager Woldegg, möchte ich doch gehoramsft fragen . . .“

Wieder unterbrach ihn der Oberst. Er sprach diesmal ernster, jedes Wort abwägend: „Lieber Herr von Hagelich, ich könnte Ihnen ja selbstverständlich die Angabe von Gründen verweigern. Darüber sind Sie sich doch klar? Inbezug, da ich nun einmal diese peinliche Angelegenheit gern in möglichst außerdienstlicher Form erledigen möchte, will ich offen sein. Ich —“ nun suchte er doch wieder nach einem passenden Wort, einer zartfühlenden Einleitung — „Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, das Doppelte ist ein gefährliches Pflaster. Es wäre mein Wunsch . . . es läge ganz sicher auch in Ihrem Interesse, und man hat es mir auch von oben her als wünschenswert angedeutet, daß Ihre Frau Gemahlin, die ja deutschen Verhältnissen fremd ist, sich erst hier einlebt, ehe die gnädige Frau sich bei Hofe vorstellen läßt.“

Also doch! Hatte er's nicht schon geahnt? Nuth! Nuths Torheit, Nuths Taktlosigkeit! Natürlich!

Auslachen hätte er mögen, und dabei kämpfte er gegen die Thränen der Scham. Der Oberst sah wohl, wie Hagelich zu Mute war. Armer Kerl! dachte er. Und er begann auf ihn einzusprechen: er solle das doch nur nicht tragisch nehmen; ein, zwei Jahre, und die gnädige Frau habe ganz sicher festen Fuß gefaßt; er würde dann selbst, wenn er noch das Regiment habe, es sich zur Ehre schätzen . . . und so weiter und so weiter.

Aber Hans hörte kaum auf seine Worte. Er empfand nichts als eine gräßliche Mamage, die für ihn etwas Beleidigendes hatte. Er dachte dann aber auch schon an die unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Nuth, dachte daran, was Woldeggs sagen würden. Und schließlich stieg etwas wie unbändiger Zorn in ihm empor: wenn es der Oberst zehntausendmal auf meinte und schöne Worte machte . . . zum Geier auch! . . . was war das für eine Bevormundung einem erwachsenen Menschen gegenüber, einem verheirateten Manne, der doch am Ende selbst für seine Frau einstehen mußte! Wahrhaftig — das ging denn doch zu weit!

Herr von Hager hatte sich erhoben. Er sagte

noch einmal: „Nämlich, lieber Vagelich . . . wirklich . . . nehmten Sie's nicht tragisch!“

Da würgte Hans plötzlich heraus: „Und wenn — wenn ich nun von dem gäligen Rat des Herrn Obersten keinen Gebrauch machen kann — meine Frau — meine Schwägerin —“

Einen Augenblick schien der Kommandeur völlig überascht. Dann richtete er sich straff auf und sagte scharf: „Herr von Vagelich, ich muß sehr bitten! Sollten Sie mich in dieser Angelegenheit noch dienstlich zu sprechen wünschen, dann morgen — in den Bureaustunden“ — wandte sich und ging.

(Fortsetzung folgt)

## Rotkehlchen und Blaukehlchen als Hausgenossen.

Es gibt viele Menschen, die, Wald und Feld durchstreifend, sich wohl freuen, wenn fröhliches Vogelgeschwätz an ihr Ohr klingt, die sich aber nicht der Mühe unterziehen, nach dem fleißigen Naturfänger auszufragen oder, wenn sie ihn zufällig erblicken, nicht wissen, was für ein Vogel es ist, der im hellklingenden Liede den Schöpfer preist. Nun, zwei dieser gesiebten Sänger wollen wir heute den Lesern vorstellen. Zuerst das Rotkehlchen. Es ist am ganzen Oberkörper dunkelolivengrün, mit einem leisen Hauch ins Grünlüche. Stirn, Wangen, Kehle und Brust sind schön orangefarben und hellgrün umrahmt; die Flügeldeckfedern sind olivengrünlichbraun und haben gelbe oder rostrote dreieckige Spiegelstellen; der Unterleib ist hellgrün gefärbt. Das lebhafteste Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hellbraun und an der Spitze des oberen Teiles halsförmig gebogen, die Füßchen beim Männchen schwärzlichgrau, beim Weibchen, das im allgemeinen eine blässere Gefiederfärbung aufweist, hellbraun. In der Regel misst das Rotkehlchen, Männchen wie Weibchen, ca. 15 Centimeter Länge, 22 Centimeter Flügelweite und 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Centimeter Schwanzlänge.

Das Blaukehlchen, zweifellos einer der lieblichsten Sänger und der schönsten gefiederten Bewohner unserer heimischen Fluren, aber seltener als das Rotkehlchen, ist, abgesehen von dem etwas längeren Schwanz, ziemlich von gleicher Größe wie dieses, hat graubraunen Oberkörper und schmutzweißes Unterleib, dunkelbraune Wangen und über jedem Auge einen weißlichen Streifen; Kehle und Oberbrust sind schön glänzend lasurblau, unterhalb von einem dunkelbraunen, dann weißen und endlich dunkelroten bogenförmigen Streifen begrenzt. Das Auge ist braun und der Schnabel schwarz. Die Füße des Männchens sind dunkelfleischfarben, die des Weibchens heller. Auch das weibliche Blaukehlchen zeigt merklich blässere Färbung, mit nur wenig und bräunlicher Brustfärbung.

So weit die Beschreibung des Aussehens unserer beiden Lieblinge. Daß man nach Verhältnissen hinsichtlich der Färbung der Kehle drei selbständige Arten Blaukehlchen unterscheiden soll, wollen wir, als immer noch streitigen Punkt, gänzlich außer acht lassen und nunmehr auf die beiden Vögelchen in ihrer Eigenschaft als Stubenvogel zu sprechen kommen.

Wenn Anfang und gegen Mitte März die ersten unserer Zugvögel in die heimatischen Gefilde zurückgekehrt sind, dann gewahren wir in Laubwäldern mit feuchtem Grunde und dichtem Gestrüpp gar bald auch das stierliche Rotkehlchen oder, wie es vielerorts auch genannt wird, das „Rotbrüchchen“, „Rotbrüchchen“. Hochbeinig, mit etwas nachlässig herabhängenden Flügeln, hüpfelt es in großen Sprüngen auf der Erde dahin, das Köpfchen fortgesetzt in nickender, das Schwänzchen in wippennder Bewegung. Kein Wunder, wenn die bösen Menschen von jeher danach getrachtet haben, sich den munteren, lecken Vogel, der in seinem ganzen Wesen zum Jang formlich herausfordert, zum Stubenvogel heranzubilden, um so mehr, als er durch seinen hübschen und fleißigen Gesang die kleine Mühe seiner Pflege überreichlich lohnt. In manchen Gegenden, in denen das Rotkehlchen besonders stark vertreten ist, ist denn auch, hauptsächlich nach der ersten Brut Ende Mai und Anfang Juni, die Nachzucht nach diesem Vogel eine überaus rege. Wer nun so glücklich ist, ein frisch gefangenes Tierchen zu erlangen, der weise ihm einen geräumigen Käfig mit einer Decke aus weichen Tuch und mit runden Sitzhölzern an und füttere es in den ersten Tagen mit Mehlwürmern und Ameisenpuppen; sobald es sich einigermaßen eingewöhnt

hat, was bei öfterem, freundlichem Zuspruch gar nicht lange dauert, gebe man in der Fütterung zum gewöhnlichen Weichfutter aus magerem Fleisch, Weichbrot, geriebenem Kalbsherz, auch getrockneten Ameiseniern und geriebenen Möhren über. Eine Hauptsache ist, daß der Vogel stets reichlich mit frischem Wasser zum Trinken und Baden versorgt wird.

Am besten hält sich das Rotkehlchen, wenn man ihm freies Herumfliegen im Zimmer gestattet, aber die reinlichstliebende Hausfrau wird in den meisten Fällen dagegen ein energisches Veto einlegen und, das muß auch der eifrigste Vögelliebhaber zugestehen, nicht mit Unrecht. Andererseits freilich ist die Sorge um eventuell beschmutzte Möbelstücke gar oft eine übertriebene, denn erstens ist der kleine Rotbart durchaus kein so unsaubere Katze, und zweitens kann man sich gegen die Unannehmlichkeit des Freifliegens durch auch einigermaßen schützende Maßnahmen wahlweise abhelfen. Das Rotkehlchen wählt gar bald einen bestimmten Standort im Zimmer, den es auch, falls es sich rahebedürftig fühlt, tagsüber aussucht. Meist ist es ein hochgelegener großer Nagel an der Wand, die Gardinenkante, ein Bilderrahmen oder ähnliches, und man kann unter diesem Ruheort ein kleines Kästchen mit Sand anbringen. Am besten dürfte es sein, eine derartige Vorrichtung mit passenden Sitzhölzern nahe an der Decke in einer möglichst dunkeln Ecke des Zimmers anzulegen und den kleinen Stubengenossen durch einigemal dort niedergelegte Leckerbissen, wie Mehlwürmer oder Rosinen, hinzugewöhnen. Es steht außer allem Zweifel, daß ein auf diese Weise gehaltenes Rotkehlchen seinem Eigentümer große Freude bereitet. Ist es erst so zahm geworden, daß es auf seinen Pfleger, in dessen Hand es einen Leckerbissen erpäht hat, in aufrechter Haltung, Brust heraus wie ein starrer Soldat, unter zahllosen Verbeugungen zugehüpft kommt, dann ist es ohne Frage der Liebling des ganzen Hauses, in dem es sich übrigens auch nach Kräften nützlich macht. Wie ein Mäuschen durchschlüpft es jeden Winkel des Zimmers, hier eine Fliege, dort eine Motte fassend, oder einer Spinne den Garauz machend. Einmal eingewöhnt, ignoriert das Rotkehlchen selbst das offene Fenster, und sollte es wirklich einmal eine Erkursion ins Freie wagen, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sich über kurz oder lang wieder einführt; so ist mir ein Fall bekannt, in dem das emsige Rotkehlchen einer und besprechenden Familie nach sechs-wöchentlicher Landstreicherrei eines schönen Abends an das geschlossene Fenster seines früheren Heims gestattert kam und, als ihm aufgetan worden war, mit vergnügtem „Gurr, Gurr“ ins Zimmer hüpfte.

Wie schon erwähnt, ist das Rotkehlchen ein überaus eifriger Sänger. Ist sein Lied auch einfach, so ist es doch von ganz besonderer Anmut und übertrifft an Lieblichkeit und zarter Herzlichkeit das Singen vieler anderer einheimischer Vögel. Bereits im Oktober als leises Zwischern beginnend, steigert sich der Gesang mit fortschreitender Jahreszeit im Frühling zum lauten, feurigen Hidenton. Erst mit der im August eintretenden Manier verstummt die fleißige Kehle.

Besondere Freude bereitet die Haltung eines Rotkehlchens, das, zweckentsprechend in einen geräumigen Käfig oder einer Voliere untergebracht, auch in der Gefangenschaft fast regelmäßig zur Brut zu schreiten pflegt. Selbstverständlich muß in diesem Falle die Anstaltsmaterial vom Pfleger vorbereitet und das nötige Material zum Nestbau — Moos, Gräser, Kälberbaare und ähnliches — in den Käfig oder die Voliere gelegt werden. Das Gelege von 5 bis 6 Eiern wird 14 Tage abwechselnd von beiden Gatten bebrütet, und auch die Jungen werden gemeinsam vom Männchen und Weibchen gefüttert, wogegen man am besten Ameisenpuppen und Mehlwürmer reichlich.

Bedeutend mehr Sorgfalt und Pflege erfordert die Haltung des von Natur aus viel zarteren Blaukehlchens, denn man wohl auch aus diesem Grunde weniger oft als Stubenvogel bezeugt; allerdings spricht hierbei auch der Umstand mit, daß das Blaukehlchen oder, wie es auch genannt wird, der „Nachtigallkönig“, bei uns wesentlich seltener angetroffen wird. In Figur und Wesen hat es mit dem ihm doch immerhin verwandten Rotkehlchen so gut wie gar nichts gemein. Sein Körper steht nicht aufrecht, sondern fast horizontal, auf der Erde bewegt es sich nicht in weiten Sprüngen fort, sondern läuft in geduckter Stellung flink wie ein Mäuschen mit kleinen Schrittschritten dahin. Frei im Zimmer gehalten, drückt es sich fast stets zu ebener Erde, höchstens auf dort niedergestellten Blumenstücken herum, in denen es fortgesetzt nach Nahrung sucht. Leider wird das Blaukehlchen niemals

so zahm und vertraulich wie das Rotkehlchen und bleibt auch im Käfig, den man möglichst geräumig an einem sonnigen Plätzchen aufstellt, fast stets ein ruhelofer, scheuer Gast. Die Fütterung kann man in gleicher Weise, wie beim Rotkehlchen, handhaben, doch empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit fein geschnittene Feigen, vielleicht auch Datteln und rauch hartgelochtes, geriebenes Hühnerrei dem Futter beizumischen; auch einige frische Beeren, namentlich schwarze und rote Holunderbeeren, sollen im Herbst als besondere Leckerbissen gereicht werden. Ein wesentlicher Faktor zur guten Haltung ist, daß es auch dem Blaukehlchen niemals an reichlicher Trank- und Abgelegengelegenheit fehle.

Als Sänger gehört es zu den sogenannten Spättern, d. h. es ahmt in seinem Liede häufig die Laute und Gesänge anderer Vögel, vornehmlich der Spechte und Weisen, wie der Stumpf- und Wasser- vögel nach, auch das Kräpen der Grille und Heuschrecke hören wir von einem Blaukehlchen täuschend imitiert. In der Gefangenschaft nimmt es selbstverständlich auch Töne eines gleichzeitig mit ihm gehaltenen Kanarienvogels an. Bemerkenswert ist, daß es seinen leisen Gesang fast nur erdtonen läßt, wenn vollständige Ruhe im Zimmer herrscht; der geringste Laut läßt es meist sofort verstummen.

Wie vielfach bei andern Vögeln in der Gefangenschaft, so hat man auch hier bei dem Rot- und Blaukehlchen die Wahrnehmung gemacht, daß ihre lebhaften Gefiederfarben im Herbst fast immer erblässen. Als Mittel dagegen empfehlen verschiedene Ornithologen, dem Futter einige Wochen vor Beginn der Manier etwas Canarine-Pfeffer beizumischen, womit sie gute Erfolge erzielt haben wollen. Ich selbst habe einen derartigen Versuch noch nicht gemacht und stehe ihm, offen gestanden, etwas skeptisch gegenüber.

Bei sorgfältiger und sachverständiger Pflege halten sich Rotkehlchen wie Blaukehlchen in der Gefangenschaft 7 bis 9 Jahre lang und erweisen sich während dieser Zeit zweifellos als anmutige Stubengenossen.

Dr. G. Kapp

## Hansis Garten

Und hinter unserm neuen Haus  
Da liegt ein kleiner Garten;  
Nach Ostern gleich da ziehn wir ein,  
Da sollt ihr Blumen warten.

Ein Beet für Fritz, ein Beet für Gret,  
Und eins für dich, mein Hanschen;  
Mit Primeln und Heuschus laßt du's ein  
Und mit Kohlrabiaplänzchen.

Ein Stachelberrbaum auf jedes Eck  
Und Rosen darin und Nelken;  
Die gießt mein Hansi jeden Tag,  
Dass sie ihm nicht verweihen.

Und als der Ostersonntag kam,  
Leis fragt er aus Fieberträumen:  
„Nicht wahr, Papa, ich krieg' mein Beet,  
Mit den kleinen Blumen und Bäumen?“

Und hinter unserm neuen Haus  
So heimlich liegt der Garten;  
Nun sind das Haus und der Garten mein,  
Nun geh's ans Blumenwarten.

Ein Beetlein rechts, ein Beetlein links,  
Ein Weglein in der Mitte;  
Ein Gärtlein hier, ein Gärtlein da —  
Wo bleibt denn nur das dritte?

Drauss vor der Stadt, um Kreuz und Stein,  
Hill ist der Cenz entglommen;  
Mein lieber Hansi, mein Herrsengjung,  
Da hast du dein Beet bekommen.

Ein Lebensbäumchen auf jedes Eck,  
Und Rosen darin und Nelken;  
Die neßt die Mutter jeden Tag,  
Dass sie dir nicht verweihen.

Fritz Gräner

## Kunstphotographie

Durch die Einführung des „trockenen Verfahrens“ und die Vervollkommnung der photographischen Aufnahmeapparate, der Gläser, Verchlüsse u. s. w. hat die Photographie in den letzten Jahrzehnten einen vorher ungeahnten Aufschwung genommen. Je mehr die Technik der Lichtbildnerei fortschritt, um so vielseitiger wurde aber auch die Anwendung der Photographie, dergestalt, daß es gegenwärtig kaum noch irgend eine Richtung menschlicher Tätigkeit gibt, in der sie nicht auf irgend eine Weise Verwendung gefunden hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die gegen früher so ungemein vergrößerte Leichtigkeit des Verfahrens und die Möglichkeit, in Bruchteilen einer Sekunde Aufnahmen herzustellen, der Photographie Scharen von neuen Anhängern zuführte. So kam es, daß neben die Berufsphotographen bald die Liebhaberphotographen oder Amateure traten, die es reizte, ihre Umgebung, ihre Freunde und Bekannten in Gruppen und Einzelbildern auf die Platte zu bringen, und mit Hilfe ihrer Camera auf Ausflügen und Reisen besonders reizvolle Landschafts- und Architekturbilder, Szenen aus dem städtischen und ländlichen Volksleben u. s. w. festzuhalten. Mit der Zeit taten sie sich zu zahlreichen Vereinen zusammen, und es muß anerkannt werden, daß durch sie in neuerer Zeit die künstlerische Seite der Photographie ganz erheblich gefördert worden ist. Etwa seit Mitte der



Viktoria

neunziger Jahre hat sich der Amateurphotographie dann eine Bewegung bemächtigt, die seither im Gegensatz zu jener und zur berufsmäßigen Photographie die Ausbildung der Lichtbildnerei zu einem Freizeig des künstlerischen Schaffens, zur Kunstphotographie, bewirkt hat.

Tiefer Umschwung erfolgte seit der Wiederaufnahme des sogenannten Gummidruckes, den Poitevin bereits im Jahre 1855 entdeckt hatte, der dann aber auf lange Zeit in Vergessenheit geriet. Dies Verfahren ermöglicht nämlich im Gegensatz zu den übrigen Kopiermethoden ein eigenmächtiges Eingreifen während der Entwicklung, wodurch der Kunstphotograph im Stande ist, seine künstlerischen Absichten zum Ausdruck zu bringen. Vorher mußte er sich damit begnügen, sein künstlerisches Empfinden durch die Anordnung und die Wiedergabe des Ausdrucks einer Landschaft oder Person oder durch die Stellung eines Figurenbildes zum Ausdruck zu bringen, jedoch ging auf den bis dahin zur Verfügung stehenden Kopierpapieren das meiste von den künstlerischen Absichten des Photographen, insbesondere alle Kontrastungen, verloren. Bei der Anwendung des Gummidruckes dagegen, für den das Papier möglichst gleichmäßig mit einem Gemisch von Gummiarabikum, Kaliumbichromat und Farbe bestrichen wird, ist der Photograph auch im Stande, dem Bilde die Kraft der Erscheinung zu geben, die dem Künstler vorzwehlt, was durch wiederholtes Auftragen der Farben und Drucke erreicht wird.



Felmsdorf von der Messe

Elbtrilbildnerei von Hilfrad Röh



Italienische Hirtenkinder. Lichtbildstudie von Alfred Enke



Die Nähenn. Lichtbildstudie von Alfred Enke

Er erlaubt ferner, während der Herstellung des Bildes in die Entwicklung einzugreifen, sie aufzuhalten oder zu beschleunigen. Endlich ist es auch im Gummidruck möglich, farbige Tinte herzustellen (J. Matthies' Maschinen). Neben dem Gummidruck bedient sich die Kunstphotographie auch des Kohle- und Platinbildes, durch die sich gleichfalls künstlerische Wirkungen erzielen lassen.

Das Streben des Kunstphotographen geht dahin, mit Hilfe der Lichtbilderei nicht bloße Kopien der Wirklichkeit zu geben, sondern Kunstwerke zu schaffen, indem er den Ausschnitt einer Landschaft oder einen Menschen mit seiner Umgebung so auf das Papier bringt, wie das künstlerische Auge sie gesehen hat. Man zu zeigen, in welcher Vollendung das möglich ist, fuhren wir untern Lesern vier Platinbilder vor, die von einem der hervorragenden Vertreter der Kunstphotographie, Ernst Galle in Stuttgart, herühren, dessen Bildnisse, Landschaften u. s. w. auf verschiedenen Ausstellungen allseitige Anerkennung gefunden haben. Eine Auswahl daraus hat er in zwei Sammlungen „Lichtbildstudien“ und „Neue Lichtbildstudien“ noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, und diese Veröffentlichungen haben auch außerhalb Deutschlands durch ihre echt künstlerische Auffassung und ihre feine Empfindung für alle Phänomene der Luft und des Lichts den Beifall der kompetentesten Beurteiler gewonnen. Wir sind in der Lage, einige der neuesten, noch nicht veröffentlichten Aufnahmen Galle's untern Lesern darzubieten. Das Erste nicht nur technisch alle Mittel und Kunstgriffe der Lichtbilderei vollkommen beherrscht, sondern das er auch eine feinfühlig und mit kräftiger Individualität begabte künstlerische Persönlichkeit ist, tritt in den von uns wiedergegebenen Aufnahmen deutlich genug in die Erscheinung. Ungemein stimmungsvoll wirkt „Die Näherin“ hinter dem breiten Fenster, auf dessen Brett liebevoll gepflanzte Blumen stehen, mit den feinabgemessenen Beleuchtungsstellen; prächtig gelungen ist der einen ganz idealen Eindruck hervorbringende Kopf der „Victoria“ mit dem Lorbeerzweig in dem dunklen Saal. „Heimkehr von der Weisse“ ist Landschaft und Genrebild zugleich; nach bedeutendem Gottesdienst lehren die Nonnen in ihr Kloster zurück, vor dem Türschreiner der Pforte noch einen Blick auf die Porzellan- und die Häuser des Dertchens werfend; ein stiller Friede ruht auf dem trefflich gelungenen Bilde. Zum Schluß eine Gruppe von „italienischen Hirtenkindern“, zwei Knaben und zwei Mädchen, die eintützig in bunter Reihe nebeneinander sitzen und sich von der Sonne des Südens durchwärmen lassen. Durchaus gleichwertig treten den Waldnissen und genrebartigen Bildnissen die Marinen- und Landschaften Alfred Enke's zur Seite, wie beispielsweise die prächtigen Aufnahmen vom Gomersee, in denen die ähnlere Erscheinung der Landschaft mit ihrem Stimmungsgehalt in vollendeter Harmonie gebracht ist.

### Macedonische Wanderbilder

(Siehe die Abbildungen Seite 639)

Schon seit dem Berliner Kongress hat die macedonische Frage die europäischen Staatsmänner beschäftigt, doch war sie in den letzten Jahren vor wichtigeren Ereignissen zurückgetreten, um erst neuerdings plötzlich eine unheilbringende Gestalt annehmen. Ganz unvermittelt ist die allgemeine Aufmerksamkeit durch die in Macedonien drohende Erhebung gegen die türkische Herrschaft dorthin gelenkt worden, und mag vieles an den zu uns gelangten Nachrichten auch tendenziös übertrieben worden sein, so steht doch fest, daß in dem alten europäischen Wetterwinkel, wie man die Balkanhalbinsel genannt hat, Fündstoff genug aufgeschüttet liegt, um das dortige künstlich ausgeführte politische Gebäude in die Luft zu sprengen. Unster Institutionen versehen aus in die türkischen Wilajets oder Generalgouvernements, die man unter dem gemeinsamen Namen Macedonien begreift, und die sich, rings von hohen Gebirgen umwallt, an den nordwestlichen Winkel des Balcanschen Meeres, den Golf von Saloniki, schließen. Im Süden scheiden der Olympos und das Rindinnengebirge diese Landschaft von Thessalien, im Westen der Hauptzug des Albanesischen Gebirges, Grammos und Schar-Tagh von Albanien und Epirus, im Osten das Rhodopegebirge von Thracien. Im Nordwesten bildet die Wasserscheide zwischen dem Vardar einerseits und der Morava und dem Tim andererseits die Grenze. Der schiffbare Vardar, der die nach Norden vorgelagerten Bergzüge im Eisernen Tor (Demirkapu) durchbricht, ist der bedeutendste Fluß Macedoniens und entspringt am

Schar-Tagh; der Tim entsteht aus dem Zusammenfluß des Weissen und Schwarzen Trun, von denen der letztere bei dem Städtchen Struga aus dem 692 Meter hoch gelegenen, 208,8 Quadratkilometer großen Ochrida-See abfließt. Politisch umfaßt Macedonien heute die drei Wilajets: Saloniki oder Saloniki im Süden, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die nächst Konstantinopel den wichtigsten Seehandelsplatz der Türkei bildet, Endpunkt der Bahn, die über Nißch-Belgrad an das österreichische Reich anschließt; Monastir im Westen, mit der Hauptstadt Monastir, Endpunkt der Eisenbahn Saloniki-Monastir, und endlich Kossowo im Norden, das Teile von Albanien und vom nordöstlichen Albanien enthält, mit der Hauptstadt Prizren. Im Wilajet Kossowo liegt das Anseefeld, ein alter Seeboden, geschichtlich berühmt durch die beiden Schlachten am St. Veitstage (15. Juni 1389) und am 19. Oktober 1448, in denen das erste Mal der Serbenfürst Lazar mit bosnischen Hilfstruppen und das zweite Mal der ungarische Reichsverweser Joh. Hunyadi gegen den Dalmboden unterlagen.

Die Bevölkerung dieser drei Wilajets stellt ein ungemein buntes Gemisch von Rassen dar: Albanier, Griechen, Slaven und Bulgaren, ferner osmanische und ortschafische Türken, Turkomenen, Juden, Wachen und Zigeuner. Der vorwiegende Charakter des Landes ist gebirgig; vielfach trifft man auf große, ringförmige Ebenen, die Betten ehemaliger Seen, die durch enge Bäche und Schluchten miteinander in Verbindung stehen. Zwei von diesen Bächen überreichen durch ihre malerische Schönheit, der schon erwähnte Paß des Eisernen Tors (Demirkapu der Türken) an der Eisenbahnlinie Nißch-Saloniki, und der Paß von Katschani, an der Linie Nißch-Mitroviha. Es sind aber auch noch wirkliche Seen vorhanden, so namentlich im Wilajet Monastir, das von der aufständischen Bewegung am mächtigsten ergriffen ist, am Fuße mächtiger Berge der obengenannten See von Ochrida und die gleich diesem azurblauen See Spiegel von Ostrowo und Presba. Fruchtbare Ebenen findet man im Mühlungsgebiet des Vardar, die sogenannte macedonische Tiefebene, und der von Westen herabkommenden Bistritza. Die Ebene an der Strumamündung ist besser bekannt unter dem Namen der Ebene von Seres; diese fruchtbare Landschaft hat prächtige Scenerien aufzuweisen und ein besonders günstiges Klima. Hier gedeihen der Sumach und die Baumwolle, in großem Maße wird die Seidenraupenzucht betrieben, und die Traube, die hier wächst und mit der die Albanier ferner Weingärten ihren lebhaften Handel treiben, soll von ganz besonderer Güte sein.

Nicht minder reichlich wie die Bevölkerung und ihre Trachten sind auch die Kulturpflanzen, die man hier unmittelbar nebeneinander findet und die auch in der Art des Weizens ihren Ausdruck finden. Man kann an einem und demselben Tage die Eisenbahn benutzen, die Diligence, einen mit Pferden bespannten Mietwagen, einen Gaul mit Saumfattel oder den von Büffeln gezogenen Karren, der noch so primitiv und schwerfällig wie zur Zeit der Völkerwanderung ist. Die Landstraßen sind bei Regenwetter kaum passierbar, zumal im Wilajet Kossowo; verhältnismäßig noch am besten ist hier die Straße von Prishtina nach Prizren im Lande. Die Eisenbahnanlagen bieten dieselben Bequemlichkeiten wie in westeuropäischen Ländern, und wenn man auf der Hauptlinie nach Saloniki fährt, könnte man sich in einem ganz ruhigen, friedlichen Lande wähnen, wenn nicht in gewissen Zwischenräumen fortwährend die Heilmlager der türkischen Truppen austauschten, die alle Stationen, Tunnel und Brücken vor den Anschlägen der aufständischen Banden bewachen.

In Saloniki und einigen andern größeren Städten findet der Reisende Gasthäuser westeuropäischen Stiles, in kleineren Städten, wie Nißch, Kenschovo (nördlich von Monastir), Struga, Ochrida u. s. w. dagegen ist es übel darum bestellt; dort muß man auf jeglichen Komfort verzichten. Noch primitiver sind die ländlichen Gaststätten: die Haus und Karauls, auf die man außerhalb der Städte angewiesen ist. Der Haß ist die ursprüngliche Form der türkischen Karawanensereien mit Wänden aus Flechtwerk und Lehm. In beiden Zeiten des Hauptraumes, der meist gleichzeitig als Stallung, Küche und Speiseraum dient, und in dessen Mitte das offene Herdfeuer unterhalten wird, befinden sich einige elende Kammern. Ein Brunnen liefert das Wasser; für die übrige Bevölkerung muß der Reisende selber sorgen. Die Karauls sind die Stationsgebäude der türkischen Gendarmen oder Gaptichs, ohne deren Gültigkeit man gegenwärtig keine Reise unternehmen kann. Zu den Karauls findet man, natürlich gegen einen entsprechenden Bescheid, auch Unterkommen für die Nacht; im Erd-

geschos, das nur einen einzigen Eingang hat, werden die Pferde eingestallt, im oberen Stockwerk schläft man, in seine Decke gehüllt, auf dem Fußboden. Vor diesem Räume zieht sich fast immer eine überdachte Veranda hin, auf der die Gendarmen tagsüber sich dem Weiz des Rauchens hingeben und davon träumen, daß ihnen der Pabitchah endlich den seit fünf oder sechs Monaten rückständigen Sold möge anzahlen lassen.

## Jugendende

Novelle

von Karl Herold

„Hörig, bestellen Sie ein Kompliment in der Küche, das war wieder mal großartig!“ sagte Herr Willy Hügel zum Oberkellner des Hotel Grabe und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Und nun bringen Sie mir den Kaffee!“

Es war im Besizer des Hotels, wohin sich nach Beendigung der Table d'hôte die Abonnement zurückgezogen hatten. Vier davon spielten einen Kaffee mit nach spanischen Prinzipien — Mogenl erlaubte, aber man durfte sich nicht dabei erwieisen lassen — zwei spielten sechsundsechzig und zwei lassen. Es waren alles ältere Herren in guten Verhältnissen, nur ein junger Mann dabei, dem das väterliche Vermögen die Verpflegung in diesem vornehmen Hotel erlaubte.

Am Stättlich ging plötzlich ein großer Värm los: Herr Fischer, der ein Tischspiel ohne zwei machte, hatte den roten Weizel durch eine bewundernswerte Fingerrichtigkeit aus einem Stuch wieder heraus in die Karte geschmuggelt und zum zweitenmal ausgespielt. Während man ihm das Spiel ansah und beim Oberkellner die vier Straßhänge bestellte, erklärte er gleichmütig, er habe nicht anders gekonnt: das Mogenl sei Notwehr gewesen. Wenn man so bumm tournee, ginge es nicht anders.

Es war etwas sehr laut geworden, glücklicherweise aber stüzte das im Besizer des Hotel Grabe nicht. Man war es gewöhnt. Und doch trat an diesen Tage der Hotelbesizer, Herr Emil Grabe, während dieses Värmens mit einem sehr erstein, fast vorwurfsvollen Gesicht in das Besizerzimmer und sagte zu den Spieltischen: „Aber, meine Herren, wie übermütig Sie gerade heute sind! Man sollte doch den Verhältnissen Rechnung tragen!“

Man lachte darüber, denn Herr Grabe trat von früh bis Abend und bis in die tiefe Nacht hinein den Verhältnissen Rechnung.

„Es paßt wohl irgend einem saulen Reizekonkel nicht?“ fragte einer der Herren.

„Nein, nein,“ entgegnete der Wirt hastig, „ich werde doch nichts auf meine Stamngäste kommen lassen. Aber Sie wissen es wohl noch gar nicht: Herr Welsche ist gestorben.“

Nun wurden sie alle ernst. Das war freilich ein trauriger Fall. Herr Welsche war Lehrer an der Bürgerschule gewesen und früher, so vor zehn Jahren und länger, mit den Herren sehr befreundet. Er lebte zwar in bescheidenen Verhältnissen, aber er war ein ausgezeichneter Klavierpieler und mußte deshalb stets, wenn die Herren einen lustigen Abend hatten, dabei sein. Dann verheiratete er sich und kam weniger mit ihnen zusammen, immerhin hörte aber der Verkehr nicht vollständig auf. Und nun war er gegangen und ließ seine Witwe mit drei unversorgten Kindern zurück. Wahrlieh, ein trauriger Fall. Er erinnerte alle die älteren Junggefallen, die in sorgelosen Wohlstande lebten, daß es ein Ende gäbe, ein Ende, an das sie sonst nie dachten.

Man unterbrach das Spiel, um sich über den Fall auszusprechen. Alle hatten etwas besüßte und traurige Mienen. Nur Herr Werner Feinsche, der junge Mann, der den Verstorbenen nicht näher gekannt hatte, blieb bei den fliegenden Blättern und lachte über einen Witz.

„Es ist schade um ihn, sehr schade,“ seufzte einer, und ein anderer fügte hinzu: „Die arme Frau und die armen Kinder!“

„Wenn man jetzt mal wieder ein Karpfenessen oder so etwas anstellt, ist wahrhaftig keiner mehr da, der ein anständiges Stück auf dem Klavier spielen kann. Nicht, Mister Hill?“

Herr Willy Hügel legte die Zeitung, die er noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch und sagte mit etwas scharfer Betonung:

„Lassen Sie doch dieses Mister Hill, lieber Hanslisch. Wenn man nicht mehr Englisch versteht als diese beiden Worte, ist es geschmacklos, sie anzuhören.“

Willy Hügel war der Erotische unter den Herren. Er hatte sich fünfzehn Jahre lang im Auslande, erst in Paris und dann in London aufgehalten. Nun war er seit fast zehn Jahren wieder am Orte. Der Fall Pleichke berührte ihn nicht so tief als die übrigen, da der Lehrer seit seiner Anwesenheit in der Stadt nur noch seltener Gast in dem Freundeskreise gewesen war. Hügel war in der zweiten Hälfte der vierzig, ein großer Mann mit freischem roten Gesicht und blondem Schnurrbart. Man konnte ihn leicht für jünger halten, und er selbst gebärdete sich jugendlich genug. Von seinem Londoner Aufenthalt hatte er eine Vorliebe für grelle Krawatten und profilirte, helle, bequeme Anzüge mitgebracht. Im Anfang hatte er auch die Angemessenheit, mit dem Gute aus dem Kopfe, die Hände in den Taschen, pflegend durch die Zimmer zu gehen. Aber das hatte man ihm bald abgewöhnt, die Stadt war nicht groß genug für „englische Sitten“. Man hatte sogar so viel an ihm herum erzogen, um ihn wieder zum richtigen deutschen Kleinrentier zu machen, daß er ganz nervös geworden war und leicht unangenehm wurde, wenn die guten Lehren, wie er sich zu benehmen habe, nicht aufhören wollten. So sah er jetzt wieder mit verzögertem Gesichte da. Er konnte dieses „Mister Will“ durchaus nicht leiden.

„Na, Hügel, nun seien Sie mal vernünftig!“ sagte Hanisch. „Ich hab' Sie doch nicht beissen wollen. Bleiben wir bei der Stange. Was machen wir denn mit Pleichke?“

Nun sprachen alle durcheinander. Der eine wollte einen schönen Kranz, der andre einen Palmenzweig laufen. Aber trotz aller Worte blieb doch etwas unausgesprochen, bis Hanisch darauf kam. „Die arme Frau!“ sagte er wieder. „Da wird Schmalhaus' Nischenmeister werden. Verdingung ist nicht da, und so 'ne Wirterschullehrerpension...“

Freilich würde es sehr knapp zugehen, meinten andre; die Frau würde Gymnasialten von außerhalb in Pension nehmen müssen oder etwas Nebenliches unternehmen. Den Kopf konnte man sich nicht darüber zerbrechen. Es gab so viele Leute, die sich schlecht und recht durchschlagen mühten.

Willy Hügel hatte zugehört, ohne etwas zu sagen. Nun begann er seine Ansicht zu äußern: „Das ganze Malheur in der Welt kommt nur vom Heiraten. Man lebt doch auch unverheiratet nicht schlecht. Der Pleichke hat früher in anständiger Gesellschaft verkehren können, seit er verheiratet war, da war's vorbei. Er kam wohl noch manchmal, aber er konnte nicht lange bleiben, wenn er auch gewollt hätte. Da wurden die Kinder aufgeweckt, oder die Frau war nicht wohl, oder was weiß ich sonst. Er war jünger wie wir, sah älter aus und war auch eigentlich ein alter Mann. Früher, als noch idyllische Zustände auf der Welt waren, als das Leben der Menschen dahinfiel wie ein Bäcklein zwischen Wiesenblumen, da war das Heiraten gut und jeden zu empfehlen. Heutzutage, wo die Menschen einander belauern wie die wilden Tiere —“

„Na, na!“ sagte Fischer. „Zarwohl, wie die wilden Tiere! Haben Sie nicht vorhin erst beim Stute gemogelt? Also heutzutage tut der Mann wohl daran, allein zu bleiben! Das moderne Leben verlangt einen jungen Körper und einen jungen Geist, und jung erhält man sich nur außerhalb der Ehe.“

Der junge Mann mit den fliegenden Wältern begann sehr laut zu lachen, und Hügel sah ihn darüber strahlend an. „Was haben Sie denn eigentlich?“ fragte er sturumzeln.

„Ach, nichts! Ein netter Will! Etwas von sauren Trauben!“

Das strenge Auge Willy Hügel's schloß einen Blick nach ihm hinüber. „Sie sind ein junger Fledermaus und sollten recht reiflich bedenken, daß Sie sich des Verfalls in unserm illustren Kreise nur durch Bescheidenheit würdig zeigen können. Und im übrigen müssen Sie doch zugeben, daß ich recht habe. Sehen Sie sich die Herren hier an. Alle sind um die hohen Späts hinaus, ein paar Jahre brunter oder drüber, das macht nichts. Und ist ein einziger darunter, dem man dieses Alter anfiehet? Alle wohlgenährt, alle vergnügt — wenn nicht gerade wie jetzt eine Todesnachricht kommt, und zu jedem Späts aufgelegt. Und betrachten Sie die Verheirateten dagegen — die sind zwar nicht hier, aber Sie wissen ja, wie sie aussehen! Nun?“

„Schauderhaft!“ sagte Werner Freische aus tiefstem Herzen heraus.

„Während wir bis ins hohe Alter hinein jung bleiben werden!“

Die übrigen Herren fanden das sehr richtig, und da sich inzwischen auch die Schmerzgefühle über den Tod des Lehrers etwas gelegt hatten, so begann man von neuem zu spielen.

Werner Freische sah seinen älteren Freund am Beletisch einen Augenblick prüfend an. „Glauben Sie wirklich recht zu haben mit dem, was Sie da sagten? Die alten Junggesellen bleiben doch nicht jung, sie bleiben höchstens sorgenloser als ein Familienvater.“

„Was das Gleiche bedeuten will. Die Sorgen machen alt!“

„Mag sein. Und trotzdem! Jean Paul ist ja nicht mehr modern, aber mit seinem: Nichts in der Welt ist schwerer zu tragen, als eine Reihe von schönen Tagen...“

„Im Himmel's willen, hören Sie auf! Das sagt nicht Jean Paul, sondern Goethe, und der sagt es anders.“

„Gleichviel, ich ertrage die schönen Tage sehr gern, mir kommen Kälte und Schnee und Nebel steds zu früh!“

„Ja,“ meinte Freische, „bei unsrer deutschen Temperatur, da ist ja der Wechsel in Permanenz erklärt. Aber doch ein ganzes langes Junggesellenleben! Immer nur gut essen mit Späßhaftigkeiten dabei, das muß auf die Dauer langweilig werden!“

Da trat Fröh, der Oberkellner, an den Tisch heran und meldete: „Die Damen in der Küche lassen für Ihr Kompliment bestens danken, Herr Hügel!“

„Welchem Gericht hatte denn Fräulein Edith heute ihre besondere Sorgfalt angedeihen lassen?“ Der Oberkellner lächelte: „Natürlich der süßen Speise!“

Es war wirklich so. In der Küche gab es „Damen“. Die eine war natürlich die Frau des Hotelbesizers, Frau Emma Grabe, die sich eines ausgezeichneten Rufes als größte Kochkünstlerin auf viele Meilen in der Runde erfreute. Und die zweite war Fräulein Edith Braune, die einzige Tochter einer der ersten Familien der Stadt, „Studentin“ an dieser Kochhochschule.

Im letzten Winter hatte es einmal einen albernsten Matsch in der Stadt gegeben. Fräulein Verta Delfrich, die in der Hauptsache ihre Zeit damit verbrachte, Romane zu lesen und auf einen Prinzen zu warten, der sie heiraten sollte, hatte zu ihrer Mama auf die Ermahnung, sich nützlich zu beschäftigen und ordentlich kochen zu lernen, erwidert, sie wolle erst abwarten, ob sie nicht einen Mann bekomme, der ihr eine perfekte Köchin halten könne. Wenn das nicht geschähe, könne sie noch jederzeit kochen lernen. Woher es die Leute wußten, konnte man sich freilich nicht erklären, es war eine Unterredung zwischen Mutter und Tochter gewesen, und die beiden hatten sie gewiß nicht weiter erzählt. Aber trotzdem sprach man in allen Kaffeeständen darüber, auch zu den Stammtischen drang die Kunde, und dort sagte man: „Ja, ja, so sind die jungen Mädchen von heute, und man kann es keinem Mann verdenken, wenn er nicht heiratet.“ Da fühlte eine Anzahl der jungen Damen das Bedürfnis, etwas Heroisches zu unternehmen, das den guten Ruf ihres Geschlechtes wieder herstellte. Sie lernten kochen, und zwar nicht, wie bisher, bescheiden in der Küche des Elternhauses, sondern ostentativ öffentlich, in der berühmten Küche des Hotel Grabe. Jedermann sah es, wenn sie vormittags um zehn Uhr in einem raffiniert einfachen Küchenkleide zur Arbeit gingen, — es war schon beinahe eine Art „Konzertkochen“. Nach halb zwei Uhr verließen sie das Hotel wieder, um die Zeit, wo die Abonnenten, soweit sie nicht spielten, mit einer Zeitung am Fenster saßen. „Wenn das nicht hilft!“ hatte Willy Hügel einmal zu Werner Freische gesagt, und der hatte nur bedeutsam darauf gelächelt.

Augenblicklich gab es nur eine einzige Studentin, Fräulein Edith Braune. Sie war so schön und anmutig, daß sie weder den Reichtum des Vaters noch die Kochkunst, der sie jetzt oblag, nötig hatte, um den Herren zu gefallen, aber auch sie wollte der Öffentlichkeit zeigen, daß man durch die schroffen Urteile, die man beim Fall Delfrich über die ganze junge Damennwelt gefällt, doch mancher unrecht getan hatte. So lockte sie denn stolt darauf los. Ihr Spezialstudium waren die Crèmes und Pudings.

Werner Freische hatte die „fliegenden“ beiseite gelegt und am Fenster Platz genommen. Hügel folgte ihm. Und da verließ auch schon Fräulein Edith das Hotel und schritt über den Platz hinüber dem Elternhause zu. Die Herren sahen bezaubert dem lieblichen Mädchen nach, und in voller Ekstase rief Willy Hügel: „Reizend, so was gibt's ja gar nicht mehr!“

Freische nickte. „Achtzehn!“ sagte er langsam. „Das Mädchen ist ein Gedicht!“

„Das lehrt sie stimm. Aber sie ist erst siebzehn!“

„Morgen ist der achtzehnte Geburtstag. Ich weiß es ganz genau. Jenny Kaiser hat ihr einen Schreibmappendel geholzbränbelt. Das Ding ist drüber beim Buchhändler Kemmer. Die Mappe muß bis heute abend fertig sein.“

Hügel hatte hoch aufgehört, aber er hemmte sich, nichts davon merken zu lassen, und verabschiedete sich bald.

Sinnend ging er über den Platz, die Hauptstraße entlang.

Er brannte in hellen Flammen für das Mädchen. „Ein Gedicht,“ wiederholte er. Ein Gedicht, in dem es von Jugend, Schönheit und Poesie leuchtete und stühte. Das war alles in sein Herz hineingeschlagen, in dies siebenundvierzigjährige Herz, in dem schon so manche Liebe und so manche Liebetei rumort hatte. Aber an das, was vergangen war, dachte er nicht mehr. Das war ja alles fatal und fabel und ide gewesen gegen das, was er jetzt empfand. Schenken mußte er ihr natürlich etwas. Selbstverständlich durften es nur Blumen sein, aber das Arrangement so, daß sie nur an ihn als Götter denken konnte. Denn seinen Namen wollte er nicht dazu schreiben. Edith würde erraten, von wem die Blumen kamen, und wenn sie es erriet, so war das schon ein gutes Zeichen.

Der Gärtner hatte nur die gewöhnlichen banalen Körbe, vor denen er einen infimierten Schauder empfand. Während des Weges daher war in seiner Brust eine Wandlung vorgegangen, angetagt durch die näherweise Bemerkung Freisches von den sauren Trauben. Im allgemeinen blieb er noch immer der Meinung, nicht heiraten sei besser, aber da selbst der Apostel das Weiraten für gut erklärt hatte, so konnte man es ja doch versuchen. Und er — der stattliche Mann mit all seiner großen Liebe und Begeisterung — und Fräulein Edith, dieses liebliche Wunder, das war doch auch eine ganz andre Sache, als wenn gewöhnliche Menschen sich heirateten.

Nun kam ihm ein Gedanke für das Geschenk. Es mußte schmerzhaft sein, richtig, auf das Kochstudium Fräulein Edith's anspielen. Er lief zu einem Drecksler und ließ eine Art Drecksfuß bauen. Die Füße waren drei Quirle mit mächtig langen Stielen; verbunden wurden sie oben durch einen Kessel, ein Tranchiermesser und eine Bratengabel, und zwischen diesen Füßen hing ein Suppensieb. Ungefüllt sah das Ding freilich profanisch aus, die bösen Zungen unter den Abonnenten würden es vielleicht sogar ein „gefährliches Arrangement“ genannt haben, als es aber am nächsten Morgen voller Rosen prangte, das Sieb so, daß sie daraus weit herabbingen, und kleine Sträuße davon überall da, wo eine Verbindung der Küchengerätschaften zu vertagen war, da sah es doch sehr nett aus. Am Vormittag machte sich Willy Hügel noch mit den Rosen im Sieb und einer kleinen, goldgeränderten Karte zu tun, auf die er mit etwas verstellter Schrift „Je t'aime“ geschrieben hatte, und die er unter den Blumen verbergte, so daß man sie nur bemerken konnte, wenn man darin suchte. Und er hoffte, daß Fräulein Edith das tun werde.

(Schluß folgt)

## Eine Fahrt durch den Bosphorus

Von  
Ernst von Hesse-Wartegg

(Hierzu auch die Abbildungen auf der Beilage)

Unser Dampfer lag zu Hissen Stambuls mitten in der schmalen Wasserstraße verankert, die zwei Meere vereinigt, zwei Kontinente voneinander trennt. Die weißen Paläste, die malerischen Klöße und Tempelchen des alten Serails blinkten zwischen den dunkeln Pinien und Cypressen der Sultanengärten zu uns herüber, und hinter ihnen türmte sich das Häusermeer der märchenhaften Tärtenstadt empor mit den zahllosen Kuppeln und Minarets der Moscheen: hier der ungeheure Bau der Isa Sofia, weiter nördlich die Sultan Achmed-Moschee und endlich die stolze Suleimanieh. Stambul gegenüber, auf dem linken Ufer des Goldenen Horns, Galata, wie eine aus Häusern aufgebaute Miespyramide; daneben Pera, auf dessen höchstem Punkt in den letzten Jahren der düstere, massive Bau der deutschen Botschaft entstanden ist, bräunend wie Sant'Elmo oberhalb Neapel. Gegenüber, auf der asiatischen Seite, das alte, liebe, schlafende Skutari mit seinen schwarzen Cypressenbäumen. Während die Ankerketten raschelnd aus der bewegten Flut aufstiegen, dachten wir an die schönen Tage, die wir eben in Stambul, dieser interessantesten Stadt Europas, verbracht hatten, an all die Herrlichkeiten,

die wir, dank der Gnade des Sultans, gesahnt: die Pracht der Schlösser, die Haubertwelt der Haremsräume, die Schätze der weltberühmten Schatzkammer mit ihren Diamanten- und Perlenhäufen, und vor allem Stambul selbst mit seinem mächtigen, eigenartigen Völkergemischel, mit seiner herrlichen Umgebung.

Indessen noch Schöneres in landschaftlicher Hinsicht lag vor uns, denn der Bosphorus ist ein Lago Maggiore zwischen Europa und Asien. Neben seinen Ufern auch die stolzen Schneegipfel des prächtigsten der Alpenseen, so fehlt diesem dafür die orientalische Großstadt und das farbenreiche, bewegte, rauschende Leben, das in solchem Wechsel, solchem Umfang wohl nirgends anders auf dem Erdball zu sehen ist. An seinen Ufern wohnen Angehörige wohl aller Nationen und Klassen der

erquise, die hier um so tiefer empfunden werden, als man ihre Schaupläge, all die Inseln, Vorgebirge, Burgen, Schlösser, Türme und Paläste unmittelbar vor Augen hat.

Dort brohen in dem glänzenden Palast nördlich von Pera thronet der Padi-schah. Dort liegt



Das alte Stambul, vom Bosphorus gesehen



Das alte Stambul, vom Meer gesehen

beiden Kontinente, inmitten von Gärten, wie sie nur die fruchtbarsten Länder des warmen Südens hervorzaubern können, alles in der schönsten Grup-pierung, daß man nicht müde wird, zu schauen. Jeder Felsen, jedes Feld, jedes Schloß hat hier seine Geschichte, denn diese Schmelzlinie zweier Welten war zu allen Zeiten auch die große Meer-strasse zwischen Morgenland und Abendland, der Schauplatz von hundert Schlachten und Belage-rungen, der Sitz der olympischen Götter wie der ältesten Sagen. Was kann noch angeführt werden zu Gunsten dieser paar Quadratmeilen Was-serfläche, die mit ihren Ufern an Schönheit ihresgleichen sucht? Wo ist noch eine zweite, die auch nur halb so viel zu bieten hätte? Jason schon durchsuchte den Bosphorus auf seiner Argo; Al-schard Löwenberg sah hier in Gefangenschaft; die Schlösser wurden von Davud-al-Maschid, Mohammed II., Gottfried von Bouil-lon und dem Togen Tando belagert; unter den Henscharen, die den Bosphorus über-sehten, waren nicht nur jene der Kreuz-fahrer, sondern auch die siebenmalkhundert-tausend Mann des Davids und die be-rühmten „Rehn-tausend“. Herodot und Cuv haben ihn be-sungen. Jedes Jahr-recht führt weltbedeu-tende Ereignisse in die bewegte Geschichte die-ser Meeresstraße, Er-

der kleine Nilbis-Niost verstreut zwischen den herrlichsten Gärten, eine Wegstunde von Stambul ent-fernt. Dort bringt der Sultan sein freundliches Leben zu als Hüter des Herdes, das ihm von drei- unddreißig Großsultanen, seinen Anführern, über-macht worden ist. Unter der Herrschaft dieser Ab-kömmlinge der turanischen Nomadenfürsten sind vier-einhalb Jahrhunderte vergegangen. Wer doch den Schleier lüften könnte, der die Zukunft dieser Wasserstraße und dieser Großstadt verhüllt!

Ganz nahe unsemr Ankerplatz erhebt sich der alte

Leanderturm auf einem Felsen mitten aus der von Hunderten von Schiffen durchzuckten Wasserfläche, irrtümlich als der Schauplatz der anmutigen Sage von Hero und Leander bezeichnet.

Von hier aus gegen das Schwarze Meer dampfend, sahen wir auf beiden Ufern des Bosphorus während der ersten Hälfte der herrlichen Fahrt eine fast ununterbrochene Folge von Palästen. Aber majestätischen weißen Marmorfassaden spiegeln sich in den Fluten wider, und hinter ihnen zogen sich die sanften Anhöhen hinauf die entzückenden Sommerhäu-ser, Bilder des Wohllebens, Reichthums und Friedens, die mit der rauhen Wirklichkeit in Stambul im krassen Widerspruch stehen. Hier das gewaltige Marmor-schloß von Polmabagsche, durch dessen feenhafte Räume wir am Tage zuvor stummend ge-wandert waren; unweit davon die lange Reihe von Sultanspalästen, die unter dem Namen Fischeragan bekannt sind; ihnen gegenüber das Hauberschloß Bealerberg, der Wohnsitz der Kaiserin Eugenie ge-legentlich ihres Besuchs am Hofe der Sultane; das-wischen Paläste der Großwesiere, Minister, Hof-würdenträger, Feldherren, Paschahs, Großpennuchen und orientalischen Millionäre, alle umgeben von herrlichen Gärten voll jüdischer Pracht.

Wo sich in dieser den Canal Grande von Venedig an Großartigkeit übertreffenden Palastreihe Läden zeigen, sind sie durch kleinere Willen, Bandhäuschen, Cafés, Kioske ausgefüllt, jeder Bau in verschiedener Architektur, verschiedenster Farbe, jeder mit Veranden, Balkustraben, Wallonen, blumengeschmückten Ter-rassen, die bis zu den schauigen kleinen Buchten herabsteigen, und dort schaukeln sich auf den von unsemr Dampf aufgewühlten Fluten Vergnügungs-boote, Kails, kleine Segler. Aus diesem entzückenden Labyrinth von dem Vergnügen und Wohlleben gewidmeten Bauten steigen hier und dort Moscheen empor mit schlanken, nabelgleichen Minarets, und den Hintergrund bilden die Anhöhen mit ihren Gärten und Cypressen-wäldern, in deren Schatten die verstorbenen Vorfahren dieser türkschen Vhäskalen den ewigen Schlaf schlafen.

Beschriftung, Orta-Köi, Arnaut-Köi, Kurutschschame folgen einander auf dem euro-päischen Ufer mit ihren weitbin leuchtenden Häusern, wie Perlen auf einer Kette von Orangen- und Lorbeer-hainen und Platanen-alleen. Aber ob stolzer Palast oder bescheidenes, im äppigsten Grün halb verstecktes Luxu-retiro, jedes Gebäude hat seine Geschichte, und mit hohem Inter-esse lauschten wir den Erzählungen eines kundigen Führers, der uns die Intriquen, Kämpfe, Katastrophen, den Glanz und Fall jedes einzelnen Palast-besitzers erzählte. Hier saß ein Sultan als Gefangener seiner eigen Familie, dort wurde ein Prinz er-



Stambul vom Bosphorus gesehen

mordet, in einem dritten Palast hausten verbannte Sultaninnen, ein vierter und fünfter dienten als Harem — tausend und ein Palast, jeder der Schauplatz von Ereignissen aus Tausend und eine Nacht. Was doch gerade jetzt, als wir ruhig auf unserm großen, modernen Hamburger Dampfer vorbeiglitten, hinter den vergitterten und verhängten Fenstern vorgehen mochte? Nirgends in der Welt scheinen die Wellen des Lebens und der menschlichen Leidenschaften so hoch zu gehen, und doch, nirgends ist ihr Schauplatz schöner, üppiger, fesselnder!

Sald darauf führen wir an den „süßen Wässern von Asien“ vorbei, zwischen den beiden bedäunenden Schlössern hindurch, die Sultan Mohammed II., der siegreiche Eroberer von Konstantinopel, hier an der engsten, kaum 500 Meter breiten Stelle des Bosphorus zu dessen Verteidigung erbaut hat. Mit Staunen betrachteten wir die aus dem Jahre 1452 stammenden gewaltigen Türme, die 10 Meter dicken krenelierten Mauern, die sich hier die steilen Anhöhen hinaufziehen, so fest und felsengleich wie vor bald fünf Jahrhunderten. Sie werden wohl noch stehen, wenn von den heutigen Palästen und Moscheen der Türkenhauptstadt nichts mehr vorhanden sein wird, denn solche Mauern sind für die Ewigkeit gebaut, wie die Pyramiden. Jetzt sind sie gewissermaßen nur die malerischen Wächter zu dem eigentlichen Einsaum des Bosphorus, jener herrlichen Bucht, an deren europäischem Ufer sich die Zwillingstädte Therapia und Sujutdere aneinander-schmiegen.

„Therapia“ heißt Peilung. Es ist ein türkisches Quisquana, und wäre gewiß schon längst zu einem zweiten Monte Carlo geworden, wenn die Entfernung von den europäischen Hauptstädten nicht gar so groß wäre. Vom März bis zum November ist Therapia die Villeggiatur der fremden Diplomaten, denen die Munizipien des Sultans hier prächtige Paläste zugewiesen hat. In höherem Maße noch als von Ludwig XIV. von Frankreich gilt von dem Padischah das geübelte Wort: „L'état c'est moi.“ Wo immer an den Ufern, an den schönen Aus-



Der Bosphorus: Das Schloss von Europa

sichtspunkten rings um die Bucht von Therapia ein anspruchsvoller Palast, ein idyllischer Riost, ein üppiger Garten sich befindet, heißt es: „Sultan Soundso hat ihn gebaut, Prinz oder Prinzessin

Soundso bewohnt ihn jetzt.“ Träben auf dem asiatischen Ufer des hier zu einer Art See erweiterten Bosphorus, bei Bajdabagdsche, liegen die Hesperiden-gärten von Sultanije, eine Schöpfung des Padischah



Die Hesperiden-Gärten in Konstantinopel



### Notizblätter

#### Generaloberst Graf von Dörfeler

Am 28. April d. J. feiert der Generaloberst der Kavallerie und kommandierende General des 18. Armeekorps Graf Gottlieb von Dörfeler sein fünfzigjähriges Offiziersjubiläum. geboren am 19. Januar 1838, wurde der junge Graf, nachdem er das Kadettenkorps besucht hatte, am 28. April 1859 als Fehlschüler in den 9. Infanterieregiment angestellt, in dem er von 1860 bis 1869 Regimentsadjutant war. Schon 1860 wurde er Premierlieutenant. Dank der Jungesung des Prinzen Friedrich Carl, der den jungen, schneidigen Offizier lieb gewonnen hatte, wurde der Graf im Jahre 1890 als Adjutant zum 3. Armeekorps kommandiert, in welcher Stellung er auch während des Krieges gegen Dänemark verblieb. Nachdem Prinz Friedrich Carl das Oberkommando übernommen hatte, wurde Dörfeler als Hauptmann in dessen Generalstab berufen. Nach im Kriege von 1890 blieb er im Stabe des Prinzen, und zwar des Oberkommandos des 1. Armeekorps, die Friedrich Carl damals befehligte. Die Zeit bis 1893 verbrachte Graf Dörfeler als Stabschef beim Infanterieregiment Nr. 15, als Major im Generalstab des 8. und später, 1898, in dem des 8. Armeekorps. Im Kriege gegen Frankreich befand er sich wiederum im Stabe der Prinzen Friedrich Carl, in welcher Stellung er sich besonders bei der Belagerung von Metz auszeichnete. Er verblieb sodann bei der Occupationsarmee in Frankreich, zuletzt als Oberquartiermeister. Im Jahre 1893

Tiefe Montblancbahn wurde 17 1/2 Kilometer lang werden. Ueberes der letzten Projekte ist M. S. Fabre. Im Jahre wurde dem französischen Minister des Innern zur Genehmigung unterbreitet.

#### Der Neubau des Auguste Viktoria-Helms in Eberswalde

Das Krankenhaus Auguste Viktoria-Helm in Eberswalde ist durch einen umfangreichen Neubau erweitert worden, der jüngst seine Weiheempfangung übergeben wurde. Er dient zur Aufnahme infektionskranker und ist mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet. An einen Operationssaal schließen sich Kontextkabinen und Unfallkammer an, und im Erdgeschoss befindet sich ein großer Saal für mechanische Behandlung, zwei Säle und in Einzelzimmer in Erd- und Obergeschloß können 60 Kranken Unterkunft genommen. Weitere Zimmer sind mit Balkon versehen, und die großen Krankenzelle haben im Verbau geräumige Veranden. Die Hofen des Hauses und der Verwaltung hat der Provinzialverband Brandenburg des Vaterländischen Frauenvereins bestritten.

#### Der originelleste New Yorker Wolkenkratzer: das „Hügelisen“

Eine recht amerikanische Spezialität sind jene merkwürdigen, hochragenden Häuser in den Geschäftsvierteln von Chicago, New York und andern Großstädten, denen man den bezeichnenden Namen Wolken- oder Himmelsträger (Skyscrapers) beilegt hat. Den ersten Anstoß zu ihrer Errichtung gab die ungeheure Steigerung der Bodenpreise im Zentrum der Städte; einen besonderen Aufschwung hat ihr Bau aber erst genommen, seit man vor etwa zehn Jahren begann, ihr Werkzeuge nicht mehr aus Eisen, sondern aus Stahl herzustellen, und nach Möglichkeit alles benutzbare Material auszunutzen. Mit Stolz geht der mit einem Dampfer in den New Yorker Hafen einlaufende Fremde das Häusermeer der Westseite der Stadt, der City, ein ganz besonderes, für europäische Augen durchaus fremdartiges Aussehen verliehen. Der originellste dieser New Yorker Wolkenkratzer erhebt sich auf einer schmalen, felsigen Grundfläche dort, wo der Broadway, die 5. Avenue und die 28. Straße zusammenstoßen, und heißt im Volksmunde seiner festesten Form wegen nur „das Hügelisen“ (Hilliron). Das Grundstück, auf dem der Bau sich erhebt, umfaßt eine Fläche von nur 870 Quadratfuß (engl.), hat aber 225000 Dollar gekostet, so daß auf den Quadratfuß über 250 Dollar kommen. Der Bau selbst hat ungefähr die gleiche Summe in Anspruch genommen; er hat die Form eines länglichen Rechtecks, und die längere Seitenfront beträgt 156 Fuß (1 engl. Fuß = 0,3048 Meter). Es gibt noch höhere Wolkenkratzer, wie z. B. das First National Building, aber das „Hügelisen“ ist unübertroffen die originelle architektonische Schöpfung dieser Art. Es hat 21 Stockwerke und eine Höhe von 348 Fuß über der Erde; außerdem noch 2 Stockwerke unter der Erde, und sein Fundament beginnt 81 Fuß unter der Straßenebene. Der Bau zu dem 3 Millionen Markte und 4000 Tonnen Stahl erforderlich waren, umfaßt 400 Räume, die nur in allen Ecken tragern nur zu geschäftlichen, nicht zu Wohnzwecken dienen können. Wegen 3000 Personen sind in dem „Hügelisen“ tätig, und sechs Aufzüge, die bis hinauf unabhangig auf und wieder sinken, vermitteln den Verkehr mit den verschiedenen Etagen. Feuerlöcher sind die in den letzten Jahren erbauten Wolkenkratzer allerdings, und ihre Erbauer versichern, daß das tief im Erdbeben verankerte Gebäude ihnen auch größere Stabilitat verleihen, als Hochhäuser aufweisen könnten; bei hartem Wande kommt es ubrigens vor, daß in den oberen Teilen dieser Hochbauten wegen der heftigen Schwingungen die Wandern ließen hin- und her. Mit dem „Hügelisen“ insbesondere ist inangstet seit die allgemein aufmerksamer durch den senkt worden, daß ein bewährter Architekt die First Avenue Building Company, der es gehört, auf Standenerfolg dringt hat. Sein Geschaft und Lager befindet sich an der durch den Broadway und die 22. Straße gebildeten Ecke, und nach seiner Behauptung wird bei Umpfer durch die hochragende Wand bestandig abgebaut, doch schon normal in der Form eines Hauses die Standereisen eingedruckte und seine Vorteile durch den eindringenden Regen beschadigt wurden. Er beansprucht 6000 Dollar Entschadigung, und man ist in New York sehr gespannt auf die richterliche Entscheidung in diesem seltenen Prozeß.



Generaloberst Graf von Dörfeler

wurde Dörfeler auf kurze Zeit als Oberstleutnant zum Infanterieregiment Nr. 76 kommandiert, um alsdann die Führung des 2. Brandenburgischen Marenregiments Nr. 11 zu übernehmen. 1879 als Chef in den Großen Generalstab berufen, war er ein Jahr lang als Abteilungschef tätig. Dann erhielt er das Kommando über die 13. Kavalleriebrigade, und nachdem er mit 46 Jahren (1884) Generalmajor geworden war, 1883 die 81. Kavalleriebrigade, 1890 als Generalleutnant die 20. Division, die er wenige Wochen danach mit der 4. vertauschte. 1894 wurde Graf Dörfeler Oberquartiermeister im Großen Generalstab und erhielt am 1. April 1900 das Kommando über das neugebildete 18. Armeekorps in Lothringen, dessen kommandierender General er noch heute ist. Seit dem Jahre 1890 ist der Name des Grafen Dörfeler nicht nur in den Garnisonen Lothringens und Teutschlands ein bekannter geworden, sondern auch weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Die kriegsgewohnte Ausbildung des ihm unterstellten Armeekorps ist in allen militarischen Kreisen anerkannt. Sein besonderes Augenmerk hat Graf Dörfeler auf die Selbsttandigkeit des einzelnen Soldaten im Gefechte gelegt und darin bereits erlauchnte Erfolge erzielt. Seine fast watterliche Forsorge für den gemeinen Mann ist allbekannt. So ertrug sich der Graf vor allem wegen seiner geradezu bewundernswerten Willenstarf und unbedingten Pflichterfülle des großen Ansehens in seinem Armeekorps und in der Bevölkerung. Wie hoch der Vorzugsgrade Kriegsherr seinen kommandierenden General an Frankreichs Grenze schatzt, weiß jeder, der Zeuge der Auszeichnungen gewesen, die ihm der Kaiser bei seinen wahrscheinlichen Befahren in Weg zusammen kam. Wahrend des letzten Jahres wurde Graf Dörfeler durch das Vertrauen seines Kaisers zu den wichtigsten Kommissionen hinzugezogen; Neben vor ihm als Stellvertreter der Infanterie- und Kavallerieregiments sowie der Bediensteten. Als Generaloberst der Kavallerie und Chef des 11. Marenregiments hielt Gottlieb Graf von Dörfeler noch heute in voller Kluglichkeit an der Spitze des 18. Armeekorps.

#### Eine elektrische Bahn auf den Montblanc

Joseph Rollat, Direktor des Observatoriums auf dem Montblanc, und Terpetet, Professor der Mineralogie an der Universitat Lyon, haben jetzt ihre Berichte über den Bau einer elektrischen Bahn auf die Spitze des Montblanc erhalten. Sie betrachten das Projekt als ausfuhrbar. Sie diskutieren verschiedene Wege und gelangen zum Schlusse, es sei am zweckmaßigsten, die Bahn von der sovorgesehenen Seite aus zu errichten. Sie wurde beim Fortschreiten bestimmen.



Der Neubau des Auguste Viktoria-Helms in Eberswalde

#### Deutsch-ungarische Hirsche im nordlichen Schweden

Kunlich ist von Hamburg eine Sendung lebender Hirsche nach dem Norden der norwegischen Westkuste abgegangen, wo die Tiere auf der Insel Ouzo zur Wintererholung des nordlichen Fischebrennens dienen sollen. Es ist das seit 1869 bereits die dritte Sendung von je sechs Stuck Schwedisch-ungarisch-deutsche Hirsche aus den Gebirgen des Nordens Neuhol, die nach dem hohen Norden befördert wird; die beiden ersten haben sich dort — unter 66 Grad nordlicher Breite — so vortrefflich bewahrt und an das Klima gewohnt, daß der Jahder seiner sehr ausgedehnten kornnerischen Jagdgebiete es noch mit einer dritten wegen konnte. Die Hirsche vor der norwegischen Westkuste waren bis vor etwa hundert Jahren noch reich mit Hochwild besetzt; die Wildschere der nordlichen Landereien und die aus der Abgeschlepptheit der einzelnen Gebirge entspringende Anzucht haben jedoch die Bestande arg gelichtet. Der Verlust und das Eingehen der Hirsche ist seitdem so rasch voranschritt, daß sich die norwegische Regierung für die Befande der Angewandung fremden Hochwildes lebhaft interessiert. Das Parlament soll befaßt werden, ob nicht durch Beihilfe aus Staatsmitteln der Ansehens, die diese wertvolle Wild wieder bei sich einführen wurden. Gelegenheit zur Einfuhr deutsch-ungarischer Hirsche gegeben werden sollte.

#### Bahat

Treibhundert Jahre nach seinem Tode erschien Giordano Bruno, der berühmte italienische Philosoph, als Luftspielbaher in der deutschen Westkustengebiet, und zwar war es die Leistung-Gelandheit, die seinen Weg auf die Welt der Berliner Haher betraufelbar. In ganz jungen Jahren hatte er die Komodie „Der Lichter“ (Il Candelaio) geschrieben, deren Titel der Lichtergerandheit drehweise in „Die Graber der Luft“ umwanderte. Gleich den meisten Grandungen erweist sich auch diese als verfehlt. Der erste, der die Luftschiffen reich schickte Schwan (immerwahrend betrocknet, und dem Haher des Philosophen, der seinen Namen mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen dichte, gefacht durch die Aufstandung dieser Jugendzeit keine Erde. — Alfonso Mexicano Ober „Confite“ lam im



Das „Hügelisen“ in New York (Gebildet von 20 Stockwerken)



Schaltortpedoboot im Sturm

Stuttgarter Volkstheater zur ersten Vorführung in deutscher Sprache. Trotzdem der Text, den nach dem gleichnamigen Roman der George Sand Francesco Cimmino verfaßt hat, nicht einwandfrei ist, erhielt dank der Fülle der Melodien und der trefflichen Orchesterleitung die Oper eine große Wirkung. Eine Frage wird sie nun nach dem Vorgang der kürzlich Stuttgarter Hofbühne, die hiermit wieder eine Plansitzung hat, den Weg über die andern großen Theater Deutschlands nehmen.

Wie ein gutes Idealtheater, das dem Wert der Kunst verfehl, auch einer minder reichhaltigen Arbeit denselben Wert zum Erfolg verhelfen kann, das lehrt die Aufnahme, die Paul Cresté's Trauerspiel „Der Heilige“ im Stadttheater zu Hamburg fand. Ohne das Verdienst, das der preussische Jemler über „Maria von Magdala“ gefällig, hätte dieser etwas langweilige Dichtung, in dem der Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Lebens- und Liebesauffassung zum Ausdruck gelangt — Anno 833 nach Christi. Schauspiel Nichts — kaum das Kampfbildt erzeugen, und wenn es trotzdem starken Beifall fand, so bräute sich darin eben der Streit gegen die Verkommenheit aus, die ein kraftvolles und hochpoetisches Werk desselben Dichters einem großen Teil der deutschen Bühnen verdrängt.

„Tolstoi's Auferstehung“ ist nun auch in besserer Gestaltung als die neuzeit erwähnte auf mehreren deutschen Theatern, auch im Deutschen Volkstheater zu Wien, zur Dar-

stellung gelangt. Es ist die Bearbeitung von Henry Kautsky, die Annie Neumann-Daher übertragen hat. Das Werk machte überall auch auf der Bühne einen tiefen Eindruck, aber um den vollen Wert der erachtenden Leistung zu gewinnen, muß man doch den Roman lesen, der bekanntlich in trefflicher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. — Ein andrer berühmter russischer Dichter, Anton Tschekow, kam im Münchener Schauspielhaus zu Worte, wo der atombis dramatische Bericht eine Vorführung von „Café de Paris“ verdrängt durch die „Mikrokosmos“ veranlaßt hatte. Es ist anzunehmen, daß der elektrisierende Pessimismus, der sich in diesen „Szenen aus dem Kambleben“ ausdrückt, beim deutschen Publikum keinen Anklang findet.

Äußerst Kleinigkeiten von verdienstvollen deutschen Bühnen: „Die Hüllen Sünden“, ein Schauspiel des dänischen Dichters Sven Lange, das fast gleichzeitig in Frankfurt und Wiesbaden in Szene ging, erweisen sich in ihrer Wirkung von „Hörstiel und Jelen“ so aus, daß sie nur wenige Hände zum Besonderen in Bewegung brachten, und im Antimen Theater zu Nürnberg wurde „Der tolle Hiltmeier“, worin Edward Silligbauer den vielberufenen Hiltmeier, Prosch zu fruchtbareren Licht, direkt abgelehnt. Ein schöner Erfolg war im Treddener Schauspielhaus dem Weidmann „Anrecht auf die Welt“ beschieden, worin Franz von Königsbrunn-Schau die letzte Begegnung Petrarca mit seiner Kater in hochpoetischer Sprache behandelte, und im Weidmannstheater von Weidmann entfaltete „Der edle Herr“, Schauspiel von Eugen Jabel und E. Altemann, keine der beiden amnestulenden Blüten. Auf seiner allberühmten Probebühne in Weidmann's erregte Gustav von Winter — am 11. Mai d. J. wird er 79 — mit dem Schwant „Treffler Buchholz“, den er im Verein mit einem Richter Lehmann verfasste, fröhlichen Erfolg.

Aus Wien ist, abgesehen von der oben erwähnten Tolstoi-Aufführung, nur zu berichten, daß im Reimund-Theater das Märchenbros „Kraut Anne“ von Warr Möller einen schlimmen Abfall erlitt. Das ist kaum begründlich, denn wenn die Wiener Blätter richtig citieren, befinden sich in dem Drama tollere Stellen poetischer Redeweise, zum Beispiel: „Du bist für mich kein Blau, ich geb' auf Wärenhaq.“

Schaltortpedoboot in der Ostsee

Die Befragungen unserer Schaltortpedobooten wissen von Sturm und Wetter zu erzählen, denn die Ausbildung der Mannschaften fällt zum großen Teil in den Vorkriegsjahren. In jüngerer Zeit hatten die Schaltortpedobooten auf der Fahrt von Kiel nach dem neu eingerichteten Torpedoboot-

stand in Rürbeck an der Rensburger Bucht wieder einen orkanartigen Sturm durchzulernen, wie das erste Bild zeigt. Das sind keine „Errierer“ mehr, die flüchtig auf das Boot schlagen, das sich vom Wind zu Weist gepreßt hat, aber die Führung wechselläufige Zielensuche. Unsere Torpedobooten hat hundertfach, Tausend von mächtigen Wellen hoch geworfen, streben sie rüchlos vorwärts. Bei geschlossenen sind Pulver und Ausgänge, und der in dem kleinen vordere Raume lebende als Kommandant fungierende junge Seemann ist sich seiner Verantwortung wohl bewußt. Auf dem in schwerem Wetter kämpfenden Torpedobooten lernen unfre Offiziere Hältigkeit, Umsicht und Wagemut, die besten Tugenden eines Kriegsschiffskommandanten. Vorwärts geht die Fahrt, bis die geschläg Rensburger Bucht erreicht ist. Dann wird, wenn es nicht früher geschehen konnte, vom führenden Boot die Schau nach den Kommanden gehalten. Sie werden, wie die zweite Bild zeigt, durch Flaggen signale aufgefordert, sich „zuschießen“, und mit gemächlicher Fahrt geht es dem Torpedobootstand zu. Sturm und Wellenberge werden bald vergessen sein.

Ein historisch interessantes Postamt

Die alte Dandels- und Odenstabs Uden am Teller kam wohl aus dem letzten Jahrhundert das für Teuland ländliche interessanteste Postamt aufweisen; dieses hat nämlich bereits 64 Jahren nicht weniger als sechsmal den Namen gewechselt. Im Jahre 1807 führte es die Bezeichnung „Königlich königlich-sächsisches Postamt“; 1811 hieß es „Königlich französisches Postamt“, 1813 „Königlich preussisches“ und 1816 „Königlich großbritannisch-bannoverisches“. Dieser Name blieb dem Udenstabs Postamt bis zur Posttrennung Hannover von England; 1822 war auf dem Schilde zu lesen: „Königlich hannoverisches Postamt“, bis 1866 die Versehen es umliefen in „Königlich preussisches“, 1868 ward es zum „Norddeutschen Bundespostamt“ und endlich seit 1871 „Königlich deutsches Postamt Uden“.

Das hellste Licht

Der amerikanische Elektriker Edison hat in seinem Laboratorium das hellste Licht beobachtet, das bisher jemals künstlich erzeugt wurde. Ermöglicht wurden diese Experimente durch das seit kurzem in Teuland hergestellte Nicrogluk. Nicrogluk ist ein sehr koste elektrisches Gussmaterial aus Nicrogluk und hat sehr hohe elektrische Leitungen aus Nicrogluk durchschlagen. Die Eigenschaften dieser Nicroglukröhren eröffnen für derartige Versuche ganz neue Möglichkeiten, und Edison hat, wie gesagt, das hellste Licht, das je der Beobachtung unterlegen hat. Für das Auge schien dies Nicroglukstofflicht ein weiß gleichförmiges Spektrum zu besitzen, und erst die photographische Platte enthüllte das Nicrogluklicht wieder heller und dunkler Linien jenseits der violetten Linie.

Colosschen

Wissenschaftsinspektor Dr. August Schreiber, 64 J., 28. März, Garmen. — H. H. Schumann-Robulin, württembergischer Kammerherr, 63 J., 24. März, Braulien. — Frau Prof. Anna Schulze von Wien, berühmte Konzertorganistin und Gesangslehrerin, 64 J., 24. März, Berlin. — Landschaftsmaler Jan Hendrik Weikendrecht, 70 J., 20. März, Haag. — General der Infanterie Macdonald, Oberkommandierender auf Ceylon, 71 J., 20. März, Paris. — Romanbildhauer Wilhelmine Wegmann, 66 J., 28. März, Berlin. — Max Buchheiser, Wäckerleindirektor der Stadt Hamburg, 77. März, Herold. — Magdalena Thoresen, Verlegerin zahlreicher, meist auch ins Teuland übertragener Erzählungen, 64 J., 28. März, Hagenbagen. — Karl Salgado, vormalig Weidmannstheater-Direktor der Wiener Hofoper, 70 J., 28. März, Wien. — Reichsbankdirektor Vize, 67 J., 28. März, Forimund. — Augustenprimas Wita Tarko, Komponist vieler populärer Lieder und Märche, 74. März, Bismarck Courtejoles, 61 J., 30. März, Paris. — Friedrich Landtagsabgeordneter Gustav Knorke, 67 J., 31. März, Jekendorf bei Berlin.



Wiederholung des Bildes oben, nur

Schaltortpedoboot, bei schlechtem Wetter signalisierend

# Über Land und Meer

III. 29



Eisermann



Chelische Musikanten



Berlich



Ribaner



Haremädchen



Spitzzughändler



Türkische Dame

1903 (8b. 00)



Immerier

Typen aus der Türkei (Cest Seite 64)

Literatur

Nur die Kunst der Klugheit... hat die in Zentralindien bis dahin nur spärlich verstreute...

Die "Wieder" bildet ausnehmend W. H. H. in einem neuen Bande...

ist der Verfasser auf das innigste mit den Verhältnissen vertraut... veröffentlichten Bericht des Kaisers wissen...

reife Früchte von Organismen bei der Wasserflöhe... Der Schwund...

Das Badewasser... enthält eine große Anzahl... Bakterien...

Der Schwund im Alter... enthält die Geschichte...

Rotkäppchen-Sekt Kloss & foerster

Winterstein's Idealkoffer. Solid - Hochelegant - Dauerhaft. Für jeden Koffer 2 Jahre Garantie.

Schweiz: Prachtvolle Höhenstation oberhalb des Genfer Sees. CAUX Sommer- und Winter-Sport.

Weber's Carlsbader Kaffeegewürz. Die Krone aller Kaffeeverfeinerungsmittel. Weltberühmt.

KLEINERT'S AMBASSADOR u. GEM-Schulzblätter. Hookon Strumpfhalter.

DAS BESTE "APENTA" GEFÄHRT MIT TERPENIN.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Deva-Roman-Sammlung. Jeder Band 50 Pfennig.

Nachschulungsschule. Schloß Rölligen an der Rhodanersee.

Sool-, Moor- und Seebad Ost-Dievenow. Strandhotel. Vernehmes Haus.

Krankenfahrstühle, Krankenmöbel. Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Städtisches Eisen-Moor-Bad. Schmiedeberg Postbez. Halle.

IN DEN APOTHEKEN ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen Husten u. Heiserkeit.

BRENNABOR ist über die ganze Erde verbreitet. Bicycles, Motorcycles, etc.

Gegen geringe Monatsraten liefern wir Photogr. Apparate.

Briefmappe

D. N. in V. Das große Jahrgesetz der deutsch-amerikanischen Gefangenen...

Uva und Wana in St. Nur rüchmannen Goultage wird die Verwendung der Zola-Beife...

Wunismatiker in W. Der dritte Teil des berühmten Mägen- und Verdauungsmittels...

D. N. in V. Die Fabrikate für Sozial- und Handelsmissionen in Frankfurt a. M. tritt am 2. April...

unterhaltene Fachschule will nicht bloß dem Kaufmann eine Handelsfachschule sein...

D. N. in V. Das Kap Zeifens in Dentsch mit der bis vor einigen Jahren unter dem Namen Ortap...

unlegelle und die schmale Verrücktheit zwischen diesen Elementen und Hincito...

H. v. St. in R. Wägen Sie sich den neuesten Bilderbogen von Europa...

J. H. in Brestau. Der schon von Rousseau als wichtig und notwendig anerkannter...

Bildschön - Ist ein zartes reines Gesicht mit realen, jugendlichen Aussehen...

Pfaff-Nähmaschinen für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke. Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten...

Wer Milch nicht verträgt - versuche dieselbe mit etwas Mondamin - einen Teelöffel voll für die Obertasse...

Technikum Altenburg S.-A. für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie. Lehrwerkstoffe - Programme frei.

GALA PETER DIE ERSTE ALLER MILCH-CHOCOLADEN FEINSTE SPEISE-CHOCOLADE JEDE ANDERE MARKE IST NACHAHMUNG

Die Erde in Einzeldarstellungen beginnt soden zu erscheinen die II. Abteilung: Die Tiere der Erde. Von Prof. Dr. W. Marshall. Mit mehr als 1000 Illustrationen nach dem Leben photographisch aufgenommen.



Eine Gruppe von Strolcheln mit ihrem Direktor. - Illustrationsprobe aus dem Werk.

Ein illustrierter Prospekt ist kostenfrei, die erste reichillustrierte Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelt kleiner Quantitäten von

# Dr. med. Hommel's Haematogen

(geräuchertes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. Nr. 51391, 70,0; chemisch reines Glycerin 20,0; Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei

## Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Dr. Hommel's Haematogen hat mir ganz vorzügliche Dienste geleistet. Ich war bei meinem Alter von 65 Jahren durch die Anstrengungen des Dienstes sehr heruntergekommen und hatte den Appetit vollständig verloren. Ihr Haematogen hat mich aber (ohne nebensächlich etwas anderes zu gebrauchen) wieder völlig auf die Beine gebracht.“ (Sanitätsrat Dr. A. Nicolai, Greussen in Thüringen.)

„Haematogen Hommel, aber auch nur dieses, wirkt bei Appetitlosigkeit wahre Wunder. Andere Präparate mit ähnlich klingenden Namen wurden wegen ihres schlechten Aestherschmacks gar nicht genommen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass ich mit Haematogen Hommel, das ich sehr oft verordnet habe, bei Blutarmut und deren Folgezuständen sowohl bei Kindern als auch Erwachsenen stets ausgezeichneten Erfolg hatte.“ (Dr. med. Paul Wiczorek, Kreuzenort, Schlesien.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei anämischen Wüchserinnen und Tuberkulösen, sowie bei Neurasthenikern aufs Beste bewährt. In einem Falle von Neurasthenie war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch fernerhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden.“ (Dr. med. Mayer, München.)

„Von Hommel's Haematogen habe ich seit vielen Jahren den weitgehendsten Gebrauch gemacht, anfangs nur als Vernuch, später Hand in Hand mit der immer mehr erprobten Güte des Präparates in jeder erforderlichen Beilehung, in immer ausgedehnterer Weise, so dass ich jetzt sowohl in der privaten Praxis, als speziell im hiesigen Krankenhause, in den Fällen, in denen appetitanregende, blutbildende Mittel zu geben sind, fast nur mehr Hommel's Haematogen, das mir immer von alten Mitteln den schnellsten Erfolg gezeigt hat, anwende.“ (Dr. med. Schönbrodt, Bruck b. München.)

„Ich habe Hommel's Haematogen mit bestem Erfolge angewandt und erzielte bei einem 7jährigen schwindsüchtigen Kinde binnen einer Woche eine Gewichtszunahme von 1/2 Kg. Es wurden bei demselben Kinde verschiedene künstliche, neuere sowie ältere Nähr- und Eisenpräparate angewandt, jedoch erfolglos; durch Hommel's Haematogen, welches das Kind sehr gerne nimmt, nahmen die Kräfte rasch zu und der ganze, wahrlich elende Zustand des armen Kindes besserte sich in der Weise, dass man für die Zukunft die besten Hoffnungen hegen kann. Es wird mich nur freuen, wenn Sie diese Erklärung veröffentlichen, damit das schon vielfach bewährte Präparat bei den Herren Kollegen noch mehr Verbreitung findet.“ (Dr. med. Richard Becht, Pribram, Böhmen.)

„Mit Dr. med. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem Mittel ausgezeichnete Erfolge gehabt und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrophulose und Rachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlagen und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben waren, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend. Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit und die Kräfte nahmen rasch zu.“ (Dr. med. Bartels, Friedewald, Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkte kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, das es in Tagesblättern für sich beansprucht. Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Anämie, Rachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Vorstimmungen, ist Hommel's Haematogen am Platze.“ (Dr. med. A. Rahn, Krippen i. Sachsen.)

„Haematogen Hommel verordne bereits seit 6 Jahren, immer mit bestem Erfolge, so dass ich in geeigneten Fällen stets mit grösstem Vertrauen zu demselben greife. — Ich erachte es als ein ‚Spezialium‘ bei allen Schwächerzuständen im Kindesalter, gleichgültig ob primärer oder sekundärer Natur, immer konnte ich schon nach einer Woche eine ganz enorme Steigerung des Appetits constatiren, dann Weißen der blassen Gesichtsfarbe, Kräftigung der Muscularität mit entsprechender Gewichtszunahme. — Ich bin froh, ein Mittel zu besitzen, welches, ich kann sagen, niemals im Stiche lässt, und werde ich auch stets in meiner Kinderpraxis dieses Mittel anderen Eisenpräparaten vorziehen.“ (Dr. med. L. Blum, Kraana, Mähren.)

Herr Prof. Gebhard, Berlin, äussert sich in Veit's Handbuch der Gynaekologie in dem von ihm redigierten Abschnitte über „Amenorrhoe“ wie folgt:

„Dasjenige Mittel, welches sich am besten gegen diese Constitutionanomalie bewährt hat, das Eisen, ist gleichzeitig auch das beste Stärkungsmittel bei der durch Bleichsucht hervorgerufenen Amenorrhoe. Als eines der wirksamsten darf wohl das Hommel'sche Haematogen angesehen werden.“

„Mit besonderem Vergnügen kann ich berichten, dass Dr. med. Hommel's Haematogen sich ganz vorzüglich bewährte. Ich wendete es in einem Fall hochgradiger Bleichsucht an, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwasser nicht vertragen wurden. Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetroffen, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden.“ (Dr. med. Ernst Schlichting, Districtsarzt, Eggersdorf, Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nerven-Stärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-tag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. Ich werde es meinen Collegas aufs Wärmste empfehlen.“ (Prof. Dr. Gerland in Blackburn, England.)

„Bei meinem sechsjährigen Kinde, welches nach Keuchlusten arg heruntergekommen war, hatte Dr. Hommel's Haematogen einen wirklich verblüffenden Erfolg. Der Appetit nahm stets zu. Das Kind sieht nach Gebrauch von 11/2 Flaschen blühend aus, die Gesichtsfarbe ist eine ausreichende und die Gewichtszunahme eine starke. Nach diesem guten Erfolge wandte ich Ihr Haematogen in einigen Fällen, wie bei profusen Blutungen, Bleichsucht und überhaupt bei abgeschwächten Individuen an und hatte überall einen so guten Erfolg, wie bei keinem anderen Präparate.“ (Dr. med. Maximilian Bett in Lemberg, Galizien.)

„Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.“ (Dr. med. Emil Meyer in Bad Grund i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9jährigen, sehr blutarmen Sohne angewendet und schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg in Bezug auf den Appetit gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel.“ (Dr. med. Ad. Hippelein, München.)

„Haematogen Hommel hat in einem Falle von hochgradiger, auf vorausgegangener Malaria beruhenden Blutarmut einen grossartigen Erfolg gehabt und ist die betreffende Patientin seitdem zu einem förmlichen Apostel von Hommel's Haematogen geworden.“ (Dr. med. Kux, Stadtarzt, Otmütz, Mähren.)

**Warnung vor Fälschung!** Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Cacao gemischt, sondern nur in Flaschen mit eingepprägtem Namen ist **Dr. Hommel's Haematogen** echt.

**Nicolay & Co.,** { Hanau a. Main.  
Zürich.  
London, E. C., 38 & 38a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für Nordamerika: Lehn & Fink, William Street 120, New-York.  
Haupt-Depôt für Russland: Apotheke Gross-Ochta in St. Petersburg. „Abteilung Haematogen“.



Schach (Beirated von E. Schallopp)

Aufgabe 17  
Von Emil Pradignat in Saigon



Welsch steht an u. fest mit dem britischen Bogen matt.

Auflösung der Aufgabe 14

- 1. D1-a7
2. L1b-e4
3. K1-e5
4. L1b-e4
5. L1b-e4
6. L1b-e4
7. L1b-e4
8. L1b-e4
9. L1b-e4
10. L1b-e4
11. L1b-e4
12. L1b-e4
13. L1b-e4
14. L1b-e4
15. L1b-e4
16. L1b-e4
17. L1b-e4
18. L1b-e4
19. L1b-e4
20. L1b-e4
21. L1b-e4
22. L1b-e4
23. L1b-e4
24. L1b-e4
25. L1b-e4
26. L1b-e4
27. L1b-e4
28. L1b-e4
29. L1b-e4
30. L1b-e4

Partie Nr. 14

Belegungspartie, gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 28. Dezember 1902, zwischen dem Anwesenden Gleditsch und dem abwesenden Belegungsparter, von dem er nach dem üblichen Brauche Just gewonnen, den Verlust und somit remis macht.

Spanische Partie

- 1. e2-e4
2. e4-e5
3. L1b-e4
4. L1b-e4
5. L1b-e4
6. L1b-e4
7. L1b-e4
8. L1b-e4
9. L1b-e4
10. L1b-e4
11. L1b-e4
12. L1b-e4
13. L1b-e4
14. L1b-e4
15. L1b-e4
16. L1b-e4
17. L1b-e4
18. L1b-e4
19. L1b-e4
20. L1b-e4
21. L1b-e4
22. L1b-e4
23. L1b-e4
24. L1b-e4
25. L1b-e4
26. L1b-e4
27. L1b-e4
28. L1b-e4
29. L1b-e4
30. L1b-e4

1. Was von Zichorische in die Partie eingeführte Spielweise, die in allen nicht viel Vorteile für Schwarz zu bieten hat.
2. Die richtige Entscheidung, Weiß hat einen vortrefflichen Lauf auf den schwarzen Turm zu machen.
3. Die Idee, Weiß hat einen vortrefflichen Lauf auf den schwarzen Turm zu machen.

25. h2-h3, 26. ... 27. ... 28. ... 29. ... 30. ... 31. ... 32. ... 33. ... 34. ... 35. ... 36. ... 37. ... 38. ... 39. ... 40. ... 41. ... 42. ... 43. ... 44. ... 45. ... 46. ... 47. ... 48. ... 49. ... 50. ...

Schachbriefwechsel

Dr. M. in Hamburg, Ihre Schreiben zu Nr. 11 und 12 sind mir rechtzeitig erhalten und dankbar; die zweite Frage bezüglich der Antwort, die ich Ihnen erwidern will, ist im Moment noch nicht beantwortet, da ich mich erst mit dem Herrn Dr. M. in Hamburg über die Sache besprechen muss. Ich werde Sie in Kürze über den Stand der Dinge berichten.

Silberrästel

In diesem Jahr wird niemand haben: Von Albern bis zum Ende des Jahres: Der Reiter stehen voll von Göttern, Wie noch die ungeliebte Frau. Vom frühen Morgen bis zum Abend: Gelingen der Schiller Doppel-Tour: Dann oder wieder ihnen lebend: Verdiente Ruh' in ihrer Zeit. Nun können ungeliebte Wagen - Ihn Gehen in es rechte Zeit - Raum können sie den Regen tragen: In all die Schenken mit und bereit.

Seit zweihundert Jahren.

Vebertran ist schon seit mehr als 200 Jahren im Gebrauch; in der früheren Zeit wurde er nur äußerlich angewendet als Einreibung gegen Rheumatismus und zur Kräftigung schwacher oder reifer Weine, und heute wird Vebertran allgemein als eines der wichtigsten Nahrungsmittel angesehen, die der modernen Heilkunde zu Gebote stehen.



Die Gründe, warum Vebertran nicht so viel angewendet wird, wie seine vortrefflichen Eigenschaften es eigentlich verdienen, sind ebenfalls bekannt: Der Geschmack und Geruch sind nicht nur widerlich, sondern das fettsäurehaltige Öl verursacht Verdauungsstörungen, wenn nicht von Anfang an, so doch fast ausnahmslos, wenn ein fortgeschrittener Gebrauch notwendig ist. Diese Nachteile sind nun durch Scott's Emulsion erfolgreich beseitigt. Scott's Emulsion liefert besten Medizinall-Vebertran in einer leichtlichen schon verdauten Form und ist nicht nur schmackhaft, sondern regt die Verdauung sogar an, anstatt Störungen hervorzurufen. Kinder nehmen sie mit solcher Vorliebe, daß wie auch oft geschrieben wird - sie sich sogar um den Koffer ranfen, um ihn auszulernen. Scott's Emulsion wird nur von den besten Arzneiherstellern verfertigt, die sich reichlichen lassen, nämlich in allen Apotheken Deutschlands; aber nur in Original-Flaschen in Karton mit lachs-farbigem Umschlag und nie lose nach Gewicht. Eine Kontrolle von Scott's Emulsion (in genauer Nachbildung unserer Original-Packung) bei Beugnahme auf diese Zeitung und gegen Einbindung und Ansehen zu Diensten. Man wende sich an Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M., Speichergasse 5.

Schankelle: Frischer Weibstran-Vebertran 150g, prima Algeesta 50g, unzer-pulvertes Mehl 4g, unzerpulvertes Mehl 2g, pulv. Ziegenmilch 7g, feinstes arab. Gummi pulv. 7g, feinstes Pulver 14g. Daraus aromatisches Umhüllen aus Zimmt, Anisöl u. Vanilleöl-Öl je 2 Tropfen.

Buchführung advertisement with logo and text: Buchführung, Olio Siede-Danzig.

Für den Garten advertisement: enthält unser illustriertes Verzeich-nis eine große Auswahl der herrlich-ten, winterharten Stauden...

Bücherei advertisement: enthält unser illustriertes Verzeich-nis eine große Auswahl der herrlich-ten, winterharten Stauden...

Buchführung advertisement with eye logo and text: Buchführung, F. Simon - Berlin 07.

Photograph. Apparate advertisement: Christian Tauber Wiesbaden.

KALODONT BESTE ZAHN-CRÈME advertisement with decorative border and text: rein, weiß, gesund.

Hewel & Veithen, Köln und Wien. Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolate advertisement with logo and text.

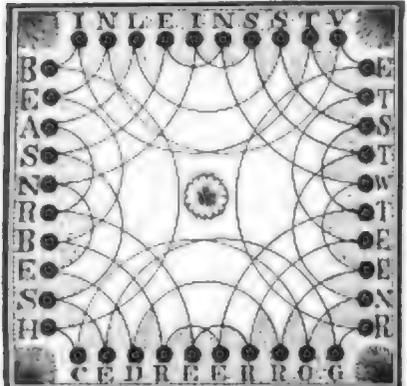
Keine schlaflosen Nächte advertisement: wenn Sie abends 1-2 Leithanerv-Pastillen nehmen...

Fabelhafte Preisermässigung. Tait's Diamanten advertisement with image of a diamond ring and text: 3 Mark das Stück incl. Fassung.

Serravallo's China-Wein mit Eisen advertisement with image of a bottle and text: Unentbehrlich für Schwächliche, Blutmangel und Anämiker.

Emile Zola's letzter Roman. Wahrheit. Roman. 2 Bände. Soeben erschien in 5. Auflage advertisement with text: Im höchsten Grade aktuell und dabei passend durch die dringlichste Aktualität...

Kombinationsaufgabe



Die Buchstaben der vorstehenden Figur ergeben, richtig verbunden, einen Satz. Wie lautet dieser?

Rästel

Bei Geschäften gilt die Frage: Immer wohl in eurer Hand. Ob, was man vom Rästel sage. Günstig und beständig sei. Hier hängt es noch ein Zeichen. Nichtig während, an den Schluss. Eitel es bedacht sich erreichen. Doch die Zeitung vorlesen muß. Mit gehobenen Gefühlen. Mußt du nur weislich das Wort. Schmeiß es aus einer Schüssel. Wären Lage längst die fort; Ober warest du umgeben. Von Gefahren rings um Stol. Ober nah, den Kampf im Leben. Niebuß endend, laßt der Tod.

Aus Industrie und Gewerbe

Der Verkehr in Wolle und Schafwolle steigt sich in Deutschland vom Jahr zu Jahr. Was einem früheren Luxusartikel sind diese beiden zu einem Rohstoffmittel ersten Ranges geworden. Der allgemein anerkannte beste Rohstoff der Schafwolle ist nun durch einen Zufall von Reich nach um feinerer Schafwolle mit größerer Länge ganzem Markt erhältlich geworden und in kurzer Zeit wieder in Deutschland bei allen Klassen Eingang gefunden hat.

Auflösungen der Rästelgaben Seite 588: Des Silbenrästels: Ruppelrei. Des Betonungsrästels: Wollstul - voll Stul. Des Rästelrästels: Sommerba (Soba, Emma). Wichtige Lösungen sandten uns: 'Wass und Luft' in Hamburg (1); Frau Ida Wagner und Fr. Hilbert Wenz in Berlin (2); Fr. Hoff in Stuttgart (3); Joh. V. Stoppel in Hamburg (4); Hermann Richter in Wiesbaden (5); Frau Clara Heiler in Wien (6); Edmund Richter in Wiesbaden (7); Frau Frieda Bernheim in Würzburg; Otto Weisbach in Halle a. S. (8); Karl Weidner in Königsberg i. Pr. (9); Fr. Wenzel in Wiesbaden (10); Paul und Anna in Quedlinburg (11); O. Pfeil in Bismarck i. Pr.; Georg Kerner in Dresden (12); Cepelin in Braunschweig (13); Alfred Schöber in Bielefeld; E. Meier in Hannover (14).

Anzeigen

Verkauf von... in Berlin, Schwetzer, Gensler, Zander, Hauptstr. 22. Halle a. S. Gumburg, Rilla a. M., Leipzig, Dresden, Magdeburg, München, Nürnberg, Reg., Stuttgart, Wien, Jena.

RIEGER'S durchsichtige Crystall-Seife, das Ideal der anspruchsvollen Damenwelt. Wilhelm Rieger, Frankfurt a. M.

Vorbereitung für Abiturientenexamen, Dr. H. Schusters Privatinstitut zu Leipzig.

Photograph. Apparate, Ernst Hess, Klingenthal i. Sa.

Concert-Zugharmonikas, Ernst Hess, Klingenthal i. Sa.

Photograph. Apparate, G. Rüdberg jun., Hannover.

Chinosol, 1 Tablette im Werte von 9-3 gibt in Wasser gelöst wirksamstes Mund-, Haar-, Wund- u. Waschwasser zur Vermittlung von Kränkchen und Ausschlagungen.

Import Schülke & Mayr, Hamburg.

Neues Fleisch-Extract mit der Flagge.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge, macht keine Klänge wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür dem Konsumenten wahren deutschen Geschmack.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge, gibt auch keine Klänge, kommt daher aber in schönen Krühen mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge, garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FERNSTELN.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge, ist trotz der wertvolleren Topf- und 100%, mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's-Extract.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge, im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren, denn das Selbst-Probieren geht über — jede Reklame!

Überall käuflich.

Canfield Schweissblatt, Canfield Rubber Co., Hamburg, Grosse Bleichen 16.

Verenigte Fabriken C. Maquet, Heidelberg u. Berlin N.W., Carlsb. Str. 21.

Felsenegg Zugerberg (Schweiz), Althauswäher Luftkurort.

Soeben erschien in 5. Hülle: Die Saxoborussen, Roman von Gregor Samarow. Neue billige illustrierte Ausgabe!

Bilz Naturheilanstalt, Brunsden Hadebut, Guro Heierforge.

Gefahrlos Figaro-Sicherheits-Rasermesser 3 Mark per Stück gegen Nachnahme.





40. Band. Fünfundertzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

## Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobelnitz

(Fortsetzung)

Als Gallweg ein paar Minuten später in das Zimmer trat, sah er Hans am Fenster stehen, so in Gedanken versunken, daß er gar nicht hörte, wie der Spatz die Tür schloß und an dem langen Tischtisch entlang ging. Erst als Gallweg fast unmittelbar hinter ihm stand, wandte er sich um, und als sie sich ins Gesicht sahen, erschrakten sie gegenseitig über ihr Aussehen. Sie kamen sich um Jahre gealtert vor.

Dagelich sah sie zuerst: „Verzeih, Spatz, du wolltest mich sprechen. Aber der Oberst hatte mich festgenagelt — nichts Wichtiges. Komm! Ich stehe ganz zu deiner Verfügung. Was

gibst's?“ Er sprach's hastig, wie in der Absicht, den anderen über die lange Unterredung mit dem Kommandeur hinwegzutäuschen. Und Gallweg wieder hatte die Empfindung: „Der arme Kerl hat irgendwelche Unannehmlichkeiten gehabt — jetzt ist nicht die Stunde, ihm dein Herz auszuschnitten.“ Er wollte abwehren — „ein anderesmal, Hans!“ — aber nun gab ihn Dagelich in einem gewissen Eigensinn nicht frei, vielleicht auch in dem unklaren Egoismus: „Vielleicht bringt der lange Spatz dich auf andre Gedanken.“

Sie sehten sich.

„Gut denn, Hans! Sieh mal . . . wir sind, trotz aller Verschiedenheit, immer gute Freunde gewesen. Ich brauche einen Menschen, mit dem ich mich aussprechen muß — ich stehe vor einem schweren, sehr schweren Entschluß. Nicht, ehrlich gesagt, daß ich ursprünglich an dich gedacht habe — nein! — aber als ich dich vorhin bei Tisch sah, da schoß es mir so durch den Kopf: sprich mit Dagelich . . .“

Hans nickte. Er hatte den Stuhl dicht an den Tisch herangezogen, die Hände vor sich auf die grünbezogene Matte gelegt und betrachtete scheinbar eifrig seine wohlgepflegten Nägel. Ganz war er doch nicht bei der Sache. Er hörte, aber seine Gedanken tauchten dazwischen immer wieder zurück in den Inhalt der Unterredung mit dem Obersten, beschäftigten sich mit den Folgen, die er aus ihr — so oder so — zu ziehen gezwungen war.

„Sieh mal, Hans — du weißt, mit welcher Passion ich Soldat bin, du wirst ermessen können, wie schwer es mir wird . . . Ich bin im Begriff, meinen Abschied einzureichen.“

Es war ganz merkwürdig. Genau im gleichen Augenblick, in dem Gallweg das aussprach, war Hans der Gedanke durch den Kopf geschossen: „Ach was, nimm deinen Abschied! Was quälst du dich! Weise ihn ein!“

So konsterniert war er durch das seltsame Zusammentreffen, daß er Gallweg einen Moment



Photographische Verlag von J. Ott in Wien

Am der Donau. Nach dem Gemälde von Ch. Wilda

fast verständnislos anfas. Dann aber rief er doch: „Spag — bist du toll geworden! Menschenkind, bei demer Ausfichten! Jit ja Unfimm! Dast du für irgend einen Loderbad dummerweise gut gefagt? Spag! Mein so was!“

Gallweg lächelte trübe. „Nicht so laut, Hans — bitte! Mein — nein! Es ist mein freier Entschluß — ein felsenfester Entschluß!“

Wieder starrte ihn Hagelich einen Augenblick verständnislos an. Doch dann hob er plötzlich die Hände, vergrub den Kopf zwischen ihnen. Er hatte begriffen. Der Spag aber brauchte das schmerzliche und zornige Zucken in seinem Gesicht nicht zu sehen. Erst mußte das heruntergelämpfte werden. Mein Gott, war das ein Tag!

Eine Weile saßen sie sich ganz still gegenüber. Die Gasflamme summete leise zwischen ihnen. Dann und wann schallte aus dem Nebenzimmer ein heiteres Lachen herüber. Der Oberstleutnant erzählte wohl eine seiner drolligen Jagdgeschichten.

Auch Gallweg fühlte ganz genau, weshalb Hagelich sein Gesicht verbarg: Tina! Also immer noch nicht überunden. Aber es war schon am besten so, er ersuhr's auf diese Weise, von ihm selbst. Zimmer noch besser als aus dritter Hand.

Wie Gallweg so fas, selbst tief bewegt, und den Kameraden vor sich sah, und daß ab und zu ein Schauer über dessen Körper hinran, als weine er tränenslos, da gingen seine Gedanken zurück auf ihr gemeinschaftliches junges Leben. Solch lieber Kerl war der Hans doch immer gewesen, bei all seinem Egoismus — einer von denen, denen man nicht böse sein kann. Ein tüchtiger, begabter Offizier, aber leichtsinnig, flatterhaft, eitel, bequem, genußsüchtig: alles, alles! Und doch so, daß man ihm wieder alles verzeihen, ihm wieder gut sein mußte. Den guten Kern hatte man schließlich immer wieder herausgeföhlt. Nun hatte er erreicht, was er sich immer erträumt hatte: Millionen, Prunk, eine schöne Frau. Aber die Spagen auf den Dächern piffen schon davon, glücklich war er nicht! Und doch: daß er bei seiner leichtsten Art, das Leben zu nehmen, so schwer tragen würde, das hatte Gallweg nicht gedacht. Daß er so schwer trug, konnte nur sein — weil er nicht zu vergessen vermochte.

So einschnendend der Entschluß Gallwegs gewesen war und so schmerzlich, die letzten Tage hatten ihm doch ein solch reiches Glück gebracht, daß sein Herz sich mit Mitleid für den armen, reichen Mann dort drüben füllte.

Er stand leise auf, wollte um den Tisch herumgehen zu Hagelich hin.

Doch da ließ Hans schon die Hände vom Gesicht gleiten. Ganz verstört sah er aus. Aber er streckte Gallweg die Rechte über den Tisch hin: „Viel Glück wünsche ich dir, mein alter, lieber Spag!“ sagte er tonlos. „Gott geb' es euch — ihr verdient es beide!“

„Ich bin ja so glücklich, Hans —“

Hagelich nickte. Und dann wurde er plötzlich rot wie ein Kind, das irgend etwas sagen möchte und sich nicht recht mit der Sprache heraustraut. Er lächelte dabei schmerzlich.

„Sind doch immer gute Freunde gewesen, Spag? Ja! Dann mußt du's mir auch nicht übelnehmen —“

„Ich nehme dir nichts übel, Hans. Am wenigsten in dieser Minute.“

„Hast du dir's auch ernstlich, genau überlegt? Ich meine — versteh mich — nur das mit dem Abschied? Gerade du gibst so viel auf. Ich weiß wohl, ein tüchtiger Kerl wie du, Spag, findet schließlich überall seinen Platz, aber — mein Gott! — doch oft erst nach schweren Kämpfen.“

„Gewiß, Hagelich. Aber es muß sein. Und dann, ganz so schlimm ist es wenigstens nach der materiellen Seite hin nicht. Ich habe im letzten Jahr allerlei gute literarische Verbindungen angeknüpft.“

„Solch ein unsicheres Brot!“

„Ja, Hans, mit deinem Maßstab gemessen. Aber wir sind anspruchslöse Leute. Es wird schon gehen.“

Das Blut ging und kam in Hansens Gesicht. Wieder Gott, da sind nun zwei Menschen, die du

lieb hast, und ihnen fehlen elende hunderttausend Mark oder so etwas, so viel wie wir beide, Ruth und ich, vielleicht in einem Jahre für Wohnung und Toilette zum Fenster hinauswerfen, und du hast es im Heberflus, und du kannst, du darfst doch nicht sagen: Kinder, hier! Hier!

Vor zwei Monaten noch hätte er's gewagt. Heute fühlte er, daß es wohl unmöglich war. Aber es schmerzte ihn tief.

„Hast du schon mit dem Obersten gesprochen?“ fragte er endlich.

„Noch nicht, Hans. Morgen früh —“

„Wenn man so vierzehn Jahre des Königs Rock, die Uniform unersetzlich alten Regiments getragen hat — es muß sehr weh tun!“ Es lag ein Doppeltinn in den Worten, den Gallweg freilich nicht absonnen konnte.

„Das tut es, Hans. Sehr weh! Aber ich tausche doch mehr ein.“

Wieder wurde es still zwischen ihnen. Hans Hagelich sah bewegt in das ernste, reife Gesicht des Kameraden. Ja — der tauchte mehr ein. Und du — du, wenn du morgen oder übermorgen oder in einem Jahre denselben Gang gehen wirst — was wird dir werden?

Mit einem plötzlichen Entschluß stand er auf. Er kam um den Tisch herum und faßte beide Hände Gallwegs. Es schien, er wollte noch sprechen. Noch einmal Glück wünschen, vielleicht eine Bitte hinzufügen. Aber er schüttelte nur die beiden Hände. Krampfhaft, wieder und wieder. Dann riß er sich los und stürzte hinaus. Durch die kleine Nebentür, die unmittelbar auf die Treppe führte und zur Garderobe.

Als er hier unter der langen Reihe der Paletots nach seinem Mantel suchte, hastig, mit einem fellsamen Schimmer vor den Augen, blau-roten tanzenben Kreisen, tönte das frohe Jubeln der jungen Kameraden aus dem Speisesaal neu auslobernd herab. Sie verlangten von der Musik irgend einen beliebigen Tanz, irgend einen Gassenhauer.

Da war er ja endlich, der schwere Nerpel. Die Oberordonnanz stand an der Tür. „Der Wagen ist aber noch nicht da, Herr Leutnant —“

„Schadet nichts!“

Er trat auf den Flur hinaus. Und gerade in diesem Augenblick intonierte oben die Musik, und ein paar Duzend Kehlen stimmten ein:

„Mein Herz, das ist ein Bienenhaus,  
Die Madchen sind darin die Bienen —  
Sie fliegen ein, sie fliegen aus —“

Auslachen hätte er mögen, aber es wurde nur ein mühsam unterdrücktes Schluchzen.

## X

Ruth hatte, was noch nie vorgekommen war, auf Hans gewartet. Als er, nach der langen, gedankenschweren Wanderung quer durch den Norden Berlins und durch den Tiergarten, vor der Villa stand, sah er zu seinem Staunen, daß die Fensterreihe im ersten Stock noch erleuchtet war. Woldeggs werden da sein — oder doch Ellinor, dachte er. Aber als der Diener ihm öffnete und er fragte, hieß es, die Frau Baronin sei allein.

Er sah nach der Uhr. Allerdings — er kam ungewöhnlich früh heim. Ihm war es höchst fatal, daß Ruth noch wach war; er hätte — erregt wie er war — gern heute jede Begegnung mit ihr vermieden. Was sollte er ihr auch sagen? Ein Verständnis war bei ihr ausgeschlossen.

In fröhlicher Stunde mit ihm lachen — das mochte ihr allenfalls gegeben sein. Irgend einen Schmerz mit ihm zu tragen, eine Enttäuschung, ein Leid zu teilen — unmöglich!

Er legte den Fels ab, bemerkte jetzt erst, daß ihm sehr warm geworden war. Als er im oberen Korridor einen Blick in den Spiegel warf, sah er, wie ihm die Haare auf der Stirn klebten, ganz unordentlich. Und er war so müde, nicht fürperlich, sondern geistig. Wie geschlagen.

Der alte Stöck war noch auf, kam und fragte, ob der Herr Baron noch Befehle habe.

„Nein! Das heißt — ja! Lassen Sie mir Cognac und eine Karaffe Eiswasser auf mein Zimmer bringen.“ Dabei stand er vor dem

Spiegel, hürstete sich mechanisch das Haar und dachte vier durcheinander: „Also morgen reichst du deinen Abschied ein,“ und „der lange Spag, der glückliche Mensch —“ Eigentlich hatten diese beiden Gedanken ihn auf dem ganzen Wege von der Kaserne bis zur Villa beschäftigt, mit einer geradezu schmerzhaften Ausschließlichkeit.

Nun trat er in sein Zimmer.

Ruth war nicht darin, aber sie mußte sein Kommen gehört haben. Sie kam sofort aus ihrem Boudoir, und er sah sogleich, daß sie für ihn gewissermaßen Toilette gemacht hatte. Er sah auch, daß sie hübsch war in ihrem duftigen, cremefarbenen Empiregewand, mit der ganz lose aufgesteckten Haarflut. Aber er sah es wie durch einen Schleier. Höchstens hätte er aber die trübe Abfälligkeit, mit der sie ihre weiße Schönheit präsentierte, lächeln können. Er hörte förmlich, daß sie Marie gesagt hatte: „Was soll ich nehmen? Ich will recht schön aussehen!“

Sie kam ihm entgegen mit einem Puppenlächeln, versöhnungsbegehrig und ein wenig schuld-bewußt. Auch das sah er ganz deutlich. Sie fragte sogar in einer seltenen hausfraulichen Anwendung: „Du nimmst gewiß noch eine Tasse Tee mit mir, dearest?“

Es klang fast so, wie: „Sieh doch nur, ich gute kleine Frau — ich bin doch wirklich eigentlich ein Engel!“ Wie ein Kind war sie, das irgend eine Dummheit begangen hat, seine Fehler zwar nicht recht einsieht, aber sich wieder einschmeicheln will, um Kränken oder Zuderkuchen zu bekommen. Mein — sie war nicht ernst zu nehmen! Nicht einmal ernstlich ins Gericht gehen konnte man mit ihr, ihr nicht einmal ernstlich zürnen.

Aber sie war doch nun einmal seine Frau. Er mußte ihr doch schließlich Mitteilung machen von dem Entschluß, den er gefaßt hatte. Heute schon? Besser heute als morgen. Dann lag es hinter ihm.

Leicht wurde es ihm nicht. Der Diener hatte den Cognac gebracht. Er mischte sich das Eisgetränk, trank in langen, durstigen Zügen, wie ein fast Verschnadler.

Als er sich umwandte, sah er, daß Ruth sich in den Schaufelstuhl gesetzt hatte. Sie wippte hin und her, und auf ihren schmalen, zierlichen Füßen wippten die winzigen goldgefärbten Pantoffeln aus einer wahren Flut buntschillernder Seidenjupons; ein Schuh glitt ab, und sie haschte mit dem Fuß danach, der sonst durch den durchbrochenen bordeauxroten Seidenstrumpf hindurchschimmerte. Vielleicht war es Zufall. Aber in seiner Stimmung empand er es als eine kindische und berechnete häßliche Komödie.

„Komm einmal her, Ruth, und setz dich ordentlich hin. Ich habe dir etwas Ernstes zu sagen.“

Sie blickte unter den seidnen Wimpern auf, ein wenig erschrocken, ein wenig scheu, ein wenig hinterlistig. Aber sie stand wirklich auf und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

„Ruth —“ begann er und stockte gleich wieder. Es wurde ihm zu schwer.

„Ruth, ich habe mich entschlossen, meinen Abschied zu nehmen.“

Da sprang sie auf, lief jubelnd und händeklatschend um den Tisch herum, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn, ehe er sich ihrer erwehren konnte, wieder und wieder. „O dearest! O du einziger Hans! Du lieber, süßer Hans!“

Gewaltig mußte er an sich halten, daß er sie nicht zurückließ. In diesen Augenblicken elkte ihn vor ihren Zärtlichkeiten, vor den schmalen Armen, die ihn umklammerten, vor den schwelenden Lippen, vor dem Duft ihres Haars.

Endlich gelang es ihm, sich frei zu machen. Es war nicht leicht, denn diese garten, weißen Arme besaßen eine fast männliche Kraft. Sie hielten fest, was sie umschlungen hatten. Fast wie Fesseln! Ja — Fesseln!

Er drückte Ruth auf den nächsten Stuhl nieder. „Aber, Hans!“ stammelte sie nur und sah ihn wieder mit scheuem Blick an. „Warum —?“

Seine Brust ging schwer. Er mußte sich erst fassen, sammeln. Er wollte ruhig bleiben.

„Ruth!“ sagte er endlich. „Ruth — hast du denn nicht eine Spur Verständnis dafür, was es für einen Mann bedeutet, einen ehrenvollen, lieben Beruf aufzugeben?“

Ihre Augen glänzten zu ihm auf. „Aber, Hans, du bist doch nun endlich den häßlichen alten Dienst los. Du kannst immer bei mir sein. Da muß ich mich doch freuen! Und du doch auch — endlich ein freier Mann!“

Nein, nein, es hatte gar keinen Zweck, mit ihr weiter zu sprechen. Es hatte weder einen Zweck, ihr Vorwürfe zu machen, noch hatte es einen Sinn, ihr auch nur anzudeuten, was ihn zu dem schweren Schritt veranlaßte! Sie war ein Kind! Aber ein Kind, das sich nicht mehr erziehen ließ. Sie konnte nie, wie innerlich reif werden, nie ein teilnehmender Mensch, wie eine Lebensgefährtin. Und die Jahre würden gehen und kommen, und immer würde an seiner Seite dies große törichte Kind sein, mit allen Ansprüchen der schönen Frau, vielleicht mit der Zeit nur mit geschärfteren Eigensinninjunkten, mit Grillen und Launen.

Ihm graute. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, trank noch ein Glas Eiswasser, blieb eine Minute am Fenster stehen. Immer wußte er, folgten ihm die großen sehnsüchtigen Augen. „Warum bist du denn eigentlich so böse, Hans?“ hörte er dann. „Es klang ganz erstaunt und vorwurfsvoll. „Ich habe dir doch nichts getan. Ich habe dich doch sehr lieb —“

„Nein, du hast mir nichts getan! Gar nichts!“

Nun hatte er sich endlich wieder in der Gewalt. Er wandte sich um, setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. Aber er vermied es, sie anzusehen. Das konnte er nicht.

„Ruth, da wir gerade einmal beisammen sind — könnten wir auch davon sprechen, wie wir uns unser Leben gestalten wollen, wenn ich ... ein freier Mann bin. Ich möchte — vielleicht verstehst du wenigstens das — in den ersten Monaten nicht hier bleiben.“

Da jubelte sie schon wieder auf. „O — wir reisen, Hans! Nach Paris, Hans, und dann an die Riviera!“

„Jawohl — das dachte ich auch!“ Er seufzte unwillkürlich. „Im Frühjahr aber gehe ich unbedingt nach Wielberg. Ich habe da allerlei vor.“

„Gewiß, Hans. Dann ist Ellinor in Glaring. Und wir laden recht viel Menschen ein. Darauf freue ich mich auch. Im Sommer gehen wir dann nach Biarritz oder wenigstens nach Ostende.“

„Wir wollen nicht auf so weit hinaus Beschlüsse fassen,“ sagte er ausweichend. „Die Hauptsache ist, daß wir über die nächste Zeit fortkommen. Nichte dich, bitte, also so ein, daß wir in acht Tagen reifen können.“

Wühlisch schob durch den Rindskopf eine andre Idee. Sie ließ die Unterlippe hängen und fragte unsicher: „Ja, aber Hans, die Volksgesellschaften, die will ich doch vorher unbedingt mitmachen.“

Er war bisher ruhig geblieben. Nun aber quoll die Bitterkeit in ihm doch zu stark empor. Er sprang auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Willst du? Die gerade nicht! Die gerade nicht!“ Er lachte dabei.

Sie war ein wenig zusammengequält. Aber sie sagte: „Hans, denk doch! Meine schönen Toiletten! Eine Robe in Perlgrau mit Spitzen darüber, und ...“

Er lachte noch immer, höhnisch: „Ja, mein Schätzchen — so nannte dich ja Pa mit Vorliebe —, das wirst du dir wohl verkneifen müssen.“

„Ich will aber ... und überhaupt, Hans, ich finde, du bist sehr merkwürdig zu mir.“

„Findest du? Ja, Ruth, ich finde auch mancherlei sehr merkwürdig. Zum Beispiel, daß man bei Hofe ...“

Nun unterbrach er sich doch. Was nützte es, was frommte es, wenn er seinen Satz vollendete, ihr sagte, daß sie der Stein des Anstoßes sei. Es erschwerte ihm nur die Zukunft. Einfach. Selbstkenntnis konnte er ihr doch nicht geben. Also Schweigen — Schweigen!

„Du wirst in Paris Gelegenheit genug finden,

deine schönen Toiletten zu zeigen, Ruth!“ sagte er kurz.

Aber sie beharrte: „Ich möchte doch lieber ...“

Da begegneten sich ihre Augen, und sie mußte wohl in den seinen etwas von den Empfindungen, Gedanken lesen, die ihn erfüllten. Sie schwieg ganz betroffen.

Und er sagte hastig: „Es ist spät, Ruth. Geh zu Bett, Kind — ich komme auch bald nach.“

Sie sah ihn noch immer fragend an, als ob sich in ihrem schwer fassenden Verstande eine Erkenntnis durchringe. Aber sie stand auf, ging zur Tür, wandte sich noch einmal um — „Wenn ich die Fürstin Woldegg wäre, würden wir schon zu Hofe gehen! Du mußt mich nur nicht für dumm halten!“ — und schlüpfte schnell hinaus.

Er wollte ihr nachstürzen, wollte die Tür aufreißen und hinter ihr her rufen: Ja — gewiß — wenn du eine Ellinor wärst! Doch er blieb unbeweglich stehen. Wozu? Das Klügste blieb für ihn in alle Zukunft: Schweigen — Schweigen! Und dann redete er sich und ergänzte, halb laut vor sich hin sprechend: „Schweigen — und Handeln!“

Dreierlei hatte Hans Hagelich am nächsten Tage zu erledigen, drei Besuche, drei Erdstertungen, deren jede ihm fast gleich schwer wurde. Er fuhr zuerst zu seinem Kommandeur, mit dem Abschiedsgesuch in der Tasche. Herr von Hager war erstaunt, fast erschrocken. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß Hagelich aus der gestrigen Unterredung derart ernste Folgen ableiten würde, er bedauerte das auf das lebhafteste und suchte den Entschluß rückgängig zu machen. Aber Hans blieb feist. Er sprach es jedoch offen aus, daß die Mitteilung des Obersten schließlich nur den letzten Anstoß gegeben hätte zu einer Entscheidung, die früher oder später doch gefallen wäre; er wolle sein Gut übernehme und sich dort einen neuen Wirkungskreis schaffen.

Als er ging, war er schmerzlich bewegt und Herr von Hager nicht minder. „Sie werden uns ja auch in Zukunft hoffentlich als Reserveoffizier angehören, lieber Hagelich! Bewahren Sie Ihrem alten Regiment ein treues Gedächtnis — wir werden Sie auch nicht vergessen. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihr Entschluß Ihnen zum Segen gereichen möge!“

Nun fuhr er zu Woldegg. Er traf sie beim Lunch. Auf einen bittenden Blick schickte der Fürst den Diener hinaus; sie sahen ihm wohl an, daß er ihnen eine ernste Mitteilung zu machen habe.

Fast wider Erwarten nahmen sie diese sehr ruhig auf. Gründe brauchte er vor ihnen nicht zu erörtern; sie hatten ja die Entwicklung der Dinge mit erlebt. Der Fürst fragte nur: „Du hast es dir reichlich überlegt, Hagelich?“ Ellinor sah ihn mit ihren großen Augen mitleidig an, und in ihrem Händruch spürte er etwas, wie eine stumme Bitte: „Betrachte mich nicht als die alleinige Urheberin deines Unglücks.“ Als er aufstand, um zu gehen, brachte ihn Peter bis auf den Korridor hinaus, umarmte ihn: „Armer Junge! Das hast du nun von deinem goldenen Käfig! Aber du hast wenigstens einen Entschluß gefaßt — während ich?! Ah, es ist ein Elend!“

Langsam stieg Hagelich die breite, teppichbelegte Treppe hinunter, langsam schritt er an dem Schweizer vorbei durch die untere Halle. Ihm war wehmütig zu Mute; der Anblick der beiden Menschen, die er, jeden in seiner Art, immer mehr schätzen gelernt hatte, drängte vorübergehend sogar die eignen Sorgen zurück. Wer sie sah, wie friedfertig sie beisammen saßen — eben dort oben! — wie scheinbar glatt und eben ihr Leben sich abspielte, äußerlich in vollster Harmonie, der konnte nicht glauben, daß zwischen ihnen eine Kluft lag, die unüberbrückbar schien. Wie hatte der Schwager eben gesagt: „goldener Käfig? Ja ... auch Woldegg leben in solch einem goldenen Käfig! Und vielleicht litt Peter noch schwerer, noch tiefer als er! Ellinor? In Ellinors Seele konnte niemand lesen — in ihr Herz niemand schauen. Hatte sie überhaupt ein Herz? Immer wieder drängte sich ihm die gleiche Frage auf.

Wie konnte ein so lebhafter, temperamentvoller, hochbegabter Mensch so kalt sein, sich begnügen mit all dem äußeren Tand, mit inhaltlosen Spielereien! War Ellinor immer so gewesen? Gehörte auch das zu den Grundzügen ihres Wesens? Oder war sie erst so geworden? Durch das Leben? Durch ein Ereignis?

Der Wagen rollte durch die Behrenstraße, die Wilhelmstraße hinaus. Hans wollte Gollweg aufsuchen. Aber an der Ecke der Linden wurde er angerufen: „Hagelich! He! Menschenkind — Rutscher! Halt!“

Es war eine Stentorstimme, die selbst den Straßenlärm übertönte. Der Rutscher hielt, und Hans erkannte Herrn von Menshagen, der, in etwas antebulwianischem Cylinder und mit einer ziemlich ungläublichen Krawatte, das Gesicht von der Anstrengung des Rufens gerötet, auf den Wagen zulam.

„Donnerwetter, Hagelich! Freue mich, Sie gleich zu sehen! Gnädigste gut zu Wege?“ Dabei hatte er schon die Wagentür aufgemacht und setzte sich lachend neben Hans. „Rutscher — zu Gressl, Behrenstraße. Nec ... nec ... keine Ausrede, Hagelich. Wir trinken 'ne Bulle.“

So wenig es Hans passte, er mußte sich fügen. Als sie dann zusammensaßen und Menshagen von der gestrigen Eröffnung des Landtags erzählte, von dem neuen Zolltarif, dem „blödsinnigen Entrüstungssammel der Liberalen“, vom Bund der Landwirte, den Viehpreisen — alles mit etwas überlauter Stimme —, fiel dazwischen ein Wort, das Hagelich aufmerken ließ.

„Daß Graf Ducker sein Grantow verkaufen will, haben Sie wohl schon gehört?“

„Ja? Das erste, was ich höre. Gehört Grantow denn nicht zum Majorat?“

„Bewahre, Hagelich! Ist Alud. Na, ich hab's ja kommen sehen. Ist ja 'ne schöne Sache mit dem Gestüt, in das sich die Gräfin nu mal vernarrt hatte, aber dazu gehört Ries, Ries und nochmal Ries, wie der selige Montecuculi oder wer's sonst war, gesagt hat. Mehr Betriebskapital, als Ducker hatte. Schade, ewig schade, wenn das schöne Gut in faule Hände läme.“

Hagelich spielte mit seinem Glase. Er zögerte noch. „Wie hoch taxieren Sie den Morgen?“

„Je nun! Grantow ist ziemlich hoch in Kultur; an dreihundert Mark wird er wohl verlangen. Aber freilich, er braucht's notwendig. Wenn jemand bar auszahlen könnte! Donnerwetter, Hagelich — Donnerwetterchen!“ Menshagen schlug sich auf den Oberschenkel, daß die Herren am Nebentisch ganz erstaunt aufsaßen. „Nee — das wäre ja wunderbar! Die dreitausend Morgen würden Ihr Wielberg erst zu was machen! Soll ich die Sache beiseite — als unparteiischer Makler —“

„Wenigstens suchen Sie mal zu erfahren, was der Graf fordert, Menshagen. Ganz von der Hand will ich die Sache nicht weisen.“

Es war drei Uhr geworden, als sich Hans endlich freimachen konnte. Zu spät, um Gollweg in der Akademie zu treffen; wer konnte außerdem wissen, ob er diese überhaupt noch besuchte. Also nach seiner Wohnung in der Luisenstraße.

Er traf ihn nicht zu Hause. Aber der Bursche meinte, der Herr Leutnant müßten sofort kommen. So trat Hagelich in das Zimmer des Freundes. Sie hatten früher einmal eine kurze Zeit miteinander gehaust. In einer Periode äußersten Monatsmangels, als Hagelich froh sein mußte, auf diese Weise das halbe Monatsverdienst zu sparen. Bis dann wieder eine kleine Welle gekommen war, eine glückliche Resttunde oder ein wohlgelungener Pump bei Herrn Remelmann, dem großen Menschenfreund, der ihn frei gemacht hatte.

Daran mußte er denken und wie vergnügt jene Tage doch gewesen waren, als er die paar alten eignen Möbel sah, mit denen der Spaz die Chambregarni-Einrichtung aufgerichtet hatte: den breiten tannenen Schreibtisch vor allem. Wie früher war der vollgepackt, in höchster Ordnung übrigens, mit Büchern und Striputuren.

Quer vor stand auf der Platte ein Bild — Tinas Bild. Es war nicht viel mehr als eine



Photograbung des Originals von W. Kreling.

Damenporträt. Nach dem Gemälde von W. Kreling

flüchtige Pastellstudie. Eine Arbeit aber von Meisterhand, großzügig, flott, von treffender Charakteristik. Hans Papeltz konnte nicht anders: er nahm das Porträt und trat damit ans Fenster. Im vollen Licht wollte er es sehen. Einen Stuhl rückte er sich heran, setzte sich, hielt das Bild im originell ornamentierten Rahmen, die Arme weit ausstreckend, vor sich hin.

Es kam ihm auch vor wie ein Abschiednehmen.

Jeden Zug des schönen Gesichts zergliederte er, um dann doch immer wieder das Ganze zusammenzufassen, sich in dessen lebendigen Ausdruck zu versenken. Das war nicht mehr die von

Trauer gebeugte Tochter, die er an des Vaters Grabe zum letzten Male vor drei Monaten gesehen hatte. Dies Mädchenantlitz mahnte ihn vielmehr an die heitere Jugendfreundin — das Glück hatte sie ja unterdessen geküßt.

Lange sah er so. Es kamen Momente über ihn, in denen ein Neid auf dies Glück in ihm emporstieg, etwas wie der ungerechteste aller Vorwürfe in ihm lebendig zu werden drohte: wie schnell hat sie dich doch vergessen! Aber er rang auch das hinunter. Er hatte ja jetzt gelernt, seine Selbstsucht zu zügeln. Und je länger er Tinas Bild betrachtete, desto reiner wurde sein Empfinden, desto neidloser. Desto mehr

kam ihm Erkenntnis und Wunsch: du hast dir dein Haus gebaut, und es wurde dir zu einem goldenen Käfig — freue dich, wenn nun wenigstens sie glücklich wird!

Da trat Hallweg ein. Hans stand auf. Er stellte Tinas Bild wieder an seinen Platz und sagte: „Verzeih, guter alter Spag.“

Auf eine kurze Sekunde legte Hallweg, hastig, impulsiv, seine Hand an den Rahmen, fast als wollte er das Bild schützen. Dann lächelte er wie jemand, der seines Besizes sicher ist und sich dessen freut: „Es ist sehr ähnlich — nicht wahr, Hans? Professor Ehr hat es meiner Braut vor acht Tagen geschenkt. Den Rahmen entwarf sie selbst.“



Remontedressuren beim 1. preussischen Leibhusaren-Regiment

Nach einer Zeichnung von Wolff-Malsb (Text S. 664)

Dann standen sie beide eine Minute schweigend nebeneinander.

„Dast du schon deine Absicht ausgeführt, deinen Abschied eingereicht, Spah?“ fragte Hagelich endlich.

„Ja wohl.“

Nun sprach Hans weiter, sehr schnell, wie jemand, der eine Sache schon mehrfach erzählt hat und sie nicht ohne Widerstreben nochmals wiederholt: „Spah, fall nicht auf den Rücken! Auch ich war heute beim Kommandeur mit meinem Abschiedsgesuch. Tu mir die Liebe, frage nicht nach Gründen! Ich will nach Bielberg, mich ganz der Landwirtschaft widmen, mir eine ernstere Tätigkeit, Arbeit schaffen! Aber das Haus ist im Umbau. So müssen wir zunächst auf Reisen gehen, in ein paar Tagen schon. Und das wollte ich nicht, ohne dir vorher noch einmal die Hand gedrückt zu haben.“

Er schloß tief Atem.

„Spählein,“ fuhr er dann fort, bemüht, eine schwere Sache in möglichst leichte Worte zu kleiden. „Spählein, alter Kronensohn, ich mußte aber auch noch ein ernstes Wort mit dir sprechen. Nämlich, sieh mal, es ist wirklich jammerlich, daß Seine Majestät einen so hoffnungsvollen Offizier verliert. Das wieh der Oberst die wohl auch gesagt haben. Nu, sieh mal, mein Alter, ist's denn überhaupt nötig? Halt — stille biße, Spah. Erzt austreten lassen! Denk mal an, es läme ein guter alter Freund zu dir, der gerade das große Los gewonnen hat, und böte dich: Spah, ich weiß nicht wohin mit dem schönen Mammon. Willst du mir nicht den Gefallen tun und mir den Sack Gold, es sind — nehmen wir an — hunderttausend Mark, ausheben bis... nun, bis du General bist. Sieh mal, Spählein, Alterchen... bitte... bitte.“

Nun war es heraus. Er sah erwartungsvoll, fast ängstlich zu Gallweg auf. In dessen Gesicht hatte der Ausdruck schnell gewechselt. Es stand zuerst etwas darin, wie: was denkst du der Proh?! — eine schroffe Ablehnung. Doch die Art, wie Hagelich sprach, die fast flehende Bitte, die aus seinen Worten Klang, mußte Gallwegs Empfindungen wandeln. Seine Züge wurden weich und weicher. Und jetzt sagte er die Hand des Freundes und sagte warm: „Schönen Dank, Hans! Du meinst es gut — das fühle ich. Aber annehmen kann ich dein Anerbieten nicht. Wie du's auch drehen und wenden magst, es bliebe ein Geschenk. Das würde ewig auf mir lasten. Es würde unser Glück vergiften. Nein, Hans, es geht nicht. Auch um Tinas willen nicht. Wir werden gerade stolz darauf sein, uns unser Haus selbst zu bauen. Und nun nochmals, Hagelich, hab Dank und sei mir nicht böse.“

Hans Hagelich stand wie mit Blut übergossen. Das war wie damals, als die Großmutter seine Absicht, Tina das Leben etwas erleichtern zu helfen, so scharf zurückwies. Nein — das hier war noch härter und noch schmerzlicher.

„Komm, Hans, seh dich eine Minute,“ hörte er Gallwegs Stimme neben sich. „Hier — bitte. Mach nicht solch böses Gesicht. Wenn wir erst ein paar Monate weiter sind, wirst du mir selbst recht geben. Mein Gott, ja — ich behielte gerne des Königs Rock an, es wird mir sogar sehr schwer, ihn anzuziehen. Aber ich werde auch meinen neuen Beruf lieb haben lernen und Befriedigung in ihm finden. Wie sollte ich nicht, da ich weiß, wofür ich arbeite!“

Diesmal empfand es der so feinsüßliche Gallweg nicht, wie sein letztes Wort Hagelich traf. Wußte nicht, daß Spah sich sagte: ja wohl — und mir bleibt bestemfalls nur die Arbeit um der Arbeit willen —

„Und dann, Hans, wir haben ja beide gute Aussichten, Tina und ich. Tina ist jetzt mit der heiligen Cäcilie — du weißt: meiner Cousine — in das Atelier von Professor Adamann übergesiedelt und auf dem besten Wege, eine kleine Leuchte der dekorativen Kunst zu werden. Ein halbes Jahr noch, ein Jahr — und sie beginnt Geld zu verdienen, vielleicht viel Geld. Ja, schau nur auf. Ich spreche das ganz ruhig aus. Wir werden bei der arbeiten, sehr fleißig arbeiten. Wir

machen schon die stolzesten Pläne: ich hab' da ein paar Novellen liegen und stehe in Unterhandlung mit meinem Verleger. Das gibt mein erstes Buch, und der Buchschmuck stammt von Tinas Hand. Gemeinsame Arbeit, mein alter Junge — der Gebanke macht mir schon das Herz frei und froh.“

Noch immer saß Hans Hagelich ganz still und wortlos. Und der Spah erzählte weiter mit dem sonnigen Lächeln, das seine herben Züge so selten verschönte; daß sie bald heiraten wollten... „unser guter Vater Deckstein im Himmel wird uns das nicht übelnehmen, und was die kleinen Menschen sagen, kann uns gleichgültig sein...“ Eine Wohnung hatten sie schon angesehen, ganz da draußen, wo es noch grüne Gärten gibt, ein Puppenheim, aber doch ein Logierstübchen dabei, falls die Großmutter einmal kommt; und Tina sei bis dahin zur Gräfin Hilgendorf übergesiedelt; die sei überhaupt ihre treueste Freundin, und für den Sommer gingen sie nach Hellidon zu ihr. Einen Tischler hätten sie auch schon gefunden, einen sehr billigen und sehr geschickten Mann, der arbeite ihnen die Möbel nach Tinas Zeichnungen... aber meinen alten lieben Schreibtisch da, den nehme ich mit. Hans, weißt du noch, wie du an dem über deiner Winterleiche gebrütet hast: Die Fußbekleidung des Infanteristen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.“

Er lachte. So in Eifer sprach er, daß er gar nicht bemerkte, wie Hagelich die Hände vor das Gesicht genommen hatte. Nun erschrak er: „Aber... Hans... Hans...“

Hans Hagelich meinte, meinte wie ein Kind. Der leichtsinnige, egoistische Hans, der immer versucht hatte, sich durchs Leben zu lachen.

## XI

Sie waren bei der großen Sarah' gewesen und hatten Nothands Geschichtsklitterei l'Aiglon bewundert oder doch die Romdianin aller Romdiantinnen selbst. Sogar hier hatte Ruths Schönheit Aufsehen erregt. Hundert Övergläser hatten sich auf sie gerichtet, und sie lächelte ihr schönstes Lächeln dazu. Dafür hatte sie Augen und Verständnis.

Ueberraupt Paris! Schon der erste Tag zauberte ihre gute Laune wieder heraus, verwischte die unangenehmen letzten Berliner Eindrücke, weckte einen wahren Härtlichkeitstaukel gegen Hans in ihr.

Und dann war Pa so gut. Er hatte die besten Zimmer im Continental für sie belegt, ihr sofort eine voiture de remise für die ganze Dauer ihres Aufenthalts zur Verfügung gestellt, sie empfangen mit einer Brosche von Vouchevon, einem klugen Ledereien von Julien Fevres, und als sie das Etui, das obenauf lag, öffnete, fand sie es mit Goldstücken angefüllt. Und dann war Marian so glücklich, wieder Pariser Luft zu atmen. Wenn Marion aber glücklich war, war sie erfindlich für Madame la Baronne, und so färbte die gute Laune der Kammerfrau auf die der Herrin ab.

Nur eins war schlimm. Pa legte zu stark Beschlag auf Hans. Tagsüber mochte das ja angehen. Wenn die Herren allein frühstücken wollten, nun, so flanierte sie und machte die Geschäfte in der Rue de la Paix und der Avenue de l'Opera unsicher von Weal, dem Fächerkönig, von Perrin, dem Handschuhmacher, bis zur Maison de l'Opera dem Wundermagazin für Wäsche, und bis zur Redoubt, der großen Dufkünstlerin. Sie konnte ja Paris besser als Berlin, und im Notfall sah sie sogar ganz gern allein bei Javart, als ein Pasteten und guckte sich bei den andern Besucherinnen hier ein besonders graziofes Vokerojächchen, dort die neueste Art ab, den Rock zu raufen.

Ja, tagsüber mochte Pa immerhin Hans auf seinen neuen Automobils — vierzig Pferdekraft, von Dion gebaut — mit hinausnehmen nach Vincennes; Hans mochte meinerwegen auch einmal zu unserer schönsten Frau von Milo hinübergehen nach dem Louvre — da langweilte er sich schließlich doch wohl! Nachher fuhr er ja zusammen ins Bois, dinsterten zusammen bei Bailard oder Durand,

gingen zusammen ins Theater. Und sie freute sich bei all dem über den hübschen frischen jungen Mann, der neben ihr saß, und dessen starken blonden Schnurrbart alle Leute anguckten — und freute sich, daß das ihr Mann war.

Pa war so gut. Und Hans war so hübsch.

Aber daß Pa an jedem Abend Hans noch einmal entführte, das war nicht schön von ihm. Nicht daß sie eifersüchtig war. Bewahre — sie war ja doch schöner als all die andern, die mit den geschminkten Lippen, den künstlich glühenden Augen und den falschen Haaraufbauten. Und außerdem — eifersüchtig! Das mußte sehr unbequem sein. Sie hatte gerade genug von den Szenen und Aufregungen der letzten Wochen; sie wollte ihre Ruhe haben, in Ruhe genießen. Hans ging auch wirklich nicht einmal gern mit Pa „bummeln“, wie sie das in Berlin nannten. Pa wußte sie ganz genau. Aber Pa langweilte sich, er schloß nachts schlecht, er wollte Gesellschaft haben. Es half nun schon nichts: Pa war ja sonst so gut. Man mußte auf Pa Rücksicht nehmen.

Uebrigens war Pa höchst eintönig in seinen Vergnügungen. Er hatte von zwölf bis ein Uhr seinen Stammtisch im Café de Paris und pendelte von dort die Boulevarde hinunter bis zur Madeleine, um dann bis zwei Uhr bei Marins zu sitzen; hier wie dort dicht neben der ungarischen Kapelle, mit deren Primas er in einem festen, auf Hundertfranknoten wohl begründeten Freundschaftsverhältnis stand. Was sonst um ihn her vorging, kümmerte ihn gar nicht. Drüben wie hüben stellte der Kellner, ohne eine Bestellung abzuwarten, sofort eine Flasche Moët & Chandon brut imperial vor ihn hin, und die trank er gemächlich, eine ungeheuer dicke, ungeheuer schwarze Rosa aromatica dazu rauchend, aus.

Auch die Anwesenheit seines Schwiegerohns störte ihn nicht in seinen Gewohnheiten.

Als sie anlangen, hatte er gesagt: „Na, Schönschen, das ist doch verständiger, daß ihr zu mir kommt!“ Daraus erntete er erst Hans, daß Ruth wirklich an Pa telegraphiert hatte. Aber er schwieg dazu.

Als er selbst Pa eröffnete, daß er den Abschied eingereicht habe, meinte der Alte nur: „Well! Ist mir egal!“

Als er ihm sagte, daß er nach Bielberg ziehen wolle, entgegnete Pa wieder: „Well! Ist mir ganz egal.“ Dann setzte er, nach einer Weile freilich, hinzu, grinsend die gelben Zähne zeigend: „Die alte Dame da — famos! Grüßen Sie von mir, Hagelich.“

Gesprochen wurde sonst anfangs nicht übermäßig viel zwischen ihnen. Wenn sie Ruth ins Hotel zurückgebracht hatten, schob Pa seine Hand in Hagelichs Arm, stellte mit seinen langen großen Schritten bis zum Café de Paris, nickte dem Primas zu, dieser nickte gnädig wieder; Pa setzte sich in seine Ecke, streckte die Beine weit aus, so daß alle Menschen einen Umweg machen mußten, was ihm besonderes Vergnügen zu bereiten schien, lehnte sich weit zurück und zündete sich seine Zigarre an. Hans ein zweites Ungeheuer hinstehend. Aber nach dem ersten Versuch gab es der lachend auf, das schwarze Kraut zu rauchen, so edel es war. Er hatte die Empfindung, sonst unrettbar festkrank zu werden. Pa mußte einen wunderbaren Magen und Wundernerven besitzen.

(Schluß folgt)

## Remontedressuren beim 1. Leibbusaren-Regiment in Langfuhr-Danzig

(zu dem Werte Seite 663)

Die Remontierung der Krutze und die Verwaltung der preussischen Remontedepots liegen in den Händen eines Remonte-Inspektors, der an der Spitze einer selbständigen Abteilung im Kriegsministerium, der Remonte-Inspektion, steht. Den Anlauf der Remonten besorgen fünf Kommissionen, deren jede einen Stabsoffizier oder älteren Hauptmeister zum Vorsitzenden hat. Ihnen sind noch zwei Leutnants der bereiteten Truppen, ein Hofarzt und ein Bahnteilnehmer beigegeben. Die ersten drei Kommissionen stehen in Königsberg und

Danzig. Die jungen Pferde werden auf sogenannten Remontemärkten gekauft, deren im ganzen etwa 20 abgehalten werden. Die meisten davon finden in Ostpreußen statt, wo das Vorrückliche für die Armee vorgestellt wird. Die Provinz Ostpreußen liefert anerkannt das beste Soldatenpferd, da dort nur Hengste aus königlichem Gestüt zur Verwendung kommen. Die angekauften Pferde werden durch Schleppkommandos sofort nach den Depots geschafft, in denen sie sich durch gute Ernährung und angemessene Bewegung noch voll entwickeln. Ende Juni oder Anfangs Juli erfolgt ihre Ausgabe an die Truppenteile, wo ihre Dressur beginnt. Auf unserm Felde sehen wir Remonten des in Danzig-Langfuhr stehenden 1. Leibhusarenregiments, die ein Bild davon geben, wie weit die Abzucht selbst junger Pferde in größeren Abteilungen gebracht werden kann. Diese Husarübungen werden bei mehreren Eskadronen des Regiments mit Vorliebe geübt. Allerdings erfordern sie eine verhältnismäßig lange Zeit, bis die jungen Tiere hierin allseitig veredelt sind, sollen aber von vorteilhaftester Wirkung auf den Charakter der Tiere sein. Ein Analogon finden wir übrigens auch in den sehr ähnlichen Vorübungen zur Lanza (der nationalen Gestalt) der Kosaken, und ganz besonders in England. In den dortigen Kavallerielagern werden die Pferde der leichten Truppen systematisch hierzu geübt, und die Ergebnisse dieser Dressuren wurden vielfach während des Burenkrieges ausgenutzt. Die Tiere ließen sich durch kein noch so lebhaftes Feuer aus ihrer Lage bringen, und es soll vorgekommen sein, daß die Pferde schon mehrfach eine Kugel erhalten hatten, ohne daß sie deshalb außer einigen Schmerzensbewegungen sich vom Boden erhoben. Erst der Befehl des Reiters brachte sie wieder hoch und entweder dem Feind entgegen oder aus dem Bereich der sichertreffenden Burenkugeln. Das letztere war freilich öfters der Fall.

**In dunkler Nacht**

Noch sass die Nacht auf traumumwehnten Hügeln  
Und sah mit dunkeln Augen zu mir her ...  
Der Schmerz mit seinen schweren, schwarzen Flügeln  
Schlich mir die Stirn, dass sie von Schatten schwer.  
Das Dunkel, das im stillen Zimmer sann,  
Das rechte sich bis tief in meine Seele,  
Der Schmerz sah mich mit starren Augen an  
Und würgte mir mit dürrer Hand die Kehle.  
Du warst gegangen ... Und in heissem Jammer  
Das wilde Herz in lautem Wehen schlug,  
Die Seele leer wie eine dumpfe Kammer,  
Aus der man hlagend einen Toten trug ...

Da wurde langsam, wie von Engelhänden  
So leis die Türe auf und zu gemacht ...  
Mir war auf einmal, als ob an den Wänden  
Ein Leuchten hing aus alter Cage Pracht.  
Und an der Tür in rosenrotem Röschchen  
Stand schein ein Kind mit süßem Angesicht,  
Wie einer Morgenwolke schimmernd flüchtern,  
Das froh sich wiegt im roten Sonnenlicht.  
Den Finger an den Lippen stand es da,  
Und sah mich an mit hellem Segensblick.  
„Wer bist du?“ fragte ich. — Ein schreies „Ja!“  
Und weiter nichts! — „Bist du ... bist du ... das Glück?“  
Und wieder „Ja“, so schreie, als wär's nicht wahr;  
„Bist du denn ... bist du ... so sprich doch, sprich,  
„Wer bist du, Kind, im goldenen Lockenhaar?“  
Und leis und schüchtern sag's: „Du kennst ja mich!  
Bin deines Lebens wunderschönste Stunde.  
Ich komm', weil du so schwer umschaltet bist!“ —  
Schon wieder schweig's, den Finger schein am Munde.  
Das Glück, das nur mit vollen Massen mißt,  
Das lachte wieder aus dem Bitch mich an,  
Mir war, du hieltest wieder mich im Bann  
Wie einst, da froh wir in den Morgen luhren  
Auf unsers Glückes goldenen Sonnenspuren.

Wie süß und schelmisch doch das Mädchen lacht!

Wir plauderten die ganze, ganze Nacht;  
Daron ist mir im Herzen süß ein Klang,  
Ein heit'rer, lange noch zurückgeblieben  
Und tönt nun fort wie silberner Gesang  
Und stört gar oft des Schmerzes Ton, den trüben.

Des Cages Heile, treue Augen schreuchten  
Das Rosenkind von meiner Seite fort;  
Im Herzen doch hängt seiner Blicke Leuchten  
Und klingt sein liebreiches, süßes Wort.

Hug. Fried. Krause



Mohrenspringmaus (Dipus egyptius)  
(Aus Marshall's „Die Vögel der Erde“)

**Eine neue Naturgeschichte des Tierreichs**

Ebenso zahlreich wie mannigfaltig sind die Beziehungen des Menschen zur Tierwelt, und eben deshalb ist die Tierkunde von jeher unter den sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaft das weitest populärste gewesen. Dem entspricht auch der Umfang der ihr gleichmehnten vollständigen Literatur, vielfach jedoch gleichfalls der Umfang der einzelnen Werke. Gar nicht bedeutend ist die Anzahl solcher, die zwischen zu groß und zu klein die passende Mitte halten, die zugleich mit wirklich guten Abbildungen reichlich geschmückt und nicht zu teuer sind.

Auf eine neue Kunde des Tierreichs, die alle diese Eigenschaften aufweist, möchten wir unsere Leser aufmerksam machen. Sie beginnt, anschließend an die so ungemein beifällig angenommene populäre Völkerrunde von Dr. Kurt Lampert „Die Vögel der Erde“ — die erste Abteilung des großen Sammelwerkes: „Die Erde in Einzeldarstellungen“ — loben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als zweite Abteilung in gleichem Format und in gleicher Ausstattung zu erscheinen. Den Text dieser neuen, reich illustrierten Tierkunde, betitelt: „Die Tiere der Erde“, schreibt ein hervorragender Zoologe, Professor Dr. W. Marshall in Leipzig, eine Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiete, zugleich aber auch ein Meister vollständigster Schilderung, die das Interesse des Lesers unaußgesetzt rege hält. Wie „Die Vögel der Erde“ alle Stämme der großen Menschheitsfamilie in allen fünf Erdteilen in Wort und Bild

vorführt, so wird nun in ganz ähnlicher Weise und nach denselben Grundsätzen das in Rede stehende neue Werk die gesamte Fauna unzers Planeten dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechend beschreiben. Es soll das jedoch nicht in gelehrten Abhandlungen, die zu ihrem Verständnis mehr oder weniger fachmännische Kenntnisse erfordern, geschehen, sondern in anregender und durchaus allgemein verständlicher Form. Es wird mit einem Wort eine Tierkunde für jedermann geboten, die dem Leser die Ergebnisse der Wissenschaft in unterhaltender Weise zugänglich und so alle Natur- und Tierfreunde mit unserem Wissen von der Tierwelt vertraut macht. Auf dieser weiten Wanderung versteht es Professor Marshall, in Ernst wie Humor stetig zu wechseln; durchaus mit Recht hat er dabei aber auf allerlei Nerdnotenklam und die Wiederholung alter und oft erzählter Tier- und Jagdgeschichten verzichtet. Am so mehr betont er in seiner Darstellung immer die Uebereinstimmung der Lebensweise der Tiere mit ihrer äußeren Gestaltung

und mit ihrer inneren Organisation, damit wir die Wahrheit der Goetheschen Worte erkennen:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,  
Und die seltsame Form bewahrt im geheimen das Urbild.“

Wie in den „Vögeln der Erde“, ist auch in dieser Naturgeschichte des Tierreichs ein ganz besonderer Wert und die größte Sorgfalt auf den illustrativen Teil gelegt worden. In ebenso neuer wie origineller Weise wurde die Lichtbildkunst zur Veranschaulichung aller Klassen und Arten der Fauna herangezogen, indem sämtliche Abbildungen dieses Wertes ausnahmslos auf photographischen Aufnahmen nach dem Leben beruhen, wodurch ein Illustrationsmaterial von durchaus urkundlicher Treue geschaffen worden ist, wie es gleich zuverlässig und naturwahr kein andres deutsches Werk aufzuweisen hat. Keine Zeichnung vermag ja die Unmittelbarkeit und Treue dieser Aufnahmen auch nur annähernd zu erreichen; außerdem steht aber auch diese populäre Tierkunde durch den Umfang des in ihr gebotenen Anschauungsmaterials einzig da, indem mehr als 1000 Abbildungen, darunter 25 ganzseitige Farbendrucke in technisch vollendeter Wiedergabe, den Lesern auf ihren Blättern vorgeführt werden.

Man nimmt an, daß die bekannte Tierwelt aller Zonen gegen 70 000 Tiergattungen in runder Summe umfaßt, da sie aber immer noch nicht vollständig erforscht ist, so wird man im ganzen wohl an 100 000 und mehr Gattungen veranschlagen dürfen. Es ist selbst dem weitesten Blick natürlich verjagt, eine so



Batschopf oder Mollschmiedev (Myotisotis)  
(Aus Marshall's „Die Vögel der Erde“)

erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen zu umfassen, und deshalb hat die Zoologie diese Massen zu größeren und kleineren Gruppen vereinigt, die wir in den „Tieren der Erde“ nun eine nach der andern in ihren charakteristischsten Merkmalen und Unterschieden kennen lernen.

An der Spitze der acht Stämme oder Typen, in die man gegenwärtig ziemlich allgemein die tierischen Wesen einteilt, die unsern Erdball be-

springmäuse bevölkern, wie ihr Name angibt, die dürrsten und ödesten Gebiete, wo sie in dem harten Kiesboden sich viel verzweigte, jedoch nicht tiefe Gänge graben, in die sie sich bei der geringsten Gefahr zurückziehen. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer aus Unglaubliche grenzenden Geschwindigkeit, und einer in vollem Laufe befindlichen Springmaus vermag kein Mensch nachzukommen. Wenn die Tierchen ungestört sind, so pflegen sie aufrecht auf dem Hinterteile nach Art der Kängurus zu dauern.

Wie die Fische finden wir auch die bekanntlich zu den Säugetierengruppen gehörenden Wal-tiere in ihrem nassen Elemente schwimmend dargestellt. Wir geben von ihnen den unter die Familie der Delphine gerechneten Butzlopf (*Orca gladiator*) wieder, der von seiner langen, säbelartig aufrecht stehenden Rücken-flosse auch Schwertschiff genannt wird. Sie fressen nicht nur kleineren Fischen nach, sondern

machen auch, zu mehreren vereint, auf die Riesen des Meeres Jagd, weshalb man sie in Neu-England auch „Walfischmörder“ heißt. Ihr Gebiß ist mit wenigen, aber sehr kräftigen Zähnen ausgestattet; sie sind nicht nur die größten, sondern auch die mutigsten, raubstüchtigsten, gefräßigsten und deshalb am meisten gefürchteten von allen Delphinen.



Gorilla (*Gorilla gina*). Leder eines alten Männchens, des größten bis jetzt aufgefundenen Exemplars im Gewicht von über 200 Kilogramm, unmittelbar nach dem Code photographiert.  
(Das Werkblatt: „Die Tiere der Erde“)



Koala oder australische Bär (*Phascolarctus cinereus*)  
(Das Werkblatt: „Die Tiere der Erde“)

völlern, stehen die Wirbeltiere (*Vertebrata*), mit denen die Darstellung beginnt. Sie zerfallen in die Säugetiere, Vögel, Reptilien, Lurche und Fische, die gleich den übrigen Stämmen in der gleichen ausgiebigen Weise illustriert sind. Um zu zeigen, wie ungemein naturwahr diese Abbildungen sind, führen wir einige besonders interessante unsern Lesern vor Augen. Wie auf diesen, so ist durchgehend der Grundfaß festgehalten, nach Möglichkeit alle Aufnahmen an Ort und Stelle zu machen und die Tiere in der Umgebung zu zeigen, in der sie leben und sich bewegen, wodurch der Wert der Bilder selbstverständlich bedeutend erhöht wird.

Unter den 19 Ordnungen der Säugetiere kommen in erster Linie die Affen, von denen die menschenähnlichen (*Anthropoidei*) besondere Aufmerksamkeit erregen. Der gewaltigste aller Menschenaffen und aller Affen überhaupt ist der Gorilla (*Gorilla gina*) und eine ungeheuerliche Bestie dazu, wie die Abbildung eines getöteten Tieres genugsam erkennen läßt. Es heißt, er sei bereits um das Jahr 480 v. Chr. von dem karthagischen Admiral Hanno auf seiner Fahrt längs der Westküste Afrikas entdeckt worden, und dieser kühne Mann habe in der heutigen Sierra Leone Kämpfe mit „wilden Menschen“, die von den Dolmetschern „Gorillas“ genannt wurden, bestanden. Jedenfalls ist der Gorilla aber erst 1847 durch den Missionar Savage in den Wäldern am Gabunfluß wieder aufgefunden worden. Das erwachsene Männchen erreicht die volle Höhe eines Mannes, ist aber noch erheblich breiter in den Schultern (bis zu 1 Meter), und seine Arme sind ungemein muskulös. Wahrhaft unheimlich wirkt der Kopf mit den hohen Knochenbogen umgebenen Augen, der glatten, in der Mitte mit einer tiefen Längsfurche versehenen Nase und der vorspringenden Schnauze, aus der das furchtbare Gebiß mit scharfen Eckzähnen hervorsticht.

Neben diesem Riesen der Tierwelt erscheinen als winzige Zwerg die Wüstenpringmäuse, die über den größten Teil von Nordafrika und das angrenzende Westasien verbreitet sind. Ihr lateinischer Name lautet *Dipus nescyptus*, während die Araber dies allerliebste kleine Tierchen mit dem langen Schwanz und den verhältnismäßig ungeheuer großen Ohren *Djerboa* heißen. Die Wüsten-

Ein ganz originelles Wesen ist der harmlose Koala oder australische Bär (*Phascolarctus cinereus*), der in Neusüdwales heimisch ist und zu den Beuteltieren gehört. Er klettert auf den höchsten Bäumen, selbst auf den äußersten Ästen mit großer Sicherheit herum, aber auch mit einer Langsamkeit, die ihm den Namen „australisches Faultier“ eingetragen hat. Das Weibchen wirft bloß ein Junges und schleppes, nachdem es dem Beutel entwachsen ist, noch lange zärtlich besorgt auf dem Rücken oder den Schultern herum. Das Kleine klammert sich fest an den Hals der Mutter an, wenn diese, wie auf unserer Illustration, mit lobenswerter Vorlicht in den Kronen der Bäume umherklettert.

Australien, vorwiegend aber Nordamerika, ist die Heimat des *Opossum* (*Didelphys virginiana*), einer Beuteltier, die den Tag in hohlen Bäumen verschläft und nachts Jagd auf Vögel, kleine Säugetiere, Reptilien und Insekten macht. Das widerliche Tier bringt aber auch gern in die Sähnes-

stöße, alles darin lösend, was es zu erreichen vermag. Wenn es verfolgt und eingeholt wird, rollt sich das *Opossum* zu einem Knäuel zusammen und stellt sich hartnäckig tot, selbst wenn man es stößt und verwundet. Seiner ganzen Bauart nach ist es ein Baumtier, das, beim Gehen mit ganzer Sohle auf-tretend, auf dem Boden ziemlich unbehilflich erscheint. Die Anzahl der Jungen schwankt zwischen 1 und 16; erst wenn sie die Größe einer Katze erlangt haben, verlassen sie den Beutel ihrer Mutter, die aber auch nachher noch für sie besorgt bleibt.



Junges *Opossum* (*Didelphys virginiana*)  
(Das Werkblatt: „Die Tiere der Erde“)



Schnabellier (Ornithorhynchus), ein stielgendes Säugetier  
(Nach Westkall: „Die Tiere der Erde“)

Das wunderbarste Wesen unter der an seltsamen Tiergestalten so reichen Fauna des fünften Erdzeits ist das Schnabellier (Ornithorhynchus) oder Platypus mit dem Leibe und Schwanz eines Fihers. Die FüÙe sind breit und die VorderfüÙe mit Schwimmhäuten versehen; der Schnabel, an dessen oberem Ende sich eine breite Hautfalte aufschlief, gleicht ganz dem einer Ente. Das Schnabellier bewohnt die buschigen Uferländer von Ost- und Südaustralien sowie von Tasmanien; es legt sein Nest mit Vorliebe in überhängenden Ufern stehender Gewässer an, dicht am Wasserspiegel führt ein langer gewundener Gang hinein. Man darf bei dieser zu den Kloakentieren gerechneten, äußerst merkwürdigen Gattung mit Recht von einem „Nest“ sprechen, obwohl das Schnabellier den Säugetieren zugehört. Wie es nämlich einen vollständigen Entenschnabel und entenhafte VorderfüÙe besitzt, so legt es auch als einziger Säuger Tier wie ein Vogel oder eine Eidechse. Man hat das zuerst für eine Fabel gehalten, jedoch nach den zahlreichen neueren Beobachtungen im australischen Busch wie in australischen Tiergärten ist an der Tatsache in keiner Weise mehr zu zweifeln. Zu den vielfältigen körperlichen Absonderlichkeiten dieser Tiere gehört endlich noch das Vorhandensein eines regelrechten Sporns, wie ihn unsere Fühne haben, an jedem Hinterbein des Männchens.

Zu den Reptilien, und zwar zur Gattung der Eidechsen, zählt das durch seine, je nach Gemütszustand, nach Temperatur und Beleuchtung wechselnde Färbung berühmte Chamäleon (Chamaeleon vulgaris), das im äußersten Süden von Europa vorkommt. Sein Kopf ist kantig und eckig, nach oben und hinten in eine dreikantige Spitze, den sogenannten Helm, ausgezogen. Das merkwürdigste an ihm sind die Augen und die Zunge. Die Augen, als kugelige Gebilde weit nach außen vorragend, sind in ihren Bewegungen völlig unabhängig voneinander, so daß das rechte vor- oder aufwärts, das linke rück- oder abwärts blicken kann und um-

gesehen. Ohne sich zu bewegen, vermag das Tier daher seine ganze Umgebung zu übersehen und seine aus Merkbildern bestehende Beute ausfindig zu machen. Tagelang verharret das Chamäleon oft ohne die



Chamäleon (Chamaeleon vulgaris), mit der Zunge eine Insekte fangend  
(Nach Westkall: „Die Tiere der Erde“)

geringste Bewegung auf einem Baume oder Strauch, nähert sich ihm aber eine Fliege, dann wird die so lange aufgerollt im Schlunde liegende Zunge, deren vorderer, dicker Teil mit einer klebrigen Masse über-

zogen ist, blitzschnell vorgeschossen, wie auf unserm Bilde zu sehen, das Opfer daran festgeklebt und ebenschnell in das Maul zurückgezogen; tote Beute rühren die Tiere nicht an. Für gewöhnlich sieht das Chamäleon grünlich aus, dem Blattwerk ähnlich; beim Farbenwechsel beobachtet man Uebergänge von Orange durch Gelbgrün bis Blaugrün mit verschiedenen Schattierungen und Schillerfarben. Dieser Wechsel wird ermöglicht durch das Vorhandensein zweier Lagen von verschiedenartigen Farbstoffen unter den Oberteilen der eigentlichen Haut und in dieser selbst.

Zum Schluß noch einige Worte über ein Mitglied des Hintergeschlechts, den Genusbüffel (Anoa depressicornis), der den Büffeln nahesteht, aber auch einiges Antilopenhafte an sich hat. Seine Heimat scheint auf Celebes beschränkt zu sein; die Malaien nennen ihn Anoa oder Sapi-Utan (zu deutsch Walbulu). Die Tiere werden etwa 1 Meter hoch und 1,5 Meter lang, haben einen gedrungenen Leib von rot- bis dunkelbrauner Färbung und kräftige, spitze Hörner, die wenig nach hinten gerichtet und schwach nach außen gebogen sind. Der Anoa ist träge und bewegungsunlustig nach Art seiner Verwandtschaft, er steht lange auf der gleichen Stelle, mit Fressen oder Wiederkäuen beschäftigt, und scheint sich wenig oder gar nicht um die Außenwelt zu kümmern. Der langsame Schritt ist seine gewöhnliche Gangart, nur hin und wieder entfährt er sich, ganz nach Hinderart, zu einigen plumpen Sprüngen. Vereinzelte Exemplare kommen in die

europäischen Tiergärten, wo sie gut aushalten, mit der Zeit aber sehr bössartig werden; sie wissen dann die Hörner als gefährliche Waffe zu gebrauchen. Mit Recht weist Professor Marshall darauf hin, daß so naturwahre Aufnahmen, wie sie dieser allumfassende Orbis pictus der Tierwelt bietet, bei manchen Arten schon in gar nicht ferne Zukunft überhaupt ausgeschlossen sein dürften. Man denke nur an den amerikanischen Bison, den Wisent, den europäischen Fihber, die Tronte, das Vorkentier und andre Arten, die bereits völlig ausgerottet oder doch dem Verschwinden nahe sind. Die unvergleichliche Naturtreue sämtlicher Abbildungen verleiht dem Werke einen besonderen Vorzug einmal für den Gelehrten, dann aber auch für den Sportsman und den Künstler, in erster Linie für den Maler, der oft genug in die Lage kommt, auf einem seiner Gemälde irgend ein Tier darzustellen, ohne daß er ein lebendes Modell dafür zur Verfügung hat.

Die Tiere der Erde erscheinen vollständig in 50 Lieferungen zu je 60 Pfennig, um die Anschaffung dieses vollständigen naturwissenschaftlichen Werkes, in dem Wort und Bild auf das glücklichste zusammengewirkt, auch den weitesten Kreisen zu ermöglichen. Der darin verwirklichte Gedanke ist ein so glücklicher und zeitgemäßer, daß das schöne Unternehmen sicherlich auf eine gleich warme Aufnahme rechnen darf wie vorher „Die Völker der Erde“. Wir empfehlen es allen Natur- und Tierfreunden, für die es ein Werk von bleibenden Werte und einen nie verfliegenden Quell geistigen Genusses bilden wird.



Anoa oder Genusbüffel (Anoa depressicornis)  
(Nach Westkall: „Die Tiere der Erde“)

## Jugendende

Novelle

Karl Herold

(Ech.)

Gegen Mittag brachte ein Dienstmann das Geschenk in die Küche. Willy Hügel hatte ihm gedroht, er werde ihm den Kopf abschneiden, wenn er verzichte, von wem es komme, und so blieb die schöne Empfängerin wirklich völlig im unklaren über den Geber.

Ihre Gedanken hatte sie natürlich, und zuerst auch den richtigen. Das Ding war hübsch und doch auch wieder etwas nützlich — ein Großstädtergedanke. Das konnte kaum ein anderer sein als Herr Hügel. Und er ließ ihr auch fast jeden Tag ein Kompliment in die Küche sagen, das sprach ebenfalls dafür. Aber dann fragte sie sich wieder, welchen Zweck er, der ihr doch ziemlich fremd war, haben könnte, ihr solch ein Geschenk zu machen.

Frau Emma Grabe versuchte sich auch im Raten. „Vielleicht haben sich die Abonnenten zusammengetan,“ sagte sie. Bei ihrem praktischen Verstand hatte sie sofort die Gerätschaften untersucht, sie sehr gut gefunden und ungefähr den Wert des Geschenke festgestellt. „Alles in allem mindestens zwanzig Mark!“ Die Küchenmädchen waren ganz begeistert und bedauerten nur, daß sie nicht auch solche Präsente bekommen. Der Oberkellner Fröh, der befragt wurde, meinte, von den Abonnenten sei es keiner gewesen. Die Herren seien über die Bemühung, das Blumenarrangement gesandt zu haben, ganz verblüfft. Sie hätten gar nicht gewußt, daß Fräulein Braunes Geburtstag sei.

„Nun,“ meinte Frau Grabe, „wir wollen uns nicht den Kopf darüber zerbrechen. Fräulein Edith wird schon wissen, von wem es kommt. Und daß sie es uns sagt, ist kaum zu verlangen.“

Die Blumen mit ihrem originellen Behälter waren dann durch den jüngsten Kellner nach Ediths Elternhaus gebracht worden. Als das junge Mädchen selbst anlangte, war die Mutter der Mutter schon aufs höchste gewachsen. Der Papa sprach sich abfällig aus. „Eine verdrückte Idee!“ sagte er. Aber die Mama war anderer Ansicht. „Es ist doch besser als solch ein Korb, den man dann ein paar Jahre auf dem Dachboden liegen hat, bis man ihn wegwirft. Wenn die Blumen well sind, kann sich Edith die Küchensachen für ihren Samstagskosten nehmen!“

Fräulein Edith trug nämlich alles mögliche für ihren „Samstagskasten“ zusammen, auf dessen Grunde der Anfang ihres zukünftigen Dandstandes schlummerte. Das erste, das sie dafür aufhob, war ein in einer Wohltätigkeitslotterie gewonnener Zigarettenstreicher gewesen, ein Gegenstand, für den sie als Backstisch durchaus keine Verwendung hatte. Aber später — „mein Mann wird doch vielleicht rauchen“ — hatte sie gesagt, und die große Riste aufgestellt, in der sich nun bereits eine ganze Anzahl mehr oder weniger nützlicher und schöner Gegenstände befand, die man „später“ „vielleicht“ verwenden konnte.

„Von wem ist es denn?“ fragte die Mama.

„Ich weiß nicht. Der Dienstmann sagt, von einem fremden Herrn.“

„Du hättest es nicht annehmen sollen. Von fremden Herren nimmt man nichts!“ rügte der Papa.

„Aber das ist doch Unsinn. Es ist doch natürlich nicht von einem fremden Herrn, sondern von jemand, den wir sehr gut kennen. Das stellt sich bald genug heraus. Und ich hab' mich so darüber gefreut!“

Die Mama hatte etwas Weißes durchschimmern sehen, als sie eine Rose, die den Kopf zu hängen begann, aufzurichten wollte, und zog nun das Räucherkerzen heraus.

„Da ist etwas Geschriebenes!“ Aber sie konnte es nicht lesen, und auch der Papa verstand nicht Französisch.

„Was heißt das?“ fragte er ernst.

Fräulein Edith war pupurreot geworden. Sie jögerte einen Augenblick und sagte dann stoßend: „Ich gratuliere!“ Da steckte er die Karte ein. Er wollte sie dem Schuldirektor zeigen, um zu hören, ob das Geld für ihre französischen Stunden nicht weggegarben worden sei. Edith sah seine Hand: „Seig sie ihm nicht, lieber, guter Papa!“

„Nun, was heißt es?“

„Ich liebe dich!“ brachte sie jögern hervor.

„Wer ist denn dieser ‚Ich‘?“

„Wenn ich das wüßte,“ sagte sie.

„Da wurde der Papa jörmig. „Wirdst du, Edith, über den kleinen Schwindel vorhin will ich weg-

sehen. Aber jetzt mal heraus mit der Sprache: wer ist der ‚Ich‘?“

Sie beteuerte, daß sie es nicht wüßte. Anfangs habe sie gedacht, es sei von Herrn Hügel.

„Unsinn!“ rief der Papa. „So'n alter Knabe denkt nicht an solche Dummheiten.“

Edith fühlte sich verlezt. Sie zu lieben, das konnte man doch nicht gerade eine Dummheit nennen. Aber es war ja richtig; daß Herr Hügel das Bitter geschrieben hatte, glaubte sie jetzt selbst nicht mehr.

„Also, wer ist es?“

Sie beteuerte wieder, sie wüßte es nicht. „Und wer könnte es sein? Besinne dich!“

„Ach,“ sagte sie, „höchstens —“

„Nun?“

„Der Fräutche!“

„So, Herr Fräutche! Der Sohn von dem Banquier in Leipzig?“

„Ja!“

„Nun, da wollen wir ihm den Standpunkt klar machen.“

Herr Braune schritt dabei langsam durch das Zimmer, öffnete die Thür zum Vorsaal und rief hinaus: „Vina!“

Das Dienstmädchen erschien.

„Tragen Sie das zu Herrn Fräutche — beim Buchbinder Temmler wohnt er —, und sagen Sie eine Empfehlung von Herrn Braune und er verbitte sich anonyme Geschenke an seine Tochter.“

Lina nahm mit einem bedauernden Kopfschütteln das Blumenarrangement auf, Herr Braune begann sehr energisch zu rauchen, und Edith flüchtete sich niedergebückelt, nur mit Wähe die Tränen unterdrückend, in ihr Zimmer.

Eine Viertelstunde später kam Lina mit den Blumen und einer Empfehlung von Herrn Fräutche zurück; die Blumen seien nicht von ihm, und er werde sofort selbst kommen.

Ueber das erstere freute sich Herr Braune nicht besonders, mit dem zweiten war er zufrieden. Er sagte auch Edith nichts davon, welcher Besuch zu erwarten sei, sondern empfing Herrn Werner Fräutche allein. Und er empfing ihn so liebenswürdig, daß der junge Mann sah, nicht das Geschenk, sondern nur die Anonymität des Gebers hatte Anstoß erregt, und daß man gar nicht böse darüber wäre, wenn er der Abendherd gewesen wäre. Und mit dem frischen Mut der Jugend sprach er das Wort, das zu sprechen er noch vor einer Stunde nicht gewagt hätte. Der „Schwiegervater“ war in so guter Stimmung, es war Ediths Geburtstag, alles so schön, so romantisch, weshalb es noch hinaus-schieben? Und als man sie rief und ihr die Werbung mitteilte, da hatte auch sie nichts einzumelden. Die Veröffentlichung der Verlobung sollte gleich geschehen, denn geheim halten würde sich die Sache doch nicht lassen, und eine Ueber-zahlung sollte es immerhin für den und jenen werden, besonders für den Abiender der Blumen.

Es war am zweiten Tage danach, einem Sonntag, ziemlich früh, als Herr Willy Hügel, von einem Spaziergang durch den Park zurückkehrend, von Hansich angehalten wurde.

„Guten Sie schon Ihre Post durchgesehen?“

„Nein, aber warum?“

„Nun, das Neueste. Unse Rochstudenin hat sich verlobt!“

Es war Willy Hügel, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte. „So —!“ sagte er endlich mühsam. „Mit wem denn?“

„Mit Fräutche!“

„Ah — mit dem!“ Er sprach ganz langsam, zerrte jedes Wort.

„Na, was ist Ihnen denn, Mister Dill? Sie sind ja ganz perplex!“

Er schluckte und würgte, als ob ihm die Sprache stockte. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem mühsamen Lächeln, indem er sagte: „Da hat man dem jungen Menschen zwei Jahre lang gepredigt, daß das Heiraten eine Dummheit ist, eine furchtbare, und hier das Resultat!“

„Na, na, Mister Dill, ich bin nicht ganz sicher, ob Sie nicht gern mit ihm tauschen möchten.“

Er lachte schroff auf. „Unsinn!... Aber ich muß nach Hause, mich umziehen. Guten Morgen!“

„Aber bitte, Mister Dill, nicht etwa Trauer. Sie haben ja doch für die kleine Edith immer ein Faible gehabt!“

Er rügte nicht einmal den Mister Dill, ihm war alles gleichgültig. Nur fort wollte er, allein sein.

In seiner Wohnung sank er auf das Sofa, schaute sich in die Ecke und schloß die Augen. Er fühlte sich so müde. Stillsam, wie der kurze Spaziergang durch den Stadtpark so angereisen konnte. Unten freilich hatte er es noch nicht gefühlt, es war ganz plötzlich gekommen. Aber es war doch da. Und seine Gedanken gingen zu Edith Braune und

zu dem Brauttag, den er immer, wenn dieser in Jugendübermut ein zu stolzes Wort sprach, „junger Fräutche“ genannt hatte. Er führte nun das reichende Mädchen zum Altar und durch das Leben, und er hatte das Nachsehen. Und er liebte sie doch ebenso, mehr jedenfalls, und er würde sie auf den Händen getragen haben. Er meinte alles zu haben, was sie hätte glücklich machen können, er war in dem Wahne gewesen, noch jung zu sein, und nun sah er, daß er das nur in seinen eignen Träumen war. „Du alt! Du bist ein alternder Mann!“ sagte er sich plötzlich mit einem grünlichen Schmerz. Die Erkenntnis kam so urplötzlich, daß sie ihn erschütterte. Ueber die Zahl der Jahre hatte er bisher gelacht. Die Welt war so dümm, sie wußte nicht, wie lange man jung sein konnte. Und nun hatte sie doch recht behalten: er war alt, alt und sah in ein ödes, trostloses, einkames Leben hinein. In ein Leben ohne Liebe. Freilich, wenn er wollte, eine Frau würde er nach immer finden, eine, die sich versorgen möchte, eine, die keine Aus-sicht auf einen andern Mann mehr hatte, und die nun blindlings zugriff. Die würde ihn nehmen und würde vielleicht, da er seine schönen roten Krawatten und großartigen Anzüge trug, gar noch sagen, er sähe aus wie ein junger Mann. Aber das war doch alles Lüge, ihn geaute davort. Eine Heirat aus Verlegenheit — nein.

Wie er so lag, grübelte und sann, kam ein Gedankenstrom die Straße hinauf, langsam und schwer, — die Begräbnisstraße. Er dachte dabei an nichts als an sich: ihm schien, das Grabgeläute gelte seiner eignen Jugend. Dann kam aber doch ein Geräusch von vielen Fußgänger, ein Wurmeln durch das offene Fenster herein. Mechanisch erhob er sich, um zu sehen, was es sei.

Trunken ging der Leichenzug des Lehrers Plechle vorüber. Hinter dem blumengeschmückten Sarge die Witwe, vergrämt und niedergebückt, und die drei weinenden Kinder. Dann eine Menge Erwaschener, und nach ihnen die ganze Volksschule: die Jugend, die das Alter ehrt. Herr Plechle war noch kein alter Mann gewesen, aber für die Kinder war er es doch. Das Alter beginnt mit dem Tage, an dem man mehr zu geben hat, als man empfängt.

Willy Hügel kartete dem Zuge nach, bis er in die nächste Straße umgebogen war. Dann ging er in Zimmer auf und ab, und hinaus durch die übrigen Räume. Im Schlafzimmer zog er einen Kasten auf, aus dem es hell und grell herausstrahlte: die schönen, auffälligen Krawatten. Er machte eine Bewegung, als ob er sie alle zu Boden werfen wollte. Dann sagte er leise: „Nein, nicht zu plötzlich. Ich bin alt, aber die andern brauchen es noch nicht sofort zu merken. Woche um Woche wird eine verschwinden. Und die großartigen Anzüge, die gehen nun auch. Ein dunkles Grau ist eigentlich eine recht schöne Farbe.“

Er ging wieder umher. „Das Alter beginnt mit dem Tage, an dem man mehr zu geben hat, als man empfängt. Ich bin alt, die Jugend geht über mich hinweg, ohne mich nur in Betracht zu ziehen. Denn ich bin alt und habe niemand, dem ich geben könnte. Es ist doch weit besser, zu heiraten in jungen Jahren, wenn man sich nicht bloß selbst, sondern wenn auch die andern einen noch für jung nehmen. Ich hab's verpaßt!“

Trotzdem Herr Willy Hügel an diesem Tage beschlossen hatte, seine Anzüge und Krawatten in den „ausgefaltenen Dessins“ aufzutragen, kleidete er sich am Nachmittag dieses Sonntags doch in Schwarz und machte der Witwe des Lehrers Plechle einen Kondolenzbesuch.

Die trauernde, niedergebückelte Frau wußte nicht recht, weshalb der seine Herr, der ein intimer Freund ihres Mannes doch nicht gewesen war, zu ihr kam. Aber er ließ sie nicht lange warten. Er war selbst so befangen, ganz gegen seine sonstige Art, daß er nicht viel Worte machen konnte. „Sehen Sie, Frau Plechle,“ sagte er, „ich könnte Ihnen zwei Zimmer und die Küche von meiner Wohnung abtreten; ich brauche sie nicht, und wenn Sie mir meine Räume in Ordnung halten wollen, so bringt Ihnen das auch noch etwas ein. Das würde Ihnen mit wirtschaftlich helfen, denn Ihre Witwen-pension wird ja nicht so sehr groß sein. Und wenn die Kinder einen Enkel nötig haben — ich möchte sie erziehen lassen. Ich bin so allein und habe für niemand zu sorgen. Und das gehört doch schließlich zum Leben. Wollen Sie?“

Die Witwe drückte ihm zitternd die Hand, und ihre Thränen fielen darauf nieder.

Kurze Zeit danach zog in die Wohnung, aus der Willy Hügel's Jugend gestoben war, eine neue Jugend ein, die weltliche Jugend, die zur Lebens-höhe emporstrebte, und er wurde ihr ein treuer Berater.

### Neues Licht

Als das elektrische Glühlicht und Bogenlicht in Aufnahme kam, wurde allgemein dem Gaslicht der Untergang prophezeit. Bei den vielen Vorzügen, die das elektrische Licht namentlich in gesundheitlicher Beziehung gegen das Gaslicht hat, war eine solche Prophezeiung gerechtfertigt.

Der mit der Einführung des elektrischen Lichtes auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens entbrannte heftige Konflikt zwischen dem Gaslicht und dem elektrischen Licht hat heute noch nichts an Schärfe verloren; er hat jedoch solche erstaunlichen Verbesserungen und Verbilligungen sowohl des Gaslichtes als auch des elektrischen Lichtes erlitten, daß man ein Ende des Kampfes weder absehen noch rühen kann. Mit der Erfindung des Gasglühlichts durch den Baron Dr. Auer von Welsbach glaubten die Gasleute im Hinblick auf die Billigkeit dieses Lichtes dem elektrischen Licht den Garaus gemacht zu haben. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch, denn einmal war es nicht möglich, das elektrische Bogenlicht in rationeller Weise durch das Gasglühlicht zu ersetzen, und andererseits gelang es durch den Bau großer Zentralen und von elektrischen Maschinen mit besserem Nutzeffekt den Preis des Lichtstromes erheblich zu erniedern.



Große Edison-Lampe

von größter Bedeutung für die Ausbreitung des elektrischen Lichtes wurde aber die Verbesserung und Verbilligung der Glühlampen. Eine gewöhnliche Edison'sche Kohlenfaden-Glühlampe kostete anfänglich 10 Mark, jetzt beträgt ihr Preis nur noch etwa 30 Pfennig. Trotzdem war es hiermit noch nicht möglich, das elektrische Glühlicht so billig zu machen wie das Gasglühlicht. Wären nicht die sonstigen Vorzüge des elektrischen Lichtes so augenfällig gewesen, so würde es wohl kaum eine solche allgemeine Verbreitung gefunden haben.

Das friedliche Nebeneinanderbestehen der beiden Beleuchtungsarten in den letzten Jahren hat den Anschein erweckt, als ob der Kampf um das Faisan durch Anerkennung der Gleichberechtigung beider Parteien beendet sei. Dem ist aber nicht so; es war nur eine Ruhe vor dem Sturm, denn die Elektriker rücken jetzt auf der ganzen Linie mit einer Reihe von Erfindungen vor, die alle die Vorteile tragen: besseres und billigeres elektrisches Licht.

Die größten Hoffnungen werden von den Lichtelektrikern auf das Kernst- und auf das Osmiumlicht, zwei neue elektrische Glühlichtarten, sowie auf eine neue elektrische Bogenlichtform gesetzt, die in besonderer Ausführung als Bremer-Licht und allgemein als Plattenbogenlicht bezeichnet wird. Zum besseren Verständnis des Wesens der neuen Lichtformen folgen zunächst einige allgemeine Angaben über die Erzeugung und die Eigenschaften des bisher allgemein gebräuchlichen elektrischen Glühlichtes und Bogenlichtes.

Die Konstruktion der elektrischen Glühlampen beruht auf der Eigenschaft des elektrischen Stromes, dünne Leiter glühend zu machen. Die gewöhnliche Edison'sche Glühlampe besteht aus einer luftleer gemachten Glasbirne mit einer darin befindlichen Schleife oder Spirale von dünnem Kohlenfaden. Eine Glühlampe von 16 Defnerkerzen\*) verbrauchte jetzt durchschnittlich eine elektrische Leistung von 50 Watt;\*\*) man ist also im Stande, mit einer Pferdekraft etwa 14 Stück 16-kerzige Glühlampen zu speisen. Bei der ersten Anwendung des elektrischen Glühlichts, also vor mehr als 20 Jahren, brauchte man eine Pferdekraft für etwa 10 Stück 16-kerzige Lampen. Ein erheblicher Fortschritt in

\*) Die Defnerkerze ist die als Lichtmaß angenommene Lichtstärke der Amalacetalampe von v. Defner-München.  
\*\*) Das Watt ist die Einheit der elektrischen Leistung pro Sekunde, 1000 Watt = 1 Kilowatt = 1,36 Pferdekraft.

der wirtschaftlichen Verwendung des elektrischen Glühlichts ist also seitdem nicht gemacht worden. Die Kosten für eine Normalkerze Glühlicht stellen sich danach für eine Brennstunde auf 0,14 bis 0,2 Pfennig, d. h. für die gewöhnlichen 16-kerzigen Lampen auf 2,3 bis 3,2 Pfennig gegen 0,42 Pfennig beim Gasglühlicht.

Bei dem elektrischen Bogenlicht ist die Lichtausbeute eine erheblich größere als bei dem Kohlenfaden-Glühlicht. Der wirksame Teil der elektrischen Bogenlampe ist der bereits 1821 von Davy entdeckte elektrische Lichtbogen, der sich zwischen zwei einander gegenüber stehenden, vom Strome durchflossenen Kohlenstäben bildet. Die Enden der Kohlenstäbe müssen einander zunächst berühren, damit der Strom überhaupt zu fließen kommt. Die Kohlen geraten dann wegen des großen Widerstandes an der Berührungsstelle ins Glühen, und die sie umgebende Luftschicht ebenfalls. Die Luftschicht, die noch glühende Kohlenteilchen oder Kohlendämpfe enthält, vermag den Strom zu leiten, wenn die Kohlenstippen ein wenig voneinander entfernt werden. Geschieht dies, so entsteht zwischen den Stippen ein blendender Lichtbogen von bläulich-weißer oder violett-weißer Farbe. Der elektrische Lichtbogen hat eine Temperatur von 3000 bis 4000 Grad Celsius und liefert bei gleichem Verbrauch elektrischer Leistung eine etwa sechsfach größere Lichtausbeute als die Glühlampe. Da jedoch das Zustandekommen des elektrischen Lichtbogens starke Ströme und verhältnismäßig hohe Spannungen erfordert, so können Bogenlampen für kleine Lichtstärken nicht gebaut werden; es stellen sich daher immerhin die Kosten des gewöhnlichen elektrischen Bogenlichtes auf etwa 0,07 Pfennig pro Stunde und Normalkerze.

Das Gasglühlicht ist also zurzeit noch etwa achtmal billiger als das Kohlenfaden-Glühlicht und etwa dreimal billiger als das gewöhnliche elektrische Bogenlicht. Diese ungünstige Delonomie des elektrischen Lichtes suchen die Erfinder der neuen Lichtformen zu beseitigen.

Da die vielfachen Bestrebungen, dem Kohlenfaden der Edison-Glühlampe größeren mechanischen



Osmiumlampe

halten die Elektrizität entweder gar nicht oder sehr schlecht leiten, dagegen auf eine bestimmte Temperatur erwärmt, zu verhältnismäßig guten elektrischen Leitern werden. Nach langjährigen mühsamen Versuchen und Untersuchungen gelang es schließlich Professor Kernst, diese Eigenschaft der Halbleiter zu einer wirtschaftlicheren Umsetzung der Elektrizität in Licht zu benutzen, als dies bisher mit den Kohlenfadenlampen der Fall war. An der konstruktiven Ausarbeitung der neuen Lichtkörper — allgemein Kernst-Lampen genannt — hat sich die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin, die auch Eigentümerin der Kernst'schen Patente ist, in hervorragender Weise beteiligt. Die fabrikmäßige Herstellung der Lampen bot große Schwierigkeiten; sie sind jetzt bereit gehoben, daß die Lampen

troß ihrer hohen Herstellungskosten nunmehr den Wettbewerb mit den übrigen elektrischen Beleuchtungsarten aufnehmen können. Der Preis der Lampen großer Form für höhere Lichtstärken von etwa 160 bis 170 Normalkerzen stellt sich gegenwärtig auf 12 bis 13 Mark und für die Lampen kleinerer Form für 14 bis 46 Normalkerzen auf 3 Mark. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß von den gesamten Lampenteilen im wesentlichen nur der Glühkörper einer Erneuerung bedarf; diese verursacht bei der großen Lampe bis zu 1 Mark 75 Pf. Kosten, bei der kleinen 1 Mark. Trotz dieser hohen Kosten für die Lampen wird mit dem Kernst-Licht doch noch eine erhebliche Ersparnis gegenüber dem Kohlenfaden-Glühlicht erzielt; sie beträgt bei den 16-kerzigen Normallampen 33 Prozent und steigt bei den größten Lampen bis auf 55 Prozent. Immerhin stellt sich das Gasglühlicht zurzeit noch vier- bis fünfmal billiger als das Kernst-Licht.

Die Kernst-Lampe besteht im wesentlichen aus dem Sockel mit Gewindedreh oder Bajonettfassung, dem Brenner oder Glühkörper, dem Vorwärtswiderstand und der Garnitur, d. h. der Glasglocke und dem Metallgehäuse zur Aufnahme und zum Schutze der einzelnen Lampenteile. Der Brenner ist der Hauptteil der Lampe; er enthält als Leuchtkörper einen geraden Magnesiastab, der von einer Heizspirale umgeben ist. Bei den größeren Lampen (vgl. Abb.), die als Ersatz für Bogenlicht dienen können, ist der Magnesiastab vertikal, bei den kleineren an Stelle der gewöhnlichen Kohlenfadenlampen tretenden (vgl. Abb.) dagegen horizontal angeordnet. Leuchtkörper und Heizspirale sind parallel geschaltet. Im kalten Zustande geht der elektrische Strom wegen der geringen Leitungsfähigkeit des Magnesiastabes fast vollständig durch die Heizspirale. Dies dauert jedoch nur wenige Sekunden, denn sobald der Magnesiastab durch die Heizspirale etwas angewärmt ist, sinkt sein elektrischer Widerstand plötzlich, und es geht nun der Hauptteil des elektrischen Stromes nicht mehr durch den Heizkörper, sondern durch den Magnesiastab; dieser strahlt dann im schönsten weißen Lichte.

Neben der größeren Billigkeit und der angenehmeren Farbe hat das Kernst-Licht vor dem Kohlenfaden-Glühlicht noch den großen Vorzug, daß das Glühen des Beleuchtungskörpers in freier Luft vor sich geht, also nicht wie der Kohlenfaden einen luftleeren Raum erfordert.

Dr. Auer v. Welsbach versuchte eine bessere Lichtausbeute bei dem elektrischen Glühlicht dadurch zu erzielen, daß er den wenig widerstandsfähigen Kohlenfaden der Vakuumglühlampe durch ein anderes Material ersetzte, das einen sehr hohen Schmelzpunkt und dabei große Widerstandsfähigkeit besitzt. Nach vielen mühsamen Versuchen gelang es ihm, das zur Magnetgruppe gehörige Metall Osmium, das erst bei 2500 Grad Celsius schmilzt und härter



Kleine Edison-Lampe



Osmiumlicht

Dalt zu geben, keinen Erfolg hatten. Konstruierte Professor Kernst in Göttingen einen neuen Leuchtörper nach dem Prinzip der in den ersten Anfängen der Elektrotechnik viel genannten und dann wieder in Vergessenheit geratenen Fablochschen elektrischen Kerzen. Fablochs hatte bereits erkannt, daß die elektrischen Leiter zweiter Klasse oder Halbleiter, zu denen insbesondere die Oxide von Metallen, wie z. B. die Magnesia gehören, in

als Glas ist, so zu verarbeiten, daß daraus die für die elektrischen Lampen erforderlichen sehr feinen Glühfäden hergestellt werden konnten.

Die Zusammenfassung des Osmiumrohmaterials, das zur Herstellung der Glühfäden benutzt wird, ist noch Fabriksgeheimnis. Da das Osmium die Elektrizität gut leitet, so muß der Osmiumglühfaden zur Erzielung des erforderlichen elektrischen Widerstandes nicht nur sehr fein, sondern auch möglichst lang sein. Es ist ihm deshalb die durch die Abbildung der Osmiumlampe veranschaulichte Kugelform gegeben worden. Nachdem der Fadenbügel geformt ist, wird er unter Luftabschluß und dann in einer Wasserdampf enthaltenden Atmosphäre ausgeglüht und unter Zuhilfenahme des elektrischen Stromes zu metallischem Osmium reduziert.

Da das Osmium das spezifisch schwerste Metall ist, so kann der dünne, lange Osmiumfadenbügel nur in hängender Lage angebracht werden; aus jeder anderen Lage würde er infolge seiner Schwere wieder herabsinken. Es sind ihm deshalb auch in der hängenden Lage noch besondere in Glasstengelchen eingeschmolzene Tragstützen (vgl. Abb.) aus einem unverbrennbaren und chemisch inaktiven Gemisch von Thoroxyd und Magnesia beigegeben.

Das Osmiumlicht hat eine weiße, dem Tageslicht ähnliche, aber nicht ganz so weiße Farbe wie das Kerzenlicht, während die Kohlenfadenglühlampe ein ausgesprochen gelbes Licht ausstrahlt. Nach den bisher vorliegenden Erfahrungen hat der Osmiumglühfaden eine Lebensdauer von 500 bis 700 Brennstunden und braucht zur Lichtausstrahlung 50 bis 60 Prozent weniger Strom als die Kohlenfadenglühlampe; man kann daher mit einer Pferdekraft 27 Osmiumlampen von 16 Normalkerzen, also 422 Normalkerzen gegen 14 Kohlenfadenlampen mit 224 Normalkerzen speisen.

Bei der guten elektrischen Leitfähigkeit des Osmiums ist es noch nicht gelungen, Lampen von der hohen Spannung der Kohlenfadenlampen herzustellen; die Osmiumfäden für solche Lampen müßten so dünn und lang gemacht werden, daß sie den mechanischen Fall verlieren würden. Man verwendet daher im allgemeinen bis jetzt nur Lampen für 25–42 Volt Spannung, so daß bei der in unsern Gleichstromlichtnetzen gegenwärtig allgemein gebräuchlichen Betriebsspannung von 120 Volt immer 4 oder 3 Lampen hintereinander geschaltet werden müssen, also auch zu gleicher Zeit brennen.

Der Preis einer Osmiumlampe stellt sich zurzeit in Deutschland noch auf 5 Mark; für jede zurückgelieferte, durchgebrannte, aber sonst unversehrte Lampe vergütet jedoch die Auer-Gesellschaft in Berlin 75 Pfennige. Trotz dieses verhältnismäßig hohen Preises der Lampe, der durch die Schwierigkeit der Fabrikation und das spärliche Vorkommen des Osmiums bedingt wird, kann durch die Einführung der Osmiumlampen in einer vorhandenen Lichtanlage immer noch eine wesentliche Verbilligung

des Lichtes erzielt werden. Die Auer-Gesellschaft berechnet z. B. die Ersparnis bei der Beleuchtung eines Geschäftlokals in Berlin mit 30 Glühlampen zu je 25 Kerzen bei durchschnittlich 8 Brennstunden täglich, wenn an Stelle der gewöhnlichen Kohlenfadenlampen Osmiumlampen gebrannt werden, auf jährlich etwa 550 Mark. Nach dieser übrigens sehr vorsichtigen Berechnung würde sich das Osmiumlicht ungefähr ebenso teuer stellen wie das Kerzenlicht. Welcher von beiden Lichtarten schließlich der Vorzug zu geben sein wird, kann erst entschieden werden, wenn die Osmiumlampe, die jetzt erst zur

gehandelt, und die Angelegenheit geriet dann in Vergessenheit. Nach längeren Versuchen gelang schließlich dem Ingenieur Bremer eine Tränkung der Bogenlichtföhlen mit Metallsalzen derart, daß er dem Bogenlicht nicht nur eine beliebige andere Farbe geben konnte, sondern auch gleichzeitig dadurch die Lichtausbeute bei denselben Energieaufwand ähnlich wie bei dem Gasglühlicht wesentlich vermehrte. Zur Erzielung eines goldgelben sonnenähnlichen Lichtes trankt Bremer die Bogenlichtföhlen mit einem Zusatz von 15% Flußspat (Fluorcalcium) nebst einem besonderen Flüssmittel zur Auflösung und Belichtung der bei der Verbrennung dieses Metallsalzes im elektrischen Lichtbogen bewirkt sich bildenden, die Elektrizität nicht leitenden Schmelze.

Die bessere Lichtwirkung der Bremer-Bogenlampe wird wesentlich auch durch die Anordnung der Kohlenelektroden bedingt. Jede Elektrode besteht aus zwei Kohlenstäben, die nebeneinander schräg nach unten gestellt sind und ohne besondere Regulier Vorrichtung durch ihr eigenes Gewicht bis zur Berührungstelle hinuntergleiten. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bogenlampen, bei denen die Kohlenelektroden senkrecht übereinander stehen und daher einen vertikalen Lichtbogen bilden, hat die Bremer-Lampe einen horizontal liegenden Lichtbogen, der durch den elektrischen Strom nach unten schrägartig auseinander getrieben wird (vgl. Abb.). Nach Messungen von Professor Wedding liefert die Bremer-Lampe bei gleichem Stromverbrauch drei bis viermal mehr Licht als eine gewöhnliche Bogenlampe; es ist hiernach und nach den Untersuchungen und vergleichenden Berechnungen von Professor Lummer das Bremer-Licht dreimal billiger als das gewöhnliche Bogenlicht.

Die goldgelbe Farbe des Bremer-Lichtes läßt erkennen, daß seine Strahlen eine größere Wellenlänge haben als die des gewöhnlichen bläulich violetten Bogenlichtes; es kann daher auch Wasserdampf und Nebel auf die doppelte Entfernung durchdringen. Hierdurch wird das Bremer-Licht besonders für Scheinwerfer und Leuchtfeuer geeignet, wo das gewöhnliche Bogenlicht oft nicht ausreicht.

Das Bremer-Bogenlicht ist vorbildlich gewesen für eine Reihe von Neuerungen auf dem Gebiete des Flammentagenlichtes, von denen insbesondere die neuen Bogenlampen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und der A. G. Siemens & Halske Erwähnung verdienen.

Es bleibt noch übrig, auf eine Reihe neuer Lichtformen hinzuweisen, die großes physikalisches Interesse erregen, die sich aber noch in Versuchsstadium befinden oder eine praktische Verwertung bisher nicht erlangt haben. Es ist in erster Linie das Tesla-Licht, von dem lange Zeit die Rede behauptete: „es ist das Licht der Zukunft.“ von dem aber jetzt nur noch wenig gesprochen wird. Die Erzeugung des Tesla-Lichtes geht in ähnlicher Weise vor sich wie die des Lichtes der Weiskopf'schen Röhren, die dem Leser wohl noch von der Schule



Ave Maria. Bronzestift von Giuseppe Chiattone. (Cret S 671)

Einführung gekommen ist, eine längere praktische Erprobung hinter sich hat. So viel kann aber heute schon vorausgesehen werden, daß die Tage der gewöhnlichen Kohlenfadenlampen gezählt sein werden. Dem Gasglühlicht ist aber in dem Kerzen- und Osmiumlicht ein nicht zu unterschätzender Gegner erwachsen, der um so gefährlicher wird, als unwillkürlich noch Fortschritte in der Fabrikation der Kerzen- und Osmiumlampen bevorstehen, die nicht allein eine Verbilligung der Lampen, sondern auch noch einen geringeren Stromverbrauch für ihren Betrieb herbeiführen werden.

Die auf Verbesserung des elektrischen Bogenlichtes gerichteten Bestrebungen haben ebenfalls erst in den letzten Jahren neuwertige Erfolge gezeitigt; sie beruhen alle im wesentlichen auf den bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Versuchen, durch Tränkung der Kohlenelektroden die bläuliche oder violette Färbung des Bogenlichtes zu ändern. Das Ergebnis der damaligen Versuche war wenig ermuti-



In einem japanischen Garten: Kostümierte und maskierte Bäume

Zeichnung von Franz Dadd (Zeit S. 67)

her bekannt sein dürften. Die Geißlerischen Röhren sind geschlossene Glasröhren mit eingeschmolzenen Metall Elektroden, deren Innenraum fast luftleer gemacht ist. Geht ein elektrischer Strom von hoher Spannung durch die Röhren, so geraten die vorhandenen Luftreste ins Glühen, und die Röhre leuchtet auf. An der einen Seite zeigt sich blaues, an der andern Seite röthliches Licht, je nachdem, wo der negative oder wo der positive Strom eintritt. Bei genügender Luftleere erstrahlt schließlich die Röhre auf ihre ganze Länge in blauem Lichte. Durch Anwendung von Wechselströmen von ungeheurer hoher Wechselzahl und hoher Spannung ist es Nicola Tesla gelungen, Glasröhren, mit verdünnten Gasen angefüllt, auch ohne eingeschmolzene Elektroden, also auch ohne direkte Verbindung mit der Stromquelle, lediglich durch elektrische Ladung zum Leuchten zu bringen. Jarlan Moore hat dann durch Anwendung besonders konstruierter Dynamo-Maschinen mit scharfer Stromunterbrechung erreicht, daß die Röhren auch durch Ströme von wesentlich geringerer Spannung und Wechselzahl, als sie Tesla anwenden mußte, zum Leuchten gebracht werden. Die Farbe ist rein weiß und dem Tageslicht gleichend; man bezeichnet das Licht daher auch als künstliches Tageslicht und andererseits als kaltes Licht, weil es nur eine geringe Wärmeabstrahlung besitzt. Durch Füllung der Röhren mit verdünnten verdünnten Gasen läßt sich jede beliebige Lichtfärbung erzielen. Das Tesla-Licht würde sich daher vielleicht zu Signalisierungszwecken und zur Melantherleuchtung eignen; da aber die Lichtausbeute selbst sich nicht günstiger stellt als bei der gewöhnlichen Glühlampe, so ist kaum anzunehmen, daß diese Lichtart eine wirtschaftliche Bedeutung erlangen wird.

Einen besseren Nuheseffekt versprechen die Versuche, welche sich wieder an die ältere Anordnung der Geißlerischen Röhren anlehnen, indem sie die Röhren mit Resten solcher Gase anfüllen, die elektrischen Strömen von verhältnismäßig geringer Spannung, die durch die Elektroden zugeführt werden, den Durchgang gestatten und Licht von erheblicher Stärke liefern. In dieser Hinsicht ist besonders die Quecksilberdampfampe von Leo Arons, eine deutsche Erfindung, bemerkenswert, die aber jetzt merkwürdigerweise unter dem Namen Cooper Dewitt-Lampe als amerikanisches Produkt zu uns kommt. Sie besteht aus einer Geißlerischen Röhre besonderer Form, die mit verdünnten Quecksilberdämpfen angefüllt ist und ein blasses, blaugrünes Licht liefert. Die Lichtausbeute beträgt 3 Normalkerzen per Watt aufgewendeter elektrischer Energie; sie ist also ungefähr zehnmal größer als beim Kohlenadenglühllicht. Das Quecksilberdampflicht würde also jedenfalls noch billiger als das Gasglühllicht zu liefern sein. Gegen seine Verwendung, namentlich in geschlossenen Räumen, spricht aber die große Gefahr, die bei einem Lampenbruch durch das Ausströmen der äußerst giftigen Quecksilberdämpfe hervorgerufen wird. Auch die Farbe des Lichts ist dem Auge wenig angenehm. Besondere Beachtung verdient endlich noch das von Erwald Hajsch in Potsdam angegebene Verfahren zur Erzeugung eines Elektrolytogenlichtes. Nach Verwendung als Elektroden für sein Bogenlicht feuerbeständige Substanzen wie Magnesia, Kalz. Thioroxyd u. s. w., also die bereits erwähnten Leiter zweiter Klasse, die den elektrischen Strom erst dann leiten, wenn sie, wie dies auch beim Kernlicht geschieht, angewärmt sind. Die Vorwärmung erfolgt durch einen Dikstofflampenbogen zwischen gewöhnlichen Kohlenelektroden, der sich automatisch wieder ausstaltet. Der zwischen den eigentlichen Lampenelektroden dann entstehende Lichtbogen stellt eine überaus kräftige Lichtquelle dar und hat, wenn z. B. Magnesia oder Zirkonelektroden zur Verwendung kommen, eine sonnenweiße, dem Auge wohlthuende Färbung. Hajsch berechnet die Lichtausbeute auf 3-4 Normalkerzen per Watt und hofft, daß die Verstellung des Elektrolytogenlichtes sich erheblich billiger als das gewöhnliche Gasglühllicht stellen wird. Ein endgültiges Urteil, inwiefern diese Hoffnungen berechtigt sind, läßt sich heute noch nicht fällen. Eduard Engel-Berlin

### Der neue Reiseweg nach England

Der 1. Mai d. J. wird für den mitteleuropäischen Weltverkehr ein denkwürdiger Tag sein: um die Mittagsstunde, genau um 11 Uhr 40 Minuten vormittags, wird vom Bahnhof Friedrichstraße in Berlin zum ersten Male ein direkter Schnellzug aus Deutschland durch Holland zum Anshluß an den Schnelldampfer nach Harwich abgelassen, und dadurch nicht nur für Norddeutschland, insonderheit

für Berlin, sondern auch für Mitteldeutschland und die südöstlichen Gebiete Mitteleuropas, ja selbst für die Provinzen zwischen Elbe und Rhein die schnellste Verbindung auf dem kürzesten vorhandenen Wege nach England geschaffen werden. Dem Leser wird diese Mitteilung sehr überraschend kommen, denn er ist gewiß der berechtigten Meinung gewesen, daß auf einer so wichtigen Verbindungsline zwischen Deutschland und England, also auf einer der vornehmlichsten Weltverkehrsstraßen, schon seit unvorstelligen Zeiten die schnellste nur irgendwo mögliche Verbindung bestanden habe. Erstaufrichterweise ist das aber bis zu der Stunde, in der diese Zeiten niedergeschrieben werden, nicht der Fall.

Die bisher schnellste Verbindung zwischen Deutschland und England wurde nicht auf dem kürzesten Wege hergestellt, sondern auf einem um etwa 50 Kilometer längeren Wege: von Berlin über Wesel und Bissingen nach dem englischen Hafen Queenborough. Der kürzeste Weg dagegen: über Hannover-Dsnabrid-Salzbergen-Utrecht-Rotterdam und Hoel van Holland wurde mehr als zehn Jahre lang, nämlich seit dem Bestehen dieses Eisenbahnweges, von der preussischen Eisenbahnverwaltung trotz seiner Kürze schlechter behandelt als der längere Weg, und so kam es, daß die Linie über Bissingen künstlich zur beliebtesten Straße aus Mitteleuropa nach England wurde. Am 1. Mai d. J. wird dies aufhören, und das unverdrückliche Geheiß, daß der Weltverkehr sich auf die Dauer stets den kürzesten und bequemsten Weg sucht, wird auch für dieses wichtige Glied der großen Weltverkehrsstraße zur Geltung kommen.

Nach England führen aus Deutschland vier Hauptwege. Nehmen wir Berlin zum Ausgangspunkt und London als Ziel, so haben wir zunächst den vor einem Menschenalter fast als der einzige gute Verkehrsweg geltenden: über Calais und Dover. Die Entfernung zwischen Berlin und London auf diesem Wege, die längste von allen, beträgt rund 1200 Kilometer. Diese ebendam so beliebte Linie ist heute für den deutsch-englischen Verkehr die am meisten vernachlässigte: sie fordert zwar die kürzeste Seefahrt, aber die längste Eisenbahnreise und — den teuersten Fahrpreis: 133 Mark für die Rückfahrkarte II. Klasse.

Der zweite, viel beliebtere Weg ist der über Brüssel und Ostende nach Dover; er ist 1177 Kilometer lang, also nicht viel kürzer als der über Calais, wohl aber nennenswert billiger, nur 120 Mark für die Rückfahrkarte II. Klasse.

Der dritte Weg: über Wesel und Bissingen besteht aus einer kürzeren Eisenbahnfahrt, aber aus einer längeren Seereise, und er wird deshalb von solchen Reisenden, die sich vor der Seetransport ängstigen, nicht gern benutzt. Er ist aber nur 1067 Kilometer lang und wesentlich billiger als die beiden ersten Linien: die Rückfahrkarte II. Klasse kostet nämlich nur 88 Mark.

Die billigste von allen Verbindungsstraßen nach England war und wird auch nach dem 1. Mai sein die über Utrecht, Rotterdam und Hoel van Holland; die Rückfahrkarte II. Klasse kostet nur 81 Mark. Dieser Weg hat zwei große Vorzüge vor allen übrigen Reisewegen: er führt durch reizvolle Städte, ja er gestattet sogar die Besichtigung aller namhaftesten Städte eines ganzen Landes, Hollands, ohne irgend einen Preiszuschlag, und er ist nicht nur in der Luftlinie, sondern auch nach der Schienenlänge gemessen, überhaupt der kürzeste Weg zwischen Berlin und London: nur 1023 Kilometer.

Die Linie über Doel van Holland war immer der kürzeste Weg, aber leider trifft im Verkehrsweisen der mathematische Grundsatz, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste ist, nicht immer zu. Was nützt es dem Reisenden, daß irgend ein Eisenbahnweg der Schienenlänge nach kürzer ist als alle übrigen, wenn es der Eisenbahnverwaltung nicht beliebt, auf diesem kürzesten Wege auch die besten Schnellzüge verkehren zu lassen? Leider war dies der Fall auf dem Wege über Utrecht-Rotterdam oder Utrecht-Amsterdam-Hoel van Rotterdam. Bis zum 1. Mai 1903 war diese kürzeste Linie des deutsch-englischen Verkehrs durch die schlechtesten Züge bedient. Während man auf der längeren Bissingen Linie nur etwa 20 Stunden von Berlin nach London brauchte, forderte die kürzeste Linie über Doel van Holland 24 Stunden! Der neue preussische Eisenbahndirektor, Herr Budde, hat durch einen dankbar anzuerkennenden Entschluß diesem Zustande ein Ende gesetzt, und vom 1. Mai wird die mathematisch kürzeste Linie auch wirklich die kürzeste Linie zwischen Deutschland und England sein. Man wird von Berlin mittags abfahren und am nächsten Morgen um 8 Uhr in London eintreffen, einige Minuten früher als über Bissingen und sogar mit einer kleinen Ersparnis am Fahrpreis.

Für die Welt der Reisenden bietet dieser neue Verkehrsweg noch andre Vorteile als die der Kürze und Billigkeit. Dank dem Entgegenkommen der holländischen Eisenbahngesellschaft steht es dem Reisenden auf dieser Linie frei, ohne Zuschlag und ohne besondere Formlichkeiten nicht auf der geraden Linie von Utrecht nach Rotterdam zu fahren, sondern den Umweg über Amsterdam und Haag zu machen. Die Reisenden nach England können also in Zukunft aufs bequemste einen Besuch der wichtigsten Städte der Niederlande „mitnehmen“, ja es ist für einen geübten Reisenden nicht unmöglich, bei den geringen Entfernungen, die es überhaupt in Holland gibt, und bei der großen Zahl von Zügen, die vier durch ihre Bauten und sonstigen Kunstschätze berühmtesten holländischen Städte Utrecht, Amsterdam, Haag und Harlem an einem Tage zu besichtigen. Ein verständiger Reisender wird natürlich nur im äußersten Nothfalle einer solchen Dehjagd sich unterziehen; daß sie aber ausführbar ist, zumal wenn man sich gut vorbereitet hat und sich in jeder Stadt eines Wagens bedient, sich auch nur auf einige der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten beschränkt, das habe ich im vorigen Jahre durch eignen Versuch festgestellt.

Es gibt wie in allen Dingen so auch im Reiseverkehr Nothen. Vor etwa 30 Jahren waren die Rheinlande und die holländischen Städte ein mindestens so beliebtes Reisegebiet wie heute die Schweiz und Tirol oder die skandinavischen Länder. Es ist schwer zu sagen, durch welche Umstände die großen Wandlungen in der Beliebtheit der Reiseziele vor sich gehen. Daß dabei auch Eigentümlichkeiten der Verkehrseinrichtungen eine Rolle spielen, scheint mir ausgemacht. Ein einiger besonders bequemer Zug kann geradezu umwälzend wirken. Es ist außer Frage, daß zum Beispiel für den deutsch-skandinavischen Verkehr die Schaffung der vortrefflichen Schnellzugsverbindungen mit ihren guten Anschlüssen nach Weien und Osten zu der Beliebtheit Dänemarks, Schwedens und Norwegens bei der Touristenwelt nicht wenig beigetragen hat. Etwas ähnliches kann und wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach durch die am 1. Mai ins Leben tretende schnellste, billigste und genuehrichste Verbindung zwischen Mitteleuropa und England vollziehen. Man wird von Berlin aus in etwa zehn Stunden Amsterdam erreichen, und zwar braucht man Berlin erst mittags zu verlassen. Holland rückt dadurch in die enge Nachbarschaft zu Deutschland. Man wird in Zukunft über eine Reihe aus Mitteleuropa nach den Niederlanden so denken wie jetzt über eine Reihe etwa nach Köln und Düsseldorf. Das Geheimnis der Wandlung der Reiseorten liegt zum großen Teil jedenfalls in dem Wandel des Gefühls für Entfernungen. Ich weiß nicht, daß dieser neue schöne Verkehrsnetz sehr bald zu den Lieblingsstraßen der deutschen Reisendenwelt zählen wird. Als er vor etwa elf Jahren durch den Bau der Eisenbahn nach Hoel van Holland geschaffen wurde, nannten ihn die Holländer in ihrer Spottungsfreude die Linea recta, den geraden Weg. Ein Jahrzehnt hat diese Linea recta zurückzulegen müssen hinter den langen und den traurigen Wegen, und erst vom 1. Mai d. J. ab fällt ihr der Siegespreis zu. Die deutsch-holländischen Beziehungen haben sich ja überhaupt in den letzten Jahren auf vielen Gebieten so freundlich und eng gestaltet, daß man schon von einer deutsch-niederländischen Postunion, ja sogar von einem deutsch-niederländischen Zollverein gesprochen hat. Wie immer es mit der Lösung dieser schwierigen Fragen in naher oder ferne Zukunft stehen mag, — das ist sicher, daß eine Verklüftung des Reiseweges zwischen zwei durch so vieles Gemeinsame verbundenen Ländern wie dem Deutschen Reich und dem Königreich der Niederlande nicht ohne die folgenreichsten Wirkungen in der wechselseitigen Politik und im Austausch aller Kulturerrungenschaften bleiben wird. Eduard Engel-Berlin

### Notizblätter

#### Der neue Bismarck-Gedenkbrunnen in Flensburg

Auf dem Südermarkt in Flensburg wurde an dem diesjährigen Geburtsstage des ersten Reichskanzlers, des Fürstbischöflichen der Stadt, ein von dem Bildhauer Schierack-Berlin geschaffener monumentaler Bismarck-Gedenkbrunnen feierlich enthüllt. Der Brunnen hat sich eine von dem Flensburger Stadtdirektor Heilig entworfene Gestalt, mit einem hübschen schmelzergiebigem Geländer und zwei großen Gussabgelassen versehenen Treppentritte vorzugsweise auf. Auf hohem Sandsteinsockel hat die mit der Reliefzone gekrönte Permona, mit Panzerhelm, Schwert und Schild gerüstet, und bildet hand auf einen jenseitigen Heiden, der in lebendiger Haltung das Relief des Bismarckbildes aus dem Felse riefte. Nach drei Seiten hin strömen aus dem hübschen Wasserstrahlen in ein weites Brunnengebiet. Auf dem Rande dieses Beckens sitzen drei mit edel deutschem Humor gestaltete



Der Giesmarth-Gedenkbrunnen in Flensburg. Von Schleierkamp-Berlin

Tritionen, die zur Belebung des Ganzen in wohlgelegener Weise beitragen. Der außerordentlich günstig aufgestellte Gedenkbrunnen bildet ein einflussreiches Kunstwerk, das dem schaffenden Künstler zur Ehre und der so erfreulich aufblühenden nordischen Stadt an der Flensburger Bucht die höchste Gerechtigkeit.

**In einem japanischen Garten**  
(Siehe die Abbildung Seite 671)

Die Japaner sind leidenschaftliche Natur- und Gartenfreunde, und wenn der zu Weibste feineste Baum noch so wenig ist, so wird er doch dazu ausgenutzt, um ein Naturbild im kleinen herzustellen. Wer das ansiehend ist es noch vor Wagner's Schilderung, den Japaner aus den unteren Stufen zu bezaubern, wie er in seinen engen Gärten ein Stück von den allerersten Tisamenen sich bereitet. Bei 4 Quadratmetern Fläche erlaubt er sich bereits eine Anlage, die man als Park bezeichnen kann. In ihm vom hohen Tor ein Wasserfall durchgeföhrt, mit vielen Arten Zierpflanzen und mit einem kleinen Teich überzogen, Wacholder und Kiefer, weichenfalls gepflanzte Kiefern und Ginkgobäume

Waldkern, und in einer Ecke oder neben der Hecke wird eine Steinlaterne aufgebaut, in die man abends eine Lampe stellt, um das Ganze maulich zu beleuchten. Die japanischen Gärten werden allerlei besondere Räumlichkeiten, um dem nationalen Geschmack entsprechende Vorrichtungen herzustellen; sie wissen Blumen und Büsche zu diesem Behuf umzugestalten, und namentlich ihre Ziergärten sind berühmt. Fichten, Kiefer und andre Pflanzen, die uns als staltliche Bäume bekannt sind, werden dort in Topfen gezogen, aber so, daß sie einerseits ganz wie alte Bäume aussehen — sie sind in der Tat bisweilen hundert und mehr Jahre alt — und doch demnach nicht nur der Zier, sondern auch das Land entsprechend wertvoll ist. Man verweilt mit Vorliebe Habelbühnen auf diese Weise, und um eine hundertjährige Kiefer zu einem Krüppelholz von nur zwei Fuß Höhe zu veranlassen, werden oft drei Generationen von Gärtnern ihre ganze Sorgfalt auf. In europäischen Gärten und Parks, zumal solchen, die in altfranzösischem Stil nach angelegt wurden, findet man Kletterer, die geometrische oder auch wohl Tierformen darstellen, wie man früher auch Buchsbaumheiden und ähnlichen Baumarten allertand phantastische Formen zu geben liebte; die Japaner gehen hierin aber noch viel weiter. In den Gärten der Reichen und Borneichen trifft man vielfach Büsche und Sträucher, die mit unerbittlicher Mühe und Kunst so gezogen und beschulten sind, daß sie in ihren Krümmen irgend einen historischen Gegenstand, ja sogar die eine oder andre Szene aus einem beliebigen Theaterstück darstellen. In anderen Gärten sind nur einzelne Figuren zu sehen; um aber die Hecke leicht nach fürchteren zu machen, umgibt man die darauf gezogenen und zurechtgekauften Bäume mit Kleidungsstücken und legt ihnen Masken auf, so daß man in der Täuschung wirklich Menschen vor sich zu sehen glauben kann. Unter Wild vorerst und in den Gärten eines reichen Japaners, in dem zwei solche in menschliche Gestalten verwandelte Bäume zu sehen sind. Sowohl die Figur im Vordergrund, die einen Mann aus dem besten Stande im Ritsuro darstellt, wie die im rechten Vordergrund, die einen in feinem Regenmantel aus Neidrot gekleideten Mann wiedergibt, sind in der Tat überaus schön naturgetreu. Die Gesichter und Hände sind aus einer Art Papiermasse über einem Holzgerüst gebildet. Mit schillerndem Glanz zeigt der Besitzer des Gartens seinen Besuchern die kostbarsten und wunderbarsten Bäume.

**Giuseppe Chiarones Aoe Maria**  
(Zu dem Bilde Seite 671)

Der in Venedig aufgeführte Schauspiel des Schweizer Bühnendirektors Chiarones ist ein Werk von vornehmer Schönheit. Die glückliche Stimmung liegt über der ganzen Handlung ausgegossen. Die glückliche Stimmung, die die Handlung durch die ihren Beschreibungen nachzugehen Lust bereitet. In einem von beschreibenden Schildern herab nimmt das Werk die Aoe Maria-Welt. Bei seinen Klängen sollen die eben rühmlich beschriebenen sein. In viele Andacht versunken können sie ein Werk zum Himmel und als wolle sie durch ihre Deyen nicht hören, hat, end

um diese sich schauend, auch die Schaffende in ihrem Laufe halt gemacht. Wundervoll in Auffassung und Ausführung sind die Einzelheiten des von hoher künstlerischer Begabung zeugenden Werkes. Auf der Schweizer Nationalausstellung feierlich vorgeführt, wurde das Schauspiel für das Schweizer Nationalmuseum an die Summe von 10000 Franken angekauft. Eine kleinere Nachbildung des Aoe Maria konnte früher der Künstler für die Gesellschaft der Schönen Künste in Mailand und einen bekannten Kunstfreund an. Auf der Weltausstellung in Paris 1900 erreichte das Werk, das Giuseppe Chiarones Mitglied der internationalen Jury war, außer Wettbewerb stand, allezeit Bewunderung. Der Künstler, 1906 in Lugano geboren, hat in verhältnismäßig jungen Jahren schon Bedeutendes geleistet. Auf dem Kunststudium in Turin und Mailand campend er seine erste Ausbildung. Im Alter seines älteren Bruders Antonio setzte er allertand seine Studien fort. Mehrere Jahre hindurch schufen die Brüder in gemeinsamer Arbeit viele bedeutende Kunstwerke.

**Bühne**

Im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin fand das Schauspiel „Die Schloßherren“ von Alfred Gropius, verfasst von Theodor Wolff, nur eine laue Aufnahme. Wo ist ein mattes Konversationsstück, das hinter anderen Werken des Autors weit zurückbleibt. — Walter Lind's Drama „Kleines und Weltkloster“, das vor vier Jahren einmal auf einer Provinz Bühne in unzureichender Form aufgeführt wurde, erzielte im Neuen Theater, getragen von trefflicher Aufführung und unterstützt von einer raffinierten Regie- und Dekorationskunst, eine große Wirkung. Für das Stück, dessen Grundidee an Terenzi's „Die Nenni“ und auch ein wenig an Tristan und Isolde erinnert, hatten die Regisseure Louis Goring und Leo Impenboven einen wunderbaren feinsinnigen Namen geschaffen, mit dem die Kostüme der Darsteller und deren Gruppierung in harmonischem Einklang stand.

— Die kleine Formhader Aufführung verflocht mit gutem Humor Georg Büchner in seinem Schauspiel „Meister und Schüler“, der im Wehrbühnen Wehrbühnen zur ersten Aufführung kam. — Im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg schlug das Schauspiel „Der Kämpfer“ von O. K. Jones, das in London rechtliche Aufstellungen erzielte, vollkommen fehl. — Lebhaften Erfolg fand im alten Stadttheater an Köln das Schauspiel „Der Harnis“ von Hans Sander (Hendemann der Gattin des Theaterdirektors Julius Hofmann). Ebenso hatte das Volksstück „Die Dorfmusikanten“ von Heinrich Schreyer, das bisher nur von Altonaer Darstellern gegeben worden, im Volkstheater zu Weimar großen Erfolg.

— Im Deutschen Volkstheater zu Wien sprach das Schauspiel „Kunstbühnen“ von Paul Miksa (Pseudonym für Frau Alice Gueßner) nur wenig an. Dem Stück liegt das schon oft behandelte Thema von dem Künstler zu Weibste, der zwischen zwei Weibungen schwankt und diejenige Frau, die ihn wahrhaft liebt, in den Tod treibt. Wichtige Aufnahmen fand die Volksoper „Die Lehrenbürger“ von Marco Boccioni im Heimath-Theater.

— Einen großen Erfolg erlangte im Pariser Renaissance-Theater das Drama „Crainquebille“, das Anatole France nach einer seiner merkwürdigsten Erzählungen aus dem Pariser Volksleben geschrieben. Der Held ist ein armer alter Straßenhändler, der zu Unrecht vor Gericht gestellt und bestraft wird und verkommen wurde, wenn nicht ein anderer Straßenhändler, dem er einst wohlgetan, sich seiner annahm. Das Stück enthält Charlie Zingens gegen das (diabolische) Polizei- und Gerichtswesen.



Empfang des Deutschen Kaisers durch König Christian von Dänemark in Kopenhagen am 2. April





# Über Land und Meer

Nr. 30



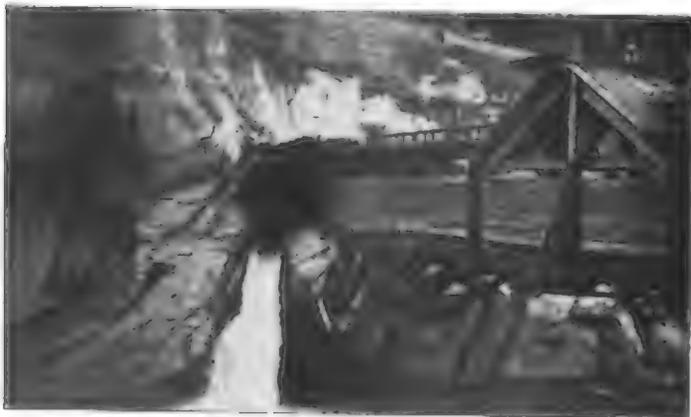
Stationen  
 Blick vom Südeingang des Tunnels auf die Bahn



Blick vom Südeingang des Tunnels auf die Schweiz



Blick vom Nordportal auf die Installationsanlagen



Eingang zum Telegraphenstationen



Blick vom Dorfe Davos gegen den Tunnelzugang ↑



Blick von Brig gegen den Simplonpass ↓

## Vom Simplon-Tunnel (Zeit umstehend)



auf diese Temperatur erwidert und die Hand kinnigt. Beim Weltbrandmal hatte die Normaltemperatur 13 Grad betragen, man rechnet daher beim längeren Simpson-Zunzel auf etwa 10 und trägt darauf Hinficht bei. Mitegung der großartigen Ventilations- und Abfällungsbestrichungen. Gegenüber der enormen Temperaturerhöhung erweisen diese sich doch als unzureichend, und es müßten überflüssige und komplizierte Ventralanlagen geschaffen werden, durch die es nun gelangt, die Luft an der Röhrtelle auf etwa 20 bis 25 Grad abzufällen. Aufschreibungsberichte berichten über eine Schwäche, die schon nach kurzen Aufenthalte den Schwach aus allen Werten treibt. Die Hesttemperatur, die gegen Ende des Jahres noch mehr anstieg, so daß man schon die schlimmsten Befürchtungen hegte, ist leider wieder etwas zurückgegangen, beträgt aber immer noch über 10 Grad. Vor kurzem hat hat man hier den Maximumtemperaturpunkt des Berges erreicht, so daß man glaubt, ein baldiges Zurückgehen der Temperatur erwarten zu können, was überdem nun auch ein großer Vorteil ausmacht, der das komplizierte Netzwerke des Untergrundes für einige Zeit auf dem gewöhnlichen Gange brachte. Die Folge davon ist die Unmöglichkeit, die Arbeiten zu dem festgesetzten Termin, im November 1904, zu vollenden, und die Baugesellschaft hat sich deshalb mit dem Befehle an die Auftragsgeber, die Jura-Simpson-Walu und deren Weiterentwicklung, die Widerstandsfähigkeit, gemindert, für eine Verlängerung der Baufrist auszusprechen, sie auch für die außerordentlichen Mehrauslagen, die die unvorhergesehenen Ereignisse erforderten, schuldig zu halten. Die Ventilationsbestrichungen auf der

Westseite lieferten allein über zwei Millionen, andererseits ist die Baugesellschaft kontraktlich gehalten, für jeden Tag Arbeitsleistung des festgesetzten Termins dem Bauherrn Ersatz zu zahlen, wie ihr auch die gleiche Summe für jeden Tag späterer Behebung auskommen würde. Ein hartes Festhalten am Budgetplan des Vertrages wäre eine ungerechte Härte, und es wird sicher zu einer Verständigung kommen. Unterdessen schreiten die Arbeiten im Innern des Berges wie im Freien ruhig vorwärts. Mitte März hatte der Tunnel schon eine Länge von 15 Kilometern, also gleich dem Weltbrandmal, nur mit dem Unterschied, daß gleich 7 1/2 Jahre Bauzeit erforderlich, am Tunnel ober erst 4 1/2 Jahre gearbeitet wird. Auf der Nordseite ist man etwa 6000, auf der Südseite gegen 8000 Meter in den Berg eingedrungen. Die Zahl der im Bergbauern beschäftigten Arbeiter beträgt durchschnittlich 250 Mann. Die bisherigen Bauausgaben betragen 37 000 000 Franken. Auf der Nord- wie auf der Südseite sind die Zulaufschächte bereits im Bau, so daß nach menschlicher Voraussicht die Eröffnung des Tunnels und der Bahn in den ersten Monaten des Jahres 1905 wird stattfinden können.

die trübe Teilein erde. In einem literarisch und künstlerisch veranlagten Epiker glaubt die der Wonnedahl zu finden, und er erwidert ihre Bewegung. Bei der letzten Hausfeiern, dem Verlassen ihrer Kinder, scheint sie jedoch zurück, und die Verbundenen verweigern. Die Debitin muß jedoch erkennen, daß die Kinder viel mehr an einer Verwandten, dem Mutter einer brauen und tüchtigen Frau, hängen als an ihr, der Mutter. Ihr Crier war also vergebens, und verzweiflungslos geht sie in den Tod. Der Verfallener ist es weniger auf reich fortwirkende Dichtung angekommen, vielmehr stellt solche sich erst gegen den Schluß ein, als auf die feinfühler Wiedlung des Charakteres der Hauptfigur, und hierbei tut sie in der breiten Ausmalung zu viel. Wohl gelangen sie dagegen die Schilderungen aus dem Lande, das die Autocin ja aus eigener Anschauung genau kennt.

Westers Vollständiger (Klein), Bibliographisches Institut haben der vor kurzem erschienenen Ausgabe von Zornes „Entwicklung der Riten“ eine mit ausführlicher Einleitung, vielen erläuternden Anmerkungen, 79 Illustrationen und umfangreichen Register versehen. Die Uebersetzung des zweiten Dauswertes des bahnbrechenden englischen Naturforschers folgen lassen, nämlich die „Abkammung des Menschen“, zwei Bände (Nr. 131—132 und Nr. 133—134). Gleichzeitig mit diesem Werke hat in derselben Serie auch der kräftig und humorvolle vaterländische Roman „Die Götter des Deyn von Bremen“ von Wilhelm Meis (Nr. 135—136) und Friedrich Palmes erdichtendes Trauerspiel „Der Fiedler von Saenna“ (Nr. 137) angesetzt worden.

Literatur

Nach ihrer stehlichen Heimat verlegt Marie zur Begabe den Schauspiel ihres Romans „Das Riehl“ (Berlin, Pionice & Comp.). Die Heldin ist eine junge Tame aus vornehmer Familie, die eine Ehe ohne Liebe eingeht und in ihrer dunklen Debe nach einem „Fidier“ verlangt, das



**München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.**  
**Gegen Blutarmut!**  
 In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik (Halslangenamt) mit Jahresfortwährend in Anwendung. München, den 10. Juli 1904.  
 Die K. Universitätsklinik besetzt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer hergestellten und unter seiner Aufsicht hergestellten Hämoglobin-Präparate in der Kinder-Poliklinik in München, die überdem nun auch ein großer Vorteil ausmacht, der das komplizierte Netzwerke des Untergrundes für einige Zeit auf dem gewöhnlichen Gange brachte. Die Folge davon ist die Unmöglichkeit, die Arbeiten zu dem festgesetzten Termin, im November 1904, zu vollenden, und die Baugesellschaft hat sich deshalb mit dem Befehle an die Auftragsgeber, die Jura-Simpson-Walu und deren Weiterentwicklung, die Widerstandsfähigkeit, gemindert, für eine Verlängerung der Baufrist auszusprechen, sie auch für die außerordentlichen Mehrauslagen, die die unvorhergesehenen Ereignisse erforderten, schuldig zu halten. Die Ventilationsbestrichungen auf der

Es gibt nichts Besseres für die Pflege der Haut als regelmäßige tägliche Anwendung der **CREME SIMON**. Man verlange den Namen **J. Simon** 50, Faubourg Saint-Martin PARIS (19). **und hüte sich vor Nachahmungen**

**Bei Husten, Körperschwäche!**  
 Ausdrücklich **„Liebe's“**  
 J. Paul Liebe's Malz-Extract-Pulver  
 DRESDEN  
 Die beste Lösungsmittel für Kinder und Erwachsene.

**Erst probe**  
 Dr. Oetkers Backpulver! dann urtheile man selbst über den Wohlgeschmack der wie misstrathen Kuchen. Alle Mehlspeisen werden locker und leicht verdaulich.

**DER ABFUHRENDE THEE CHAMBARD**  
 ist das angenehmste und das beste Mittel gegen **VERSTOPFUNG**  
**HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN**  
 Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark „DER GENTAUR“ wie obenstehend reproduziert trägt.  
 ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN — Das Schachtel: 1 MARK.

**Photograph. Apparate**  
 Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen. Auf Wunsch bequeme Zahlungsbedingungen ohne jede Preisverhöhung. Sämtliche Bedarfsartikel, Materialpreise kostenlos.  
**G. Rüdtenberg jun. Hannover.**

**Sparsame Hausfrauen**  
 kochen nur mit **Umbach's Dampföpfen**  
 Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen. In allem einseitig, Geschäften; sonst direkt von Fabrikanten.  
**Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg.)**

**Neue Kinder-Nahrung**  
 nach Professor von Mering.  
**Odda**  
 Hervorragend bei Dermkrankheiten. Kraftiges Knochenwachstum. Ueberraschende Gewichtszunahmen.  
 Generalvertrieb: Schülke & Mayr, Hamburg.

**Alles**  
 für Hülfsarbeiten, Vorlagen für Landmesser, Bauzeichner, Holzhandl. etc. sowie alle Instrumente und Materialien für die Kunst der Holzhandl. etc.  
**Mey & Widnauer, München 2.**

**Bildschön**  
 ist ein rares reines Gesicht mit reizendem, jugendlichen Aussehen. Alles, was der Haut und dem Gesicht schadet, alles dies erzeugt, Radierbar **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden allein recht mit Schmalz, Steckenpferd. A 51 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

**„Wie sollen wir schlafen?“**  
 Unruhige für Nervöse, Schlaflose u. Gesunde, die nicht schlafen wollen, versüßtes Getränk und frisches **R. Jaekel's Patent-Mobel-Fabrik**  
 BERLIN, Markgrafstr. 20. MÜNCHEN, Blumenstr. 40.  
 — Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. —

**UM SCHLANK ZU WERDEN** also der Gesundheit halber, trinke **Pilules Apollo** (1/2 Stück von Menstruationen an). **Bein-Regulir-Apparat** ohne Götter oder Hüften. **E. Seefeld, Hof 8, Wetzlar.**

**ODONTA** unübertroffenes MUNDWASSER **F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE**  
 ZU HABEN IN BESSEREN PARFUMERIE, DROGERIE-UND FRISIER-GESCHÄFTEN

**HONIG**  
 Die besten Honig-Produkte, die in Deutschland hergestellt werden, sind die Honig-Produkte der **HONIG-FABRIK** in **Wetzlar**. **Wetzlar, 1904.**

**Sirolin**  
 Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei **Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconalescenz nach Influenza** empfohlen. **Man achte darauf, dass jede Flasche mit unterzeichnet der Firma versehen ist.**  
**F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden)**

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Höherer Rang nicht statt)
H. J. Stritt, Wagenkeller. Sammelhafte Gedichte. Cölnberg.
Dugo Julianeib, Güterbesitzer. Dünor. Gedichte u. Prosa.

Briefmappe

C. G. in Leipzig. Die Frage einer Ueberquerung der Bergstraße in Amerika kann mehrfach erörtert, aber wohl wegen der finanziellen Schwierigkeiten doch noch nicht ernstlich in Aussicht genommen werden.

familien Bonivent geplant und der transatlantischen Eisenbahn die Welt verläßt. Hier ist zu Lande anzufahrt werden.
Sundkreis in D. Eine Beschreibung der römischen und seltener Kupfersteine, Abreibungen, Goldschmelze u. s. w.

Bäder

Für die Besucher der durch seinen fröhlichen Welterfolg bekannten Cistercienser Zelle in diesem Jahre eine noch wertvollere Ausflugs- und Badeortung geworden, die es ermöglicht, das Badegäste aus Baden, Eichen, Suburbanität und Eichenwald-Längen mit dem vorhin in die Luft zu steuern von Berlin abgehender Eisenbahn „Cistercienser“ bereits nachmittags gegen 5 Uhr erreichen. Ein Wagenverdienst findet von Berlin aus nicht statt, so daß das lästige Umsteigen vermieden wird.

Schach (Starke von E. Schallopp)

Aufgabe 18
Von O. Jeweyski in Dorsal
Aufgabe 18:
1. 13-14
2. 14-15
3. 15-16
4. 16-17
5. 17-18
6. 18-19
7. 19-20
8. 20-21
9. 21-22
10. 22-23
11. 23-24
12. 24-25
13. 25-26
14. 26-27
15. 27-28
16. 28-29
17. 29-30
18. 30-31
19. 31-32
20. 32-33
21. 33-34
22. 34-35
23. 35-36
24. 36-37
25. 37-38
26. 38-39
27. 39-40
28. 40-41
29. 41-42
30. 42-43
31. 43-44
32. 44-45
33. 45-46
34. 46-47
35. 47-48
36. 48-49
37. 49-50
38. 50-51
39. 51-52
40. 52-53
41. 53-54
42. 54-55
43. 55-56
44. 56-57
45. 57-58
46. 58-59
47. 59-60
48. 60-61
49. 61-62
50. 62-63
51. 63-64
52. 64-65
53. 65-66
54. 66-67
55. 67-68
56. 68-69
57. 69-70
58. 70-71
59. 71-72
60. 72-73
61. 73-74
62. 74-75
63. 75-76
64. 76-77
65. 77-78
66. 78-79
67. 79-80
68. 80-81
69. 81-82
70. 82-83
71. 83-84
72. 84-85
73. 85-86
74. 86-87
75. 87-88
76. 88-89
77. 89-90
78. 90-91
79. 91-92
80. 92-93
81. 93-94
82. 94-95
83. 95-96
84. 96-97
85. 97-98
86. 98-99
87. 99-100
88. 100-101
89. 101-102
90. 102-103
91. 103-104
92. 104-105
93. 105-106
94. 106-107
95. 107-108
96. 108-109
97. 109-110
98. 110-111
99. 111-112
100. 112-113
101. 113-114
102. 114-115
103. 115-116
104. 116-117
105. 117-118
106. 118-119
107. 119-120
108. 120-121
109. 121-122
110. 122-123
111. 123-124
112. 124-125
113. 125-126
114. 126-127
115. 127-128
116. 128-129
117. 129-130
118. 130-131
119. 131-132
120. 132-133
121. 133-134
122. 134-135
123. 135-136
124. 136-137
125. 137-138
126. 138-139
127. 139-140
128. 140-141
129. 141-142
130. 142-143
131. 143-144
132. 144-145
133. 145-146
134. 146-147
135. 147-148
136. 148-149
137. 149-150
138. 150-151
139. 151-152
140. 152-153
141. 153-154
142. 154-155
143. 155-156
144. 156-157
145. 157-158
146. 158-159
147. 159-160
148. 160-161
149. 161-162
150. 162-163
151. 163-164
152. 164-165
153. 165-166
154. 166-167
155. 167-168
156. 168-169
157. 169-170
158. 170-171
159. 171-172
160. 172-173
161. 173-174
162. 174-175
163. 175-176
164. 176-177
165. 177-178
166. 178-179
167. 179-180
168. 180-181
169. 181-182
170. 182-183
171. 183-184
172. 184-185
173. 185-186
174. 186-187
175. 187-188
176. 188-189
177. 189-190
178. 190-191
179. 191-192
180. 192-193
181. 193-194
182. 194-195
183. 195-196
184. 196-197
185. 197-198
186. 198-199
187. 199-200
188. 200-201
189. 201-202
190. 202-203
191. 203-204
192. 204-205
193. 205-206
194. 206-207
195. 207-208
196. 208-209
197. 209-210
198. 210-211
199. 211-212
200. 212-213
201. 213-214
202. 214-215
203. 215-216
204. 216-217
205. 217-218
206. 218-219
207. 219-220
208. 220-221
209. 221-222
210. 222-223
211. 223-224
212. 224-225
213. 225-226
214. 226-227
215. 227-228
216. 228-229
217. 229-230
218. 230-231
219. 231-232
220. 232-233
221. 233-234
222. 234-235
223. 235-236
224. 236-237
225. 237-238
226. 238-239
227. 239-240
228. 240-241
229. 241-242
230. 242-243
231. 243-244
232. 244-245
233. 245-246
234. 246-247
235. 247-248
236. 248-249
237. 249-250
238. 250-251
239. 251-252
240. 252-253
241. 253-254
242. 254-255
243. 255-256
244. 256-257
245. 257-258
246. 258-259
247. 259-260
248. 260-261
249. 261-262
250. 262-263
251. 263-264
252. 264-265
253. 265-266
254. 266-267
255. 267-268
256. 268-269
257. 269-270
258. 270-271
259. 271-272
260. 272-273
261. 273-274
262. 274-275
263. 275-276
264. 276-277
265. 277-278
266. 278-279
267. 279-280
268. 280-281
269. 281-282
270. 282-283
271. 283-284
272. 284-285
273. 285-286
274. 286-287
275. 287-288
276. 288-289
277. 289-290
278. 290-291
279. 291-292
280. 292-293
281. 293-294
282. 294-295
283. 295-296
284. 296-297
285. 297-298
286. 298-299
287. 299-300
288. 300-301
289. 301-302
290. 302-303
291. 303-304
292. 304-305
293. 305-306
294. 306-307
295. 307-308
296. 308-309
297. 309-310
298. 310-311
299. 311-312
300. 312-313
301. 313-314
302. 314-315
303. 315-316
304. 316-317
305. 317-318
306. 318-319
307. 319-320
308. 320-321
309. 321-322
310. 322-323
311. 323-324
312. 324-325
313. 325-326
314. 326-327
315. 327-328
316. 328-329
317. 329-330
318. 330-331
319. 331-332
320. 332-333
321. 333-334
322. 334-335
323. 335-336
324. 336-337
325. 337-338
326. 338-339
327. 339-340
328. 340-341
329. 341-342
330. 342-343
331. 343-344
332. 344-345
333. 345-346
334. 346-347
335. 347-348
336. 348-349
337. 349-350
338. 350-351
339. 351-352
340. 352-353
341. 353-354
342. 354-355
343. 355-356
344. 356-357
345. 357-358
346. 358-359
347. 359-360
348. 360-361
349. 361-362
350. 362-363
351. 363-364
352. 364-365
353. 365-366
354. 366-367
355. 367-368
356. 368-369
357. 369-370
358. 370-371
359. 371-372
360. 372-373
361. 373-374
362. 374-375
363. 375-376
364. 376-377
365. 377-378
366. 378-379
367. 379-380
368. 380-381
369. 381-382
370. 382-383
371. 383-384
372. 384-385
373. 385-386
374. 386-387
375. 387-388
376. 388-389
377. 389-390
378. 390-391
379. 391-392
380. 392-393
381. 393-394
382. 394-395
383. 395-396
384. 396-397
385. 397-398
386. 398-399
387. 399-400
388. 400-401
389. 401-402
390. 402-403
391. 403-404
392. 404-405
393. 405-406
394. 406-407
395. 407-408
396. 408-409
397. 409-410
398. 410-411
399. 411-412
400. 412-413
401. 413-414
402. 414-415
403. 415-416
404. 416-417
405. 417-418
406. 418-419
407. 419-420
408. 420-421
409. 421-422
410. 422-423
411. 423-424
412. 424-425
413. 425-426
414. 426-427
415. 427-428
416. 428-429
417. 429-430
418. 430-431
419. 431-432
420. 432-433
421. 433-434
422. 434-435
423. 435-436
424. 436-437
425. 437-438
426. 438-439
427. 439-440
428. 440-441
429. 441-442
430. 442-443
431. 443-444
432. 444-445
433. 445-446
434. 446-447
435. 447-448
436. 448-449
437. 449-450
438. 450-451
439. 451-452
440. 452-453
441. 453-454
442. 454-455
443. 455-456
444. 456-457
445. 457-458
446. 458-459
447. 459-460
448. 460-461
449. 461-462
450. 462-463
451. 463-464
452. 464-465
453. 465-466
454. 466-467
455. 467-468
456. 468-469
457. 469-470
458. 470-471
459. 471-472
460. 472-473
461. 473-474
462. 474-475
463. 475-476
464. 476-477
465. 477-478
466. 478-479
467. 479-480
468. 480-481
469. 481-482
470. 482-483
471. 483-484
472. 484-485
473. 485-486
474. 486-487
475. 487-488
476. 488-489
477. 489-490
478. 490-491
479. 491-492
480. 492-493
481. 493-494
482. 494-495
483. 495-496
484. 496-497
485. 497-498
486. 498-499
487. 499-500
488. 500-501
489. 501-502
490. 502-503
491. 503-504
492. 504-505
493. 505-506
494. 506-507
495. 507-508
496. 508-509
497. 509-510
498. 510-511
499. 511-512
500. 512-513
501. 513-514
502. 514-515
503. 515-516
504. 516-517
505. 517-518
506. 518-519
507. 519-520
508. 520-521
509. 521-522
510. 522-523
511. 523-524
512. 524-525
513. 525-526
514. 526-527
515. 527-528
516. 528-529
517. 529-530
518. 530-531
519. 531-532
520. 532-533
521. 533-534
522. 534-535
523. 535-536
524. 536-537
525. 537-538
526. 538-539
527. 539-540
528. 540-541
529. 541-542
530. 542-543
531. 543-544
532. 544-545
533. 545-546
534. 546-547
535. 547-548
536. 548-549
537. 549-550
538. 550-551
539. 551-552
540. 552-553
541. 553-554
542. 554-555
543. 555-556
544. 556-557
545. 557-558
546. 558-559
547. 559-560
548. 560-561
549. 561-562
550. 562-563
551. 563-564
552. 564-565
553. 565-566
554. 566-567
555. 567-568
556. 568-569
557. 569-570
558. 570-571
559. 571-572
560. 572-573
561. 573-574
562. 574-575
563. 575-576
564. 576-577
565. 577-578
566. 578-579
567. 579-580
568. 580-581
569. 581-582
570. 582-583
571. 583-584
572. 584-585
573. 585-586
574. 586-587
575. 587-588
576. 588-589
577. 589-590
578. 590-591
579. 591-592
580. 592-593
581. 593-594
582. 594-595
583. 595-596
584. 596-597
585. 597-598
586. 598-599
587. 599-600
588. 600-601
589. 601-602
590. 602-603
591. 603-604
592. 604-605
593. 605-606
594. 606-607
595. 607-608
596. 608-609
597. 609-610
598. 610-611
599. 611-612
600. 612-613
601. 613-614
602. 614-615
603. 615-616
604. 616-617
605. 617-618
606. 618-619
607. 619-620
608. 620-621
609. 621-622
610. 622-623
611. 623-624
612. 624-625
613. 625-626
614. 626-627
615. 627-628
616. 628-629
617. 629-630
618. 630-631
619. 631-632
620. 632-633
621. 633-634
622. 634-635
623. 635-636
624. 636-637
625. 637-638
626. 638-639
627. 639-640
628. 640-641
629. 641-642
630. 642-643
631. 643-644
632. 644-645
633. 645-646
634. 646-647
635. 647-648
636. 648-649
637. 649-650
638. 650-651
639. 651-652
640. 652-653
641. 653-654
642. 654-655
643. 655-656
644. 656-657
645. 657-658
646. 658-659
647. 659-660
648. 660-661
649. 661-662
650. 662-663
651. 663-664
652. 664-665
653. 665-666
654. 666-667
655. 667-668
656. 668-669
657. 669-670
658. 670-671
659. 671-672
660. 672-673
661. 673-674
662. 674-675
663. 675-676
664. 676-677
665. 677-678
666. 678-679
667. 679-680
668. 680-681
669. 681-682
670. 682-683
671. 683-684
672. 684-685
673. 685-686
674. 686-687
675. 687-688
676. 688-689
677. 689-690
678. 690-691
679. 691-692
680. 692-693
681. 693-694
682. 694-695
683. 695-696
684. 696-697
685. 697-698
686. 698-699
687. 699-700
688. 700-701
689. 701-702
690. 702-703
691. 703-704
692. 704-705
693. 705-706
694. 706-707
695. 707-708
696. 708-709
697. 709-710
698. 710-711
699. 711-712
700. 712-713
701. 713-714
702. 714-715
703. 715-716
704. 716-717
705. 717-718
706. 718-719
707. 719-720
708. 720-721
709. 721-722
710. 722-723
711. 723-724
712. 724-725
713. 725-726
714. 726-727
715. 727-728
716. 728-729
717. 729-730
718. 730-731
719. 731-732
720. 732-733
721. 733-734
722. 734-735
723. 735-736
724. 736-737
725. 737-738
726. 738-739
727. 739-740
728. 740-741
729. 741-742
730. 742-743
731. 743-744
732. 744-745
733. 745-746
734. 746-747
735. 747-748
736. 748-749
737. 749-750
738. 750-751
739. 751-752
740. 752-753
741. 753-754
742. 754-755
743. 755-756
744. 756-757
745. 757-758
746. 758-759
747. 759-760
748. 760-761
749. 761-762
750. 762-763
751. 763-764
752. 764-765
753. 765-766
754. 766-767
755. 767-768
756. 768-769
757. 769-770
758. 770-771
759. 771-772
760. 772-773
761. 773-774
762. 774-775
763. 775-776
764. 776-777
765. 777-778
766. 778-779
767. 779-780
768. 780-781
769. 781-782
770. 782-783
771. 783-784
772. 784-785
773. 785-786
774. 786-787
775. 787-788
776. 788-789
777. 789-790
778. 790-791
779. 791-792
780. 792-793
781. 793-794
782. 794-795
783. 795-796
784. 796-797
785. 797-798
786. 798-799
787. 799-800
788. 800-801
789. 801-802
790. 802-803
791. 803-804
792. 804-805
793. 805-806
794. 806-807
795. 807-808
796. 808-809
797. 809-810
798. 810-811
799. 811-812
800. 812-813
801. 813-814
802. 814-815
803. 815-816
804. 816-817
805. 817-818
806. 818-819
807. 819-820
808. 820-821
809. 821-822
810. 822-823
811. 823-824
812. 824-825
813. 825-826
814. 826-827
815. 827-828
816. 828-829
817. 829-830
818. 830-831
819. 831-832
820. 832-833
821. 833-834
822. 834-835
823. 835-836
824. 836-837
825. 837-838
826. 838-839
827. 839-840
828. 840-841
829. 841-842
830. 842-843
831. 843-844
832. 844-845
833. 845-846
834. 846-847
835. 847-848
836. 848-849
837. 849-850
838. 850-851
839. 851-852
840. 852-853
841. 853-854
842. 854-855
843. 855-856
844. 856-857
845. 857-858
846. 858-859
847. 859-860
848. 860-861
849. 861-862
850. 862-863
851. 863-864
852. 864-865
853. 865-866
854. 866-867
855. 867-868
856. 868-869
857. 869-870
858. 870-871
859. 871-872
860. 872-873
861. 873-874
862. 874-875
863. 875-876
864. 876-877
865. 877-878
866. 878-879
867. 879-880
868. 880-881
869. 881-882
870. 882-883
871. 883-884
872. 884-885
873. 885-886
874. 886-887
875. 887-888
876. 888-889
877. 889-890
878. 890-891
879. 891-892
880. 892-893
881. 893-894
882. 894-895
883. 895-896
884. 896-897
885. 897-898
886. 898-899
887. 899-900
888. 900-901
889. 901-902
890. 902-903
891. 903-904
892. 904-905
893. 905-906
894. 906-907
895. 907-908
896. 908-909
897. 909-910
898. 910-911
899. 911-912
900. 912-913
901. 913-914
902. 914-915
903. 915-916
904. 916-917
905. 917-918
906. 918-919
907. 919-920
908. 920-921
909. 921-922
910. 922-923
911. 923-924
912. 924-925
913. 925-926
914. 926-927
915. 927-928
916. 928-929
917. 929



# Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, außerdem Lager, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefällende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

## CIGARREN.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager von Cigarren und bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen Hauptkatalog zu verlangen, den wir unberechnet und portofrei versenden.

Name	Verwendete Tabake	Form	Charakter	Kiste von 100 Stk.	Preis pro 1000 Stk.	Cigarren Sumatra-Fehlfarben.	Name	Verwendete Tabake	Form	Charakter	Kiste von 100 Stk.	Preis pro 1000 Stk.
Flor Cubana	Sumatra mit Felix	klein, modern	mittelkräftig	5.40	52.—	Hochfein-Sumatra-Cigarren mit bestem Geschmack bei Deckblatt, handvertriebt, vollständig von grübler Charakter. Absolut gewöhnlich preiswert.	* Flor de Montego	Sumatra mit Brasil und Havana	mittelgroß voll	leicht, feines Aroma	4.—	78.—
Casa Grande	Sumatra, Vorkolumbien und Felix	mittelgroß voll	leicht, mild	5.60	54.50		* Arabella	do.	—	—	4.40	81.50
Mercado	Sumatra mit Felix	klein bis mittelgroß	mittelkräftig pikant	5.60	54.50		* Don Pablo	Vorkolumbien, Sumatra, Brasil und Havana	—	leicht, kräftig	4.75	91.50
La Dolceta	Sumatra, Vorkolumbien, Felix und Havana	klein	mittelkräftig hochfein	5.60	54.50		* Don Ramiro	ff. Sumatra mit Brasil und Havana	groß	mittelkräftig	—	94.00
Don Fernando	Vorkolumbien, Sumatra und Felix	groß, voll	mild mit feinem Biss	5.75	54.75		* El Sol	do.	—	leicht aromatisch	—	94.00
Barilla	Corona, Vorkolumbien, Felix und Havana	klein, modern	mittel, hochfein arom.	5.80	55.—		* Flor de Trompa	ff. Sumatra mit Brasil und Havana	mittelgroß voll	mittelkräftig	5.35	104.—
Donna Elvira	Sumatra und Felix	mittelgroß	fein, mild	6.—	58.50		* Santo	do.	mittelgroß voll	leicht aromatisch	6.40	125.—
Concepto	Sumatra, Vorkolumbien und Felix	mittelgroß	leicht, mild aromatisch	6.—	58.50		* La Belleza	do.	groß schlank	mittelkräftig hochfein	6.40	124.—
Flor de Villano	do.	groß	sehr mild	6.—	58.50		* El Respeto	do.	groß, voll	mittelkräftig voll	7.—	133.50
Flor de Espana	Sumatra, Vorkolumbien, Felix und Havana	Mittel bis mittel	mittelkräftig	6.—	58.50		* Thonede	do.	groß schlank	sehr kräftig	7.40	143.50

Musterkiste Nr. 56. Enthält von den vorstehenden 10 Sorten je 10 Stück, zusammen also 100 Stück. Preis der Kiste M. 6.—



**Göricke's Westfalen Rad.**  
betont durch hervorragende Qualität!  
Brieffelder Maschinen- und Fahrradwerke  
GEGR. 1874 · AUG. GÖRICKE · GEGR. 1874  
Alle Briefe, auch Postkarten, alle 20 Briefmarken, alle 20 Mithrasbriefe



**Prof. Dr. Soxhlet's Nahrungsmittel**  
Beste Zusätze zum Nahrungsmittel.  
**Nährzucker,**  
mit Dextrinmaltose und Verdauungs-  
mitteln ohne Abführwirkung.  
Verbesserte Liebigsuppe in Pulverform.  
In Apotheken, Drogerien, Kolonialwarenhandlungen,  
Die Dose 1, Kilo Inhalt 1 Mark 50 oder ab Fabrik  
4 Dosechen franco gegen Postnachnahme 9 Mark  
Nährmittelfabrik München G. m. b. H. in Pasing.



**Die Photographie**  
für Portraits, Gem. E. u. a.  
Klein- u. Großformat, in  
Brettern, auf Tafeln, sowie  
jetzt an jedem Ort auf  
Zahlung gegen, Nachnahme



**BEETHAM'S Larola**  
Immer jung!  
Immer schön!  
In verbesserte Präparat von  
Hochwertigen zur Lagerung der  
Haut und Gesichtsfarbe gegen den  
Einfluss der Sonne, kalter Winter, kaltes  
Wasser. Es erfrischt die Haut, weicht  
sie, weicht sie, weicht sie, weicht sie.  
Zu haben bei allen Apotheken, Drogerien,  
Kolonialwarenhandlungen, in  
10 Pfund, 5 Pfund, 2 Pfund, 1 Pfund,  
1/2 Pfund, 1/4 Pfund, 1/8 Pfund, 1/16 Pfund,  
1/32 Pfund, 1/64 Pfund, 1/128 Pfund,  
1/256 Pfund, 1/512 Pfund, 1/1024 Pfund,  
1/2048 Pfund, 1/4096 Pfund, 1/8192 Pfund,  
1/16384 Pfund, 1/32768 Pfund, 1/65536 Pfund,  
1/131072 Pfund, 1/262144 Pfund, 1/524288 Pfund,  
1/1048576 Pfund, 1/2097152 Pfund, 1/4194304 Pfund,  
1/8388608 Pfund, 1/16777216 Pfund, 1/33554432 Pfund,  
1/67108864 Pfund, 1/134217728 Pfund, 1/268435456 Pfund,  
1/536870912 Pfund, 1/1073741824 Pfund, 1/2147483648 Pfund,  
1/4294967296 Pfund, 1/8589934592 Pfund, 1/17179869184 Pfund,  
1/34359738368 Pfund, 1/68719476736 Pfund, 1/137438953472 Pfund,  
1/274877906944 Pfund, 1/549755813888 Pfund, 1/1099511627776 Pfund,  
1/2199023255552 Pfund, 1/4398046511104 Pfund, 1/8796093022208 Pfund,  
1/17592186044416 Pfund, 1/35184372088832 Pfund, 1/70368744177664 Pfund,  
1/140737488355328 Pfund, 1/281474976710656 Pfund, 1/562949953421312 Pfund,  
1/1125899906842624 Pfund, 1/2251799813685248 Pfund, 1/4503599627370496 Pfund,  
1/9007199254740992 Pfund, 1/18014398509481984 Pfund, 1/36028797018963968 Pfund,  
1/72057594037927936 Pfund, 1/144115188075855872 Pfund, 1/288230376151711744 Pfund,  
1/576460752303423488 Pfund, 1/1152921504606846976 Pfund, 1/2305843009213693952 Pfund,  
1/4611686018427387904 Pfund, 1/9223372036854775808 Pfund, 1/18446744073709551616 Pfund,  
1/36893488147419103232 Pfund, 1/73786976294838206464 Pfund, 1/147573952589676412928 Pfund,  
1/295147905179352825856 Pfund, 1/590295810358705651712 Pfund, 1/1180591620717411303424 Pfund,  
1/2361183241434822606848 Pfund, 1/4722366482869645213696 Pfund, 1/9444732965739290427392 Pfund,  
1/18889465931478580854784 Pfund, 1/37778931862957161709568 Pfund, 1/75557863725914323419136 Pfund,  
1/151115727451828646838272 Pfund, 1/302231454903657293676544 Pfund, 1/604462909807314587353088 Pfund,  
1/1208925819614629174706176 Pfund, 1/2417851639229258349412352 Pfund, 1/4835703278458516698824704 Pfund,  
1/9671406556917033397649408 Pfund, 1/19342813113834066795298816 Pfund, 1/38685626227668133590597632 Pfund,  
1/77371252455336267181195264 Pfund, 1/154742504910672534362390528 Pfund, 1/309485009821345068724781056 Pfund,  
1/618970019642690137449562112 Pfund, 1/1237940039285380274899124224 Pfund, 1/2475880078570760549798248448 Pfund,  
1/4951760157141521099596496896 Pfund, 1/9903520314283042199192993792 Pfund, 1/1980704062856608439238598784 Pfund,  
1/3961408125713216878477197568 Pfund, 1/7922816251426433756954395136 Pfund, 1/15845632502852867513908790272 Pfund,  
1/31691265005705735027817580544 Pfund, 1/63382530011411470055635161088 Pfund, 1/126765060022822940111270322176 Pfund,  
1/253530120045645880222540644352 Pfund, 1/507060240091291760445081288704 Pfund, 1/101412048018258352089016257744 Pfund,  
1/202824096036516704178032515488 Pfund, 1/405648192073033408356065030976 Pfund, 1/811296384146066816712130061952 Pfund,  
1/1622592768292133634244260123904 Pfund, 1/3245185536584267268488520247808 Pfund, 1/6490371073168534536977040495616 Pfund,  
1/12980742146337069073954080991232 Pfund, 1/25961484292674138147908161982464 Pfund, 1/51922968585348276295816323964928 Pfund,  
1/103845937170696552591636647929856 Pfund, 1/20769187434139310518327329589712 Pfund, 1/41538374868278621036654659179424 Pfund,  
1/83076749736557242073309318358848 Pfund, 1/166153499473114484146618636717696 Pfund, 1/332306998946228968293237273435392 Pfund,  
1/664613997892457936586474546870784 Pfund, 1/1329227995784915871172949093741568 Pfund, 1/2658455991569831742345898187483136 Pfund,  
1/5316911983139663484691796374966272 Pfund, 1/10633823966279326969383592749932544 Pfund, 1/21267647932558653938767185499865088 Pfund,  
1/42535295865117307877534370999730176 Pfund, 1/85070591730234615755068741999460352 Pfund, 1/170141183460469231510137483998927104 Pfund,  
1/340282366920938463020274967997854208 Pfund, 1/680564733841876926040549935995708416 Pfund, 1/1361129467683753852081099871991416832 Pfund,  
1/2722258935367507704162199743982833664 Pfund, 1/5444517870735015408324399487965667328 Pfund, 1/10889035741470030816648798975931334656 Pfund,  
1/21778071482940061633297597951862669312 Pfund, 1/43556142965880123266595195903725338624 Pfund, 1/87112285931760246533190391807450677248 Pfund,  
1/174224571835520493066380783614901354944 Pfund, 1/348449143671040986132761567229802709888 Pfund, 1/696898287342081972265523134459605419776 Pfund,  
1/1393796574684163944531046268919210915552 Pfund, 1/2787593149368327889062092537838421831104 Pfund, 1/5575186298736655778124185075676843622208 Pfund,  
1/111503725974733115562483701513536872444416 Pfund, 1/22300745194946623112496740302707344888832 Pfund, 1/446014903898932462249934806054146977664 Pfund,  
1/8920298077978649244998696121082939553552 Pfund, 1/17840596155957298489997392242165879107104 Pfund, 1/3568119231191459697999478448433175822208 Pfund,  
1/71362384623829193959989568968663516444416 Pfund, 1/14272476924765838791997913793732703288832 Pfund, 1/28544953849531677583995827587465406577664 Pfund,  
1/57089907699063355167991655174930813155532 Pfund, 1/11417981539812671033598331034986162711104 Pfund, 1/22835963079625342067196662069972324422208 Pfund,  
1/45671926159250684134393324139944648444416 Pfund, 1/91343852318501368268786648279889296888832 Pfund, 1/1826877046370027365375732955977857777664 Pfund,  
1/365375409274005473075146591195571555532 Pfund, 1/730750818548010946150293182391143111104 Pfund, 1/1461501637096021892300586364782286222208 Pfund,  
1/2923003274192043784601172729564572444416 Pfund, 1/5846006548384087569202345459129144888832 Pfund, 1/1169201309676817513840469091825897777664 Pfund,  
1/233840261935363502768093818365179555532 Pfund, 1/467680523870727005536187636730359111104 Pfund, 1/935361047741454011072375273460718222208 Pfund,  
1/1870722095482908022144750546921436444416 Pfund, 1/3741444190965816044289501093842872888832 Pfund, 1/7482888381931632088579002187685745777664 Pfund,  
1/1496577676863264017155800437537149155532 Pfund, 1/299315535372652803431160087507429311104 Pfund, 1/5986310707453056068623201750148586222208 Pfund,  
1/11972621415106112137246403500297176444416 Pfund, 1/2394524283021222427449280700059434888832 Pfund, 1/4789048566042444854898561400118869777664 Pfund,  
1/95780971320848897097971228002377355532 Pfund, 1/19156194264169779419594245600475411104 Pfund, 1/383123885283395588391884912009508222208 Pfund,  
1/766247770566791176783769824019016444416 Pfund, 1/153249554113358235356753964803802888832 Pfund, 1/306499108226716470713507929607605777664 Pfund,  
1/61299821645343294142701585920151155532 Pfund, 1/122599643290686588285403718400302311104 Pfund, 1/245199286581373176570807436800604622208 Pfund,  
1/4903985731627463531416148736012092444416 Pfund, 1/9807971463254927062832297472024184888832 Pfund, 1/196159429265098541256645949440483777664 Pfund,  
1/39231885853019708251329198888096755532 Pfund, 1/78463771706039416502658397776193511104 Pfund, 1/156927543412078833005316795552380222208 Pfund,  
1/313855086824157666010633591107664444416 Pfund, 1/62771017364831533202127182221532888832 Pfund, 1/12554203472966306640425436443065777664 Pfund,  
1/25108406945932613280850872886131455532 Pfund, 1/5021681389186522656170174577226111104 Pfund, 1/100433627783730453123403491544222208 Pfund,  
1/2008672555674609062468069830884444416 Pfund, 1/401734511134921812493613966176888832 Pfund, 1/803469022269843624987227932353777664 Pfund,  
1/160693804453968724997445584710755532 Pfund, 1/321387608907937449994891695421511104 Pfund, 1/6427752178158748999897833908430222208 Pfund,  
1/12855504356317497999777667816860444416 Pfund, 1/25711008712634995999555535633720888832 Pfund, 1/5142201742526999199911067126744777664 Pfund,  
1/1028440348505399839982213453488955532 Pfund, 1/2056880697010799679964426906977911104 Pfund, 1/4113761394021599359928853813955222208 Pfund,  
1/82275227880431987198577076279104444416 Pfund, 1/16455045576086397439715415255820888832 Pfund, 1/32910091152172794879430830511641777664 Pfund,  
1/658201823043455897588616610328355532 Pfund, 1/1316403646086911791177232240656711104 Pfund, 1/2632807292173823582354464481313422208 Pfund,  
1/52656145843476471647109289626268444416 Pfund, 1/105312291686952943294218579252536888832 Pfund, 1/21062458337390588658843715850507377664 Pfund,  
1/42124916674781177317767431701014755532 Pfund, 1/8424983334956235463553486340202911104 Pfund, 1/16849966669912470927106926804058222208 Pfund,  
1/33699933339824941854221385608116444416 Pfund, 1/673998666796498837084427712162888832 Pfund, 1/1347997333592997674168844244325777664 Pfund,  
1/269599466718599534833778848865155532 Pfund, 1/539198933437199069667557697730311104 Pfund, 1/10783978668743981393351153954606222208 Pfund,  
1/21567957337487962786702307909212444416 Pfund, 1/43135914674975925573404615818424888832 Pfund, 1/86271829349951851146809231636849777664 Pfund,  
1/1725436586997037022937184632736955532 Pfund, 1/3450873173994074045874369265473911104 Pfund, 1/6901746347988148091748738530948222208 Pfund,  
1/13803492695976296183495478671896444416 Pfund, 1/27606985391952592366990957343792888832 Pfund, 1/55213970783905184733981914687585777664 Pfund,  
1/1104279415678103694679638297559155532 Pfund, 1/2208558831356207389359276595118311104 Pfund, 1/4417117662712414778718553190236222208 Pfund,  
1/8834235325424829557437116380472444416 Pfund, 1/17668470650849659114874232760944888832 Pfund, 1/35336941301699318229748465321889777664 Pfund,  
1/7067388260339863645949693064377955532 Pfund, 1/14134776520679727291899381288755911104 Pfund, 1/2826955304135945458379876577511222208 Pfund,  
1/5653910608271890916759753155024444416 Pfund, 1/1130782121654378183351950631004888832 Pfund, 1/2261564243308756366703901262009777664 Pfund,  
1/452312848661751373340780252401955532 Pfund, 1/904625697323502746681560504803911104 Pfund, 1/18092513946470054933631210096078222208 Pfund,  
1/36185027892940109867262420180155532 Pfund, 1/72370055785880219734524840360311104 Pfund, 1/1447401115717604394690496807206222208 Pfund,  
1/2894802231435208789380993614412444416 Pfund, 1/5789604462870417578761987228824888832 Pfund, 1/11579208925740835157523974577649777664 Pfund,  
1/231584178514816703150479491553911104 Pfund, 1/4631683570296334063009589831078222208 Pfund, 1/9263367140592668126019179662156444416 Pfund,  
1/1852673428118533626003835932332888832 Pfund, 1/3705346856237067252007671864665777664 Pfund, 1/741069371247413450401534372933155532 Pfund,  
1/148213874249482700800306874906611104 Pfund, 1/296427748498965401600613749813222208 Pfund, 1/592855496997930803201227499626444416 Pfund,  
1/1185710993995861606402454999252888832 Pfund, 1/2371421987991723212804909998505777664 Pfund, 1/474284397598344642560981999701155532 Pfund,  
1/948568795196689285121963999402311



90. Band. Fünftundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1922 - 1923  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 74 Pfg. ohne Postfacit

## Der goldene Käfig

Roman

von  
**Hanns von Zobelitz**

(Schluß)

An den ersten Abenden hatte Hans sich über das tolle, bunte Leben amüsiert; über die gepuhten, geschminkten Dämchen, die die Allüren einer Fürstin nachzuahmen suchten; über die geschneiderten Herrchen im Frack oder Smoking mit der Gardenia im Knopfloch. Bald ödete es ihn an.

Aber allmählich — dann und wann erst, dann häufiger — kam er doch mit seinem Schwiegervater ins Gespräch. So von halb ein Uhr an wurde Pa etwas zugänglicher. Er warf dann manchmal eine böshafte Bemerkung hin über irgend eine auffallende Erscheinung, oft so laut, daß Hans in peinliche Verlegenheit geriet. Aber es schien, Pa wurde hier besonders ästiniert. Höchstens drehten sich ein paar Köpfe nach ihm um, die er angrinste. Man zuckte dann die Achseln und lächelte über den wohlbelannten Sonderling.

Heute war Pa anscheinend besonders guter Laune. Er bestellte sich, was sonst nie vorkam, ein Paar Sandwiches, steckte immer eine der Scheiben auf einmal in den Mund, sagte — und es kam ganz wie zusammengehörig heraus: „Sind sehr gut... wollen Sie nicht auch, Dagelich? ... Ruth sah heute sehr gut aus.“

Es klang sehr komisch. Aber es war doch Vaterstolz. „Sehr gut!“ bestätigte Hans aus voller Ueberzeugung.

Pa lautete wieder ein Weilschen. „Na, Dagelich, wie kommen Sie eigentlich mit dem Schäschen zurecht?“ meinte er dann freundlich grinsend. „Ich vermute, leicht ist das nicht.“

Das Blut schoß Hans ins Gesicht. Er fragte hastig: „Hat sich Ruth beklagt?“

„Wahre, Dagelich. Wollt' ich ihr auch nicht raten. Ich mische mich nicht in die Ehen meiner Töchter. Fehlte mir gerade noch! Ich fragte nur, weil ich's eben nicht für leicht halte... mit dem Schäschen.“

Hans spielte nervös mit seinem Glase. Er schwieg. Und Pa schien das auch für eine Antwort zu nehmen. „Na ja,“ sagte er gelassen. „Schade eigentlich, solch hübsches Mädchel und immer so bissel dumm gewesen. Von klein auf. Der Weier weiß, woher sie's hat. Von mir nicht. Und von meiner seligen Frau auch nicht. Die war gescheit. Wie die Ellinor.“

Der Zigeunerprimas ging mit seinem Teller herum und holte sich von Pa sein Goldstück. Das schnippte der immer kunstgerecht genau auf die Mitte der weißen Serviette, die auf dem Teller lag, und nickte dem Mann in der bunten Affenjacke



Das Mädchen aus der Fremde. Nach dem Gemälde von H. v. Ciesjen-Mayer

dabei gnädig zu. Worauf der Primas wie immer seine Geige holte und in unmittelbarer Nähe Pa ein Dankeserescendo ins Ohr siebelte.

„Gottlob, das unerquickliche Thema scheint ja erledigt,“ dachte Hans. Aber Pa hatte heute seinen rebseligen Tag. Er schlürfte mit seinem gewöhnlichen lauten Gluckfen das halbe Glas aus und fing wieder an: „Ja, die Ellinor. Die ist lug. Wofür die eine Dummeheit hat sie nun mal gemacht, daß sie den Fürsten geheiratet hat. Ich kann den Kerl nicht leiden, den hochmütigen Patron. Aber sie wollte ja durchaus. Eigentlich aus Trost. Hatte da drüben eine ganz wahnsinnige Liebe zu einem spottarmen Jungen, der bei mir im Geschäft war. Wär' mir auch ganz recht gewesen. Na, denken Sie, Hagelitz, daß der Junge sich aus der Ellinor auch nur so viel gemacht hat! Ich hab' schließlich ganz offen mit ihm gesprochen. „Besondere Ehre,“ sagt er. „Schätze Miß Ellinor sehr. Bin aber schon verlobt.“ Und richtig! Ein Vierteljahr später heiratet er. Solch eine kleine, blonde Farmerstochter. Und nicht einen Cent Vermögen. Hat mir imponiert, das Kerlchen. So . . . und nun, denk' ich, gehen wir.“

Das also war es! Hier lag der Schlüssel zu Ellinors Eigenart. Sie hatte ein Herz. Aber es war an der einen großen Enttäuschung erstickt, versteinert, und ihr ganzes Leben zielte nur darauf, sich zu betäuben. Der arme Peter!

Zimmer wieder schoß die Erinnerung an das, was Pa erzählt hatte, Hans durch den Sinn. Der arme Peter! Und die ärmere Ellinor! Was mußte diese stolze Seele gelitten haben, was litt sie wohl noch? Und wie trug sie, hocherbobenen Hauptes, die Kette der Vergangenheit! —

Es war in Nizza, vier Wochen später, daß ihm Ruth einen Brief der Schwester gab. Sie hatte ihn schon am Morgen erhalten, aber den halben Tag uneröffnet mit sich herumgetragen. Nun wart' sie endlich einen schlüßigen Blick hinein, meinte: „Komisch!“ und reichte ihn Hans.

Wenige Zeilen nur. Aber so ganz anders, als Hagelitz sie je von Ellinor erwartet hätte. Sie waren augenscheinlich schnell hingeschrieben, in stichlicher Erregung; eine ganz gleichgültige Einleitung zuerst, eine Nachricht über einen Schmuck, den Ruth nachgehandelt haben wollte, und dann: „Wollte dir noch mitteilen — sag's auch Hans, — daß mein Mann mit Graf Garzen eine große Forschungsreise quer durch Afrika unternimmt. Er reißt schon in acht Tagen ab, ganz plötzlicher Entschluß — kann wohl ein Jahr fortbleiben. Ich werde wahrscheinlich ganz nach Claring übersiedeln.“

„Komisch findest du das, Ruth?“ fragte Hans. „Nun ja, daß Ellinor den Schmuck nicht finden kann, ist doch komisch.“

„Aber hast du denn nicht gelesen: Woldegg geht nach Afrika!“

„Das, ja! Aber da ist doch nichts dabei.“

„Aber, Ruth!“

„Warum soll er denn nicht reisen? Die lieben sich ja doch nicht. Ja, wenn du mich auf ein ganzes Jahr verlassen würdest — das, nein, daran kann ich gar nicht denken! Ach, bitte, Hans, sieh doch nur einmal das kleine reizende Automobil dort drüben. Und die niedliche Chauffeuse. Zu niedlich!“

Sie lieben sich ja doch nicht! . . .

Da zog Woldegg nun hinaus ins Unbekannte, in die gewaltige Einsamkeit, weil er nicht länger leben konnte als der verschmähte Mann des geliebten Weibes! Und sie, Ellinor, schrieb darüber, wenn man sich nur an den Wortlaut hielt, wie sie vielleicht über ein neues Kleid geschrieben hätte.

Aber hatte ihre Hand nicht doch gebebt? Trugen diese steilen Schriftzüge nicht doch die Spuren einer großen innerlichen Erregung? Sah sie ihren Mann doch am Ende zaghenden Herzens scheiden? Oder — auch das war ja nicht unmöglich — galt ihr seine Reise auch als eine Befreiung?

Hans erwartete jeden Tag eine Nachricht, einen Brief des Fürsten. Vergebens! Erst in Rom kam eine kurze Karte, die ihnen allerdings über Paris und Nizza nachgeschickt worden war.

Sie war aus London datiert und enthielt nur zwei Zeilen: „Vor meiner Abreise ins Ungewisse einen Gruß, lieber Hans! Viel Glück!“ Darunter das Hieroglyphenzeichen Peter Woldeggs.

Hast gleichzeitig erhielt Hagelitz eine Zuschrift des Plesshagener, derzufolge die Verhandlungen um den Ankauf von Grantoro dem Abschluß nahe seien, so daß er dringend bitte, Hans möchte heimkehren.

Es kostete einen kleinen Kampf, ehe er Ruth zur Abreise bestimmen konnte. Ihr behagte dies bequeme Dabimleben in der milden, einschläfernden Luft des Südens über alle Massen, die ewige Siesta, in der sie sich gefiel. Sie schmeichelte um ihn herum wie ein kleines Kästchen, hat und schmollte. Aber Hans hatte sich jetzt eine ruhige Entschiedenheit erobert. Er sagte schließlich: „Dann reise ich allein!“ und da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn: „Nein! Nein! Ich fahre mit dir! Aber drei Tage wenigstens laß uns noch hier bleiben.“

Ende März war es, als sie über die Alpen heimwärts fuhren.

Ruth saß, in Decken gehüllt, fröstelnd in der einen Ecke des Abteils, schmöckerte ein wenig in einem leichten Roman, gähnte, plauderte ein paar gleichgültige Worte über Paris und Pa, dehnte und reckte ihre schönen Glieder, lächelte, gähnte wieder, naschte ein Praline und sagte dann und wann: „Ach, dearest, ist das kalt! Warum konnten wir nicht noch unten bleiben! Ich fürchte mich so vor Bielberg.“

Und er sah hinaus auf die Felder und Wiesen, auf denen der erste Frühlingshauch lag, ein leises, schüchternes Grün. Es erschien ihm, trotz allem, wie ein Hoffnungsstimmchen. Und er grüßte in Gedanken jeden Adersmann, den er am Wege seine Furchen ziehen sah.

In Luzern, in München mußte er Ruths halber Station machen. Auch das jedesmal ein Kompromiß. Denn mit jedem Kilometer nordwärts wuchs in seiner Seele das Heimweh.

Bis sie dann endlich von der Station aus durch die märktische Landschaft nach Bielberg fuhren. Es war noch empfindlich kühl, und die Natur hatte hier kaum begonnen, ihr Winterkleid abzuschleifen. Ruth mochte schon recht haben: mit ihren Augen gesehen, war das alles öde. Aber in seinen Augen gewonnen diese sanftgeschwungenen Flächen, der ragende Riesensorbus, die jungen Schonungen, das Graugrün der Wiesen hundertfache Reize. Er jog den Erdgeruch ein aus der Schalle, die der Pfingst sorben erst umgeworfen hatte . . . aus der eignen Scholle.

Ihr wollte er nun dienen. Sie sollte seinem Leben neuen Inhalt geben.

Und nun winkten die alten Kastanienbäume über dem Dorfanger. Auf der Veranda standen Mutter und Malwine. Und die Großmutter.

„Mein lieber, guter Junge!“ — „Ruth, wie schön du aussehest, liebes Töchterchen!“ — „Grüß Gott euch alle beide!“

Er führte seine Frau durch die vorderen Gemächer nach den Zimmern, die früher die Mutter bewohnt hatte und die nun für sie eingerichtet waren. Ihm war so eigen ernst zu Mute. Fast feierlich.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, faßte er beide Hände Ruths und sah ihr tief in die Augen. Es drängte ihn, ihr ein gutes, liebes Wort zu sagen. „Ruth!“ sprach er. „Liebe Ruth, wir stehen vor einem neuen Lebensabschnitt. Laß uns guten Muts sein. Wir wollen recht von ganzem Herzen versuchen, glücklich zu werden.“

Sie sah ihn mit ihren großen schönen Augen an. Ganz verwundert, ein wenig verschüchtert.

„Aber, Hans . . . wir sind doch sehr glücklich!“ Und dann lief sie plötzlich zu dem Toiletentisch, sah sich in dem Spiegel und bat: „Ach, dearest, ich bin ja ganz häßlich von der Artie. Bitte, schick mir doch gleich die Marion.“

## XII

Der Plesshagener saß in der Vorkasse des Savon-Hotels in Genua, zankte mit dem Direktor über sein „ganz miserabliches“ Zimmer und dessen hohen Preis und ärgerte sich fast noch mehr

darüber, daß er seine paar italienischen Bekanntschaften nicht an den Mann bringen konnte. Ueberall deutsche Stellen! Kaum daß er mal einen Russen traf, der nicht wenigstens etwas deutsch zu reden versuchte. Ueberhaupt diese ganze italienische Riviera — das reine Berlin mit einigen Anhängeln von Hamburg und Dresden. Dazu reiste man nun hierher!

Es war in der Vorkasse ein ewiges Kommen und Gehen. Der Reichspostdampfer war angekommen. Die ersten Passagiere fuhrten schon vor, und kleine Berge von Koffern häuften sich vor der Hoteltür. Einige Offiziere von der ostasiatischen Besatzungsbrigade belagerten den Lift, eine blonde dicke Newfrou, in schneeweißem Weiß gekleidet, mit einem käsegelben Wog hinter sich, hatte sich dicht neben dem Plesshagener in den Korbfessel geworfen und schnappte vernehmlich nach Luft; zwei Missionare mit großer Jesuitenbüten standen, je eine Handtasche vor sich, an der Office; ein kleiner beweglicher Japaner hatte sich auf seinen Riesenkoffer gesetzt und baumelte mit den Beinen. Und noch immer rasselten die Wagen vor, ging die Tür.

Blötzlich fuhr der Plesshagener auf. Er hatte einen bekannten Namen gehört und eine Stimme, die ihm auch merkwürdig bekannt vorkam.

„Welches Zimmer habe ich? Ich telegraphierte von Neapel aus: Fürst Woldegg.“

„Beim Heus! Das war Peter Woldegg! Aber — alle Wetter! — er sah aus, als sei er gerade wegs aus dem Lazarett gekommen. Haut und Knochen; ganz tiefliegende Augen; gar kein Blut im Gesicht! Und als er jetzt die paar Schritte zum Fahrstuhl ging, zog er den rechten Fuß nach trotz des Stodes, auf den er sich schwer stützte.“

„Durchlaucht! Lieber Fürst! Nein, daß ich der erste bin, der Sie auf Europens gefegnetem Boden begrüßen und beglückwünschen kann!“

Woldegg hatte sich umgedreht. Ueber sein krankes Gesicht flog ein Leuchten. Ein kleines Lächeln dann: „Herr von Plesshagen! Wie ein Gruß aus der Heimat!“

Sie schüttelten sich die Hände. Ganz matt lag des Fürsten Hand in der derben Faust des andern.

„Wetterchen, Fürst, Sie sehen schlecht aus.“

„Afrika, lieber Freund —“

„Na ja! Aber nur Mut! Unstre märktische Luft macht das alles wieder gut. Nee, wie ich mich freue! Donner und Doria — das ist ja wohl echt genuaisch — müssen Sie erzählen können. Na — auf nachher! Erst mal ein paar Stunden Ruhe —“

Die paar Stunden schlichen dem guten Plesshagener wie die Schneeden. Er raunte vergebens am Hasen umher — mein Gott, Hamburg war doch viel großartiger! — er kletterte auf die Via di Circonvallazione hinaus im Schweige seines Angeichts — schauderöse Hitze für den Februar! — er langweilte sich zwanzig Minuten in der Galleria Brigole — als ob man solche alten Schinken nicht auch in Berlin sehen könnte! Er trant dreimal einen Café nero — die Zeit froh gerabeg.

Gerade ein Jahr mußte es her sein, daß der Peter plötzlich den verrückten Entschluß faßte. Spleen — zu viel Geld! Die schöne Frau allein zu lassen! Und ausgerechnet gerade Afrika, wo doch wahrhaftig nichts zu holen ist als höchstens die Malaria und ein Löwenfell oder ein stockiger Elefantenzahn! Und dann war die Nachricht von seinem Tode gekommen . . . da unten . . . im Hinterland von Kamerun . . . war das nicht im September gewesen? . . . Expedition ausgerückt . . . Und dann plötzlich war er doch am andern Ende dieses vermaledeiten Erdteils, für den wir alle Jahre im Reichstage solch blödsinniges Geld bewilligen müssen, gesund und heil aufgelaucht, in Chartum, und hatte telegraphiert, und die schöne Ellinor hatte die Trauerkleider wieder abgelegt. Merkwürdige Frau! . . . Na, gesund und heil? Frost die Wahlzeit! Der arme Kerl hat seinen Knacks weg . . .

Nun saßen sie sich endlich gegenüber, und der Plesshagener hatte „ne gute Fulle Schaum“ bestellt. „Aber nich das labbrige Zeug, Fürst, der



Nachmittagskorso auf dem Monte Pincio in Rom

Nach einer Originalzeichnung von St. Rejchan (Cent. S. 602)

„Ist spumante! Ne Moët — was? Schön — m. w. — machen wir!“

Jetzt sah der Peter übrigens doch ein wenig besser aus. Merkwürdig, was solch kurze Ruhe tun kann. Glend ja immer noch, mordsmäßig, aber die Augen ganz anders. Zum Ertrählen schien er wenig aufgelegt. Er fragte immer nur:

„Wann haben Sie meine Frau zuletzt gesehen? Ich habe zwar hier einen Brief mit guten Nachrichten von ihr vorgefunden, aber so von Mund zu Ohr klingt mir jede Vortshaft doch lieber.“

„Ja, Durchlaucht, warten Sie mal! Ich treib' mich hier schon so vierzehn Tage herum. In Monte Carlo war ich alter Geiz natürlich auch... Schwamm drüber! — und... ja... acht Tage vorher sah ich die gnädigste Frau Fürstin. Pompos... Bardon... wie immer! In Biebingen auf dem Gericht war's... richtig...“

„Also wohl sah sie aus... Ellinor...“  
„Jamos, lieber Fürst! Wissen Sie, damals, als die dämlichen Zeitungserle des von Ihrem Tode aussprengten, da war sie ja elend. Ich fuhr natürlich rüber, als guter Nachbar, um meine Aufmerksamkeit zu machen. Aber jetzt... jamos! Uebrigens trinken wir mal: wer tot gesagt wird, dem ist ein langes Leben beschieden! Prost!“

Der Fürst tat sehr vorsichtig Bescheid. „Ich muß mich erst wieder an euren Spiritus gewöhnen — nach dem Polabier, wenn's überhaupt solches gab. Das verdammte Fieber — es kommt immer wieder! Und dann will sich auch die Wunde am Schienbein immer noch nicht schließen. Es muß doch wohl irgend ein Gift an dem Pfeil gewesen sein — na, da mag Geheimrat Bergmann sein Heil versuchen. Sagen Sie, Henshagen, war meine Frau viel in Glaring?“

Der andre sah erstaunt auf: „Aber Fürst — wissen Sie denn das nicht? Na freilich — so mit der Postverbindung nach dem Schwarzsee und Umgegend, das ist wohl was anders als zwischen Treuenbrieken und Posemüdel! Nicht fortgekommen ist Ihre Durchlaucht von Glaring — Winter nicht und Sommer nicht!“

„So — so! Das muß recht langweilig für sie gewesen sein.“

„Ich weiß nicht. Da sind doch die Viehberger —“

„Danz Hagelich! Nun vor allem: wie geht's meinem Schwager?“

„Ein Brackler. Wird mal ein Landwirt comme il faut! Er geht ja'n bißel stark ins Zeug. Daß er Grantow gekauft hat, wissen Sie wohl. Nun im Herbst noch Raltenhagen dazu. Er hat jetzt seine neuntauend Morgen unterem Pfluge. Lehrgeld muß er natürlich auch zahlen, aber er ist riesenfleißig — einfach so niederrächtlich fleißig, daß man immer denken möchte, es gibt jemand mit der Peitsche hinter ihm.“

Der Fürst nickte. „Und Ruth, die Schwester meiner Frau?“

„Wohl und gesund, Durchlaucht. Das ist das einzige, was ich sagen kann. Seit im Dezember der Erbprinz einpaffierte — soll übrigens ein strammer Junge sein und Ihrem Herrn Schwiegerpapa nen ganz besonderen Spaß machen —, fängt die gnädige Frau an, mit Erlaubnis zu sagen, ein bißchen komplett zu werden. Aber es steht ihr sehr gut, so nach meinem Geschmack.“ Er rief sich lachend die Hände und fuhr dann fort: „Aber jetzt sind Sie an der Reihe, lieber Fürst. Mich pumpen Sie aus, als ob ich ein Brunnenschwengel wäre, und Sie selbst sagen von sich gar nichts.“

„Ich sehne mich nach Hause, lieber Henshagen. Das ist wirklich das Beste, was ich Ihnen sagen kann.“

Und dabei glitt seine hagere Hand heimlich in die Brusttasche seines Gehrocks und über den Brief seiner Frau hin, und er las in Gedanken immer wieder die eine Zeile von den vielen: „Ich erwarte Dich in herzlichster Sehnsucht!“

Im Fort und Unglück war er fortgegangen. Wenn er jetzt, ein kranker Mann, heimkehrte, war's zum Glück! Das hatte Perry und der stolze Sinn waren durch die Trennung besiegt

worden. Ellinor hatte erkannt, seit sein Name unter denen der erfolgreichsten Erforscher des schwarzen Erdteils stand, seit sie mußte, daß er nach dem Tode des Grafen Gargen die Führung der Expedition übernommen und sie glücklich zum Ziel geleitet hatte, daß er mehr war als ein feichter Weltmann, daß ein Kern in ihm steckte! Vielleicht — wer konnte es wissen — hätte seine werdende Liebe auch obdem über sie gesiegt. Aber besser war es so: er kam als ein anderer wieder, als er hinausgezogen war! Glend und krank — und doch ein Mann! Und in der Heimat würde er genesen — noch einmal ganz gesund werden — und glücklich sein.

Am nächsten Tage reiste der Fürst ab. Aber schon in Luxern hatte er einen heftigen Fieberanfall, der sich auf der Fahrt wiederholte und ihn zwang, in Heidelberg Aufenthalt zu nehmen. Gegen seinen Willen despatchierte der Arzt an die Fürstin. Sie kam sofort mit Hans Hagelich, um ihn abzuholen, denn er begehrte mit aller letzten Kraft nach dem eignen Heim.

Dem Tode geweiht — die Fürstin wußte es in dem Augenblick, in dem sie das Zimmer der Klinik betrat. Er lag gerade in den schwersten Delirien, erkannte niemand, sprach roter und wild durcheinander von seiner Frau, von den Reisegeschichten, von den Zwergen Zentralafrikas; er sah sich bald vor der Berliner Geographischen Gesellschaft die Ergebnisse seiner Expedition darlegen, bald saß er daheim in Glaring, hatte das graue Männchen vor sich und scherzte mit ihm über Glück und Unglück; er weinte und er lachte; er seufzte und er fluchte. Und der Blick der fieberglühenden Augen ging rastlos, wie in einem ewigen Suchen, im Gemach umher.

Der Arzt hatte Ellinor vorbereitet. Aber es hätte dessen kaum bedurft. Sie war oder sie schien doch ganz gefaßt. Sie setzte sich an das Bett und legte ihre kühle Hand auf die glühende Stirn. So saß sie die ganze Nacht.

Gegen Morgen brach sich die Gewalt des Anfalls. Peter Woldegg erlangte das Bewußtsein wieder. Er erkannte seine Frau. Ein mattes Leuchten des Glücks flog über sein Antlitz, und als sie seine Rechte umfaßte, fühlte sie einen mähen Druck.

Erst eine Stunde später, nachdem der Arzt gekommen war und ihm eine Morphiumeinspritzung gegeben hatte, konnte er sprechen. Wenige Worte nur. Ein leises „Dan!“ und dann die stehende Bitte: „Nach Hause!“ Immer wieder das gleiche sehnlichstvolle: „Nach Hause!“ Es war, als glaube er immer noch, daheim genesen zu können.

Der Arzt suchte die Achseln. Aber er meinte, dem Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen, sei unnötige Grausamkeit. Und die Fahrt ging besser, als sie alle vorausgesehen hatten. Es war wie ein Aufklappen des wundten Körpers, des todmatten Geistes. Der Fürst lag ganz ruhig in seinem Salonwagen, ohne den Blick von Ellinor zu wenden; dann und wann lächelte er leise, wie ein Beglückter, dann und wann flüsterte er: „Gib mir deine Hand!“ — „Dan!, Ellinor!“ — „Es wird nun alles gut.“ Endlich, als die Nacht herabsank, ward ihm ein sanfter Schlummer.

Hans war aus seinem Abteil in den großen Salonwagen getreten, mit der Diakonistin; er wollte nicht dulden, daß Ellinor ihre Kraft vorzeitig aufreibe. Sie ließ sich auch wirklich überreden, ihren Platz auf kurze Zeit der Pflegschwester abzutreten, kam zu Hans in das Nebenabteil, nahm ein Glas Wein, ein Stück kaltes Fleisch, wie aus Pflichtgefühl. Und dann saß sie stumm in ihrer Ecke und starrte vor sich hin. Lange Zeit. Bis sie plötzlich Hans mit beiden Händen umflammerte, tonlos schluchzend: „Er stirbt, und ich bin schuld an seinem Tode.“

„Wenn er wirklich sterben sollte, Ellinor, so schlummert er hinüber mit dem Glücksbewußtsein, daß du ihn liebst.“

Sie schüttelte schmerzlich den Kopf. Und dann brach ihre verborgene Leidenschaftlichkeit durch. Es war wie ein mühsam unterdrückter Schrei: „Hans, sag, daß er leben wird. Nur Monate noch, wenn Gott es nicht anders will! Nur so lange, bis ich ihm beweisen kann, daß ich ihn

liebe! Ich will sühnen — ich will gut machen! Hans, sag, daß er leben wird! Sieh doch: ich hab' ihn ja in den Tod hineingestofen. Und in mir kämpfte doch damals schon, als er ging, die Liebe zu ihm mit der törichtigen Vergangenheit. Ein Wort von mir hätte damals genügt, ihn zu halten. Aber es kam nicht über diese Lippen. Gott, Gott, laß ihn mir! Er muß es wissen, daß ich ihn lieb habe!“

„Er weiß es, Ellinor.“

Zagend sah sie ihn an. In ihren Wimpern glitzerten die großen Tränen: „Hans, ich war so grausam gegen ihn. Ich sah ja, wie er litt. Immer war er gleich gütig, rücksichtslos, nachsichtig gegen mich. Zu gütig, zu rücksichtslos! Wäre er nur einmal vor mich hingetreten als ein Mann, der Willen gegen Willen setzt. Aber immer lag auf ihm ein Druck, wie vielleicht der eines armen Vogels, der freiwillig in einen goldenen Käfig geflattert ist. So war nie Wahrheit zwischen uns, nie Offenheit. Alles nur begründet auf Selbstbeherrschung. Auch die kann zum Selbstbetrug werden. Das weiß ich jetzt. Und nun ist es zu spät —“

Wieder saß sie eine Weile wortlos, die Hände fest geschlossen, den Kopf gebeugt.

„Ich will zu ihm!“ sagte sie dann leiser, ruhiger. Und sie ging hinüber und setzte sich zu seinen Füßen auf ein Kofferchen. Bis er aufwachte und sein erster Blick sie traf.

Der Schlaf schien ihn geträumt zu haben. Aber sein erstes Wort war: „Du hast ja geweint, Ellinor! Das sollst du nicht! Nicht weinen!“

Da kniete sie neben ihm nieder und lächelte ihm unter Tränen zu: „Nein, nicht weinen! Ich bin so glücklich, daß ich bei dir sein kann.“ Es war gegen zehn Uhr, als der Zug in Berlin einlief. Im Palais wartete bereits Professor von Bergmann mit noch zwei Kollegen.

Die Untersuchung dauerte sehr lange. Als die Ärzte endlich herausstraten in das Wohnzimmer, wo Hans Hagelich und Ellinor harreten, in der stummen Pein derer, die zwischen zagen Hoffen und der Furcht vor dem Schlimmsten schwanken, sahen sie sehr ernst aus.

Die Fürstin faßte die Hand des großen Chirurgen: „Die Wahrheit, Herr Geheimrat!“

Er blickte fragend zu Hagelich hinüber. Aber dann sagte er: „Durchlaucht, des Fiebers werden wir Herr werden. Aber die Wunde am Schienbein ist böse. Ich fürchte mit dem Fürsten, sie rührt von einer vergifteten Waffe her. Sie ist auch stark vernachlässigt, und bei der Schwäche des Patienten wage ich jetzt keinen tieferen operativen Eingriff.“

Er sah wohl, wie das schöne Antlitz der Fürstin mehr und mehr erstarrte. Und so sprach er mitleidig weiter: „Durchlaucht, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Für den Augenblick, für die nächste Zeit ist jedenfalls keine unmittelbare Lebensgefahr zu befürchten. Durchlaucht wollen Ihren Herrn Gemahl selbst pflegen, wie ich höre?“

„Ja!“ sagte sie fest.

Er nickte. „Dann bitte, Durchlaucht, lassen Sie uns zusammen in Ruhe besprechen, was zunächst zu tun ist.“

Eine Stunde später trat Hans Hagelich auf die Straße hinaus. Auf seiner Seele lasteten noch schwer die Eindrücke der letzten Stunden. Aber er atmete doch freier denn vorher. Er mußte ja nun: so kurz die Frist bemessen sein mochte, die dem Schwager blieb, sie war ihm durch Liebe verschönt. Und Ellinor würde, wenn sie ihm die Augen zudrückte zur ewigen Ruhe, wissen, daß ihr verziehen sei.

Berlin lag im tiefen Schnee.

Er winkte einem der kleinen Droschenschlitten. Der Weg, den er vor sich hatte, war sehr weit, bis an die äußerste Grenze von Wilmsdorf. Er wollte zu Gallowegs. Oder, wie er selbst meinte, zur Großmutter. Die war kurz vor seiner eiligen Abreise nach Heidelberg zu Gallowegs gefahren, um ihren Pflichten als Pate bei dem ersten Töchterchen zu genügen. Von dem bloßen



Einschreiben ins Kirchenbuch hatte Tina nichts wissen wollen, und das Logierbüchlein wartete schon so lange.

Hans wußte, daß die Großmutter sehnlich auf Nachricht über den Fürsten und mehr noch über Ellinor harrete. Denn zwischen ihr und der Fürstin hatte sich in dem letzten Jahr ein engeres Band gesponnen, und nicht zuletzt die Greisin hatte in schweren Tagen die junge Frau aus Selbstbeherrschung und Selbstbetrug zur Selbstkenntnis geführt — mit oft recht scharfen Worten und mit warmem Herzen.

Eine weite Fahrt durch die verwehten Straßen. Doch er merkte kaum, wie weit sie war.

Zum ersten Male fuhr er zu Gallweg hinaus. Der Spah hatte ihn wiederholt gebeten, sie zu besuchen — er schrieb oft, der Mann der Feder, und immer lustig und lebensfroh. Aber Hans war im ganzen letzten Jahr nur einmal auf einen Tag in Geschäften in Berlin gewesen. Und dann — es war eine gewisse Scheu in ihm vor diesem Besuch.

Er fürchtete sich vor dem Glück der beiden. Er war ja nicht unglücklich. Er hatte sich durchgerungen, in rastloser Arbeit innere Befriedigung gefunden, volle Befriedigung, seit ihm Ruth den Sohn und Erben geschenkt hatte. Und auch Ruth war, seit das süße Ballen des Kleinen an ihr Ohr schlug, wohl eine andre geworden. Sie lebten in Frieden oder doch ohne Unfrieden. Aber dennoch — dennoch — er scheute den Vergleich.

Nun hielt endlich der Schlitzen vor der Tür eines ganz neuen, himmelhohen Hauses. Gallweg wohnten, er wußte es, im sogenannten Gartenhaus. Er mußte über den breiten Hof, drei Treppen hinauf, und jede Stufe wurde ihm schwer. Es kostete ihn Ueberwindung, nicht umzukehren. Dann stand er endlich vor der Tür mit dem kleinen blanken Messinggeschilde — von Gallweg — und klopfte.

Als er schließlich die Klingel gezogen hatte, öffnete ein draales Dienstmädchen und rief ganz erschrocken: „Herrgott — der Herr Baron!“ Er würde die Tina gar nicht erkannt haben, das Bielberger Kind, das Malwine der Freundin nach der Großstadt geschickt hatte.

Aber da ging schon eine Tür in dem engen Korridor, die Großmutter trat heraus und fauchte das Mädchen an: „Brüll doch nicht so, dumme Trine. Du weißt doch, Baby schläft.“ Und dann gleich: „Hans, lieber Junge! Was hast du für Nachrichten?“

Er stand noch immer zwischen Tür und Angel, während er berichtete. In fliegender Hast, als brenne ihm der Boden unter den Füßen. Die Großmutter nickte: „Ich freue mich für Ellinor! Selbst Tage, Wochen sind für sie ein Gnaden Geschenk. Aber komm herein, Hans! Gallweg ist zwar nicht da, aber Tina.“

Das Blut flammte ihm ins Gesicht. Er trat einen Schritt zurück. „Großmutter . . . ich . . . möchte nicht hören.“

Da sagte sie ihn am Arm, wie sie's bei dem kleinen Hans immer getan, dicht an der Achsel, und lachte, daß ihre falschen schwarzen Locken an den Schläfen hin und her pendelten: „Du dumme Hans! Komm nur!“ Und wie er immer noch unschlüssig stand, sagte sie fast wie im Zorn: „Hans, ich dachte, du seist ein Mann geworden. Sei nicht so klein! So komm doch!“

Tina saß an ihrem Reichenbrei. Als sie die Tür gehen hörte und flüchtig aufblickte, sah sie zuerst nur die Großmutter.

„Hier, Tina . . . der Hans!“

Da ging es ihr wie ihm. Auch in ihren Wangen stieg das Blut auf, und auf einen Moment preßte sie ihre beiden Hände fest auf das Brett. Aber es war nur der Bruchteil einer Sekunde. Dann stand sie auf und ging ihm entgegen, sagte seine Hand, sah ihn mit ihren tiefen Augen ruhig an und sagte warm und herzlich: „Kommen Sie endlich einmal, lieber Hans! Und nun ist Herbert gerade nicht hier! Ich freue mich so sehr, Sie wieder zu sehen.“

Er fühlte den kräftigen Druck ihrer Hand, und er fühlte, sie sprach die Wahrheit. Er hätte so gern etwas entgegen, ihr auch einen herzlichen

Willkommensgruß geboten. Doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und nur wie durch einen Schleier sah er, wie sonnig schön sie im Glück geworden war, schöner als je.

Ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen. So wie eben glückliche Frauen lächeln, wenn sie wissen, daß man sie schön findet. Und zugleich brach in ihr etwas wie das frauliche Bestreben hindurch, dem lieben Freund über diese Augenblicke hinwegzuhelfen.

„Kommen Sie, Hans, setzen Sie sich zu mir. Hier an meinen Arbeitstisch. Aber sehen Sie nicht hin — das ist ein ganz roher Entwurf. Ich zeig' Ihnen lieber nachher etwas andres, eine Paramentenzeichnung, die die Kaiserin gekauft hat. Unbändig stolz waren wir beide, Herbert und ich! Und nun lassen Sie sich mal anschauen, Hans. Ganz braun sind Sie geworden, der richtige Agrarier. Hören Sie, Hans, und Ihr Schnurrbart ist lange nicht mehr so gut gepflegt wie früher. Wenn ich Ihre Frau wäre, das müßte anders sein. Freilich, mit meinem Spah und Schah ist erst recht nichts anzufangen — seit wir verheiratet sind, ist leider auch die letzte Spur von Eitelkeit verfliegen. Man hat seine Not mit euch Männern —“

Sie sprach sehr schnell, doch auch ein wenig aus Verlegenheit. Dabei hatte sie zum Stuhl gegriffen und zeichnete krause Ornamente, die wohl kaum völlig in ihre Stütze paßten.

„Na — dafür ist Herbert aber sonst ein wahres Prachtexemplar. Freilich wie eine Biene — haben Sie schon die Trohenschlacht gelesen, Hans? Hat sie Ihnen nicht sehr gefallen? Und häuslich ist er, nächstens wird er als Töpfchengußer gesteinigt. Nur wenn er zum Regiment geht — Gott bewahr mich! — haben sie ihm da neulich einen Kaiser angedoktort, dem armen Manne —“

Plötzlich sah sie auf. „Aber da red' ich immer von uns! Nur von uns! Und ich möchte Ihnen denn doch gratulieren, Hans —“

„Mir?“ sagte er, und es zuckte über sein Gesicht.

„Hnen, Hans, natürlich! Erstens, wenn's der Spah-Schah auch schon gewiß in überschwenglichen Postenworten schriftlich besorgt hat, zum Erbgroßherzog von Bielberg! Und dann dazu, daß Sie sich ganz außerordentlicher Landwirt zu werden auf dem besten Wege sind.“

„Woher wissen Sie denn das, Tina?“ Zum ersten Male kam ihr Name über seine Lippen.

„Von der Großmutter — verzeihen Sie, wenn ich sie auch vor Ihnen so nenne. Und die lobt nicht ohne Grund. Neulich hat sie Herbert sogar mal mordsmäßig abgelangelt, weil ihr eine Novelle, die er uns vorlas, nicht gefiel. Und richtig — er hat sie schon von zwei Redaktionen zurückgeschickt bekommen. Nun, das tut nichts. Es ist ganz gut, wenn er bei seinen Erfolgen nicht hochmütig wird, der gute Herbert. Aber, Hans, nun muß ich Ihnen doch unser Heim zeigen und unser Baby. Tat' ich's nicht, würde Herbert mir's nie verzeihen.“

Immer war Herbert ihr drittes Wort.

Sie führte ihn herum mit der naiven, rührenden Freude der jungen Frau am eigenen, am selbstermordenen Glück und Besitz. Baby mußte er bewundern und das Wohnzimmer mit dem Büfett, das sie entworfen hatte, und die Stühle im Schippendale-Stil und den Flügel, den die Gräfin ihnen geschenkt hatte. Und dann trat sie mit ihm ans Fenster: „Sehen Sie, Hans — hier ist die Großstadt zu Ende. Nichts als Felder, lachendes Grün im Sommer. Für den Anfang prächtig — nicht wahr? Aber noch zwei, drei Jahre, dann bauen wir uns draußen, ganz im Grünen, eine kleine Villa. Klein, aber mein! Da freuen wir uns heute schon darauf, wie zwei große Kinder.“

Mit einem Male unterbrach sie sich. Sie sah ihn an und setzte in ganz verändertem Tone hinzu: „Hans, ich rede immer, und Sie sagen gar nichts . . .“

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen. „Ich freue mich, daß Sie so glücklich sind, Tina. Sie beiden lieben Menschen . . .“

Da leuchteten ihre Augen gleich wieder sonnig

auf: „Ja, Hans, glücklich sind wir. Ueber alle Massen glücklich, so daß wir den lieben Gott eigentlich nur immer bitten können, uns unser Glück zu erhalten! Im Anfang, Hans — warum soll ich's solchen alten Freunde nicht sagen? — da hatten wir wohl manchmal Sorgen. Aber das war doch immer nur um äußerliche Dinge. Da kommt man darüber hinweg, wenn man sich recht lieb hat und einander recht vertraut und versteht. Na und jetzt, Hans, jetzt sind wir nämlich steinreiche Leute, sozusagen auf dem besten Wege, Kapitalisten zu werden, elende Mammonskechte. Von wegen Baby nämlich, sagt der Spah-Schah.“

Plötzlich merkte sie, daß ja die Großmutter verschunden war. Sie hatten es beide nicht beachtet, daß sie gleich zu Anfang ihres Beisammenseins das Zimmer verlassen hatte.

Sie wurde ein wenig unruhig. „Wo bleibt denn nur Großmutter?“ Aber ihr Mund lachte schon wieder: „Hans, das ist einmal komisch. Herbert ist nämlich rasend verliebt in Großmutter, und ich bin rasend eifersüchtig. Sie sollten aber nur einmal sehen, wie die sich gegenseitig die Cour machen! Es ist empörend. In seinem nächsten Roman will er sie sogar verewigen: ‚die beste aller Frauen!‘ sagt der schamlose Mann; und sie geht lachend hinzu: ‚mit Stachelkraut ringrum!‘ und dann meint er: ‚keine Rose ohne Dornen!‘ Es ist nur ein Glück, daß ich ein paar Jahre jünger bin.“

„Ja — Großmutter!“ Er stand in tiefem Sinnen. „Wer immer auf sie gehört hätte.“ Und dann fuhr er hastig fort: „Ich muß nun gehen, Tina. Grüßen Sie meinen lieben alten Spah . . . Und —“ er zögerte eine Sekunde — „und kommen Sie beide im Frühjahr nach Bielberg! Sie werden dort viel verändert finden. Aber der Gfue wuchert noch um das Pfarrhaus, die alten Rastanien stehen noch und die Buchen hinter dem Garten.“

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Wir kommen gern, Hans!“ Sie sah ihn voll in die Augen. „Und unter den Buchen winde ich Herbert und Ihnen einen Kranz — wie ehedem — wissen Sie noch?“

Er nickte. Und dann beugte er sich, küßte ihre Hand und ging. Sie kam nicht mit hinaus auf den Korridor. Sie trat ans Fenster, legte die Stirn an die kalte Scheibe und sah hinaus auf das weite, weite Schneefeld, an dessen äußerstem Saume sich wie ein dunstler Streifen der Brunwald hingog. Leicht war das doch nicht gewesen . . . Aber in ihrem Herzen war eine reine Freude.

Draußen auf dem Korridor stand Hans Pagelig einen Moment wie betäubt. Bis er plötzlich die Hand der Großmutter auf seiner Achsel fühlte.

„Nun, alter Hans —“

Er antwortete nicht.

„Hans!“ sagte sie einbringlich. „Hans, sei kein Narr. Ich wollte, daß ihr euch wiedersehen solltet. War's heute nicht, dann ein andermal. Warum denn nicht? Ihr habt euch lieb gehabt, das Leben hat euch auseinandergesührt. Nun, Hans, könnt ihr euch wieder lieb haben, in andern Sinn und doch von ganzem Herzen; als gute Freunde. Ihr alle drei! Das will ich — auch gerade demnetwegen! Du hast deinem Leben einen neuen Inhalt gegeben, durch deine Arbeit! Das respektier' ich. Nun aber fülle auch deine Seele mit treuer Freundschaft! Und wenn es schwer war heute, Hans — es wird die zum Segen werden.“

Sie küßte ihn auf beide Wangen. „Lebe wohl, du alter Junge! Und grüß mir Bielberg.“ Langsam stieg er die Treppe hinunter.

Und in seinem Herzen glomm fragend, hoffend der Glaube auf: sie kann schon recht haben, die kluge liebe Großmutter. Sie hatte ja immer recht. Und ich will's versuchen, sie festzuhalten, wenn sie anpöcht — die Freundschaft.





Besamensicht von Marbach a. N.; rechts das Schiller-Museum

### Das Schiller-Museum in Marbach a. N.

Im Jahre 1895 ist von König Wilhelm II. von Württemberg der Schwäbische Schiller-Verein begründet worden. Der Verein trat an die Stelle des schon seit 1835 bestehenden Marbacher Schiller-Vereins und übernahm es an dessen Statt, die vorhandenen Sammlungen in Marbach weiterzuführen, zu verwalten und zu vermehren und zu ihrer Unterbringung einen geeigneten, sicheren und würdigen Bau herzustellen. Hatte der Marbacher Schiller-Verein sich naturgemäß in seinen Sammlungen auf Schiller und dessen Kreis beschränkt, so wird jetzt sämtlichen schwäbischen Dichtern die gleiche Sorgfalt zugewendet, wenn auch Schiller, der dem Museum den Namen gegeben hat, als der größte schwäbische Dichter in jeder Beziehung den Vorrang hat. Eine weitere Aufgabe des Schwäbischen Schiller-Vereins soll es nach dessen Satzungen bilden: Die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers mit der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht, zu verbreiten und demgemäß alles zu unternehmen, was der Erfüllung dieser Aufgabe zu dienen vermag. Also der Name „Schiller-Museum“ hat seine volle Berechtigung.

Den ersten Teil seiner Aufgabe hat der Verein bereits erfüllt. Das Schiller-Museum steht, dank der Teilnahme und Mitwirkung so vieler Freunde, fertig da. Es erhebt sich unweit des Schiller-

Denkmals, das im Jahre 1876 errichtet wurde, auf der „Schillerhöhe“ als ein stolzer Bau, von seiner Höhe weithin sichtbar. Es ist im Stile der öffentlichen Gebäude aus der Zeit Schillers gehalten. Schon der erste Anblick erinnert eben, der die aus jener Zeit noch vorhandenen Gebäude kennt, sofort an die alten Lustschlösser Solitude und Monrepos. Die Baumeister sind die Stuttgarter Architekten Eisenlohr und Weigle.

Das Gebäude liegt völlig frei da und schaut hinab ins Neckartal, über dem es sich wohl 100 bis 120 Meter erhebt. Die hohe Lage ermöglicht eine schöne Aussicht in die Umgebung: der Hohe Asperg mit seinem Schubart-Turm, Ludwigsburg (7 Kilometer entfernt) mit seinen Kirchtürmen u. s. w., der sagenberühmte Runnenstein, der waldige Lemberg und weiterhin die Strom- und Heuchelberge treten und deutlich vor die Augen. Schon von der Terrasse des Gebäudes, die dessen ganze Front einnimmt, wird uns dieser Anblick zu teil, aber in noch schönerem Lichte zeigt sich die Umgebung von der Kuppel.

Betreten wir das Innere des Museums durch das Haupttor, gerade gegenüber dem Schiller-Denkmal, so gelangen wir zuerst in das Vestibül. Dieses schmückt römische Marmorsäulen und Treppen. Die Wände sind abwechselnd weiß und grau-grün gehalten. So macht das Ganze

einen einfachen, aber wahrhaft vornehmen Eindruck. Dazu trägt noch besonders die schönste Zierde des Vestibüls bei, die marmorne Schillerbüste, ein Werk Donndorfs, nach Tanneders Kolossalbüste gearbeitet. Die Büste, ein Geschenk des Königs Wilhelm II. von Württemberg, erhebt sich an der dem Eingangstor gegenüber liegenden inneren Wand des Festsaals. In diesen führen zwei Türen, links und rechts von der Büste. Es ist der schönste Saal des Museums, den wir jetzt betreten. Die abwechselnd in weißem und grauem Ton gehaltenen Wände und Decken machen vielleicht auf manchen einen etwas kalten Eindruck, aber sie gewinnen Leben und Wärme zunächst durch die Oelgemälde, die an drei Innenwänden hängen. Es sind nur Bilder Schillers (1), und seiner Gattin (1), darunter die zwei großen Originalgemälde, die Frau von Simanovitz im Jahre 1791, als Schiller in seiner schwäbischen Heimat weilte, ausgeführt hat. Auch eine sehr wertvolle



Das Schiller-Museum in Marbach, Hauptfront

Front nach dem Neckar

Kopie des Grasschen Schillerbildes, ein Geschenk eines Mitgliedes und Freundes des schwäbischen Schiller-Vereins, befindet sich darunter. Einen andern Schmuck der Wände bilden elf Reliefs zu Schiller-

aus der Fremde, Der Ring des Polukrates, Dektors Abschied, Der Schöpfer der Helios, in Professor Robert Daus in Stuttgart. In dem Saal stehen drei Reihen von Ausstellungs-  
kästen. Die mitt-  
lere Reihe davon ist  
ausschließlich dem  
Andenken Schil-  
lers gewidmet. Wir  
sehen hier in den  
oberen fenstlichen  
Schaufäden alle be-  
kannteren Abbildun-  
gen des Dichters,  
seiner Eltern und  
Geschwister, seiner  
Kinder und Ver-  
wandten und seiner  
Freunde; ferner  
Darstellungen zu  
seinen Werken, dar-  
unter einen Karten-  
almanach (Gotta),  
von Haber du Haer  
gezeichnet, enthal-  
tend Figuren aus  
dem Wallenstein.  
In den beiden an-  
dern Reihen links  
und rechts sind  
Bilder und Hand-  
schriften der übri-  
gen schwäbischen  
Dichter ausgestellt.  
Den Ehrenplan  
nimmt hier Ulland  
ein, der größte  
schwäbische Dich-  
ter nach Schiller.  
Die Handschriften,  
Urkunden u. s. w.  
aus seinem Nachlaß  
füllen vier Stätten.  
Wir sehen da die  
Originalhandschrit-  
ten seiner bekann-  
testen Gedichte vor  
uns, seine beiden  
Dramen u. s. w.  
In beiden Seiten  
sind handschrift-  
liche Reliquien von  
Eduard Mörike



Schiller-Museum | Eingangshalle

ichen Dichtungen. Wie erwähnen davon folgende Darstellungen: Des Mädchens Klage, Der Künig-  
ling am Bach, Die Bürgschaft, Das Mädchen

und Justinius Kerner aufbewahrt. Ihnen folgen Werke der übrigen Mitglieder der sogenannten „Schwäbischen Dichterschule“, von Gustav Schwab,



Schiller-Museum | Schiller-Saal

*Der gute Hamarrad.*

*Es fällt mir ein Hamarrad,  
für ein Buch zu glück ich mit.  
Die Vorwahl s'flüg zum Strich,  
so ginne an un'ner Prick,  
Jugleichem N'foll und Strick.*

*für Kugel lau gefloga,  
Gilt mir oder gilt ab dir?  
Ha sel ab wogynig, du  
si lang mir vor'ne Kugel,  
Ab wird nie N'foll von mir.*

*Will mir die Hand auf riefen,  
Inswil ich abse lud?  
hat die die Hand riefen geben,  
Glaub die im wogynig abse  
Mirie gubel Hamarrad!*

*L. Ulland*

Originalhandschrift von Ulland „Der gute Hamarrad“

Karl Mayer, Alexander Graf von Württemberg. Außerdem sind hier Andenken an die älteren schwäbischen Dichter Wieland, Hölberlin und Schubart untergebracht.

In der dritten Reihe begegnen uns die jüngeren und jüngsten Dichter und Schriftsteller Schwabens: Berthold Auerbach, dessen ganzen Nachlaß das Museum der Güte des Geheimen Kommerzienrats Dr. von Steiner in Stuttgart verdankt, J. G. Fischer, Gerol. C. Reinhold (Reinhold Köflin) und Kotter, deren literarischen Nachlaß teilweise oder ganz ihre Hinterbliebenen dem Museum zugewiesen haben, ferner D. F. Strauß, der Zeitbetiker Fr. Th. Fischer, W. Waiblinger und W. Zimmermann, der bekannte Verfasser der Geschichte des Bauernkriegs. Auch des letzteren handschriftliche Reliquien kamen in den Besitz des Museums.

Von allen diesen Dichtern besitzt das Museum Abbildungen, zum Teil vorzügliche Bilder.

Unmittelbar an den Festsaal schließt sich der Schiller-Saal an. In ihm stehen zwei große Schränke mit je 54 nummerierten Schubladen, in denen die Briefe und übrigen Handschriften geborgen sind. Der eine von ihnen ist für Schiller, dessen Familie und Zeitgenossen bestimmt. Den Hauptbestand der Schillerschen Handschriften bildet eine größere Zahl von Briefen des Dichters, auch einzelne Dramen sind im Manuskript vorhanden, wie die Maltheser und das Themistokles-Fragment. Sehr reich ist das Museum an Handschriften und Akten der Schillerschen Familie, seiner Eltern (vom Vater dessen Selbstbiographie: Curriculum vitae meum), Geschwister (von Christophine, Skizze aus Schillers Jugendzeit und viele Zeichnungen), seiner Frau, Kinder und deren Nachkommen. Unter den Schillerschen Zeitgenossen erwähnen wir Briefe von Goethe, Herzog Karl August und seinem Haus, Herder, Voss, Fr. und A. W. Schlegel, Tieck, Hoffmann, Roschke, A. und W. von Humboldt und vielen andern. Auf den Schränken befinden sich Schaufäden, in denen Briefe u. s. w. zu sehen sind.

Der zweite Schrank birgt Briefe von nicht-schwäbischen Dichtern und Schriftstellern, die das Museum besitzt. Außerdem enthält der Saal eine Bibliothek der wertvollsten Schiller-Ausgaben (die sog. Cohnsche Bibliothek, gleich bei der Gründung des Schwäbischen Schillervereins im Jahre 1855 von einer Dame gestiftet). Die Bücher sind in verächtlichen Glaschrank untergebracht.



Schiller-Museum: Der Festsaal

Einen schönen Wand Schmuck bildet das große Delgenmalde von Professor Gaupp, Schillers Ankunft in Stuttgart im Jahre 1794 darstellend. Schließlich ist noch der Reliquienschrant zu nennen, der Staatskleider des Dichters enthält, die bisher im Schillerhaus aufbewahrt waren.

An den Schilleraal schließt sich ein zweiter, gleich großer an, der für die Aufnahme der übrigen schwäbischen Dichternachlässe bestimmt ist. Die Schränke, ebenfalls zwei, sind sehr reich mit Handschriften versehen. So findet sich hier vor allem der ganze Nachlaß Uhlands, der von zwei Mitgliedern um 25000 Mark erworben und dem Verein geschenkt wurde, derjenige Kerners, der um 6000 Mark gekauft wurde; ferner die schon erwähnten Nachlässe von Auerbach, J. G. Fischer, Gerol, Schwab, G. Reinhold (Reinhold Köstlin). Auch die übrigen schwäbischen Dichter sind fast alle mehr oder weniger stark vertreten. Eine besondere Herde in einem der Schranktüren bildet ein großes, von Justinus Kerner angelegtes Bilderbuch, das sich vor allem durch viele Abbildungen Kerners und seiner Zeitgenossen auszeichnet. Auch eine große Menge „Mektographien“ hat Kerner ihm einverleibt.

In den Bücherschränken dieses Saals sind die Werke der schwäbischen Dichter in alphabetischer Ordnung aufgestellt. Den Grundstock zu dieser

Bibliothek hat ein Freund und Mitglied des Schillervereins gelegt, der diese stets zu vergrößern beabsichtigt ist.

Die Wände dieses Saales schmücken Bilder, Stahlstiche und Delgenmalde von Uhland, Kerner, Mörike, Wieland, Gerol, Fischer, Schubart u. a. Auch ein treffliches Marmorrelief Auerbachs befindet sich darunter.

In dem Reliquienschrant sind Andenken an Uhland, Mörike und J. Kerner aufbewahrt; von ersterem: Uhrkette aus Haaren seiner Frau, seidener Geldbeutel mit Inhalt, Reiseessentielle mit Federhalter, Fiebern, Bleistift, Messer, Kamm, eine Anzahl von Visitenkarten u. s. w.; von Mörike: Taufzeug, ein Dufarenjäckchen, dem zu Ehren einmal die Schildwache, die den jungen Mörike für einen Krinzen hielt, ins Gewehr trat; von Kerner endlich Daare, vier Maultrommeln, die der Dichter mit Vorliebe zu spielen pflegte, ein Jongou u. s. w.

Schließlich steht in dem Saal ein Tischchen von Uhland, das dieser als „stiegenes Tischchen“ bezeichnete, da er es je nach Bedürfnis bald da, bald dort verwendete, wo er gerade am ruhigsten arbeiten konnte. Das Tischchen ist ein Geschenk einer Tochter des Dichters Karl Maner, der verwitweten Frau Pfarrer Feuerlein in Tübingen. Drei Kopfsessel aus Uhlands Besitz hat Oberstudientrat Dr. von

Dartmann, der Herausgeber von Uhlands Tagebuch und mit Erich Schmidt Herausgeber der kritischen Ausgabe von Uhlands Gedichten, dem Museum geschenkt.

Auf der andern Seite des Festsaals befinden sich noch drei Zimmer: ein Vorraum mit Telefon-einrichtung, zugleich Aufwärterzimmer, ferner das Arbeitszimmer des Archivars, in dem der sehr praktische Arbeitstisch Berthold Auerbachs steht. Er dient zugleich als Stehpult und Schreibtisch zum Sitzen. Das dritte Zimmer ist für die Benutzer des Museums bestimmt. Eine Handbibliothek steht darin zu freier Verfügung.

Das Erdgeschloß enthält den großen sogenannten Zufluchtsraum unmittelbar unter dem Festsaal in dessen ganzer Ausdehnung. Daneben liegen Magazine und der Raum für die Heizung (Niederdruck-

Grundlied.

Wohl auf dem geland  
Im furchtbaren Sturm!  
Aber wir, so leben!  
Gefahren muß fröhlich.  
Aber wir, so leben!  
Im wüstenlauf Jahr!  
Blüht in die fern  
Nur unerschrocken.  
In dem für den  
Aber nicht mehr  
Es heißt die Jung Lieder  
Und Mann zu sein.  
Die Frau nicht selbst  
Aber in jedem Mann  
In ihrem so leben  
Mit Kraft und dem Herz.  
Justinus Kerner

Originalhandschrift von Justinus Kerners „Wanderlied“ (1804)

dampfheizung); auch die Wohnung für den Hausmeister befindet sich hier.

Die Umgebung des Museums ist ringsum mit schönen gärtnerischen Anlagen ausgestattet. Auf der Talseite gegen Westen führt eine breite Terrasse hinab bis auf die Felsen, die von der Ludwigsburger Straße jäh aufragen. Die nächste Umgebung ist Eigentum des Schwäbischen Schiller-Vereins. Er hat sie erworben, damit sie nicht verbaut und die Aussicht nicht gehindert werden kann.

Aus der vorstehenden kurzen Skizze dürfte zur Genüge ersichtlich sein, wie reiches Material an Handschriften und Reliquien das Schiller-Museum besitzt, und wie schön und würdig das Gebäude ist, das diese Schätze aufgenommen hat. Die hohe Bedeutung des Museums wird von allen, die dafür Verständnis haben, voll und ganz anerkannt. Man sieht in ihm ein Zentrum für die Pflege und Erforschung der schwäbischen poetischen Literatur. Das Schiller-Museum ist neben dem Weimarer Goethe-Schiller-Museum das einzige derartige Institut, das Deutschland besitzt. Und schon hat man neuerdings in Oesterreich diese Museen als Vorbild für ein Zentrum der österreichischen Literatur ins Auge gefaßt.

Ernst Müller

Ich lebe mit allen Kräfte  
Mit allen warmen Kräfte  
Gruß dir in die lebendige Grab.  
Auf den großen Hügel  
Auf den großen Hügel  
Wo ich an einem Morgen  
In der Nacht, und meine Leben  
Bin ich in ein lauges  
Nur in Schwäbisch ist ein glänzend Leben.

Schreibprobe aus Schillers „Demerlos“

*Lucretia Morgens Linsen vorauf was der gütliche  
 Mann von mirinnen Linsen, Tu kann nicht in den Gie, isfall  
 Schiller labry waschen, aber, Jordan nicht und der labry  
 sein, als, Colofal. Schiller vom Colofal in der  
 Liebesjungfer haben, is will nun apothek.*

Schriftprobe aus einem Briefe Dannachers  
 (aus dem Buche: "Stimmen in Stübchen")

### Alte Jungfern

Novelle

von

Margarete von Dertgen

Seit einigen Tagen stritten sich der Winter und der Frühling miteinander herum, daß es den Menschen angst und bange wurde. Sollte man heizen — sollte man nicht heizen? Über eine eisiger Windstöße um die Ecke, nach zwei Minuten brannte die Sonne hernieder. Die Medizinalrätin

eingebüßt, überließ sie das Terrain andern und bekannte sich öffentlich als „alte Jungfer“. Ihr drittes Wort war: „In meinem Alter tut man das nicht mehr.“ — „In meinem Alter trägt man das nicht.“ Hinter ihrer lächelnden, resignierten Selbstverpottung verbarg sie die Scham darüber, mit sechsundwanzig noch unverlobt zu sein. Denn nun war's für immer vorbei! Nicht daß sie gerade alt ausjah, aber abgepannt, veranzt; das Berufssein, die Jugend verloren zu haben, zerlöste ihre Blüte — und dann wurde Diesel die Scham darüber, im dritten Winter zog sie das große Los: der Bruder von Hofsta Gulm, Marietzens bester Freundin, auf Urlaub zu Hause, begann aus Langeweile ein kleines Techtelmechtel mit dem einzigen jungen Mädchen seines Bekanntenkreises, und eines Tages war die Verlobung fertig. Diesel ist sehr flug, dachte Marietzen bitter. Tom Gulm war als junger Student ihr Haupttänzer gewesen. Tommy — viele hatten für ihn geschwärmt, er war ein reizender Mensch!



Antwort Dannachers zu einem Schiller-Denkmal  
 (aus dem Buche: "Stimmen in Stübchen")

Krausk entschied: es wurde geheizt. Freilich erwartete sie nicht allzu viele Leute zu ihrem Tee, denn sobald sich ein grünes Spitzchen in der winterfeuchten Erde zeigte, rannte gleich alles ins Freie hinaus und durchstöberte die Wälder nach Näschen und Weilschen. Dann langweilte sie sich hinter ihren Gardinen, obwohl sie schön, modern, mit stilifizierten Mustern gezieret waren, und obwohl Marietzen, ihre älteste Tochter, eifrig stehend bei ihr am Fenster saß. Marie sticht Vorten für Diefels Wäschebrand. Was sollte sie auch anders tun? Diesel, das Neibälchen, zehn Jahre jünger als sie und nun ganze zwanzig, hatte sich mit dem Alkessor von Gulm verlobt und dachte und fühlte nichts als Aussteuer und nochmals Aussteuer. Marie war es nie gelungen, sich zu verloben, es hatte ihr stets an Gelegenheiten gefehlt; nachdem sie sich viele Winter hindurch mit „nicht in Betracht kommenden“ Herren müde und alt gelangt und frühzeitig ihre Zwische

rats zum Tee zusammen; seit undenklichen Zeiten gab es Vanillebrezeln und Schaumörtchen dazu. Punkt fünf Uhr schellte es: Frau von Gulm und Hofsta. Die kamen immer zuerst, die eine mit dem Strickbeutel, die andre mit einem Korbchen von violetterm Sammet. Undefinierbare, tüftelige Däseleien trug sie darin, denen sie offenbar ihre ewig entzündeten Augenlider verdankte. Hofsta war einmal sehr hübsch gewesen, jetzt mit einunddreißig zeigte sie große Reigung, in die Breite zu gehen. Sie hatte das Naschen von Süßigkeiten aller Art begonnen und entwickelte eine förmliche Leidenschaft darin. „Dick oder nicht dick,“ pflegte sie mit dem ihr eignen verben Humor zu sagen, „man muß doch was von seinem Leben haben!“ Auch den Humor hatte sie sich erst mit achtundwanzig angewöhnt, als ihr die Mädchenhaftigkeit nicht mehr stand. „Nur nicht Trübsal blasen, Kinder!“ lautete ihre Parole, und sie blieb nicht

Trübsal, sondern ergollierte in blutigen Skatolen und ewigen Wortspielen, die ihren ehemaligen Tänzern oft ein mitleidiges Lächeln ablockten: „Ist die alt geworden! Schade um das Nädel, daß sie in Ermangelung eines Ehemannes dem Witzweil verfallen ist!“

Die Medizinalrätin begrüßte ihre liebe Hofsta mit inniger Wärme und dann mit einer gewissen Rührung Fräulein Lena Müller, ebenfalls eine Freundin von Marie. Lena, eine magere Erscheinung mit werten Zügen und straff zurückgestämmten Daar, hatte sich den Lanteneru erwählt, nachdem sie einst mit leerem Verjen und leeren Händen von ihrer ersten Jugend Abschied genommen. — Abschied, wie so viele, denen der Tod lieber wäre als dies aufsehlige Altern, dies allmähliche Welken, während um sie her ein neuer Frühling aufblüht. Sie verurteilte scharf die Torheiten der Jungen und übte ihre Richteramt an ihrer Umgebung so lange aus, bis sie Besseres zu tun bekam, nämlich den dreijährigen Sohn ihrer verstorbenen Schwester zu pflegen und zu erziehen. Der Vater, ein viel beschäftigter Beamter, konnte sich um das Baby nicht kümmern. Nun denn, Tante Lena besorgte das um so treulicher, und ihr drittes Wort war fortan: „Mein kleiner Nag.“ Ob man vom Theater, von einem Kochrezept oder von einer Landspatze sprach — sie lenkte die Rede geschickt auf „meinen kleinen Nag“ und beanspruchte große Anerkennung für ihre Pflichttreue und Selbstlosigkeit.

Die Medizinalrätin seufzte, während sie die Damen auf das Sofa nötigte. Du lieber Gott, drei alte Jungfern, — es war wirklich recht traurig! Und wie hatten die noch vor zehn Jahren hier gefessen und geläut und gelacht, das kindische Hirn voll großer Zukunftspläne und den fröhlichen Sinn voll Stolz über weltliche oder vermeintliche Erobrungen bis dann allmählich die Enttäuschungen kamen.

Ein Stück, daß Diesel diesem Schicksal entgangen war. Diesel war auch so harmlos und einsach, so kindlich und nieblich. Sie hätte jeden genommen, nur um nicht alte Jungfer zu werden wie Marie, Hofsta und Lena. Das offenkundige Mitleid, mit dem sie diesem Kleeblatt begegnete, dankte alle drei ganz natürlich, Diesel war ihnen „über“ in jeder Beziehung.

„Wir wollen das Pärchen nicht stören,“ sagte die Medizinalrätin, „ich denke, wir beginnen mit dem Tee.“

Marie rückte die Tassen herbei, und die Damen gaben sich den Vanillebrezeln und Schaumörtchen hin. Da erhob Frau von Gulm ihre melancholische Stimme: „Wissen Sie schon das Neueste? Die Nesti ist wieder da!“

Die Medizinalrätin schnellte in die Höhe, während Marie erschreckend blaß wurde und nervös mit den Mundwinkeln juckte. „Nicht möglich,“ stieß sie heiser hervor, „die kommt doch nie wieder!“

„Ich werde doch so etwas nicht erfinden! Sie ist da; ihr müßt es nun glauben oder nicht. Gesehen hat sie keiner von uns, aber in der Fremdenliste im Anzeiger steht es deutlich zu lesen: Fräulein Ernestine Nieder aus München.“

„Was, allein?“

„Der Liste nach allein.“

Es wurde so still im Zimmer, daß man das Brodeln des heißen Wassers im Kessel fast lärmend



Schiller-Gedenkhaus in Marbach

vernahm. Die Spiritusflamme warf ihren schwachen Schein über die Frauengesichter, die zum Teil ganz verstört dreinschauten. Marie hatte die Hände krampfhaft über ihren spitzen Knien verschrankt und starrte vor sich nieder, die Medizinalrätin schielte nach der Tür, hinter der Riefels Flüsterern und Richtern unaufhörlich fortzububelte.

„Zehn Jahre!“ sagte die Medizinalrätin endlich leise und nicht mehrmals mit dem Kopfe. „Es ist eine lange Zeit. Vieles hat sich verändert seitdem. Die Resti ist nun auch schon alt geworden. Ist sie nicht in deinem Alter, Mariechen?“

„Dreißig, ja,“ antwortete die Tochter peinvoll erröthend bei Nennung der ominösen Zahl.

„Na, Gott sei Dank,“ sprach Frau von Culm tief aufatmend, „die wird auch kein Unheil mehr stiften. Trotz ihrer Mädchen, mit denen sie die Männer toll machte, hat sie doch keinen geküsst. Sie ist 'ne alte Jungfer geworden wie ihr.“

Vena vergoß das Gesicht. „Unserines hat doch eine heilige Aufgabe zu erfüllen,“ sagte sie beleidigt, „man hat seinen Beruf — die reißt ja aber in der Welt herum und —“

„Trägt ihre eignen Rosellen vor, veranstaltet Reitationsabende, was jetzt so modern ist,“ ergänzte Rosita lachend. „So ist die heruntergekommen.“

„Gräßlich!“

„Ein trauriges Bild. Gott, Mariechen, wenn ich mir dich denke, wie du mit einer Brille auf der Nase und ein Buch unterm Arm auf das Podium steigst und Vorträge hältst —“

„Unschicklich, höchst unschicklich...“

„Will sie hier auch so was arrangieren? Ich fände das tolllos.“

„Ueberhaupt ist es mir ein Rätsel, daß sie sich hierher herumwagt —“

Marie durchbohrte Frau von Culm mit den Blicken. Die alte Dame lächelnte ihr die Hand: „Wegen der beiden da drinnen können Sie unbekümmert sein, Dertzen. Mein Sohn hat seine kleine Schwärmerlei längst vergessen, wenn sie je vorhanden war. Und über den Punkt bin ich mir niemals klar geworden. Er sprach nie eine Silbe darüber, so sehr ich auch auf den Busch klopfte. Er ist ein verschlossener Mensch. Aber nun er mit Riefel verlobt ist, sind mir ja jeden Zweifel entzogen — verliebt ist er wie ein Mauläfer!“

Marie versuchte zu lächeln, aber es mißlang ihr. Wegen Riefels hatte sie keine Angst, o nein — ihr Leid lag um zehn Jahre zurück, als der neugeborene Referendar Tommy Culm ihr die Cour machte, offiziell sogar, und dies Courmachen plötzlich aufhörte. Er wurde gestreut, einfüßig, so selbstsam gerinnig funkelte sein Auge auf, wenn Ernestine Nieder ins Zimmer trat — und dann wieder glaubte Marie ein laises Einverständnis zwischen ihnen zu entdecken. Niemand konnte sich rühmen, etwas Besonderes bemerkt zu haben, aber es schwebte in der Luft wie eine Ahnung. Tommy machte ja der „Resti“ nicht die Cour, doch Mariechen fühlte einen unaussprechlichen Druck auf ihrem Gemüth lasten, — bis die Katastrophe hereinbrach. Der Vater Nieder starb plötzlich und ließ seine mutterlose einundzwanzigjährige Tochter Ernestine ohne Vermögen und mit einer Reihe von Schulden zurück. Man war erschüttert. Niemand hatte geroht, daß es so schlecht um die Niererschen Finanzen stand. Was würde Ernestine tun? Sie war jung, hübsch, ein unbedingbarer Zauber haßte ihrem Wesen an, aber gelernt hatte sie nichts. Vier Wochen zuvor war sie gerade mündig geworden. Die ganze Bekanntschaft bot ihr Rat und Gastsfreundschaft, doch Resti dankte, lehnte ab und verließ Knall und Fall die Stadt, nachdem sie von dem Erlös des versteigerten Mobiliars die Schulden ihres Vaters bezahlt hatte. Man nahm ihr die schroffe Abweisung sehr übel, sprach von Undankbarkeit und Mangel an Herz und fand es haarsträubend, daß sie ohne die Hilfe ihrer Bekannten fertig wurde. Sie ließ nie mehr etwas von sich hören. Nur Marie, ihre beste Freundin, gefand sich unter heftigen Gewissensbissen, daß sie erleichtert aufatmete und daß ihr Herz rascher klopfte, wenn sie an Tommy dachte. Nun Resti fort war, würde er sich vielleicht ihr wieder zuwenden. Daß sie sich hierin getäuscht, war die bitterste Erfahrung ihres Lebens. Tommy ließ sich versehen und blieb seiner Familie fern, bis er in diesem Winter endlich heimkehrte — gereift und männlich, während die um vier Jahre jüngere Marie verblüht und verhärtet vor dem einstufigen Anbeter stand. Ihr Anblick bewegte ihn ganz merklich. So weß, so alt! Er wurde nachdenklich. Marie fühlte wieder mit ihrem quälenden Instinkt, was in ihm vorging. Er schaute der Riefel seine Aufmerksamkeit — gebräutert mußte doch mal werden! Marie überdachte alles dies in den kurzen Sekunden ihres Schwärmens. Die andern beobachteten sie

mittheilig, und Rosita sagte: „Was an der Resti war, begreif ich nicht —“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und das Brautpaar trat ein. Riefel, eine kleine, runde Person mit großen Augen, gleich einem Rinde, das halb müde, halb hungrig vom Spielen kommt und sich gern verzögert läßt. Tom Culm, gelassen und lächelnd, froh, daß Riefel endlich Appetit bekommen hatte und auch ihm zu einer Tasse Tee verhofft. Lieber wäre ihm freilich ein Glas Bier mit seinen Freunden gewesen als dieser parfümierte, überzuckerte Tee in der mit Teppichen und Vorhängen überfüllten Stube. Dazu die mehr oder weniger scharfen Hüge der älteren Mädchen mit ihren sattem bekannten Manieren...

„Denke dir, Schwager, die Resti ist hier!“ sagte Marie unermittelt, ihren Blick fest auf ihn heftend. Er wandte sich ihr langsam zu. Kein Erschrecken, kein Verärgern. „Wer ist hier?“

„Ernestine Nieder, die Resti,“ ergänzte Rosita. „Wir lesen es vorhin in der Zeitung.“

„So, so!“ Seine Augen schweiften zu Marie hinüber und blieben mit einem Ausbruch von Mitleid an ihr hängen. „Das ist lange her, seit wir zusammen tanzten — die Jüngste ist sie nicht mehr. Wie sie wohl geworden ist?“

Marie lachte gezwungen: „In unserm Alter wird man nicht mehr.“

„Lieber ja,“ sagte ihre Mutter. Doch Marie schüttelte den Kopf. So gleichgültig konnte ein Mann sich nicht zeigen, der je ein Mädchen geliebt. Am Ende hatte er sich doch nichts aus Resti gemacht. — Frau von Culm und Rosita dachten das Gleiche. Sie mußten sich damals getäuscht haben.

„Bitte, wer ist Resti?“ fragte Riefel, sich an ihren Verlobten schmiegend.

„Mein süßes Rind, du warst erst zehn, als sie in unserm Hause verkehrte,“ sagte die Medizinalrätin jählich. „Du wirst dich ihrer kaum entsinnen. Eine schlanke Blondine mit grauen Augen —“

„Wied inwischen auch die geworden sein,“ meinte Rosita boshaft, doch Marie entgegnete: „Sie neigte eher zur Blaugrünheit.“

Tom Culm schloß halb die Augen. Die Atmosphäre hier ersticke ihn, und während er noch hin und her sann, wie er sich auf eine Stunde frei machen könne, ohne sein empfindliches Bräutchen zu kränken, erscholl von neuem die Dausglocke, zum höchsten Erstaunen der Damen.

„Wer kann das noch sein? — Mariechen, steh mal nach.“

Aber schon flog die Tür auf, und auf der Schwelle stand ein schlankes Mädchen mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen. Sie strahlte über das ganze Gesicht — ein frischer Oben von kühler Frühlingsluft war mit ihr hereingekommen.

„Hier bin ich! Kennst mich keiner mehr?“

(Schluß folgt)

## Der erste Bakairi

Karl von den Steinen

(In dem Wilde Seite 693)

In dem Humboldtzimmer des Hauses der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hängt unter andern Gemälden, die der Erinnerung an Forschungsreisen der Mitglieder gewidmet sind, auch das Bild von Karl Denike, „Der erste Bakairi“. Wenn ich der Aufforderung, die Wiebergabe in „Über Land und Meer“ mit einem Geleitwort zu versehen, sehr gern entspreche, so möchte ich damit doch dem Werk des Malers, der hier ein zentralbrasilianisches Flussmotiv der Reihe der von ihm bereits veröffentlichten südamerikanischen Landschaften folgen läßt, keinen Abbruch getan wissen. Das Bild ist nicht die Illustration zu einem Buchert. Der Indianer, meine beiden Gesichten und ich sind nur Staffage: man bedecke sie mit der Hand und man wird empfinden, daß die prächtigen Baumgruppen über dem stillen Urmalabgewässer und der Wäld in die Tiefe der Bildnis mit den Augen des Künstlers gekannt sind, der selbst im südamerikanischen Wald geträumt und gearbeitet hat. Am stärksten wird dieser Eindruck, wenn man das Originalgemälde mit der kalten Photographie vergleicht, die Herr Denike zur Verfügung stand, und die man in meiner Reisebeschreibung „Unter den Naturvölkern Zentralbrasilianens“ (Vollausgabe, Berlin, Dietrich Reimer, 1897) S. 55 als die „Tumanaqua-Bucht“ findet. Allerdings braucht die stimmungsvolle Wirkung des Bildes nicht zu verlieren, wenn man die persönlichen Beziehungen kennt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß an dieser Stelle und in diesem

Augenblick der Europäer mit dem unberührten Ur-amerikaner zusammentrifft, daß nahezu in dem biden Uferwald trotz des 19. Jahrhunderts die Hütten behaglich dahinslebender Steinzeitmenschen stehen.

Lang, lang ist's her! Nachdem ich mit meinen Freunden 1884—85 auf der ersten Schingü-Expedition den großen südlichen Nebenfluß des Amazonas von einem kleinen Quellflüßchen aus bis zur Mündung befahren hatte, kehrte ich 1887 nach Zentralbrasilien zurück, um einen zweiten Quellfluß, den Kulisehu, zu untersuchen, wo eine Anzahl ganz unbekannter Stämme wohnen sollte. Wieder hatten wir auf sechsmonatiger ermüdender Wanderung die Buschsteppe zwischen dem 15. und 13. Breitengrad durchkreuzt und hatten, gerade als die Kräfte unserer Lasttiere völlig erschöpft schienen, den Fluß erreicht, den wir für den Kulisehu halten mußten. Einige 30 Meter breit der Quellarm eines Stromes, der vor seiner Einmündung in den Amazonas von Ufer zu Ufer über eine deutsche Meile mißt! Wir bezogen einen Lagerplatz und beschlossen, daß ich mit zwei Leuten, dem „jahren“ Bakairi Antonio und dem Deutsch-Brasilianer Carlos Rhein, vorausfahren sollte, um die ersten Indianer zu rekonozsieren. Deren frühere Anwesenheit am Ufer war zu unserer Freude durch eine alte ortsfallene Schuhhütte mit den Hiebmarken des Steinbeils bezeugt. Unter Antonios geschickten Händen wurde ein Kanu aus Baumrinde in einem Tag fertig; einzupacken gab es wenig, und das zerbrechliche schmale Fahrzeug war mit drei Personen bequem beladen.

Am 8. September 1887 schifften wir uns ein. Wir hatten auf der idyllischen Fahrt nur die Baumgerippe, die den schmalen Fluß sperrten, wenige Stromschnellen und am dritten Morgen einen brausenenden Wasserfall zu überwinden. Die Spuren der Indianer wurden immer deutlicher, man hatte ein Tier ausgetrieben, man hatte mit Fackeln an dem Wasserfall geschickt, und am Mittag des 10. September verriet den spähenden Blick Antonios Schaumbloßen auf der Oberfläche des Wassers, daß hier Huderkschlag eingetaucht und ein Kanu seinen Weg genommen hatte. Wir sprachen nur wenig und mit leiser Stimme und sahen vorsichtig auslugend hart am inneren Rande in jede neue Windung ein. Aber alle Anzeichen hatten aufgehört. Weiderris lag hoher, schweigender Wald, der Fluß schimmerte im Sonnenlicht, nichts Lebendiges regte sich im weiten Umkreis, und hier oder da nur gaukelte ein großer Schmetterling vorüber. Kurz vor Mittag öffnete sich das Strombett zu einer ziemlich weiten Bucht. Aber ich will hier nicht meine eigne vor Jahren gedruckte Schilderung abschreiben; wir trafen an jener Stelle den einsam dem Fischfang obliegenden, ängstlich Deckung suchenden Däuppling Tumanaqua des ersten Dorfes der „wilden“ Bakairi, die seit Jahrhunderten von ihren „jahren“ Stammesgenossen im Westen getrennt waren, aber dasselbe Jbion, die Muttersprache unsers Antonio, besaßen. Die beiden verständigten sich mit lautem Zuruf, das Kanu des „Wilden“ — hier muß ich mich der Erläuterung zuliebe noch einmal selbst zitieren — „schloß aus dem Bestick hervor und eilte geradenwegs, ein schönes, langes, trockenes Rindentau, an unser trauriges, krummes, wackelbelebtes, lehmbelegtes, von schmutzigem Wasser durchspültes Fahrzeug heran, — wahrlich, ich meinte, wir wären es, die hier in den Kreis einer höheren Kultur träten; wenn der edle Schiffer auch nur mit einer Gürtelschnur beladen war und nichts mit sich führte als die sauber gearbeiteten federverzerrten Pfeile und den Bogen, die neben einer mit Honig gefüllten Kürbischale auf dem Boden des Kanus lagen, so stach doch dieses auf uns zugleitende Gesamtbild in seiner Nettigkeit und Keilichkeit auf das vorteilhafteste ab von uns abgerissenen Kulturträgern“, deren vornehmster, ich, ohne Rock und Weinkleid in Jägerschen Unterhosen reiste.

Vieles hat sich seit jenem Tag geändert. Das Persönliche: daß so mancher der alten brasilianischen Freunde und Genossen vom Tode gemeiner oder gewaltsamer, wenn nicht gewaltsamer und gemeiner Art erlitten worden ist, lasse ich beiseite. Zweimal war ich mit meinen Gefährten am Schingü gewesen. Alsdann haben zwei große Expeditionen von Dr. Hermann Meyer aus Leipzig das präkolumbische Quellgebiet durchzogen. Fünf amerikanische Kautschukpflanzler sind den Strom hinabgefahren und von den Guy's weiter abwärts mit Keulen erschlagen worden. Endlich wurde Dr. Max Schmidt, der, nur von einigen jahnen Bakairi und einem brasilianischen Diener begleitet, die Indianer des Kulisehu aufsuchte, gänzlich ausgeplündert und konnte mit genauer Not das nackte Leben retten. Der alte

Zumanaua lebt noch und hat auch seinen „älteren Bruder Karilose“, den Doktor Garlos, noch nicht vergessen. Aber diese „wilden“ Bakairi haben nach mehrfachen Besuchen in der Zivilisation Anschluss an die „zahmen“ gefunden. Antonio ist heute offizieller „Kapitän“ des Schingü und schießt, wie es scheint, gelegentlich den einen oder den andern nieder, der ihm nicht gefällt. Bananen, Orunde, Döhner, Kattune, Eisenwaren, europäische Krankheiten gehören jetzt zum festen Kulturbestand. Dennoch ist das Feld der Forschung kaum berührt und überreich an Aufgaben. Wir kennen die merkwürdigen vorhistorischen Zustände, die dort noch heute zu studieren sind, nur von flüchtigem Besuch. Was wir jetzt wissen, hat nicht mehr Bedeutung als ein bißchen charakteristische Staffage auf einem der erhabenen Naturreinheits abgelauchten Landschaftsbild; da ist vielleicht ein Fleckchen freies Ufer im Vordergrund, wo die Boote anlegen und der Rauch eines kleinen Lagerfeuers aufsteigt, dahinter aber erhebt sich uralter geschichtsvoller Wald, der dem schimmernden Fluß die unüberwindlichen Wände zulehrt und, wie zum Spott, im Spiegelbilde zeigt.

### Der römische Pincio

(Hierzu auch das Bild Seite 693)

Wer sich des guten alten Lucull erinnert, stellt sich gewöhnlich einen Schwelger vor, der Tag und Nacht vor reichbesteckter Tafel saß, antiken Champagner trank, sich von feinen Köchen Pfauenjungens-Pasteten baden ließ und sich im übrigen an Zitherspiel und Tanz seiner Schönen ergötzte. Mit einem Wort: der Bivoeur, der blasierte Militärbär des alten Roms. Nun — mag sein, daß diese Vorstellung in gewisser Hinsicht zutrifft, aber Papa Lucull war doch nicht ganz so schlimm; er hatte vielmehr seine ganz ausgezeichneten Seiten, obschon er studierter Militär war. Er trieb nämlich im Nebenamt auch Botanik, und wenn wir heute, römischer Sonne und Flora trinken, auf den Pincio wandeln, so verdanken wir das keinem andern als besagtem Gentleman! Freilich — um historisch zu bleiben — die Lucullischen Gärten waren in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht für die Ewigkeit begündet. Nach ihrem Schöpfer wandelte noch Messalina unter ihren Palmen und mit ihr — ach, nicht ungetraut! — so mancher Pandyn in zierlicher Toga und mit gebräunten Wöckchen. Dann kam der erotisch-herrliche Part, in dem Lucull die ganze Pracht asiatischer Natur verpflanzt, an die Familie der Pincier — deren Namen er noch heute trägt —, um mit dem Wandel der Zeiten der Vergessenheit und Verödung anheimzufallen. Noch als Goethe in Rom weilte, war der Monte Pincio kaum mehr als eine romantische Vigna, und es bedurfte erst eines Wachtwortes Bonapartes, um ihn zu seiner einstigen Bestimmung zurückzuführen.

Heute ist der Pincio der Lieblingsparierort der Einheimischen und Fremden. Von seiner Terrasse aus genießt man auf die Ewigstadt eine Rundschau, wie nur noch von dem ferneren Janiculum aus. Da liegt zu unsern Füßen die gewaltige Piazza del Popolo mit ihrem Obelisken; über dem Häusermeer der „Arde“ aber mit seinen zahllosen Türmen und Kuppeln erheben sich zur Linken Castrin, Kapitäl und die verfallene Kaiserburg, der Palatin, gerade gegenüber die dunkle Masse der Molese Dadriani (Engelsburg) und die in blauem Lufte ver-schwimmende Kuppel von St. Peter; und um die ganze ungeheure Stadt schlingen sich wie Niesennarben die Höhen des Janiculum und des über den Tiber emporsteigenden Monte Mario. Am großartigsten ist das Bild, wenn die Sonne untergeht und der ganze Vatikan und der Petersdom im glühenden Abendlicht strahlen.

Die eigentliche Zeit des Pinciobesuchs und der in Rom so beliebten Korfahrt fällt im Winter in die Nachmittags-, im Sommer und Herbst in die ersten Abendstunden. Auf dem von Palmen, Pinien, Alantbusbäumen und einem Wald uralter Steineichen umgebenen Rundell, zwischen Hunderten von Marmorbänken berühmter Italiener spielt die Stadt- oder Militärmusik, und das ganze elegante, d. h. faulenzende Rom gibt sich Stillsitzen bei mehr oder minder geistvoller Gesplauder oder, wie es viel bezeichnender französisch und englisch heißt: bei Méditation und Flirt. Wenn, teurer Leser, selbst unter dem blauen Himmel, selbst unter der leuchtenden Sonne Roms geüben neben Palmen und Pinien jene kostbaren Importartikel nordischer Heberkultur.

Die Equipagen der „Gesellschaft“ halten dann auf der großen Terrasse, und die mehr oder minder echten Patrizierinnen Neu-Roms nehmen in stolzer Pose die Puldigung ihrer Hofmacher entgegen. Einen etwas ernsteren Ton in dies lustige Wälzchen wird wohl demnächst die Statue unsers Altmeysters bringen, die sich nahe der Einfahrt zum „Rundell“ erheben soll. Die römischen Damen kennen ihn zwar meist nur vom Hörensagen, aber ein Blick auf die anmutige Gestalt des jungen Goethe wird ihnen — wer weiß? — vielleicht doch die Abnung aufgeben lassen, daß ein so hübscher „Barbar“ doch nur sehr hübsches geschrieben haben könne. Und die Folge davon wird sein, daß sie ihren läppischen Galanten den Rücken kehren und sich bei der nächsten Nachhandlung wenigstens eine Uebersetzung der „Römischen Elegien“ bestellen. Dr. Hans Barth-Rom



Der Fürstentum in Wismar

### Wismar

(Siehe auch die Abbildungen Seite 697)

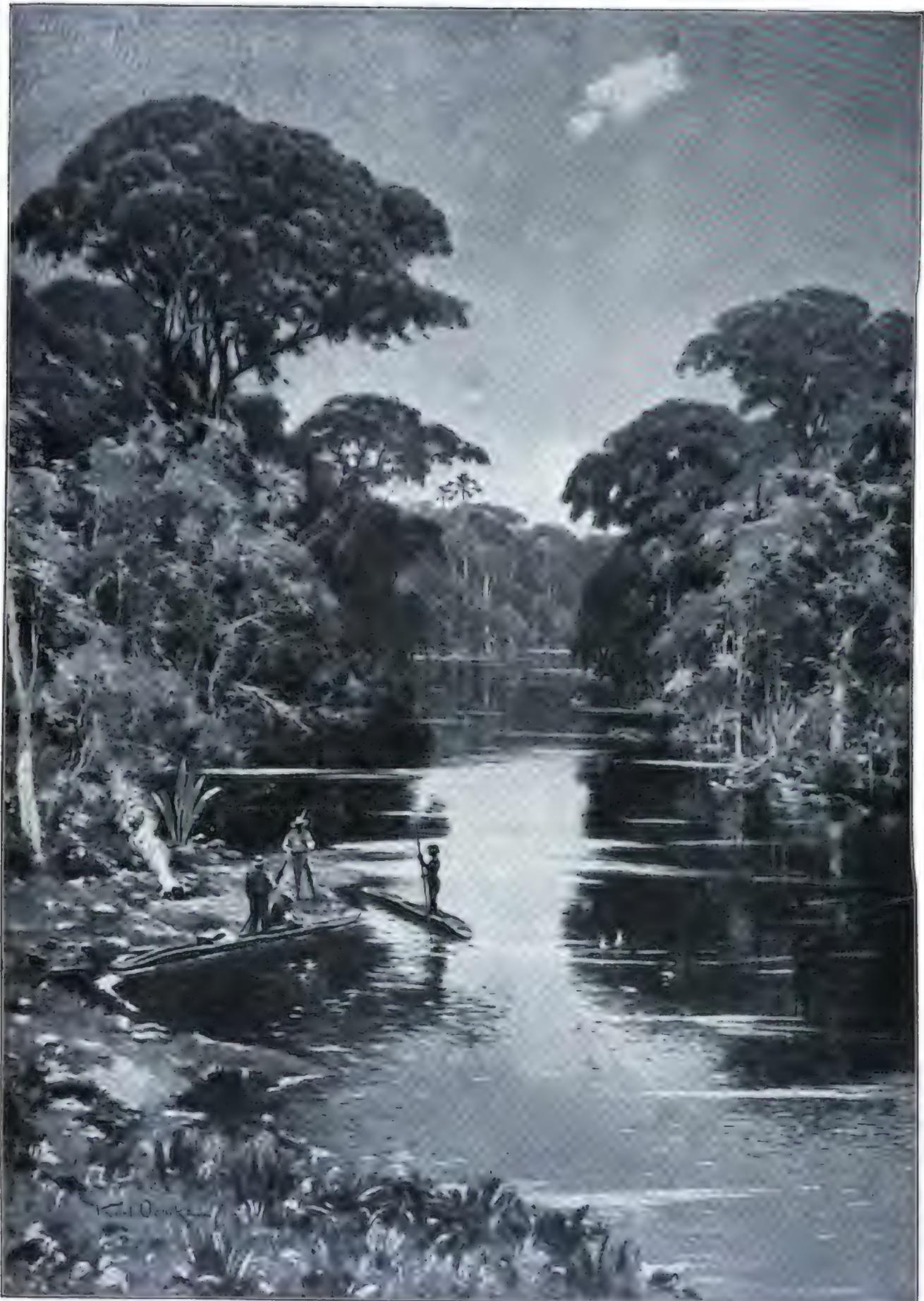
Als Deutschland seinerzeit im fernem Osten ein Gebiet auf 99 Jahre pachtete, da er-tinnerten sich wohl die wenigsten Deutschen daran, daß dieses Vorhaben nicht etwas wie Tagesrosen war, sondern in beschränktem Maße schon einmal in unserm Vaterlande geübt worden ist. Es sind am 26. Juni d. J. gerade 100 Jahre, daß Mecklen-burg und Schweden einen Vertrag abschlossen, wonach die Stadt Wismar und die Kemter Boel und Neukloster, die im Dreißigjährigen Kriege an Schweden gefallen waren, von diesem Lande auf 100 Jahre an Mecklenburg verpfändet wurden. Dieser Vertrag läuft also am 26. Juni d. J. ab. Trozdem wird Wismar nicht mehr die schwedische Flagge über seinen Mauern wehen sehen; dafür würde schon das geeinte deutsche Reich allen papierernen Verträgen zum Trost zu sorgen wissen, dafür wird aber auch schon die Klugheit der Schweden selbst sorgen.

Einst war Wismar eine Hauptstütze der schwe-dischen Macht. Hier sammelte Schweden seine Flotte, und jeder Feind, der das nordische Reich von Westen aus bedrohen wollte, mußte erst diese truhige Feste bezwingen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, im Rücken angegriffen zu werden. Dänemark, der gefährlichste Feind des alten Schweden nach der Sprengung des Hanserbundes, hat das Blut so manchen Landesfindes an den Mauern Wis-mars verstreuen sehen. Mäde des ewigen Kampfes um diese Stadt, schleifte es nach einem glücklichen Kampfe im Anfange des 18. Jahr-hunderts alle Festungswerke und verbot den Schwe-den nach dem Friedensschlusse die Anlage neuer Werke. Wismar mußte nun dauernd unbefestigt bleiben; sein wunderschöner, sicherer Hafen durfte nicht zu Kriegszwecken ausgebaut werden. Nur zu bald sah Schweden ein, daß ihm die weitab vom Mutterlande belegene Stadt unter diesen Umständen gar nichts mehr nutzen konnte. Die Schweden be-gannen plötzlich genaue Rechnung zu werden, und so fanden sie, daß ihnen Wismar auch in finan-zierlicher Hinsicht nicht nur nichts mehr einbrachte, sondern noch Zuschüsse verlangte. Die einst so ge-waltige Hansestadt war infolge der ewigen Kämpfe um ihren Besitz fast völlig ruiniert worden. Handel und Wandel stodten vollkommen; denn nach Mecklen-burg, dem Hinterlande Wis-mars, hinderten jetzt Zollstrahlen den Verkehr.

Was Wunder also, daß der Schwedenkönig Gustav IV. Adolf die erste sich bietende Gelegen-heit ergriff, um den unbequemen Besitz möglichst schnell loszuwerden. Die zurückgegangene Verlobung des Königs mit der Tochter des Herzogs Friedrich Franz I. und die damit zusammenhängende Forde-rung auf Entschädigung von seiten des Herzogs brachte die Angelegenheit in Fluß. Schweden ver-pfändete Wismar und die Kemter für 1 258 000 Reichstaler an Mecklenburg. Der König trat dem Herzog alle Hoheitsrechte über den Besitz ab, konnte es aber natürlich nicht hindern, daß Mecklenburg für die Dauer des Vertrages auch alle Ver-pflichtungen, die Schweden mit Bezug auf Wismar andern Mächten gegenüber eingegangen war, an-erkennten mußte. Die Stadt durfte demnach auch unter Mecklenburg nicht besetzt und der Dänen nicht zu Kriegszwecken an eine dritte Macht ab-gegeben werden. Wäre diese Klausel nicht gewesen,



Die Fontaine mit der Gruppe der Rettung des Moses auf dem Monte Pincio in Rom



Der erste Gakairi

Nach dem Gemälde von Karl Denike (Zeit 2. 61)

Wismar wäre sicherlich schon längst von dem geeinten deutschen Reiche zu einem Kriegshafen umgebaut worden; denn an der ganzen Ostseeküste gibt es keinen besseren Hafen als den von Wismar. Ferner machte der König aus, daß, wenn der Vertrag von Schweden nach Ablauf von 100 Jahren gelöst würde, Schweden die Pfandsumme und 3 Prozent Zinseszins bezahlen sollte. Würde aber der Verfalltermin von Schweden ganz unbracht gelassen, dann sollte der Vertrag noch weitere 100 Jahre fortgelten. Die Summe, die Schweden jetzt für Wismar bezahlen mußte, ist auf rund 105 Millionen Mark angelaufen, eine für Schweden wohl schwer zu beschaffende Summe. Schweden kann also schon deshalb seine Wiedereinlösungsrechte nicht geltend machen. Im Interesse Deutschlands aber liegt es, daß auch die letzte Bestimmung von der Fortdauer des Vertrages fällt. Und auch das dürfte geschehen; dafür bürgen die guten Beziehungen, die Schweden seit langer Zeit mit Deutschland unterhält. Schweden hat das allergrößte Interesse daran, sich den mächtigen Nachbarn nicht zu entfremden; das dürfte aber geschehen, wenn Deutschland in der Wismarfrage die Hände gebunden würden. Dann hätte Schweden keine Stütze gegen den durch die Vergewaltigung Finnlands beendlichen gerückten östlichen Nachbar verloren.

Also, man mag die Sache drehen wie man will, Wismar wird zweifellos im kommenden Juni für alle Zeit eine deutsche Stadt werden. Schon durch die Darlegung der Vertragsgeschichte ist ein gut Teil der Vergangenheit Wismars aufgedeckt worden. Gehen wir noch weiter zurück, so stoßen wir auf eine Stadt, deren Namen nur von wenigen deutschen Städten übertrahlt wird. Will man den etwas sehr zweifelhaften Ueberlieferungen folgen, so hat Wismar, was nicht die Stadt, wohl aber ein gleichnamiger Ort, schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts bestanden. Als Erbauer wird Wismarus genannt, der König der Vandalen. Andre Ueberlieferungen reden sogar davon, daß Wismar als ein Teil der großen alten Stadt Medlenburg — jetzt ein unbedeutendes Dorf — schon 300 Jahre vor Christi Geburt gebaut worden ist. Und ferner wird auf Grund unkontrollierbarer Quellen behauptet, daß Kaiser Otto im Jahre 975 einen Reichstag in Wismar abgehalten hat, während dessen es ihm gelang, den König Heinrich von Dänemark, trotzdem er ihm kurz vorher viele Städte weggenommen hatte, von der Partei des Herrschers wieder dienstbar zu machen.

Unendlich wird Wismar 1238 das erste Mal genannt. Da ist es schon eine ziemlich bedeutende Stadt, die es wagen durfte, bald darauf ihrem Landesherren, dem Herzog von Mecklenburg, mit mehr oder minder offenem Trotz zu begegnen. 1266 erreichte sie die Abschaffung des Schwertmannen Rechtes und die Einführung des bürgerlichen Rechtes, und damit begann der Weg, der sie im Verein mit den wendischen Städten zu jener Höhe emporführte, die sie auch heute noch trotz des neuerlichen gewaltigen Aufschwunges nicht wieder erreicht hat. Es begann die Zeit der Daner. Wismar, die Zugbare, wie sie in alten Ueberlieferungen schon genannt wird, war eine Hauptstierde des land- und meerbeherrschenden Bundes. Lübeck war das Haupt und Bremen, Hamburg, Lüneburg und Wismar waren die Halgeberinnen des Bundes. In dem Hafen von Wismar sammelte sich häufig die Flotte der Daner, und von hier aus begann sie ihre Ruhmesfahrten.

Mit dem wachsenden Reichtum der Stadt mehrten sich auch die Bauten, die noch heute als stolze Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit das Auge des Beschauers entzücken. Niedrige Kirchen wurden gebaut, und auch an manchen andern Monumentalbau versuchte sich die Kunst der Zeitgenossen mit glücklichen Erfolge. Vier Bauten sind es, die ganz besonders genannt werden müssen: der Fürstehof, die Marien-, Georgen- und Nikolaitirche.

Der Fürstehof verdankt seine Entstehung indirekt der Stürzigkeit der alten Wismarer. Der Herzog Johann von Mecklenburg war ein warmer Freund der jungen Stadt, weshalb er auch seine Residenz von dem Schlosse Mecklenburg nach Wismar verlegte. Er baute sich auf dem Wehwerk, ziemlich abseits der eigentlichen Stadt, ein neues riesiges Schloß. Allein den Wismarern, die, wie oben gesagt, den Habicht ungerne so nahe auf dem Nacke litten, war wohl schon die Erbauung der Burg aus dem Wehwerk nicht angenehm. Der Nachfolger Johanns I., Heinrich der Milde, gab dann, als er im Jahre 1279 seine Fahrt ins gelobte Land antrat, den Bürgern von Wismar anheim, ihre Stadt zum Schutze gegen feindliche Angriffe mit einer festen Mauer zu sichern. Wie

notwendig dies in der Tat war, zeigte sich schon wenige Jahre darauf. Zu der Zeit (1276) lag der Markgraf von Brandenburg mit dem Grafen von Holstein in Schwerin ein und verheerten gewaltig und verbrannten verabschiedet die Herrschaft Medlenburg, und wegen jener Zerstörung besetzte man die Stadt Wismar. Dabei lobten jedoch die um ihre Selbständigkeit besorgten Bürger ihrem Verräter sofort mit Dank, als sie die Burg des Fürsten durch die der Mauer gegebene Richtung von der Stadt ausschloffen. Heinrich I. war natürlich bei seiner Rückkehr nicht sonderlich erbaut von diesem Streiche seiner Untertanen. Es kam zu ersten Festsitzungen. Diese erbauten aber mit einem gültigen Vergleich, wonach der Herzog seine Burg abbrach und im Innern der Stadt auf einem ihm kostenlos zur Verfügung gestellten Plage einen unbefestigten Hof errichtete. In diesem Hof residierte auch der Sohn Heinrich des Milde, Heinrich II., der Löwe. 1310 verengerten die Wismarer diesem Fürsten die Feier der Vermählung seiner Tochter in ihren Mauern, und Heinrich der Löwe, weniger geduldig als sein Vater, nahm Rache an der stolzen Stadt. So mächtig war diese schon geworden, daß er allein nichts mehr anrichten konnte. Mit Hilfe Dänemarks gelang es ihm erst nach langen Kämpfen, die Wismarer, die allerdings durch Kostlos unterjocht wurden, zur Unterwerfung zu zwingen. Während der Belagerung war der Hof des Herzogs von den Rostockern dem Erdbeben gleich gemacht worden. Heinrich II. residierte nun in Wismar wieder in einer starken Feste, aber seinem Sohne Albrecht, der minderjährig seinen Vater beerbte, wurde diese Feste abgetauft und ihm als Wohnung ein Hof überlassen, der nachmals der Fürstehof genannt wurde.

Herzog Albrecht I. konnte den von seinem Vater ererbten Groll gegen Wismar nicht vergessen. Er zog 1358 nach Schwerin und residierte dort, so daß Wismar nachhörte, Heßbenz zu sein. Schwerin war aber damals viel kleiner als Wismar, so daß Anfang des 16. Jahrhunderts, als Herzog Heinrich der Friedfertige sich mit Prinzessin Helena von der Pfalz vermählen wollte, er diese Feste in Wismar abhalten ließ. Er führte den Fürstehof neu auf. Johann Albrecht von Mecklenburg, ein hochgebildeter Fürst, ließ im Jahre 1552 diesen wohl etwas flüchtig aufgeführten Bau wieder niederlegen, und nun entstand jenes Schloß, vor dem heute ein jeder Kunstkenner bewundernd stehen bleiben muß. Johann Albrecht schuf einen ganz neuen nach ihm benannten Stil in der italienischen Frührenaissance, der leider viel zu wenig Nachahmung gefunden hat. Die Vorder- und die Rückfront sind von prächtigen Treppen verziert. Kläster und Karatiden fassen die Fenster des dreißigigen Hauses ein, das in seiner ganzen Anlage an eine Burg gemahnt. Die Frieze der Vorderfront stellen Szenen aus dem trojanischen Krieg von Anfang bis zu Ende in wunderbarer Ausführung dar. Der Künstler benutzte hierzu einen Kreidstein, dessen Fundort in der Nähe von Wismar sich befindet und der die Eigenschaft hat, in frisch gebrochenem Zustande sich mit dem Meißel behandeln zu lassen, ehe er durch den Einfluß der Luft sich verhärtet. An der Rückfront stellen die unteren Frieze das Gleichnis vom verlorenen Sohne dar und die oberen Frieze, aus vierzig Tonplatten hergestellt, zeigen antike Männerköpfe und Porträts mecklenburgischer Fürsten und Fürstinnen. Das Mauerwerk ist aus Backsteinen hergestellt, verputzt und im Erdgeschoß durch fünf horizontale Fugen geteilt. Bruchvoll sind auch die Portale und Türen durch Statuetten verziert, die der biblischen Geschichte entnommen sind. Schöpfer der Terrakotten ist Statius von Düren, während als Baumeister Valentin von Vira und Gabriel von Allen genannt werden.

Bei den Kirchen wirken besonders die gewaltigen Größenverhältnisse. Die Marien- und Nikolaitirche gleichen sich fast in der Ausführung, nur daß die Nikolaitirche noch höher emporreicht. Es sind frühgotische Werke. Der vierstöckige, von einem Satteldach abgeschlossene Turm der Marienkirche ist über 80 Meter hoch und gewährt eine entzückende Fernsicht. Das Mittelschiff hat eine Gewölbehöhe von 32,66 Metern, während das Schiff der Nikolaitirche, die einen ähnlichen Turm besitzt, sogar 36,7 Meter Gewölbehöhe aufweist. Entstanden sind beide Kirchen im 11. Jahrhundert, wogegen die Georgenkirche (Gewölbehöhe 33,50 Meter) im 14. Jahrhundert nur angefangen wurde. In den folgenden beiden Jahrhunderten wurde an dieser Kreuzkirche wieder weiter gebaut, und doch ist sie auch heute noch nicht so zu Ende gebracht, wie es der erste Baumeister gewollt hat. Der älteste Teil der Kirche ist der Chor. Hervorvolle Fingeltäre, bronzene Grabplatten, Kronleuchter, Epitaphien.

Wandmalereien, Schmelzwert u. s. w. zieren mehr oder minder das Innere der Gotteshäuser. Namentlich die Georgenkirche ist überreich an kostbarem Schmuck; hier ist noch das alte Gestühl mit schön geschnittenen Wangen erhalten, und hier steht auch der berühmte Fingeltäre, der 1891 durch die Behmische Stiftung so herrlich restauriert werden konnte. Den Fingeltäre und das Hauptfeld zieren das Martrium des heiligen Georg und die Geschichte des heiligen Martinus von Tours, sowie Christus und seine Mutter u. s. w. Außerdem zeigt der Altar 40 Heiligenfiguren. In der Marienkirche wird als besondere Merkwürdigkeit jedem Fremden auch das Bitter, das das Laubbeden umschließt, gezeigt. Dieses ist so kunstvoll hergestellt, daß die alten Wismarer es als ein Werk des Teufels bezeichneten. Die Nikolaitirche fällt besonders durch den reichen Schmuck aus glasierten Ziegeln auf und durch die Wandmalerei, die beispielsweise an der Nordwand des Turmes zu einer 36 Fuß hohen Figur des heiligen Christophorus aufragt. Darunter sieht man auch die Reste eines jüngeren Totentanzes.

Neben zahllosen interessanten Privatbauten müssen noch besonders erwähnt werden: der alte Wasserturm auf dem Marktplatze, der 1602 gebaut wurde. Er macht den Eindruck eines Babilons und ist über und über mit Inschriften bedeckt, die seinen Zweck u. s. w. verraten. Er wurde seinerzeit gebaut, um die Stadt mit dem in hölzernen Röhren eine Stunde weit hergeleiteten Quellwasser zu versorgen. Jetzt ist er natürlich längst durch einen modernen Bau abgelöst worden. Umweit des Wasserturmes steht das Halhaus, als dessen Schöpfer Barca genannt wird (1817—19). Dieser Meister hat, was ihm als besonderes Verdienst anzurechnen ist, Teile des alten Hauses bei dem Neubau zu benutzen gewußt. Im Osten der Marienkirche befindet sich das Archidiaconatshaus, das 1450 errichtet wurde, und ihm gegenüber die alte Schule, die jetzt als Altertumsmuseum verwendet wird. Nach dem Urteil von sachkundiger Seite gibt es im Gebiet des norddeutschen Fingeltäre kein Baumeister ähnlicher Art, das ihm zur Seite gestellt werden könnte. Die beiden seitlichen Fassaden sind in Blendens von zierlichem Verhältnisse zerlegt. Ein Fries von großzügiger Bildung sagt den Bau unter dem Bodengeschloße zusammen, und von ihm aus steigen ornamentierte Eisernen auf, Putzpaare einschließend, um sich in die eleganteste Bekrönung eines Jünnenkranzes zu verlieren. Ebenso schön ist der Giebel gegliedert. Erbaut ist das Haus um 1300 herum. Die heilige Geistkirche bietet wenig Interessantes. Auch sie wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut. Hinter ihr befinden sich wie in Lübeck die zum heiligen Geisthospital gehörigen Wohnungen, für deren Anwesen in der heiligen Geistkirche Gottesdienst abgehalten wird. Endlich sei noch auf das am Hafen gelegene große Wassertor hingewiesen, dessen stadtseltiger Giebel aus dem 15. Jahrhundert stammt.

Zugleich mit Wismar fallen auch, wie schon erwähnt, die Aemter Voel und Meckloster an Deutschland zurück. Voel ist eine Insel, die eine Meile nördlich der Stadt gelegen ist und die früher genau so wie die kleinere Insel Walsch stark befestigt war. Noch im 17. Jahrhundert wurde auf Voel eine Burg erbaut, die, ebenso wie die alte aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche, von mächtigen Wällen umgeben war. In dem greuelvollen Dreißigjährigen Kriege aber begann die Burg schon wieder zu verfallen, und im 18. Jahrhundert war von ihr nur noch ein spärlicher Rest vorhanden. Die alte Kirche steht dagegen heute noch inmitten der Schanzen. Auf Voel gibt es eine große Anzahl Dörfer, die zusammen 2200 Einwohner zählen; von diesen Dörfern waren in früheren Zeiten vier Stück Eigentum des Lübedischen heiligen Geisthospitals, weshalb sie auch heute noch die Lübschen genannt werden, im Gegensatz zu den übrigen, den mecklenburgischen. Gerade die Insel Voel ist für Wismar von großer Bedeutung, weil sie ein Schutzwall gegen das Meer ist. Allein durch sie wird der Hafen zu einem ungemein sicheren.

Meckloster hat eine ältere uralte Geschichte als Wismar. 1219 gründete man dort ein Cistercienser-Kloster, das bis 1553 am Orte verblieb. Aus dieser Klosterzeit rühren verschiedene beachtenswerte Baulichkeiten her. Vor allen Dingen ist die im Uebergangsstil (Ziegelrobbau) errichtete Kirche zu nennen. Auch das ehemalige gotische Klostergebäude ist sehr interessant. Von neueren Gebäuden fallen besonders das Seminar und die Blindenanstalt auf.

A. Walters

### Notizblätter

#### Das Verwaltungsgebäude der Hamburg-Amerika-Linie in Cuxhaven

In Cuxhaven nimmt der einjährige Ausbau des Verwaltungsgebäudes der Hamburg-Amerika-Linie die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Eingang zur Markthalle ist jetzt fertiggestellt. Er besteht aus zwei Eingängen, die zwei Treppenhäuser, einen Hof im Erdgeschoss und



Hauptportal des Verwaltungsgebäudes der Hamburg-Amerika-Linie in Cuxhaven

Erstmal und ein Witzwort, beide um feindlichen Gucksteinen umgeben; zwischen den Säulen beherrscht die Statue: „Mein Kind ist die Welt.“ Darüber praxat, mächtig und kraftig, das stolze hamburgische Löwenwapp. Die ganze Gruppe ist aus Sandstein gehauen. Sie ruht geradezu überausglücklich auf Pfeilern, denn sie erdbringlich erzählt von Dantons letzter Rede. Mit Vorteil wurden zwei mächtige Säulenstützen von je 11 Metern Länge angebracht. Sie sind dazu bestimmt, eine große elektrische Maschinenhalle zu tragen, die im Versteckung des Ganges zu den Westflügel dienen soll. Die Stiele werden an ihren unteren Enden mit zwei aus

Wange geschmiedeten Teilschienen geschmiedet, die die Verbindung der Stiele mit den Säulenstützen bedecken. Die oberen Enden der Stiele laufen in einen kugelförmigen, aus Schmiedeeisen hergestellten Helm aus, der die Kämpfe trägt.

#### Die neue Bahn Montreux-Berner Oberland

Der dritte Mal in Bern genehmigte nun die Statuten der elektrischen Schmalspurbahn Montreux-Berner Oberland, die den Verkehr mit dem Weisstein über die aneinander Touristenfahrten, dem herrlichen Berner Oberland, verbindet. Die ganze Strecke Montreux-Moudon (22,3 Kilometer) soll zum 1. Juli d. J. eröffnet werden. Die neue Teilstrecke Montreux-Moudon ist 10,5 Kilometer, deren Bau alsbald in Angriff genommen wird und deren Ausführung für den Herbst 1903 in Aussicht genommen ist. Erhält die fünf Stationen Moudon, Chablais, Chaux-de-Fonds, Yverdon und Grenchen, sowie fünf Halteplätze: La Tine, Chaux-de-Fonds, Yverdon, Yverdon und Grenchen. Die Strecke ist Gemeindefortschritt mit der Verbundbahn, die normalspurig angelegt ist und mit Dampf betrieben wird.

#### Neuer Frauenberuf

Arbeitsführerinnen sind in großen Städten der Welt wie der Alten Welt längst allgemein aufgetaucht. Ein einzelnes Bureau, wie ein solches nun in Berlin zwischen dem Centralhotel und dem Continentalhotel eingerichtet ist, zählt aber zu den Neuheiten. Das fürstlich eröffnete Unternehmen ist durch eine Anstalt mit der Aufsicht Ladies Office - Office des Ladies Office. Das neue Institut ist nach einem Londoner Muster eingerichtet und umfasst über Tausend aus gebildeten Frauen, die in verschiedenen, mit den Mann- und Geschäftsverhältnissen, wie auch mit allem, was Verkehr anbelangt, wohl bekannt sind. Sie helfen sich abwechselnd bei den Besuchen und Anträgen zur Verfügung, die die einzelnen Frauen durch verschiedene Heilmittel untereinander einbringen.

#### Deutsche in Paris

Nach der neuesten Statistik gibt es in Paris gegenwärtig 14.500 Deutsche die häufig in der Reichsstadt wohnen meist als Kaufleute oder Geschäftsmänner. Die Zahl der Deutschen in Paris ist in den letzten Jahren um 1000 zugenommen.

#### Karl Stangen

Eine weltbekannte Persönlichkeit, Karl Stangen in Berlin, feiert am 5. Mai das Neft des 70. Geburtstages. Wenn die Welt nach dem größten Wert des Lebens Wertes im Leben des Verstorbenen steht, so hat Karl Stangen seine Zeit wohl verstanden, indem er sich die schönsten Jahre seiner Jugend und Jugend im fernsten Ausland und in einem der größten und wichtigsten Städte, dem 5. Mai 1833 in Jägerballe

(Schleien) als Sohn eines verdienten Offiziers geboren, besuchte Stangen eine Militärschule, ging dann aber zum Postfach über und wurde Vorkamer einer Post- und Telegraphenstation. Im Jahre 1857 unternahm er die ersten erfolgreichen Gesellschaftsreisen nach Paris und gründete damit das seinen Namen tragende erste deutsche Reisebureau. Sein Gedanke war, in Frankreich eine große Central- und Auslandsbüchse für Touristen zu schaffen. Die von ihm eingeführten beliebten Sonderzüge hat später die Staatsbahn übernommen. Es folgten Gesellschaftsreisen in fremde Länder und Gebiete, die Stangen selbst zuerst als Pionier bereist hatte. Von 1867-87 war er etwa 250 Tage unterwegs. Vor gerade 20 Jahren leitete er die erste seiner beiden Gesellschaftsreisen um die Erde. Auch durch die Einführung eines internationalen Billetsystems wurde er ein Pionier des Verkehrs. Die Einbrüche und Enttäuschungen von seinen Reisen hat er in zahlreichen Zeitschriften und Schriften niedergelegt. Bei seiner wackigen Lebensart in Karl Stangen trotz vieler Strapazen in unangenehmen Klimaten noch als Strohgerüst tüchtig und wachsam.

#### Die erste elektrische U-Bahn in Deutschland

Die von der Union-Elektrizitätsgesellschaft erbaute, zum preussischen Staatseisenbahnen gehörige U-Bahn Berlin-Lichterfelde (19,2 Kilometer) wird im Juli als erste elektrische U-Bahn in Deutschland dem regelmäßigen Betrieb übergeben werden. Die Stromleitung erfolgt von einer mitten zwischen beiden Gleisen befindlichen Verteilungsfähne aus; verwendet wird hochspanniger Wechselstrom in einer besonderen Form des Gleichstroms. Die Wagen werden aus drei Wagen bestehen, deren jeder zwei Motoren von je 125 Pferdekraften erhält; die Antriebsleistung soll die gewöhnlichen Personenzüge sein. Von den aus dem Betrieb dieser U-Bahn sich ergebenden Erfahrungen wird es abhängen, ob die preussische Eisenbahnverwaltung den elektrischen Betrieb auch auf andern Strecken zur Anwendung bringt.



Karl Stangen

#### Eine Montblanc-Besteigung im Kinematographen

In einer Sitzung der Berliner Freien photographischen Vereinigung wurde eine Besteigung des Montblanc durch einen Kinematographen vorgeführt. Das Bild war 20 Meter lang und in etwa 1500 einzelnen photographischen Aufnahmen gewonnen. Die Schwierigkeiten der Aufnahme waren ungewöhnlich groß; denn die photographischen Apparate erschweren natürlich die schon an sich gefährlichen Ausfahrten.



Von der Ausstellung der Berliner Separation, eröffnet am 4. April 1903

der Bergkette bis zum Gipfel; dazu kamen noch die Wirkungen stetig zunehmender Kälte. Gleichwohl ist es gelungen, ein sehr anschauliches Bild des Aufstieges von den ersten Vorbereitungen der mehrstündigen Heisegerichtung bis zur Erreichung des Gipfels zu erlangen. So konnte man als Zuschauer im bequemen Sessel an den Anstrengungen und Aufregungen einer gewaltigen Gletscherfahrt gemächlich teilhaben.

**Phonetik in der englischen Rechtschreibung**

Jährlich 10000 Tolar soll nach der Veröffentlichung des „New York Herald“ W. Carnegie zu Gunsten einer Reform der englischen Rechtschreibung zu bewilligen bereit sein. Der englischen in die amerikanische Rechtschreibung bereits ein wenig vorause; sie hat z. B. color, labor und ähnliche Wörter in ihren Verbindungen vereinfacht, schreibt boro, statt borough, häufig auch schon so für though u. s. w. Besonders hat der bundesamtliche Board on geographic names sich bemüht, moderne Grundzüge in seinen Entschreibungen zu befolgen, und hat z. B. die alte Endung burgh durchgängig zu burg verändert. Die Bewegung, die Gänge unterstützen zu wollen scheint, ist natürlich viel umfassender und beweist, die Rechtschreibung gänzlich nach phonetischen Grundzügen zu regeln.

**Das Brautbouquet der modernen Amerikanerin**

Die neueste Mode in Brautbouquets ist von der Tochter eines hohen Staatsbeamten in Washington ausgegangen und



Verf. von Schöbel v. Berlin  
Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Meran

hat allenthalben angenehmen Anklang gefunden. Als die junge Dame unbekannt einem ausländischen Diplomaten die Hand zum Heiratsbünde reichte, erbat sie sich von jeder ihrer vielen Brautdamen eine einzelne langgestielte weiße Blüte, die man



Vom Historiker-Kongress in Rom; Die Familienleiter vor dem Tempel des Minerva und der Faustina, wos Ausgrabungen beachtend

ihf kurz vor der Fahrt zur Kirche verlässlich zu überreichen hatte. Eine zu dem Zwecke besetzte geschickte Blumenbindeerin fügte die verschiedenen Blumen, unter denen sich hauptsächlich weiße Rosen, Kleeblätter, Kamelien, Christrosen, Stachelweizen und Orchideen von verschiedenem Weiß befanden, zu einem großen Bouquet zusammen. Nach der Hochzeit wurde das Bouquet in eine Blüthenkrone geteilt, die den Blumen für immer ein lebensfröhliches Aussehen verlieh, und auf welchem Sammelstücken unter Glas wird dieser Strauß für die Neuvermählten eine Erinnerung für die Dauer ihres Lebens bleiben.

**Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Meran**

Am Ohermontag wurde in Meran das Zentral für die Kaiserin Elisabeth, eine Stiftung des Kommerzienrates Ernst Palmata von Odenberg, feierlich eröffnet. Eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Hermann Rög, stellt das Zentral die Kaiserin auf einem leichten Sockel sitzend dar, in den Händen die Medaille Heinrich Heines, ihres Lieblingsdichters. Der Relief der Bergkette ist sinnend auf die Armer Berge gerichtet, über die ihr Fuß so gern geschritten. Figur und Sockel sind aus weißem Kaiser Marmor gefertigt.

**Kegelklub im Verein Berliner Künstler**

„Die Tränen lassen nicht gelingen, wer schaffen will, was fröhlich sein.“ dieses Wort Theodor Fontanes gilt nicht zum wenigsten auch von der künstlerischen Tätigkeit. Wie wie gutem Duzer dem Hatz die Mitglieder des Vereins Berliner Künstler folgen, zeigt uns die Abbildung, die uns nach einer Aufnahme vom 4. April d. J. auf die Kegelbahn in der „Klasse“ des Vereinshauses zeigt. An buntem Aufsteigendes gewahren wir hier Maler, Bildhauer, Malierer und Kunstschreiber, zum Teil in improvisierter Kostümlerung. Der Kundige findet aus den Gruppen leicht eine Anzahl wohlbekannter Künstler heraus, so die Bildhauer Seger und Rott, den Malierer Dietel, den Zeichner Juttner und die

Maler Weyer, Sahnig und Stoffler Emil Papler d. J. Letzterer errang an dem von uns detaillierte Kegelabend den ersten Preis, einen prachtvollen Quinzen.

**Syrus Eberle †**

Am Ohermontag verstarb in Wogen Professor Syrus Eberle, der bekannte Münchener Bildhauer. Im Jahre 1844 in Wrotem in Klagen geboren, erlernte er das Tischlerhandwerk und arbeitete einige Zeit als Gefelle in München, bis



Professor Syrus Eberle †

er sich der Bildhauerei zuwendete. Von 1866 bis 1872 Schüler der Kunstakademie, erregte er durch seine Studien die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig II., der ihm zahlreiche Aufträge für die Ausgestaltung seiner Schlösser wie für die Entwürfe von Brunnengärten verlieh. So schuf der junge Künstler viele Tafelaltäre, Eingangs- und Gruppen-, und schließlich Prachtwagen und -Schlitten des Königs unter nach seinen Entwürfen ausgeführt. Nach Beendigung des in diesen dekorativen Arbeiten leistete Eberle in seinen monumentalen Schöpfungen. Wir erwähnen davon namentlich das Zentral für die Bruder Grimm in Genua, das Gabelberger-Zentral in München und den St. Georg für das dortige Rathaus. Ferner formte er für das Reichstagsgebäude in Berlin und die Ludwigstraße in München mehrere Relieffiguren. Seit 1892 wirkte Syrus Eberle als Professor an der Münchener Kunstakademie.

**Cotenschan**

Prof. Dr. Zaborde, geb. 1810, 28. J. + 4. April, Paris. — Generalmajor Ernst Beder, vormals Direktor der Spandauer Artillerieanstalt, 68 J. + 8. April, Berlin. — Generalmajor Prof. August Gsch, 81 J. + 8. April, Groß-Kühnleiche bei Berlin. — Reichs- und Landtagsabgeordneter Justizrat August Wundel, 68 J. + 10. April, Berlin. — Generalmajor Joseph v. Wüchster, vormals Kommandeur der 3. bayr. Inf.-Brig., 61 J. + 10. April, Agra. — Prof. Dr. Heinrich Wellerstein, bel. Reichsgeliebter, 71 J. + 10. April, Potsdam. — Gustav Weinede, bel. Kolonialoffizier, Herausgeber der deutschen Kolonialzeitung, 49 J. + 11. April, Berlin. — Wirtl. Geh. Rat St. von Geh., vormals Direktor der bayr. Rechnungskammer, 82 J. + 12. April, München. — Prof. Dr. Maria Lazarus, bel. philosophischer Schriftsteller, 79 J. + 18. April, Meran. — Medizinalrat Dr. Anton Baum, Prof. d. Hochschule 54 J. + 18. April, München. — August Schuberl, bel. Zeichner und Illustrateur, 89 J. + 18. April, Wien. — Oberbibliothekar Albrecht Vignatier, bel. schillerter bibliograph und archäologischer Experte, 61 J. + Wien.



Kegelklub in der Klasse des Vereins Berliner Künstler

# Über Land und Meer

Nr. 31



Russicht der Stadt von der See aus



Der „Ritz Schwed“



Ritz Cassertum



Ritz Cassertum



Wismar, vom Cassertum aus gesehen

Die Stadt Wismar. Zur Erinnerung an die Verpfändung vor hundert Jahren (Text S. 692)

Literatur

In längerer Zeit sind zwei Bücher von Maxim Gorki über verlebene deutsche Städte erschienen. Zuerst die „Kleinbürger“ mit dem Untertitel „Scenen aus dem Dörflechen „Jensens“ und dann das „Katholik“, zunächst als „Scenen aus den Tiefen des Lebens“ bezeichnet. Beide sind als Buchmotive mangelhaft, weil sie eben keine Tramen mit konzentrierter Forderung, sondern bloße Zustandsabbildungen, durch das Band einer Idee zusammengehalten, sind. Trotz alledem hat aber namentlich das „Katholik“ überall einen ungewöhnlich tiefen und sich von Welt zu Welt helgenden Eindruck auf die Zuhörer gemacht. Jedem Katerstrolach, dem es darum zu tun ist, mit Gorki einen soartigen „Zustand“ der modernen Lebensweise zu erleben, ist es ein großes Gewinn, genauer bekannt zu werden, empfinden wir vor allem die „Juri Plekellen“ und den Roman „Roma Urdjeiter“. Bei der Roma Plekellen vornehmlich überführt, bei der Juri Plekellen vornehmlich in die Welt der Dörfchen. Ähnlich in Zustand erfinden sind Juri in elegantem Einband 2 Bde. bzw. 3 Bde. Das den Romanen verleiht die erste, „Malwa“, und an die Stelle des zweiten Wertes, was sich auf einer fabelhaften Landschaft die Dörfchen verleiht. Das, was die Malwa ist, ist ein soartiges Abenteuererlebnis mehr zu verdienen, als dabei möglich war. Mit vollem Interesse sind die Leser und die Hand gedrückt, werden die Menschen und ihr einfaches Leben uns vorgeführt: in der Fabelwelt Malwa hat Gorki

eine Welt von zwei einseitigen Welt geistigen. In der ersten „Katholik“ „Katholik“ handelt es sich um einen kleinen Teil, der an sich und an dem Leben verknüpft. Alexander Plekellen Malwa ist eine ihrer „Katholik“ „Katholik“ oder „Katholik“, die es in ihrem Traun nach Ungeheurenheit eingetroffen lange erhalten und unerschütterlich die weite russische Erde durchstreifen. Er trat durch Schicksal, und die Weltanschauung von seinen Tugenden und urchenheit den Erzähler, der nicht-einmal mit ihm unangekommenen in, zu berichten, was er über ihn weiß. — Eine ihm verknüpfte Welt ist auch „Roma Urdjeiter“, die Dichtung des nach ihm benannten Romans, der in der Malwa in den Händen der Plekellen ist. Roma ist der Sohn des ersten Juri Plekellen, der sich nach einem Abenteuer durch die Welt herumgeschlagen hat. Der Vater ist ein brutaler Geist, ein harter und mittelalterlicher Mann von heftigem Charakter, der fieberhaft (schon) und erweist, um dem in die Welt zu gehen, einen reinen Willen. Die Plekellen erweist einer der in Roma und so, einen reinen Willen an, so ist eine gute, traumerische Frau, und von ihrer Weltanschauung ist viel auf den Sohn übergegangen. Als er aber größer wird, macht sich das natürliche Blut bei ihm geltend, und nach dem Tode des Vaters führt er ein Leben, verknüpfte Welt. — Plekellen ist ein soartiges Abenteuererlebnis mehr zu verdienen, als dabei möglich war. Mit vollem Interesse sind die Leser und die Hand gedrückt, werden die Menschen und ihr einfaches Leben uns vorgeführt: in der Fabelwelt Malwa hat Gorki

der Vater auch hier einen naturalistischen Stoff zu sein. — In der ersten „Katholik“ „Katholik“ handelt es sich um einen kleinen Teil, der an sich und an dem Leben verknüpft. Alexander Plekellen Malwa ist eine ihrer „Katholik“ „Katholik“ oder „Katholik“, die es in ihrem Traun nach Ungeheurenheit eingetroffen lange erhalten und unerschütterlich die weite russische Erde durchstreifen. Er trat durch Schicksal, und die Weltanschauung von seinen Tugenden und urchenheit den Erzähler, der nicht-einmal mit ihm unangekommenen in, zu berichten, was er über ihn weiß. — Eine ihm verknüpfte Welt ist auch „Roma Urdjeiter“, die Dichtung des nach ihm benannten Romans, der in der Malwa in den Händen der Plekellen ist. Roma ist der Sohn des ersten Juri Plekellen, der sich nach einem Abenteuer durch die Welt herumgeschlagen hat. Der Vater ist ein brutaler Geist, ein harter und mittelalterlicher Mann von heftigem Charakter, der fieberhaft (schon) und erweist, um dem in die Welt zu gehen, einen reinen Willen. Die Plekellen erweist einer der in Roma und so, einen reinen Willen an, so ist eine gute, traumerische Frau, und von ihrer Weltanschauung ist viel auf den Sohn übergegangen. Als er aber größer wird, macht sich das natürliche Blut bei ihm geltend, und nach dem Tode des Vaters führt er ein Leben, verknüpfte Welt. — Plekellen ist ein soartiges Abenteuererlebnis mehr zu verdienen, als dabei möglich war. Mit vollem Interesse sind die Leser und die Hand gedrückt, werden die Menschen und ihr einfaches Leben uns vorgeführt: in der Fabelwelt Malwa hat Gorki

Ergänzung der täglichen Nahrung
Dr. Hommel's Haematogen
(mittels kleiner Quantitäten von)
(gerinniges, concentrirtes Haemoglobin, D. K.-Pat. Nr. 42.191, 200, chemisch reines Eisenoxyd 20%, Wein 20% incl. Vanillin 0,005)
bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen
schnelle Appetitnahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des gesammten Nervensystems.
Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen. Von Apothekern der Provinz des Sa- und Anhaltens bezugsfähig!



PFÄFF Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.
Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den besten Erzeugnissen der Nähmaschinen-Industrie. Die Genauigkeit und Gediegenheit, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine sichere Gewähr für ihre unbegrenzte Dauerhaftigkeit und Leistungsfähigkeit. Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerlei hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten.
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern.
Gegründet 1862. 1000 Arbeiter.

Hohenstaufener I. Bades. (Wärth. Schwarzwald)
Freudenstadt
Für Nervenkranke
Bilz Naturheilanstalt
Bresden Radobul (Osteo-Heilpraktik)
Hohenstaufener I. Bades. (Wärth. Schwarzwald)
Freudenstadt
Für Nervenkranke
Bilz Naturheilanstalt
Bresden Radobul (Osteo-Heilpraktik)

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Werke von
Ossip Schubin.
Maximum. Roman aus Monte Carlo. 2. Auflage. gebunden 24. 7.
Erlachhof. Roman 2 Bände. 3. Auflage. in einem Band geb. 24. 9.
Gebrochene Flügel. Roman. 3. Auflage. gebunden 24. 7.
Wenn's nur schon Winter wär! Roman. 4. Auflage. gebunden 24. 7.
„O du mein Oesterreich!“ Roman 3 Bände. 3. Auflage. gebunden 24. 10.
Ein müdes Herz. Erzählung. 4. Auflage. gebunden 24. 3/4.
Dach die Buchhandlungen zu beziehen.

TIEDEMANN'S BERNSTEIN FUSSBODEN-OELACK MIT FARBE.
Weltausstellung Paris 1900! GOLDENE MEDAILLE. GEGR. 1833.
Vorräthig in den Drogerie- und Farbenhandlungen. Carl Tiedemann, Dresden-A. 7. Lack- und Lackfarben-Fabrik.
Buchhandlungsreisende für den Vertrieb leicht abwaschbarer Gläser gegen hohe Provision gesucht von Jungvogel & Co., Buchhandlung in Stuttgart.

Musikinstrumente jeder Art, Phonographen, Grammophone etc.
geringe Monatsraten
Bial & Freund in Breslau II.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenärztlich behandelte Asthma, Athema u. andere Krankheiten.
Kaufmann Dr. O. O. in Stuttgart.

Vorzüglich unterrichtet
der Kapital-Anlage und Spekulation und
Neumann's Bureau-Nachrichten.
Berlin NW. 7, Schadowstr. 10/11.
Pränumerandum 6 Mark pro Jahr.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrräder
führt Rich. Maune, Dresden-Litkau.
Bresdenstr. 24.

Marienbad.
Nordlandfahrten
Hamburg-Amerika Linie
Erste Nordlandfahrt mit dem Doppelschrauben-Schnell-Dampfer „Augusta Victoria“...
Zweite Nordlandfahrt mit dem Doppelschrauben-Schnell-Dampfer „Augusta Victoria“...
Dritte Nordlandfahrt mit dem Doppelschrauben-Schnell-Dampfer „Augusta Victoria“...
Vierte Nordlandfahrt mit dem Doppelschrauben-Schnell-Dampfer „Augusta Victoria“...

GALA PETER DIE ERSTE ALLER MILCH-CHOCOLADEN
FEINSTE SPEISE-CHOCOLADE
JEDE ANDERE MARKE IST NACHAHMUNG
Fabrik in VEVEY Schweiz

Wegergarn
ist das beste baumwollene Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Briefmappe

W. E. in R. Kommt das Zehnflur in Ostlichen L. S. wie hiesige in Nordost... Die jüngst abgetretenen Wohnungen...

R. R. in U. Eine Verhinderung interlinearer Medaillen aus der Zeit der französischen Revolution...

G. G. in G. Das Verfahren bei betreffenden Geldstrafen ist gewöhnlich weniger als vorher...

Frau M. R. in Sandberg a. M. Das ist ganz richtig: unser neues Ausgabe des Verzeichnisses...

nicht unter der Woche. Ein Kind hat seinen Klappst... spricht auf Übernahme einer Haushaltung...

Frage. Was können Sie für mich machen... zum Kauf... Ich habe noch...

Was halten denn die Frauen... so fort und fort... Was machen Sie mich leiden...

Frau Anna O. in Tannig. Nach der neuesten Statistik... der Sterblichkeitsziffern in Berlin...

Spiel und Sport

Einem trefflichen Schachspielarten bei der Aushoerlag von Hugo Weier in Stuttgart...

Eingegangene Bücher und Schriften

(Herausgabe einzelner Bände vorbehalten. Rücksendung nicht statt) Volker, U. B., Westfälisches Nachb. 16. Aufl. (61.-64. Aufl.)...

Mathews Müller „Champagne“ süß, halbtrocken, trocken. In Deutschland auf Flaschen gefüllt.



ENGELBERG 1019 m über Meer CENTRAL-SCHWEIZ 2026 m über Meer Weltbekannter Luftkurort (Bahnhof). Engelberg trägt mit vollem Rechte den Namen „die Perle von Unterwalden“...

Erfrischendes pikantes Getränk sofort fertig. 1 Glas Zuckerwasser mit 5 Tropfen. de RICQLES Pfeffermünzgeist. gleichartig bestens bewährt bei: träger Verdauung...

Es hat sich für jeden Menschen zum höchsten Genuss gestaltet, besonders wenn er für seine die umgebenen Annehmlichkeiten II. Klasse benutzt...

Bessere Dein Herz, Geh nach Liebenstein! 345 Meter Meer. Uebertroffene Erfolge bei: Herzkrankheiten, Blüternuth, Nervosität, Frauenleiden, Diabetes, Magenkrankheiten Sanatorium Stahlbad Liebenstein...

FRANZENSBAD das erste Moorbad der Welt. Stärkste Mineralquellen, leichtverdauliche Eisenminerale und alkalische Glaubersalzwasser sowie Lithionerzquelle...

Dr. Georg Greif's Kuranstalt Serkowitz-Oberlössnitz bei Dresden. Heilmittel: DR. G. GREIF'S ERLENDE, ERLENDE, WASSER ERLENDE...

Städtisches Eisen-Moor-Bad. Bäder, Licht. Bäderstation, Schmiedeberg, Postbezirk Halle. Protokoll: Stahl-Thür Industrie u. Gewerbe-Land...

Bad Berka (Jlm) i. Thür. Moor-, Sand- und Kiefernadelbad. Sommerfrische. Luftkurort. Prospekt durch die Badeverwaltung.

Palace-Hotel, Park-Hotel, Bürger-Stock, Luftpark, Waldpark, Spazierwege, Bucher-Durrer. BÜRGENSTOCK die Perle des Vierwaldstätter-See's...

Stottern. Gegen geringe Monatsraten liefern wir Photogr. Apparate nur erstklassige Systeme sowie alle Zubehörteile...

Ein Buch voll des köstlichsten Humors, das jeder Vater nur ungern aus der Hand legt. Das Buch: Die Scherzreden in Briefen...

BRENNABOR Motor-Zweirad, das Neueste und Vollkommenste der Fahrradtechnik! Zuverlässigster Motor, leicht verdaulich, leicht zu warten, sanft zu fahren...

### Schach (Berserker von E. Schallopp)

**Aufgabe 19**  
Von J. Mad in Prag  
(Schachblätter)



Woh geht an u. legt mir beim dritten Zuge matt.

### Auflösung der Aufgabe 16

- A.**  
 1. 1. d3-e4  
 2. 1. Kc3-e3  
 3. 1. d4-e5  
 4. 1. Kc3-d4  
 5. 1. d4-e5  
 6. 1. Kc3-d4  
 7. 1. d4-e5  
 8. 1. Kc3-d4  
 9. 1. d4-e5  
 10. 1. Kc3-d4  
 11. 1. d4-e5  
 12. 1. Kc3-d4  
 13. 1. d4-e5  
 14. 1. Kc3-d4  
 15. 1. d4-e5  
 16. 1. Kc3-d4  
 17. 1. d4-e5  
 18. 1. Kc3-d4  
 19. 1. d4-e5  
 20. 1. Kc3-d4  
 21. 1. d4-e5  
 22. 1. Kc3-d4  
 23. 1. d4-e5  
 24. 1. Kc3-d4  
 25. 1. d4-e5  
 26. 1. Kc3-d4  
 27. 1. d4-e5  
 28. 1. Kc3-d4  
 29. 1. d4-e5  
 30. 1. Kc3-d4  
 31. 1. d4-e5  
 32. 1. Kc3-d4  
 33. 1. d4-e5  
 34. 1. Kc3-d4  
 35. 1. d4-e5  
 36. 1. Kc3-d4  
 37. 1. d4-e5  
 38. 1. Kc3-d4  
 39. 1. d4-e5  
 40. 1. Kc3-d4  
 41. 1. d4-e5  
 42. 1. Kc3-d4  
 43. 1. d4-e5  
 44. 1. Kc3-d4  
 45. 1. d4-e5  
 46. 1. Kc3-d4  
 47. 1. d4-e5  
 48. 1. Kc3-d4  
 49. 1. d4-e5  
 50. 1. Kc3-d4  
 51. 1. d4-e5  
 52. 1. Kc3-d4  
 53. 1. d4-e5  
 54. 1. Kc3-d4  
 55. 1. d4-e5  
 56. 1. Kc3-d4  
 57. 1. d4-e5  
 58. 1. Kc3-d4  
 59. 1. d4-e5  
 60. 1. Kc3-d4  
 61. 1. d4-e5  
 62. 1. Kc3-d4  
 63. 1. d4-e5  
 64. 1. Kc3-d4  
 65. 1. d4-e5  
 66. 1. Kc3-d4  
 67. 1. d4-e5  
 68. 1. Kc3-d4  
 69. 1. d4-e5  
 70. 1. Kc3-d4  
 71. 1. d4-e5  
 72. 1. Kc3-d4  
 73. 1. d4-e5  
 74. 1. Kc3-d4  
 75. 1. d4-e5  
 76. 1. Kc3-d4  
 77. 1. d4-e5  
 78. 1. Kc3-d4  
 79. 1. d4-e5  
 80. 1. Kc3-d4  
 81. 1. d4-e5  
 82. 1. Kc3-d4  
 83. 1. d4-e5  
 84. 1. Kc3-d4  
 85. 1. d4-e5  
 86. 1. Kc3-d4  
 87. 1. d4-e5  
 88. 1. Kc3-d4  
 89. 1. d4-e5  
 90. 1. Kc3-d4  
 91. 1. d4-e5  
 92. 1. Kc3-d4  
 93. 1. d4-e5  
 94. 1. Kc3-d4  
 95. 1. d4-e5  
 96. 1. Kc3-d4  
 97. 1. d4-e5  
 98. 1. Kc3-d4  
 99. 1. d4-e5  
 100. 1. Kc3-d4

### Schachbriefwechsel

Wichtige Lösungen findet man: Oswald Bauer in Garmisch (Schachblätter) Nr. 14; Prosenka Karl in Wien, O. Wenzel in Hamburg, Karl Hofmann in München und Julius Richter in Braunschweig. In der Aufgabe 19 (S. 7) ist das verfehlte und folgende Lösung: 1. d4-e5, 2. Kc3-d4, 3. d4-e5, 4. Kc3-d4, 5. d4-e5, 6. Kc3-d4, 7. d4-e5, 8. Kc3-d4, 9. d4-e5, 10. Kc3-d4, 11. d4-e5, 12. Kc3-d4, 13. d4-e5, 14. Kc3-d4, 15. d4-e5, 16. Kc3-d4, 17. d4-e5, 18. Kc3-d4, 19. d4-e5, 20. Kc3-d4, 21. d4-e5, 22. Kc3-d4, 23. d4-e5, 24. Kc3-d4, 25. d4-e5, 26. Kc3-d4, 27. d4-e5, 28. Kc3-d4, 29. d4-e5, 30. Kc3-d4, 31. d4-e5, 32. Kc3-d4, 33. d4-e5, 34. Kc3-d4, 35. d4-e5, 36. Kc3-d4, 37. d4-e5, 38. Kc3-d4, 39. d4-e5, 40. Kc3-d4, 41. d4-e5, 42. Kc3-d4, 43. d4-e5, 44. Kc3-d4, 45. d4-e5, 46. Kc3-d4, 47. d4-e5, 48. Kc3-d4, 49. d4-e5, 50. Kc3-d4, 51. d4-e5, 52. Kc3-d4, 53. d4-e5, 54. Kc3-d4, 55. d4-e5, 56. Kc3-d4, 57. d4-e5, 58. Kc3-d4, 59. d4-e5, 60. Kc3-d4, 61. d4-e5, 62. Kc3-d4, 63. d4-e5, 64. Kc3-d4, 65. d4-e5, 66. Kc3-d4, 67. d4-e5, 68. Kc3-d4, 69. d4-e5, 70. Kc3-d4, 71. d4-e5, 72. Kc3-d4, 73. d4-e5, 74. Kc3-d4, 75. d4-e5, 76. Kc3-d4, 77. d4-e5, 78. Kc3-d4, 79. d4-e5, 80. Kc3-d4, 81. d4-e5, 82. Kc3-d4, 83. d4-e5, 84. Kc3-d4, 85. d4-e5, 86. Kc3-d4, 87. d4-e5, 88. Kc3-d4, 89. d4-e5, 90. Kc3-d4, 91. d4-e5, 92. Kc3-d4, 93. d4-e5, 94. Kc3-d4, 95. d4-e5, 96. Kc3-d4, 97. d4-e5, 98. Kc3-d4, 99. d4-e5, 100. Kc3-d4

### Handschriften-Beurteilung.

Dr. W. in D. Ein entschiedenem Streben nach Klarheit bei feiner Schrift, ohne daß Sie es übersehen können, die und da nach einer Ansicht zu machen (siehe, beiliegende, zweite Schrift mit ge-

*Colombina, auffantlos.  
Bartholoma, familiär  
Lotta, feinst. Raft  
San. Herrschaft. Sub*

legentlichen Verbindungen der Zeilen). Die gleichmäßige Größe über durchgehenden bester Hands. Die gleichmäßige, feine Schrift zeigt: Gleichmäßigkeit der Schrift. Die gute Schreibung:

Handwritten text, possibly a letter or note, mentioning names and dates.

*Should you determine my hand writing*

Handwritten text, possibly a letter or note, mentioning names and dates.

**MILCH-CHOCOLADE**  
GRÖSSTER ABSATZ WELT

### DER ABFUHRENDE THEE CHAMBARD

ist das angenehmste und das beste Mittel gegen **VERSTOPFUNG**

**HÄMORRHOIDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN**  
Man hüte sich vor Nachahmungen und verwahre jede Schachtel weiche nicht die Fabrikmark "DER GENTAUER" wie nebenstehend reproduziert trägt.

Genesung: ZAHM & SEEGER, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

**ENGELHARDT'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER**

Preis 70 Pf.

Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhardt, Frankfurt a. M.

### Stotterer

Buchführung  
Olio Siede-Danzig

### Winterstein's Idealkoffer

Solid — Hochelegant — Dauerhaft.

Für jeden Koffer 2 Jahre Garantie.

F. A. Winterstein, Neudorf, Taschen- und Lederwarenfabrik, Dresden und Wilm. Med. • Preisl. Zentral. • Günstig und bill. Med.

### Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

ist die Krone aller Kaffee-verbesserungsmittel. Weltberühmt als der feinste Kaffeeersatz.

Radebeul - Dresden.

### FRAUENLOB

garcinia bio-a giftlos

O. Fritze & Co. Offenbach a. Main.

### Bildschön

Steckenpferd-Lillemilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul - Dresden

### KALODERMA

KALODERMA-GELEE • KALODERMA-SEIFE • KALODERMA-PUDER

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

### HONIG

Mischhonig, Carlsberg

### Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich bei der Reconvalenscenz nach Influenza.

Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.

F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach

Soeben beginnt zu erscheinen:

Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilung

# Die Tiere der Erde

Eine volkstümliche Uebersicht über  
die Naturgeschichte der Tiere

Mit 25 Tafeln in reichstem Farbendruck

und mehr als 1000 Text-Bildern nach dem Leben

von Prof. Dr. W. Marshall

Vollständig in 50 Lieferungen zu je 60 Pfennig = 72 Heller & W. = 80 Eis.

Zum Anschluß an die mit großem, allseitigem Beifall aufgenommene volkstümliche Völkerverkundung von Dr. Kurt Lampert „Die Völker der Erde“, die die erste Abteilung des Sammelwerkes „Die Erde in Einzeldarstellungen“ bildet, beginnt im gleichen Verlage als zweite Abteilung eine nach denselben Grundzügen bearbeitete und illustrierte Tierkunde unter dem Titel „Die Tiere der Erde“ von Professor Dr. W. Marshall zu erscheinen, die auf 50 Lieferungen in gleichem Format und gleicher Ausstattung wie „Die Völker der Erde“ berechnet ist.

Wie bei der ersten Abteilung wurde auf den illustrativen Teil des Werkes ein besonderer Wert gelegt und die größte Sorgfalt verwendet.

**Sämtliche  
Abbildungen, wo-  
von 25 in Farben,  
beruben auf  
photographischen  
Aufnahmen nach  
dem Leben.**

Es wurde damit ein einzig dastehendes Illustrationsmaterial von geradezu urkundlicher Treue gewonnen, wie es

**gleich zuverlässig  
und naturwahr  
kein anderes  
deutsches Werk**

aufzuweisen hat. Diese Aus-  
sage der Lichtbildkunst

zur Veranschaulichung der Tierwelt ist ebenso neu wie originell, und der Wert der Aufnahmen wird noch dadurch erhöht, daß sie soweit es überhaupt möglich war — alle an Ort und Stelle gemacht wurden und daher mit den Tieren selbst auch die Umgebung, in der sie leben und sich bewegen, zur Darstellung bringen.

In vielen Fällen wird das voraussichtlich überhaupt nicht allzulange mehr möglich sein, da ja schon jetzt zahlreiche Tiere — man denke nur an den amerikanischen Bison, den Wisent, den europäischen Biber, die Dromedare, das Vorkentier und viele andre — fast völlig ausgerottet sind. Die in diesem Werke wiedergegebenen Abbildungen, deren Unmittelbarkeit und Treue keine Zeichnung auch nur annähernd zu erreichen vermag, geben ihm einen besonderen Vorzug auch für den Gelehrten wie für den Sportsman und den Künstler, zumal für den Maler, der oft genug irgend ein Tier auf einem seiner Gemälde darzustellen hat, ohne daß ihm ein lebendes Modell dafür zur Verfügung ist. So steht diese neue Tierkunde ebenjenseitig durch die Treue wie durch den gewaltigen Umfang des mehr als 1000 Abbildungen umfassenden Anschauungsmaterials in der deutschen Literatur einzig da.

Wie in der ersten Abteilung dem Leser alle Glieder der großen Menschheitsfamilie in allen fünf Erdteilen in Bild und Wort vorgeführt worden sind, so wird dieses Werk die gesamte



Kalifornische Seelöwen

Wenden Sie gefl. um!

Das Werk kann durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden

Die erste Lieferung wird auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt



Hirschgilde

als vielmehr die Uebereinstimmung der äußeren Gestalt der Tiere mit ihrer inneren Organisation zu betonen.

Die textliche Beschreibung und die illustrative Veranschaulichung ist in diesem allumfassenden Orbis pictus der Tierwelt durchgeführt für die acht Stämme oder Typen, in die man gegenwärtig ziemlich allgemein die tierischen Wesen einteilt, die unsern Erdball bevölkern: die Wirbeltiere (Vertebrata), Manteltiere (Tunicata), Weichtiere (Mollusca), Gliederfüßer (Arthropoda), Würmer (Vermes), Stachelhäuter (Echinodermata), Hohl- oder Sacktiere (Coelenterata) und Urtiere (Protozoa). Man zählt in der Tierwelt der jetzigen Schöpfung in runder Summe etwa 70 000 Tiergattungen, allein sie ist trotz der eifrigsten Durchforschung immer noch nicht ganz bekannt, und so wird man vielleicht 100 000 und noch mehr Gattungen im ganzen annehmen dürfen. Eine solche Mannigfaltigkeit der Formen zu umfassen, würde selbstverständlich auch der weiteste Blick nicht im Stande sein; deswegen hat die sichtigende Wissenschaft diese verworrenen Massen zu größeren und kleineren Gruppen vereinigt, die wir im vorliegenden Werke nun eine nach der andern in ihren charakteristischen Merkmalen und Unterschieden kennen lernen. Hierauf folgen die Unterlassen und Ordnungen, deren einzelne



Aufstehende Ackermaul

Tierwelt der Erde nach dem jetzigen Stande der zoologischen Wissenschaft schildern. Dem Leser soll aber keineswegs ein gelehrtes, fachwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzendes Werk geboten werden, sondern eine

## Tierkunde für jedermann,

die in unterhaltender Weise alles Wissenswerte zusammenfaßt und alle Natur- und Tierfreunde mit unserm Sinne von der Tierwelt vertraut macht. Die Tierkunde ist von jeher unter allen Gebieten der Naturwissenschaften das am meisten volkstümliche gewesen. Schon seit dem frühen Mittelalter hat sich die Phantasie der europäischen Menichen mit den sabelhaften Tieren des Orients beschäftigt, und je weiter sich die Forschung in unbekannte Länder wagt, desto reicher ihre Ergebnisse in der Auffindung neuer Tierarten waren, desto reger ist das Interesse daran geworden; desto mehr ist das Verlangen nach einer umfassenden Anschauung des ins Unermeßliche gewachsenen Materials gestiegen.

Diesem Verlangen kommt in vollem Umfange diese neue populäre Naturgeschichte des gesamten Tierreichs entgegen. deren Bearbeitung Dr. W. Marshall, Professor der Zoologie an der Universität Leipzig, eine Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiete, übernommen hat. Wärgt sein Name für den wissenschaftlichen Wert der Darstellung, so ist er zugleich ein Meister vollstündlicher Schilderung, der den Leser auf dem Wege durch das weite Gebiet der Tierwelt in Ernst und Humor stetig zu fesseln weiß. Es ist ihm mit Recht weniger darum zu tun gewesen, alte und allbekannte Tier- und Jagdgeschichten wieder aufzuwärmen und auf allerlei Anekdotenkram einzugeben



Eine Gruppe von Krokodilen mit ihrem Territor

Bestreiter nach Körperbau und innerer Organisation wie nach ihrer Lebens- und Ernährungsweise und nach ihrem Charakter geschildert werden. Ueberall finden wir das Dichterwort bekräftigt:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleicht der andern,  
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.“

Wort und Bild wirken auf das glücklichste zusammen, um in diesem Werke

## eine einzigartig illustrierte Tierkunde von unvergleichlichem Wert

zu bieten. „Die Tiere der Erde“ werden deshalb gewiß eine gleich warme Aufnahme in den Kreisen aller Gebildeten und nach Bildung Suchenden wie „Die Völker der Erde“ finden.

Das Werk „Die Tiere der Erde“ erscheint in 80 Lieferungen von je 2 oder 3 Druckbogen zum Preise von 60 Pfennig für jede Lieferung.

Alle 8 bis 14 Tage gelangt eine Lieferung zur Ausgabe.

Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Holzportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes wie auch jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen, die auch gern bereit sind, die erste Lieferung ins Haus zu senden.

Jede wünschenswerte Auskunft über den Bezug in Lieferungen, über die Versendung nach fremden Ländern u. dgl. erteilen die Buchhandlungen, auf direkte Anträge auch die unterzeichnete Verlagshandlung; ebenso versendet diese auf Wunsch einen illustrierten Prospekt an jede ihr mitgeteilte Adresse.

Für die Aufgabe der Bestellung wolle der dieser Nummer beiliegende Bestellschein verwendet werden.

Stuttgart, Neckarstr. 121/123

Deutsche Verlags-Anstalt







10. Band. Fünfundsüßzigster Jahrgang  
Oktober 1902-1903  
Ersteht jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pf.  
Beim Postbezugs 3 MARK 75 Pf. ohne Briefporto



Demoiselle Engel

Eine Altbremer Haus-  
geschichte  
von  
W. Schulze-Smidt

Illustriert von W. Hoffmann

I  
Heiß, heiß, abkühlt  
Ist gar umfacht.  
Was wohl beschreiet,  
Heiß' unvorwärtl.  
Anno Domini 1618.

Also steht ein feiner Spruch sammt dem Bau-  
Jahre deutlich an der Siebel-Fronten dieses  
säurehaisigen patricier-Hauses auf der  
Langen-Strassen der Freyen und Hanse-Stadt  
Bremen zu lesen. Es liegt dieß patricier-Haus  
schweit der Stadt-Waage und rinnet derothalben  
eine Haupt-Ströhmung des Geschäfts-Verkehres  
in continuo an ihm vorüber, und gelangt man  
auch, sonder Fährlichkeit und Weidwehr, von  
dorten auf den Dohm-Platz mit der Dohm-  
Kürch und dem palatio, sowie auf den Markt  
mit dem Rahts-Haus, alwo des Hohen Rahtes  
Willheit auff der Gulden-Gammer taget und mit  
dem Schutting, dem Convents-Orte der Wohl-  
löblichen Herren Elterleute. Ist auch nicht weit  
biß zum Weser-Quai, der s. v. v. Schlachte, von  
welcher die Eken- und Back-Schifflein unter dem  
Rauschen dreier Linden-Bäume absegeln, so etwa

der Wind die Wipfel erreeget. Fahren nach  
Wltes Befinden, ohn Hinderniß außwärts gen  
Hamelen und dem Carl's-Haven und abwärts  
nach dem Haven-Städlein Vegesack, mit vielen  
capitains-Wohnungen und bosagen und an-  
gemehnen Vorwercken vor Sanct Magni Bergen.  
Gehen sodann noch füber biß Bremer-See und  
denen Wurster Landen.

„Es ist bemeldetes patricier-Haus, nach Vor-  
gefragtem zu ermessen, zu Anfange des dreißig-  
jährigen Krieges mit Kunst an seinen westen Platz  
gestellet, doch haben dieses grausahmen Krieges  
Greueln den Rahmen sowie Standt des eigent-  
lichen Bau-Herren betrübtermaßen gänglich ver-  
wischt und das duplo-Wapen, welches ein char-  
manter baroque-puito in seinen Händlein trägt,  
unerkenntlich gemacht. Dieses duplo-Wapen be-  
rühdet sich unter dem mittlern Fenster des größern  
Fest-Salles.“

„Man saget aus und ist gewiß, daß zweien  
edele Rathsherrn-Geschlechter einander ernstlich  
befehdet hätten, um des Grundes wegen, welches  
von Ihnen den eigentlichen Bau-Herren solches  
magnitiquen Hauses habe hervorgebracht. Erstlich  
das Geschlecht derer Line mit dem springenden  
Hirschen, zweitens die Eisachs, so das Rosen-  
kränlein im Schilde führen. Nachdem jedoch  
genannte edele Geschlechter im Mannes-Tamme  
erloschen und auch sonst nicht mehr von ihnen  
die Rede, ist der Streit geworden als ein Streit  
um den gegessenen Brey, und ist aus unbekannter  
Ursach die Ehre ganz bei den Eichs hängen ge-  
blieben, weshalb man bemeldetes Haus hinsüro  
das Eichs-Haus benennet hat.“

Item: verlohnet sich's wohl, dieses Eichs-  
Haus mit einer kurzen Beschreibung zu illustriren.  
Es gehet über der westen Kellerung und Erd-  
Geschosse mit sechs Stockwerk biß unter des Siebels  
Spitze; und sind vier Stockwerk zu Waren-Böden  
benützet, liegen auch die Schlaf-Köpen des In-  
gesindes unter den Sparren. Von denen Waren-  
Böden abwärts gehen die Wohn-Räume: item  
zween prächtig geschmückte gala-Säle, so eines  
Fürsten Haus keine Unehre machen dürfften, und  
hat der größeste gegen die Lange-Strasse zu ein  
seines Hängewerks für die Musici beg etwelchen  
hanqueten. Gleichermassen ist auch oberhalb der  
Haus-Diele ein treffliches Hängewerks zu sehen,  
dessen balustraden reichlich ausgeschmijet, und ist  
daselbe vollgestellet mit magohny und nagelveste  
Schränke, so mit löstlichem Schrantzeugs aus  
Delfst und Sachsen besetzt sind. Findet auch noch  
hinlänglich Ware Raum in den Winkeln und  
hat das Haus eine sehr favorable Gang-Gerechtl-  
keit nach der Obren-Strasse.

„Ubrigens kann man schweblich umhin und  
höret nicht auf, dieses Hauses löstbare Steinmey-  
Arbeit laut zu berühmen, welche von einer clas-  
sischen renaissance oder Wiedergeburt der Bau-  
Künste Zeugniß ablegt, obwar sich bereits

mehreres baroques aus unferer späthern Zeit  
dazu gelellet. Es ist ein Jegliches herrlich ver-  
zieret, so Simsen wie Gurten, nebst Stragstein  
und Pfeiler, und treten nahmentlich die Aus-  
luchten räumlich hervor ohne Judringlichkeit und  
sind schön verglaslet, also, daß eine frohe und  
liebliche Aussicht vorhanden ist. Ebenfalls gehet  
des Daches Staffellung in den artigiten Win-  
dungen hernieder, und rollen sich solche eines  
Teils zu schmuckhaften arabesquen in einander;  
andern Teils weichen sie nach beyden Seiten von  
hinne, und ist jegliche Seite aus ihr selbst ein  
Hierath. Ein ähnliches arabesquen-Muster läuft  
über das Einrunde oeil de boeuf, welches ob dem  
Erd-Geschosse eingelassen ist, auff daß es dem  
freyen Hängewerks möge Licht zuführen.“

„Es haben die Zeit-Künfte bereits eine milde  
Veredelung auf diese steinerne Kunst-Schätze ver-  
breitet, und gereicht dieses anhier beschriebene  
Eichs-Haus, so, als es steht, der Langen-Strasse  
und der Bremischen Stadt zu großer Verzierung.“

Geschrieben v. d. MDCLXXXIX den 3ten des Martii

Der nüchsterne Hauschronikbeginn, vom Ende  
des siebzehnten Jahrhunderts datiert, machte Ger-  
hard eine ganz besondere Freude, und er las das  
vergilbte Blatt mit dem rot ausgepinfelten An-  
fangsbuchstaben oben am Kopfe gern und oft  
wieder durch, obwohl er's fast auswendig wußte.  
Auf seine wortlange Art liebte er sein statliches  
Eigentum und war stolz darauf und suchte es,  
trotz der schweren Zeiten, im bestem Stande zu  
erhalten.

Vier Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege  
hatte sein Vater das Eichs-Haus um möhigen  
Preis für sein  
wachsendes Ge-  
schäft gekauft,  
die kleine Chroni-  
k in einem der  
„nagelvesten  
Schränke“ des  
Hängewerks ge-  
funden und sie  
in Schweins-  
leder binden las-  
sen, zum An-  
gedenken für  
seinen einijgen  
Sohn und des-  
sen zu erhoffende  
Nachkommen-  
schaft. Nuntrug  
Gerhard, seit  
des Vaters Ab-  
leben vor drei  
Jahren, das  
Großhandels-  
geschäft mit  
deutschem und



Er las das vergilbte Blatt

holländischem Binnen nach Spanien und Nordamerika, namens seiner Mutter, auf den kräftigen Schultern, arbeitete unerschrocken und treulich, schaute weder rechts noch links nach den häßlichen Töchtern der Stadt und kam darüber an seine dreißiger Jahre. Der Sinn stand ihm nach keinem Ehebande; er ließ sich daran genügen, ehrbar und christlich an den Sitten seiner Vordäter festzuhalten, achtete seine Mutter nächst Gott am höchsten und leistete ihr und Ohm Daniel, ihrem betagten Bruder und stillen Teilhaber der Firma, so viel kindlichen Gehorsam, wie sein Herz ihm riet und sein Verstand zugab. Gängeln jedoch ließ er sich nicht. Er trat mit sicheren Füßen auf, wenngleich niemals mit groben Sohlen, und wahrte sein Hausberrrecht in aller Ruhe und Gelassenheit. Auch gelernt hatte er sein Buch, wenngleich er sich seiner „seiner Geistesader“ berückelte wie Ohm Daniel und weder Gellerts noch Hölty's Gedichte am Schnürchen kannte wie seine Mutter.

Die Mutter war eine kleine, belebte Dame, lebendig und warm, liebte ein behagliches Schwärzchen und eine wohlgesetzte Sonntagspredigt in Sankt Stephani-Kirche. Sie hatte, ihrer Witwenhaftigkeit unbeschadet, noch kein weißes Haar unter der Dornenkrone, während ihr Sohn, nach seines Vaters Beispiel, schon eisgrau zu dunkeln Augen und jüngerhaft schlankem Wuchse war und des Puders nicht mehr bedurfte, um à la mode zu sein. Ohm Daniel glich der Schwester in allem, bis auf die kleine Statur und die Verehrtheit. Er ließ sich's angelegen sein, die Chronik nebst Kalendarium fortzuführen, und das Haus wäre nicht vollständig gewesen ohne ihn. Halb Bremen kannte den lustigen Alten, war ihm wohlgenommen und rebete ihn „Ohm Daniel“ an. Daß besagter Allermittelsohn Sitz und Stimme im wohlgeborenen Collegio der Herren Aelterleute besaß und mühen den Titel „Herr Aeltermann“ mit Zug und Recht beanspruchte durfte, das ruhten eigentlich nur noch die kleinen Leute des „vierten Standes“, Tagelöhner, Rahnschiffer und Fuhrleute, und die Armen, die aus der verrußelten Hand in der sauberen Spitzenmanschette allerlei Gültat empfangen. Sogar Musjō Weisfel, der Handlungsbetrieener im Kontor, und Kasper Frischen, das Lehrbüchschchen, durften „Ohm“ sagen, und das war ihnen öfters sehr irosinisch, in Ansehen des strengen Prinzipals.

Der Kalender (der gewöhnliche und nicht der neumodische französische Revolutionskalender mit seiner Zehntheilung und den angehängten fünf festlichen Obnosentagen) zeigte den sechsten Februar des Jahres siebentehnhundertfünfundneunzig; es war ein Freitag, und die Dämmerung fiel schon mit Nacht, obwohl es erst vier geschlagen hatte.

Im Fischbause ging es ungewöhnlich lebhaft zu. Hinter der Wohnstube in der Küche bröckelte sich der Braten am Spieß über der offenen Glut, und daneben brodelte der braune Kohl, reichlich durchsetzt von Hasegrünze und mit geschnittenen Zwiebeln und Wunderpfeffer gewürzt.

Zwei gemietete Aufwärter räumten die weite Diele auf, taten einen neuen Docht in die Hauslaterne und steckten da und dort eine Talgkerze in die Lücken der Wandarme. Dazwischen gingen sie feierlich ab und zu mit Flaschen und Gläsern, Tellern und Silberzeug und legten allerlei Zuckerwerk auf porzellanene Schälchen. Kasper hatte schon zwei Niesenmauschellen von einem der beiden Speisenträger eingebracht, weil er eine Handvoll Storianderkläulein, Alexandernüsse und Muskatnierenmandeln vom Nachtsich gemaußt hatte, anstatt süßsam, wie höheren Ortes befohlen, seine blaue Schürze voll Torfsoden zum Nachheizen ins Kontor hinauf und den Krug Bier für Ohm Daniel ebendahin zu befördern.

All dieses rege Treiben bedeutete nichts Geringeres als einen Abschiedschmaus für Stipperschaft und Freundschaft. Gerhard und seine Frau Mutter gedachten morgenden Tages in der Frühe auf mehrerer Wunden Dauer nach Liverpool zu verreisen, um dort des seligen Vaters einzigen Bruder, bei Veranlassung eines Familienfestes nach zwanzigjährigem Getrenntsein gründlichst zu gesehen. Gerhard hoffte sehr wichtige Handels-



„Das geht ab und zu wie zum Freimarkt!“  
dachte die Mutter

Sankt Stephani am Tische des Herrn auf ihr ernsthaftes Vorhaben gestärkt und eine reichliche Spende in den Klingelbeutel getan. Gerhards letzter Wille, gebührend durch die Unterschrift zweier Herren vom Hohen Rate solennisiert, lag als Depositum in der zuständigen Kanzlei neben dem Testamente der Mutter. Diese hatte den hochwichtigen Aderlaß zu ihres irdischen Leibes Wohlfahrt glücklich überstanden, zur besseren Blutreinsigung bereits vier Wochen vorher Stiefmütterchen und Schafgarbentee getrunken und war nun so munter und quick, wie der Riivitt auf der fetten Wälsch. Deswegen sollte auch der heutige Schmaus vom Besten sein.

Das Gepäck war seit vier Tagen unterwegs. Harn, der Hausdiener, und der Küper hatten die beiden Lederkoffer, das ungeflachte Jellisen und den Bettlisch selbst beim Frachtfuhrmann verladen und durch Sperre und Doventor auf den Weg nach Bremerlehe geleitet. Der Weserstrand trieb Eis, und der Englandsfahrer, der nach Amerika weiter ging, lag draußen vor der Mündung im offenen Wasser. Bis Bremerlehe wollten die Reisenden eine Extrapost vom königlich Großbritannischen und Churfürstlich Braunschweig-Camburgischen Postamt benutzen, mit Vorspann in Ronnebeck, Sandstedt und Ledesdorf. Wenn nur keine Truppen und Kriegsflüchtige Hindernisse in den Weg würfen: von Holland her war's eine wahre Auswanderung nach den nahegelegenen deutschen Landen, und die englischen und hannoverschen Soldaten zogen hin und zogen her und gaben keine Ruhe.

„Das geht ab und zu wie zum Freimarkt!“ dachte die Mutter, da sie, Schlüsselbund und Dandseger in der Hand, die hohe Puderfrisur längst in voller Glorie, noch ein Augenblickchen auf den Ausluchtenjoller trat, um nach dem Mondlichte auszuspähen. Gar zu sehr wünschte sie sich den lieben Vollmond zum morgenden Reisegeseit, aber die Wolken gaben ihn nicht her für heute.

Wie früh sank doch die Nacht! Alles düster, die Straße grundlos, nur die ungeheuerlichen Schneemassen, die seit Tagen keines Wagens Rad mehr durchspülen konnte, leuchteten schwach. Man verkehrte wieder gänzlich mit Portschaisien von Straße zu Straße, und dennoch lief jetzt da draußen im Dunkeln die Menschheit hin und wieder, und es war ein sonderbares Treiben damit.

Emigranten — Daniel hat doch recht — dachte die Mutter und drückte ihr Gesicht gegen die Scheiben, um besser zu sehen. „Wir divertieren uns und essen gut und trinken gut . . . ! Gott! was für'n Glück, daß die Holländischen Geld genug auf die Flucht nehmen und ihr Logement bezahlen können. Das macht mir mein Herz

verbindungen für seinen Leinenerport anzuknüpfen, und Ohm Daniel mußte indessen das Kontor versehen. Musjō Weisfel war bereits von ihm zu einem recht brauchbaren Korrespondenten angeleitet worden und sprach außer dem Französischen auch noch holländisch und ein wenig englisch.

Wohlbereitet wollten die Reisefertigen von hinten ziehen. Am vergangenem Sonntage hatten sie sich zu

wieder leicht! Wenn wir durch Gottes Fügung heil und lebendig von Liverpool heimkommen, soll Gerhard mir nichts mehr dagegen sagen, daß ich hinten im Haus ein paar Kammern freimache und mir einige von den flüchtigen Leuten ins Haus invitiere. Die Holländischen sind keine Ferkel, die halten auf sich selber und verderben nicht. Weisfel und Kasperen, die leg' ich sodann auf den zweiten Boden hinter das Brabänder Linnen; da laß' ich ihnen Kojen abschlagen, und mit der holländischen Sprache muß mir Weisfel auch aus-helfen, oder mein alter Pastor Smidts.“

Somit machte die lebhafteste Frau sich bereit, wieder an ihre Arbeit und lief eifrig hinanz, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, ehe sie sich in ihr Staatskleid steckte. Als sie dann treppauf ging, kam ihr Gerhard in den Weg, der eben von seinem Besuche bei einem Geschäftsfreunde zurückkam, das Gesicht von Wind und Kälte angefrischt, den Hut in der Hand und das Haar tüchtig durcheinander geweht. Die Freiheit ließ er sich; er hatte auf seinem Kopfe keinen Puder, den die Luft nicht anblasen durfte.

„Nehmen Sie sich doch Zeit, Mutter; lassen Sie die andern für sich springen!“ rief er und trat auf dem Podest beiseite, um sie vorüber zu lassen. Sie blieb vor ihm stehen, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm von unten herauf ins Gesicht:

„Was einem für Gedanken durch den Kopf gehen, Kind! — Hast du alle die fremden Leute in der Stadt laufen sehen? Wo sollen die heute nacht unterkommen?“

„Wir haben Last genug mit den Soldatenquartieren gehabt, seien Sie so gut und besorgen sich nur nicht mit solchen Fragen, Mutter,“ antwortete er ausweichend und begab sich in seine Schlafkammer hinauf. Die lag, nebst dem Kontor, im ersten Stock, und zwischen beiden lief die dunkle Küpertreppe nach oben und unten und hatte hier einen kleinen Absatz. Das Fenster der Schlafkammer ging auf das Hängewerk hinaus; die schrankbesetzte Galerie über der Diele, mit den Striden der großen Winde, die an ihren Geländern hin baumelten.

Im Kontor, das über der Wohnstube lag, wie die Küche unter der Schlafkammer des Hausherrn, war's sehr warm und gemüthlich. Das Torffeuere bullerte im Kachelofen, und es roch nach einem wunderlichen Gemisch von Schreibpapier, Tabak und den Resten von Musjō Weisfels Bratäpfeln, die er sich, in Abwesenheit des Prinzipals, in der Küche geschmort hatte.

Kein Laut außer dem dreifachen Federgetriebe; denn Ohm Daniel saß auch beim Schreiben.



Ohm Daniel versorgte die Passanten mit Gewerkschaften

Er versorgte die Hauschronik mit Gewissenhaftigkeit.

Den 1ten des Monats 1793

Den 1ten huj. haben wir Vollmond gehabt, des Morgens um 1 U. 23 Min. und vom 2ten an hat es gar sehr geschneiet, wobei es immer mäßiger froh, und schneiete fort bis 5ten huj. So daß bey Menschengehenden nicht sowohl Schneeh auf den Strassen gelegen, wohl den 3 juß und können die Wagen nicht durchkommen. Müßen sich die besseren Leute mit den Niets-Pferden und den Porte-chaises behelfen.

Es kam um diese Zeit, wegen der großen Kriegs-Anruhen, die Last Roggen auf 148 Rthlr., der Weizen auf 200 Rthlr. Ein Hochweiser Racht ließ zu wahren Glücke bey dem Markte Korn ausmessen, ein Viertel zu 45 Grote zusätzlich der Messer. Zu selbiger Zeit lies er auch das Weisbäcker-Amt fodern und verlangete zu wissen, wieviel Mehl daß ein Jeder vorräthig hätte, damit die Stadt nicht Mangels litte. Beschloße jedoch das Weisbäcker-Amt, davon nicht detailliert Rede zu stehen, sondern verpflichteten sich vor Hochtbl. Magistrat diese Stadt auf 3 Monath reichlich mit Brote zu versorgen.

Es sind seit gestern Nacht an 600 ausgewanderte Holländische Flüchtlinge hier angelangt, vornehmlich aus Brabant und dem Gooilande und etliche Flandrische. Es würde leichtlich seyn, sagete mir Herr Senator Gondela, daß in Kurzem ein paar Tausende zu kämen.

Item: hat ein Hochweiser Racht heute befohlen, daß man solle obgedachten emigranten nicht ferner logementis auf länger denn 12 Std. vermieten, da zu befrachten stehe, daß unsere Stadt von fremden Völkern möge überlaufen, zusätzlich der fortwährenden molestien durch Englische und Hannöserische Truppen, deren heute 2 regim. Cavalerie und 1 regim. Invanterie eingetroffen sind. Thuen mir wahrlich nur solche leid, die bey diesem argen Schuche kein Obdach haben."

Obm Daniel sprizte den Gänstiel aus, schneute das Talglicht auf dem Kulte und überlas die krakelig hingeworfenen Zeilen mit flüsternden Lippen. Dann küßelte er ein Sternchen darunter, zog mit dem Mantel zu beider Seiten einen feinen Strich und machte hinter die Stadt- und Wetterchronik noch etliche private Eintragungen:

Item: gedenket meine Schwester Betjen nebst ihrem Sohne Gerhard morgen in der Frühe nach Bremer-See abzureisen und geben sie von Bremer-See so Gott es läßt angenehmes Wetter segn, mit George Norwig seiner neuen Schonerbord Verma bis Liverpool und Betjen ihrem Schwager bejusstehen, welcher am 19ten huj. das preisenswürdige Fest der Silber-Hochzeit mit seiner Ehe liebsten samt Kindern und Enkeln feyert.

Item: Will mein Nefse Gerbard eine Fracht Westbaltisch und Münsterländisch Linnen für Spanien bis England mitführen und für Peter Menes Liverpoolisch Salz retour nehmen. Hätte gern ein hallof Brabänder Kinnen gleichfalls transportiert, ist jedoch von Willem Goecejus, unserm Lieferanten zu Silversum, keinerley Ware noch connoissements mit dem letzten convoi angelangt, fehlet auch Briefliche. Nachdem besorgliche conjecturen in Hinsicht der gegenwärtigen unruhigen Zeiten in den Niederländischen Provinzen, wohl nicht sündhaft noch unbillig seyn dürfften. Und wolle die andethenswürdige himmlische Vorsehung uns von solchen unruhigen Zeiten baldigst befreien."

Als er so weit war, kam abermals ein sauberer Doppelstrich unter das Skriptum; dann der Sandregen aus dem hölzernen Streufasse, und dann wurde die schweinslederene Chronik in den nagel-festen Konturhantel verschlossen.

Der alte Herr machte, in Anbetracht des bevorstehenden Abschieds, zeitiger als sonst Freierabend; der Handlungsdienner, Musjö Weisel, und Kasper, das Büschchen, sollten auch mit au festlichen Tisch speisen: unten und in bestmöglicher Schweigsamkeit selbstverständlich.

"Geh und schy dir deine Haare auf, Muschü Kasperken, und laß ja genugamen Platz für das, was heute geschüsselt wird, unter der Jacke," sagte

Obm Daniel, gutmütig neckend, zu dem rundbäckigen Jungen, der sich über seinem Zahlenbogen die Augen rot gerechnet und beim Torstragen und Nachheizen die Pfoten schwarz gemacht hatte. „Kauf, lauj, Muschbüden — so, das Begräumen ist schon getan. Da hast noch 'n Apfel, und nimm weißen Sand mit nach oben für die Hände. — Ist Er denn noch nicht bald klar, Musjö Weisel? Das geht ja mit der Schneckenpost! Ich vermute, Seine Muse sitzt da bei Ihm auf dem Hock und verstellt Ihm die Buchstaben!"

„Dieses weniger — das war ehegerstern." Der bildbühische junge Mensch, dessen bitterster Schmerz sein Miniaturfigürchen zur pathetischen Seele war, schob „Werthers Leiden" unbemerkt ein bischen tiefer in die Tasche des unscheinbaren Kontor-röckleins, sah verwirrten Blickes und erröthend von seinem Bündel Leinenproben auf, die er sortierte und eintrug, und ließ den Zeigefinger am Register hinlaufen. Darauf begann er in der Brusttasche zu luchen. „Noch einige Minuten, Ohm Daniel,



„Erfreulich!" rief Obm Daniel: „ganz treffliche Alexandriner!"

Aufgesetzt und balbiert hab' ich mich schon. Divertert es Sie vielleicht, zu lesen, was mir ehegerstern nachts das heilige Schneegestöber eingegeben hat?"

„Ei, ei, ei! Er artet wohl gar dem Musjö Goethe nach, von dem man bereits eine große Wirklichkeit macht? Eins von seinen Büchern hat Metta lesthin in Seinem Vetterstuh gefunden. Nun, da hat's weich und warm gelegen, und der Geist läßt sich nicht dämpfen. Geb' Er sein Opus nur getroßt heraus."

Worauf der kleine Jüngling abermals in seinen Dichterbüsten griff und dem stattlichen Gdnier ein zusammengekniffenes Mättchen darbot. Der alte Herr nahm's, las, kopfnickend für sich, und ein feines, listiges Lächeln ging über sein behagliches Gesicht:

„Zeh' ich den Winterknecht, so will es mir erscheinen.  
Als müsse Adolens Hest sich zellen Sülle einen:  
Sie bleib, ob Tamons Deth auch Liebeslammen schlotet.  
Reich des Decembriß Säure, san Nosen eingebezt.  
Jwar hollt schon Marti's erntet, um feinetwegen.  
Ter Glucke Liebeslaas zum Weimen anzuregen.  
Jedoch der Schnees Kait erhidet sie einit und ist.  
Weshalb auch Tamon nun adrens Notend ist."

„Trefflich!" rief Ohm Daniel; „ganz treffliche Alexandriner, Musjö Weisel, und dürften dem spröden Frauenzimmer sehr angenehm eingehen, vornehmlich wenn Er Sein Poem, sauber kalligraphiert, um Zuckerbohnen vom Calinardny wickelt. Er weiß doch: der neue Confitur, draussen vor dem Ofterore."

„Für den Zuckerbäcker halt' ich eigentlich mein Poem nicht beabchtigt," antwortete Musjö Weisel und ließ beleidigt die Unterlippe hängen. „Es ist ein höchst ernsthaft gemeintes Poem, und wenn ich erst mehrere dergleichen beisammen habe, den' ich mich an die Buchdruckerei damit zu adressieren. Wer irgend's den Trieb zu den Mufen in sich spürt, neben dem — dem —" er hielt inne und machte eine vielbedeutende Handbewegung über sein Registervolument hin, — „neben dem toten Zahlenkram!" hatte er vollenden wollen, nur daß Ohm Daniel ihn nochmals so verzweifelt listig anzinkerte, während er sich seine Brise aus der dicken Schildkrottdose zu Gemüte führte. Immer und immer wieder jing der Spötter Musjö Weisel nebst seiner Muse im Schälserleide ein und zwackte und jaufte. Nun steckte er eine recht teilnehmende Miene auf, trat zu dem beleidigten Dichter ans Stuhlpult und klopfte ihm auf die Schulter:

„Kalmier' Er sich, lieber Weisel; Er darf mir's schließlich nicht übel auslegen, wenn ich es angezeigt fände, daß Er Sein westfälisches Linnen und Kammertuch besänge, anstatt der Ehloß und ihrer abgewiesenen Freier samt der Hirtenflöte. Seh Er Seine Muse lieber für einige Manden hinter Schloß und Kiegel, bis mein Nefse von seinen Reisen heimgekehrt ist. Es sind beschwerliche Zeiten, und uns beiden liegt, bis gegen den Mai hin, die Haltung des Hauses und Wahrung der Geschäfte ob. Punkturn, und jezt Buch zu, verwahr' Er Sein Carmen gut und mach' Er für diesen Abend herlich gern aus sich selber einen Damon oder Marill. Nur ärgert Er mir bei Seiner Toilette mein Kasperken nicht abermals mit dem nassen Reissbesen, hör' Er?"

„Ihr ergebenster Diener, Herr Vektermann!"

Ohm Daniel lachte hinter dem erzürnten Mufenjünger drein, räckte sich vor dem winzigen Spiegelchen in der Fensterede seine große Stedlockenperücke zurecht, setzte den atmobröchigen Dreispiz auf, der schon ganz suchsig auslief, und kypfte die Manschetten über die Hände herunter. Dann nahm er seinen lanelbraunen Rockelot vom Haken, löschte das Licht und mußte erst noch im Dunkeln nach dem vergeffenen Krüdnocke und den Fausthandschuhen luchen.

Endlich war er so weit, verließ das Kontor und riegelte die Tür von außen ab. Die Stunde vor Beginn des Schmaufes wollte er in aller Heimlichkeit benutzen, um in den Strassen, auf dem Domschof und der Schlachte nach den Schicksalen der sechshundert Emigranten zu forschen, denen der hochweise Rat die Unterkunft im Weichbilde der freien und Gänestadt Bremen verweigerte. Das war eine Maßregel nicht nach des Alten Herzen.

Menschliche Weisheit und christliche Erbarmung: darüber könnte der mifskannte Genius, in meinem Auftrage, wahrlich auch einige recht gegensätzliche Alexandriner reimen, dachte er, gackte, unten angelangt, noch flink in die Küche, allwo es mit Nacht brizelte und schmorte und lieblich duftete, und ließ sich von einem der Aufwärter seinen kurzen, straffen Jopz ein wenig sicherer an den Manteltragen feststeden; denn er trug ihn nur mehr dort und nicht an der Perücke.

Darauf begab er sich, vorsichtigen Trittes, hinaus, und der Wind wirbelte den Kragen des Rockelots um seinen Kopf und den Dreispiz herum.

II

Auf der abendlichen Straße war es schon stockfinster, und sie strömte über von Wasser. Die aufgetürmten Schnee- und Eismassen lauten mit aller Macht; es gab Berg und Thal im kleinen, schmale Uebergangspässe, rinnende Bäche, tiefe Tümpel. Die hohen, dichtgereihten Wiebelhäuser mit ihren überlasteten, zapfenbehangenen Stahldächern ragten schwarz und dräuend zum schwerbewölkten Himmel auf, und da und dort zeichnete der Schnee eine kräftige oder stierliche Linie deutlich ab. Die Kinnen spizen und gluckten, was sie nur konnten; es gab ein eintöniges, sprudelndes Getrommel; der Westnordwest schnob und piff durch die schwarzen Gänge zwischen den Häusern und versing sich polternd in Höfen und Sad-

gäßen. Aus denen trug er Stimmen und Rufe herüber, bald näher, bald ferner, und das Jöheln und Säbelkasseln der hannoverschen Kavalleristen, die in Kotten gingen und ihre Quartiere aufsuchten. Die Kasernements steckten überdovoll, und der kleine Bürgermann wehrte sich — aber: Gottsdonner! — er mußte!

Auch in die Längenstraße verirren sich fremde Gestalten, tasteten sich hart an den Hausmauern hin und klagten auf olamisch und franyösisch, rüttelten am zugesperrten Gasthofstore der Stadt London, und wo sie sonst trauliches Licht hinter wohlloerwahrten Fensterstücken entdeckten, da zogen sie schüchtern am Klingeldraht oder ließen den Weijnglockner jaghaft gegen das Holz rattern. Frauen und Kinder unter den Heimatlosen, man unterschied es deutlich; es weinte, bat, beschwichtigte. Dann verschlang die Dunkelheit den ganzen Jammer, und der Wind spottete pfeifend hinterdrein.

Ohm Daniels gutes Herz tat einen raschen Sprung. „Du mußt nach!“ sagte die innere Stimme. Er wollte auch nach, aber er konnte keine Hand vor Augen sehen. Die Laternen schwannten im

Winde lichtlos an ihren Ketten quer über die Straße hin, alldieweil Mondschein im Kalender vermerkt stand. Hundert Schritte, aufs Geratewohl ins Ungewisse hinein.



„He wat, he wat! Daar ligt sowoll een?“

wagte er mit weit vorgestrecktem Krückstock; dann stolperten seine alten Beine über einen Eisberg mitten in der Straße, und er kam recht häßlich zu Fall.

Es war ein Glück, daß Diert Kullfs, der Lampenwärter, in Fildersiefeln bis zu den Schenkeln hinauf, den Delhut im Nacken und den arotbuchenen Schanzläufer über dem fettigen Leinentittel, eben des Weges daher gematet kam und vortrefflich bespringen konnte.

Er lehnte seinen Hakenstock, zum Festhalten der schwankeuden Laternen, gegen die Mauer und stellte sein Blendlämpchen auf die Steinbank des nächsten, besten Beischlags:

„He wat, he wat! Daar ligt sowoll een? Wokeen ligt doar? Sünd Se dat nich, Härr Ollermann?“

„Ja, Diert, ja, das bin ich. So — au! — na so — da ist mein Stock, es geht schon. Danke vielmals, Diert — ist gut, ist gut, mein Sohn! Nehm Er mich bloß 'nen kleinen Augenblick an den Arm.“

„Is 't wat an Lehr' Knoaten 'twei, Härr Ollermann?“

„Da sei Gott vor, Diert! Die Knochen sind

heil geblieben. Sieht Er nicht, daß ich auf beiden Beinen feststehe? Aber ein Loch hat es sonder Zweifel doch gegeben, mein Freund; im Hosenlinie nämlich. „Hünd' Er jeho geschwinde Seine Laternen an; dies ist wahrlich eine abscheuliche Kalamität!“

Diert hatte sein Blendlämpchen in den Schlich des Schanzläufers, ließ den schwachen Schein über die Gestalt seines Gönners hinlaufen und blickte dann, den Hakenstab geschultert, zweifelsüchtig gen Himmel, wo sich des Vollmonds Bleichgesicht von neuem durch einen Spalt in den zerfetzten Wollen des Schneegewölks arbeitete.

„Dat Düvelsbings kummt doch noch 'ruut, un wenn 't bi Moanschen aufstuden dho, denn lojt' dat twölff Groten, Härr Ollermann —“

„Zwölff Grotte? Om — ist das die neue Pönnensordnung? Zu Schanden soll Er darum nicht kommen, daß ich Licht haben muß. — Wart' Er 'nen Augenblick, mein Sohn.“

Diert fragte sich sein Strupphaar unter dem Schirm des Delhutes, Ohm Daniel tauchte mit der rechten Hand in die Tasche, zog den langen Geldbeutel hervor und suchte nach dem passenden Silberstück.

„Hier hat Er Sein Strafgeld und noch dritthalb Schwaren dazu. Jetzt steckt Er flugs an und stöckert den Docht hoch, daß es sein helle wird für die unglückselige, fremde Menschheit, die kein Platt spricht und kein Hoch spricht und nicht hat, wo sie ihr Haupt — na — es ist gut so, Diert; Er versteht das doch nicht, es müßte ihm denn Sein Pastor recht in die Ohren tun. — Jetzt helf' Er mir aus gutem Willen wieder zurück nach Haus, Diert.“

„Drüdelhals Swoaren is man 'n halben Grotten, un veel is dat nich, Härr Ollermann,“ meinte Diert, aber trotzdem packte er seinen hinkenden Herren Ollermann fest unter den Ellbogen und ließ den dünnen Strahl seines Glühwürmleins hinter dem Marienglas mit allem Vorbehalt auf Eisshollen, Schneewälle und Kotsümpfe fallen, bis das Ziel erreicht war.

Einer Lichtinsel gleich im Reiche der Finsternis stand das schöne Haus mit seinen festlich erleuchteten Fensterreihen. Dort, vom Markte her, wurden schon ein paar andre, größere Glühwürmer sichtbar, die auf das Gischsbau zuwanderten: zwei oder drei Portschaisen mit den ersten Gästen.

(Fortsetzung folgt)

## Maifröste

Von den ersten Tagen des Mai an beschäftigt alljährlich die Gemüter eine Art meteorologischen Fragestücks. Werden sie auftreten? Werden sie ausbleiben? Diese oder ähnliche Erwägungen sind es, die mit dem Beginn des wunderschönen Monats Mai auch in Kreisen angestellt werden, die sich sonst um die Witterung und Witterungstunde wenig kümmern. Lebhaftere Charaktere behaupten: sie treten bestimmt auf; bedächtiger entgegen: sie können zuweilen auch ausbleiben; und die vorichtigsten erklären: nichts Gewisses weiß man nicht. Der Drehpunkt der Erörterungen ist das Eintreten der Maifröste und die Frage, ob sie wirklich auf jene drei Kalendertage fallen, die man als Gestrenge Perren, Eis männer und Eidehellige bezeichnet, oder nicht. Wie hier in der Tagesunterhaltung, so sind auch in der Wissenschaft die Maifröste seit langem ein Gegenstand reger Debatten. Man hat lange Reihen von Beobachtungen angeführt, die für die vollstündliche Anschauung, daß die Maifröste an einen bestimmten Termin gebunden sind, zu sprechen scheinen, und ebenso andre, die die Zurechnlichkeit dieser Auffassung nachweisen sollen, und immer von neuem stellte man Untersuchungen an, auf welche Ursachen die merkwürdigen Kälterückfälle im Mai zurückzuführen seien.

Von A. Ernann wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hypothese aufgestellt, daß es Meteorischwärme, die um die Sonne kreifen, wären, die die Maifröste bedingen. Sie hatte mit den Meteorischwärmen das gemeinsame, daß sie, wie die Meteorischwärme selbst, völlig in der Luft schwebte. Hiergegen wandte sich der deutsche Altmeister der Meteorologie Dove, der die Ansicht vertrat, die Kälterückfälle im Mai wären eine Folge der von den Polargegenden in die mittlere Breiten herein-treibenden Eisberge. Die schmelzenden Eismassen

solten eine solche Abtublung der Atmosphäre herbeiführen, daß sie die Temperaturerniedrigung des Mai im Herzen Europas nach sich zöge. Nun ist ja allerdings die Zahl der Eisberge, die durch das Abbrechen der in das Meer vorgefahrenen Gletscherungen, das sogenannte „Kalben“, entlassen und von Norden her weit bis über die Böhe von New York in den Atlantischen Ozean vordringen, sehr beträchtlich. Man hat schon im Bereich der Newfoundlandbank in 24 Stunden 350 Eisberge beobachtet, aber man hat berechnet, daß, nur um den rund 1080000 Quadratkilometer großen Flächenraum von Deutschland entsprechend abzukühlen, etwa 607000 Millionen Kubikmeter Eis schmelzen müßten. Diese Eismassen würden einen Flächenraum von der Größe des Königreichs Bayern bei 10 Metern Stärke bedecken. Die Eisauflage wird aber in den mittleren Breiten des Atlantischen Ozeans nur ausnahmsweise eine beträchtliche Höhe erreichen. Ist auch die riesenhafte Größe des polaren Eisraums vorläufig sicher nicht ohne jeglichen Einfluß auf die Gestaltung unserer Witterungsganges, so ist er dennoch nicht, da er eben selten bis zu dem erforderlichen Umfang ansteigt, als das ausschlaggebende Moment für die Wiederrkehr der Maifröste zu erachten.

Auf Grund der Untersuchungen von Bezold und andern deutschen Meteorologen sieht man daher jetzt die Ursache der Maifröste in andern Vorgängen. Wenn der Frühling von Süden her seinen Siegeszug nach Europa hält, so bildet die Balkanhalbinsel mit den bis zu den Karpathen hin vorgelagerten Ländermassen eine Art abgeschlossenen kleinen Kontinents. Das Land hat die Eigentümlichkeit, sich schneller zu erwärmen als das Meer, gibt aber auch die Wärme wieder schneller ab als dieses. Das soeben erwärmte Ländergebiet wird durch die Strahlen der höher kimmenden Sonne schnell erwärmt. Infolgedessen erfahren auch die über ihm befindlichen Luftschichten eine rasche Erwärmung, und sie steigen auf. Es entsteht so gleichsam über dem kleinen Kontinent ein lufterdünnter Raum, in den von Norden her Erkaltschichten hineingelagert werden. Das Nachrücken des Luftstroms von Norden nach Mitteleuropa wird dadurch begünstigt, daß im ersten Frühlingsabschnitt in dem nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans regelmäßig ein Gebiet hohen Luftdrucks mit nördlichen und nordwestlichen Winden herrscht, das allmählich immer mehr nordwärts fortschreitet. Die Winde dieses hohen Luftdruckgebietes sind außerordentlich kalt, da sie von den Küsten Grönlands und Labrador herkommen. Die vom hohen Norden zu uns herein-dringenden Luftströmungen sind daher ebenfalls von einer niedrigen Temperatur. Sie sind aber auch zugleich trocken. Dadurch wird die Wolkenbildung verzögert, und das Fehlen des Wolkenvorhangs ist dann wieder der Grund, daß das Erdreich die aufgefangene Wärme in der Nacht ungehindert in den Weltraum hinausstrahlen kann. Dieser Wärmeverlust der unteren Luftschichten bedeutet abermals eine Temperaturerniedrigung, und durch das Zusammenwirken aller Faktoren kommt es dann zu einem Kälterückfall, den wir an dem Stand der Quecksilbersäule des Thermometers nicht nur sehen, sondern auch an unserm Körper sehr wider Wunsch leibhaftig fühlen können.

Geht der Mittelpunkt der nordischen Luftströmungen über Norwegen an der Küste von Schleswig-Polstien entlang nach der Mitte Deutschlands, so streicht die kalte polare Luft in erster Linie England, während in Mitteleuropa westliche Winde wehen. Infolgedessen tritt auf den britischen Inseln Frost ein, bei uns dagegen ist der Temperaturfall nur ein mäßiger. Schreitet aber der Luftwirbel von Lappland über die östliche Ostsee nach Rußland hinein, so treffen die kalten Winde hauptsächlich Schweden, Norddeutschland, Süd-deutschland und die Schweiz, und wir haben dann Mailüsterl, die uns mit eisiger Kühle umfölen. Das Vordringen der kalten Luftmassen läßt sich deutlich verfolgen. Zuerst greifen sie im mittleren Schweden Platz, wandern von da in das Ostseegebiet und Norddeutschland, dringen nun in Westfalen und die Rheinprovinz ein, breiten sich nach dem östlichen Frankreich und Osterreich aus, durchziehen die Schweiz und nehmen den letzten Vorstoß bis nach Norditalien.

In jüngerer Zeit ist gegen diese, jetzt allgemein angenommene Erklärungsweise der Maifröste von E. Neg ein andres Theorem aufgestellt worden, das auf die Vegetationsverhältnisse im Mai zurückgeht. Durch die Entwaldung des Pflanzenwuchses sollen nach dieser Ansicht ungeheure Wassermengen verdunstet und bedeutende Wärmesummen abgestrahlt werden, die die Abkühlung an Ort und Stelle zur Folge hätten. Ohne Frage tragen auch diese Vorgänge



**Der Herzog von Olivares**

Nach dem Gemälde von Velázquez im Prado-Museum zu Madrid (Cetz S. 719)

etwas zu dem Temperaturrückgang bei Aber sie können doch nicht die eigentliche Grundursache sein. Wären sie es wirklich, so müßte sich die Abkühlung zuerst im Süden, wo sich die Pflanzenwelt am frühesten entfaltet, geltend machen, und von hier mit dem Fortschreiten der Pflanzenentwicklung langsam nach Norden wandern. Schweden müßte dann der Endpunkt, nicht aber, wie nach den meteorologischen Beobachtungen tatsächlich der Fall ist, der Anfangspunkt der Kälteströmung sein.

Wenden wir uns jetzt der Frage zu, ob denn die Maifröste auch genau auf die als Westrenge Herren gezeichneten Kalendertage fallen. Aus der gegebenen Darlegung des allmählichen Vorrückens der kalten Luftmassen von Norden nach Süden geht schon hervor, daß die drei unwirtlichen Herrentage in den verschiedenen Landstrichen nicht gleichzeitig auftreten können. In Schweden und Norddeutschland verlegt man sie denn auch auf den 11. bis 13. Mai und bezeichnet als Eismänner die Kalendertage Mercurius, Pantradius und Servatius, während man dafür in Süddeutschland den 12. bis 14. Mai mit den Eisheiligen Pantradius, Servatius und Bonifacius ansieht. Ebenso verleiht sich je nach der geographischen Breite des Wohnsitzes in der Volksanschauung der Hauptkältezeit. In Schweden und dem Ostseegebiet rechnet man ihn auf den 11. Mai, in Mecklenburg auf den 12., in Brandenburg und Sachsen auf den 13., in der Rheinprovinz auf den 14. und in Frankreich auf den 15. Mai. Diese Verschiedenheit des angeblichen Eintritts findet ihre natürliche Erklärung in dem von Norden nach Süden gerichteten Zug des Kältestroms und ist darum kein Gegenbeweis gegen den herrschenden Volksglauben, daß die Maifröste ihre Termine ganz bestimmt einhalten. Man wird also, um der Abweichung, die die Lage des Beobachtungsortes mit sich bringt, Rechnung zu tragen, die Frage so fassen können: fällt die Kälteperiode in Deutschland wirklich regelmäßig auf die Zeit vom 11. bis 14. Mai?

Landwirte, Gärtner und Forstleute, die in ihrem Beruf vom Wetter abhängig sind und infolgedessen dem Witterungsgang Beobachtung schenken, werden meist behaupten, daß sich nach ihrer langjährigen Erfahrung die Maifröste pünktlich an den ihrer Gegend entsprechenden Tagen einstellen. Aber mit den Erfahrungen des einzelnen ist es ein eigen Ding. Denn wie bei den Träumen, Vorahnungen und Vorbedeutungen prägen sich auch bei den Wetterbeobachtungen diejenigen Fälle, die die Erwartung erfüllen, dem Gedächtnis ein, dagegen werden alle andern, wo das erwartete Ereignis nicht eintritt, sehr schnell vergessen. Die individuellen Erfahrungen kommen also wenig in Betracht. Man verweist nun ferner auf die Bauernregeln, die doch ein sehr hohes Alter hätten und kaum entstanden sein und sich so lange erhalten haben könnten, wenn ihnen nicht vielfältige Verfestigungen zu Grunde lägen. Es seien hier nur die beiden angeführt: „Vor Servatius kein Sommer, nach Servatius kein Frost.“ und „Wer seine Schute deckt vor Servaz, dem ist die Wolle lieber als das Schaf.“ Nun hat aber der Berliner Meteorologe Hellmann darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die alten Bauernregeln durch die Kalenderreform heute keine Geltung mehr haben. Diese bestand bekanntlich darin, daß man 10 Tage auslies und vom 4. Oktober 1582 gleich zum 15. Oktober überging. Alle Termine des alten Julianischen Kalenders rücken also nach dem neuen Gregorianischen Kalender um 10 Tage vor, oder mit andern Worten, der frühere 13. Mai, der Tag des heiligen Servatius, wurde nach dem 4. Oktober 1582 der 23., und in derselben Weise verschoben sich auch die übrigen Termine. Von Oktober 1582 an können demnach die Bauernregeln auf den 13. Mai gar nicht mehr passen, da sie sich jetzt auf unsern 23. Mai beziehen. Wären die Bauernregeln, als die Frucht hundertjähriger Wetterbeobachtungen, von fehlerloser Richtigkeit, so müßte in der Gegenwart der Höhepunkt der Kälte am 23. Mai eintreten. In den zahlreichen Streitschriften, die in der Zeit von 1582 für und wider die Kalenderreform veröffentlicht wurden, findet man denn auch häufig das Bedenken ausgesprochen, daß mit der Annahme der geplanten Kalenderverbesserung die alten Wetterregeln ihre Bedeutung verlieren und der Landmann alsdann nicht mehr wüßte, woran er sich zu halten hätte. Aber es hat sich bei der Aneinanderung der Maifröste auf den 13. Mai wahrscheinlich von vornherein gar nicht um einen ganz bestimmten Termin gehandelt. Daß man den Eintritt des Kälterückfalls gerade auf den 13. Mai, den Tag des heiligen Servatius, verlegte, erklärt sich aus der Entwidlung des mittelalterlichen Kirchenkalenders. In den älteren christlichen Kalendern, wie sie im 12. bis 13. Jahrhundert

jedem Gebetbuch, Psalter oder Missale beigegeben wurden, waren nur sehr wenige Tage in jedem Monat mit Heiligen besetzt. So daß die Zeitbestimmungen nur ungefähr an diese anknüpfen konnten. Nun stand gerade in der Mitte des Mai der heilige Servatius allein im Kalender. Wollte man daher zum Ausdruck bringen, daß um die Mitte des Mai Fröste oder auch nur kaltes Wetter zu befürchten seien, so blieb gar nichts andres übrig, als ihren Eintritt zum besseren Gedächtnis anhalt auf den Servatius zu verlegen und diesen damit zum feststehenden Eisheiligen zu stempeln. Wie wenig Heiligtage man im frühen Mittelalter zur Zeitbestimmung zur Verfügung hatte, geht aus dem sogenannten Eiso-Janus hervor. Der Eiso-Janus bildete eine Sammlung von lateinischen Herameleten oder deutschen Reimversen, die die Kinder in der Schule auswendig lernen mußten, um sich die Zahl der Tage eines jeden Monats, sowie die Tage, die Heiligen geweiht waren, einzuprägen. Jedes Wort in den Reimversen bedeutete einen Tag. Stand also ein Heiligentage an erster Stelle, so bedeutete dieses, daß diesen Heiligen der erste Tag des betreffenden Monats verliehen worden war, oder bildete der Name eines andern Heiligen das sechste Wort in den Reimversen, so war damit angegeben, daß dessen Namenstag auf den sechsten Monatstag fiel. Für den Mai lauteten nun die Reimverse in einem deutschen Eiso-Janus:

Pflanzend das Kreuz erunden hat,  
Johannes leidet das Leidob.  
Gordian sprach zu Servatius:  
Wir wollen trazen nicht haben esse.  
Gong flug und lag es Urban schnell.  
Zeh er uns bringe Petronell.

Man ersieht hieraus, daß um die Mitte des Mai außer Servatius kein anderer Heiliger angeführt wurde und demnach der Eintritt des Kälterückfalls nur auf Servatius anberaumt werden konnte. Der Eiso-Janus hatte ein lange Geltungsdauer. Nach Melancthon verfaßte für ihn neue, geschmackvollere Reimverse, und noch im Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte er zum Kernstoff der Schullieder. Erst in der späteren Zeit wurden auch den bislang namenlosen Tagen Heilige beigelegt, und nun wurde auch eine freiere Ansetzung der Termine für die Kälterückfälle ermöglicht, so daß jetzt auch der 11. und 12. Mai mit Mercurius und Pantradius und der 14. Mai mit Bonifacius zu Eisheiligen aufrückten.

Wie aber stellt sich die Wissenschaft zu der Frage, ob die Maifröste auf den 11. bis 14. Mai fallen? Da die Volksanschauung trotz der Kalenderabänderung bei der Ansicht verblieben ist, daß die angegebenen Maitage die festbestimmten Zitationstermine für die Kälterückfälle sind, so hat man diesen Monatsabschnitt wiederholt auf seinen Temperaturgang geprüft. Für Bayern und die 19 Jahre von 1879 bis 1897 ist eine derartige Untersuchung von Hubel nach den Aufzeichnungen von 83 Wetterbeobachtungsorten angeestellt worden. In 11 unter jenen 19 Jahren, also in der Mehrzahl der Beobachtungsjahre, traf auf die Tage des 12. bis 14. Mai gar kein Frosttag bei irgend einer der Beobachtungsorte. Für die übrigen 8 Jahre lieferten die Jahre 1880 und 1882 verschwindende Minderzahlen, indem 1880 nur ein einziger Ort einen Tag der drei Eisheiligen und 1882 zwei Orte ebenfalls nur einen Tag mit Frost hatten. Nur in 6 von den 19 Jahren, und zwar besonders 1888 und 1897, brachten die Eisheiligen in der Tat eine Frostwitterung von größerem Ausdehnungsbereich, aber auch hier unterlagen ihre nur zwei Drittel der Beobachtungsorte. Tagogen fand während der Reihe von 1889 bis 1896, also in 8 sich folgenden Jahren, an den über Bayern zerstreuten Beobachtungsstationen zur Zeit der Eisheiligen überhaupt kein Frost statt. Der Schluss, der aus Hubels Untersuchung gezogen werden kann, ist der, daß für ganz Bayern zugleich die Wahrscheinlichkeit eines Frosttages während der Eisheiligenperiode außerordentlich gering ist.

Aber es liegen auch Untersuchungen vor, die den böswilligen Charakter der Eismänner zu bestätigen scheinen. So hat Müttrich nach den Beobachtungen der 16 forstlich-meteorologischen Stationen in Preußen, Braunschweig und Elsaß-Vohringen in den Jahren von 1878 bis 1894 festgestellt, daß in diesem sechzehnährigen Zeitraum im Durchschnitt die Zahl der Frosttage vom 10. bis 13. Mai größer ist als an den vorhergehenden und namentlich auch größer als an den folgenden Tagen. Allein bei kürzeren Zeitspannen ist das Ergebnis stets ein unsicheres, da einerseits sehr leicht der Zufall misspielt, andererseits erfahrungsgemäß die Witterungsgestaltung mehrerer aufeinanderfolgender Jahre öfters eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Um zu prüfen, ob einer dieser Umstände

bei der von Müttrich herangezogenen Jahresreihe misspielt, hat daher Krenfer einen Vergleich mit einem längeren Zeitraum angestellt. Denn es ist klar, daß, je länger ein Zeitraum ist, Zufälligkeiten irgendwelcher Art desto weniger Einfluß auf den Gesamtverlauf ausüben können. Es wurden von Krenfer die Jahre von 1848 bis 1898 auf Grund der Beobachtungen von Klauen in Ostpreußen untersucht und dabei geprüft, ob wirklich am 11. bis 13. Mai die durchschnittliche Temperatur am tiefsten gesunken war und Frost besonders häufig auftrat. Hier ergab sich nun, daß in diesem fünfjährigen Zeitraum nichts mehr von einem Zurückgang der Durchschnittstemperatur und nichts mehr von einer größeren Frostwahrscheinlichkeit für den 11. bis 13. Mai zu spüren ist. Die Zunahme der Durchschnittstemperatur und die Verringerung der Häufigkeit niedriger Temperaturwerte erfolgt vielmehr so regelmäßig, daß die Eisheiligen in keiner Weise mehr hervortreten. Dieses Ergebnis wird gestützt durch andre über längere Zeiträume ausgedehnte und an andern Punkten Deutschlands angestellte Beobachtungen. So zeigt eine Untersuchung über die Jahre von 1848 bis 1897 in Berlin, daß sich auch hier die Eisheiligen vom Durchschnitt nicht abheben, sondern ihr Temperaturverlauf dem normal zu erwartenden Witterungsstand entspricht. Es kann demnach mit bestem Recht gesagt werden, daß nach längeren Zeiträumen betrachtet, die gestrenge Herren keineswegs besonders streng auftreten, vielmehr die Frostgefahr von Anfang bis Ende Mai im Durchschnitt regelmäßig abnimmt.

Die Eismänner sind also besser als ihr Rufmund, und sie stehen unerschuldert in einem guten Ruf. Die Frage, ob die Maifröste wirklich genau auf die gestrenge Herren fallen, ist übrigens gar nicht so nebensächlich, wie es scheinen könnte. Denn erhalte die vollständige Annahme eine wissenschaftliche Befestigung, so würde die jetzt geltende Erklärungswerte für die Entstehung der Kälterückfälle kaum völlig zu Recht bestehen. Denn dann müßte vermutet werden, daß noch ganz bestimmte, aber unbekante Ursachen bei dem Eintritt der Kälteperioden mitspielten, die es bedingten, daß die Temperaturerniedrigung ganz regelmäßig auf die Eismänner fällt. Die Rehabilitation der gestrenge Herren durch die wissenschaftlichen Gutachten ist deshalb zugleich ein mittelbarer Beweis für die Wichtigkeit der von der Meteorologie gegebenen Darlegungen über das Zustandekommen der Kälterückfälle.

Wodurch aber geschieht es, daß trotzdem die Volksanschauung sich auf die Bevorzugung des 11. bis 13. oder auch 14. Mai durch die Frostperiode verweist? Die Erklärung findet sich in den Vegetationsverhältnissen, die in den einzelnen Abschnitten des Mai obwalten. In den letzten Tagen des April und im Anfang des Mai setzen Laub und Blüten meist noch zum guten Teil in den schüßenden Knospenhüllen. Tritt in diesem Zeitraum ein Frost auf, so schadet er der Pflanzenwelt wenig oder gar nicht. Im letzten Drittel des Mai ist die Pflanzenentwicklung in der Regel schon so weit vorgeschritten, daß sie infolge ihrer größeren Widerstandsfähigkeit ebenfalls unter einem etwaigen Kälterückfall nur unbedeutend leidet. Tagogen blühen um die Mitte des Mai alle Obstbäume oder es haben doch die andern Baumarten und mit ihnen der Mensch eben ihr junges, zartes Grün entfaltet. Zu diesem Zeitpunkt sind sie deshalb am allerempfindlichsten. Weicht daher jetzt ein scharfer Frost über die Pflanzenwelt herein, so richtet er die größten Verheerungen an. Diese Verwüstung setzt sich dann fest in der Erinnerung der Geschädigten und Naturfreunde, und so kommt es, daß durch jedes zufällige Zusammentreffen der Kälterückfälle mit den Tagen vom 11. bis 14. der tiefgeruzelte Glaube an die Bosartigkeit der Eismänner immer von neuem Nahrung erhält.

Vom Wetter zu sprechen, verbietet eigentlich der gute Ton. Aber der gute Ton verbietet vieles, das doch dringend der Förderung beharf. Und die Unterhaltung über das Wetter hat ebenfalls eine sehr beachtenswerten Untergrund. Denn wir sind in unserm körperlichen Verfall und auch in unserm seelischen Stimmungen in einem weit höheren Maße vom Witterungscharakter abhängig, als wir gemeinhin annehmen. Sichter aber wird sich auch derjenige, der sich als erhabener Hebermenschen von kleinlichen Einflüssen wie den Witterungschwankungen frei weiß oder dünkt, nicht gerade in der ruhigen Laune befinden, wenn er durch die Kälterückfälle in der Mitte des Sommermonds gerungenen ist, statt des aromatischen Waldmeistertraus den nekandustenden dampfenden Arrakrog zu schlürfen.

Ch. Haub



*Justus Liebig*

**Justus Freiherr von Liebig**  
 Ein Gedenkblatt zum 12. Mai  
 von  
 Sanitätsrat Dr. Eolius Fürst

Unter den großen Geistern des verfloffenen Jahrhunderts ragen einzelne gleich den Bergriesen der Alpenwelt in unvergänglicher Erhabenheit empor. Ein Humboldt, ein Virchow, ein Helmholtz sind solche gewaltigen Erscheinungen, und ihnen reiht sich auch Justus Liebig an, dessen hundertjährigen Geburtstag am 12. Mai die dankbare Nachwelt feiert. Gerade die Naturwissenschaften haben im Verein mit der Heilkunde eine Anzahl Geistesheroen entfallen sehen, die den Fortschritt auf allen Gebieten durch ihre eminenten Forscherkraft förderten. Aber nur wenige haben, was sie geschaffen, so unmittelbar für das Volkswohl gesendet, wie es Liebig getan.

Mit der rasch aufsteigenden Bahn, die nur dem Genie eigen ist, sehen wir den Jüngling, der laun dem Knabenalter entwachsen war, nach einer dreivierteljährigen Tätigkeit in einer Heppenheim'schen Apotheke, dem inneren Drang naturwissenschaftlicher Begeisterung folgend, auf die Hochschule eilen. Im Fluge vollendet er seine Studien zu Bonn und Erlangen. Mit Mißfälligkeit zieht 1822 der junge Chemiker nach Paris, wo beide zwei Jahre lang arbeiten. Ein Alexander von Humboldt, ein Gay-Lussac lernen Liebig's Arbeiten kennen, die in der Akademie Aufsehen erregen. Kein Wunder, daß er schon mit 21 Jahren außerordentlicher Professor wird, mit 23 Jahren bereits die Stufe eines Ordinarius erreicht und nun ein Vierteljahrhundert lang die kleine Universitätsstadt Gießen sowie sein durch glanzvolle Arbeiten ausgezeichnetes Laboratorium dank seiner Lehrgabe zum Wallfahrtsort der Chemiker Deutschlands und des Auslandes macht. Der zweite Teil des Lebens dieses großen Forschers spielt sich dann in München ab. In der Hauptstadt Bayerns nimmt Liebig von 1852 an, getragen von der Gunst des Königs Maximilian, ausgezeichnet durch die höchsten Ehren, vor allem durch das Präsidium der Akademie, eine führende Stellung ein.

Man muß, um sich eine Vorstellung von dem begeisterten Einflusse Liebig's zu machen, an Adolfs Darnack's Ausspruch denken: „Jede große Persönlichkeit offenbart einen Teil ihres Wesens erst in denen, auf die sie wirkt.“ Zahllose Schüler und Verehrer aus den Kreisen der Physiologie, der Industrie und Landwirtschaft, der Heilkunst und Hygiene nennen seinen Namen mit Verehrung. Den allgemeinen Empfindungen gaben in den Jahren nach seinem Hinscheiden die ersten Größen Ausdruck, und Aemperer pries erst vor kurzem auf dem Münchener Naturforschertag in schwungvoller Rede seine Verdienste um die Medizin. Schon die seltene Erscheinung, daß aus den verschiedensten Wissensgebieten sein Lob erkönte, zeigt, wie vielseitig Liebig als Forscher gewesen ist, aber auch, wie er in den volkswirtschaftlich und hygienisch wichtigsten Fragen Neues, Epochenmachendes geleistet, sich als wahrer Quellen- und Pfadfinder erwiesen hat. Gewiß war er als Lehrer und Schriftsteller

von großer Bedeutung, seine genialste Seite aber war doch die des Forschers. Als solcher ist er, obwohl ein strenger Gelehrter, zugleich populär geworden wie selten jemand vor ihm. „Tüchtiges Leben“ — so sagte einmal Gustav Freytag — „endet nicht mit dem Tode; es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.“ Und in der Tat ist es für die zahlreichen Untersuchungen, Entdeckungen und Veröffentlichungen Liebig's charakteristisch, daß sie, obwohl dem Drange nach Erforschung der Wahrheit entsprungen und rein wissenschaftlich gewonnen, doch fast alle dem Dienste der Menschheit gewidmet waren und dem Volkswohl zu gute kamen. Dieser durchaus moderne, praktische Zug unterscheidet ihn wesentlich von den akademischen Stubengelehrten älterer Richtung, die fast ängstlich vermieden, bei ihren Forschungen nach der nughbringenden Anwendung zu fragen.

Dieses Streben, die Ergebnisse der Laboratoriumsarbeit der Menschheit nutzbar zu machen, stand damals noch ziemlich vereinzelt da, während es jetzt z. B. als ganz selbstverständlich gilt, daß uns die „angewandte“ Chemie mit technisch wichtigen Stoffen, mit Arznei- und Desinfektionsmitteln beschenkt, ebenso wie die Hygiene ihre Wurzeln im bakteriologischen Laboratorium findet. Diesen durchaus auf die praktische Verwendung zu Gunsten der Allgemeinheit gerichteten Zug bewundern wir an den meisten Arbeiten Liebig's, mögen sie nun in den „Annalen der Chemie“, oder in „Handwörterbuch der Chemie“ oder in Einzelschriften niedergelegt sein. Schon der Begriff der „Anwendung“ ist den letzteren mit einer der damaligen Zeit weit vorausweisenden Mäßigkeit aufgeprägt. „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft“, „Die Tierchemie in ihrer Anwendung auf Pathologie und Pathologie“ sind bezeichnend für Liebig; seine sich auch an gebildete Laien wendenden „Chemischen Briefe“ und seine „Briefe über moderne Landwirtschaft“ zeigen ihn uns gleichzeitig als einen Populärchriftsteller par excellence, bei dem sich ernste Wissenschaft mit glänzender Darstellungsgabe verbindet.

Mochte er nun das Quantale für Blaulaugenfabrikation, das Aldehyd für die Essigindustrie, das Kalksuperoxyd für die Landwirtschaft nutzbar machen, mochte er hier den Gewerben neue Einnahmequellen erschließen, indem er z. B. der Galvanoplastik die wissenschaftliche Grundlage gab, dort dem Landmann einen höheren Bodenretrag ermöglichen, mochte er durch seine Forschungen über Hippursäure, Kreatinin, Inosinsäure, Tyrosin die Kenntnis der physiologischen Vorgänge im Körper, der Säurebildung und Verdauung fördern — immer führte ihn sein praktischer Sinn zu gemeinnützigen Ergebnissen. Selbst seine Begründung analytischer Methoden in der organischen Chemie, seine Untersuchungen über die Bedeutung der Mineralsalze und des Stickstoffes für die Ernährung, über Säuren und Alkohol, über die Kräfte- und Wärmebildung in der Nahrung, über animales und pflanzliches Gewebe, über das Gewebe und die Salze des Blutes sowie der Muskeln, über die Aufgaben der Kohlehydrate und Fette, über Chloroform und Chloral, über das dem Formalin zu Grunde liegende Aldehyd des Methyl-Alkohols hatten stets praktische Folgen von höchster Bedeutung. Was die Anwendung schmerzstillender Mittel bei Operationen, die Verwendung der Schlafmittel und genau dosierbarer Alkaloide und Extrakte an Stelle der Drogen in der Heilkunde bedeutet, welchen Einfluß die chemische Zusammensetzung der Nährmittel auf die chemische Zusammensetzung der Organe hat, alles dies und noch vieles andre, was er lehrte und fand, kann nicht genug gewürdigt werden.

Aber wenn Liebig auch die korrekte Herstellung und Anwendung von Arzneimitteln stark beeinflusste, durch zwei auf dem Gebiete der Pädiatrie liegende Entdeckungen hat er sich doch unstrittig am populärsten gemacht. Die eine war seine „Suppe für Säuglinge“, die, auf der Verdauungsphysiologie und den Gesetzen der Ernährung fußend, den ersten Anstoß zu einer rationalen Ernährung im ersten Lebensjahre gab, zwar längere Zeit, ihrer unständlichen Herstellung wegen, in den Hintergrund trat, aber gegenwärtig, dank technischer Vervollkommnungen, als fertiges Präparat wieder zu Ehren kommt. Das zweite war sein „Fleischextrakt“, das als ein angenehmes, anregendes, leicht assimilierbares Nahrungsmittel sich im Siegeslauf über die Erde verbreitete, eine kolossale, sehr lohnende Industrie, eine ungeahnte Verwendung der Viehherden Südamerikas und eine förmliche Umwälzung in der Küche hervorrief. Wag man immerhin gegen die merkwürdige Ausnutzung seines Namens vom Standpunkte der strengen Wissenschaft Bedenken

haben, die Formen der ihm hierdurch zu teil gewordenen Popularität nicht immer im Einklang finden mit dem, was in Gelehrtenkreisen als Norm gilt, sein Ruhm als Wohltäter der Menschheit wie als Führer der Wissenschaft wird dadurch nicht tangiert.

Welch eine Fülle von Geist auch außerhalb seiner chemischen Wissenschaft ihm zu Gebote stand, lehren seine herrlichen akademischen Reden über Franz Bacon von Verulam, über Induktion und Deduktion, über die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft u. s. w., ewig leuchtende Spuren eines großen Denkers.

Ewig? — Nein, ewig ist nichts in der Welt als der Geist; die handgreiflichen Eigenschaften eines Forschers werden naturgemäß nach einem Menschenalter überflügelt. Manches Gewollte erweist sich als nicht erreicht, manches Angestrebte und Behauptete als irrig. Die Bakteriologie, die moderne Hygiene, die Pädiatrie des Gesunden und Kranken, die Therapie, die Serum- und Antitoxinlehre haben neue Bahnen eingeschlagen, neue Ausblicke eröffnet. Auch Männer wie Pasteur, Robert Koch, Wehring, Ehrlich u. a. werden der Geschichte angehören und einstmals, nach ihrer wahren Bedeutung gewürdigt, ihren historischen Platz einnehmen. Bei Liebig kann man aber schon jetzt behaupten, daß „seine Gedanken und Taten und den Weg nach oben zeigten wie die Markierungen auf einem Höhenpfeile“, daß (um mit Börne zu reden) selbst die Fortwärtler eines großen Geistes belehrend sind als die Wahrheiten eines Kleinen, daß aber die von ihm ermittelten Wahrheiten größtenteils unzerstörlich und auf Generationen hinaus leuchtend sein werden. Denn Liebig war im Grunde seiner Seele ein Volksfreund. „Neue, kühne, begeisterte Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen.“

Wenn man für die enge Verbindung aller Stände der wissenschaftlichen Forschung mit dem unendlich weiten, gewaltigen Meer der öffentlichen Wohlfahrt und der individuellen Gesundheitspflege einen Repräsentanten nennen soll, so kann es nur Liebig sein. Auf ihn kann man die Worte Friedrich Ludwig Jahns anwenden: „Der unsterbliche Geister irdische Unsterblichkeit ist der Nachruhm!“

**Alte Jungfern**

Novelle  
 von  
 Margarete von Oetgen  
 (Schluß)

Die andern starrten die Fremde an wie einen Geist. Marie ermannete sich zuerst. „Nicht möglich — Keiti, du — bist du wirklich?“

„Dab' ich mich gefreut, euch zu überraschen! Die sitzen doch gewiß wieder zusammen beim Tee genau wie vor zehn Jahren, daht' ich bei mir — da geht du hin, als seist du nie fortgewesen. Und hier bin ich nun! Freut ihr euch denn nicht ein bißchen?“ sagte sie kleinlaut hinzu.

„Niesig.“ stotterte die Medizinalrätin, „ich — ich kannte Sie nur nicht gleich — wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?“

Ernestine schwieg, ein Schatten huschte über ihre feinen Rüge, und sie sah sich mit einem traurigen Lächeln im Zimmer um. „Jehn Jahre! Jedes Möbel stand noch an der gleichen Stelle, wie damals — aber die Menschen, die waren anders geworden! Dabei fühlte sie, wie sie betrachtet wurde.“

„Daben Sie sich aber konserviert!“ sprach Frau von Gulm in die peinliche Stille hinein. — „Jabelhaft.“ bestätigte die Medizinalrätin.

Das war's! Mit Entsetzen hatte Ernestine die wellen Gesicht ihrer einstigen Freundin wahrgenommen. Was hatten sie nur getan, wie gelebt in dieser Zeit, daß sie so müde waren?

„Konserviert?“ wiederholte Keiti. „Mein Gott, ich bin ja noch jung!“

Immer wieder blinnte sie von einem zum andern, von Sekunde zu Sekunde fühlte sie sich fremder, und dort — in einer Ecke...

„Gestatten Sie, daß auch ich Sie begrüße.“ sagte Tom Gulm und tauchte aus dem Dunkel auf.

„Tommy!“ rief sie und reichte ihm beide Hände. Das war die Stimme, die schon vor zehn Jahren alle Menschen in ihren Bann lockte — melodisch, leise verklingend — so viel Härlichkeit lag darin! Tom Gulm preßte die Lippen zusammen, verbrügte sich und trat zurück.

Keiti nahm mechanisch den Hut vom Kopfe, und wie vor zehn Jahren spielte ein goldener Schimmer über ihrem tödlichen Haar. „Bei euch ist es heiß.“



Konzert im Palmengarten  
Nach einer Zeichnung



Ballen zu Frankfurt a. M.

von O. Meyers-Wegner

sagte sie, „Keine Lust, kein Licht — verzehrt, aber ich bin immer viel frischer Luft gewöhnt — da werde ich leicht verwirrt in der engen Stube!“

„Na, so erzählen Sie uns doch, wie es Ihnen gegangen ist.“ Sprach die Medizinalrätin kühl. „Hier bei uns ist wenig verändert, nur die Mädels sind alt geworden — unsere Liesel werden Sie kaum erkennen. Die war noch ein kleines Kind, als Sie Ihre zweite Saison tanzten. Jetzt ist sie seit einigen Wochen die Braut des Assessor von Culin.“

„Ah...“ Resti wandte sich voll nach ihm um: „Ich gratuliere!“ Er verbeugte sich wieder schweigend, wofür Liesel ihn an den Ohren zog. Sie hätte gar zu gern gehabt, daß er vor der fremden Dame ein wenig galant und verliebt mit ihr gewesen sei. Er aber tat, was er noch nie getan: er bog den Kopf weg und runzelte die Stirn. — „Brautbürger!“ schalt Liesel und schmierte sich an seine Schulter, „wirst du artig sein?“

„Freie die Medizinalrätin sich, oder lächelte Resti ironisch? Ihre prachtvollen weißen Zähne glänzten zwischen ihren roten Lippen, ein seltsamer Schmelz verlieh dem früher so klaren, grauen Auge einen schwimmenden Glanz.“

„Kinder.“ brach sie los, „du, Mariechen, und du, Lena — was um des Himmels willen ist mit euch vorgegangen? Seid mir nicht böse — ich war so lange fort. Ich freute mich auf die Heimat, auf euch liebe, frische, trockne Dinger. Und was sind ich? Sagen muß ich's, sonst drückt es mir das Herz ab: zwei blasse, müde alte Mädchen sind' ich! Lena, Marie, was ist mit euch?“

Resti sog zu Marie hin und streichelte ihre Hände. „Ganz wie ein Wadlisch,“ dachte die Medizinalrätin wütend. Und Mariechen — die so zärtlich zu ihr sprach, wie sonst keiner auf der Welt, löste sich etwas in ihrer Brust in der so lange, lange Jahre hindurch das heiße Leben erstarrt war, und sie begann zu schluchzen — zu weinen um die verlorene Jugend, ihre Blüte. „s ist ja alles vorbei,“ murmelte sie dazwischen, „Resti, Resti, alles vorbei — Sie verurteilt zu scherzen. Alle Jungfern sind wir geworden, Resti!“

„Armer Keel, da ran krankst du?“ sagte Ernestine traurig. „Sieh, da draußen in der Welt gibt es das nicht — schau mich an — das Leben fängt jetzt erst an! Jeden Tag wird es schöner! Ich komme mir vor wie eine reife Traubenbeere, auf die es gereignet und gehagelt hat, auf der die Sonne brannte und das Mondlicht ruhte — ist es nicht etwas Herrliches um die Reise? Die Reise ist das Vollkommene, die Blüte ist das Werden. Und um diese Reise bringt ihr euch, indem ihr eure schönsten Jahre vertrauert — die Jahre der Kraft, da ihr doppelt arbeiten, doppelt genießen sollt, euch herum-schlagen mit dem Schicksal! Und statt dessen hocht ihr in der geheizten Stube und —“

„Wir haben unseren Beruf,“ fiel Lena schneidend ein. „Du suchst den deinen, indem du auf dem Bobium den Beifall der Menge entgegennimmst und Ruhm und Geld erweist, ich suche ihn in der Aufgabe, einem kleinen Kinde die Mutter zu ersetzen!“

„Ist das deine Ansicht über mich?“ fragte Resti lächelnd und trat hinter Lenas Stuhl. „Ruhm und Geld! Alles oberflächlich — alles eitel — und du, Rosita, verurteilst du mich auch?“

„Ach? Ne, ich verurteile überhaupt niemand, ich lasse jeden auf seine Fragen fertig werden. Wer das Glück hat, noch eine Mutter zu besitzen, kann natürlich nicht in der Welt herumzigeunern und nach seinem Gusto leben —“

„Rosita!“ Ernestine starrte sie an. Wie plump dünkte sie jedes Wort ihrer alten Freundin. Vor zehn Jahren war Rosita so schüchtern gewesen, daß sie bei jedem harmlosen Studentenscherz errödete. Und nun — war Resti toll, träumte sie? Eine maßlose Sehnsucht erwachte in ihr und bedte aus ihrer Stimme, als sie nun wie eine Verurteilte und Gerichtete vor diesen Mädchen stand, die es ihr zum Vorwurf machten, daß sie nicht wie sie fertig mit ihrem Leben, alt und weis war.

„Ich sehe, meine Zeit hier ist um, und dieser Abschied wird wohl der letzte sein.“ sprach sie ruhig. „Ich habe die Not kennen gelernt und hart arbeiten müssen, oft bei schlechter Nahrung und mit schlechten Aussichten für die Zukunft. Davon habt ihr keine Ahnung, die ihr immer satt zu essen haltet! Und diese Not und diese Arbeit haben mich jung erhalten, sie haben meine Nerven und Muskeln gestählt und meine Seele erfrischt, sie haben mich gelehrt, jede Freude, die mir in den Schoß fiel, unverhofft und häufig ungenügend, wie ein Gottesgeschenk zu genießen — und da ich es nun erreicht habe, mir eine Existenz zu gründen, wollte ich mein dankbares Herz in die alte Heimat tragen — aber ihr —“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie die Medizinalrätin achselzuckend. „Sie sind eben anders als wir — das liegt in der Natur der Sache, und wir nehmen Ihnen das ja weiter nicht übel — nur müssen Sie mir zugeben, daß diese Jugendlichkeit, die zu Ihnen wohl passen mag, sich bei unseren Töchtern etwas sonderbar ausnehmen würde. Sehen Sie mal, Mariechen hat schon graue Fäden in ihrem Haar, Lena ebenso — und Rosita ist stark geworden —“

„Die Zeitgenannten bisfen sich wütend auf die Lippen. „Troß allem,“ schloß die alte Dame, „sind Sie uns immer herzlich willkommen am Freitag. Sie werden — Sie werden doch keinen Vortragsabend hier veranstalten?“

„Seien Sie unbeforgt, gnädige Frau, ich reise übermorgen wieder ab. Man erwartet mich in München, wo ich in dem Konzert eines alten Freundes mehrere Vorträge von mir lesen soll.“

Man umzingelte sie, beglückwünschte sie, ohne recht zu wissen, wozu eigentlich. Tommy Culin, der die ganze Zeit kein Wort gedeutet, reichte ihr zum Abschied die Hand, die sie flüchtig nahm. Dann ging sie, begleitet von Marie.

Raum hatte die Zimmertür sich geschlossen, da fiel Marie ihr um den Hals. „Resti! Geh nicht! Hilf mir — man ist niemand — man weiß nicht, wozu man auf der Welt ist! Immer kriegt man die Lippen vorgeworfen, daß sie verlobt ist —“

Resti sah sich in dem stidigen, engen Hausflur um, in dem ein winziges Petroleumflämmchen die Schirm- und Kleiderständer beleuchtete. „Ich kann dir nicht helfen, Mariechen — in dem einen steck mehr Jugend, in dem andern weniger — der eine erträgt und erkämpft sich's, der andre nicht... Leb wohl, und vergiß mich — es ist besser!“

Marie war allein. Zwei Minuten lang lehnte sie an der Thür, hinter der Resti verschwunden war, dann ging sie in ihrer gewohnten stillen Weise zurück zu den andern. Sie fand sie bereits in eifriger Diskussion über ihre ehemalige Freundin, und schließlich waren sich alle einig: Es war gut, daß sie wieder fort war. Sie paßte nicht mehr hierher!

„Wie blaß du bist, Tommy,“ sagte die Braut plötzlich. „Fehlt dir was?“

„Frische Luft fehlt mir,“ sprach er rauch. „Entschuldigt mich. Ich will noch spazieren gehen.“

Erläuternd antwortete ihm, nur Marie nickte ihm verständnisvoll zu. „Riesel schmolkte: „Frische Luft! Unsinn! So eine Idee!“

Noch waren die Berge zart verhangen mit einem silberigen Gelpfist, als Tom Culin an der bröckeligen Mauer des alten Dorfriedhofes anlangte. Die Morgensonne vergoldete bereits die grauen Grabsteine mit ihren halbverwischten Inschriften, sie schmierte sich um die Hügel, auf denen es sproßte und grünte. Die Sonne allein beheizte den verlassenen Friedhof, wo man schon seit dreißig Jahren niemand mehr begraben hatte, und bald sollte er ausgeräumt werden. Aus den Herzen der Toten wuchsen Sträucher und Bäume, diese Bäume trugen Kronen, Licht und voller Vogelgesang. Der Frühling blühte ungehindert auf der Totenstätte.

Und nun kam außer der Sonne auch Tom Culin und wanderte mit auf dem Rücken verstränktem Armen durch die schmalen, grasigen Wege. Vor einer verfallenen Grabnische, die von Fleu ganz umponnen war, blieb er stehen und lächelte. Dort lag er auf einer geborstenen Platte: „Tent- und Grabmal der Familie Weiß, 1858.“ Hohes Gras, Anemonen und Weiden wucherten aus den Steinrücken, wie ein Bild der ewigen Unschuld, der die Menschen zurückgegeben werden, wenn sie von den Lebenden scheiden.

Tom bückte sich, um ein Weisken zu pflücken, da sah er zwischen den morschen Stengen ein weißes Kleid schimmern. Ein solches hatte sie immer getragen...

„Erregt ging er ihr entgegen: „Resti!“

„Tom! Wie kommen Sie hierher?“

„Ich ging der Erinnerung nach, Resti.“

„Ja — das tat ich auch...“

„Warum gingst du damals fort, ohne Abschied fort?“ brach er los. „Fort, als hättest du mir niemals gesagt, daß du mich lieb hast?“

Sie trat in die Schatten der Nische, so daß zwischen ihm und ihr das Grab lag.

„Glaubst du, ich wollte mich dir aufbürden und dein Leben verderben, ich, ohne einen Pfennig Geld, ein armes, bettelarmes Ding? Als mein Vater starb, mußte es an sein mit untrer Liebe — ich verließ dich heimlich, denn sonst hättest du mich gehalten — ich ging, um zu arbeiten, für mich und dich. In aller Not, in allem Elend blieb ich jung für dich — einmal wollte ich ja wiederkommen! Und nun kam ich, Tommy.“

Sie lächelte und schloß halb die Augen.

„Du kamst und fandest mich — ungetreu!“ sprach er leise. „Soll ich dir das Rätsel lösen, Resti? Wenn ich sie anjah, Mariechen, Lena und diese Rosita, dann —“

„Dann dachtest du, ich sei eine alte Jungfer geworden wie sie,“ ergänzte Resti. „O, ich sehe klar — du nahmst dir eine junge Braut — ich nahm dir nicht, Tommy. Nur Abschied nehmen wollte ich von der Familie Weiß und dem lieben Plätzchen, dem weltfremden und menschenverlassenen — weißt du noch? Hier trafen wir uns ganz zufällig. Und immer wieder. Immer ganz zufällig. Bis zu jenem Tage —“

Sie errödete und schwieg. Er blickte sie voll Zärtlichkeit und Sehnsucht an.

„Waren wir selig an jenem Tage! Zuletzt strichst du sanft mit der Hand über den Stein und sagtest: „Ich danke dir, Familie Weiß!““

Ihre Augen begegneten sich, sie waren tränen-schwer.

„Wie war's so schön bei den Menschen wie hier bei den Toten. Auch heute noch, Tommy, Sieh nur, wie alle Gräber leuchten. Ich freue mich, daß ich dir noch einmal zum Abschied danken kann. Du und dieses Grab, ihr habt mir eine süße, liebe und lange Jugend geschenkt. Und jetzt geh' ich wieder fort, Tommy...“ Sie faltete die Hände. „Jetzt fängt es an zu dümmern für mich, jetzt bin ich für den Herbst bereit.“

Die Selbstbeherrschung verließ ihn. „Resti! Geh nicht! Ich war ein Narr! Ich will gut machen — ich will nicht im Sumpf versinken —“

Er umschritt das Grab und streckte beide Hände nach ihr aus. Sie schüttelte langsam den Kopf und wehrte ihn ab. „Nein, nein, Tommy. Ich hab' schwer kämpfen müssen — aber ehrlich bin ich immer geliebt.“

„Viel lieb mich ja nicht, wie du mich liebst, und ich liebe sie nicht, wie ich dich liebe!“ rief er außer sich. „Sollen wir das Opfer eines Irrtums werden?“

„Ja, das müssen wir,“ antwortete sie. „Leb wohl, Tommy!“

Er starrte vor sich nieder. „Was wird aus dir, Resti?“

Ihre Augen leuchteten, und sie schwieg. Und wie er sie in der vollen Kraft ihres Sommers vor sich stehen sah, blühend und gesund an Leib und Seele, ein ganzes Weib und ein reifer Mensch, da zitterte er für seine Zukunft, die er ohne sie leben sollte, und beneidete den Mann, der diese Sommerglut einst fühlen, sein eigen nennen würde.

Erneute reichte ihm die Hand, nur flüchtig, — und ihr weißes Kleid leuchtete fern und immer ferner. Dann war es nicht mehr da.

Tom Culin kniete an dem fremden Grabe und legte sein brennendes Gesicht auf die kalte Grabsteinsplatte der „Familie Weiß 1858“. Damals war ihre Hand so sanft darüber hingeglitten: „Ich danke dir... ich danke dir...“

## Kaffeeständchen

Meine Muhme hat heut Gäste:  
Bäsen und Gevatterinnen.  
Auf dem Tische prang das beste,  
Schneizweisse, hirsche Linnen.  
Sieben alte Jungfern sitzen  
Rund herum, steil wie die Keulen.  
Auf den Zungeln, ach, den spitzen,  
Ihre brauen, engen Herzen.  
Kaffee soll ich ihnen brauen,  
Doch das Wasser will nicht siedern.  
Hier am Herd träumt der Frieden,  
Und ich träum' ins Abendraun.  
Träge summt der Kessel fort,  
Und des Hauses kleine Geister  
Regen sich. Im Feuer dort  
Schlüssen lustig die kopfbreiter.  
Drüben klingl verwornes Schwirren,  
Worte, abgerissne, krause.  
Dann und wann ein Cassenklirren,  
Selten nur gibts eine Pause.  
Und ich lausche so benommen,  
Dass ich ganz die Zeit veräume,  
Und auf weihen Sohlen kommen  
Süsse goldne Mädchenträume.  
Grämlich tickt die Uhr daren:  
„Cicke, tick, wie lang wird's dauern,  
Mädchen, da bist mit Crauem  
Such ein altes Jünglerlein.“  
Und der Kessel singt und singt,  
Und das Licht brennt immer trüber —  
War's ein Tränlein, was da blinkt? —  
Platsch, da kocht das Wasser über.

Gerhard Faust in Fort

### Malerische Gartenstauden

(Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Johanna Beckmann)

Wenn im Frühling und Sommer im Garten alles sproßt und blüht, so rühmt man sich wohl über die Mannigfaltigkeit unserer blühenden und duftenden Lieblinge, über das Abwechslende im Wuchs, in der Belaubung und über die außerordentlich wechselnden Formen und Farben der Blüten, aber man denkt nicht darauf, all das Blühende zu klassifizieren. Und doch ist dies lohnend, wenn man die Klassifikation nicht vom Standpunkte des Botanikers aus, sondern unter Zugrundelegung des allgemeinen Charakters der Pflanzen vornimmt. Man unterscheidet dann Gräser und Kräuter, Bäume und Sträucher u. s. w. Weht man näher auf solche Einteilungen ein, so kann man aus den Kräutern wieder drei Gruppen zusammenstellen, die einjährigen Pflanzen, deren oft bewundernswerte Schönheit leider nur von kurzer Dauer ist, da sie im Frühling keimen und zum Herbst bereits absterben; die zweijährigen Gewächse, die im Sommer

da hat man sich schließlich auch der lange mährten Stauden erinnert, sich nach richtigem Vorbilde ihrer Kultur angenommen und mit der Zeit auch gelernt, jede Art an rechten Plage, das heißt da, wo sie sich in ihrer ganzen Schönheit präsentieren kann, zur Anpflanzung zu bringen. Hier findet man sie zu ganzen Trupps als Vorpflanzung vor Gehölzgruppen, einzeln und in Trupps auf weiten Rasenflächen und an Teichrändern dominierend, und schließlich versteht man da, wo es der Charakter der ganzen Anlage und der Landschaft zulässt, die Stauden alpinen Charakters auf malerisch angelegte Felspartien zu gruppieren. In England legt man sogar ganze Felsengärten an und stellt sie ausschließlich in den Dienst der Staudenkultur.

Die Gewächse, die man unter dem Sammelnamen „Stauden“ zusammenfasst, gehören natürlich den verschiedensten Familien und Gattungen an, sie stehen also vielfach in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu einander. Nur wegen ihrer gleichen Lebensbedingungen und der ziemlich übereinstimmenden Anforderungen, die sie an den Pflieger stellen, hat sie dieser unter einem Out gebracht. Man kann sie vom praktischen Standpunkte aus nochmals in zwei verschiedene Gruppen teilen, in solche, die hauptsächlich ihres ornamentalen Blattschmuckes halber angepflanzt werden, wie der klassische Anthonis, der Rhododendron, die malerische Gunnera und andre, und in solche, deren Hauptwert in dem Blüten schmuck liegt. Die Zahl der schönblühenden Stauden überwiegt natürlich bei weitem. Sie besetzen uns fast das ganze Jahr hindurch im Freien mit Blüten, und außerdem ist es der Kunst der Gärtner gelungen, viele Arten und Formen der Freikultur dienstbar zu machen, so daß man heute in den großstädtischen Blumenhandlungen schon im Winter den Blüten von Arten begegnet, die naturgemäß erst im Sommer blühen. Als typisches Beispiel mag hier die Malblume dienen, die überhaupt in keinem Monat des Jahres mehr auf dem Blumenmarkt fehlt. Aber diese Treib- und Zwangskulturen wollen wir heute beiseite lassen und zunächst einmal sehen, wie unsere Stauden im Freien naturgemäß erblühen. Da fällt uns zunächst die Weihnachts- oder Christrose auf, ein in den Alpenländern heimisches Staudengewächs, dessen weiche, wilden Rosen gleichende Blüten oft schon zu Weihnachten im Schnee gepflückt werden können. Im Februar finden wir draußen bereits den Winterstein, eine vollstetig wachsende Staude, im Schmucke hunderteit gelber, sternförmiger Blüten. Im Monat März blühen schon eine ganze Anzahl von Stauden, und bis zum Hochsommer wird ihre Zahl immer größer; dann nimmt sie rapid ab, aber trotzdem erstahlen noch im Spätherbst bis zum Eintritt der strengen Fröste zahlreiche stattliche Stauden im reichsten Blüten schmuck, so die Chrysanthemen, die wundervollen Herbstastern, japanischen Anemonen und viele andre mehr.

Unsre Abbildungen geben ein schönes Bild malerischer Staudenarten. Sie zeigen fast durchweg solche Vertreter dieser Pflanzengruppe, die das Herz des für Natürlichkeiten empfänglichen Gartenbesizers höher schlagen lassen, während der nüchternen Schnittblumenzüchter ihnen ein heloderes Interesse nicht entgegenbringt. Wir führen zunächst eine Pflanze vor, die eigentlich nur zweijährig ist, aber wie so viele andre zweijährige



Syringien - Glockenblume

Gewächse noch zu den Stauden gerechnet wird: die Königsferse. Diese Pflanze, die sich auf dem Bilde so stolz und malerisch gibt, ist im Grunde nur ein heimisches Unkraut. Man findet sie hier und da zerstreut an Geröllhalden, auf Waldböden, auf Ruinen und halb verfallenen Mauern. Sie ist gestein- und kalkliebend, und je mehr ihr die Verhältnisse ihres Standortes zusagen, um so üppiger und stattlicher wächst sie empor. Die Blüten sind gelb und erscheinen in der Zeit vom Juli bis August. Die kräftig emporstrebenden Triebe mit den stengelumfassenden, wollig behaarten Blättern und den stattlichen, weithin leuchtenden Blütenähren haben dann eine gewisse Ähnlichkeit mit flammenden Kerzen, und der Name Königsferse, den der Volksmund dieser wissenschaftlich Verbascum genannten Pflanze beigelegt hat, ist sehr zutreffend. Durch alle Wandlungen der Mode hindurch hat sich die Königsferse in gar manchen Bauergärten einen dauernden Ehrenplatz zu einer Zeit bewahrt, zu der sie in den Gärten der Städte längst vergessen war. Neben ihr werden auch noch einige andre schönblühende heimische Stauden auf den Blumenrabatten ländlicher Gärten mit Vorliebe gepflegt, so der dunkelblau blühende Eisenhut und der in rosenroten, hängenden Blütenbüscheln rote Fingerhut, der in der freien Natur auch in einer reichblühenden Art vorkommt. Am häufigsten

ist der rote Fingerhut, seltener findet man den gelben und blaßgelben. Bei Anpflanzung des Eisen- und Fingerhutes, welches letztere nur zweijährig ist, muß man auf die Giftigkeit dieser beiden schönblühenden Pflanzenarten Rücksicht nehmen. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß Veräugungsfälle, durch diese Gewächse hervorgerufen, wohl zu den allergrößten Seltenheiten gehören, da nichts an diesen Pflanzen zum Giftigen weist. In den vielen einheimischen Stauden, die der



Königsferse

oder Herbst keimen, einmal überwintern und dann vor Eintritt des nächsten Winters das Heilige segnen, und die mehr- oder vieljährigen Gewächse, die man bei den Gartenpflanzen Stauden nennt. Je nachdem diesen letzteren das Schicksal einen mageren oder fetten, einen sonnigen oder schattigen Standort, einen guten oder schlechten Pflieger verleiht, ist ihre Lebensdauer eine kürzere oder längere. Wo alles zusammensteht, was dem Charakter der Pflanze zusagt, da wird sie von langer Lebensdauer sein, ja sogar von Jahr zu Jahr stolzer und kräftiger emporstrecken. Diese Pflanzen, die wir Stauden nennen, stehen zurzeit im Vordergrund des Interesses. Es sind an ihnen verschiedenartige Interessenten beteiligt, der Gartenkünstler und Liebhaber, der sie mit Vorliebe in modernen Gärten und Parkanlagen so anpflanzt, daß die malerische Schönheit ihres Aufbaues und ihrer Blütenfülle voll zur Geltung gelangt, und der Blumenbinderkünstler und Schnittblumenzüchter. Dem letzteren ist der Charakter der Staude völlig gleichgültig, er fragt nur nach dem sogenannten Schnittwert. Dieser Schnittwert ist vorhanden, wenn die Blumen dauerhaft, tadellos in der Farbe, schön in der Form sind und einzeln oder in eleganten Straußen auf möglichst langen und kräftigen Stielen getragen werden. So beschaffene Blüten eignen sich zur Verstellung moderner, ohne Pracht gebundener Blumenzusammensetzungen.

Solange das französische Blumenbouquet die Mode beherrschte, waren solche Gegensätze noch nicht vorhanden. Die kurzstieligen Blüten wurden auf Pracht ausgezogen, und in den Gärten der Hofheit, das heißt in den verflochtenen Gärten des französischen Stils mit ihren regelmäßigen Anpflanzungen, hatte auch die malerisch wachsende Staude keinen Wert. Heute hat die Blumenmode eine wesentlich andre, gefänderte Richtung eingeschlagen. Man sucht den Gärten und Parks einen malerischen Charakter zu verleihen, indem man sich die Natur zur Lehrmeisterin nimmt; und



Grosse pappelhörnige Glockenblumen mit doppelter Blütenform



Godetia

Gartenkultur dienstbar gemacht worden sind, gehören auch diverse Glockenblumen. Schon im Tieflande finden wir auf Wiesen, Weiden und in Laubwäldungen außerordentlich zahlreiche Arten der Glockenblume, noch zahlreicher sind aber die Arten dieser Gattung, die dem Gebirge und Hochgebirge angehören. Die gegenwärtig in der Gartenkultur beliebteste Art ist unsere heimische pfirsichblättrige Glockenblume. Sie blüht hellblau, in einer Form auch reinweiß. Durch die Gartenkultur ist diese Glockenblume wesentlich stattlicher geworden, und die Blumen haben beträchtlich an Größe zugenommen. Neben den einfachen hat man auch solche mit doppelter Glocke gezogen. Eine ganze Gruppe dieser doppeltrögen Glockenblumen der weißblühenden Form veranschaulicht unsre nach photographischer Aufnahme gefertigte Abbildung. Diese Glockenblumen erfreuen durch die Eleganz ihres Wuchses sowie durch die Schönheit der Blütenformen und durch die zarte Blütenfarbe. Die stattlichste aller in den Gärten gepflegten Glockenblumen ist *Campanula medium*. Wohl wird sie an Höhe von andern Arten übertroffen, aber an Größe ihrer Blüten steht sie unerreicht da. Sie ist im Gegensatz zu den meisten andern Arten nur zweijährig. Auch ihre Blüten sind blau, bzw. weiß, einfach und doppeltrögen oder gefüllt. Eine reizende alpine Art, die wir gleichfalls im Bilde vorführen, ist die Pyramiden-Glockenblume. Sie hat nur verhältnismäßig kleine Glocken, aber ihre stattlichen Blütenrispen, die mit blauen, bei einer Form auch mit reinweißen Blüten besetzt sind, erreichen eine Höhe von zwei Metern und darüber. Unsrer Abbildung

gibt eine gute Vorstellung von dem stattlichen Wuchse dieser Art: sie ist in den Mittelmeerländern heimisch und blüht später als andre, gewöhnlich vom Hochsommer bis zum Herbst. Neuerdings wird die Pyramiden-Glockenblume auch vielfach in Töpfen gezogen, um so als Marktplanze verwertet zu werden.

Zwei unsrer Staudenbilder zeigen in der Blütenform und Färbung eine verblüffende Ähnlichkeit. Sie veranschaulichen nahe verwandte Pflanzen, die *Godetia* und die *Nachtterze* (*Oenothera*). Bei beiden sind die Blüten gelb, bei beiden in der Regel auch nur während der Nacht geöffnet, am Tage dagegen nur bei trübem, regnerischem Wetter. Von beiden Gattungen haben wir auch einjährige, zu den Sommerblumen gerechnete Vertreter. Die Blüten dieser Gewächse zeichnet eine zarte, weithin leuchtende gelbe Farbe aus. Sie wirken prächtig bei trübem Wetter und in mondlichen Sommernächten, wo manchen dann auch ein köstlicher Lust entquillt. Die von uns abgebildete *Nachtterze* ist eine schöne Gartenform. Manche Arten sind auch bei uns heimisch, und die schönste und stattlichste dieser



Virginische Cradestante

Eine starke Staude weist zu gleicher Zeit tausend und mehr Blüten auf. Von ganz aparter Eigenart ist die virginische *Cradestante* (*Commelinum virginicum*). Wenn sie auch äußerlich mit den bekannten *Cradestanten*, die als Düngepflanzen im Zimmer gezogen werden, nichts gemein hat, so ist sie doch infolge ihrer eigenartigen, auf dem Bilde gut charakterisierten Blätter und der aus leuchtend violettblau gefärbten Blüten gebildeten Tolden eine wirklich aparte Gartenpflanze, die sich in vielen Formen in der Kultur befindet. Sie wird nur 30 bis 80 Centimeter hoch, und ihr Hauptstiel fällt in die Monate Mai bis Juli. Mit ihr teilt die gleichfalls abgebildete *Monardie* (*Monarda didyma*) die nordamerikanische Heimat. Sie ist ein Feuchtigkeit liebendes Gewächs, das in trockenem Boden nur kümmerlich gedeiht und deshalb am vorteilhaftesten zur Ausschmückung von Teichrändern verwendet werden kann. Die Blüten dieser Art sind von scharlachroter Färbung und stehen zahlreich in übereinander stehenden Köpfen zusammen. Der Stiel scheidet durch die unteren Blütenköpfe hindurch zu wachsen, so daß immer zwei bis drei Köpfe übereinander stehen.



Tausend-Tagekranz

heimischen Vertreter der Gattung dürfte die zweijährige *Nachtterze* (*Oenothera biennis*) sein. Diese letztgenannte Art entfaltet wahre Ries Blüten, erreicht eine stattliche Höhe und verdient es wohl, in unsern Gärten angepflanzt zu werden. Wundervolle Exemplare dieser *Nachtterze* habe ich im Darz gefunden; am häufigsten dürfte sie aber wohl in der Mark Brandenburg sein, wo man sie als ständige Begleiterin der Eisenbahndämme beobachten kann. Doch vermag sie sich hier im reinen, an Nährstoffen armen Sande nur verhältnismäßig kümmerlich zu entfalten.

Prächtige Gartenstauden sind fernerhin die *Rudbeckien*. Unsrer Bildchen zeigt ein Blütensträußchen der schlingblättrigen *Rudbeckie* aus Nordamerika. Sie ist eine der angenehmsten Arten, wächst zu einem stattlichen Busch heran, der sich vom Juni bis zum August völlig mit stattlichen Blüten bedeckt. Die Blumen sind wie diejenigen der Sonnenrosen, Athern, Taglilien und vieler anderer sogenannte *Korbblütler*. Die Strahlenblüten sind von hübscher gelber Färbung, während die unscheinbaren *Korbblütchen*, dicht zusammenstehend, ein erhöhtes Mitten bilden. Es werden noch viele andre *Rudbeckienarten* in den Gärten angepflanzt; sie alle zeichnen sich durch enorme Reichblütigkeit aus.



Schlingblättrige Rudbeckie



Zwillinge-Monardie



**Dinkelsbühl**

Nach dem Gemälde von Konrad Zeffing (S. 719)

Die Raumverhältnisse zwingen uns zur Beschränkung auf die abgebildeten Arten, die lediglich nach ihrem malerischen Werte als Gartenstaudenpflanzen ausgewählt wurden. Mit ihnen ist ja der Reichtum an schönen und dekorativen Stauden noch lange nicht erschöpft. Wir finden noch herrliche Vertreter unter den Kornblumen, den Gabel- und Kugelbischeln, der Gamsviora, dem Aittersporn, den Athern, Melei, Anemonen und vielen andern. Alle bewährten Gartenstauden zeichnen sich ohne Ausnahme durch große Anspruchslosigkeit aus. Für reichliche Düngung und Bewässerung sind sie dankbar, und daneben erfordern sie von Zeit zu Zeit ein Verpflanzen an eine andre Gartenstelle, die ihnen neue reiche Nahrung bietet. Dieses Verpflanzen wird dann am besten im Herbst vorgenommen, und man kann dabei durch Teilung starker Staudenbüsche auch für eine reiche Vermehrung sorgen. Die meisten Stauden sterben mit Eintritt des Winters bis zum Wurzelstock ab, der, mit wenigen Ausnahmen, den deutschen Winter schadlos überdauert. Manche haben immergrüne Blätter, die auch im strengsten Winter nur wenig an Farbenschönheit verlieren. Zur Wepflanzung von Blumenbeeten sind speziell die malerisch wachsenden Stauden nicht recht geeignet, sie kommen am besten einzeln stehend auf exponierten Standorten zur Geltung. Viele Arten sind auch zu kleinen Truppsen zusammengelassen, von besonderer Wirkung. Wo sich die Möglichkeit bietet, eine malerische Felspartie am rechten Platz anzulegen, über die vielleicht ein kleines, lares Bächlein hinwegrieselt, um sich nach kürzerem oder längerem Laufe in einen Teich zu ergießen, da findet sich zwischen den Felsen, an den Bachufern und am Teiche Gelegenheit zu wirkungsvoller und sachgemäßer Anpflanzung fast aller Staudenarten. Auch den sparsamen Gartenbesitzern kann die Voeorzugung der Stauden nur wärmstens empfohlen werden, da ihre Anschaffung nur eine einmalige und bei richtiger Wahl nicht einmal große Ausgabe verursacht, während die Pflanzen für Blumenbeete von Jahr zu Jahr neu beschafft werden müssen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß sich die meisten Staudenbüsche sehr zur Ausschmückung von Blumen- und Tischbeeten eignen. Der Wunsch vieler hier in Betracht kommender Pflanzen ist ein so üppiger, daß auch ein reichliches Blüden von Blüten keine empfindlichen Lüden reizt.

Max Hradtscher

### Das Kinderschutzgesetz

Eine höchst bedeutsame sozialpolitische Tat hat der Reichstag noch vor seinem verfassungsmäßigen Ende vollbracht, die Verabschiedung des Kinderschutzgesetzes oder, wie die genauere Bezeichnung lautet, des Gesetzes über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben. Die bisherige Gesetzgebung des Reichs hatte sich mit der Regelung der Beschäftigung von Kindern nur insoweit befaßt, als es sich um die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft für die Tätigkeit in Fabriken handelte, hingegen ihre Heranziehung für andre Arbeiten in keiner Weise berücksichtigt. Nicht als ob man nicht schon längst sich der schweren Uebelstände bewußt gewesen wäre, die auf diesem Gebiete bestehen, nicht als ob man an der Pflicht des Staates gezweifelt hätte, sich schützend und fürsorgend auch der Kleinen anzunehmen, die bei grauem Morgen durch Brot-, Web- oder Zeitungsarbeiten und in spätester Nachtstunde durch Regelaufstellen, Spülen von Gläsern und Flaschen, Verkauf von Händbüchern, Blumen und sonstigen Gegenständen Geld zu verdienen suchen; man war sich vielmehr hierüber längst vollständig klar, und nur die mit dem Gegenstande verbundenen ungeheuren Schwierigkeiten schreckten den Gesetzgeber längere Zeit zurück. Nachdem aber eine umfassende Untersuchung gezeigt hatte, daß es vollständig unmöglich sei, die zum Himmel schreiende Ausnutzung des zartesten Kindesalters durch pflückererfahrene Eltern und Vormünder noch länger fortbestehen zu lassen, hat das Reich mit fester Hand eingegriffen und durch das Gesetz über die Kinderarbeit den meisten Staaten wieder ein Beispiel dafür gegeben, daß, wo ein Wille ist, sich schließlich auch ein Weg findet, auf dem dieser Wille durchgeführt werden kann. Das Gesetz ist kein einfaches und leicht verständliches, sondern recht kompliziert und mitunter nicht leicht in seiner Tragweite zu erfassen; es beschränkt auch durchaus nicht alle Anforderungen, die an diesen Zweig der staatlichen Fürsorge gestellt werden, aber trotzdem wird seine Anwendung für viele Hunderttausende von unendlichem Werte sein, wird mit der Zeit die Wirkung haben, daß die Kindheit nicht

mehr in einem Maße für die erwerbende Tätigkeit herangezogen wird, das durchaus kulturwidrig ist. Das Gesetz bezieht sich auf Knaben und Mädchen unter dreizehn Jahren schlichthin, auf solche über dreizehn Jahren dann, wenn sie noch zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind. Wie schon aus seiner Ueberschrift erhellt, beabsichtigt es mit nichts, jede Beschäftigung der Kinder gegen Entgelt zu regeln, sondern nur die in gewerblichen Betrieben stattfindende; daraus ergibt sich, daß die Beschäftigung von Kindern für landwirtschaftliche Arbeiten ebensowenig nach dem Inhalte seiner Vorschriften beurteilt werden darf wie die Beschäftigung im Haushalt; es ist der weiteren Entwicklung vorbehalten worden, ob und inwiefern auch eine Ausdehnung des Kinderschutzes hierauf sich als unvermeidlich erweist. Von größter grundsätzlicher und auch praktischer Wichtigkeit ist es, daß zum erstenmal in diesem Gesetze der Staat nicht vor dem häuslichen Herde und dem Familienheim Halt macht, sondern in letzteres eindringt und auch darüber Vorschriften gibt, daß die eignen Kinder seitens ihrer Eltern nicht über Gebühr angestrengt werden. Zwischen der Beschäftigung fremder und eigener Kinder wird in dem Gesetze wohl unterschieden, und eine ganze Anzahl von Bestimmungen, die für die Beschäftigung fremder Kinder passend erscheinen, kommen bei der Beschäftigung eigener Kinder nicht in Betracht; aber andererseits ist dafür gesorgt, daß auch nicht die eignen Kinder durch die Eltern derart zu dem Erwerbe verwendet werden, daß darunter die körperliche oder geistige Entwicklung leidet oder die Sittlichkeit gefährdet wird. Eine ganze Anzahl von Beschäftigungsarten ist schließlich untersagt; bei den gestatteten nimmt der Gesetzgeber darauf Rücksicht, daß die Schule ihre Lehrvorrede nur dann erreichen kann, wenn die ihr anvertrauten Kinder nicht schon durch die Erwerbstätigkeit übermüdet zu dem Unterricht kommen. Der Gesetzgeber wäre hierbei wohl gern noch weiter gegangen und hätte die Forderungen mit Freunden erfüllt, die von seiten der für den Kinderschutz seit Jahren kämpfenden hervorragenden Vertreter der deutschen Lehrerenschaft erhoben wurden; aber er mußte sich fügen, daß die Verhältnisse zurzeit liegen, leider viele Familien auf die Unterstützung durch die Kinder nicht verzichten können, und dieserhalb begnügte er sich zunächst mit dem Notwendigsten. So wohlthätig nun auch diese Maßnahmen zum Schutze der Kinder sind, so würden doch die betreffenden Vorschriften nur auf dem Papier stehen, wenn das Gesetz nicht gleichzeitig für eine wirksame Ueberwachung und Beaufsichtigung der Art und Weise ihrer Anwendung Sorge trüge. Es entspricht den gegebenen Verhältnissen, daß das Gesetz die Mitwirkung der Behörde bei der Beaufsichtigung für notwendig erklärt, und es darf erhofft werden, daß hierdurch eine Gewähr dafür gegeben ist, daß die wohlgemeinten Schutzmaßregeln auch stimmungsgemäß zur Anwendung gelangen. Aber es wäre eine Ueberschätzung der staatlichen Macht, wenn man annehmen, daß die staatliche Kontrolle hier allein genügt; das ist mit nichts der Fall, es bedarf vielmehr der eifrigsten Mitwirkung der Gesellschaft, insbesondere der Vereine zum Schutze der Jugend, wenn die auf das Gesetz begründeten Forderungen auch nur mit der Zeit in Erfüllung gehen sollen. Daß insbesondere eine Heranziehung der Frauen bei der Ueberwachung, und zwar eine Heranziehung in umfassendem Maße, gar nicht vermieden werden kann, ist selbstverständlich und in den dem Erlaß des Schutzgesetzes vorhergegangenen Verhandlungen allseits anerkannt worden. Das Gesetz tritt seinem ganzen Inhalte nach nicht sofort in Kraft, sondern in Ansehung wichtiger Bestimmungen erst nach mehreren Jahren; die Zulassung einer Uebergangszeit, während der sich die beteiligten Kreise auf die neue Regelung einzurichten und sich nach und nach darauf vorbereiten können, war unvermeidlich, wollte man Härten verhüten, unter denen gerade die minderbemittelten Schichten der Bevölkerung besonders hätten leiden müssen.

In dem Kinderschutzgesetz kommt das dem modernen Staate eigentümliche Bestreben, sich der Schwächsten der Schwachen fürsorgend anzunehmen, in besonderem Maße zur Verödpernung; während es heute noch große Staaten gibt, die sehr ungeduldet darüber sein würden, wollte man ihre Jugendigkeit zu den Kulturstaaten in Zweifel ziehen, die aber gleichwohl noch nicht die Kraft gefunden haben, der Beschäftigung von Kindern auch nur für die schwersten Arbeiten außerhalb des Hauses irgendwelche Schranken zu ziehen, setzt das Reich der Beschäftigung der Kinder auch in der Hausindustrie und in andern gewerblichen Betrieben bestimmte Grenzen, geleitet von dem Gedanken, daß der Staat keine geringere und wichtiger

Aufgabe besitzt als die des Kinderschutzes. Es war einer der größten Denker des deutschen Volkes, der vor Menschengaltern schon den Sach aussprach: „Gebt mir die Jugend, und ich ändere das Jahrhundert.“ Der Erlaß des Kinderschutzgesetzes beweist, daß man im neuen Reich des Verstandnisses hierfür nicht entbehrt.

Sudwig Fuld

### Literatur

Von den vier letztgenannten Novellen, die Ferdinand von Oorschot in einem Bande vereinigt hat (Suttgard, Teutische Verlagsgesellschaft, geb. M. 4.-), trägt die erste, „Die Petersinsel“, ihren Namen nach ihrem idealischen Inhalt im Bieleer See, das durch den Aufsichtst Mannhaus, 1765, seine Beschäftigung erlangt hat. Vier spannen sich die Fäden eines eigenartigen Romans an, der an der Stätte, die durch Mannhaus Angelegenheit gewirkt ist, auch seinen Abschluß erhält, denn in den Wäandern, die jener einst benutzte, schrebt der Held der Novelle, Künstler und Vort zugleich, seine Lebens- und Lebensgeschichte sich vor. Aus diesen Bildern und Berichten hat ihn ein Wadchen lieb gewonnen, aber als sie einander gegenseitig kennen lernen, ist sie an einen andern gebunden. In dem Konflikt zwischen Liebe und Pflicht entscheidet die Frau sich für die letztere, und das war wohl richtig, denn das andre Glück hätte sie an der Seite des Künstlers und künstlerischen Anderser kaum gefunden. Ihm ist schließlich der kleine Roman, den er mit einer Art bitteren Humor niederschreibt, nur eine Episode, ihr freilich eine schmerzliche Erfahrung, an der sie leidet und durch die das weitere Leben. Die zweite Novelle, „Der Christus von Mariabühl“, verleiht hinter einer schalkhaften Einleitung eine ernste Handrede. Der alte Baron, der dem Fürsten und seinen Freunden seine Weisheit abgibt, war in jungen Jahren eher besser denn schlimmer als seine Ältern- und Standesgenossen, und gerade, daß er vor der Zurückführung eines der angelegentlichsten Abenteuer zurückbleibt, bringt ihn in große Ungewissheiten, trotz ihm Recht und Gerechtigkeit. Wegen seiner Tugend erhebt er Strafe, und dadurch vermag er nicht hinwegzukommen; indessen wird der Vater durch wohlgeleitete Selbstironie die Schärfe gemindert. Die Trautl gelangt in der Erzählung „Die Begierde“ zu einer Ausbreitung. Der Held entkommt in Leidenschaft zu einer Schönen, die er nur vom Begehren kennt und die seinem Geschickteil entkommt, bevor ihm die Annäherung gelungen. Nach Jahren erfährt er, daß sie gestorben ist, und man treibt er mit ihrem Andenken, ihrem Bildnis, das ihm ein Teil in die Hände geführt, einen wahren Kultus. So nicht er gegen andre Liebe geliebt, die die Zeit ihres widerlichen Einflusses geltend macht und eine verführerische Frau ihn gefangen nimmt. Aber dem kurzen Roman folgt jedoch ein Gedanke. Diese Frau war es, die den Tod der Schwelgerin veranlaßte; aus Reue reichte sie ihm den Kränzelein, und dadurch ging das arme Wesen zu Grunde. Von Westfälensall genieigt, bekennt die Schwelgerin ihren Fehler, der Mann aber muß seinen Trautl jucken im Gedanken an die schuldlos geforderte Verleumdung. Frühling's Humor atmet die letzte der Fiktionen: „Herrn Witzlingers romantische Genesung“. In einer Art von Fremdenbesuche sucht eine Edele Frau, die sich für ein Kind von Befanden halten, einen Galt fortzusetzen, dessen hiderbei Gebären sehr von der ästhetischen Vornehmheit abhängt. Man spielt ihm allerlei Schabernack, aber er weiß sich zu rächen, und während die andern meinen, ihn zu foppen, hält der „Inferno Reiz“ sie zum besten. Der Vorwurf ist mit mustertreue Naum und in dröckiger Steigerung der Effekte durchgeführt.

„Aus großen Tönen“ ist der Titel eines neuen „Allgemeinen“ von Georg Kreibitz von Compten, in dem der Verfasser eine moralische Arie aufstellt, die er aus seinem langjährigsten Werk mit dem einfachen Schönen der Dodekadrymoli geschöpft hat. Berlin, F. Fontane & Co. Der Umgang mit dieser hohen, kühnen Natur soll und muß in jedem empfindlichen Menschen ähnliche Gefühle der Heiligkeit und Heiligkeit wecken. „Der den Bergen mit besiedelten Händen naht, mit unauferen Mädeln, der zu ihnen mit einer Sünde kommt, einer Schuld, dem vergelten sie. Solche Leute weisen sie ab.“ Das ist der leitende Gedanke, der die Handlung durchdringt, die sich nur zwischen drei Personen abspielt, einem Unerschütterlichen, seiner jugendlichen Frau und einem Nachbar, der sich in Berlin immer in achtungsvoller Entfernung gehalten hat. Über das Zusammenhänge zu breiten in den „Allgemeinen“ möcht folgende Gedichte rege, und bei einer kinderlichen Doktor in den Tölmern tritt der bedingte Obermann als Mäher auf, indem er den treulosen, in Dschowen unterworfenen Freund in graugrüner Felsenwäand seinem Schicksal überläßt.

Seit langer Zeit ist kein Schriftsteller des Vaterlandes in so jungen Jahren und so rasch in Deutschland und den andern europäischen Kulturländern zu literarischem Namen gelangt wie der russische Novellist Leonid Andrejew. Die kleinen Erzählungen, mit denen der junge Tichter vor kaum drei Jahren in Moskau debütiert hatte, fanden überaus großen Erfolg und bereits im vorigen Jahre in deutscher Uebersetzung (unter dem Titel: „Erzählungen“ von Leonid Andrejew) bei der zweiten Verlagsanstalt in Suttgard. Zeitlich hat sich das Interesse für Andrejew mit jeder neuen Erzählung, die der unheimlich produktiven Autor veröffentlichte, in seinem Vaterlande wie bei uns in Deutschland gehiegt, und soden ist in dem oben genannten Werke eine zweite Sammlung seiner Erzählungen in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Im Nebel und andern Novellen“ (Preis 2 Mark, geb. 3 Mark) erschienen. Das starke, vielseitige Talent des jungen Mannes zeigt sich in dieser neuen Sammlung noch schärfer und gereizter als in der ersten, aber auch noch höher. Hatte schon einige der im ersten Bände enthaltenen Erzählungen verständig gewirkt durch die feinfühlerigen Erzählungen, mit der der Tichter in die besten Abgründe der menschlichen Seele eindringt und ihre geheimen Regungen erschließt, so behandelt er in der neuen Sammlung Wirkungen von einer sensationell wirkenden Wirkensweise, die an die Heren und an die Selbstbesessenheit der Herrin die Aufmerksamkeit stellt. Andrejew's Talent im Stoff sind die Titelnovelle „Im Nebel“, die in Moskau ungeheures Aufsehen gemacht hat, und die letzte Novelle des Bandes, „Im Lager“, aber der künstlerische Geist und die dichterische Kraft, die Andrejew überall offenbart, leben und über das Unbegreifliche der Handlung hinaus und jenseits der Tichter in den Augen jedes reifen Lesers zu einer der bedeutendsten Erzählungen in der modernen Literatur.

# Notizblätter

## Der Herzog von Ojorez von Velazquez

(Hierzu das Bild Seite 709)

Im Prado-Museum zu Madrid befindet sich ein monumentales Porträtbildnis des allmächtigen Ministers König Philipps IV. von Spanien, des Herzogs von Ojorez, in dem der königliche Hofmaler Diego Velazquez (1599-1660) ein Meisterwerk



Ingenieur Luca Beltrami, mit dem Wiederaufbau des Campanile in Venedig beauftragt

geschaffen, das an Wucht und prächtvoller Lebendigkeit der Charakteristik dem berühmten Porträtbildnis seines königlichen Herrn nicht nachsteht. Obwohl der „hochachtende Minister mit Kulore versehen hätte“, wollte er doch hoch zu Roth als Kavalleriegeneral, „in der Aktion des Feldherrn, der Laufende zum Angriff führt und ihnen den Weg der Ehre mit Beförderung des eignen Lebens sehl. dargestellt sein. In reicher, mit Gold damazierter Kleidung, in breitem Hut mit Feder-

# Über Land und Meer

Euch, voller goldgezierter Schärpe, so strengt er, augenblicklich in förmlicher Parade sich haltend, auf seinem andalusischen Rosskammeln in diagonaler Haltung nach dem Hintergrunde zu.“ So schildert Justiz in seiner Biographie des Velazquez das etwa um 1640 enthaltene Gemälde, von dem unter Holzschnitt die Haltung des Reiters wiedergegeben. Dem nachbildenden Künstler ist es trefflich gelungen, nicht nur die Malweise des Originals, sondern auch die raumgewaltige Energie der Charakteristik, mit der Velazquez den alternden, nichts weniger als selbstisch geklimmten Reiter zu einem Krieger von heroischer Kraft gedeutet hat, höchst lebendig zu veranschaulichen.

## Dinkelsbühl

(Zu der Abbildung Seite 717)

Ein ungemein stimmungsvolles und charakteristisches Bild gibt unsre Ansicht von der unmittelbaren Stadt Dinkelsbühl im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, 10 Kilometer südwestlich von Nürnberg und nur 3 Kilometer von der württembergischen Grenze entfernt. Dinkelsbühl gilt als die älteste Stadt Frankeus und vom ehemals freie Reichsstadt; nach heute findet der Besucher das im frühbarocken Stile an der Mündung gelegenen freundlichen und heitlichen Städtchens Erinnerungen genug an frühere Jahrhunderte und an die ehemalige Bedeutung von Dinkelsbühl. Vor allem macht die mit Türmen besetzte Ringmauer einen ganz mittelalterlichen Eindruck, der auch auf unserm Bilde sehr gut wiedergegeben ist. Von den fünf Kirchen wurde die evangelische Stadtkirche im byzantinischen Stil 1543 an Stelle der alten Karmeliterkirche erbaut; die katholische Georgskirche, eine gotische Hallenkirche, stammt aus den Jahren 1448-1498. Ein Prachtbau deutscher Renaissance in Holzarchitektur aus dem 16. Jahrhundert ist das sogenannte Festliche Haus (1877 restauriert), Stammhaus der Grafen Tschudi-Truchsess. Aus Dinkelsbühl kommt der bekannte Jugendstilarchitekt Christoph von Schmid, dem 1868 ein eignes Stadtbild errichtet worden ist. Als Stadt, die bereits im Jahre 1128 durch einleuchtende, 1181 durch doppelt Mauern befestigt worden war, erhielt 1306 gleiche Rechte mit Ulm und war von 1381-1402 zum schwebischen Kreise gehörige Reichsstadt. 1552 wurde Dinkelsbühl von den Schweden erobert, es kam 1602 an Bayern und 1804 an das preussische Ruchtenum-Kreisch, um dann 1806 dauernd wieder Bayern einverleibt zu werden.

## Aus Rudolf Maisons Werkstatt

Abfels der breiten Obertrake und dem Gewoge der Grobnadt Wänden hat in Olon, einem entfernt von der Westben, liegenden Villenquartier, Rudolf Maison sich sein Heim geschaffen. Dort, wo behagliche Atelierräume dem in unermüdlicher Schaffenskraft ausschließlich seiner Kunst lebenden Bildhauer zur Verfügung stehen, stellt er dieser und sich selbst immer größere Aufgaben. Von Bild in das Meistern macht uns gleich mit einigen neueren Schöpfungen des Meisters bekannt. Es stehen die Gruppe der „Ninnen“, der „Ninnen“, das „Fraumädchen mit der begehrtlich nach dessen Worte ausbildenden Wand, ein „stilles Geotz“, Woban auf seinem Throne“, „Der stille Geotz“ u. a. Nicht als letzte seien von diesen im Meistern des Meistern zu schauenden Kunstwerken die Modelle der herrlichen Reiterfiguren, die vor dem



Figuren mit dem Habelungenhorst, Silberhauer von Rudolf Maison

Reichsblagsgebäude stehenden Gerolds und diejenige des für Berlin bestimmten Kaiser Friedrich-Zentmals erwähnt, zu dessen Rufen wie dem Künstler gewöhnt. Auch Rudolf Maison mit Recht als einer der besten Künstler von Venedig gepriesen wird, geht aus diesen außerordentlich natürlich und lebenswahr erscheinenden Tiergestalten hervor. Die verstorbenen Kaiserin Friedrich, die im Meistern des Meistern das Meistern-Gemälde ihres vereinigten Gemahls befestigte, sowie Kaiser Wilhelm II., der sich das Modell nach Berlin kommen ließ, sprachen sich in rühmender Anerkennung über dieses Werk aus. Mit einem Sonderbilde veranschaulichen wir eine weitere Arbeit Maisons in sein gearbeitet Kleinplastik: die in Silber gegossenen Habelungenhorst, der eben im Begriff ist, den verbängnisvollen Habelungenhorst in den Kreis zu verstellen. Neben zahlreichen Arbeiten der Kleinplastik, an denen Maison eriotatze Verluste des von ihm immer mehr vervollkommenen Reichsblagsgebäude anheilt, neben Rufen und Reiterbild danken ihm viele Monumentalwerke ihre Entstehung. Es sind der Reichmann-Brunnen in Bremen, der Gensanten-Brunnen in Zürich, das Standbild Clio des Großen, die beiden schon erwähnten Gerolds, die Habelungenhorst der Habelungenhorst zu Wasser und zu Lande. — Legere alle am Reichsblagsgebäude zu Berlin. S. Frank



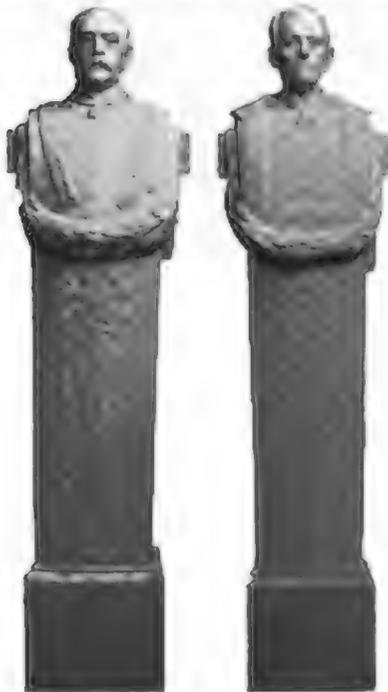
Professor Rudolf Maisons in seinem Atelier zu Olon

Der Sardinenzug aus der Bretagne nach Tunis

Die so plötzlich von der britischen Küste ausgedrehten Sardinen, durch deren Wegbleiben bekanntlich ein schwerer Notstand unter der britischen Bevölkerung entstanden ist, haben sich größtenteils der tunesischen Küste zugewendet zu haben. Wegenwärtig überflutet die Menge dieser Fische in den tunesischen Gewässern jede Bucht, und was den armen Briten verloren gegangen ist, kommt ausschließlich den italienischen und neapolitanischen Fischern zu gute. Die italienischen Boote, sogenannte Torlanen, bringen Salz und Pfeffer nach Tunis und nehmen zur Rückfahrt eine ganze Ladung Sardinen in Fässern nach Italien mit, wofür eine kolossale Konzentration momentan in Entwicklung begriffen ist.

Die Bismarck- und Moltke-Herren im deutschen Reichstagsgebäude

Zur Gedächtnis des Deutschen Reichstags hat durch die von Prof. Wilhelm von Kriesmann in München gefertigten Büsten Bismarcks und Moltkes einen neuen hervorragenden Schmuck erhalten. In herrlichem weißen Marmor ausgeführt, stehen



Die Bismarck- und Moltke-Herren Nr. des Reichstagsgebäude

schon die überragenden, auf silbernen Sockeln getriebenen Büsten in der Vorhalle zweier Nebensäle. Bismarck ist im Harnisch, Moltke im Intermarock und Mantel dargestellt. Edle Giebelwerke schmücken die Sockel.



Das von Prof. Hugo Jauch 1898 zur Vermählung des Großherzogs von Sachsen-Weimar. Die Haupttischreihe im Schloss zu Weimar



Zum Gläserbau der Campagna in Venedig: Der Messiasgegnenbau

Zur Vermählung des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar mit der Prinzessin Karoline von Reuss

In der Daxler- und Wetzlarstadt des Fürstentums Schaumburg-Lippe, dem waldumrankten Bückeburg, fand am 20. April die Vermählung des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar mit einer Nichte des Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe, der verwitweten Prinzessin Karoline von Reuss, Kgl. Großherzog Wilhelm Ernst, im 27. Lebensjahre stehend, folgte am 6. Januar 1901 seinem Großvater Karl Alexander auf dem Thron. Prinzessin Karoline von Reuss, geb. am 19. April 1880 ihren Vater, dem Fürsten Heinrich XXII, verloren, nachdem ihre Mutter, Fürstin Ida, bereits im Jahre 1891 gestorben war. Unter Aufsicht gibt den Hauptaal des Bückeburger Schlosses wieder, in dem ein großer Teil der Festlichkeiten stattfand.

Bühne

Auf den deutschen Bühnen herrscht bereits starke Ebbe. Die Bühnenleiter hatten mit den Visitationen, von denen sie sich eine größere Wirkung versprechen, bis zur nächsten Saison zurück, und was sie nach von Dresden bringen, gehört meist zu jener Sorte, die der geschäftsmäßigen Direktor und seine tüchtigen Helfer von vornherein als ziemlich aussichtslos erkannt haben. So überlegen wir die große Menge der Einlagen, die, so eben aus Lampenlicht gelangt, schon in die Vertiefung verschwunden sind, und begnügen uns mit der

Ermahnung solcher Werke, die in literarischem Sinne aber um des Wunders willen Beachtung verdienen. Aus der Reichsbauzeit ist lediglich das Schauspiel 'Arbeit' von Rudolf Dalm zu nennen, das im Berliner Theater den üblichen Achtungserfolg erzielte. Das Stück behandelt das trübselige Los des Schiffbauers, der nicht als der Mann seiner reichen und kapriösen Gattin ist, bis er die unerbittlichen Ketten trennt und in leidenschaftlicher Tätigkeit die Erfindung und Freiheit findet. Dem im Hoftheater zu Braunschweig aufgeführten Drama 'Weißkorn und sein Vetter' hat der Autor Heinrich Heimann dadurch auf die Bühne, daß er selbst die Rolle des großen Tommeiers spielte. Ein gewisses Interesse war der Visität dadurch verliehen, daß die Wiener Verwandten Gesellschaft von vornherein gegen die Charakteristik des Helden protestiert hatten, der bekanntlich dem Meister große Sorge bereitet, aber befragter Reife kommt in dem Stücke mit. Ähnlich davon. Beifällige Aufnahme fanden das Lustspiel 'Der 70. Geburtstag' von Heinrich Lee im Schwanen-Operntheater und das Schauspiel 'Schiffbruch' von August Trinius im Stadttheater zu Göttingen. Großen Erfolg errang im Münchener Wärdenerplatz-Theater die Comedie 'Madame Herron' von Hugo Felber. Der Erfolg war zu gleichen Teilen der wohlwollenden Kritik wie dem tüchtigen Text von Maurice Ordonneau zu danken. — Einen großen Erfolg hatte Octave Mirbeau in der Comedie Francaise mit seinem Schauspiel 'Geschäft ist Geschäft'. Der Autor hat eine Satire gegen die schamlose Geschäftspolitik geliefert, wie man sie nicht ganz mit Unrecht mandern der heutigen Regierungsmänner in Frankreich nachfolgt, und so fand sein schäbliches Stück — denn ein solches ist es — ein dankbares Publikum. Einen Achtungserfolg erzielte das Antoine-Theater mit dem Drama 'Napoleon auf St. Helena' von Frau Severine. Es scheint, daß endlich die Pariser der Napoleonide überdrüssig geworden sind. Auf dem Conserven-Theater wandelt Claude Terrasse in seiner Comedie 'Der Herr von Berg', die im Varietetheater großen Erfolg fand. Die Verdichter, H. de Cavailles und Robert de Flers, schrieben mit größtem Genuß die Abenteuer eines Händlers, der angeblich an einem Krampus teilnimmt, aber in Italien ein Kettentänzer führt und nach der Rückkehr in die Heimat schändlich entehrt wird. — Sarah Bernhardt als 'Mitter', das nicht unglücklich und in doch im Theater zu Montecarlo Vorführen geworden. In dem also benannten Drama von Charles Miché trat die Hauptrolle als Titelrolle auf, und es muß immerhin als ein Erfolg erachtet werden, daß sie kein komisches Weibchen erreichte.

Colosseum

Meteorologe Josef Ungersperger, Mitglied der deutschen Subpolarexpedition, 30 J., † auf den Herguelen, — Berlin, Geh. Rat Dr. Brecht, vormalig Präsident des Oberlandesgerichts Naumburg, 84 J., † 16. April, Naumburg a. E. — Giovanni Boccia, bel. Rechtsgelehrter und Pflanzler, 65 J., † 16. April, Neapel. — Großindustrieller Rossmann Anton v. Harde, vormalig Präsident des niederösterreichischen Gewerbevereins, 65 J., † 16. April, Wien. — Louis von Saville, bel. Trauung, † 16. April, Berlin. — Poeten und Bühnenkritiker Emilie v. Weidenbach, 45 J., † 16. April, Konstanz. — Dr. Joh. Christophorus Müller, bel. Sprachforscher, 65 J., † 16. April, Mainz. — Vorkriegs- und Weimarer Louis Schönbeger, 76 J., † 17. April, Straßburg. — Bergbauingenieur Paul Adde, Direktor des Oberbergamts Dortmund, 65 J., † 18. April, Wiesbaden. — Militär- und Spitzschütze Karl Mayer, 82 J., † 18. April, Koblenz. — Oberstaatsanwalt Generalmajor Adolf v. Berendts, 82 J., † 18. April, Tilsit. — Schriftstellerin Marie Wenz, Gattin des Bildhauers Prof. Rudolf Wenz, 81 J., † 19. April, Wien. — Direktor Antoine Lesclapart-Pontalis, 73 J., † 19. April, Paris. — Geolog Felix Karrer, 79 J., † 19. April, Bonn. — Geh. Obermedizinalrat Dr. Guano v. Veit, bel. Gynäkolog, vormalig Professor an der Universität Bonn, 79 J., † 20. April, Weisbaden in Weimern.

# Über Land und Meer

III. 32



Sal mit den Fahnen der Ritters und Gilden der Stadt Hannover und den Porträt König Georgs V. von L'Hérmand



Schrank mit den Mikromer-Beobachtungen der „Bildstöbe“



Verkaufsraum der alten Ratsapotheke



Laboratorium der alten Ratsapotheke



Das niederländische Bauernhaus



Das Velt eines niederländischen Bauernhauses

## Zur Eröffnung des Vaterländischen Museums in Hannover (Text umstehend)

Nach fotogr. Aufnahmen von Ed. Wechsungen in Hannover

### Ein Gang durch das neue „Niederländische Museum der Stadt Hannover“

(Siehe die Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Schon fast längen bestand in der Stadt Hannover der Plan, ein niederländisches Museum einzurichten. Nur das die Stadtverwaltung in geschickter Weise Erinnerungen an die Vergangenheit der Stadt und des Landes Hannover sammelte. Sie wurden aus Mangel an geeigneten Räumen teils im kleinen Museum teils im Leibniz-Bau untergebracht, bis sich neuerdings infolge der Ueberlieferung der Cumberland-Galerie in den Neubau an der Adolph- u. Bernhards-Strasse die Möglichkeit bot, die von dieser bisher innegehabten Räume zu einer Heimstätte für ein solches Museum umzugestalten. Nachdem die nötigen Arbeiten vollendet waren, ist nun kürzlich im Hause Prinzenstraße 4 das neue „Niederländische Museum der Stadt Hannover“ eröffnet worden. In der von der Straße in den Hof des Museums führenden Durchfahrt ist an den Wänden eine umfangreiche Sammlung alter Ölbilder untergebracht; dann tritt man durch eine hohe Glas- tür in den unteren Saal. Eine besondere Abteilung auf der rechten Seite, die durch ein Gobelin aus dem Kloster Waten- warden vor den übrigen Sammlungen getrennt, „Waldstube“, in den Wänden und Innungen der Stadt Hannover gewidmet. In mehreren Glasbüchern sind die zum Teil sehr alten und

kostbaren Edelmetalle, Meißnerkeramik, Meißnerporzellan u. s. w. vereinigt. Amosoren, Aufstiegs- u. Herbergs- und Stufen- scheid u. s. w. vervollständigen diese Abteilung. In zwei Glasbüchern sind am Soaleingang gewahrt man Erinnerungen an die alte Wappsteine und andre dahin gehörige Alter- tümer. Im Verkaufsaal stehen in Regalen kunstvoll ge- fertigte Gläser und Flaschen mit den verschiedensten Laboratorium- noch gebrauchlichen Vorrichtungen. In dem anstößenden Saal sind die wunderlichen Leuchtmittel, Wägen, Wagen u. s. w. an den Wänden, auf dem Tisch und dem eigentümlichen Ge- schenke. In dem Umgang erblickt man eine Sammlung von Uhrwerk- zeugen und alten physikalischen Apparaten. In ein Museum- haus verleiht der Besucher die sogenannte „Wägen- u. s. w.“; am den großen Tisch stehen kleine, großenteils durch feine Arbeit angefertigt reich verzierte Wägen- u. s. w.; an der Wand überdauern einer Zeitweise, eine prachtvolle Turm- und ein Schrank mit elektrischen Apparaten auf dem „Bügel“ u. s. w. In dem nun folgenden Raum findet man ebenfalls bäuerliche Altertümer sowie einige Volkstrachtenstücke. Wenn gelangt man zu dem interessantesten Teile des unteren Saales: einem nieder- ländischen Bauernhaus aus einfachem Fachwerk mit dem charakter- istischen Strohdach. Der Durchgang auf der einen Schmalseite gewährt dem Besucher den Einblick über der Tisch in das „Hetz“ mit der offenen Herdplatte. Im Raum des Herd- feuers hängt Waage, Spinn- und Spinn- u. s. w.; neben dem Herd- feuer steht ein Stuhl, den der „Möbner“ anbeutend, auf der

andern Seite Kleider- und Hüte. Wir verlassen jetzt den unteren Saal und begeben uns in das mit Bildern der Han- noverischen Bürgerwehr aus dem Jahre 1813 dekorierte Treppen- haus, dessen Wände Bilder, namentlich zahlreiche Portraits schmücken. Im ersten Stock betreten wir die Ehrenhalle der alten hannoverschen Arme mit Uniformen und Waffen aus älterer und neuerer Zeit bis zum Jahre 1890. Sammlungen von Tischen und Uhrenzeigen, Ausstellungsgegenständen, militäri- schen Spielern und Leuchtmitteln u. s. w. Die Wände älteren Abbildungen der alten hannoverschen Uniformen der Säulen und Pfeiler sind mit alten Waffen aller Art dekoriert. In dem dritten Saal des Museums sind an den Säulen des Mittelganges die anlässlich der Enthüllungsfest des Ernst-August-Denkmal 1891 beschafften Fahnen der Arme und Wägen der Stadt Hannover angebracht. Am Ende des Ganges, dem Eingang gegenüber, hat ein schönes Gemälde von K. Altmann, den König Georg V. als Chef des Gardekorps- Regiments darstellend, seinen Platz gefunden. Durch eine ein- gebaute Holzwand ist der große Saal in zwei Abteilungen geteilt. In der ersten findet man Photographien älterer Häuser und Straßen, Kaffeehaus und Wägen der Stadt, viele Portraits, sowie Handschriften und Texte, die sich auf die Geschichte der Stadt beziehen. In der zweiten Abteilung befinden sich zahlreiche Karto- graphen heimlicher Künstler, auch haben hier mehrere Karten Aus- stellung gefunden. Das Niederländische Museum wird ferner eine hervorragende Schmuckabteilung der Stadt Hannover bilden.



Moment-Aufnahme mit Goerz-Anschütz-Klapp- Camera (Objektiv: Goerz Doppel-Anastigmat), welche Augenblicksbilder bis zu 1/1000 Sekunde, ferner Portraits, Gruppen, Landschaften, Architekturen zc. aus der Hand und vom Stativ zu machen gestattet. Goerz Doppel-Anastigmat, vorzügliches Universal-Objektiv für alle Zwecke der Photographie. Goerz Photo-Stereo-Vinocle: Com- bination von Doppelfernrohr und Stereoskop-Camera. Die Apparate sind zu beziehen durch alle photographi- schen Handlungen oder direkt durch die Optische Anstalt G. P. Goerz, Berlin-Friedenau 54. Filialen: New- York, 52 East Union Square, London 1/6 Holborn- Circus, Paris, 22 Rue de l'Entrepôt. Reich illustrierte Kataloge kostenfrei.

### Bad Ems

Höchste Heilwirkung v. Eisen u. Sulfid- Wässern und Pechschwefelwasser gratis: u Kurhaus Schloss Langenan. Bismarckstrasse 6, Ems.

**Kleinig & Blasberg**  
Leipzig 2

Illustrierte Preisliste  
für elektrische Artikel

Für Starkstrom-Anlagen  
Leuchtkörper, Telefon- und  
Leuchtkörper, Wechselstrom-  
Anlagen  
Leuchtkörper, Leuchtmittel u. Apparate.

Höhen-Kurort  
**Oberhof i. Thür.**  
Grand-Hôtel „Kurhaus“  
Bismarck-Haus am Platz  
Heilung: Rheuma, Gicht, Herz-  
Krankheiten, Bronchitis, etc.  
Prof. Dr. C. Paulmann, Hofarzt.

**Werner & Pfleiderer**  
Cannstatter  
Misch-  
Knetmaschinen-  
u. Dampf-Backofen  
Fabrik

Complete Einrichtungen  
für Lebensmittel und Chemie

### Mädler's Patentkoffer

patentiert in allen Kulturstaaten, übertrifft alle bisher Dagewesenen an:  
**Haltbarkeit, Eleganz und erstaunlicher Leichtigkeit.**  
Nicht zu verwechseln mit Imitations- oder Holzgefaßt-Koffern

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
Nr. 581	100 cm	40 cm	30 cm	125,-
Nr. 582	100 cm	40 cm	35 cm	140,-
Nr. 583	100 cm	40 cm	40 cm	155,-
Nr. 584	100 cm	40 cm	45 cm	170,-
Nr. 585	100 cm	40 cm	50 cm	185,-
Nr. 586	100 cm	40 cm	55 cm	200,-
Nr. 587	100 cm	40 cm	60 cm	215,-
Nr. 588	100 cm	40 cm	65 cm	230,-
Nr. 589	100 cm	40 cm	70 cm	245,-
Nr. 590	100 cm	40 cm	75 cm	260,-

von Eisenwerkstätten  
Leipzig (Hauptstadt)

### Moderner Bügel-Koffer

Leicht,  
stark  
und  
dauert

mit  
Eisena-  
legirung  
belegte  
Kleider-  
Einlage

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Preis
Nr. 601	100 cm	40 cm	30 cm	125,-
Nr. 602	100 cm	40 cm	35 cm	140,-
Nr. 603	100 cm	40 cm	40 cm	155,-
Nr. 604	100 cm	40 cm	45 cm	170,-
Nr. 605	100 cm	40 cm	50 cm	185,-
Nr. 606	100 cm	40 cm	55 cm	200,-
Nr. 607	100 cm	40 cm	60 cm	215,-
Nr. 608	100 cm	40 cm	65 cm	230,-
Nr. 609	100 cm	40 cm	70 cm	245,-
Nr. 610	100 cm	40 cm	75 cm	260,-

### Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko.  
**LEIPZIG BERLIN HAMBURG**  
Petersstraße 5, Leipziger-Platz 111/112, Neuerwall 14.

### Walchwil a. Zugersee. — Schweiz.

**Hotel-Pension Neidhart**  
vis-a-vis dem Rigi.  
Schweizer, aristokratische Lage  
ausgezeichnete Küche  
Tischwein, Bier, etc.  
Tages- u. Wochenpreise  
ausgezeichnete Pensionen  
zu billigen Preisen  
Vorzügliche Verpflegung.  
Pension von 6 Fr. an.  
Kunstausstellungen, Theater und  
Musik.  
Telegraph, Post.  
Telefon.  
Küche, Speise- u. Getränke.  
Dr. med. J. Neidhart.

### Gicht Ihr Arzt erteilt Auskunft!

Wiesbadener Kochbrunnen  
Wiesbaden

**SANATORIUM OBERWAID, ACT.-GES.**  
HEI ST. GALLEN (SCHWEIZ)  
Kuranstalt ersten Ranges, unter ärztlicher Leitung,  
für Rheumatische, Gicht, und Nervenkrankheiten, sowie Störungen  
Franken, Gicht, Rheumatische Krankheiten, etc.  
Gesundheit Wasserheilanstalt von 1811. Bäder, Sand- und elektrische  
Kurmittel.

### Luftkurort Ilsenburg

am Harz, am Fusse des Brocken (738 m), Post, Telegraph, Fernsprecher,  
bequeme Bahnverbindung. Dieser herrliche, herrlich gelagerte Ort am Aus-  
gang des romantischen Mittelalters bietet zu den Werken des Dantes, Goethe,  
Browninge Luft der höchsten Gegend- und Waldluft mit wechsellän-  
dend und stärkend in nachhaltigster Weise. Befehle seiner vorzüglichen geliebten  
Himmels, durch die Reize seiner wunderbaren Umgebung mit den wechselnden  
Landschaften und Bauformen ist der Ort eines der beliebtesten Ziele für Sommerfrüher und Touristen.  
Der Verpflegung wird von den in Elsberg und dessen Nähe befindlichen Gaststätten in jeder Be-  
ziehung größte Sorgfalt gewidmet und den bescheidensten wie weitestgehenden Ansprüchen zu mässigen  
Preisen Rechnung getragen. **Ilsenburg** kann daher seiner landschaftlichen Schönheit und seiner vorzüg-  
lichen Verpflegung wegen zum längeren oder kürzeren Aufenthalt nur ungescheutlich empfohlen werden.  
Kostlos bereitwillig kostenfrei durch Herrn Ortsvorsteher **John, Ilsenburg a. Harz.**

**Norwegen,  
Spitzbergen  
und dem ewigen Eise**

Prof. Dr. med. J. Neidhart  
Leipzig (Hauptstadt)

Briefmappe

Abonnent in Basel. Auf die Rückseite der Briefmappe können nur zwei Briefe eingelegt werden. Sie müssen schon den Neckbalken zu Hause haben.

Wilmor durchaus empfohlen. Bei den jungen unter Vorhild eines Neuliteraturwissenschaftlers abgeleiteten Erfahrungen befinden in den vorerwähnten Abteilungen (Hoch- und Tiefbau, Maschinen- und Elektrochemie) u. d. m.

wurde, besteht aus einer mit vier Rollen versehenen bunten Kartmappe aus englischem Stahl, an deren oberem Hügel der Buchstabe über einer Zedelle und fünf Schrauben befestigt wird, aus den beiden Rollenbäntern, in deren Rollen (Kartenlager) die Rollen der Kartmappe eingeklemmt werden.

Bäder

Für Bad Salzbrunn bildet das Hauptereignis der jüngsten Zeit das Wirken einer internationalen Gesellschaft über die Quelle, welcher Krümmen bekanntlich bei Gicht, Diabetes, Nieren- und Gallenleiden vorzugsweise Verordnungen sind.

Thermal-Kurort Baden (Schweiz)



Eisenbahnfahrzeiten nach Baden
Zürich: 25 Minuten
Olten: 45
Basel: 1 Std. 20 Min.

Höhe über Meer 387 Meter. Sommer- und Winter-Saison.

Althewährte, schwefelhaltige Thermalquellen mit täglich über eine Million Liter Thermalwasser von 48° C. Heilindikationen: grosse Erfolge bei chronischem Rheumatismus der Gelenke, Muskeln und fibrösen Häute, bei Neuralgien (speziell Ischias), Gicht, sowie bei funktionellen Störungen infolge Verstauchungen, Knochenbrüchen und andern Verletzungen; bei chronischen Katarrhen, Stockungen in den Unterleibsorganen, Frauenkrankheiten, Schwächezuständen u. s. w. — Tüchtige erfahrene Kurärzte.

Bureau der Kasinogesellschaft Baden.

Luzern. Hotel und Pension de l'Europe. Bucher-Durrer. Basel, Hôtel Euler.

Advertisement for Bürgenstock, featuring circular logos for 'BÜRGENSTOCK', 'LUFTKURORT LUZERN', 'WALDPARK', and 'Stanserhornbahn'.

Vorbereitung für das Pretolligen, Glanzlicht, Bräunung und Solar. Sonnen- und Solar. Sonnen- und Solar.

Advertisement for Kleinert's Ambassador, featuring an illustration of a woman's face and text: 'KLEINERT'S AMBASSADOR u. GEM-Schulblätter'.

Advertisement for the Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilstätte Chemnitz, featuring an illustration of a building and text about medical treatments.

Advertisement for St. Blasien, featuring an illustration of a mountain landscape and text: 'St. Blasien reizend Hochtal- u. Waldkurort'.

Advertisement for Klimatischer Luftkurort Oberhofen b. Thun, featuring text about the location and facilities: 'Oberhofen b. Thun, a. Thunersee (Schweiz)'.

Advertisement for Hookon Strumpfhalter, featuring text: 'Hookon Strumpfhalter sind praktischen Damen unentbehrlich'.

Advertisement for Felsenegg Zugerberg (Schweiz), featuring text about the location and facilities: 'Felsenegg Zugerberg (Schweiz)'.

# Henkell Trocken.

**S**eit Jahren beziehen wir  
im grössten Masse  
ausgewählte Weine der Champagne  
zur Herstellung unserer Sektmarken.

Mainz

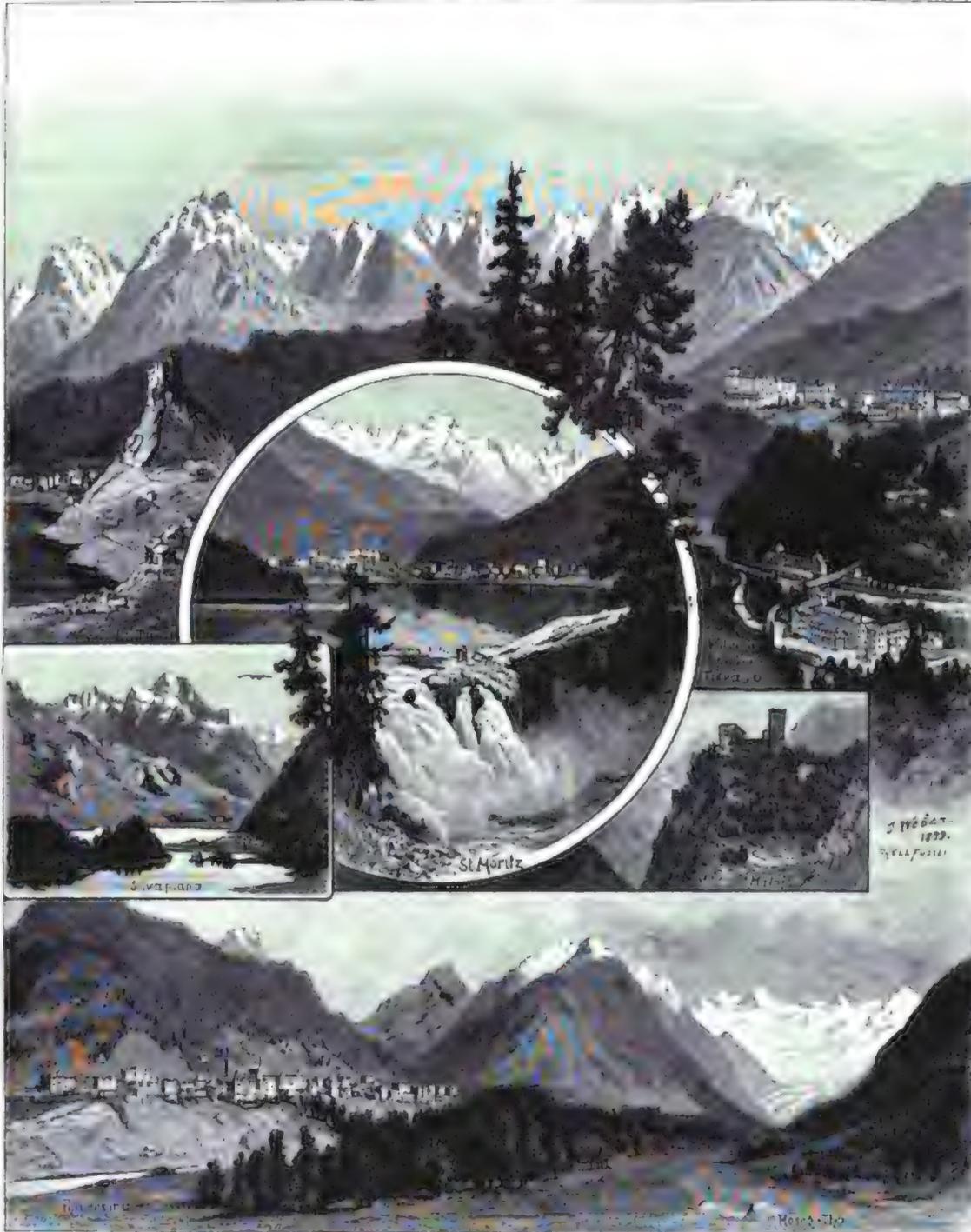
*Henkell & C.*



# Schweiz. \* **ENGADIN** \* Schweiz.

== Eröffnung der Eisenbahnlinie Thusis-Engadin 1. Juli 1903. ==

Zufahrten: Von **Paris** und **Westdeutschland** über Basel-Zürich-Chur-Thusis-Engadin per Eisenbahn, oder über Zürich-Landquart-Davos (Eisenbahnstation), dann per Post über den Flüela. Von **Stuttgart** und **München** über Lindau-Landquart-Thusis ins Oberengadin oder über Landeck (Eisenbahnstation) ins Unterengadin.



Zufahrten: Von **Wien** über Landeck: von **Moran** über den Ofenpass, oder über das Sillferjoch und Berninapass. Von **Mailand** und **Ital. Seen** über Chivanna (Eisenbahnstation), dann per Post über Maloja, oder durch das Veltlin und über den Berninapass.

**OBER-ENGADIN:** **St. Moritz**, 1800 M. ü. M. (Berühmter, hochalpiner Kurort, vortreffliche Eisensüerlinge, Mineralbäder, Hydrotherapie).  
**Pontresina**, Hauptplatz **Sils, Maloja, Silvaplana, Campfer**, für Touristen. **Celerina, Samaden, Zuoz**: Luftkurorte.  
**UNTER-ENGADIN:** **Tarasp-Schuls-Vulpera**, 1200 M. ü. M.  
 Berühmte, reichhaltigste Glaubersalzquellen, Eisensüerlinge, Mineralbäder.

Prospekte können gratis bezogen werden durch die

Verkehrs-Bureaux in St. Moritz, Pontresina, Tarasp.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 15

Geöffnet zu Weiskau am 6. (16.) Dezember 1903 (Kameradschaft von R. Zichorien, „Vereinsbürger Zeitung“)

Mittelgambit gegen Königs-gambit

Table with chess moves: Weiß: 2. d4, 3. d5, 4. d6, 5. d7, 6. d8, 7. d9, 8. d10, 9. d11, 10. d12, 11. d13, 12. d14, 13. d15, 14. d16, 15. d17, 16. d18, 17. d19, 18. d20, 19. d21, 20. d22, 21. d23, 22. d24, 23. d25, 24. d26, 25. d27, 26. d28, 27. d29, 28. d30, 29. d31, 30. d32, 31. d33, 32. d34, 33. d35, 34. d36, 35. d37, 36. d38, 37. d39, 38. d40, 39. d41, 40. d42, 41. d43, 42. d44, 43. d45, 44. d46, 45. d47, 46. d48, 47. d49, 48. d50, 49. d51, 50. d52, 51. d53, 52. d54, 53. d55, 54. d56, 55. d57, 56. d58, 57. d59, 58. d60, 59. d61, 60. d62, 61. d63, 62. d64, 63. d65, 64. d66, 65. d67, 66. d68, 67. d69, 68. d70, 69. d71, 70. d72, 71. d73, 72. d74, 73. d75, 74. d76, 75. d77, 76. d78, 77. d79, 78. d80, 79. d81, 80. d82, 81. d83, 82. d84, 83. d85, 84. d86, 85. d87, 86. d88, 87. d89, 88. d90, 89. d91, 90. d92, 91. d93, 92. d94, 93. d95, 94. d96, 95. d97, 96. d98, 97. d99, 98. d100, 99. d101, 100. d102.

Das sogenannte „Schach-Gambit“... In jeder Zeit wird dieser Angriff selten angewandt... Schnell geht für das Weiße... Zugzuge bereits einen Angriffspunkt auf den 16. im Auge.

\*) Schach dem Kaiser ein Königs-Gambit und in die beste Ver-... \*) Nach Übergabe der Partie zeigte Pillsbury, warren er den... \*) Gut ist auch 11. Ld5-d4; doch darf auf 17-18 nicht 15. Ld4... \*) Um 17-18 bevorzugen. Weiß würde dann nach König... \*) Dieses Opfer hätte Pillsbury überlassen. Wenn König... \*) 24. Ld4xLc3 darf wegen e1xLc3 23. Das 23. Ld4-22 nicht ge-... \*) Um 17-18 bevorzugen. Weiß würde dann nach König... \*) Dieses Opfer hätte Pillsbury überlassen. Wenn König... \*) 24. Ld4xLc3 darf wegen e1xLc3 23. Das 23. Ld4-22 nicht ge-

Die Fülle darf es immer raugen... Zur Jünglingsdauer zu entlagen... Der Geist für den sie auserwählt... Hier ruht in schönen Jagdenzeiten... Das Ganze freudig nicht legieren... Mit Schmach hat sich bald mit Braun... In unbekanntem Feindes Lager... Gelassen, mit Hosen über Jagen... Verfolgend feindes Wäldes Wagen!... Es legt in monche junge Brust... Ten reifen Reim zur Wanderschaft.

Worträtsel... Krebspfeil du das letzte Zeichen... Dem ersten Wort... Die'st's eilen durch die Wogen streichen... Von Vert zu Vert... Das zweite Wort in Schmerz und Tränen... Gestammelt leib... Der Anfang ist's vom Sorg' und Sehnen... So schwer und heil... Das Ganze als sein Räuber leiten... Ein hoch Geliebte... Mit ihm im Kampf den Sieg erstreiten... Hoch selbter Blut!

Ergänzung der täglichen Nahrung

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Hämoglobin, D. K.-Pat. Nr. 21,901, 22,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Weim 10,0 incl. Vanillin 0,002)

bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen. Von Touristen von Ärzten das In- und Auslandes physisch bewährt!

Advertisement for Justus v. Liebig's Fleisch-Extract, featuring a portrait of Justus Liebig and text: 'Justus v. Liebig 1803-1903... Liebig's Fleisch-Extract hat sich seit nahezu einem halben Jahrhundert bewährt.'

Advertisement for Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolate, featuring a logo and text: 'Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, Köln und Wien. Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolate.'

Advertisement for Lungenleiden heilbar, featuring text: 'chronische Catarrhe und Schwind-sucht heilbar. Jos. Wertheim in Meerane 7 (Sachsen) gratis und franco.'

Advertisement for Piles Apollo, featuring text: 'IM SCHLANK WERDEN... Piles Apollo...'

Advertisement for Odda, featuring an illustration of a chicken and text: 'Neue Kinder-Nahrung nach Professor von Mering. Odda...'

Advertisement for APENTA, featuring text: 'DAS BESTE "APENTA" GEMER BITTERWASSER'

Advertisement for Philodermine, featuring an illustration of a woman and text: 'Vegetabilisches Kopf- und Haarwasser PHILODERMINE...'

Advertisement for Musikinstrumente, featuring text: 'Musikinstrumente jeder Art, Phonographen, Grammophone etc. geringe Monatsraten...'

Advertisement for Honig, featuring text: 'Honig...'

Advertisement for Land und Leute im Reich der Mitte, featuring text: 'Land und Leute im Reich der Mitte... Im Innern Chinas von Eugen Wolf.'

Advertisement for Gebr. Schmidt's Biscuits, featuring text: 'Gebr. Schmidt's Biscuits sind die besten!

Advertisement for Sahne-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits, featuring text: 'Sahne-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits, Feinste Wiener Dessert-Biscuits.'

Large advertisement for ROYAL-MALAGA-BODEGA-CO. featuring a logo and text: 'ROYAL-MALAGA-BODEGA-CO. IN MALAGA... Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station, auf Wunsch.'

Advertisement for Honig, featuring text: 'Honig...'







90. Band. Fünfundsiebziger Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pf.  
 Beim Postzahler 3 Mark 75 Pf. ohne Postgeld

## Demoiselle Engel

Eine Altbremer Hausgeschichte

von

B. Schulze-Smidt

Illustrationen von W. Hollmann

(Fortsetzung)

Der alte Herr bedankte sich bei Diert, trat über die Schwelle und ging, von den Ankommenen ungesehen, gleich rechter Hand in die dunkle Wohnstube. Der Hausdiener kam mit einem Frankfurterchen herein und fand „Derr-ohm“, wie das Gesinde sagte, schon in der Fenster-ecke der Auslucht sitzen. Das Wein hatte zwar keinen ernstlichen Schaden genommen, aber vom argen Schrecken seines Falles mußte er sich erst ein Weilschen hier in der stillen, warmen Dämmerung erholen.

„Laß Er der Frau heimlich ins Ohr sagen, daß ich erst nach der Suppe kommen will, Darm,“ bedeutete er dem ältlichen Mann, der wie ein Seeschiffer außer Dienst aussah, „die Frau soll darum nicht herunter laufen; ich hab' bloß 'n wenig nasses Fußzeug getriegt und so weiter. Er kann mir meine Strümpfe und die gute Gorderonhose und meine besseren Schnallenschuhe hier herein bringen, Darm, nebst dem schwarzen Rock und der geblühten Seidenweste; dann bin ich wieder in der Reihe. Der linke Strumpf da hat 'nen Ratsch abbekommen, den legt Er Metta in den Nähford, und die Hose muß zum Schneider. Wart' Er, nehm' Er nur gleich mit hinüber, was ich jetzt an habe, Darm.“

Behend, trotz der alten Glieder, entkleidete er sich und blieb, im Zustande größten Negligés, auf der Ofenbank sitzen, bis Darm mit dem Gewünschten zurückkam und ihm, mit aller Verschwiegenheit und Dienstwilligkeit, in die Festtagsgarderobe half. Er hatte auch die Reismehlschachtel samt Quast und Puder-mantel mitgebracht, stäubte seinem Herrn den Kopf frisch ein, wenn auch mit einigem Ungeschick, aber er blies den Ueberfluß mit vollen Backen ab, daß es stob, und schabte mit dem hölzernen Puder-messer Nacken und Schläfen säuberlich rein, so daß es doch eine gefällige Ansicht gab. Dann ging er bedachtsam hinaus, um der Frau Herrcohm's Botenschaft zu vernehmen.

Die Gäste waren bereits zur Hälfte versammelt; lauter ehrenangesehene Namen: Dencken, Rundsack und Terhellen; der Schottherr Heinrich Focke und George Norwich, dessen Schiff „Vreina“ Montag in See stechen sollte. Der königlich preussische Agent, Herr Rump, war schon tief in Politik mit dem englischen Vizekonsul Worrißen, und Herr Haal Gabain stand als dritter in der kleinen Gruppe. Die älteren Damen ließen sich von der Hausfrau den neuen, reizenden Kolokolind an

Decke und Wänden dieses kleineren Saales über der Hinterstube erklären, und die jungen Damen redeten sitzsame Dinge mit ein paar komplazanten jungen Herren oder verglichen ihren Putz. Sie hatten die neue Griedentracht aus Paris, von der man Wunders erzählte, noch nicht angenommen, sondern waren in mäßigen Reisedecken, leichte Fichus um die Taillen geschlungen und künstliche Nojen zwischen den steif aufgesteckten, gepuderten

Locken über den Ohren. Der junge Hausherr ging, häßlich und schweigsam, von Gruppe zu Gruppe, das Kinn hoch aus der Strawatte heraus, die Augen anscheinend schon weit fort auf Reisen. Der weichenblaue Wertherfrack und die gelbe Weste standen ihm ausnehmend gut zur bräunlichen Haut, den langgeschneiderten dunkeln Augen und dem vollen, eisgrauen Haar, das straff aus der großen Stirn hinaufgebürstet war. Ungeachtet



Die ersten Malkäfer. Nach dem Gemälde von C. Reichert

seiner dreißig Lebensjahre war seine Gestalt leicht gebaut wie die eines Zwanzigjährigen, und daß er sie so straff und ein wenig zu steif trug, gab ihm etwas Prinzliches, wie die jungen Mädchen unter sich ausgemacht hatten. In Madame de Beaumonts geräuseltem „Magazin für das junge Frauenzimmer, welches in die Welt tritt und sich verheuratet“, waren die liebenswürdigen Königs-söhne der moralischen Märchen genau geschildert, wie er: „Prinz Friedlieb“, „Prinz Guldbreich“ und wie sie sonst noch heißen, nach ihrer Vortrefflichkeit fortiert.

Seine Mutter, noch immer hübsch, rundlich und beweglich wie ein Kreisel, das rosige Matronengesicht vom schwarzen Spitzenkragen über der sehr hohen Pudersfrisur eingerahmt, unterhielt sich so



Harm hat ihre mit aller Dienerswilligkeit in die festtagsgärtchen

lebendig, daß Harm an der Tür vor Ungeduld von einem Fuße auf den andern trat und schließlich den Aufwärter, der einen ferneren Gast berein-dienerte, beauftragte. Gerade als die niedrigste der jungen Damen fragte: „Wo bleibt denn Ohm Daniel heute, Tante Betchen?“

Natürlich lief Tante Betchen nun doch einen Augenblick von ihren Gästen weg in die Wohn-stube hinunter, sagte ihren Brüdern heftig um den Kopf, lästete ihn ein paarmal in ihrer raschen Weise und wollte ihn durchhaus gleich mit nach oben nehmen. Er aber klopfte ihr seinen Puder, mit dem sie sich übel zugerichtet bei ihrer Bärt-lichkeit, vom Kleide und blieb, wo er war.

„Ich habe betrübende Eindrücke von den Folgen draconischer Staatsgewalt empfangen, Betchen,“ sagte er, „laß mich erst wieder zurechtfoamen.“

„Ach was! Ich 'nen Teller heiße Suppe, und 'n Gläschen span'schen Wein hinterher; dann bist du wieder zurecht,“ meinte sie, allein er wollte nicht.

„nen Tropfen span'schen Wein soll Harm mir hierher bringen; damit hast du wohl recht, Betchen — kommen tu' ich 'n bißchen später. Seh du Norwich dreißt auf meinen Platz und Weißel zwischen die kleinen Demoisellen. Weißel hat artige Sitten und weiß allerliebste Gedichte auf-zulegen.“

So lief die hurtige, kleine Dame wieder davon, schmeckte noch flink die Suppe am Herde ab, schalt, weil ihr die Klöße darin nicht locker genug vor-kamen und goß einen Schuß Madeira in die Brühe, ehe sie Bruder Daniels Gläschen einschenkte und ihm hineinschickte. Dann war sie, wie der Wind, wieder droben im Molokosaale, und ihre heile Stimme hörte man in allen Ecken.

Der alte Herr in seiner dämmerigen Stille trank das Gläschen heißen Weines langsam leer, und ihm wurde besser zu Sinne danach. Er richtete sich aus der zusammengekaukten Stellung

empor, rieb sich die Kniee und häufelte dann ein paarmal hinter der vorgehaltenen Hand. Man-ch-mal überkam das Bewußtsein der Dreihundsechzig, die er auf dem Rücken trug, sein fröhliches Gemüt, und dann konnte er sich schwer aus der bedrückten Stimmung herausfinden.

Draußen schlug es sieben vom Sankt Martini-Richturm. Der Wächter, mit der Stadtronde auf den Fersen, schlurste schweren Fußes vorüber und stieß ins Horn. Dumpf, wie aus dem hohlen Topf, sang er seinen Spruch mit jämmerlich-ziehender und zitternder Betonung:

Siebenmal leidet Jesus Christ,  
 Er uns Kreuz geschlagen ist —  
 Mensch, bedenke, was du bist! — — —

— — — Tu — u — u — t — — ! Säben is de Klock!  
 De Klock is säben!“

Die letzten Silben verhalten schon in weiler Ferne; durch dick und dünn stapfte der Uhu in Menschengestalt unentwegt, und das „Trapp, trapp“ der vordierenden Soldaten von der Bürgerwehr immer hinter ihm drein.

Ohm Daniel stellte sich in die Auslucht, kreuzte die Hände auf dem Rücken und sah hinaus. Der Wind zog melancholische Töne und rumpelte im Ofenrohr.

Das läßt sich nicht favorabel an zur Reise, dachte der Einsame, und ist trotzdem der Spirit im Barometer hochgegangen. Die Schidung wolle es gnädig für mein Betchen machen. . . . Morgen um diese Zeit sitz' ich allein im Haus mit den zwei jungen Dösbartels da oben im Kontor!“

Mühsam schüttelte er den Kopf. Seine Natur war von gefälliger Anlage, und all seiner Lebtag war er noch niemals ohne Betchen gewesen. Außer während dreier Tage nach ihrer Hochzeit, da sie mit ihrem jungen Geliebten einen angenehmen Aufenthalt auf des Herrn Schwiegerpapas Vorwerk zwischen den friedlichen Strohdächern von Oberneuland, nahe Klauers Holz, genommen hatte, zu absonderlicher Ergötzung.

Endlich: die Kette kreischte; Diert zog die brennende Laterne in die Höhe. Wie zum Spott stand gerade der volle Mond drüben auf dem gotischen Backsteingiebel und guckte, geisterhaft umschleiert, von der zweiten Dachstuhl herunter auf die trostlose Langenstraße.

### III

Der Vollmond thronte also auf dem alten Speckhanschen Hausgiebel, eben vor der Albuten-straße, und von dorthier kam ein finsterner Spuk geradeswegs auf Diert zu, als er die hochgewundene Kette an ihren Ort fest-gehabt hatte und zur über-nächsten Laterne weiter-wartete.

Es war unzweifelhaft ein weiblicher Spuk und sah doch nicht breit und bauschig aus, wie die brem-schen Frauen und Damen, wenn sie, hinter der vor-ge tragenen Stockleuchte drein, zu einer abend-lichen Lustbarkeit trip-pelten. Es klagte auch nicht und klopfte an keine verschlossene Tür, wie die Obdachlosen es getan hatten, denen Ohm Daniel nachgehen wollte und nachgegan-gen wäre ohne seinen bösen Fall.

Nein, schmal und schlank kam die Gestalt daher im schwachen Mondschein. Das enge Gewand ließ die Füße frei bis zu den Knöcheln, und stumm stieg sie über Eisgaden und Schneehaufen. Um den Kopf



Sie trat in den schrägen Lichtnebel des Gelbshauses

hatte sie eine dunkle Wolke geworfen wie ein Regenlaken, und auf jedem Arme trug sie ein Kind, das sich unter dem schwarzen Ueberwurfe an sie klammerte.

Dann trat sie in den schrägen Lichtnebel, den das erleuchtete Gelbhaus vor sich her warf, und der furchtsame Diert erkannte, daß sie kein un-gehender Geist war, sondern eine Stadtfremde. Ganz verstört, wie eine, deren Not und Angst viel zu groß für Klammern und Weinen ist, schaute sie zuerst gegen den Mann im Schanz-läufer hin und suchte nach Worten. Dann sprach sie ihn mit einer weichen Stimme an, die ein wenig bebte: es war „nicht Hoch und nicht Watt“, was sie vorbrachte, und doch schien es Diert nicht ganz unvertaunt, jedenfalls vertrauter als der langsam geredete Satz in Schriftdeutsch:

„Ich bin auf der Flucht — helf mir! Seht die Kinder . . .“

„De wot —!“ fing er an; da nannte sie ihm einen Namen, und nun grinst er breit und deutete linker Hand schräg über die Straße auf den Licht-nebelstreifen: „De wohnt dune bi: foan!“ Er man mit „Juffer.“

Sie folgte freudig und setzte ihren nett be-schäftigten Fuß vorsichtig über die breite Kluff des vereisten Minnsteins hinweg, stellte die Kinder, ein Mädchen und ein Mädchen, auf den trockenen Pflasterstreifen vor dem Hause und nahm jedes an eine Hand. Einen Augenblick trat sie noch mit ihnen in den dunkeln Schatten des Aus-luchtensvorsprunges zurück und wartete, bis die heransegelnde Portschaise ihr spisegraues Prokat-bleid abgesetzt hatte (die unpünktliche Frau Syndica, auf die das Anrichten wartete) — und dann schlüpfte sie, ihre Kleinen nach sich ziehend, durch den klaffenden Spalt der Haustür in die helle Welt.

Dort, in der vorläufigen Sicherheit, kostete sie in ihr Mädchen, eilte noch ein-mal zur angelehnten Tür und reichte Diert zwei holländische Stuiwer:

„hel good!“ — Das war leicht zu verstehen. Er steckte sie zu seinem Zwölfgrosentüde und den drüthhalb Schworen und trollte sich. —

Die Aufwärter starrten das fremd-artige Alceblatt an und beugten ein großes Gerede; aber die Köchin rief sie ab. Harm kam auch dazwischen, und Metta, die Hausmagd, für die alles Neue ein Fest war, lief gleich herbei und schrie



Der Wächter schloß die schweren Fußes vorher und stieß ins Horn

auf, als sie die hübschen Kinder sah, deren Augen der Schlaf drückte.

„Ich muß Mijneer sprechen,“ sagte die Fremde, und da einer der Aufwärter, ein richtiges Frechmaul, lachte und über seine Schulter hinweg antwortete, daß Mijneer schon eine Demoiselle zu viel am Tisch sitzen habe, machte Darm ihr, in seinem Aerger darob, nun erst recht einen tiefen Bückling, ebenso tief, wie kurz zuvor der hochermögenden Frau Sandica, und führte sie ohne Aufenthalt aus dem Bannkreise des groben Flegels hinweg, zur Wohnstube, wo das Transtüpfelchen noch traulich in der Auslucht brannte.

„Einen Augenblick, Mamsell, Herrohm-hm, Herr Aeltermann, der sitzt noch hier in der Stube, der soll Ihr Weisheit geben.“

„Geein! wer ist da?“ rief Ohm Daniel, als es bei ihm anklopfte, stand von der Ofenbank auf und reckte forschend den Kopf vor, denn er war kurzschichtig und wußte die Ankömmlinge nicht hinzubringen. „Ihr Diener — Ihr Diener — so; Er ist das, Darm? Wen bringt Er mir? — Womit kann ich dienen?“

„Engel Coccejus, Mijneer —“ sagte die weiche Stimme der Eintretenden in ihrem langsamem, fremdländischen Hochdeutsch, und sie streckte

doch noch süße Milch im Haus und das Verwendbrot von ebegestern? Das soll hier herein für die Kinder; bring Er das alles in Schick, Darm . . . Wollen Sie sich fürs erste nicht setzen, Demoiselle Coccejus? Hier auf der Bank neben mich, der Ofen ist noch schön warm. Die lieben Kinder, die kommen da in meinen Ohrenstuhl. — Brüderlein und Schwesterlein, Demoiselle?“

„Ja wel, Mijneer: Jantje en Greetje. Essen und Trinken ist nicht mehr vonnöden.“

Sie wickelte sich aus ihrem Regenschlaf, breitete es über den Ohrenstuhl in der Ecke, setzte die schlaftrunkenen Kleinen darauf und schlug es um sie zusammen. Weder das Mädchen noch das Mädchen regte sich mehr; die gelbhaarigen Köpfe nickten gegeneinander wie müde Blumen.

Der alte Herr betrachtete seinen felsamen und unvermuteten Gast mit Wohlgefallen. Es war eine schlanke, kräftige Gestalt, nicht zu groß, nicht zu klein, sehr hell von Haut, Haaren und Augen, alle Formen weich ohne Härte. Sie trug ein schlichtes, ingwerfarbnes Merinostleid mit schwarzem Schurz und Busentusch, und nur das zierliche Gooilander\*) Häubchen war aus Kammertuch und weißen, tief ins Gesicht hängenden Spitzen. Sie trauerte anscheinend noch um ihre Mutter. Ohm Daniel entann sich von Mijneer Coccejus' letzter Anwesenheit in Bremen vor zwei Jahren, daß er seine Frau beim jüngsten Kinde verloren hatte. Zwei- oder dreijährig mochte Klein-Greetje im Ohrenstuhl, neben dem älteren Brüderchen sein.

Nachdem sie so eine ganze Weile still um die Kleinen Geschwister herum gewandelt und geforgt hatte, lehrte sie sich zu ihrem Gastsfreunde um und knickte schüchtern und anmutig.

„Meinen Dank vielhundertmal, Mijneer. Gott wird es Euer Ebeln wohl gut vergelten.“

Er klopfte ihr die blasse Wange und sah freundlich in ihre hellen, zärtlichen Augen. „Sei Sie nur ganz ruhig und getroßt, liebe Demoiselle.“

„Mit Gottes Hilfe hoffe ich, daß ich's bald bin: wenn ich weiß, was aus uns wird, bis Vater uns zu sich nehmen kann.“

Ohm Daniel schlug sich vor die Stirn: „Ich bin der Rechte! woblich, ich bin der Rechte! — Freue mich an Ihr, lieb' Kind, und denke nicht an das, was zunächst nottut! Und oben sitzt die Gesellschaft bei Tisch!“

Damit war er auch schon hinaus.

Ein kurzes Weiltchen danach schob sich ein grober Fuß öffnend zur lose eingeklinkten Stubentür herein, dem Fuße folgte ein draller Arm und dann das Teebrett mit heißer Milch in drei Steingutkrügen und dem ausgebräuteten Verwendbrot. Allein die zwei Vögelchen im Neste des Ohrenstuhls schliefen fest, und Engel hätte uns Leben nicht essen noch trinken können! Wie eine bleierne Kugel steckte ihr's im Hals.

Ihr Holländisch und Mettas Bremer Platt wurden gut miteinander fertig, indessen, das Reden der Magd fruchtete wenig bei der Fremden. Wohl folgte sie der Wegweisenden, vorbei an der Küche voll Dampf, Geschirrlappern und Geschwätz, vorbei an den speisentragenden Aufwärttern und der beleuchteten Treppe zum Saal und merkte sich den Weg in die abgelegene Hinterstube genau. Dort stand ein Schragenestel für die Kleinen, und daneben lag die Matraze für sie selbst auf den Dieben, beides mit Pfahl und Kissen und weißen Vinnen gedeckt. Aber sich hinlegen und schlafen, ohne Willkommen und Empfang der Hausfrau? Die Kinder, die der alte Herr in seine Hut genommen, hinter seinem Rücken forttragen aus dem Ohrenstuhl in der Wohnstube?

„Nein, nein! Nicht, bevor ich mit Mevrouw geprodukt habe!“

„Die Frau? nee, was! Die Frau hat Gesellschaft, un' der Herr löst ihr nich vom Tisch weg.“ beharrte Metta. „Die Frau hat zu Darm gesagt, er soll den Esel gleich aus der Vollerstammer hier runterholen, un' ich soll Ihr die Betten aufmachen, Mamsell. Das hat seine Wichtigkeit; Sie kann sich dreist auf mir verlassen, un' Darm, der is all lange mit der Wuppflarre weg nach Sowerby auf

der Schlachte un' holt Ihre Heisheit.

Die Herrschaft fährt morgen erit Glad' neun anstatt Glad' sechs, wegen Ihr, Mamsell — geh' Sie jetzt ruhig schlafen — ich bring' Ihr die Wichter!“

Engel jedoch beharrte gleichfalls auf ihrem Stuhl.

Unverrichteter Sache ging Metta wieder in die Küche und Engel in die Wohnstube an ihren Platz auf der Ofenbank.

Da saß sie, wartete, sie wußte nicht, wie lange es war, und hatte nichts zur Gesellschaft als das lichte Aemholen ihrer schlafenden Geschwisterchen, wenn da draußen das Zellerklirren und Plaudern der dienstbaren Geister einmal für etliche Sekunden Dauer still ward.

Ihr war ein frühliches Gemüt von der Natur verliehen, aber die Regenwart lastete zu schwer darauf, und nach peinvollem Ringen dagegen kamen ihr dennoch die Tränen.

Herzlich und bitterlich weinte sie sich aus, das Gesicht in den Händen und die Ellbogen auf den Knien. Es tat ihr not, nach den langen Heisestagen voll Angst und harter Winterfalte und mütterseelenallein mit ihren neunzehn Jahren und den jungen Kindern, durch Götterland und Doerffel, Drenthe und Groeningen. Ueber den gefrorenen Dollart nach Embden; von Embden durch preußisches und oldenburger Land bis Bremen. Zu Wagen und zu Schlitten; in überfüllten Kofthäusern und in obdacharmen Treckschuiten, wo die Kanalfreuden offen waren an den zwei gelinderen Tagen, — sie, die Häusliche und Verwöhnte, obson sie nur eines kleinstädtischen Detailisten Tochter war, eines treuen Anhängers der Oranierporte.

Ihm hatten die politischen Umstürze, Schlag auf Schlag, den Diklopf vollends zum Springen gebracht. Fort sollten die Kinder alle drei; er wollte es so, und nur nach Bremen, in eine freie Stadt, die dem Parteigewahl ein Schnippschen schlug, hinter feste Mauern in eine gut reformierte Gemeinde. Mit dem großen Emigrantstromen waren die unmiündigen Seinen verschickt worden und an ihres Vaters Hauptabnehmer sowohl wie an den alten Pastor Smidt, den Primarius zu Sankt Stephani, adressiert. An den Hauptabnehmer, weil er als tatkräftiger und ehrenwerter Mann eines guten Rufes genoß, und an Pastor Smidt, weil er vordem in Mijneer Coccejus' Gelderscher Jugendheimat Domine gewesen. „Zuerst geh auf die Langenitrafte, Engeltje,“ hatte Mijneer Coccejus seiner hangen und tief betrübten Weltersten beim Verwohl gesagt.

Wo wanderte der Vater umher? Noch immer in Brabant und Utrecht, als Aufwiegler und Prediger in der Wüste allgemeiner Verbissenheit wider das Staatsregiment? Oder hatte er im Münsterischen gefunden, was er suchte: die Begründung eines neuen, die Aeberrahme eines alten Geschäftes mit seiner soliden Warenkenntnis und den Nesten seines Kapitals? Oder verschwand dieser Kapitalrest auf der weiteren Reise in die Rheinlande und hinunter bis Konstanz am Bodensee, allwo man bereits vor vierhundert Jahren mit köstlichem Vinum gehandelt hatte, im Kaufhaus beim Hafen? . . .

„Bei solchem Bagieren sind junge Dirnen und kleine Wichter vom Nebel, Engeltje; gib dich in meine Entscheidung über euch.“



Metta brachte das Cerzett mit heißer Milch



„Engel Coccejus, Mijneer —“ sagte die weiche Stimme der Eintretenden

die Hand aus. „Er hat uns fortgewiesen aus der Auberger am Wasser: — der Auberger!“

„Wer? wer?“ Der alte Herr faßte nicht gleich.

„Das muß Sowerby von der Britisch Tavern sein,“ warf Darm dazwischen, und die Fremde bestätigte:

„Ja wel, Mijneer . . . und die Auberger liegt voller Soldaten, und unsre Reis'list steht dawor auf der Straße.“

„— Engel Coccejus? — Willen Coccejus seine Frau?“

„Neen, Mijneer — seine Tochter. Ich bin süchtig mit den zwei Wichtern —“

„Herr und Gott!“

Ohm Daniel zog das junge Geschöpf an beiden Händen vollends zu sich herein und kniffte, Darm vor der Nase, die Tür zu. Gleich darauf aber öffnete er schon wieder das Fenster nach der Diele hinaus und rief ihn zurück:

„Darm! Darm! Geh' Er flugs auf den Saal und hol' Er mir die Frau herunter — oder lieber den Herrn, wenn Er das sonder Verzug und Aufhebens bewerkstelligen kann. Sag' Er: — nein, sag' Er weiter nichts, nur daß ich Ihn schade und daß es eine Notnache wäre — und Metta soll gleich hereinkommen —, es ist

\*) Gooiland ist eine Randstadt in Nordholland.

Sie hörte des Vaters scharfe, klingende Stimme und sah sein Gesicht, das die Sorge um liebe Leben und die Seinen, und der rastlose, ohnmächtige Zorn sich selber unähnlich gemacht hatte. Angst und Müdigkeit, solche, die über den Schlaf hinweg ist, gaukelten ihr Bilder vor, die nicht da waren, und Klänge, die ihr liebliches Ohr nicht vernahm.

„Vater! wo bist du? — Sie lassen uns alle allein!“

Der Notruf kam ihr laut über die Lippen, sie mußte selbst nicht, wie sie erschrocken vor der eignen Stimme Ton. Das brachte sie vollends zur Besinnung zurück.

Sie stand von der Ofenbank auf, trocknete sich die nassen Augen und Wangen und rückte den weiten, schwarzen Seidenschurz grade. Am Häubchen war nichts verschoben; das paßte um ihr opales Anlig wie die Schale um die süße Nuß so genau, und in ihre blaffen Wangen trat allgemach ein wenig Farbe. Dann beugte sie sich über die Kleinen — wie gut fest schliefen sie doch! —, zog die Nadel aus ihrem Wuschentuche und hob den Docht des Lämpchens ein wenig höher empor in der trangen Lüle.



Sie beugte sich über die Kleinen — wie gut schliefen sie doch!

Nur Licht haben — vor sich her sehen können —, nicht in der schrecklichen Finsternis unsicher tappen Schritt für Schritt! Licht ist das halbe Leben, — Licht und Arbeit! Wenn sie mich aus diesem Hause nicht hinausstoßen und geben mir ein gutes Wort und Willkommen aus Barmherzigkeit, dann will ich dafür arbeiten, als wäre ihr Haus meines. Ja, das will ich gewißlich!

Sie hielt den Atem an, stand und horchte, und die Sehnsucht nach einer tröstlichen und freundlichen Ansprache wuchs übermächtig auf in ihr.

Da endlich ward ihrer Sehnsucht Erfüllung. Draußen auf der Diele verstummte das Gesinde urchig, weil eine hohe Frauenstimme rasch und ausdrucksvoll sprach und befahl. Dann sprang die Stubentür mit jähem Knack auf, und die Hausfrau stand vor der Verlassenen.

„Demoselle Coccejus? Wahrhaftig? — Nein, was ist dies für eine Gottesfügung! Versteht Sie mein Blatt, Kind? Ja? — So, das ist recht, wir wollen wohl übereinkommen! Kind — wie sich's nur übel trifft! Mein Sohn und ich auf dem Sprunge und nicht möglich zu verschieben! Aber darum bleibt Sie doch hier, bei unserm Ohm Daniel soll Sie verbleiben, ganz geruhig und von Bergen ferne; das besprechen wir morgen früh. Ich hab' mein Haus noch ganz auf 'n Kopf heute abend. Ihre Schlafstelle ist schon eingerichtet —

neben Ohm. Sie kann sanft und ohne Furcht schlafen mit Ihren Geschwistern — Nein! nein! was für Puppen! was für Zuckerpuppen!“

Wie ein richtiger Schutzengel mußte die irdische Engelle ihre Hände über die Kleinen breiten, daß sie nur nicht von dieser heftigen Liebe aus dem Neste gerissen, geweckt und geküßt wurden, und sie wehrte mit so viel Ehrerbietung und lieblicher Sorgsamkeit und hat in gebrochenem Platt so herzlich um Verzeihung deswegen, daß die Hausfrau nun sie selbst beim Kinn nehmen und küssen mußte.

„Sie hat recht, Demoselle; Sie merit's, daß ich noch keine Großmutter bin!“

Was erster Stand, was zweiter und dritter? Großhändlersmutter und Kleinhändlerskloster; Fuderfräule zum starren Seidenleid und Wooländer Häubchen zu ingwerfarbigem Merino! Das war ja alles dummer Schnock, wenn die Not an den Mann ging und das Wasser an der Stohle stand, wie hier! Auf der Stelle entschlossen war die Mutter:

„Jetzt muß Sie gleich mitkommen und essen; wir sind just bei der letzten Schüssel. Kein Wort dagegen, nein, kein Wort; es geschieht nach meinem Willen — und so wie Sie befehlt — ist gerade recht, was schert mich der Hieselan, wenn ich hungrig bin? — Ja, hungrig ist Sie, das seh' ich Ihr an der Nase an; weihnäßig vor reiner Flaueit —!“

„Ach, Mevrouw — meine Wichter!“  
„Sie bringt das eine in die Hinterstube und ich das andre und hollerdiplotter auf den Esel damit. So — ganz fachte; lieber Gott, so'n schöner, fester Kinderschlaf! Mütt' ich doch selbst noch so'n zudernes Wüppchen bei mir in der Kammer! —“  
„Sich! sinnig, Geschmagrete; was ist das für'n schandbares Namentern mit den Telleru! Du kommst gleich nach hinten, Metta, und kessst dich mit dem Westrick und dem Nachtlischt dabei, daß wir zum Wehspudding an Tisch sind, die Demoselle und ich... Er muß noch fünf Minuten warten, eh' daß Er austrägt, Ködnemanns.“

(Fortsetzung folgt)

## Die Wettervorhersage

Von

Prof. Dr. W. J. van Bebbler,

Wirkungsprofessor der Gewittern Wetteru

Bei dem außerordentlichen Einflusse der Witterungserscheinungen auf die menschlichen Bedürfnisse darf man sich nicht wundern, daß die Geschichte der Witterungskunde bis in das graueste Altertum zurückreicht. Von jeher war man eifrig bemüht, eine bestrebende Einsicht in die Witterungserscheinungen und ihren Zusammenhang aufzufinden, und doch hat wohl in keiner aller Wissenschaften so viel Dunkel, so viel Fictum und Aberglauben geherrscht als in der Witterungskunde. Vor allem aber war es das verlockende Problem der Wettervorhersage, das bisher allen Angriffen unerschütterlich Troß geboten hatte und das bis in die belle Zeit des vorigen Jahrhunderts für die Entwicklung der ersten Wissenschaft sich so verhängnisvoll gestaltete. Denn je schwieriger die Lösung dieses uralten Problems der Wettervorhersage erschien, je verborgener und geheimnisvoller die den Witterungserscheinungen und ihren mannigfaltigen Umwandlungen zu Grunde liegenden Ursachen waren und je mehr man an der Möglichkeit zweifelte, zwischen den lautenhaften Witterungserscheinungen einen ursächlichen Zusammenhang aufzufinden, um so mehr verließ man den sicheren Boden der Erfahrung und wandte sich lieber einem Aberglauben zu, der sich durch Altertum und Mittelalter in Poesie und Prosa bis zur Neuzeit fast unverfälscht erhalten hat. Die Bauernregeln, die Prophezeiungen eines hundertjährigen Kalenders, die unzähligen auf den Einflusse der Weltweite und insbesondere des Mondes gegründeten Prognostika sind bleibende Monumente einer nativen Naturschauung, die einer grüßlichsten Willkür entspringt.

Wie ein unverwundliches Unkraut hat sich dieser Aberglaube bis auf unsre Zeit fortgepflanzt, unbekümmert darum, daß von der Wissenschaft theoretisch und praktisch unzweifelhaft nachgewiesen wurde, alle Witterungseinflüsse, die von einigen

Seiten dem Monde zugeschrieben werden, seien entweder gar nicht vorhanden oder doch so unmerklich, daß es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft durchaus verfehlt ist, auf Mondeinflüsse Wettervorhersagen zu gründen.

Langwieriger und unverdrossener Arbeiten bedurfte es, sich so viel Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, bis man daran denken konnte, ein solches Fundament für die Wettervorhersage und für die Wetterkunde überhaupt zu schaffen, ohne die Gefahr eines jähen Umsturzes für das darauf zu errichtende Gebäude befürchten zu müssen.

Verfolgen wir die Entwicklung der Wettervorhersage in den letzten dreißig Jahren, so können wir hauptsächlich drei Arten von wissenschaftlichen Wettervorhersagen, die bis zur gegenwärtigen Zeit ausgebildet wurden, unterscheiden:

Die Wettervorhersage auf längere Zeit voraus, etwa auf Monate, Jahrzehnten und ganze Jahre. Schon seit vielen Jahren war man hauptsächlich auf Grundlage der Statistik bemüht, Gesetzmäßigkeiten in der Aufeinanderfolge und im Wechsel längerer Zeiträume mit gleichem oder doch ähnlichem Witterungscharakter aufzufinden und hieraus Schlüsse für die kommenden Monate, Jahreszeiten und Jahre zu ziehen. Es ergaben sich zwar bestimmte Beziehungen, indessen waren diese nicht hinreichend, die Grundlage für eine brauchbare Wettervorhersage abzugeben. Ferner suchte man auch Beziehungen zwischen den Verhältnissen des nordatlantischen Ozeans und dem Witterungscharakter in unsern Gegenden aufzufinden, Bestrebungen, die sich bald als verfehlt herausstellten. Auch das Verhalten der Witterungserscheinungen auf dem Atlantischen Ozean zu unserm Wetter wurde untersucht, in der Hoffnung, den Witterungscharakter unserer Gegenden auf Monate voraus abzuleiten. Ganz gewiß sind solche Untersuchungen von hohem theoretischen Interesse, allein die Praxis hat hieraus noch keinen Nutzen ziehen können.

Die andere Art der Wetterprognose ist diejenige für die allernächste Zeit, etwa für den folgenden bürgerlichen Tag, wie sie gegenwärtig von allen wissenschaftlichen meteorologischen Instituten, an denen ein Wetterdienst eingeführt ist, gepflegt wird. Auf diesem Gebiete steht uns reiche fünf- undzwanzigjährige Erfahrung zur Seite, so daß wir wohl in der Lage sind, die Wirksamkeit und den praktischen Wert dieser Wettervorhersage mit genügender Sicherheit zu beurteilen. Allerdings zeigt sich eine unerwartete und erhebliche Schwierigkeit, den richtigen Wert der Wettervorhersage festzulegen, obwohl solches auf den ersten Blick verhältnismäßig leicht zu sein scheint. Hierbei kommen nämlich so mancherlei Gesichtspunkte in Frage, die alle auch ihrem Gewichte nach berücksichtigt werden müssen, daß wir uns vergebens nach einer völlig einwandfreien Methode umsehen, die zur Prüfung der Wettervorhersage vollkommen geeignet wäre. Wenn wir dieses berücksichtigen, kann es uns nicht auffallen, daß die sogenannten „Treffprognosen“, die von verschiedenen Seiten herausgerechnet werden, außerordentlich verschieden sind. Man erhält den Eindruck, daß sich so viele Prozente herausrechnen lassen, als man gerade will, je nachdem man diese oder jene Gesichtspunkte zu Grunde legt. Die vielfach veröffentlichten Treffprognosen sind für die Wirksamkeit der Wettervorhersagen allein nicht beweiskräftig und müssen um so mehr mit Vorsicht ausgenommen werden, je höhere Prozentzahlen sie angeben.

Wie ich schon wiederholt ausdrücklich betont habe, ist für den Wert und die Brauchbarkeit der Wettervorhersagen von maßgebender, ja von fast alleiniger Bedeutung das Urtheil des dabei interessierten Publikums. Für die Brauchbarkeit der Sturmvorhersage im Interesse der deutschen Küstenbevölkerung liegt ein solches Urtheil bereits vor, indem die Küstenbevölkerung in ihren maßgebenden Kreisen mit den bestehenden Einrichtungen sich zufrieden erklärt hat und indem von seiten der Provinzialregierungen von Zeit zu Zeit auf eigene Kosten Sturmwarnungsstellen errichtet und unterhalten werden, deren Anzahl derjenigen der Reichsstellen gleichkommt, — ein Beweis dafür, daß das Sturmwarnungswesen für die Küste ein wirkliches Bedürfnis ist.<sup>1)</sup> Ganz anders liegt die Sache bezüglich der Wettervorhersage im Interesse der Landwirtschaft. Hier gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Ein übertriebener Optimismus steht einem ebenso übertriebenen Pessimismus entgegen. Während die einen den Wettervorhersagen einen viel zu hohen Wert beilegen, behaupten die andern, daß jene völlig unbrauchbar seien oder doch nur

<sup>1)</sup> Siehe meine Ausführungen im „Wetter“ 1899, Heft 11, und in den Annalen der Oudrographie, 1903.



**Sorfo in der Berliner Siegenallee**

Blick einer Zählung von Eduard Gutschel (Zeit G. 748)

einen sehr beschränkten Wert hätten. Die Wahrheit liegt auch hier, wie gewöhnlich, in der Mitte. Ein richtigeres oder doch wenigstens ein gerechteres Urteil finden wir bei solchen, die von Wind und Wetter in hohem Grade abhängig sind und die, vertraut mit den Grundregeln der ausübenden Witterungskunde, zu beurteilen im Stande sind, warum in einzelnen Fällen der Inhalt der Wettervorhersagen den nachfolgenden Tatsachen nicht entspricht und auf welche Weise gegebenen Falles abgeändert werden muß.

Unstreitig sind in der letzten Zeit bedeutsame Fortschritte in der Ausübung der Wettervorhersage gemacht worden, aber damit sind wir, das dürfen wir uns nicht verhehlen, anscheinend an den Grenzen unserer Leistungsfähigkeit angelangt. Vergleichen sehen wir uns nach neuen Entdeckungen um, vergebens suchen wir neue Bahnen, die uns dem heilig und lange ersehnten Ziele, der sicheren Voraussagebestimmung des Wetters, entgegenführen könnten.

Die Pflege der Wettervorhersage hatte bisher noch immer mit einigen Mißständen zu kämpfen, die ihre Wirksamkeit in hohem Maße beeinträchtigten, ja ihre Berechtigung ganz in Frage stellten. Ein munder Punkt war die außerordentliche Verfeinerung der Wettertelegraphen und damit auch der Mitteilungen der Wettervorhersagen an das Publikum. Solche Mißstände herrschten nicht allein in Deutschland, sondern in allen europäischen Staaten. Zwar wurden von allen Seiten mannigfache Bestrebungen gemacht, diese Mißstände auf internationalem Wege zu beseitigen, allein vergeblich. Namentlich glaubte man das amerikanische „Circuit-System“, das schon seit 1872 zur vollen Zufriedenheit gearbeitet hat, einfach auch auf Europa übertragen zu können, allein es zeigte sich, daß dieses System wegen der Verschiedenheiten der telegraphischen Einrichtungen (Nutzstrom in Nordamerika, Arbeitsstrom in Europa) auf Europa nicht ohne weiteres übertragbar sei.

Da nun eine Regulierung dieser Frage auf internationalem Wege nicht erreichbar erschien, so kam man in Deutschland zu dem Gedanken, ein dem amerikanischen möglichst ähnliches System vorläufig in beschränktem Maße in Deutschland einzuführen und dann im Falle günstiger Erfolge auch auf die Nachbarländer zu übertragen. In Deutschland benutzte man ausschließlich den Arbeitsstrom, der das Mißschreiben der Telegramme an den Zwischenstationen nicht gestattete.

So machte ein andres, von dem amerikanischen ganz verschiedenes System, das Kabelsystem, gewählt werden, das darin besteht, daß die Wettertelegraphen von den einzelnen Stationen oder kleineren Stationsgruppen innerhalb einer bestimmten Zeit, sofort nach der Beobachtung an die Zentrale (also an die Seemarte in Hamburg) übermittelt, hier zusammengestellt, bezw. bearbeitet und das ganze Material mit derselben Beschleunigung dem Publikum zugestellt werde. Diese Idee fand die Billigung des Reichsmarineamtes, und die Folge war, daß in den Jahren 1899 und 1900 wiederholt Beratungen mit dem Reichspostamt stattfanden, die auch zu dem gewünschten Ziele führten.

Um schon sofort praktische Erfolge zu erzielen und ausweisen zu können, erschien es zunächst wünschenswert und geboten, das ursprünglich in Aussicht genommene Gebiet zu erweitern und insbesondere auf das ganze nordwestliche Europa auszuweihen, so daß es ermöglicht wurde, schon auf Grundlage dieses Materials eine Uebersicht der Witterungsvorgänge auf diesem für unser Wetter wichtigen Gebiete zu verschaffen. Daher wurden Skandinavien, Dänemark, die Niederlande, die britischen Inseln und das nördliche Frankreich mit in das System hineingezogen.

Gegenwärtig gehört ganz Europa (Aussland ausgenommen) diesem System an. Besonders sei noch bemerkt, daß das wettertelegraphische Material eine Beschleunigung von etwa 4 bis 6 Stunden gegen früher erhalten hat, und daß die Hauptwettertelegraphen schon um etwa 10 Uhr morgens in Deutschland verbreitet sind.

Dann bleibt noch ein großer, wohl der schlimmste Mißstand zu beseitigen, ein Mißstand, der der Nutzbarmachung der Wettervorhersage von jeher so erheblich im Wege stand und der trotz so vieler und eifriger Bemühungen nicht geloben werden konnte. Es ist dieses die Urteilslosigkeit des Publikums in Bezug auf Wettervorhersagen. Solange die Wettervorhersagen gewissermaßen von oben herab ohne weitere Aufklärung dem Publikum gegeben werden, wird ein nennenswerter Erfolg wohl nicht möglich sein. Das Publikum soll und darf die Wettervorhersagen nicht als Orakelsprüche, als Prophezeiungen ansehen. Wenn es nicht im Stande ist, die unvermeidbaren Mißerfolge, die ja bekanntlich ge-

rade nicht selten sind, mit richtigem Maßstabe zu messen oder die gegebenen Wettervorhersagen nach den jeweiligen Veränderungen des Wetters am Orte selbst im Zusammenhang mit den großen allgemeinen atmosphärischen Vorgängen zu modifizieren, dann mag es freilich häufig zu der Ansicht kommen, daß unsere Wettervorhersagen nur einen geringen Wert haben und für die Praxis kaum nennenswerten Nutzen bringen.

Dies kann nur Aufklärung des Publikums Abhilfe schaffen, und diese ist nicht allein möglich, sondern auch viel leichter, als man annehmen geneigt ist, zumal das Interesse an Wind und Wetter naturgemäß ein allgemeines ist. Die Grundzüge der praktischen Witterungskunde und damit auch die Grundzüge, die der Aufstellung der Wettervorhersage zu Grunde liegen, sind so einfach, so gemeinverständlich, daß sie auch von elementar Gebildeten leicht verstanden und ebenso leicht auf die jeweiligen Witterungszustände und deren Verlauf angewendet werden können, so daß jeder sich unschwer ein begründetes Urteil über das bestehende und das zu erwartende Wetter selbst bilden kann. Um ein solches Verständnis beim großen Publikum zu erzielen, ist es zunächst unerlässlich, daß einfache, aber brauchbare Wetterarten täglich möglichst allseitig verbreitet werden, und zwar unentgeltlich oder doch zu einem minimalen Preise (etwa gegen Vorkostvergütung). Die oben erwähnte Regulierung des wettertelegraphischen Verkehrs setzt uns schon jetzt in den Stand, solche Wetterarten im Laufe des Vormittags, worauf sie sich beziehen, herauszugeben. Schon bei geringer Übung genügt ein flüchtiger Blick in die Wetterarten, um zu erkennen, in welcher Wetterlage wir uns befinden, während die Beobachtungen am Orte selbst darauf hinweisen, nach welcher Richtung hin sich die Wetterlage ändert.

Das waren die Beweggründe, die mich veranlaßten, neue Gesichtspunkte für die Wettervorhersage zu schaffen, sie auf eine breitere Grundlage zu stellen und ein allgemeineres Verständnis anzubahnen. Ein vierjähriges Studium führte mich zur Aufstellung von Wettertypen, die vor allem die Eigenschaften haben sollten, daß sie übersichtlich und leicht verständlich seien, so daß sie leicht dem Gedächtnis eingepreßt werden können.

Die Witterungserscheinungen unserer Gegenden und ihr Aufeinanderfolgen sind so außerordentlich mannigfaltig, daß die Auffindung solcher Fälle, die in ihrer Erscheinung und in ihrem Verlauf auf größeren, ja auch auf kleineren Gebiete völlig identisch sind, nicht möglich ist, so daß wir uns vergebens bemühen, aus vielen Tausenden von Fällen einen einzigen herauszufinden, der einem andern vollkommen gleich ist. Wenn man sich aber längere Zeit mit den Wetterarten beschäftigt, so wird man nach und nach inne, daß gewisse Wetterlagen häufiger wiederkehren, die unter sich eine große Ähnlichkeit besitzen und dabei auch ganz ähnliche Witterungserscheinungen hervorrufen, wobei eine ausgesprochene jährliche Periode ganz unverkennbar in die Erscheinung tritt. Diese unter sich ähnlichen Wetterlagen lassen sich in verschiedene Klassen einteilen, die ich mit dem Namen Wettertypen bezeichne.

Bisher richtete man bei Beurteilung von Witterungserscheinungen, namentlich bei Wettervorhersagen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich das Augenmerk auf das Verhalten der barometrischen Depressionen, der Minima; allein ihre leichte Beweglichkeit, ihre große Veränderlichkeit und die Unsicherheit in der Beurteilung ihrer Fortpflanzung mußten zu vielen unvermeidlichen Trugschlüssen führen, die die Verwertung der Wettervorhersage fast ganz in Frage stellten. Nicht so sehr die Minima an und für sich, sondern vielmehr ihr Verhalten nach außen hin, die Ausbuchtungen der Isobaren, die Bildungen von Teildepressionen, die meist mit außerordentlicher Geschwindigkeit große Länderstrecken durchziehen, sind es, die Wind und Wetter in hohem Grade beeinflussen und daher die Wettervorhersage so unsicher gestalten. Viel vortheilhafter erschien es mir dagegen, bei der Wettervorhersage in erster Linie die weit beständigeren Hochdruckgebiete zu Grunde zu legen, ohne dabei die Lage und das Verhalten der Depressionen zu vernachlässigen. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß der allgemeine Witterungscharakter in unseren Gegenden durch die Lage und die Wechselwirkung der Hochdruckgebiete und der Depressionen bestimmt wird, daß gewisse Wetterlagen häufig wiederkehren und eine gewisse Erhaltungstendenz aufweisen

(Wettertypen), und daß bei ähnlichen Wetterlagen naturgemäß sich auch ähnliche Witterungserscheinungen zeigen müssen, stellte ich nach reiflicher Ueberlegung folgende fünf Wettertypen für Europa auf, die für die Witterung Deutschlands und dessen Umgebung maßgebend sind, die leicht verständlich sind und ebenso leicht dem Gedächtnis eingepreßt werden können:

I. Hochdruckgebiet im Westen Europas, etwa über den britischen Inseln und deren Nachbarhaft, Tiefpression über den östlicher gelegenen Gegenden. (Ausgesprochener Sommerstypus, Tauwetter ziemlich groß, nördliche Winde vorherrschend, namentlich NW. häufig, leucht in der wärmeren Jahreszeit kalt. Unter der Herrschaft dieses Typus sind unsere Sommer häufig schön; im Winter oft ausgedehnte Schneedecke als Umkleidung zu strenger Winterfälle. Nicht selten Ueberschneemengen in Nordwestdeutschland.)

II. Hochdruckgebiet über Zentralasien, speziell über Teutschland, Tiefpression erst in größerer Entfernung. (Schwache, veränderliche Winde, oft Windstille. Ein Wind im Winter und Herbst, sonst heiterer Wetter (Stillewetter); im allgemeinen kalt. Demus Niederschlag, selten Gewitter. Unter Umständen begünstigt strenger Winterfälle und großer Sommerhitze.)

III. Hochdruckgebiet über Nord- oder Nordost-Europa, Tiefpression auf der Südküste des Hochdruckgebietes, am häufigsten über dem Mittelmeergebiet oder der Biskajale. (Deutliche und nördliche Winde (Landwinde), im Winter sehr kalt, im Sommer warm. Viel im Winter und Herbst, trübe im Winter, heiter im Sommer, im Sommer häufig Gewitter.)

IV. Hochdruckgebiet über Ost- oder Südost-Europa, Tiefpression im Westen. (Wicht südliche und südöstliche schwache Winde, im Winter kalt, im Sommer warm. Niederschlagsmäßig nicht sehr beträchtlich. Sommer im Sommer sehr häufig.)

V. Hochdruckgebiet über Süd- oder Südwest-Europa, Tiefpression in nördlicheren Gegenden. (Kühler, zum Teil stürmische Südwinde oder westliche Winde. Häufiger Wetterstypus, namentlich im Winter, im Sommer warm, im Sommer kalt; sehr große Regenabgüsse, insbesondere im Sommer. Gewitter im Sommer im Verein mit Typus I nicht selten einschneidendes Wetter, andererseits im Winter langanhaltende feuchtmilde Witterung.)

Die oben angegebenen Wettertypen beherrschen die Witterungserscheinungen in Europa und speziell in unsern Gegenden. In zahlreichen Modifikationen wechseln sie miteinander ab, gehen ineinander über, teils plötzlich, teils langsam, und bestimmen so auf längere oder längere Zeit den Witterungscharakter unserer Gegenden. Ob wir einen kalten oder einen milden Winter haben, ob der Sommer heiß und trocken oder aber naß und kühl ist, ob das Wetter ruhig oder von starker Luftbewegung begleitet ist, hängt fast allein von der Pünktigkeit und Beständigkeit dieser Wettertypen ab. Hieraus geht hervor, daß derjenige, der in seinem Verufe mit Wind und Wetter zu rechnen hat und sich ein selbständiges Urteil über den jeweiligen Witterungszustand und dessen Verlauf verschaffen will, mit diesen Haupttypen sich vertraut machen soll (Anleitung findet er in dem oben erwähnten Schriftchen).

Sache der Vertreter der ausübenden Witterungskunde wird es sein, die Gesetze zu erschließen, durch die das Verhalten dieser Wettertypen und ihre mannigfaltigen Umwandlungen geregelt werden; das Hauptziel ist eine befriedigende Lösung der uralten Probleme einer zuverlässigen Wettervorhersage, wenn möglich auf mehrere Tage vorans.

Zum Schluß wiederhole ich meine schon oft ausgesprochene Behauptung: solange ein allgemeineres Verständnis nicht erreicht sein wird, werden wir uns vergebens bemühen, auf dem Gebiete der Wettervorhersage etwas Befriedigendes zu leisten.

## Frühlingsregen

Wie sahen am Fenster,  
Unschickel von warmer, schmiedender Luft.  
Die Gärten und Berge in bläulichem Duft,  
Alkohol ein grüner Schein.  
Ein Falter flog zum Fenster ein,  
Fog um uns seine Kreise...  
„Hörst du? Es regnet ganz leise.“

Du nimmst meine Haat,  
Ich schau hinter Kurkeln hervor.  
Ein wärziger Entzug dampfte empor —  
Unter uns hallender Tritte Schall.  
Und dazwischen der Tropfenfall  
Und eine zirkende Meise...  
„Hörst du? Es regnet ganz leise.“

Dann wurde es still.  
Wir sahen in den schimmernden Glanz.  
Es ging ein Arnen von Alt zu Alt.  
Jugend in der Ferne klang  
Eines Mädchens Abendklang.  
Eine kleine, klingende Weise...  
Es regnete immer noch leise!

Alte Geigen-Milner

\*) Ausführlicher findet sich in meiner „Wettervorhersage“, 2. Aufl., 1898, bei G. L. Stuttgart; siehe auch „Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen“, 1902, bei Bierweg & Sohn, Braunschweig.



Denkmal Peters des Großen

### Das Palmyra des Nordens

(Zur Zweihundertjahrfeier der Stadt St. Petersburg)

Von

Eberhard Kraus

Ein elendes Flüchtlingslager und ein paar Fischerhütten in der Lagune waren die Anfänge Venedigs — die Königin der Adria war keine Schaumgeborene, sondern eine Schlammgeborene. St. Petersburg wuchs aus Sumpfwasser empor, und auch der stolzen Zarenstadt an der Newa sieht man heute ihren Ursprung nicht an. Die Wege der Entwicklung schwillt an und ebbt zurück: Venedig ist gesunken, die Stadt Peters des Großen wächst noch immer, wird mächtiger und reicher.

Am 27. Mai 1903 — nach den inzwischen eingetretenen Verschiebungen zwischen dem gregorianischen und dem julianischen Kalender am 29. Mai — werden zwei Jahrhunderte seit der Gründung St. Petersburgs dahingeraucht sein. Unterhalb der zerstörten schwedischen Feste Koenigschanz legte Peter der Große auf der kleinen Insel „Lusteiland“ den Grundstein zu einer neuen Befestigung. Noch heute erheben sich dort die Wälle der Peter-Pauls-Festung, deren Kathedrale mit dem vom Golde von 10 000 eingeschmolzenen Tufsteinen gleißenden Spitzurm ebenfalls bereits vom Gründer der Stadt angelegt wurde. In ihrer Kaisergruft sind von Peter dem Großen ab alle russischen Herrscher, mit alleiniger Ausnahme des in Moskau bestatteten Kaisers Peter II., in schlichten weißen Marmorarkophagen beigelegt, deren einzigen Schmuck die vergoldeten Adler an den Ecken bilden.

Schon die Zeitgenossen Peters und seiner Nachfolgerin Katharina I. haben der aus Sumpfen und Urwäldern hervorgekehrten Stadt den Beinamen „Das Palmyra des Nordens“ gegeben. Das willenskräftige Zarenpaar schien ihnen das eindrucksvolle

volle Doppelbild des Königs Oenathos und seiner Witwe Zenobia zu wiederholen. Wie das alte Palmyra auf den Werderus eines mächtigen Willens aus dem Sande der Wüste zu märchenhafter Pracht und Leppigkeit herovorwuchs, so stieg die Zarenstadt an der Newa wie auf ein Magiergebirg aus nebelumflorter, menschenarmer Erde in den glänzenden und heiteren Farben einer Fata Morgana empor. Allerdings hat wohl noch niemals eine große Schöpfung größere Opfer gefordert. Im Laufe eines einzigen Jahres waren bereits Tausende von Arbeitern den Anstrengungen des Pahlstovrammens und den mörderischen Ausdünstungen der Sümpfe erlegen.

Umweit der Festung erbaute der Gründer der Stadt sich sein erstes Wohnhaus. Für des Zaren schlichte Gewohnheiten kennzeichnend ist es, daß dieses einstöckige Holzhaus außer der Küche nur zwei mit Leinwand tapezierte Zimmer und eine kleine Kammer enthielt. Katharina II. ließ das Häuschen, um es vor dem Verwittern zu schützen, mit einer steinernen Bogengallerie umgeben, und so hat es sich denn bis heute unverändert erhalten. Im Jahre 1705 wurde der Grundstein zum Admiraltätsgebäude gelegt. Dann folgte der Bau des Alexander-Newski-Klosters, wozu der Zar die Reliquien des Großenfürsten Alexander von Nowgorod, der im Jahr 1211 den ersten Sieg über die Schweden erfochten hatte, aus Wladimir hüberbringen ließ. Auch die mit diesem Kloster verbundene steinerne Dreifaltigkeitskathedrale, eine Art russischer Westminster-Abtei, wurde 1716 durch Peter in Angriff genommen. Das Innere glänzt von reichem Schmuck. Der 15 Fuß hohe Reliquienbehälter des heiligen Alexander Newski enthält 5000 Pfund gediegenen Silbers.

Erfst als die Künstler des Zaren, ein Menschikow, ein Golowin, sich bereits prunkende Paläste erbaut hatten, schuf Peter für sich und seinen Hofstaat stattlichere Verfassungen. Bald nacheinander entstanden auf dem südlichen Newa-Ufer das Sommer-schloßchen mit dem Sommergarten, das erste Winterpalais und das Lustschloß Katharinenhof. Bedeutend später, im Jahre 1720, wurde an der Küste des finnischen Meerbusens, etwa 25 Kilometer westwärts von der Hauptstadt, der Bau des Schlosses Peterhof nach den Plänen Leblonds begonnen.

Dieser später von Katharina II. bedeutend erweiterte Sommerpalast blüht in seinen lebhaften Farben — hellrot und weiß — von einer 12 Meter hohen Terrasse auf das tiefe Grün unabhängiger Gärten und Baumgänge und auf die phantastische Pracht wundervoller Wasserfälle herab.

Das Innere des Schlosses strotzt von Marmor, Goldbrunze, schimmernden Damasttapeten und wertvollen Gemälden.

Bereits beim Tode Peters zählte seine Schöpfung 75 000 Bewohner. Obwohl Moskau im Tempo seines Bevölkerungszuwachses neuerdings stark aufzurücken beginnt, bleibt es mit seinen 1 200 000 Einwohnern doch noch erheblich hinter den anderthalb Millionen Petersburgs zurück. Der alte Antagonismus zwischen Petersburg und Moskau ist noch immer nicht ganz verschwunden. Die Bewohner der Neva-Stadt sind in Anschauungen und Gewohnheiten ungleich abendländischer und weltbürgerlicher als die der alten Hauptstadt an der Moskwa. Durch die aus dem Osten heranströmenden Zugvögel aus allen Stämmen, Rassen, Religionen, durch die aus den asiatischen Provinzen heimkehrenden Offiziere, Beamten, Unternehmer wird das kosmopolitische Gepräge des Petersburger Lebens nicht vermindert, sondern verstärkt. Diese entgegengesetzten Strömungen bringen aber den merkwürdigen Widerspruch hervor, daß die Petersburger Bevölkerung sich geistig immer mehr europäisiert, während sie sich gleichzeitig in der Breite des Lebenszuschnittes, der Ungebundenheit der Sitten und Liebhabereien zulehends orientalisiert.

Der Vater dieser merkwürdigsten aller Städte erhielt bereits unter Katharina II. sein Denkmal am Ufer des Stromes, den er mit Schiffen und Gondeln belebt hatte. Der französische Bildhauer Falconet war der Schöpfer dieses eigenartigen Werkes allegorischer Plastik. Ein wenig weiter nach dem Innern der Stadt erhob sich ein Jahrhundert später das Reiterstandbild Nikolaus I. Von ihm heißt es im Volksmunde: „Er galoppiert dem Peter nach, erreicht ihn aber nicht.“ Von den imposanten Regierungsgebäuden, die den Petersplatz umgeben, ist die Admiraltät, wie bereits erwähnt, noch von dem großen Zaren selber begründet worden. Der Senat und der Heilige Synod gehören als Behörden zu den von Peter niedergelegten sogenannten „Kollegien“, waren aber zu seiner Zeit noch in einem schlichten Holzgebäude auf der Festunginsel untergebracht.

Zum Ersatz für das bereits von Peter erbaute, nach seinem Tode aber geräumte erste Winterpalais erhob sich neben der Admiraltät wenige Jahrzehnte später ein neuer Prunkpalast in riesenhafte Verhältnisse. Der von der Kaiserin Anna nach den Plänen Kasprells unternommene Bau wurde von Katharina II. vollendet. Dieser stadträhnliche Gewerksbau an der Newa, der mit seinen 152 Metern Länge und 117 Metern Breite nicht weniger als 6000 Menschen Obdach gewährt, gehört zu den gewaltigsten, freilich keineswegs zu den schönsten Monumentalgebäuden der Welt. Die Höhe, die nur etwa 24 Meter beträgt, steht nicht im rechten Verhältnis zur Ausdehnung. Die im Barockstil gehaltene Aus schmückung ist zu üppig und überladen. Im Jahre 1837 wurde ein großer Teil des Palastes durch einen Brand zerstört. Der Weiße Saal, der Saal des heiligen Georg, der Saal der Feldmarschälle brannten völlig aus. In erstaunlich kurzer Zeit ging die Wiederherstellung



Winterpalais mit Alexander-Säule



Peter Pauls - Festung

vor sich. Häufigen Ausbesserungen unterzogen, aber im wesentlichen im früheren Zustande erhalten ist dagegen der nach Peter dem Großen benannte Thronsaal, dessen rote Sammetwände mit goldgewebten russischen Adlern überfät sind.

Der sich vor dem Winteris der Kaiserfamilie dehrende Platz, Schlossplatz genannt, hat erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein gegenwärtiges Ansehen erhalten. Das Generalstabsgebäude mit seinem gewaltigen, von einem Sechsgespänn überhöhten Torbogen ist erst unter Nikolaus I. von Rossi erbaut worden. Die Alexanderssäule wurde ebenfalls von Nikolaus I. im Jahr 1831 nach Monferlands Entwurf zum Gedächtnis seines verstorbenen Bruders aus einem Monolithen, dem größten der Neuzeit, errichtet.

Das an der Neva liegende Marmorpalais ist gleich dem Winterpalais unter Katharina II. in Marmor, Granit, Eisen und Bronze ausgeführt worden. Neben diesem vornehmen Bau liegt das bescheidene und weniger umfangreiche Palais des Prinzen von Oldenburg und der Sommergarten.

Nur die unter der Schlossbrücke dahinströmende Neva trennt die Paläste der machtmächtigen Zaren vom Mittelpunkt des Petersburger Geschäftslebens, der auf der Insel Wassili Ostrow belegenen Börse. In diesem Stadteil versammeln die Geschäftsteile sich bereits in den ersten Gründungsjahren. Dasjenige Börsegebäude ist am Anfang des 19. Jahrhunderts im antiken Stil — leider nicht ohne einige erbliche Abirrungen vom Geist des Hellenentums — erbaut worden.

Fromme Klaffen nennen Petersburg im Gegenfatz zu Moskau, der „heiligen Stadt“, „die Gottlos“, weil die Zarenstadt nach griechisch-orthodoxen Begriffen nicht allzu reichlich mit Kirchen ausgestattet ist. Immerhin erheben sich an allen beherrschenden Punkten prunkende Kathedrales. Schwer trägt der schwache Boden des Neva-Ufers an den würdigen Granitmassen der Staatskathedrale, die fast jahraus jahrein mit Gerüsten umgeben bleiben muß, da sich immer neue Risse und Sprünge zeigen. Die Hauptkuppel verdeckt uns ganz nach Rom in die Zeiten des Cinquecento. Gehr russisch ist dagegen das prächt-

stehende Innere mit den Niesensäulen aus grünem Malachit und dunkelblauem Lapis Lazuli, dem unabschätzbaren, durch das Feuer bunter Schellene erhobten Geschnitten der silbernen und goldenen Heiligenbilder, Kanbelaber, Tabernakel. Auch die am Newskiprospett belegene Kasanische Kathedrale mit ihren flügel-förmig verlaufenden Säulenhallen, deren Anordnung dem Peterdom entlehnt ist, trägt im nordischen Nebellande äußerlich die volle Heiterkeit der italienischen Linien zur Schau. Die religiösen Bedürfnisse der fremden Konfessionen fanden bei den ersten Herrschern ein so großes Entgegenkommen, daß ihnen zum Bau ihrer Kirchen mit Vorliebe Plätze an der Hauptstraße, dem Newskiprospett, eingeräumt wurden. Dort erheben sich die holländische Kirche, die deutsch-lutherische Peter Pauls-Kirche (meist kurz Peterskirche genannt) u. a. m. Schon im Jahre 1761 berichtete August Ludwig v. Schlözer, daß in Petersburg Gottesdienst in vierzehn verschiedenen Sprachen gehalten werde. Ein wichtiges Vorrecht der deutsch-lutherischen Hauptkirchen Petersburgs ist die Unterhaltung eigener mittlerer Lehranstalten (Gymnasien, höhere Mädchenschulen u. s. w.) mit deutscher Unterrichtssprache. Diesen Schulen wird nachgerühmt, daß sie die besten Petersburgs seien. Für die 50—60 000 Deutschen Petersburgs, unter denen sich 14—15 000 Reichsdeutsche befinden, haben diese Lehranstalten einen unergleichlichen Bildungswert.

Ob auch die Bestandteile, aus denen die Petersburger Gesellschaft sich zusammensetzt, noch so verschiedenartig sind, noch so reich wechseln — sie



Der Newskiprospett vor hundert Jahren



Der Newskiprospett in heutiger Gestalt

selber bleibt — lacht, tanzt und spaziert unbekümmert weiter: „Après nous le déluge!“ Die Frauen müssen dieses immerwährende Fest verschönen helfen, selbst am Kartentisch will man sie nicht entbehren. Eine hübsche junge Dame aus den Kreisen der Petersburger oberen Zehntausend ist das verhältnismäßig Weisheits, das man sich denken kann. Der wohlhabende Russe verläßt von Frau und Töchtern nur, daß sie sein Leben schmücken, nicht daß sie sich noch irgend einer Richtung nützlich machen.

Während der Winter-saison jagt ein Ball den andern, löst eine Schlitte-partie die andre ab. Mit schellkulturender Troika geht es dann hinaus zu den „Anficht“, wo sich zahlreiche Vergnügungsetablissemments befinden. Zu den drei wichtigsten Bedürfnissen des Russen: „Pshin, tschan, schtschik“ (Kauf, Tee, Koffin) und in Petersburg noch zwei addieren: Selt und Zigaretten.

Der soziale Querschnitt des Petersburger Lebens spiegelt sich auf das getreue in dem antiken Anstich der Stadt wider. In der Mitte die



Admiral-Kanonenboje

solte, feierliche Pracht des kaiserlichen, des aristokratischen und des plutokratischen Petersburg. Dann das rührige Erwerbsleben der bürgerlichen Viertel mit ihren endlosen Reihen nüchternen Mietskasernen. Endlich die auf das äußerste vernachlässigten Stadtteile, die von den arbeitenden Massen, dem „schwarzen Volke“, bewohnt werden — nichts als ein armseliges großes Dorf!

Jeden Fremden übertrifft das außerordentlich lebhaft Treiben, das täglich in den Mittagstunden auf dem Newski Prospekt herrscht. Dafür sind die übrigen Straßen um so stiller und menschenleerer. Jar Peter hat seiner Stadt die Straßen und Plätze anmessen lassen, wie ein vorsorglicher Vater seinem Sohne einen auf starkes Wachstum berechneten Anzug. Aber in die ungeheuren Raumverhältnisse des petrinischen Gründungsplanes ist die Bevölkerung noch immer nicht hineingewachsen.

Wer den Anforderungen des Petersburger Lebens und den Unilden der ebenso plötzlichen wie starken Schwankungen des nördlichen Küstenklimas standhalten will, muß über eine sehr robuste Gesundheit verfügen. Im Sommer steigt die Hitze bis nahe an 30° R. und im Winter die Kälte bis auf 30° und darüber. Zwischen der Jarenstadt und den Regionen der Winternachtsonne liegt bloß das — allerdings ziemlich umfangreiche — Reich Finnland. Die magischen weißen Sommernächte Petersburgs sind oft gefeiert und besungen worden. Ihr Gegenbild sind die weißen Tage und die dunkelblauen oder grauschwarzen Nächte des Winters. Der Winter fährt wie mit weißer Geißel über die Newskistadt und verlöscht alle Farben und Lichter. Selbst das Halb der Nixschleime verschwindet unter dem flirrschimmernden Schneeferne ober

dralen römische Erinnerungen wach, so wird beim Anblick der riesenhaften, mit Säulen und Perlmätern geschmückten Plätze, des Winterpalastes, der Nema-Ufer jeder, der in Paris gewesen ist, sofort an die Place de la Concorde, das Louvre und die Seinequais denken. Und doch ist das wieder ganz und gar nicht Paris! Der saubere blaue Himmel, die Seeschiffe im Hafen, die breiten, saphirnen Wasserflächen, die die Rheinbreite bei Köln stellenweise um das Doppelte übertreffen, die vielen Inseln — alles das gemahnt an unauslöschliche Eindrücke aus einer andern nördlichen Hauptstadt, aus Stockholm! Und auch dem Berliner werden die strammen, hochgewachsenen Gardetruppen, unter denen die Kavallerieregimenter noch heute größtenteils nach preussischem Muster uniformiert sind, einen vertrauten Anblick bieten — ganz abgesehen von den deutschen Wädeläden und Restaurants, die vom Strande der Speer an den der Nema verstreut zu sein scheinen. Nur eine einzige Stadt im nördlichen Europa hat kaum einen

unter der weichen Wollschwerer Plüschmassen. Alle die breiten Straßen, die weitläufig angelegten Häuserblöcke scheinen sich noch weiter auseinanderzugiehen und wie in unendlicher Ferne zu verschwinden. Das Körperliche, Greifbare löst sich in unbestimmte Farben, in lauter bläuliche und silberige Töne auf. Vier bis fünf Monate lang ist die Miesstadt nichts als ein großes, zauberhaftes Wintermärchen, ein Traum in Schneegestirmer und Eisesprache.

Wer die russische Residenz im Sommer besucht, wird erstaunt sein über die Menge der Berührungspunkte mit andern Weltstädten Europas. Kufen die Kuppeln der Hauptkathedrale

zug mit der Jarenresidenz gemein; etwas, das an die Londoner City mit ihren bis hart an den Strom reichenden geschwärtzten Häusermassen, ihrem hastenden Gedränge, ihren undefinierbaren Marktgerüchen erinnerte, wird man in Petersburg vergeblich suchen. Das Stromufer ist der Jarenfamilie, den feudalen und großbürgerlichen Geschlechtern vorbehalten, der Handel hat mit Wassili Ostrow und den Mündungen vorlieb zu nehmen. Seine Früchte genießt man in den vornehmen Stadtteilen mit vielem Behagen, aber niemand soll gewahren, wie sie gepflückt und eingesammelt werden.

### Jan Mientwegen

Erzählung von Luise Westkirch

Dienstagmorgens war's. Schnalenbergers waren heut nicht zum Feststehen gegangen. Die Vorbereitungen zum Fest forderten alle Hände. Zudem versagten dort Schnalenberger, dem Bauern,



Peter- und Paulskathedrale

die Straße. Neun Wochen lang von morgens drei bis zum Abendstrahl in einem Wasserloch stehen und die widerpenstige Masse herausbaden. -tragen, -brechen, ist eine schwere Sache für einen Fünfziger, den das Fieber plagt. Er hatte geschlafen bis mittags um zwölf. Jetzt saß er, von Frost geschüttelt, auf dem Strohsessel dicht vor dem Feuerloch, über dem der ruhige Kessel dampfte. Geschnappt (Gefina Margarete), die Bäuerin, lauerte ihm gegenüber und schauerte mit weit ausfolgenden Armbewegungen die Jinnenschüssel zum Fest. Im Backstrog neben der Leiter, die zu dem oberen Geschloß, der sogenannten Dille hinaufführte, knetete Wöble, die einzige Tochter des Hauses, mit aufgeschürzten Hemdärmeln den Teig zu den Feststücken. Aines sprach. Nur das Klatschen des zusammengeklagten Teiges mischte sich mit dem Klirren des Jinnis auf der Steinmosaik des Fleetts. Selbst die Ruhe standen lautlos wiederkäuhend, und der Braune ließ die Ohren hängen und träumte.

Das Gesicht des Bauern war sorgenvoll. Während seine hellen, tiefliegenden Augen durch die kleinen Scheiben der Flettentür über seinen Hof hinaus schweiften, über die Tannen und Büchen am Backofen, das Stückchen grüne Wiese bis zu der Windmühle des Nachbargrundstücks, die gespensterhaft im frischen Winde ihre blutroten Flügel drehte, quälte ihn genau derselbe Gedanke, den Geschnappt durch ihre heftigen Schwebbewegungen gern überdäubt hätte: es ging nicht länger! So ging's nicht länger. Die Wirtschaft konnte in dieser Weise nicht fortbestehen. Die Kolonistenstelle, auf der Schnalenbergers saßen, war ein schöner Moorhof mit weitläufigen Wiesen und Kledern, mit ausgedehnten Torfgründen, ein Feld für die Verfertigung vieler Menschenkräfte. Schnalenbergers hätten sechs Söhne haben müssen, statt dessen hatten sie nur eine einzige Tochter, und mit bezahlten Leuten kam man nicht auf die Kosten. Die sollte ein fieberkranker Mann gleichzeitig die Torfstecher draußen im Moor und die Pflüger beim Hof im Auge behalten? So lag vieles brach. Schnalenberger richtete sich klein ein, verzichtete auf manches, was die Nachbarn sich gönnten. Trotzdem, wenn



Isaak-Kathedrale

er nicht zufällig, seit seine Gesundheit ernstlich zu schwanken anfing, den zuverlässigen Knecht, den Jan Puwogel gefunden hätte, wäre es ihm schlimm ergangen. Aber Knechte kommen und gehen, eine Bauernwirtschaft braucht vor allem Stetigkeit.

Vorwursvoll blickte er auf die Tochter, deren pralle, nackte Arme sich rüutig regten, während der ganze Körper in jugendlicher Spannkraft mitschwebte. Schon wanzig Jahre war sie nun und hatte ihm noch den Schwiegerjohn nicht zugeführt, die Entlastung seines Alters. Sie lachte den Bauernsöhnen ins Gesicht, die gern in den Schnakenbergerischen Hof eingehirtet hätten. Aber das mußte und sollte anders werden. Er würde ein Nachwort sprechen. Eben setzte er dazu an, da wurde die Haustür geöffnet. Jan, der Knecht, schob sich herein. Er war ein mittelgroßer Mensch mit ausgearbeiteten Gliedern und einem wenig beweglichen, eigenartigen Bauerngesicht. Es lag Rasse in diesem Gesicht wie in Körperbau und Haltung, echte Bauernrasse. Denn Jan war aus dem alten, angesehenen Geschlecht der Puwogel auf der West. Nur hatte sein Vater, ein jüngerer Sohn, nicht Zeit behalten, irgendwelchen Besitz zu erwerben. Er war seiner jungen Frau in Jahresfrist nachgefolgt, und weil bei den andern Puwogels im Augenblick eher Ueberfluß als Mangel an Rindern herrschte, wurde der kleine Jan ausgetan. Von seinem zwölften Jahr an war er dann in Dienst gewesen. Er kam sich selbst wie ein ganz alter Mann vor, weil er schon so lange auf eignen Füßen stand, obgleich er in Wirklichkeit erst achtundwanzig Jahre zählte.

Sobald der helle Strohschopf unter dem rüutigschwärzten Türballen sichtbar wurde, stand Geschmargret vom Boden auf, nahm die braune Kanne voll Zichorienausguss vom Treifuß, wo sie über glühenden Torfbroden warm gestanden hatte, und setzte sie auf den großen Tisch zwischen den Brotlaib und den Zinnbecher. Sie sprach nicht.

Jan dankte auch nicht. Schweigend säbelte er sich eine dicke Scheibe Brot herunter, füllte seinen Becher. Als er satt war, stieß er das Messer wieder in den Brotlaib, wuschte sich den Mund, stand auf. Und nun erst rebete er: „Wenn Bujahn ut Bremen nu mientwegen ufe Farkens (Ferkel) löpen wull?“

Schnakenberger hob den Kopf. „Zwintig Mark munt it vör jedereken hebben.“

„Ziesuntwintig,“ sagte Jan und nickte. „Wenn de Kiel dat mientwegen nich betahlen wull, denn so kann he mientwegen leer to Huus föhren.“

Als er der Tür zuschritt, drehte Wöbke sich um: „Jan Mientwegen! Kannst mi mientwegen de Rokus (Ruchen) in'n Backaben dragen. Jan Mientwegen.“

Jan hörte nicht mehr. Er war schon draußen. Aber des Bauern verhaltenen Groll brach nun los: „Holl dien Snabel, ontkoote Deern! It wull got to sechen sien, wenn ich en Swegerföhn vun Jan sien Dart up'n Hof harr! Du künnst wull wat Verstännigeres dohn, as ornitlike Minsken (Menschen) utspotten!“

Geschmargret setzte bei den Worten ihres Mannes ihre Zinnschüssel nieder und stand von den Knien auf. „Doverleg di leimer, vör wat du up de Welt büst,“ mahnte sie. „Wenn du to Johanni endlik frigen dähst, dat wör mi sühr recht, un dien Wadder oof.“

Wöbke wandte sich von ihrem Ruchen ab, sah ihre Eltern an. Sie hatte lustige Augen, und die Haare sprangen immer ein wenig eigenwillig aus ihren Schreitel. „Frigen, to Johanni?“ wiederholte sie erstaunt. „Dat preffiert doch wull nich so? It wör to gor nich, ob een mi hebben wull.“ „Snal nich so'n dumm Düg!“ schalt die Frau. „Schall'n Wadder un it us iewt dodquälen? Kiel Wadder an, wo he usicht. Twee Pingsdage hebbt ji jonge Wie vör ji. Un nu bidd it mi ut, dat dor en End' vun malk ward. Wi hebbt all lang 'nog lömt (gewartet).“

Wöbke blickte auf ihren Vater. Er sah wirklich zum Erbarmen aus, wie er blaß und schlortend in seinem Armstuhl sauerte. Schweigend nahm sie

ein paar Ruchenbleche mit den aufgerollten Ruchen und ging damit hinaus zum Backofen. Sie hatte die Stirn in Falten gezogen und nagte an ihrer Unterlippe. Diesmal war's Ernst. Sonst würden die Eltern nicht so viel geredet haben. Es kam in der Zeit des Torfstechens vor, daß tagelang nicht der Klang einer Menschenstimme über das Flett hallte. Neben ist Arbeit, und man plagte sich dann odnedies genug. In der Sache gab Wöbke ihren Eltern recht. Sie war sich der Pflichten der Erbtöchter auf einem Hof vollkommen bewußt und dachte nicht daran, sich zu widersetzen. Nur — sie seufzte und starrete zwischen den Wipfeln der Edeltannen hindurch zum Himmel hinauf, an dem leichte weiße Frühlingswölckchen schifften. Warum hatte nur der liebe Gott, der die Welt so schön erschaffen hatte, die Dummheit hineingefest, den Menschen zur Qual und Plage?

Als sie das lechte Blech mit den ausgebackenen Ruchen aus dem Ofen zog, sah sie ihren Vater mit kleinen Schritten aus dem Haus gehen, über die Brücke, auf die Dorfstraße und über die nächste Brücke einbiegen auf Poescher Bischoffs Hof.

Ihre Augen wurden groß. Was Schnakenberger heut mit dem Klachbar

Wort wieder zu gebrauchen. Auch Wöbke schwieg. Sie lehnte gegen die Hauswand und blickte in die Ferne, in den feinen grauen Abenddunst, der über dem Moor hing. Ab und an wandte sie sich, sah ihren Klachbar an. Aber Jan hielt die Augen auf sein Gesicht gerichtet, rieb und pökte. Und das mußte wohl eine anstrengende Arbeit sein, denn er atmete schwerer und hastiger dabei als beim Torfstechen. Nach einer Weile begann Wöbke von neuem: „Häst all hört, Jan? It schall nu frigen.“

„Ne“, sagte Jan, rieb und sah nicht auf. „Wadder seggt, do munt en jonge Buur up'n Hof. Un gau (schnell) wull he dat hebben, all to Johanni.“ — „Hest wal seggt, Jan?“

„Ne“, sagte Jan, nahm eine Spedschwarte und bearbeitete kräftig das Leder des Kummels damit.

„It meent, du harrst frögt: wedden (welchen denn)?“

„Jo“, sagte Jan, „dat harr it mientwegen frögen künn: wedden?“

„Wert it' fälroft? En ornitlike Minsken munt he wesen, dat 's flor. Een, de nich supt un nich starten sprellt, un stietig is un sparsam un got vör de Allen (gut zu den Allen), un all dat, — un denn munt he doch ool mi woch anstahn.“

„Jo“, sagte Jan, „dat 's so.“

Sie beugte sich vor. „Wertst du mi een, Jan?“ Er antwortete nicht, setzte an den Ledertiemern, als wöllt er sie zerreißen. Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Tu büst wiet in'n Yanne rümmerlamen, Jan. Un it — it hebb en Tovertrauben to bi. Wertst du mi een, de mi lieben mag, — so recht vun Garien liden?“

„Sie hatte sich gewandt, sah ihm voll ins Gesicht mit großen Augen, verhaltenem Atem. Er aber starrete an ihr vorbei gradaus in die nieder sinkende Dämmerung, wo fern am Horizont die Grenzen des Schnakenbergerischen Besitzes vorzuschwammen, und dann wandte er seine Augen seitwärts zum Kammerfenster, hinter dem die kleine Riste stand mit feiner ganzen Habe und dem Sparlassenbuch über fünf-hundert Mark drin, und auf einmal wurde

sein wild schlagendes Herz so ruhig, als stände es still, und er sprach ohne Aufregung langsam und deutlich und wunderte sich selbst über den hellen Klang seiner Stimme: „Sol een künn wull mientwegen Dinnack wesen, oder mientwegen ool.“

Mit einem Ruck sprang Wöbke auf. Ihr Gesicht brannte, ihre Augen flammten. „Mientwegen! Dientwegen! All wedder! — Dat is — dat is — utverschamt!“

Jan Puwogel ließ den Kopf hängen und sah sehr unglücklich aus. „Dat Wort is ni so rut-bullert, Wöbke.“

„Verdesenber (verteidige) di nich! It was jo wull mall (unföhmig), dat it sölle Saal mit 'n fremden Minsken, mit en herlozen Knecht bespreken däh! Wat lehrst du di an Wöbke Schnakenberger ehr Glück oder Unglück? Dientwegen künn de ganze Schnakenbergerhof in 'n Hardboden insacken (einsinken). 'T is got. Mientwegen brukt it nich to inkommoderen, — Jan Mientwegen!“

Sie wandte ihm den Rücken und verschwand um die Hausede. In seiner Hand riß der Ledertiemern. Mechanisch griff er in die Tasche, zog Jseirn und Nadel hervor, um den Ritzreifen zusammenzuflicken. Aber er konnte das Nadelöhr nicht finden. Die Nadel tauchte und verschwand vor seinem Blick. Da ließ er das Geschirr zur Erde gleiten, stützte die Ellbogen auf die Kniee und sah unbeweglich. In seiner Brust war ein dumpfes Wühlen, etwas wie ein physischer Schmerz und ein großer Schreck. War das möglich? War denn so was möglich? Er war doch all sein Veritag ein vernünftiger, nüchternere Mensch gewesen, und klar wie das Vaterunser lag sein künftiger Lebensweg vor ihm, schon seit seiner Einsegnung, der einzige Weg, den es für ihn gab. Er würde dienen und sparen, dienen und sparen, bis er ein paar hundert Taler beisammen hatte. Dann kaufte er sich ein Häuschen und ein Stückchen Land, dort, wo



Kazanische Kathedrale in St. Petersburg

auszumachen hatte, konnte Wöbke sich ungefähr denken. Es war da ein jüngerer Sohn, ein paar Jahre älter als sie, ein ansehnlicher Mensch. Die Eltern hatten es eilig! Ein Zug trotziger Entschlossenheit trat in Wöbkes Gesicht. Sie ging um das Haus herum. Auf der Bank nach dem Obstgarten zu sah Jan, der Knecht, und pökte das Pferdegeschirr zur Pflingtkirchfahrt. Steif und ruhig sah er, das unbewegte Gesicht gefest, fast ein bißchen stummföhmig. Er war dafür bekannt, daß die meisten Dinge ihn gleichgültig ließen.

Wöbke trat langsam zu ihm heran. Unter dem prallen blauen Nieder hob und senkte sich ihre Brust. Bis in den Hals hinein war ihr Gesicht gerötet von dem rasch fliehenden Blut. Er sah sie an, sagte aber nichts. Sie blieb stehen, strich sich mit der Hand das widerspenstige Lockhaar hinter's Ohr und sah in den rosigen Westhimmel. „Dat gift got Wedder to Pungsten.“

„Jo“, sagte Jan.

Sie schob das Geschirr zur Seite, setzte sich neben ihn und sah ihn an. Wärme strahlte von ihr aus, etwas Willenskräftiges, Mitreisendes. Es verwirrte ihn. Er fühlte, um sich Haltung zu geben, mußte er etwas sagen, und so setzte er bedächtig hinzu: „Wenn dor nich mientwegen en Gewitter upkümmt.“

„Jan,“ sprach Wöbke, „worum seggst du immer-loz (stornwährend) mientwegen? Dat mag it gor nich liden.“

„Jo“, meinte Jan, „denn kann it dat jo mientwegen ool walaaten.“

Erst als Wöbke lachte, merkte er, daß er in seinen alten Fehler verfallen war, und seufzte: „Dat is nich licht.“

„Wertst, wo de Vie in de Kolonie bi all heeten?“

Er nickte schuldberührt: „Jan Mientwegen.“

„Dat lett nich got, Jan.“

„Ne“, gab Jan zu, „dat lett wirklich nich got.“ Er sagte nichts weiter, aus Angst, das verbotene

das Land billig vor und er außerdem in Taglohn gehen konnte. Alsdann müde er auch heiraten, ein Mädchen, das, so wie er, sich ein Stämmchen erspart hätte, ohne Anhang, wie er; eine, die tüchtig arbeiten konnte und vorwärts wollte, wie er. Wie sie aussah, war ihm gleichgültig. Er lachte über die unklugen Wünsche, die sich nachlässigerweise vor den Fenstern ihres Schloßes herumtrieben und um ein paar häßlicher Augen willen ihre Zukunft verzerrten. Wenn er abends übermüdet auf sein Bett fiel, schlief er sechs Stunden wie ein Toter, ohne daß Träume von braunen oder blonden Haaren seine Ruhe störten. Und Sonntags rauchte er lieber seine Pfeife und las im Kalender, als daß er seine schwerbedienten Groschen ins Wirtshaus oder auf den Tanzboden trug. Er bildete sich was ein auf diese Klugheit. Das Leben hatte ihm ein paar Regeln eingeprägt, die saßen fest in seinem harten Schädel. Die eine lautete: „Derr ist Meer, und Knecht ist Knecht. Das hat Gott selbst so gemacht. Und es bekommt einem irbenen Topf nicht gut, wenn er gegen einen eisernen anrennt.“ Und die andre: „Ein Mensch kann's weit bringen, wenn er sich um gar nichts auf der Welt kümmert als um sich selbst und sein Fortkommen.“ Danach tat er und fand, daß er sich gut dabei fühlte.

So war er vor zwei Jahren zu Kort Schnakenberger gekommen, ein Sechszwanzigjähriger, in dem, von einem nüchternen, praktischen Geizhals gebildet, die Empfindungen der Jugend niemals zu Wort gekommen waren. Aber das Moor mit seinen harten Gefühlsbedingungen gestaltete das Zusammenleben von Bauer und Knecht, Mensch und Vieh enger, inniger als die Gest. Jan Puvogel sah stündlich seines Bauern Tochter, arbeitete im Dorfsteig, auf Acker und Wiese neben ihr. Sie war ihm ein Anblick, der seine Augen erfreute wie ein gut beandenes Roggenfeld oder ein vielversprechendes Fohlen, oder die herbigenelben Birkenwipfel auf den Chausseen gegen den blauen Himmel. Nicht mehr als bei diesen Dingen hatte er sich dabei gedacht, nicht mehr als vor diesen Dingen sich davor gehütet. Ganz sacht und unmerklich war das Wohlgefallen gewachsen. Er begann ihre Gegenwart zu empfinden, wohl, wie wenn nach einem kühlen Regenschauer die Sonne ihm auf den Rücken schien. Wenn sie lachte, klang's ihm fast noch schöner, als wenn die Geklinken schlugen. Die ganze Welt hatte ein froheres, seichtlicheres Aussehen gewonnen, das Leben trug sich leichter. Er meinte, daß die Moorluft ihm besonders gut anschlage, und daß der Dienst bei Schnakenberger ihm besser gefalle als ein andrer. Ueber das Warum zerbrach er sich den Kopf nicht. Einem alten Bekannten, der ihn in der Kirche in Grasdorf danach befragte, hatte er in gutem Glauben geantwortet: „Dor sind vo veel Fröhe in'n Kanal.“

Er mußte, daß Wöbke einmal heiraten würde, und dachte ruhig daran. Und jetzt, als sie ihm sagte, die Zeit ist da, hatte es ihn getroffen wie ein Auenfisch, — kaum, daß er seine Haltung bewahrte, — so schümm, als wären alle Aussichten und Hoffnungen seines Lebens zusammengebrochen. Das also war das dumme, überflüssige Gefühl, das die jungen Burtschen alle zu Narren macht! Auch ihn hatte es nun überkumpelt, unvorhersehbar, hinterlistig. Es war ein schweres Schicksal, das der liebe Gott ihm da aufzubehete, und er meinte, er hätte doch zeitweilig schon genug zu tragen gehabt. Aber er gedachte sich durchzubehalten wie durch das andre. Nur sich nichts merken lassen! Nur sich nicht abdrängen lassen von dem klar und wohlbedacht vorgezeichneten Lebensweg durch solch plötzliche Narrenheit!

Er schüttelte sich, nahm das Pferdegeschirr auf und ging ins Haus, denn auch der Bauer kam jetzt langsam über die Kanalbrücke zurück. Auf dem Tisch stand schon der Grütztopf, die Wuttermilchkanne. Das Brot, in dem das Messer steckte, lag vor Jans Platz. Stumm waltete er seines Amtes, schnitt die Brotscheiben für Bauer und Bäuerin, für Wöbke und Trintje, die rothzäugige Magd, und für sich selbst. Dann fuhrnen die Löffel in die Grütze. Aber Jan hielt nicht so gut Takt, wie er mußte. Er wußte nicht, wie es zugeht. Sein Arm, der den Dreschkegel leicht regierte, fand den Löffel widerpenftig, und einmal verführte der sich im Napf und verhalte sich mit dem Wöbkes, die doch, wie alle Frauenteute, immer erst eine halbe Sekunde nach den Männern eintauchte.

Als die Schüssel leer war, sagten das Gefinde und die Pantstochter gute Nacht. Der Bauer und die Bäuerin schiefen in der großen Stube im Wandbett, Wöbke und Trintje in der kleinen. Jan hatte seine Kammer, eng und niedrig wie eine Schiffskabine, auf der Diele neben dem Pferdestand. Ein geräumiges Wandbett war darin und daneben ein

Gang, in dem ein Mann sich aufrecht bewegen konnte. Ans Fenster hatte er die buntemalte Kiste gesetzt, in der sein Sonntagszeug, sein Gesangbuch und das Sparrassenbuch lagen. Außerdem stand nur noch ein Polstuhl mit einer Waschküche in dem Raum.

Er warf sich auf das Bett, zog die Türklappen hinter sich zu und wühlte den Kopf in die Kissen, aber er konnte nicht einschlafen. Der Pfingstheiligabend rumorte ihm im Blut. In dieser Nacht war auf dem Moor jeder Bursch an der Arbeit, dem Mädchen, das er lieb hatte, den Maibaum aufzupuhlen. Wo immer eine Pirne süßge wurde, prangte am Pfingstmorgen die Birke im grünen Laubkleid, geschmückt mit bunten Bändern. Fast war's ein Schimpf, wo sie ausblieb. Bei Wöbke war sie im vergangenen Jahr ausgeblieben. Die Bäuerin grämte sich darüber. Wöbke lachte. Jan merkte doch, es war ihr nicht recht. Sie schlug die Türen und stieß die Milchseimer. Ihn, der doch wahrlich nicht schuld an ihrem Stummer trug, fuhr sie geradezu höhnlisch an. Ihre Enttäuschung tat ihm leid, und er hatte sich's zugelegt: am nächsten Pfingstfest sollte ihr der Maibaum nicht fehlen. Wenn niemand sonst, so würde er ihn ihr pflanzen. Mochte sie sich dann den Kopf zerbrechen, von welchem Bauernjahr er herührte. Er hatte sich im wilden Moor die Birke schon ersehen, die er säulen wollte, einen schlanken Stamm mit biegsamer, voller Krone. Auch Bänder hatte er in Bremen gekauft, nun aber wußte er nicht, ob er sein Vorhaben ausführen sollte. Wenn sie heiraten wollte, schmückte ihr wahrscheinlich ein andrer den Maibaum. Da sie aber über ihre Wahl noch unentschieden schien, mochte es auch wohl denselben Verlauf nehmen wie im Vorjahr. Sollte er, sollte er nicht?

Jan sah auf seiner Kiste, ließ unglücklich die Gelenke seiner Finger knochen und überlegte. Als der Mond aufging und es vor Wöbkes Fenstern noch immer still und leer blieb, entschloß er sich. Er zog seine großen Wasserstiefel und seine Stolljacks an, nahm im Vorbeigehen die Art vom Nagel und ging zur Tür. Auf den Heben tappte er sich über die dunkle Diele, klinkte die Tür auf und zu, schlich am Haus entlang, ganz leise, wie er meinte. Aber seine Füße waren auf Beiegehen nicht eingeeißt. Sie fielen immer so schwer auf den Boden, als faden sie in die lockere Erde hinterm Pflug. Und in ihrem Wandbette lag Wöbke wach. Als sie das Scharten auf der Diele, das gedämpfte Klappen der Tür vernahm, glitt sie von der Seite der schlafenden Magd weg, schlich sich ans Fenster und spähte hinaus. Sie sah den Mann zur Brücke schreiten, die Schneide seines Beils im Mondschein blinken. Behutsam öffnete sie das Fenster, dessen kleine Scheiben trüb waren vom Rauch, und nun erkannte sie deutlich Jan. Und sie fiel auf den Stuhl zurück und lachte, die Hände vor den Mund gepreßt, damit es Trintje und die Eltern drüben nicht hörten. Gott sei Dank, so waren sie doch nicht ganz blind, die großen blauen Augen. Er begriff, er begriff endlich! Würde hatte es gelostet. In sich hineinlächelnd schlüpfte sie ins Bett zurück, und nun schloß angenehme Müdigkeit ihr bald die Augen zu festem Schlaf.

Jan aber wanderte, die Art auf der Schulter, die Dorfstraße entlang, den entlofen, schnurgeraden Fahrweg am Kanal, über den die ergrünenden Birken ihre zarten Zweige niederhängen ließen, vorbei an den Kiehlöfen, strohgedeckten Häusern der Kolonie, deren jedes, möglichst weit von seinem Nachbar abgetrennt, in seinem eignen Busch von dunkeln Ebdtannen, frischbelaubten Buchen und blühenden Obstbäumen abgetrennt lag. Und weiter, gerade hinaus in das pfadlose Moor ging er, wo der Boden bebte unter seinem schweren Schritt, wo wassergefüllte Torflöcher im Mondschein blinkten, auf trügerischem Grund das weiße Fledengras wehte und Nebelstadien wie Spulgestalten im Birkenestrüpp hingen. Kein Mensch begegnete ihm. Viele mochten zu gleichen Unternehmern in dieser Nacht unterwegs sein. Aber das Moor ist weit. Mit seiner Weite, seiner Grenzlosigkeit umhüllt es den einzelnen wie mit einer Larnklappe. So lassend, so großartig empfand Jan die Einsamkeit, die Erde, die Stille, daß er zögerte, sie durch seine Artschläge zu durchbrechen. Und als er's tat, hieb er in einem nie gekannten Gras mit so wilder Hast zu, daß der Stamm beim zweiten Schlag schon brach. Er lud ihn auf die Schulter. Es war ein starker Baum, der Weg weit. Ihn wurde warm unter der Last. Er war dennoch froh, weil er an Wöbkes Freude dachte. Als er an der Brücke anlangte, die über den Kanal zu Schnakenbergers Hof führte, sah er vor den Fenstern der kleinen Stube eine Gestalt sich bewegen und ein Birkenkränzchen schwanzen.

Er blieb stehen. Kein Zweifel, da war einer, der Wöbke einen Maibaum pflanzte — und der eine war jedenfalls ein Bauernsohn und kein Knecht. Langsam nahm Jan seinen Baum von der Schulter, warf ihn in den Kanal, und weil er den andern dort nicht stören und auch nicht von ihm gesehen sein wollte, kroch er in den strohgedeckten Bootschuppen über dem Wasser und lauerte sich im tiefen Schatten in einen der dort angelegten Torflöcher. Regungslos lauerte er, und das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und in seinem Körper war ein elendes, jämmerliches Gefühl, und er wußte nicht, dauerte es Minuten oder Stunden.

Endlich klangen Schritte auf den Holzbohlen der Brücke. Der Mond schien hell darauf, und Jan erkannte den, der hinüberging. Es war Hinnerk Bischoff, der Vorstehersohn. Auf einmal packte ihn ein schier unüberwindlicher Trieb aufzuspringen, dem Burtschen da oben die Kniele zuzubrüden und ihn in den Kanal zu werfen, seinem Birkenbaum nach. Er erschral festig. Konnte diese Narrenheit wirklich einen rechtschaffen, braven Menschen in einem Augenblick in ein müdes Tier verwandeln? Mit Ausbietung aller Willenskraft krallte er seine Finger in den Bootstrand, zwang sich, sitzen zu bleiben. Erst als die Schritte des Vorstehersohnes auf der Dorfstraße verklungen waren, kletterte er aus dem Boot, ging heim und kroch in sein Bett. Er hatte ein Gefühl, als wär er geprügelt worden und hätte reinen mügen vor Kummer und Scham. Was war aus ihm geworden? Nur nichts merken lassen von dieser Narrenheit! Nur nichts merken lassen!

(Satzes folgt)

## Vom Berliner königlichen Ballett

Es ist eine alte Winkenweisheit, daß alle Kunstbewegung in Wellenlinien erfolgt, daß sie sich wie Lebensläufe in auf- und absteigender Linie bewegt, und daß, wenn in einer Kunst die Not am höchsten, auch die Hilfe am nächsten ist. Nun wird kein irgendwie Unterdrückter in Abrede stellen wollen, daß auf dem Gebiete des höheren Kunststanges und des Balletts die letzten 30 Jahre ein stieliges Absteigen gebracht haben. Seitdem in der unvorgefährten Mele Grandjean 1876 die letzte Tänzerin großen Stils der deutschen Reichshauptstadt entrisen und Paul Taglioni vom Schauspiel abgetreten war, ist das Interesse an der höheren Tanzkunst ständig bergab gegangen, bis eben der tiefste Tiefstand erreicht war. Aber schon machen sich Anzeichen bemerkbar, daß die Älteste unter den Künsten nicht gerührt ist, dauernd vom Schauspiel abzutreten, daß vielmehr das Barometer wieder, wenn auch nicht auf „Schön Wetter“, so doch auf „Aufklärend“ zu zeigen beginnt. Natürlich geht's bergauf langsamer als bergab. Auf dem Gebiete der Produktion ist wenig Neues da, und das gute Alte ist teilweise schon veraltet. Bei weitem günstiger und erfreulicher sieht es dagegen auf dem Gebiete der Reproduktion, des jüngeren Nachwuchses im Ballett, aus.

Es ist zur Genüge bekannt und muß auch dem oberflächlichsten Beobachter einleuchten, daß nirgend mehr stetige, ununterbrochene eifrige Arbeit geleistet werden muß als auf dem Gebiete des Balletts. Für den Tänzer bedrückt die Beschränkung ist ja die Warnung „Nast' ich, so soll' ich“ geradezu wie geschaffen, und so erklärt sich die immerhin erfreuliche Tatsache, daß, während das Berliner königliche Ballett hinsichtlich seines Spielfeldes in den letzten 20 Jahren die unerträglichsten Rückschritte gemacht hat, doch das Personal immer auf dem Posten geblieben ist, des Winkes gewärtig, der es zu „neuen Taten“ aufruft.

Auscheinend haben sich mit dem Rücktritt des Generalintendanten Grafen Hochberg, der aus gewissen Anschauungen heraus das Ballett stark als quantitative Negligenz behandelt hat, auch die in den letzten Jahren ziemlich trüben Aussichten der königlichen Solotänzerin gebessert, und es ist somit keine reizlose Aufgabe, einmal unter dem, was die Zukunft des Berliner Balletts bildet, kritische Umschau zu halten und zu untersuchen, wie mit dem vorhandenen Material gegebenen Falls weiter gebaut werden könnte. Ich lasse dabei die in ganz Europa bewunderte Primaballerina Fräulein dell'Erca aus dem Spiele, nicht nur, weil ihre Eigenart fast allgemein bekannt ist, sondern weit mehr noch, weil ich mich bei Anschauung nicht verschließen kann, daß man bei Neugestaltung der Dinge vielleicht gut tun wird, auf ihre Mitwirkung nicht allzu sehr zu rechnen.

Wenn eine der Berliner Solotänzerinnen (im ganzen sind es etwa zehn) voll geeignet sein sollte, die beste Tradition des Berliner Balletts zu repräsentieren, so ist es Fräulein Margarete Ibbanska, eine

Tänzerin polnischen Ursprungs, die, obwohl eine Zeitlang zu Gunsten Amerikas der Reichshauptstadt untreu gemorden, doch im wesentlichen dem Berliner Ballett treu geblieben ist. In ihr vereinigen sich vollendet, stets zielbewusste Technik mit einer wahrhaft hinreißenden Grazie, wohlthuendem Adel der Bewegung und fein entwickeltem Stilgefühl. Ob in der andern Solistinnen noch ein ruhiges Adagio tanzen können, mag offene Frage bleiben: Fräulein Urbanstka vermag es und stellt sich damit zweifellos an die Spitze ihrer Kolleginnen. Dazu kommt einerseits eine hervorragende pantomimische Begabung, die sich z. B. in der Mezerberschen „Pelena“ und Hubers „Zenella“ in geradezu trappernder Weise offenbart, und ein starker Rufschuß jenes Mousseur, das zu den apartesten Reizen der Solistinnen gehört. Was sie anfaßt, das bekommt unter ihren — ich hätte beinahe gesagt Händen — Feuer, Leben und Temperament, ohne daß jedoch die zarte Grenzlinie des Schönen verwischt würde. Gewiß ihr Eigenstes bietet sie in den Grazientänzen des Gluckischen „Orpheus“. Hier atmet jede ihrer vornehmen, idealen Bewegungen die strenge und doch der Wärme nicht entbehrende Poësie aus, mit der die Gluckischen Töne durchtränkt sind.

Aus ganz andern Stoffe ist Fräulein Friederike Rietschnur geschnitten, die „herrlichste“ unter den Tänzerinnen. Schlank gewachsen wie eine Linde, den fein modellierten Kopf elastisch und elegant auf den Schultern tragend, hat diese einer bekannten Schauspielersfamilie angehörende Tänzerin zwischen Terpsichore und Thalia lange hin und her geschwankt, — genöthigt sie doch den Unterricht des trefflichen Volksschauspielers Oberländer —, bis sie durch eine besondere Verletzung von Umständen dazu kam, selbst „den Herrn zu spielen“. Da nämlich eine Zeitlang das Männerballett möglichst kaltegestellt werden sollte, so hat Fräulein Rietschnur sich die Herrenrollen zu ihrer Spezialdomäne erwählt und im allgemeinen den männlichen Partnern von Fräulein dell'Era abgegeben. Das ist ja nun ganz schön, und es gab ja zweifellos ein reizendes Bild, wenn die beiden die „Schöne blaue Donau“ tanzten; aber ich gehe ganz offen: abgesehen davon, daß man dem Männerballett nicht nehmen soll, was ihm zukommt, ist mir Fräulein Rietschnur auch zu schade dazu. Ich bin nämlich der Meinung, daß in dieser intelligenten und von Ehrgeiz erfüllten Tänzerin ein pantomimisches Talent steckt, das nur an würdige Aufgaben gewiesen werden sollte, um Bedeutendes zu leisten. Ich denke da vor allem an „Satanelle“ (das ist ja auch eine „Hosenrolle“!), vielleicht sogar auch an „Esmeralda“. Das sind Aufgaben, an denen sich erkennen läßt, nicht nur, ob eine Tänzerin etwas Gediegenes gelernt hat, sondern weit mehr noch, ob sie im Stande ist, aus sich heraus etwas zu gestalten und mit unwüchsigem Leben zu erfüllen. Aber — wer nicht ins Wasser geworfen wird, kann nicht schwimmen lernen.

Wiederum ganz anders geartet ist Fräulein Delcluseur, die man getrost die „Naive“ des Berliner Balletts nennen kann. Erscheinung, Physiognomie und Temperament haben sie von vornherein auf das Gebiet des Genies hingewiesen. Ein übermüthiger Springinsfeld voll koboldartiger Laune, Quersüßher in den Füßen und stets zu Schelmereien aufgelegt, würde sie, wörmern sie Schauspielerin wäre, zweifellos einen ausgezeichneten „Puck“ abgeben; ihr fallen in der Pantomime — und sie ist eine ganz gewandte Pantomimistin! — zumeist die Backschrullen, Babies, Piccolos u. s. w. zu, und ihre Darstellung der schreienden Wuppe in der „Puppenfee“ ist nahezu typisch geworden.

Fräulein Lucia ist diejenige, die man, ins Schauspielersche übertragen, am besten mit „sentimentale Liebhaberin“ charakterisiren könnte. Ihre ganze

Technik ist nicht nur sehr sauber und geschmackvoll, sondern direkt virtuos, und ich zweifle nicht daran, daß in Bezug auf Sauberkeit des Spitzentanzes, Korrektheit der Pas Fräulein Lucia den ersten Platz einnimmt. Aber es ist ihr gegangen, wie so vielen Koloraturtänzerinnen; über der Pflege und Ausgestaltung der Technik sind andre Eigenschaften verflümmert, und so wird die forterte, aber kühle Kunst der Tänzerin, deren hübsches Gesicht stets dieselbe Physiognomie zeigt, nachhaltiger Eindrücke hervorzurufen nicht geeignet sein. Ein Königreich für eine Dosis Mousseur!

Talentes mit lebhaftem und begründetem Interesse entgegensehen.

Was nun das in früheren Jahrzehnten geradezu berühmte Männerballett anlangt, — es sei nur an die einst durch ganz Europa bekannten Namen Charles Müller, Ehrich, Ebel, Stafemann erinnert —, so muß sehr ausgesprochen werden, daß auf diesem Gebiete Rückschritte gemacht worden sind. Als das große, den Abend füllende Ballett vom Spielplan abgesetzt wurde, trat natürlich auch der männliche Pantomimiker in den Hintergrund; daß der männliche Solotänzer zu Gunsten der als „Herr“ kostümirten Dame vielfach zurückgedrängt wurde, ist schon früher hervorgehoben worden. Immerhin weist das Berliner Ballett auch jetzt noch einige Tänzer und Pantomimisten auf, die die Verbindung mit den guten Traditionen des Balletts nicht verloren haben. Da ist vor allem Eugen Müller, der Sohn seines berühmten Vaters Charles Müller, der sowohl als jugendlicher Liebhaber und Bon vivant wie als Charakter- und Grotesktänzer hervorragendes leistet und mit der vom Vater ererbten, eleganten Tournee auch dessen alskzeit so wohlthuend berührende Spielreudigkeit übernommen hat. Auch in komischen Charaktern steht der Künstler mit vollen Ehren seinen Mann; ob ihm bereinst der Uebergang ins Charakterisch glücken wird, muß die Zukunft lehren.



Emilie Delcluseur

Friederike Rietschnur

Margarete Urbanstka



Eugen Müller

Gerda Griner

Wieder aus ganz andern Dolze ist Fräulein Martha Griner geschnitten, eine Künstlerin, die als die geborene Temperamenttänzerin bezeichnet werden kann und die sich zweifellos dann am wohlsten fühlt, wenn sie in slavischen und südeuropäischen Charaktertänzen ihr feurig leidenschaftliches Temperament am besten Ausdruck bringen kann. Es ist eine Lust, ihr im Bolero von Hubers „Stimme von Portici“ oder in dem prachtvollen Charakter in der Delibes'schen „Coppelia“ zuzusehen und zu verfolgen, mit welcher hinreißendem Feuer sie sich solchen zwar dankbaren, aber auch anstrengenden Aufgaben hingibt. Dabei ist sie das, was man im Theaterjargon eine grunde utilité nennt, überall zu Hause, überall verwendbar, weil eben stets ganz bei der Sache. Ferner ist Fräulein Griner auch eine vortreffliche, fein gebildete und talisvolle Tanzlehrerin, die bis in die höchsten Kreise hinein von dieser ihrer speziellen Begabung die erfolgreichsten Proben abgelegt hat. In letzter Zeit ist in anspruchsvolleren Aufgaben noch hervorgetreten ein Fräulein Con Peter, die namentlich bereits über eine sehr sorgfältig durchgebildete Fußspitzenkenntnis verfügt, wenn gleich, wie fast immer bei jüngeren Tänzerinnen, die Ausbildung für die Pantomime darüber stark vernachlässigt worden ist. Immerhin darf man der harmonischen Weiterentwicklung dieses geschmeidigen

Keinem Zweifel unterliegt es also, daß hinsichtlich des darstellenden Personals weitgehende Ansprüche Befriedigung finden können. Sache der Produktion wird es nun sein, diesen Betätigungstriebe in die rechten Bahnen zu leiten und durch Tardichtung würdiger und reichvoller Aufgaben, seien sie älteren oder neueren Datums, dafür Sorge zu tragen, daß die vorhandene Begabung daran sich kräftigen und läutern könne. Denn nur in der Vernünftigkeit entsprechender Aufgaben können Talente sich frei entfalten.

Max Meyer

### Schiffsreparatur mittels Thermit

Eine sehr interessante Schiffsreparatur ist kürzlich durch die Allgemeine Thernit-Gesellschaft (GfH) im Trockendock der Hamburger Schiffsverft von Heinrich Brandenburg ausgeführt worden. Der 9000 Tonnen-Dampfer „Sevilla“ der Hamburg-Amerika-Linie war auf der Höhe mit einem andern Dampfer zusammengefallen und hatte dabei einen Bruch des Hintersteuens in der Sohle erlitten. Die Bruchstelle hatte einen Querschnitt von 600 Millimetern bei 200 Millimetern Breite. Die Reparatur eines so bedeutenden Schadens konnte bisher nur dadurch bewirkt werden, daß man den gebrochenen Steuen herausnahm und durch einen neuen ersetzte. Solche Verränderung würde den Dampfer etwa zehn bis zwölf Wochen festgelegt und Rollen in Höhe von achtzig bis hunderttausend Mark verursacht haben, einschließlich Verdungskosten, Vergegeltern u. dergl. Hier wurde der gebrochene Steuen auf dem Wege des Thernitverfahrens durch gleichzeitigen Zwischen- und Längs vollständig geschweißt. Es ist das ein verhältnismäßig neues Verfahren, das im wesentlichen darauf beruht, durch Entzündung des Thernits einer Metallsauerstoffverbindung mit zerklümmertem Aluminium außerordentlich hohe Temperaturen zu erzeugen und dadurch flüssig gewordenen Eisen an und mit den Bruchstellen so innig zu verschmelzen, daß wieder ein homogenes Stück entsteht.

Die Arbeit wickelte sich folgendermaßen ab: der Dampfer wurde gedockt, das Steuertuder aus der Nade genommen, die Deckplatten abgenietet, so daß der Steuen für den Guß freilag. Der Zwischenquerschnitt hatte eine Stärke von 30 Millimetern, der Längsquerschnitt 50 Millimeter dick und 150 Milli-



**Stochwasser**  
Nach dem Gemälde von Paul von Hagenstein



Fertig zum Guss

meter lang gemacht. Zur Verwendung gelangten 300 Kilogramm Thiermilch, die in einem automatischen Ziegel entzündet und nach der Reaktion durch Abkühlen in normaler Weise in die Form geleitet wurden. Die Form war nach Stöße hergestellt, derartig, daß ein zweiteiliger Blechkasten mit Eisenberger Klebsand ausgefüllt wurde. Der Sand wurde, wie üblich, um ein Modell aufgestampft und die Form im Trockenschmelzofen bei etwa 150 bis 200 Grad Celsius getrocknet. Abweichend von früheren Ausführungen wurde diesmal nicht die ganze Schlackemenge in der Form aufgespeichert, sondern die Form wurde mit einem Ablauf versehen, so daß für überschüssiges Eisen und Schlacke oberhalb der Einlauf- und Steigetrichter nur ein Raum von etwa 150 Millimetern ausgespart blieb. Diejenige Schlackemenge, die in diesem Raum nicht Platz finden konnte, wurde durch einen seitlich angebrachten Auslauf abgeleitet und in einem Haufen feuchten Sandes aufgetragen. Es geschah dies, weil andernfalls der Rosteninhalt sehr erheblich hätte vergrößert werden müssen, und infolgedessen die Entfernung der Unterseite des Ziegels von dem Einlaufstrichter eine zu große geworden wäre. Es zeigte sich als nicht ratsam, diese Entfernung etwa über das Maß von 300 Millimetern anwachsen zu lassen, weil sonst irgendwelche ganz kleine Hindernisse, die sich dem Auslauf des Strahles aus dem Ziegel entgegenstellen, eine Ablenkung des ausfließenden Strahles bewirken und zur Folge haben können, daß der Strahl die obere Öffnung nicht mehr richtig erreicht.

Die Schweißung erfolgte, nachdem die Bruchstelle auf Notglut vorgewärmt war, um 11 Uhr 20 Minuten vormittags. Etwa 50 Sekunden nach der Entzündung hatte die Masse sich auf 3000 Grad Celsius erhitzt, wurde abgestochen und ergoß sich in den Formkasten. Die Form blieb dann unberührt stehen bis nachmittags 4 Uhr. Als man sie lösnahm, waren der Unguss und der Steven bereits unter Notglut abgeflüht. Die Trichter und das von dem Schlackenflus bedeckte überschüssige Eisen waren durch den Einlaufstrichter und die beiden



Der Guss

Steigetrichter fest mit dem Steven verbunden. Es wurde versucht, dies Eisen mittels zweier Vorschlagshammer abzuschlagen, doch gelang es nicht, eine Verwundung zu erzielen. Es wurde deshalb eine schwere Klamme, die von zehn Mann gezogen wurde, aufgebracht, und es mußten mit dieser Klamme etwa fünfzig Schläge auf den Block überschüssigen Eisens ausgeführt werden, um die Trichter etwa 90 Grad zur Seite zu bringen. Hierbei trat ein Bruch noch nicht ein. Daher wurden sämtliche Trichter, die 50 Millimeter Durchmesser hatten, mittels Ralmeißels dicht am Steven eingekreuzt, und es mußten dann noch weitere, etwa zwanzig Schläge, mit der Klamme ausgeführt werden, ehe die Trichter abgetrieben werden konnten. Diese Materialprobe beschränkte natürlich allgemein. Um die ausgeführte Schweißung auf Dichtigkeit des Schweißmaterials zu untersuchen, wurden in der Mitte des Schweißquerschnittes nach zwei Richtungen hin Löcher durchgehobelt, und es ergab sich eine fast vollkommene Dichtigkeit des Materials.

Der Sicherheit wegen wurde der ganze Steven, soweit er warm geworden war, nochmals an zwanzig Stunden lang in mildem Natriumchlorid ausgeglüht. Der wieder hergestellte Steven ist jetzt an der Bruchstelle wesentlich stärker als eheben.

Die Kosten der Reparatur belaufen sich einschließlich aller Vorbereitungsarbeiten und besonderen Unkosten des einzelnen Falles nur auf wenige tausend



Der geschweißte Steven

Mark. Die Dauer der ganzen Arbeit samt Vorarbeiten, vom Ausheben des Runders an bis zum Wiedereinbringen, hat nur acht Tage in Anspruch genommen.

Bei der außerordentlichen Bedeutung dieser Reparatur waren zur Ausführung der Schweißung eine große Anzahl hervorragender Fachmänner erschienen, so die Vertreter des Germanischen Lloyd, des Englischen Lloyd, der Hamburger Hafenbehörden, Anhaber und Direktoren der großen Reedereien und Werften. Der glatte Verlauf der Schweißung und das gute Resultat fanden allgemein, zum Teil geradezu enthusiastische Anerkennung. Dies glänzende Gelingen hat erwiesen, daß das Thermoverfahren nicht nur bei kleineren Stücken, sondern mit Beweiskraft völligen Gelingen auf die größten Stücke, wie hier, anwendbar ist. Das ist, abgesehen von dem außerordentlichen technischen Erfolg, von hohem wirtschaftlichen Wert, denn es bedeutet eine gewaltige Ersparnis, nicht nur direkt für Reparaturen, sondern auch an Zeit. Es sei auch hingewiesen auf die außerordentliche Bedeutung, die das Thermoverfahren in einem Seelager gewinnen muß, zwecks schneller Reparatur von in der Seefahrt beschädigten Schiffen und deren Wiedereintreten in den Dienst in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Deutsche Chemie und deutsche Technik im Grunde haben hier wieder einen großen Fortschritt errungen — es ist auch hier wieder das Hand-

geben streng wissenschaftlicher Forschung mit praktischer Erfahrung, das unsern deutschen Hüttenwesen, der Stahlbereitung u. s. m. die ebenso beneidete wie anerkannte erste Stelle in der Welt erobert hat und gewiß bewahren wird in Hinsicht auf Verstellungsmethode und auf Qualität.

Karl Leo Meyer

### Literatur

Als kürzlich Professor Dr. F. Feilich in Berlin vor den Mitgliedern der Deutschen Orientalistik eine Schilderung seiner in den Monaten März bis Oktober 1899 ausgeführten babylonischen Reise gab, war auch das deutsche Kulturpublikum davon erheitert. Nach Verabgange des Vortrages unterließen der Kaiser und die Kaiserin, sich längere Zeit mit Professor Feilich und dem Admiral Holmann. Insbesondere drückte der Monarch dem Gelehrten gegenüber den Wunsch aus, er möge doch auch diesen Vortrag veröffentlichen. Auf Befehl des Kaisers ist nun der Vortrag bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, in Buchform erschienen, unter dem Titel: „Im Lande des einflussigen Paradieses“. Ein Reisebericht in Vortragsform von Professor Dr. Friedrich Feilich, Mit 60 Abbildungen. (Preis kart. Bl. 2.00; Einb. 2.50.) (Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.) (Feilich, Dr. Friedrich, in: „Die Welt“, wo Hamburg und Wilna nach der Resolution von 1793 von französischen Emigranten überbrückt wurden, die zum Teil von der dänischen und dänischen Aristokratie mit offenen Armen aufgenommen wurden und als flüchtige Schmarotzer ein läppiges Leben führten oder mit Zeit reiche Tummelplätze in ihre Garnisonen oder auch das Brot der Verbannung mit Tränen essen mußten. gesehnt. Mit dieser bunten Gesellschaft hat die Verfasserin alle Menschenklassen von Hamburg und Wilna in Verbindung gebracht, und da sich daraus ergab, die Würdigung und Artungen ergeben, folgt der Reiser von der Verfasserin durch ein Labyrinth von Verbindungen, aus dem die Rechten und Guten schließlich auch den richtigen Ausweg finden. In der Charakteristik einzelner Gelehrten von arabischem Gelehrte, so z. B. in dem alten Magister, der sein Leben damit verbringt, um ein Seitenstück zu Christoph Columbus zu schreiben, das nie fertig wird, hat Charlotte Nier wieder nur Bestreiftes geleistet.

— Eine sehr löblichen Wertes Beitrag zur Wagner-Literatur bietet Sebastian Rodl mit seinem Buche „Richard II. und Richard Wagner 1844—85“ (München, U. P. Weid). Wenn gleich er, abgesehen von einzelnen Zügen, die er persönlicher Mitteilung verdankt, nichts Neues berichtet, so hat der Autor noch mit Sorgfalt und Umsicht aus den bisher vorliegenden, weit zerstreuten Quellen dasjenige zusammengefaßt, was geeignet erscheint, den vertrauten Lesern des großen Tenoristen mit dem genialen jüngerer Künstler in das rechte Licht zu rufen. Es ist nur eine kurze Skizze, die vom 4. Mai 1844 bis 10. Dezember 1885, aber welchen Inhalt hätte sie für die beiden, und wie bedeutsam würde sie für die Kunst, für die Welt! Der eiserne Name wieder an sich glauben, und wenn dem holländischen Schriftsteller, dem Heiderich und Heiden, auch schnell der Jobe hat folgte, so war doch Richard Wagner die Geliebte gebeten worden, den vollen Beweis vom Werte seiner Schöpfungen zu erbringen, und von der Münchener Zeit datierte, doch allem sein großer Aufschwung. In dieser Hinsicht, durch zahlreichste Werke unterhalten, die Zusammenstellung erhält man erst das rechte Bild von Wagner's „Gut und Erde“, von den Verwicklungen, die um ihn entstanden, den Mäuten, die ihn umgaben. Freilich hat er sich selbst den Anträgen nicht ganz ferngehalten, und darin ist wohl mit eine Ursache des Sturzes zu erblicken. Auf das Kunstverständnis des damaligen Münchener wird das Buch kein günstiges Zeugnis, aber König Ludwig würde mit prophetischem Wort den Freund zu trösten: „Wenn wir beide länger nicht mehr leben, wird doch unser Werk noch der spätesten Menschheit als leuchtendes Vorbild dienen, das die Zukunft erstehen lassen soll.“ — Wir schließen hieran die Verwendung eines Buches, das sich schon der dritten Auflage erfreut: „Dankung und Tatkraft der Bühnenwerke Richard Wagner nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte“ von Hermann von der Pfordten (Berlin, Treves'sche & Sohn). In holländischer Fassung, durchaus allgemein verständlich gehalten, erschließen die Wissenden dem Kunstfreund die ganze Seele Wagner'scher Poesie. Auch wer Wagner's Bühnenwerke genau zu kennen glaubt, wird sich gern in die geistvollen Darlegungen vertiefen und vielleicht hier und da manchem neuen Gesichtspunkte begegnen.

— Ein weiter populärer Fortschritt, William Marshall, hat in einem fastlichen, mit lehrreichen Illustrationen versehenen Band unter dem Titel „Wasserbilder aus der heimlichen Tierwelt“ seinen fünften Band veröffentlicht. Die sich fast ausschließlich mit Tieren beschäftigt, die sich der Beobachtung des laienlichen Lesers am meisten darbieten. In 21. Tierwelt, auf einer umfassenden Reise und einer gründlichen eigenen Beobachtung fahndend, entwirft er ungemein fesselnde Bilder von dem Leben des Fohlen, der Maus, des Tauchs und des Samters, von Riech, Kröten und Weib, von Schwänze und Antel, von den zeitlichen Eingewunden und den Marienlächerchen. Manche viel eingewurzelte Meinung wird dabei als unzulässig nachgewiesen, manche Vorurteil widerlegt, manche von Generation zu Generation überlieferte Sage mit Stumpf und Stiel ausgerottet, so z. B. die auch von ernsthaften Naturforschern häufig nachgebete Weisheit vom Warten, die Wahrheit durch die ganze Literatur verfolgt und in ihrer völligen Nichtigkeit aufgedeckt. Welche Bedeutung wird hier in unserem ansehnlichen, oft mit seinem Namen verwechselten Fortschritt gegeben. Was wenige Zeilen werden empfohlen, daß sie aber vieles, ihnen zunächst liegende Vieles hat mangelhaft unterrichtet gewesen sind.

— Ein weiter populärer Fortschritt, William Marshall, hat in einem fastlichen, mit lehrreichen Illustrationen versehenen Band unter dem Titel „Wasserbilder aus der heimlichen Tierwelt“ seinen fünften Band veröffentlicht. Die sich fast ausschließlich mit Tieren beschäftigt, die sich der Beobachtung des laienlichen Lesers am meisten darbieten. In 21. Tierwelt, auf einer umfassenden Reise und einer gründlichen eigenen Beobachtung fahndend, entwirft er ungemein fesselnde Bilder von dem Leben des Fohlen, der Maus, des Tauchs und des Samters, von Riech, Kröten und Weib, von Schwänze und Antel, von den zeitlichen Eingewunden und den Marienlächerchen. Manche viel eingewurzelte Meinung wird dabei als unzulässig nachgewiesen, manche Vorurteil widerlegt, manche von Generation zu Generation überlieferte Sage mit Stumpf und Stiel ausgerottet, so z. B. die auch von ernsthaften Naturforschern häufig nachgebete Weisheit vom Warten, die Wahrheit durch die ganze Literatur verfolgt und in ihrer völligen Nichtigkeit aufgedeckt. Welche Bedeutung wird hier in unserem ansehnlichen, oft mit seinem Namen verwechselten Fortschritt gegeben. Was wenige Zeilen werden empfohlen, daß sie aber vieles, ihnen zunächst liegende Vieles hat mangelhaft unterrichtet gewesen sind.



Tag und Nacht, Marmorgiebel für den Sitzungssaal des österreichischen Abgeordnetenhauses. Von Hugo Härdil

### Notizblätter

#### Hugo Härdils Marmorgiebel „Tag und Nacht“

Von den Skulpturen in der gemauerten dreiflügeligen Jahresausstellung im Wiener Künstlerhaus selbst namentlich der Marmorgiebel „Tag und Nacht“ von Hugo Härdil die Aufmerksamkeit der Besucher. Das Kunstwerk ist bestimmt, den großen Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses oberhalb der Präsidententribüne zu schmücken, und eine ganz gleiche Giebelgruppe ist für den Saal des Herrenhauses in Arbeit. Der zur Aufnahme einer über den Kopf des Tages und Nachts allegorisch dar. Von links nach rechts vordringend, gemahnt man Was, die Morgenröthe, eine Allegorie des Erwachens und den Sonnengott Helios. Die Uhr wird umschaut von Hesperos der Abend und des Schlafes, dann folgen in der rechten Hälfte die Mondgöttin Diana, ein ruhender Wanderer und die Abendröthe. Aus dem Wasser auf- und niedersteigende Teuphine schließt den Giebel nach beiden Seiten hin ab.

#### Korso in der Berliner Siegesallee

(zu dem Bild Seite 733)

Wiederholt hatte man in Berlin den Versuch gemacht, nach dem Muster anderer Großstädte einen Korsio ins Leben zu rufen, aber ohne rechten Erfolg; neuerdings aber, nachdem der Teutsche Sportverein die Sache in die Hand genommen, scheinen der Veranstaltung günstiger Ausichten zu lächeln. Bisher war sie freilich wenig vom Wetter begünstigt, je der erste Korsio dieses Frühjahrs löste sich bei bereitsbedrohendem Sturm mit Regenschauern in allgemeine Flucht auf, dah aber trotzdem der Korsio sich stets wachsender Teilnahme erfreut, spricht zu Gunsten des Unternehmens. Uebrigens ist die Zeit von fünf bis sieben Uhr angesetzt, findet auf Wunsch des Kaisers der Korsio jetzt täglich von drei bis fünf Uhr in der Siegesallee statt. Wiederholt beteiligte sich daran der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin im Wagen. Die Wagen bewegen sich in zwei Reihen an den beiden Straßenseiten der Siegesallee, während die Mitte für die Dolmetschinnen frei bleibt. Das zusehende Publikum hält sich auf den Bromwädringen. Neben natürlichen Bunterängen, Wetterkägen und zohlrreichen sonstigen hochlegierten Gespannen sieht man auch lange Reihen von Taxometersoldaten.

#### Das neue Christusportal der Kathedrale in Metz

Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt von Lothringen ist die Kathedrale, ein gotischer Bauwerk, das im 13. Jahrhundert begonnen und 1540 geweiht wurde. In der jüngsten Zeit ist der Portalbau durch ein in deren Stil ausgeführtes Christusportal vergrößert worden. Im Jahre 1894 wurde es niedergelegt und der Tombaumeister Fernow weil der Erziehung eines neuen, dem Sinne des Gesamtbaues entsprechenden Portals betraut. Nach fünfjähriger Arbeit ist dieses Werk nunmehr vollendet und sollte bei der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Metz feierlich enthüllt werden. Das Ganze bildet eine Vereinnigung von Zeichnungen, die durch Fülle biblischer Gegebenheiten geschmückt sind. Die Maximen an den vorderen Streifensteinen stellen die vier großen Propheten dar; diejenigen des Lantiel hat der Künstler die Hügel des Kaisers im Junglingsalter verleiht. Wie es heißt, grüßte der Monarch bei seinem Besuche in Rom eine Plastik des Portals dem Papste zu überreichen.

#### Bücher

Zwölftausend Jahre nach dem Tode Strabons ist ein deutscher Autor, Eugen von Jagemann, an den merkwürdigen Gedanken verfallen, eines der versteinerten Stücke des Reichsarchivs aus dem Staube der Theaterbibliothek hervorzuholen. Die fünf Akte der „Verleumdung“ hat er in drei zusammengefasst, aber so viel das Werk dadurch an Klarheit gewonnen, so viel hat es an Würde eingebüßt. Das Publikum des Berliner Theaters gönnte der Antiquität nur den üblichen Achtungserfolg.

— Großen Beifall fand im Volkstheater zu Braunschweig das Stück „Frühlingsglocken“, dessen Stoff Felny Joachim Albrecht von Preußen, der zweite Sohn des Prinzenregenten Albrecht, geschrieben hat. Der siebenundzwanzigjährige Felny, von dem schon manche kleinere Kompositionen vortheilhaft bekannt geworden sind, befindet in seinem neuen Werke eine bewerkwundernde musikalische Begabung.

— Einen umsoföner Titel hat das Schauspiel „Die Vergangenheit“ von Georges de Porto-Riche, das im Kaiser-Stadtheater zur ersten Vorstellung in deutscher Sprache kam. Kaum ans Licht der Lampen gelangt, gehört die Schicksalskomödie schon der Vergangenheit an. Ueberaus Aufnahme fand der Schwan „Aeremias Sammhuder“ von J. G. Bennert im Kölner Hoftheater, und fröhlichen Erfolg hatten im Volkstheater zu Wiesbaden Hugo Lubliner und Konrad Treder mit ihrem Lustspiel „Der blaue Montag“, einem Stück im Stile des „Weihen Röhl“.

— Zur ersten Aufführung in deutscher Sprache kam unter großem Beifall im Kaiserlicher Hoftheater die romantische Oper „Waldemar“ des schwedischen Komponisten Andersas Hallén. Dem Text von K. Lindow-Krom liegt die Fiktion des Schwabes durch den Rindendike Waldemar Altrudag zu Grunde, ein Schwab, der auch wiederholt von deutschen Dichtern behandelt worden ist. J. W. von Hans Hoffmann in seiner Erstausgabe „Wigand von Wieden“, aus der dann Richard Behr den Stoff zu seinem gleichnamigen Trauerspiel schätzte. In das Textlibretto ist jedoch noch ein neues Motiv hineingetragen, nämlich der Satirer Regis, des „Kern der Pluten“, den der taubstummge Waldemar auch noch an sich zieht. Erinert hiermit der Text an den Nibelungenlied, so weist auch die Musik Anklänge an Richard Wagner auf.

namentlich können die Lächer Regis ihre Verantwortlichkeit mit den Rindendikern nicht verleugnen. Aber im Ubrigen wandelt der Komponist doch eigene Wege, die sein Werk vornehmlich auch zu andern deutschen Bühnen geistern werden. — Eine zweite Neuheit des Kaiserlicher Hoftheaters war die Oper „Der Eulvermacher von Hundera“ von Ph. Wade. Der Text von Wilbert v. Arnstedt behandelt einen schon in andern Form bekannten, der Nürnberger Chronik entlehnten Schwank aus der Baukittlerzeit. Fern Kompositionen sind eine entsprechende Begabung nach der fonschen Seite zuerkannt.

#### Ein Vorfahre des Rhinoceros

Wie aus Ägypten berichtet wird, hat man in nördlichen Gegenden die Reste eines bisher unbekanntes prähistorischen

Tieres entdeckt. Allem Anschein nach ist es ein Vorfahre des heutigen Rhinoceros. Aus dem Steinboden sieht man einen großen knöchernen Auswuchs hervorkommen; dieser teilt sich in zwei Zweige, die zwei Hörner bilden. Jedes Horn hat eine Länge von 45 Centimetern. Der Schädel ist 75 Centimeter lang, das Becken hat einen Durchmesser von 1,40 Meter. Man hat es mit einem Fischknochen zu tun, der nur in Afrika vorkommt, zu einer Zeit, als Europa mit Glettsen bedeckt war.

#### Wilhelm Hoffmann †

Im rühmlichsten Mannesalter verstarb am 27. April in Berlin der Kunstmaler Wilhelm Hoffmann, Schüler der



Metz. — Christ the Redeemer Portal of the Metz Cathedral.

Das neue Christusportal der Kathedrale in Metz



Die Königsbrücke in Magdeburg

angehenden Illustrationen an der feinsinnigen Erhellung „Templelle Engel“, die gegenwärtig in unsterblicher Erinnerung...



Wilhelm Hoffmann

Die Königsbrücke in Magdeburg

Die Stadt Magdeburg hatte bis jetzt zur Verbindung mit den Stadtteilen auf dem Elbflusse und der Vorstadt auf dem...

rechten Ufer, der Friedrichsstadt, nur einen einzigen Verbindungsweg, der im Zentrum der Stadt gelegen ist. Dem mächtig anwachsenden Verkehr und der Entwicklung der Wirtschaft Bedenken tragend, schreitet sie jetzt zur Schaffung neuer Verbindungen im Norden und Süden der vor-

aus die Fahrtbahn, die mit zwei Weiten für die eiserne Straßenbahn verlegen ist, entfallen. Unter Abbildung gibt eine Gesamtansicht der vollendeten Brücke. Zwischen den mit Kupfer gedeckten Tümen, durch die die Fußbrücke hindurchzuführen, erhebt sich der mächtige Rundbogen, der die Fahrtbahn überwölbt. Der Bau der Brücke wurde am 16. Juni 1901 begonnen und konnte schon am 12. März 1903 für Fußgänger freigegeben werden. Die Kosten beliefen sich auf 1400000 Mark. Die Ausführung des Baues wurde dem Firmen-Totmunder Union und W. Polmann & Co. in Frankfurt a. M. übertragen. Der Entwurf zu dem Bauwerk stiftet von dem inwärtigen Verkehrsbereich Oberingenieur W. C. Hof und dem Direktor der Abt. S. Hoffmann, her.

Das neue Universitätsgebäude in Bern

Wie in den letzten Jahren außerordentlich geschickte Architekten der Schweiz hervorgehoben, hat wegen des durch herangezogenen Platzmangels in den alten Universitätsgebäuden der Wunsch zum Bau eines neuen Universitätsgebäudes geäußert. Andererseits ist es auch eine Frage der Zeit, bis das ja doch einstmals blühende ehemalige Studentenland den Sanierungsbedürfnissen der vorerwähnten Stadt weichen muß. Eine ganze Anzahl von Jahren heißt es bereits einge, in reibungsloser Weise ausgeführte Universitätsgebäude, so daß beim Bau des neuen Hochschulgebäudes hauptsächlich auf



Das neue Universitätsgebäude in Bern. Entwurf von den Architekten Hölzler und Jodet in Bern.

Unterbringung der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät sowie der Verwaltungsdirektion Bedacht zu nehmen war. Der Bau erweist sich auf der „Promenade“, einem Viertel im westlichen Teil der Stadt, von wo aus man einen prächtigen Überblick über das Valais erlangt, aber die in die Ferne reichenden grünen Hügelketten und über die den Dorfgemeinschaften dienende Alpenhöfe hat. Der in den Jahren der Renaissance ausgeführte Bau ist ein Werk der Berner Architekten Hölzler und Jodet, die freigelegt bei der internationalen Ausstellung des ersten Preis erlangten. Der Bau erfordert einen Kostenaufwand von 1 1/2 Millionen Franken.

Die Sturmschäden am Strande von Kolberg

Der anhaltende Nord-Nordwest-Sturm, der im April die deutsche Ostküste heimsuchte, hat auch dem Strande der Stadt Kolberg und besonders jenem Teile, an dem sich im Sommer das Badeleben heiter entfaltet, schweren Schaden gebracht. In einer Nacht wurde die große Promenade der Stadt des nördlichen Meeres, an mehreren Stellen erheblich zerstört. Bereits im Dezember 1900 hatten die aus Norden kommenden Sturmfluten Teile der Strandpromenade hinweggerissen, und die Wiederherstellung erforderte damals große Mühe und bedeutende Kosten. Und keine Mittel wiederum diese vor dem so heftigen Strome, die den Badegästen als bevorzugter Spaziergang dient, an vielen Stellen ein trostloses Bild der Zerstörung, wo sonst die Kurgäste lustwandeln, vom Seegelegenen Wege sich am Ufer der endlos reichenden See erfreuten, ist jetzt vielfach das Erdreich weggespült und der Boden mit Trümmern, Balken, Säulen und Wäulen bedeckt, die die ergrünte See ihrem Standorte entziehen und hier wieder ausgeworfen hat. Mit den Wiederherstellungsarbeiten ist bereits begonnen.

Totenliste

- Frau Charlotte Wilhelmj-Berri, Mutter des Geigers August Wilhelmj, erst geschiedene Sängerin und Klavierlehrerin, 84 J., 21. April, Wiesbaden. - Florido Serlini, bed. Ital. Charakterdarsteller, 82 J., 1. April, Rom. - Generalmajor der Marine Dr. Hermann Gutshow, 71 J., 21. April, Berlin. - Vater und Kunstschlichter Friedrich Hecht, 84 J., 21. April, München. - General der Kavallerie Carl v. Carlowich, Generaladjutant des Königs Georg, 74 J., 21. April, Dresden. - Richard Heile, Komponist zahlreicher Singspiele und volkstümlicher Lieder (Teutche Hagenlieder), 56 J., 21. April, Berlin. - Feldmarschall-Leutnant Adolf v. Ledebin, 73 J., 21. April, Wien. - Herr. Geh. Rat Robert v. Neudell, vormals deutscher Botschafter am Czarhof, 80 J., 21. April, Königsberg in der Memel. - Schriftführer Waldo v. Weyersburg, 83 J., 21. April, Rom.



Die Sturmverwüstung am Kolberger Badestrande

Das Buch aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird separat veröffentlicht. - Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schöberl in Stuttgart. - Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. - Briefe und Sendungen an: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart - ohne Preisanzeige - zu richten.

# Über Land und Meer

III. 33



Blick von Drinowo



Blick von Drinowo



Albanien



Wohlfahrt in Monastir



Albanien



Kaiser's Sommerresidenz bei Petrepa



Die Kanal- und Elektrizitätswerke in Monastir

Zu den Wirren in Macedonien (Zeit umstehend)

Die Wirren in Macedonien

(In den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Die auf das Trängen von Oesterreich-Ungarn und Slavland durch die hohe Florie eingeleitete Deformation zu Gassen der christlichen Bevölkerung in den drei Makedonien...

Stoff ist in dem Makedonien Monastir aufgeführt, dessen gleichnamige Hauptstadt in einem von hohen Bergen umgebenen und dem Hauptstamme des Vardar...

ganze Erziehung läßt sie als ein arabisches Volk von der anderen Gattung erkennen. Die Makedoninnen, unter denen es hervorragend schöne Erscheinungen gibt...

Briefmappe

H. o. G. in Berlin und R. B. in E. Wir freuen uns, Ihnen aus authentischer Quelle mehrere über den Makedonien...

Rotkäppchen-Sekt Kloss & foerster

Photograph. Apparate

Pfaff-Nähmaschinen für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Städtisches Eisen-Moor-Bad

Cascarine Leprince

MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN

Wilh. Meyer-Förster, Lena S.

Buchführung

Bein-Regulier-Apparat

Kein Asthma mehr

Invalidenräder

Kein Asthma mehr

GALA PETER DIE ERSTE ALLER MILCH-CHOCOLADEN

Canfield Schweissblatt

Portemonnaie mit Photographie

Serravallo's China-Wein mit Eisen

BRENNABOR das Ideal aller Radler!

Billige Briefmarken

Werkzeugen versehen zu können. Die Königl. Kunstgewerbeschule hat wohl seit Jahren auch den weiblichen Geschlecht treffliche Gelegenheit zur Ausbildung im Unterrichten von Kindern für Kunstgewerbliche Techniken und zum Selbstbetriebe in Öfen, Mägen und Handarbeit konnten aber, dem Charakter der Arbeit entsprechend, nicht berücksichtigt werden. Diese Lücke auszufüllen, wollte der Vereinunterricht in seiner Schule ausreichen, wurden schon 1900 zwei Klassen eröffnet, die für reich und bewährten jungen Künstlerinnen waren. Im nächsten Winter wurde der Unterricht, und nachdem treffliche Bild von Dornbusch in großen Ausstellungen zeigte den Erfolg dieses Studiums. Aus diesen bestehenden Klassen wurde die 'Kunstgewerbeschule' heraus, die im letzten Schuljahr von 104 Schülerinnen und 33 Lehramtskräften besucht wurde. 1904 bewilligte die bairische Staatsregierung eine jährliche Subvention von 2000 Mark, und als diese 1905 auf 2500 Mark erhöht wurde, fand sich der Künstlerinnen-Verein ermöglicht, in der Werkstätte neben der alten Kgl. Kunstgewerbeschule zu errichten, um für Berlin und Schule ein neues zu schaffen. Das schon im April 1905 mit einer feierlichen Inauguration der Grünselbstkündigung (Schönheitspreis des Vereins) eröffnete

Künstlerinnen-Verein enthält einen bairischen Verein, die- und Bibliothekszimmer im Parterre, jedoch in vier Stockwerken und im Erdgeschoss geräumige Schulräume, die schon jetzt fassen können, alle Annehmlichkeiten der Schulung zu können. Der vorzügliche Künstler erzieht den Unterricht, können die Schülerinnen auch nicht ausserhalb so niedrig sein wie in anderen Schulen. Die Unterrichtsarbeiten, so kann doch der Verein nach Möglichkeit belohnt talentierten und emulierten Schülerinnen durch Übertragung halber Preispunkte das Studium zu erleichtern. Auch kann die Verein seinen Mitgliedern manche Annehmlichkeiten und Vorteile. Im Vereinsjahr veranlagt der Verein am Ende des Monats bis Ende Mai die Künstlerinnen; abschließend finden an diesen Abenden Studienreisen einzelner Mitglieder, interessante Vorträge, Konzerte oder auch kleine Feste statt. Die Bibliothek gibt vorläufige Anregung, besonders da einmal im Monat wertvolle Bücher der Bibliothek aufgelegt werden. Eine Reihe von Wettbewerben für Künstlerinnen der Kunstgewerblichen Zeichen mit Wettbewerben werden im Lauf des Jahres ausgeschrieben, u. a. ein Preispreis von 200 Mark abschließend für Kunst, Handarbeit und Stilleben, ferner ein Wettbewerb für die Herstellung einer

Reproduktion als Geschenk für andernorts Mitglieder. Die erfreuliche Steigerung der Unternehmungen an Kunst und ihre künstlerische Qualität zeigen, welche großen Nutzen unter den Künstlerinnen des bairischen Künstlerinnen-Vereins besteht. Frau und Maria in K. hat die letztere ganzer Gedächtnis haben wir uns nicht entziehen. Wie sie von Ihnen eine ein halbes Tugend Gedächtnis - ja nicht mehr! - zur Verfügung einleihen. Beide haben Sie erst nach Verlauf mehrerer Wochen erwarren, denn Sie haben eine erhebliche Anzahl von Vorgängen, die nach Heft und Willigen zunächst an die Stelle kommen. Frau S. in G. hat den Ton für Ihre freundlichen Mitteilungen, die wir dem Verfasser des Briefes übermitteln haben. K. u. G. in G. hat einen letzten Aufstoß in der österreichischen Wälder hat diese Ihnen um 10.000 Mark übergeben durch W. in G. (W. in G. hat die 1.000). Dem Buchlein ist ein großer farbiger Zylinder beige gegeben. W. in G. hat sehr ausführliche Anleitung gibt der 'Alte' er für Künstler im Photographieren von Ludwig Z. in G. (G. in G. hat die 1.000). Das Buch, das schon die 1. Auflage überdient hat, begleitet seine Befehle mit über 100 Abbildungen.



**Odol**

Die Verbreitung des Odols über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Odol ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher das einzige Mundwasser, welches zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.

# Matheus Müller „Champagne“

süss, halbtrocken, trocken. In Deutschland auf Flaschen gefüllt.

**Bildschön**

ist ein zartes feines Gesicht mit rosigen, jugendlichen Asseln, weicher, sammetweicher Haut und blendend schönem Haar! Alles dies erzeugt: **Steckenpferd-Ellenmilch-Seife** von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd. à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

**Sparsame Hausfrauen**

kochen nur mit **Umbach's Dampföpfen**

Halbe Kochzeit. Erhöhte Schmackhaftigkeit aller Speisen. In allen einseitig. Geschäften; meist direkt vom Fabrikanten

**Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg)**

**Gesichtshaare** u. ihre Heilung Cichorien v. a. (Nepos-Art) v. Brand. gen. 145-p. Apotheker Wegener, Kelsfeld L. H.

**Winterstein's Ideal-Koffer**

Solid - Hochelegant - Dauerhaft.

Für jeden Koffer 2 Jahre Garantie.

Nr.	Größe	Material	Preis
4000	60	...	...
4001	70	...	...
4002	80	...	...
4003	90	...	...
4004	100	...	...
4005	110	...	...
4006	120	...	...
4007	130	...	...
4008	140	...	...
4009	150	...	...
4010	160	...	...
4011	170	...	...
4012	180	...	...

Versand gegen Nachnahme, Verpackung und Fracht frei nach jeder Bahnstation.

**F. A. Winterstein**, Koffer-, Taschen- und Lederwarenfabrik, post. 1094 Leipzig, Hauptstrasse No. 2. Goldene und silb. Med. • Preisdienstleistung. • Goldene und silb. Med.

**STICKEREI STOFFE**

Grosses Lager in Stoffen aller Art für Tapiserie, Leinwandstickerei, Portieren, Decken, u. a. w. Point-lace-Bändchen.

**STICKEREI MUSTERBÜCHER**

TH. DILLMONT, MÜLLHAUSEN, etc.

**STICKGARNE**

Baumwolle, Leinen, Seide

Wäschearten Farben

Muster, Katalog und Preisvermerk sind auf Verlangen gratis und franco die Firma Th. Dillmont, in Mühlhausen (Sachsen) und in Wien, Stefansplatz N. 6.

**Erfrischendes pikantes Getränk**

sofort fertig! 1 Glas Zuckerwasser mit 5 Tropfen

**de Ricqles Pfefferminzgeist**

gleichzeitig beutend bewährt bei **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgien, verschafft wohlthuende Beruhigung bei Nervenaufrregung, Schlaflosigkeit.**

Nur echt in Originalflaschen mit dem Namen Ricqles.

Preis M. 1,25, 1,80, 3,30. Überall erhältlich. Ricqles Depot, Frankfurt a. M.

**Dr. Georg Greif's Kuranstalt**

Serkowitz-Oberlössnitz bei Dresden.

Heilmittel: Elektricität, Licht, Luft, Wasser (kühler oder warm), masselle u. manuelle Gymnastik (Orthopädie), Massage, (von ganzem Jahr zeitweil. Fernkur).

**Stotterer**

30cm l. 10cm St. reich, nach jeder St. die Ursache d. Stotterns erforscht, u. nach jeder Ursache die Ursache d. Stotterns erforscht, u. nach jeder Ursache die Ursache d. Stotterns erforscht.

**HONIG**

Ein halbes Pfund Honig enthält 100 Kalorien. Ein halbes Pfund Honig enthält 100 Kalorien. Ein halbes Pfund Honig enthält 100 Kalorien.

**Sirolin**

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza empfohlen. Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiss zum Verschwinden. Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen. Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 2,00 per Flasche erhältlich. Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.

**F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).**

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)
Schelling, Wilhelm, Das Schloß im Meer. Roman. A. 4. - Berlin, Weid.
Berlin, Weid.
v. Berger, Alfred, Die das Wintermärchen enthalt. Fiktion u. Wahrheit aus Schafers Leben. Gamburg, Verlagsanstalt Winter.

Schach (Herausg. von E. Schallp)

Table with chess moves and solutions. Includes 'Partie Nr. 10' and 'Spanische Partie'.

30. Tg. 1897 1897-98 34. Rdz. 1897 1897-98
31. Tg. 1897 1897-98 35. Rdz. 1897 1897-98
32. Tg. 1897 1897-98 36. Rdz. 1897 1897-98
33. Tg. 1897 1897-98 37. Rdz. 1897 1897-98

Import Schülke & Mayr, Hamburg.



Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

macht keine Reklame wie die Liebig-Company, sondern bietet dafür den Konsumenten volles deutsches Gewicht und nicht wie Liebig's Extract englisches, welches nur ca. 450 gr. pr. Pfd. beträgt.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

gibt auch keine Liebig-Bilder; kommt dafür aber in schönen Krügen mit Aluminium-Schrauben-Verschluss in den Handel, die nach Gebrauch noch einen realen Wert für Speisekammer und Küche haben.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

garantiert beste Qualität durch ständige Kontrolle des chemischen Laboratoriums des Geheimen Hofrats Dr. R. FRIEDRICH.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

ist trotz der wertvolleren Töpfe und 10% mehr Gewicht nicht teurer als Liebig's-Extract, und daher wird jede praktische Hausfrau geben.

Das Neue Fleisch-Extract mit der Flagge

im eigenen Interesse wenigstens einmal zu probieren, denn das Selbst-Probieren geht über - jede Reklame!

Überall käuflich. Überall käuflich.



KLEINERT'S AMBASSADOR
u. GEM-Schulzblätter
Hooker Strumpfhalter
sind praktische Damen-
unentbehrlich
Gefährliches Leinwand-Gewand



UM SCHLANK zu WERDEN ohne der
zu sein, bediene dich Filales Apollo...
Bad Berka (Ilm) i. Thür.

Moor-, Sand- und Kiefernadelbad. Sommerfrische. Luftkurort.
Prospekte durch die Badeverwaltung.

Königliches Nordseebad NORDERNEY

Saison 1. Juni bis 30. Oktober, 1250 2500 Kurorte. Wasserschlag und Kabin-
bäder. Feinstes Bäderwesen des Nord- und Ostsee Küsten, Wandfahrten über
den Meer. Feiner oberer Strand schöne Parkanlagen; herrliche, vor Wand
promenaden Spaziergänge. Am schönsten Bad-Bäder, grosse Kurortbesten, Kün-
stlerische und wissenschaftliche Anstalten, Lawn-Tennis- und Kletterplätze. Ge-
sundheitlich zu Annehmlichkeiten. In der u. a. u. Telefon-Anlage mit Anmelde-
buch des Fremdenverkehrs des Nordseebades.

Stottern

Behandlung durch Dr. C. Danbards' An-
stalt Logothetis bei Dresden. Stutt-
gart und Bergsteinfurt i. N. Herr
Ludwig Hübner nach Heilung. Preis
1000 M. Anstalt stationär 1000 M. M.
Kaiser Wilhelm I. ausgezeichnete An-
stalt Deutschlands. Keine Hypnose,
keine Suggestion, keine Kurgeschrei!

Photogr. Apparate nur
erstklassige Systeme
sowie alle Zubehörteile
Illustr. Cataloge gratis frei!
BIAL & FREUND in Breslau II

Vorzüglich unterrichtet
in der Kapital-Anlage
und Spekulation sind
Neumann's Bessen-
Nachrichten.
Berlin NW. 7. Schadowstr. 1051.
Zyklusnummern kostenlos

Concert-
Zugharmonikas,
Ernst Hess,
Klingenthal i. Sa.

Ost-see-bad Zoppot
Norddeutsche Riviera.
Prospekte gratis und franko.

Dr. Brehmer's weltberühmte
Heilanstalt für Lungenkranke
Görbersdorf-Schlesien
Leiter der Anstalt Oberstabsarzt a. D. Dr. von Hahn,
bisher leitender Arzt der Lungenheilstätten Sölzhayn (Südharz)
Prospekte gratis durch die Verwaltung.

Sodener
Warmbrunn N. 3.
Kuhzeit April-October
Sodener
Warmbrunn N. 3.

MARIENBAD.
BÜRGENSTOCK
die Perle des Voralpseegebietes
WALDPARK
Stanserhornbahn
Hötel Stanserhorn.

Marienburg.
Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.



Filiale: BERLIN S.W., Puttkamerstr. 10.

CHARLOTTENBURG Kurfürstendamm 243, gegenüber dem Hauptingang des Zoolog. Garten.

# LEIBNIZ- Specialitäten.

der  
HANNOVERSCHEN  
CAKES-FABRIK H. BAHLSEN

**LEIBNIZ-CAKES**

Packet 20 Pfg., ausgewogen Mk. 1.80 pr. 1/2 Ko.



**LEIBNIZ-WAFFEL**

Packet 10 Pfg., ausgewogen Mk. 2.40 pr. 1/2 Ko.



**LEIBNIZ-BISCUITS, Packet 50 Pfg., ausgewogen Mk. 1.60 pr. 1/2 Ko.**



Citrone Maraschino Mandel Orangebüchse

Vanille

Vanille

Vanille

**LEIBNIZ-FRÜCHTE, Carton 50 Pfg., 1.- u. 1.20 Mk., ausgewogen Mk. 1.60 pr. 1/2 Ko.**

Dessert, Apfelsinen, Citronen, Ananas, Himbeeren, Datteln, Birnen, Weintrauben etc. etc.



**Allüberall sind wir zu haben; Nun kauft uns, und Ihr sollt Euch laben!**

**LEIBNIZ-CIGARETTEN**

Bündel 10 Pfg., Dose 80 Pfg. und Mk. 1.50 ausgewogen Mk. 2.40 pr. 1/2 Ko.  
D. R. P. a.



**LEIBNIZ-KINDERMEHL**

Dose Mk. 1.20

**NI-O-NE-BISCUITS**

Packet 25 u. 50 Pfg.

**NEU! SCHNEEROLLEN, Bündel 10 Pfg., Dosen 60 Pfg. u. Mk. 1.10, ausgewogen Mk. 2.— pr. 1/2 Ko.**

**WELTAUSSTELLUNG PARIS 1900 GOLDENE MEDAILLE.**



90. Band. Fünfundenzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbrang 3 Mark 25 Pfg. ohne Bestellgeld

## Demoiselle Engel

Eine Altbremer Hausgeschichte

von  
 B. Schulze-Smidt

Illustriert von Wilhelm Hoffmann

IV

Oben im großen Saal, eine Treppe höher gelegen als der zierliche Saal im Hofokogeschmack und nach der Straße hinaus, ließ man sich die Offenspause gern gefallen. Die kräftige Suppe, der Seefisch und der braune Kohl mit fettreicher Fleischzukunft hatten einen soliden Grund gelegt; das Braumbier und der fein abgelagerte Franzwein die Leiber und Seelen angenehm erwärmt. Die einzige Ungenüßlichkeit dabei — daß zuerst Ohm Daniel und dann Tante Betchen sich für eine ganze Weile mit französischem Urlaub empfahlen — war man geneigt, nachsichtig zu beurteilen, nachdem man erfahren, um was sich's handelte.

„Wenn Willem Coccejus das Tobalagschäft betriebe und nicht das flächferne, so wollt' ich auch wohl, daß sein Jung-Holland mir auf dem Hals bliebe, Daniel,“ sagte der lustige Kellermann Hundjack. „Dann würd' ich mir gleich den halben Preis für den Kanaster ausmachen —“

„Ob sie Ohm auf dem Hals bleibt, das ist meine Sache,“ war Gerhard dazwischen, und als seine junge Fischdame ihn von den geringen Reizen und großen Füßen der Holländerinnen zu unterhalten anfing, brach er das Gespräch kurzerhand ab.

„Geringe Reize schützen vor Anfechtung, und auf großen Füßen kommt man am weitesten, Demoiselle.“

Die schöne Olive Terhellen wurde blutrot, hob unmerklich ihre Achseln unter dem kunstreich hochgestellten Spizenhü und biß die Lippen. Aber sie sagte sich rasch, da Musjé Weitsel, der hohen Ehre solch eleganter Nachbarschaft vollbewußt, sich galant besaß, ihr mit seinem nagelneuen Alexandriner aus Anlaß des heftigen Schneegestöbers anzukommen:

„Lieben Sie die poetische Neimerei, verehrteste Demoiselle Terhellen?“

„O, warum nicht? Ich habe leßthin mehreres gelesen, was mich recht angesprochen hat: die Bürgerliche Venore zum Beispiel und ein artiges Lied von Boss; vielleicht goutieren Sie's auch, Monsieur? „Ich bin nur die Schäferin Dammchen“...“

„Das meinige geht etwas anders im Vers; es geht in den sogenannten Opitischen Alexandrinern, aber ein Schäferlied ist es ebenfalls. Kennen Sie, wertgeschätzte Demoiselle, diesen



Illustration: Zeitsch. von Georg Gumbert in München

Ein Schwerenöter

Nach dem Gemälde von Ernst Schmitt

Opizischen Alexandriner, den ich für meine Dichtung mit Fleiß aptiert habe?"

"Es ist mir durchaus nicht erinnerlich, Monsieur. Wollen Sie die Gefälligkeit haben und mir noch eine Wenigkeit Franzwein ins Glas schenken? Danach sagen Sie mir doch einmal Ihre Poësie auf, wenn die Bemühung meinerseits nicht lästig ist."

"Zum Gegenteil, hochgeschätzte Demoiselle — ich achte mich glücklich!" Er reckte sich, so hoch er nur irgend konnte zur Erfüllung seiner Kavaliere-



Carie Bethen trat ein, an ihrer Hand die Goollanderin

pflicht; sie machte ein Mäulchen und trank geschwind, weil das Gähnen sie heftig antrat, und dann durste Monsieur Weitsel seinen poetischen Senf glücklich anbringen:

"Seh' ich den Winter Schnee, so will es mir erscheinen,  
Wo müsse Chloëns Keig das besten Käse einen —"

"Scharmant — recht scharmant, Monsieur."

"Sie bleibt, ob Damon Herr auch Liebeskammern schätzet —"

"Allertiebst! —"

"Stets des Febrers Schnee, von Nosen — — —"

"O Monsieur Weitsel! Sehn Sie doch...!" Das Unterbrochenwerden und Steckenbleiben per Ordre war höchst unliebsam, allein auch das wird angenehm, wenn eine so schöne Hand, wie Demoiselle Cliviens, sich einem auf den Arm im bouteillengrüner Staatsgewande legt!

Demzufolge hielt Musjö Weitsel mauschenfüll, während er, auf Befehl seiner Dame, Köhne- mann und dem dampfenden Mehlpudding entgegenah. Allein das Wahre kam erst im Gefolge des Mehlpuddings; Tante Bethen, und an ihrer Hand die Goollanderin.

Es ward eine plötzliche Stille an der Tafel, kein Ton außer dem Niederklappen des Messers, mit dem die hochwohlgeborene Frau Sindica, an Ohm Daniels rechter Seite, sich das erste Puddingstück abschneid. Ohm Daniel saßte, hinter sich, seinen Stuhl mit beiden Händen, machte Miene, sich zu erheben und nickte Bethen zu, sein altes Gesicht lauter lachende Schelmerei.

Dann redete alles wieder durcheinander und stärkte den Nachbarn in die willigen Ohren. Achselnuckten und Kopfschütteln geschah, und ein paar freundliche Seelen rückten zusammen und schafften einen Stuhl herbei.

"Hierher, zwischen Bethen und Cousin Pund- sack!" rief Ohm Daniel; denn er wollte seinen

Kindling am Tisch sich gegenüber haben, und Kettermann Pund sack, der nicht minder auf den Humor gestimmt war wie sein alter Schulfamerab, steuerte ein lateinisches Diktum zur Deiterkeit bei:

„O amoenissima puella amabilissima,  
optime certe convenis ad hanc domum!“

"Ei, ei, ei, Liebewertester, das wäre denn doch nicht so ganz nach den Regeln der Classici!" tabelte der gelehrte Herr Syndicus im Kothedertone, aber Ohm Daniel trank dem Lateinwerdber mit erhobenem Glaie zu:

"Gänzlich meine Ansicht, Kollega: „puella amabilissima“ und „amoenissima“ ist auch das trefflichste Beiswort für die Gelegenheit!"

"Unter Kamoenen verstand man im Griechentume die Mosen," belehrte Musjö Weitsel Demoiselle Clivie; die aber sah ihm mit hoheitsvoller Verächtlichkeit über die Achsel hinweg, so daß er an seine schneefalte Gblöse erinnert ward und den Arm eng an sich zog:

"Neben der Kamoenen bin ich durch eine Schiller'sche Ballade unterrichtet," wies sie ihn zurück, „und ich sehe nicht ein, was die holländischen Vandjungsfern mit den Göttern Griechenlands zu tun haben sollten."

Kettermann Pund sack's „puella amabilissima“, zu deutsch: das „liebenswürdigste Mägdlein“ war, anscheinend unbelämmert um das allgemeine Aufsehen, dessen Ursache sie geworden, geradenwegs auf den Platz des jungen Hausheern zugegangen. Neben dem blieb sie stehen, und Gerhard wendete sich zu ihr um.

Seine Stirn lag in Runzeln; aus seinen tief- liegenden Augen sah er starr und unwillig in ihre hellblauen; da streckte sie ihm unbefangen und mit der natürlichsten Gebärde die Hand hin:

"Meinen Dank viele Male für die Gast- freundschaft, Euer Edeln; ich habe Euer Edeln nach diesen neun Jahren ganz wohl wiedererkannt."

"Das Gleiche dürst' ich zwar nicht von mir behaupten, aber ich empfinde es von Ihrer Seite schmeichelhaft, Demoiselle," entgegnete er, erhob sich, nahm ihre Hand und legte sie lose in seinen Arm. „Erlauben Sie, Demoiselle, daß ich Sie an Ihren Platz geleite und meinen Gästen prä- sentiere."

Notwerden lag niemals in seiner Art. Eher, daß er sich entwürde. Alles Außergewöhnliche, jeder Verstoß wider die streng kodifizierte Haus- regel erregte ihm die weinständigsten Empfindungen, und dennoch traf es die weiche Stelle, die in jegliches Menschen Herzen vorhanden ist, daß diese Fremde ihm neun Jahre lang einen warmen Platz in ihren Erinnerungen bewahrt hatte. Just vor neun Jahren war er, seinem Vater zur Ge- sellschaft, auf die holländische Geschäftsreise mit- gefahren, und nun sah sein inneres Auge auch im Mädchen wieder das Kind, das sich an sein Knie geschmiegt und die lederen Bombesjes mit ihm vom nämlichen Teller verpfeißt hatte. Damals im Silbervermer Blumengarten, wo die Tulpen prangten, die Hyazinthen dufteten und die ersten Bienen durch den Frühlingsmornenschein summen.

"Lassen Sie sich's so wohl sein, wie die trau- rigen Umstände es ermöglichen, Demoiselle," sagte er, bog das Kinn ein wenig herunter, um sich für den Augenblick zu verabschieden; und sie wiederholte in ihrem fremd klingenden Deutsch ihr Sprüchlein:

"Meinen Dank viele Male, Euer Edeln."

Der joviale Lateinwerdber hatte wahrlich recht! Sein liebenswürdigstes Mägdlein war schön und lieblich in diesem Hause. Der altmodisch- prächtige Patrizieraal stand ihm an, und es wozte gut hinein. Besser als Bausch, Ruder und tiefer Busenausschnitt. Tenen war der frühlich rankende Kokostud und die bunzgemusterte Wolltapete eine zeitgemäßere Folie.

Um Demoiselle Engel hätte man gleich einen Rahmen schlagen und sie unter die nachdunkelnden Ahnenbilder, längs der Wand hin, versehen können, so gänzlich sonderte ihre Erscheinung sie von den übrigen Damen aus, wie sie da zwischen Tante Bethen und Kettermann Pund sack saß, am Ehrenplatze, ohne Absicht und Vorbedacht.

Nicht einmal den schwarzen Seidenschurz hatte sie abnehmen dürfen. Dort unter dem züchtigen, schwarzen Brusttuche schloß er sich um das kurze Schoßtäschchen, und dessen braungrauer Farbenlon hob die Weiße des runden Unterarmes blendend heraus, zumal vom engen Ellbogenärmel eine schwarze Kante darauf fiel. Auch das seine, lichte Antlitz nahm sich so, im engen Häubchen mit den tiefhängenden Spitzen, aus wie das Mutter- gottesgesicht irgend eines sehr alten Gemäldes aus der Zeit Memlings oder der Brüder van Eyck. Gerade aufgerichtet und doch voll einfacher Natür- lichkeit in ihrer Haltung, füllte sie ihren Ehren- platz neben der Hausmutter aus, als bedächtig und mit zierlicher Handhabung des Speisegeräts ihr Teil und stand dem Kettermann und Ohm Daniel freimütig Hebe und Antwort, so gut und so schlecht es eben ging. Dabei traten zwei aller- liebste Gräbchen neben die Winkel ihres süßen Mundes, wenn dieser sich dann und wann zum Lächeln anschickte.

"Amoenissima, amoenissima!" sagte Ketter- mann Pund sack immer noch einmal zu Ohm Daniel hinüber, und wenn die zwei würdigen Herren miteinander redeten, blickte Demoiselle Engel stetig nach der Thür und hob den Kopf mit halb- geöffneten Lippen, als lausche sie nach ihren Kleinen, fern von ihr auf dem Bettel der stillen Hinterstube.

"Auf Metta kann Sie sich ruhig verlassen, liebes Kind," rief die Hausfrau ihr einmal zu, weil sie ihre Gedanken erriet. Sie sah auch mit Nührung, daß die Kleinen Wihelien Aber das Aschenbrödel auf dem Feste, die Blide des Wif- fallens, die ganze Zurückhaltung, die man so er- sichtlich übte, dem harmlosen Rinde entgingen oder wenigstens die Klarheit der Mädchenseele nicht zu trüben vermochten.

Gerhard beachtete sie nicht. Die jungen Damen bis auf Demoiselle Terbelln lauter Sipp- schaft — hatten ihn nun doch in ihre Unter- haltung gezogen. Unaufhörlich hieß es: „Liebster Vetter“ da und „cher cousin“ hier, wenn die Verwandtschaft auch manchmal etwas weit um die Ecke herum lag. Dennoch ließ Engel ihren Blick öfters nachdenklich auf seinem hübschen und bemerkenswerten Gesichte ruhen. Ihr Gedächtnis war besser als feines gewesen, und das tat ihr leid. Sie ging in sich hinein und kramte in ihren bescheidenen Erinnerungen; dann sah sie urplöz- lich ihres Vaters Gesicht vor sich. Erschrocken ob der Augentäuschung richtete sie sich auf. Hatte sie geträumt oder gewacht? Sie war todmüde, und es rann ihr kalt über den Rücken.

Ein bißchen frostig war's überhaupt hier drinnen im großen, selten geheizten Feinsaal.



Das kleine schwarze Täschchen



Im Saal waren  
Stellen und Stöl-  
bez an die Reihe  
gekommen.

Der Regen, der von draußen her wieder gegen die Fenster trummelte, schlug auch in den Schornstein und drückte die Flammen des Kaminsfeuers nieder, daß sie darob unwirsch pufften und zischten. Die rote Glut und der aufjuckende Glanz warjen launische Lichtflecken gegen die barock unschnörkelten Sandsteinhermen, die den reichen Figurenfries des Aufzuges trugen, aber sie hatten keine Macht, so dunkel gehalten war der ganze Raum. Auch der sanfte Schein der Wandlampen und aufgestellten Talgkerzen von den beiden silbernen Sechssarmen verlor sich längst, ehe sein Schimmer das schwere Schnitzwerk der Musikantraggalerie oder das massige, schön bemalte Deckengebälk erreichen konnte. Ganz im Finstern lagen die Nischen zwischen den Fenstersäulen und die Stuhlbänke am Wandpaneel entlang; kaum ein wenig aufgehellert waren die Familienbilder und Schildereien in breiten Rahmen, und das offene Nebenzimmer, alwo Tonpfeifen und Fiddibus bereit standen, gähnte wie ein schwarzer Schlund.

Gerade eben ward die letzte warme Schüssel aufs Tafellaken zwischen die silbernen Sechssarme gestellt und dampfte kräftig. Just vor Engels Platz stand das Gerücht, ehe Röhrenmann es zum Präsentieren wieder fortnehmen würde, und Musjß Weitzel, der für den Augenblick keine diversifizierende Haltung in petto hatte, sah's mit wahrer Verzückung.

Der Rauch wället gen Himmel wie aus einer Opferschale vor dem Bilde der Goldseligkeit, dachte er und verpirierte bereits zum subtilsten Preisgefänge die nötige Anwendung. Leider aber lohnten keine Frateln zu seiten des Altars, sondern ordinäre Anschlitzkerzen schmalzten rechts und links von der hausbackenen Opferschale, — und jetzt ergriff die Hand des selbstbewußten Mietlings das weichevolle Behältnis, auf daß der Moloch gemeiner Essensgier sich des Inhalts verschlingend bemächtigte.

Musjß Weitzel rückte auf seinem Stuhle; weiß Gott, die Jungfer Nase war schon wieder da, um sein profaisches Red in die Enge zu treiben! Chloé-Olwie, die schneekühle, war abgezieht, Phyllis oder Daphne sollte die neue Liebe heißen und er „Montan“! Dem Himmel sei Dank! Mit „Marill“, der

erstreckt, um feierlich zu sagen.

Der Chloé Liebesaal zum Reimen anzuziehen“ —

mit diesem Nebenbuhler brauchte er sich für diesmal nicht bernanzuzugern! „Marill“ hieß nämlich im nächstern Alltagsleben „Gerhard“ und ging morgen Glock neun auf die Fahrt nach England, während das „ländliche Mädchen“, dem Hörenfragen nach, im Hause verbleiben würde. Ohm Daniel und Tante Betchen hatten dergleichen

unter sich beredet, vor Tisch, in der Ecke des Kofokosaales. —

Endlich ward auch der Nachtsich hinweggeräumt. Nur die Galinardyschen Koriantertüchlein und den geringelten Gerstenzucker behielt sich die Jugend zurück, als sie, unter Demoiselle Oliviers Vortritt und nach den notwendigen Handküssen und Reverenzen, zu Pfänderspiel und anderweitiger Ergötzung in den heiteren Kofokosaal übersiedelte. Man mußte auch das Weitzelchen noch ein wenig narren in allen Ehren und sich ein paar fernere Poessien vortragen lassen. Das süße Mäulchen, um ihn wieder gut zu machen, wenn er die Fopperie etwa merkte, kostete den Kopf nicht! Man war ja ganz unter sich. Der gestrenge Vetter Gerhard saß fest im Tabakskollegium, und Demoiselle Cocejus ging Tante Betchen nicht von der Seite. „Desto besser, — und wir wollen hübsch die Tür schließen, daß wir lachen dürfen, wie wir mögen. — Sie sind dran, Monsieur Weitzel: ich seh' mal was, was Sie nicht sehn — es läßt sehr angenehm.“ „Demoiselle Cocejus!“ plakte Musjß Weitzel heraus.

Im Saal waren Pfeifen und Fiddibus an die Reihe gekommen, und das brennende Wachslicht im Messingleuchter ging von Hand zu Hand. Die Schlußstunde der Gasterei, in der die Männer gemiegten Tones Bürgerwohl und Staatsregiment, Staatskunst und Kriegsläufe besprachen und die zuhörenden Frauen am liebsten ihren Stricktrumpf oder das Spinnrad dabei gebabt hätten. Wenigstens Tante Betchen. Die Sjudica und die schöne Frau Terbellien saßen mit Vergnügen müßig, und Engel wäre für ihr Leben gern die graue Maus gewesen, die dort vor dem Kameel hinhuschte und verschwand. So lehnte sie sich auch fortzukuscheln, zwei Treppen tiefer zu ihren Kleinen, sich auf die Matratze vor dem Bettel zu strecken und dann schlafen — Ruhe genießen nach so viel Unruhe. Aber die Hausfrau hielt unter dem Tische ihre Hand und drückte sie bei jedem Stichworte im Gespräch der Männer.

Sie sprachen über die Emigranten. Aeltermann Bundsack erzählte sehr anschaulich aus dem



„Demoiselle Cocejus“, sagte Gerhard und ergriff ihren Arm

gestrigen Bürgerkonvent und von den Maßregeln zur Eindämmung des heranflutenden Stromes landesflüchtiger Frangisten, jetzt, nach dem Einfall des republikanischen Heeres unter Moreau in die Bentheimische Grafschaft:

„Wir bekommen eine Amsterdamsche Kolonie hinten bei der Neustadt, du sollst es beleben, Daniel,“ sagte der Erzähler. „Thorbeck kriegt hundert Taler Miete aufs Monat anstatt vierzig für sein Gartenhaus beim Tanzwerder, und Wienges sogar hundertzwanzig, und liegt ganz auf der Abseite nächst dem Amtslamp. Das ist doch wenigstens ein leidliches Geschäft im Ansehen der kontinuierlichen Molestien und unerhörten Ansprüche an äußerliche Bequemlichkeiten, daß einiges überflüssige Geld aus den Niederlanden in unsre Stadt kommt.“



Vorsichtig guckt Ohm Daniels verwundenes Gesicht unter der gestrichelten Zylindermaße durch das Spalt

Gerhard beteiligte sich nur zuhörenderweise. Das Haupt aufgestützt, die Hand in den grauen Haaren und das jugendliche Antlitz sehr ernst und sehr aufmerksam, saß er stumm dabei; die erloschene Tonpfeife hatte er in den Falter zurückgestellt. Sein Wort warf er in den Diskurs, der aus des Aeltermanns Bericht hervorging. Unpöflich wendete er seinen Kopf zur Linken und erhob sich. Durch den schwabenden Tabakqualm, der in bläulichen Wolken zog, sah er die fremde lautlosen Trittes aus dem Saale gehen.

Mit drei langen Schritten war er ihr nach und hinaus. Auf dem Hängewerk hatte er sie eingeholt. Da lehnte sie, neben hochgehaltenen Bindenkräften, im Dämmerchein des Krüschens am Rahmen seines Kammerfensters, das Gesicht in beide Hände gedrückt. Ihre Schultern hoben sich juckend; sie weinte zum Erbarmen.

Er stand da, konnte das erste Wort nicht finden und wußte nicht einmal, ob sie sein Kommen gehört haben mochte in ihrem heftigen Kummer. Wenige Augenblicke wartete er ab, schob die Stirn über der Nasenwurzel fest zusammen und biß die Unterlippe. Dann härtete er seine Stimmne vernehmlich und ergriff ihren Arm beim Ellbogen:

„Demoiselle Cocejus —“

Ihr Weinen ward immer stürmischer, und sie schüttelte seine Hand von sich ab.

„Demoiselle, Sie müssen mich zur Verantwortung für die unangenehm Reden stehen, die, ohne Bedacht, in Ihrer Anwesenheit ausgesprochen sind; ich bin der Herr in diesem Hause,“ sagte er auf holländisch, und seine Stirn blieb gerunzelt.

„Gewalt geht vor Recht, und Gewinnt vor Nächstenliebe!“ stieß sie laut schluchzend heraus, und stromweis stürzten die Tränen an ihren Wangen hin. „Wir gehören vor die Tür, Mijnheer — die doppelte Miete — so viel Geld!“

Seine Hand presste sich hart und unermüdet auf ihren stammelnden Mund, und ein jäher Strahl schoß durch seine gleichmäßigen Augen. Er murmelte ein rasches Wort zwischen den Zähnen, und darauf sagte er kalt:

„Die Beleidigung, die man Ihnen, zu meinem Leidwesen, in diesem Hause zugefügt hat, ist soeben durch Sie selber beglichen worden, Demoiselle Cocejus. Falls Sie das geringste Hartgefühl für einen mehrjährigen Geschäftsfreund Ihres Vaters in sich tragen, so —“

„Mijnbeer . . .!“

„— so benutzen Sie, nebst den Ihrigen, nunmehr dessen Haus, bis daß es Ihrem Herrn Vater konvenabel und möglich sein wird, Sie in das seinige zurückzunehmen.“

„O Mijnbeer — Mijnheer! — O Euer Edeln!“

Er streckte abwehrend die Hand aus:

„Es ist hierdurch abgesprochen und festgesetzt, Demoiselle. Geben Sie sich gelassen darein. Morgen früh, bevor ich abreise, werde ich noch die angenehme Pflicht haben, Ihnen etliche Anweisungen zur Erleichterung des täglichen Lebens mitzutheilen.“

„O Euer Edeln! Werfen Sie mich nicht in den Staub vor Ihnen! Hier steh' ich ohne Rat — in bitterlicher Beschämung!“

Er hob die Achseln, ließ sie, unter einem tiefen Atemzuge, in die natürliche Lage zurückfallen und stützte die Hand hinter sich aufs Schnitzwerk des Geländers. So betrachtete er die Weinende, ohne daß seine Stirn sich entzuckelte.

„Der kalte Winter ist nicht die richtige Zeit für den Staub, Demoiselle, und Ihre Beschämung können Sie leichtlich zurücknehmen, wenn Sie die Proposition acceptieren, die ich Ihnen morgen vorzulegen gedenke.“

„Jetzt, Euer Edeln, flehend bitte ich . . .!“

„Nicht jetzt. Ich muß einige Zeit zur Formulierung meines Vorschlages gewinnen und denselben mit meiner Frau Mutter bereden. Belieben Sie sich morgen in der Frühe um sieben einzufinden. In der Wohnstube hier unter dem Konitor. Ich wünsche eine wohltschlafende Nacht.“

Damit machte er ein Kompliment von oben herab, nur mit dem Kopfe, verließ sie und suchte seine Gäste wieder auf.

Unter denen kreiste das Braunbier zur Pfeife, und die Jugend tanzte im Rotokofaale ein Menuett; Musjö Weisfel spielte die Melodie dazu auf seiner „Bate d'amour“; er war ein begeisterter Flötist in seinen sommerlichen Mußestunden, von der Dachkammer aus. Köhnmann ging in beiden Sälen hin und wieder mit seinen Erfrischungen. Da fand er plötzlich die Tür des Patrierkaales geschlossen, sogar von innen mit dem Schlüssel, und er hörte die Stimmen durcheinander wirren. Gedämpft und trotzdem heftiger, als er's bei solchen Herrschaften gewohnt war. Des jungen Herrn Stimme klang fortwährend durch, — höchst absonderlich, bei seinem sonstigen Naturell und Phlegma! Es gab vermuthlich eine geheime politische Auseinandersetzung, wie deren in solcher Zeitlage beliebt wurden und am Platze waren für den höheren Stand.

Als der Nachtwächter elf Uhr abrief:

„All der Jünger sind getrennt,  
Judas kündigt sonder Fein,  
Nach uns, Gott, von Sündern frei!“

Da waren Straße und Haus still und dunkel wie das Grab.

Aber nur von außen. Drinnen saß die Mutter, ihren Pelzrock um sich her geschlagen, bis weit über Mitternacht auf des Sohnes Weitrund. Er hielt ihre Hand in seiner kräftigen Hand und blinzelte müde ins Lichtchen auf dem Sims. Die Augen fielen ihm allmählich zu; er hatte gesagt, was er sagen wollte, und sehnte sich nach Schlaf; die Mutter fand noch nicht Ruhe in ihrer Lebendigkeit.

Endlich, da sie keine Antwort mehr bekam und die dunkelbewimperten Lider fest auf die Wangen des Sohnes gedrückt lagen, nahm sie das Lämpchen mit hinaus und schlich auf den Zehenspitzen die knackenden Stufen hinunter ins Erdgeschloß, wiewohl ihre eigne Kammer hinter dem Rotokofaale, nach dem Gange hinaus, gelegen war. Es trieb sie noch einmal heimlich in die Hinterstube zu den fremden Kindern, die der Schneewind ihr ins Haus geweht hatte.

Die wohlgeordnete Schlafeinrichtung auf der Matratze war ein Stück weiter über die Dielen

beiseite geschoben und sonst unberührt. Die Geschwister alle drei drängten sich auf dem Geschragen unter der schmalen Decke zusammen. Engel in der Mitte, steif auf dem Rücken, nur den Kopf ein wenig gegen das Fenster geneigt. In jedem Arme hielt sie eines ihrer Kleinen. Deren runde Gesichtchen glühten purpurn zwischen den gelben Lockenhaaren und nestelten sich eng an die schwesternliche Brust. Tief und friedlich atmeten sie in der köstlichen Wärme ihres Zufluchtsortes. Engels hübsches Antlitz sah desto blässer; nur um die geschlossenen Augen zogen sich rote Ringe. Die Tränen waren noch nicht getrocknet auf den Wangen, und der halboffene Mund schluchzte im Traume nach.

Das müteriliche Herz tat einen lauten Schlag. Der Weitrund war nicht frei zum Gehen wie droben bei Gerhards; kein Jantjes strammes Weichen kroch unter der Decke vor und baumelte über die Kanke hin und ein dickes Aermchen gleichfalls. Allein an irgend etwas mußte die mitleidige Liebe sich doch ihr Bemühe tun. Wenigstens einmal die gesunden, roten Wäckchen küssen und das stramme Weichen in die Wärme zurückziehen — ganz sacht — und eine schühende Mutterhand behutsam auf die verweinten Augen der großen Schwester legen.

Dann knarrte die Tür zum finsternen Vorplatz des Hinterhauses. Vorsichtig guckte Lhm Daniels verdorrnetes Gesicht unter der gestrihten Zipfelmütze durch den Spalt, und die lange Fikur im Bombastjinschlafrock und losen Leinwandstuch schob sich zur Hälfte hinterdrein:

„Du bist da, Weichen? Das ist gut, daß sie schläft — stür' sie ja nicht. Zwei Stunden rund hat sie geweint, Weichen! — Kommt du noch 'n Augenblick zu mir in die Kammer?“

„Gern, Daniel. Ich wollte dir doch zu wissen tun, was ich mit Gerhards ausgemacht habe wegen —“

„Wit, bit! Weichen; sie rührt sich — komm.“

„Da, Daniel! — Sie hat sich bloß umgedreht, Daniel.“

Auch die alten Geschwister blieben für diese letzte Nacht vor Weichens Abreise beisammen; nur daß Weichen preislich in Daniels warmes Himmelbett steigen mußte und Daniel sich auf das breitharte Kanapee legte mit Weichens schwerem Pelzrock als Zudecke.

(Fortsetzung folgt)

## Pfingsten

Zu Pfingsten, da glaub' ich noch froh an die Welt und hoffe ein herrlich Vollenden.  
Und wär's um mich selbst nicht zum Besten bestellt,  
Zu Pfingsten verlach' ich's, getrost wie ein Held:  
Ich hab' ja den Sieg in den Händen.

Zu Pfingsten durchwall' ich das blühende Cal,  
Die singenden Wälder und Klüfte,  
Klimm' aufwärts und jauchz' in den blauenden Saal,  
Ein Englein kredenz' mir den Würzhauchpokal  
Belebender heiliger Lüfte.

Zu Pfingsten fällt Feuer vom himmlischen Herd;  
Willkommen mir, sonnige Flammen!  
Umsprüht mich, durchglüht mich, und alles verzehrt,  
Was siedend, was finster, was Gottes nicht wert,  
Bringt Himmel und Erde zusammen!

Ch. Arnim

## Schmetterlingstoiletten.

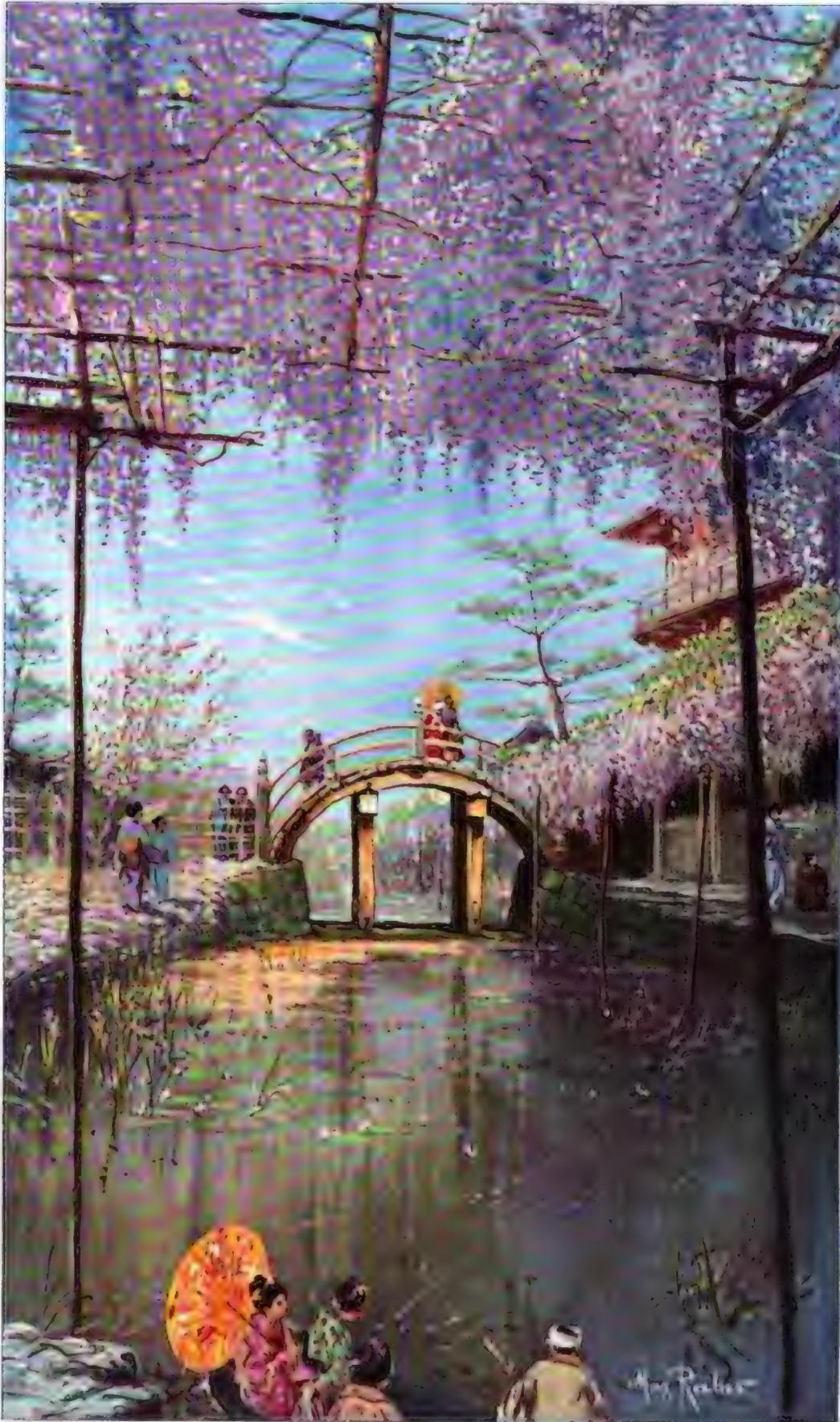
Man hat die Schmetterlinge fliegende Blumen genannt, und in der Tat, nur die Blumen können mit ihnen hinsichtlich der Farbenpracht und des Farbenschmuckes wetteifern. Ja, die kunstvollsten Schmetterlingstoiletten übertreffen sogar noch diejenigen der Blumen, denn sie sind vor ihnen mit jenen wunderbaren Schillerfarben ausgezeichnet, die ein zauberlich wechselndes Farbenspiel entfalten. Schon das Kind ist entzückt über die Farbenschöne der Schmetterlinge. Um so auffälliger ist es, daß

die Wissenschaft erst in neuerer Zeit darüber Untersuchungen anustellen begonnen hat, wie die rubellose schaffende Mutter Natur die Schmetterlingstoiletten webt und färbt, zusammenstellt und ausschmückt.

An den Schmetterlingsflügeln, deren die große Mehrzahl der Falter bekanntlich vier besitzt, und zwar zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, muß man zwei Teile unterscheiden. Die mehr verborgene Grundlage der Flügel bildet die durchsichtige Flügelhaut, die von den Rippen, hohlen, hornartigen Röhren, durchzogen und ausgepannt erhalten wird. Auf der Flügelhaut sitzen sowohl auf der Oberseite als auch auf der Unterseite zahllose winzige Schuppchen. Diese sind die eigentlichen Träger der Farben. Nimmt man einen Schmetterling in die Hand, so daß die Schuppchen abgelöst und abgetrennt werden, so erscheint an diesen Stellen die durchsichtige Flügelhaut. Die kleinen Schuppchen liegen dachziegelartig übereinander und sitzen mit den stielartigen Wurzeln in den Poren der Flügelhaut. Die Form der Schuppen wechselt außerordentlich. Je nach der Stelle, die sie einnehmen, und der Art der Schmetterlinge sind sie länger oder breiter, runder oder eckiger, stumpfer oder spitziger, gezähnt oder fein gerippt. Bald sind sie dichter, bald lockerer angeordnet, dort liegen sie mehr schräg und hier sitzen sie mehr senkrecht an. Ihr wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal voneinander aber ist die Farbe, und deshalb hängt von der Verteilung der verschiedenfarbigen Schuppengruppen die Zeichnung des Schmetterlings ab.

Die Bildung der Schuppen beginnt schon ziemlich frühzeitig in der Puppe. Anfänglich sind sie auf dieser Entwicklungsstufe einfarbig. Bei einem unserer schönsten Tagfalter, dem Pflaumenauge, sind die Schuppen im Puppenzustand zuerst ganz weiß. Dann entsteht aus diesem Weiß auf den dazu bestimmten Feldern ein Gelb. Einige Zeit später tritt auf andern, teils nebenan, teils entfernter liegenden Stellen statt des Weiß ein Rotbraun oder Rot auf, wiederum etwas später wandelt sich das Weiß auf den zugehörigen Stellen der ausgebildeten Zeichnung in Blau und Violett um, und zuletzt, wenige Tage vor dem Auskriechen des Schmetterlings, sieht man bei den noch übrigen Schuppen aus dem Weiß ein Schwarz werden. Da bei dem Pflaumenauge die Flügelunterseite des fertigen Schmetterlings fast durchweg schwarz ist, so erhält sie ihre bleibende Farbe aus dem Weiß erst kurz gegen das Ende des Puppenzustandes. Ist die Entfaltung vollendet, so ruht in der Nackengegend des Gehäuses eine feine Naht auf, aus der Rückenlinie entsteht von oben nach unten eine Spalte, und der Schmetterling schlüpft aus der Hülle, die ihn bisher umgab, heraus. Die Flügel sitzen in diesem jetzt noch wie gekrümmte, gefaltete und gefaltete Klappchen auf dem Rücken. Ruhig verharrt der Falter, bis sie sich geglättet und an der austrocknenden Luft erhärtet haben, dann schwingt er sich fröhlich in die Höhe.

Der Farbenschmuck der Schuppen beruht im wesentlichen auf der Anwesenheit von Körperfarben und Schillerfarben. Die Körperfarben entstehen dadurch, daß von gewissen Stoffen ein bestimmter Teil der Strahlen des zusammengesetzten weißen Lichtes verschluckt wird, der übrige Teil dagegen nicht. Vielmehr wird dieser Teil der Strahlen aus den tieferen Schichten zurückgeworfen, und diese nicht verschluckten Strahlen verlieren nun dem betreffenden Stoff, je nach ihrer Mischung, die ihm eigene sichtbare Farbe. Stoffe, die gewisse Strahlen des Sonnenlichtes, das sich bekanntlich aus den einfachen Farben zusammensetzt, verschlucken und festhalten, aber andre, die ihre Färbung bebingen, verschonen und zurückwerfen, bezeichnen wir als Farbstoffe. In den Schmetterlingsflügeln sind die Farbstoffe aufs feinste als mikroskopisch kleine Körnchen verteilt. Die Farbstoffe, die in den Schuppen auftreten, stammen aus Körpern der Darnsäuregruppe ab, zu denen auch die Nucleinbasen gehören. Nucleine sind phosphorhaltige Verbindungen. Die einzelne Schuppe enthält nicht immer nur gleiche Farbstoffe, sondern vielsach sehr verschiedene, so daß sich dann unter dem Mikroskop ein Farbenmuster zeigt, das glänzender und farbenreicher ist als das der ganzen, mit dem unbewaffneten Auge betrachteten Flügelfläche. Auch sind nicht alle Farbstoffe der Schuppen, die uns gleichfarbig erscheinen, von derselben chemischen Zusammensetzung. Wenigstens kommen braune Farbstoffe vor, die in Wasser unlöslich sind, während ein anderer brauner Farbstoff sich darin auflöst. Ferner ist ein Teil der roten Farbstoffe in Wasser löslich, ein anderer kann aber nur durch Säuren ausgezogen werden. Endlich treten auch viele Mischfarben auf, die in zahlreichen Abstufungen des Tons und der Sättigung abwechseln.



Frühlingsfest in Japan  
Nach einem Aquarell von Max Rabes

Auch den Schillerfarben, denen die Schmetterlings-toiletten ihren glänzendsten Farbenreichtum verdanken, liegen Farbstoffe zu Grunde, aber sie sind hier in Chitin gelöst, jenem farblosen, durchscheinenden Stoff, der die häutigen und härteren Teile der verschiedenen Organe von Insekten, Spinnen und Krebsen bildet. Man muß sich vorstellen, daß die den Schiller hervorrufenden Farbstoffe in dem Chitin der Schuppen in derselben Weise gelöst sind wie etwa das Kobaltoryd im blauen Glase oder auch irgend ein organischer Farbstoff in einer festen Gelatinehaut. Die schillernden Farbstoffe zeichnen sich dadurch aus, daß sie einen Teil der Strahlen des auffallenden Lichtes sehr stark zurückwerfen, die übrigen Teile dagegen sehr schwach. Zu der Zer- und Bindung des Schillers tragen verschiedene Momente bei. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß auch der Einfallswinkel des Lichtes wesentlich mit- spricht, also der Umstand, ob die Lichtstrahlen mehr schräg oder mehr senkrecht auffallen. So geht der Schiller der einen Schmetterlingsart, wenn die Lichtstrahlen mehr und mehr schräg auffallen, aus einem gelblichen Grün in ein prachtvolles tiefes Blau über, und bei einer andern Art werden unter den gleichen Umständen die zuerst purpurrot schillernden Schuppen gelb, die gelben grün und die grünen blau. Die glänzend bläulich oder grünblau schillernden Schuppen einer dritten Schmetterlingsart zeigen, je schräger die Lichtstrahlen auffallen, zuerst ein rein blaues und dann später eine rötliche Farbe. Zuweilen weist sogar eine einzige Schuppe zwei Schillerstoffe auf. Bei einem in den Tropen verbreiteten Tagfalter findet sich beispielsweise in einer und derselben Schuppe ein blau glänzendes gelbes und ein grün glänzendes rotes Schillerstoff vor. Zur Verstärkung des Glanzes sind ferner schwach gefärbten und dünnen Schillerfäden sehr häufig schwarze Schuppen untergelagert. Die prächtigen Augenflecke entstehen aus den Grundbinden, jenen schmalen Farbstreifen, die den Flügel von vorn nach hinten durchziehen, indem die Binden entweder zerfallen oder sich wenigstens einzelne Bezüge von ihnen abtrennen. Hierbei sammeln sich die Farbstoffe in einem Mittelpunkt aus der ihn umgebenden Zone an, die auf diese Weise selbst heller wird. Unter den bei uns heimischen Schmetterlingen hat das Tagfalterauge die schönsten Augenflecke, die sich aus Gold, Rot und Blau zusammensetzen. Unverkennbar ist eine gewisse gesetzmäßige Folge in der Färbung der Schmetterlings-toiletten. Bei den tiefstehenden Formen einer Schmetterlingsfamilie sind die herrschenden Farben Weiß, Grau oder Graubräunlich. Bei den vorgeschrittenen Formen dagegen kommen außer Grau Violett, Blau und Rotgelb vor. Mit der höheren Entwicklung folgt dann einerseits ein mattes Braun, Rotbraun, Braunrot und Schwarz, oder es entsteht andererseits Schwefelgelb, Rotgelb, leuchtendes Rot, Blau, Blauviolett und schließlich Schwarz. Es tritt demnach an den einzelnen Entwicklungstufen einer Familie dieselbe Reihenfolge in den Farben auf, wie wir sie schon bei der Entstehung der Farben aus dem Weiß der Puppe kennen gelernt haben.

Welchen Einfluß die äußeren Verhältnisse auf die Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge haben, darüber lassen sich so lange nur Vermutungen aufstellen, bis man diese Frage durch das Experiment zu lösen anfing. Die experimentellen Untersuchungen haben uns in nicht wenigen Punkten Sicherheit verschafft, und namentlich haben sie die Erscheinung des sogenannten Saisonmorphismus aufgeklärt. Eine ganze Reihe unserer Schmetterlinge tritt in zwei Generationen auf. Die erste erscheint im Frühling, die zweite im Sommer. Die Puppen der ersten Generation überwintert. Es aus diesen Puppen im Frühjahr hervorgehenden Schmetterlinge legen alsbald Eier, aus denen in kurzem Raupen entstehen. Die Raupen verpuppen sich, und aus den Puppen kriechen nach im Sommer neue Falter aus. Diese bilden die zweite Generation. Diese bilden die Puppen der zweiten Generation abgelegten Eiern, deren Raupen als Puppen den Winter überdauern, entstammt dann wieder die erste Generation, die im Frühjahr fliegt. Das Wechselspiel setzt sich auf diese Weise beständig fort. Die erste Generation bezeichnet man, weil sie überwintert, als Winterform, die zweite, weil sie den ganzen Entwicklungs-gang im Sommer durchläuft, als Sommerform. Winterform und Sommerform stimmen nun aber nicht miteinander überein, sondern sie sind in Farbe und Zeichnung merklich voneinander verschieden, so daß sie der Laie für zwei getrennte Arten halten könnte. Obgleich nun beide Formen unmittelbare Nachkommen voneinander sind, sie aber trotzdem je nach der Jahreszeit in Farbe und Zeichnung und, wie hier noch hinzugefügt sei, auch in der Größe — eine auffällige Abänderung und Um-

gestaltung erfahren, so hat man der ganzen Erscheinung den Namen Saisonmorphismus gegeben.

Bis Ende Juni ist auf unsern Wiesen jener Schmetterling mit braungelber Grundfarbe häufig, den man vollständig kleiner Fuchs nennt. Später verichwindet er, und es laucht nun an seiner Stelle in den heißen Sommermonaten ein Schmetterling auf, dessen Flügel eine tief-schwarze Grundfarbe aufweisen und mit hellen Punkten in schräger Stellung geschmückt sind. Beide Falter wurden von Linné als zwei gesonderte Arten aufgefaßt, und doch sind die letzteren bloß die Abkömmlinge der ersteren: sind es Winterform und Sommerform einer und derselben Art. Ebenso unterscheidet sich in der Familie der Weißlinge die Sommerform sehr deutlich von der Winterform. Hier ist die Winterform um vieles dunkler als die Sommerform. Im Flachland ist der gemeine Kohlweißling ein fast weiß bestäubter Falter, auf dessen Flügeln sich nur wenige dunkle Flecke zeigen. Im Riesengebirge dagegen, auf den Hochalpen und dem Jura trifft man auf einen Weißling, dessen Färbung ausgesprochen dunkel ist und sogar fast bis ins Schwärzliche spielt. In den Polarländern ist der bunte Falter allein verbreitet, während auf den erwähnten Gebirgen neben ihm auch noch der gemeine helle Weißling vorkommt. Beide Falter aber bilden eine gemeinsame Gattung, und die dunkeln Vertreter sind nur die Winterabart der weißen Sommerform. Die gleichen Beziehungen finden sich bei vielen andern Schmetterlingen wieder.

Den Nachweis dieses Zusammenhanges und zugleich die Feststellung der Ursache, die die Umformungen hervorbringt, hat das Experiment geliefert. Indem man Puppen einige Zeit hindurch der hohen Temperatur von 25 bis 30° C. aussetzte oder sie in einen Eisschrank legte, wo eine Temperatur von 4 bis 6° C. herrschte, gelang es, aus solchen, die in der Natur eigentlich die Winterform der Schmetterlinge hätten entstehen lassen müssen, die Sommerform künstlich zu gewinnen, und umgekehrt aus solchen, die sonst die Sommerform ergeben, die Winterform der Falter zu erzielen. Die höhere oder tiefere Temperatur ist also an der Gestaltung der Schmetterlings-toiletten in Färbung und Zeichnung wesentlich beteiligt.

Wie sich die Einwirkung von Wärme oder Kälte auf die einzelnen Schmetterlingsarten geltend macht, sei an einigen Beispielen erläutert. Läßt man auf Puppen untrer heimischen Wauantente Wärme einwirken, so schwinden auf den Flügeln der Schmetterlinge die blauen Flecken des Außenrandes, und von den schwarzen Flecken bleiben nur Reste übrig. Gleichzeitig wird die Unterseite der Flügel erheblich verhäutert. Mit diesen Veränderungen werden die Falter ähnlich, die in Armenien, Korsika und Sardinien angetroffen werden, und gleichzeitig findet eine gewisse Umänderung an den Topus untrer Tagfalterauges statt. Durch Kälteeinwirkung dagegen verbreitert sich das Blau der Randbinden stark, und die schwarzen Flecken nehmen an Größe und an Tiefe der Färbung zu. Hiermit entsteht eine auffallende Ähnlichkeit mit kalifornischen und lappländischen Formen. Die Puppen untrer großen Fuchses liefern unter der Wärmeeinwirkung Schmetterlinge, bei denen die gelben Schuppen zwischen den schwarzen Flecken auf den Vorderflügeln zunehmen und das Braunrot sehr feurig wird. Sie kommen auf diese Weise einer Abart recht nahe, die in Alger heimisch ist. Andererseits zeigen Schmetterlinge, die im Puppenstadium der Kälte unterworfen wurden, eine Verdunkelung der braunen Grundfarbe, eine Vergrößerung der blauen Randflecke auf den Hinterflügeln und das Auftreten von drei verschwommenen blauen Flecken auf dem Außenrand der Vorderflügel. Entsprechende Falter fliegen in den rauhen Tälern der Alpen, auf dem Riesengebirge und dem Schwarzwald. Bei unserm Distelfalter endlich gewinnt, wenn die Puppen der Wärme ausgesetzt werden, die rote Färbung an Ausdehnung, die drei schwarzen Flecken der Vorderflügel werden kleiner und die Ränder rot gefärbt. Die schwarzbraune Färbung der Unterseite wird durch rote und rotbraune Farbentöne verdrängt. Ganz ähnliche Falter sind in den Tropen, und zwar auch in Deutsch-Ost- und Westafrika, verbreitet. Dagegen nimmt, wenn die Puppen der Kälte unterliegen, die schwarzbraune Zeichnung überhand, die Grundfarbe wird wie be- zucht, die noch rot bleibenden Flügelteile werden durch reichlich eingestreute schwarzbraune Schuppen getrübt, und die Schmetterlinge nähern sich durch diese Abänderungen hochnordischen Formen. Diese Experimente geben demnach einen Fingerzeig über die nahe Verwandtschaft von Schmetterlingen in weit voneinander entfernten Gebieten, und sie eröffnen außerdem einen tiefen Einblick in die Ent- stehung der Arten, der nicht ausschließlich hinsichtlich

der Schmetterlinge, sondern auch der übrigen Tier- welt von unschätzbarem Wert ist.

Aber die Forschungen über die Schmetterlings- toiletten sind noch fortgesetzt worden. Es gibt bekanntlich Schmetterlinge, die so täuschend, be- sonders auf der Unterseite der Flügel, in Farbe und Zeichnung dicke Blätter und andre Gegen- stände ihrer Umgebung nachahmen, daß es fast an ein Wunder streift. Man hat die überraschende Uebereinstimmung bisher dadurch erklärt, daß man sie als Schutzfärbung ansah. Schmetterlinge, die anfänglich in Farbe und Zeichnung eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer Umgebung aufwiesen, sollten vor den Nachstellungen ihrer Feinde geschützt und darum eher erhalten werden als Schmetterlinge, bei denen dies nicht der Fall war. Durch die Vereinerung dieser schützenden Eigenschaften auf die Nachkommen und ihre weitere Verwollkommnung bei den späteren Generationen, da die weniger gut geschützten immer wieder von den Feinden ver- nichtet wurden, die bereits besser geschützten An- gehörigen einer jeden Generation aber am Leben blieben, sollte dann endlich die völlige Uebereinstim- mung des Schmetterlingskleides mit der Umgebung erreicht worden sein. Nach den neueren Forschungen scheint aber der Zusammenhang doch ein andrer zu sein. Man hat nämlich beobachtet, daß Raupen, die einer bestimmten farbigen Beleuchtung ausgesetzt werden, diese Farbe annehmen. So wurden Raupen, die unter grünen und braunen Blättern aufgezogen wurden, grün und braun. Besonders merkwürdig ist folgendes Vorkommnis: Die Raupe eines echten Tagfalters setzte sich vor dem Verpuppen auf Holz fest, das an Backstein anstieß. Nach dem Abstreifen der Haut nahm sie mit der untern Seite die Farbe des Holzes an, an das sie befestigt war, mit der obern aber diejenige des anliegenden Backsteins. Ähnliche Beobachtungen hat man über Puppen gesammelt. Puppen, die mit einem roten Tuch umhüllt wurden, röteten sich. Die wissenschaftlichen Untersuchungen berechtigten nun zu der Annahme, daß es die farbige Beleuchtung ist, die in der Raupenhaut und den Puppen die Farbstoffe her- vorbringt. Um und diesen Vorgang zu erklären, wollen wir annehmen, daß sich eine Raupe be- ständig in dem Wittergrün eines Baumes aufhält. Die grünen Blätter werfen auf die Raupe grüne Lichtstrahlen, die in der Raupenhaut durch chemische Zersetzung verschiedenartige farbenempfindliche Stoffe, und darunter auch einige grüne, erzeugen. Dauert nun die grüne Beleuchtung an, so bleiben die grünen Farbstoffe erhalten, da sie die ihnen gleichfarbigen grünen Lichtstrahlen zurückwerfen, alle andern farbenempfindlichen Stoffe aber werden wiederum zerstört, und dabei werden sich abermals einige grüne Farbstoffe bilden. Je länger die grüne Beleuchtung fort dauert, desto mehr grüne Farbstoffe werden entstehen, und schließlich wird die Raupe völlig grün gefärbt sein. Ebenso wird die Raupe eines Nachtschmetterlings, die auf dem braunen Stamm eines Baumes lebt, braun werden. Die Raupenhaut gleiche demnach einer photographi- schen Platte, und es handelte sich bei ihrer Färbung um eine Art natürlicher Farbenphotographie. Die Beobachtungen an den Puppen machen es höchst wahrscheinlich, daß auch die Schmetterlingsflügel der Einwirkung farbiger Beleuchtung unterliegen, und es wären dann die Uebereinstimmungen mit dünnen Blättern, der Bodenfarbe und überhaupt ihrer Umgebung ebenfalls auf Farbenphotographie zurückzuführen.

Die Schmetterlinge sind nur ein beiseitiges Glied in der langen Kette der Tierwelt. Aber trotzdem zeigt sich auch an ihnen die geheimnisvolle Tätigkeit der schöpferischen Kräfte in wunderbarer Weise, so daß auch sie die Richtigkeit des Wortes bestätigen: die Natur ist auch im Kleinen groß.

A. Weikert.

## Die italienische Strohstofffabrikation

Die Kunst des Strohflechtens ist in Italien und namentlich in Toskana altüberliefert, und es mögen vielleicht erst hundert Jahre her sein, daß sie über die italienische Grenze hinaus ihren Weg in das Ausland gefunden hat. Ihre Blütezeit allerdings sind vorüber, auch in der alten Heimat; der berühmte Florentiner Strohhut hat zwar seine Rolle im Reich der Mode noch nicht aufgegeben, aber er hat sich doch der Unannehmlich- keit fügen müssen, von der dieses Reich beherrscht wird, und ist lange nicht mehr das, was er einst gewesen. Immerhin beschäftigt die Strohhuterei und die Herstellung von Strohshüten in Italien noch viele Tausende von fleißigen Händen und machen einen Teil der Gewerbebetätigten aus, der,



Herstellung von florentiner Strohhüten

im Kleinen wie im Großen betrieben und in beträchtlichem Umfange auch als Hausindustrie gepflegt, bei der Gesamtproduktion des Landes nicht unerheblich ins Gewicht fällt; einzelne Gegenden sind förmlich auf ihn angewiesen und würden es als ein Unglück empfinden, wenn der aus ihm ersießende Verdienst, so lässig er sein mag, in Wegfall käme. Wie sollte man sich auch das sonnige toskanische Hügelland vorstellen können, wenn sein Landschaftsbild des Arztes seiner altgewohnten Staffage entbehren müßte, der Gestalten der Strohflechterinnen, die, immer frohgemut, immer die zierlichen Finger in geschäftiger Bewegung, immer plaudernd, lachend und singend, bald in größeren, bald in kleineren Gruppen einherziehen, wo in den gelegenen Gebieten nur ein Weg oder Steg durch Feld und Flur führt?

Wer je in Florenz gewesen ist und seinen Aufenthalt in der toskanischen Blumenstadt auch nur zu einem kurzen Ausflug in die allernächste Umgebung benutzt hat, dem wird der Eindruck unvergesslich bleiben, den er schon in den Vorstädten, mehr aber noch bei dem Hinaustrreten in das freie Land empfangen hat. Noch ehe er sein Auge von dem blumigen Garten- und dem frischen grünen Wiesenland zu den rings sich erhebenden Höhenzügen mit ihren aus dunklem Baumgrün freundlich herüberglänzenden weißschimmernden Ortschaften und dem dahinter in leichtem Luftschleier aufsteigenden Gebirge hat schweifen lassen, fesselt ihn ein Anblick ganz anderer Art, die große Anzahl

weiblicher Erscheinungen, die nicht selten durch wirkliche Schönheit, immer aber durch die Anmut der Bewegungen bei einer wie spielend von der Hand gehenden Beschäftigung auffallen. Es sind die Strohflechterinnen. Sie begegnen uns schon auf der Schwelle der Arbeiterwohnungen in den Vorstädten, bilden indes den topischen Zug des uns sich darstellenden Bildes erst in der freien Landschaft. Hier gewahrt man sie, wo ein Sitz vor einem Bauernhäuschen gegeben ist, wo ein Baum seine schattigen Nester ausbreitet, wo ein Verbindungsweg von Haus zu Haus, von Ortschaft zu Ortschaft führt. Jung und alt, Kinder, Mädchen und Frauen geben sich im Sitzen, Gehen und Stehen der gleichen Tätigkeit hin. Unabänderlich steckt im Gürtel ein Bündel glänzend weißer Strohhalm, und unabänderlich wandert aus diesem Palm nach Palm unter die sicherhaft tätigen Finger, um sich unter ihnen zur kunstvollen Flechte zu gestalten, oder es wird mit derselben Gleichmäßigkeit und Ernstigkeit Flechte an Flechte genäht, bis aus den unermüdet geschäftigen Händen erst die Kopfform und nach und nach die ganze Gestalt des fertigen Strohhutes hervorgeht.

Wenn die kühlen Abendshatten Ausruhen von



Herstellung von gewundenen Mützen

der glühenden Mittagshitze gestatten,\* so plaudert eine geistvolle italienische Schriftstellerin, Anna Franchi, in einem den florentiner Strohflechterinnen gewidmeten Essay, „wenn unter der Haustür hübsche Mädchen Umschau halten, ob der Isana oder Tevere noch nicht komme, wenn sehnsüchtige Blicke die Luft durchschneiden und flammende Augensterne und Wünsche nach Verlangen und Bewähren herüber und hinüber spielen, wenn flüsternde Märchen unter den weißen Blütenblumen oder nach dem Meer des rasch dahingleitenden Arno hin entschwinden, dann findet der letzte Strahl der scheidenden Sonne, der das entzückende Bild beleuchtet, seinen Widerschein in einem noch helleren Gelb, weil tausend und abertausend Strohfäden in fliegender Hast durch unzählige Hände gleiten. Es ist ein Aufleuchten wie von matten Gold, das allmählich erlischt, aber eine Zeitlang in dem sinkenden Dunkel noch seine Spur zurückläßt, bis es in einen schwachen Schimmer übergeht, der kaum noch die Vorstellung von einer rastlos geschäftigen Tätigkeit im Dunkel der Nacht zuläßt.“

Die Arbeit, um die es sich handelt, ist an sich vielleicht anstrengender und ermüdender, als es den Anschein hat, allein sie ist durch eine auf Jahrhunderte sich erstreckende Gewöhnung den italienischen Strohflechterinnen so vertraut geworden, daß ihre Last kaum noch empfunden und sie in der Tat wie spielend unter Plaudern, Lachen und Singen bewältigt wird. Die Strohflechterei fällt in Italien bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück, doch läßt sie sich erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts als dort bereits vorhanden und zu einer Art von Blüte entwickelt nachweisen. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Strohhutfabrikation ihren

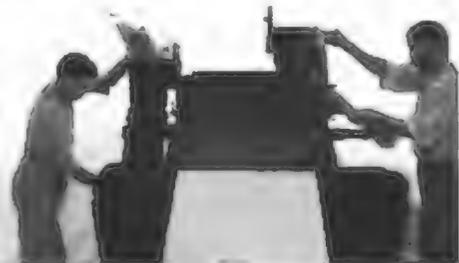
Hauptszitz in Signa, einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Florenz, wo auch heute noch zahlreiche Strohhutfabriken vorhanden sind. Dort soll jedoch nur ausländisches Stroh verarbeitet worden sein, und es scheint, daß das anfangs in Italien all-



Zusammennähen von florentiner Strohhüten

gemein der Fall gewesen ist, denn die Industrie ging merklich zurück, als die Einführung des fremden Materials mit einem nicht unerheblichen Eingangszoll belegt wurde. Erst als unter Großherzog Leopold I. die Stroheinfuhr freigegeben wurde, gestaltete die Strohhutfabrikation sich zu einem einträglichen Gewerbe; zu nationaler Bedeutung vermochte sie sich jedoch erst zu erheben, nachdem man angefangen hatte, besondere Sorgfalt auf die Erzielung eines zur Fabrication geeigneten einheimischen Strohmaterials zu verwenden, was langsam von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an der Fall gewesen zu sein scheint. Ungünstig wurde die aufblühende Industrie von den politischen Verhältnissen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts beeinflusst, doch trat schon mit dem Jahre 1810 ein Umschwung zu ihren Gunsten ein. In dem ganzen Gebiet von Florenz verlegte man sich nacheinander auf den Anbau geeigneter Palmforten, und es blühte eine Fabrik nach der andern auf. Im Jahre 1818 waren in der florentiner Strohhutfabrikation 40000 Personen beschäftigt, kurz darauf schon 60000 und im Jahre 1822 nicht weniger als 80000. Um das Jahr 1840 brach die Blütezeit der Hüte an, die unter dem Namen der florentiner Strohhüte den Weltruf der Industrie begründeten. Sie waren aus Flechten hergestellt, die aus sieben bis dreizehn einzelnen Strohfäden, und zwar ganzen, ungebrochenen Palmforten, zusammengesetzt waren. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts griff zum erstenmal das Maschinenwesen in den Betrieb ein; die Ware konnte von jetzt ab massenhaft hergestellt werden, und sie fand reichlichen Absatz, weil sie billig geworden war und das Tragen von Strohhüten, was früher gar nicht oder nur in sehr beschränktem Umfang der Fall gewesen war, auch bei der Herrenwelt Eingang gefunden hatte.

Dem italienischen Strohhut war indes trotz dieses günstigen Umstandes eine nicht unerhebliche Konkurrenz erwachsen. England führte den Panamahut ein, und wenn sein Preis anfangs auch unerschwinglich war — für das Stück wurden bis zu 500 Franken bezahlt —, so sank er



Bearbeitung der Rohren

doch bald so sehr herab, bis zu 4 bis 5 Franken, daß auch die bescheidene Bürde ihn bestreiten konnte. Auch China und Japan traten mit Strohhüten auf den Weltmarkt. Bedeutamer noch war, daß die Strohhutindustrie inzwischen festen Fuß in Belgien, in der Schweiz, sowie auf deutschem Boden



Werkzeug für Strohhüte



Gruppe von Strohhützentinnen

in Sachsen, im Schwarzwald und in den schlesischen Weberdistrikten gefäht hatte und von hier aus zu großem Teil, namentlich auch durch Lieferung von Flechten oder „Treissen“, die einstige italienische Kundschaft bediente. Trotzdem hat die italienische Ware und vor allem der erstklassige Florentiner Strohhut sich zu behaupten genickt; vorwiegend richtet sich zurzeit allerdings auch in Italien die Nachfrage nach den gemusterten oder Phantastikhüten, für die die stets wechselnde Mode fast von Tag zu Tag neue Bedürfnisse entstehen läßt.

Was der italienischen Strohhützenterei ihr Uebergericht über die fast aller übrigen Länder verleiht, ist die peinliche Sorgfalt, die sie seit etwa hundertundfünfzig Jahren der Beschaffung eines tadellosen Rohmaterials zuwendet. Besser als in Toskana und speziell in der Umgegend von Florenz kann dieses nicht wohl geliefert werden. Vor allem ist hier die erforderliche Beschaffenheit des Bodens vorhanden, ein ton- und kalkhaltiger Boden, der reichlich mit zerfallender organischer Substanz durchsetzt ist. Dann aber wird die Bestellung des Bodens wie nicht minder die Aussaat mit einer Sorgsamkeit vorgenommen, wie sie vielleicht nur noch bei der peinlich sauberen Haltung der Weinberge in den klassischen Bezirken des Weinbaus vorkommt. Zum Anbau wird lediglich Sommerfrucht, Roggen sowohl wie Weizen, verwendet; die Aussaat erfolgt zu Ausgang des November oder zu Beginn des Dezember, die Ernte findet in den letzten Tagen des Mai oder den ersten des Juni statt. In der Regel stehen nur wenige Tage hierzu zur Verfügung, die vorichtig ausgenutzt werden müssen, da ein-

fallender Regen ebenso verderblich sein würde wie anhaltende Dürre. Die Anzahl der erforderlichen Arbeitskräfte ist daher oft kaum zu beschaffen. Die Halme werden von den Wurzeln losgelöst und so rasch wie möglich in einen bedeckten, aber gut gelüfteten Raum gebracht, wo sie ausgebreitet liegen bleiben, bis sie vollständig trocken geworden sind. Man nennt das die soleggiatura oder die Sömmierung, die bezwecken soll, den Halmen einen möglichst schönen Glanz zu verleihen. Später werden sie zu nicht zu kleinen Bündeln, manate (wörtlich: „was die Hand fassen kann“), zusammengerafft und Ende Juli einem ersten Bleichverfahren unterworfen, was dadurch geschieht, daß man sie sechs bis acht

Tage lang dem Nachttau aussetzt. Ist das Stroh schön weiß geworden, so wird es der Rechten entledigt und zu kleinen Bündchen, mazzetti, zusammengefaßt, von denen 50 einen größeren Bund, einen manello, bilden. Zum Abstreifen der Rechten, der solatura, muß das Stroh nochmals mäßig angefeuchtet werden, wozu man es, wenn es irgenwie angeht, wiederum dem Nachttau aussetzt. Die Halme, die tagsüber von ihren Rechten befreit worden sind, werden abends wieder zu größeren Bündeln vereinigt, von denen jeder 10 manate umfaßt. Alle diese Arbeiten, die die Zeit vom August bis zur Mitte des November ausfüllen, werden größtenteils von



Formpresse

Frauen und Mädchen ausgeführt; ein Mädchen kann an einem Tage 120 bis 140 manate oder etwa 17 Pfund Stroh von den Rechten befreien. In der zweiten Hälfte des November wird das Stroh in einem besonderen Apparat einem Schwefelungsprozeß unterworfen und dann nach den Knoten in 20 bis 24 Centimeter lange Stücke geteilt, die, nachdem sie auf das sauberste geglättet und nochmals gebleicht worden sind, so sorgsam wie möglich sortiert werden. Seit dem Jahre 1827 wird ein Teil dieser Arbeiten mit Hilfe von Maschinen ausgeführt.

Das heutzutage in der italienischen Strohhutfabrikation zur Verwendung kommende Material ist meistens Weizenstroh. Früher wurde mit Vorliebe Roggenstroh verwendet, namentlich für die florentiner Damenhüte in Rapotteleform. Nur für das gespaltene oder gesplissene Stroh (paglia sfesa), das aus einem in zwei bis drei Längsstreifen zerteilten Halmsstückchen gewonnen wird, benutzt man heutzutage gern noch Roggenstroh, und zwar das einer besonderen, hauptsächlich in der Nähe von Bologna gezogenen Roggenart, die caligia genannt wird. Das gesplissene Stroh findet Verwendung zu Hietarbeiten, doch werden aus ihm auch Treissen oder Flechten für die Hutfabrikation hergestellt, aber nur, wenn in die Flechte noch ein andres Material, namentlich das sogenannte truciolo, das man aus seinen Spänen von Buchen- und Weidenholz gewinnt, hineingearbeitet wird. Tertiäre Flechten sind besonders für die augenblicklich in

Mode befindlichen gemusterten oder Phantastikhüte erforderlich.

Für ein andres Strohhüttenpräparat, das sogenannte Fadenstroh (paglia filata), wird lediglich Weizenstroh



Webstuhl der Grossen zu Strahlen

verarbeitet. Es wird mit einem Maschinchen hergestellt, das die Halmsücke in faden- oder schnurartige Längsstreifen zerlegt. Aus ihnen werden auf einem besonderen Webstuhl die Strohhüten und Strohspeisen fabriziert, die namentlich in Trieste bei einer Reihe von Galanteriewaren, wie Fächer, Täschchen, Bilderrahmen u. dgl., Verwendung finden.

Alle Bemühungen, der italienischen Strohhützenterei ein andres Material als Roggen- oder Weizenstroh zuzuführen, sind bisher gescheitert. Eine Zeitlang glaubte man, man könne den schönen Glanz des japanischen Strohhüttenflechts durch die Verwendung von Pappstroh erzielen, doch ging man dabei von einer falschen Voraussetzung aus, denn auch in Japan wird in der Strohhützenterei nur Roggen- oder Weizenstroh verarbeitet. Der Glanz des japanischen Strohs wird nicht durch die Eigenart einer besonderen Getreideart, sondern durch die spezifische Beschaffenheit des japanischen Ackerbodens bedingt, der infolge seines reichen Gehalts an Kieselerde dem Schafte der aus ihm gezogenen Körnerfrucht den ihm eigentümlichen Seidenglanz verleiht. Noch ergebnisloser verliefen die Versuche, einen Ersatz für das Stroh der Palmfrüchte überhaupt zu suchen; es häufte sich, zu welcher Pflanzenspezialität man auch griff, Mißerfolg auf Mißerfolg. Led in Italien „truciolo“ genannten Erbsenstoppes haben wir schon gedacht; er wird durch seine Abplattungen von Buchen- oder Weidenholz gewonnen, das man längere Zeit in feuchtem Sande hat lagern lassen. Wenn in der Strohhutfabrikation schon seit



Apparat zum Abschneiden der Rechten



Formpresse im Einsatz

längerer Zeit ein Teil der Arbeit, die früher von Menschenhand geleistet wurde, an die Maschine übergegangen ist, so bleibt die grundlegende Tätigkeit der ganzen Industrie doch nach wie vor auf

die menschliche Hand angezogen. Die Maschinen richten das Rohmaterial zu, sie befreien die Dalme von den Kehren, sie glätten, zerschneiden und spalten sie, ebenso wie sie die Flechten pressen und der Dutform ihre endgültige Gestalt verleihen; nur für die Herstellung der Flechten und für das Zusammennähen dieser zur rohen Dutform muß heute noch rote und mehr Jahre, sofern es sich nicht um die Lieferung einer minderwertigen Ware handelt, die Menschenhand sorgen. Man sollte daher glauben, die Strohflechterei müsse den in ihr beschäftigten Personen einen ganz hübschen Gewinn abwerfen. Es ist das aber nicht der Fall, die Arbeit wird nur schlecht entlohnt, und die Lage der Strohflechterin ist auch früher keine besonders glänzende gewesen. Es hat allerdings Zeiten gegeben, in denen für einen großen Florentiner Damenhut 500 und auch 600 Lire bezahlt wurden, aber diese Zeiten sind längst dahin und fast schon zur Legende geworden. Und selbst damals ging der Verdienst der Strohflechterin nicht über ein gewisses bescheidenes Mittelmaß hinaus; er war gut und auskömmlich, indes kaum etwas



Strohpresse mit Handbetrieb

ja in einzelnen Fällen sogar nur noch mit 25 Centesimi bezahlt wurden! Für diese Düte kommen Flechten zur Verwendung, die aus 13 einzelnen Dalmen oder Trächten zusammengesetzt sind, und die Arbeiterin muß den Düt fertig genäht abliefern. Deutzutage, wo diese Art von Düten nicht mehr an der Tagesmode ist, werden die für sie erforderlichen dreizehndräftigen Flechten fast nur noch von älteren Frauen angefertigt, weil das junge Volk für die nur schlecht entlohnte Geduldsarbeit nicht mehr zu haben ist. Für die aus sieben- bis elfdräftigen Flechten zusammengesetzten Herrenhüte, die meistens auf der Maschine zusammen-genäht werden, erhält die Arbeiterin 25 bis 35 Centesimi. Den Namen von Spottpreisen verdient geradezu das, was für die gemusterten oder Phantasielhüte bezahlt wird, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß ein derartiger Hut fast spielend und in Ru hergestellt wird. Alles in allem kann man annehmen, daß eine Strohflechterin im Tage bis zu 80 Centesimi zu verdienen imstande ist, dann muß sie aber sehr geschickt sein und darf die Hände keinen Augenblick ruhen lassen.

Es ist das die häßliche Rehrseite eines Bildes, das uns auf den ersten Anblick so lichtvoll und poesieerklärt vorkommt. Und doch bleibt diesem Bilde ein gutes Teil poetischen Duftes gewahrt trotz all der Schattenpartien, die es durchziehen, und trotz des trüben Gedankens, den sein längeres Beschauen uns nahelegt, daß menschliches Glend und menschliche Tafelinsorgen Hand in Hand gehen mit einer aufscheinend so sorglos-heiteren Beschäftigung und den Grund bilden, auf der das ganze Gebäude der Strohflecht-Industrie sich aufbaut. Auf den Charakter der Mädchen und Frauen in der Umgebung von Florenz scheint etwas von der Tätigkeit, der sie sich widmen, übergegangen zu sein, und nicht mit Unrecht hat man diese Tätigkeit eine künstlerische genannt, denn sie scheint losgelöst von dem

# Jan Mientwegen

Erzählung  
von  
Luise Westkirch  
(Schluß)

Frühmorgens, da er Gras für die Kühe schnitt, begutachtete Jan den Maibaum. Eine magere, krüppelige Birke war's, nicht zu vergleichen mit dem



Herstellung von gemusterten Herrenhüten

Stamm, den er selbst gefällt hatte, die roten und blauen Bänder daran auch nicht mehr ganz frisch. Sicher waren es dieselben, die Dinnert vor zwei Jahren als Hochzeitsbitter auf Alcid Gestes Hochzeit von den Tinnen bekommen hatte. Die mußten nun hier nochmal dienen. Allzuviel Umstände hatte sich der jedenfalls damit nicht gemacht.

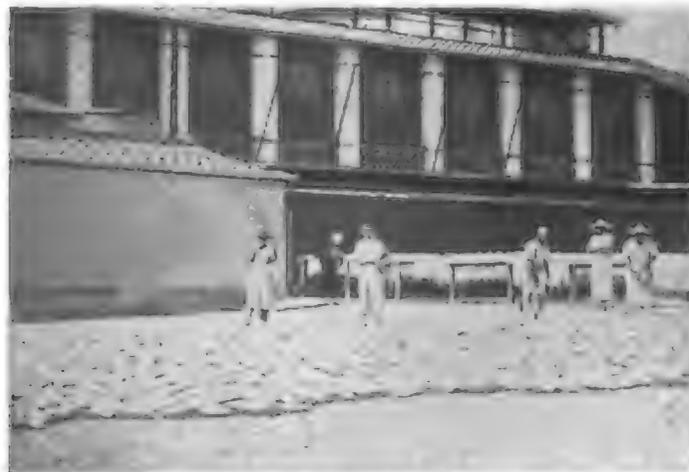
Als Jan mit seiner Gestalt zurückkehrte, kam eben der rote Sonnenball hinter den roten Windmühlensüßeln hervor. Wöbke stand vor der Tür, fast so rot im Gesicht, aufgeregt, strahlend. Jan ärgerte sich. „Orst mien Maiboorn all seihn?“ rief sie ihm zu, als er verdrossen vorübergehen wollte. „Ne, viel blot!“ Sie strich mit der Hand behütensam über die feuerrote Bandtscheife. „Söl een fienen Boom!“

„Dat geiht woff an,“ meinte Jan trocken. „Da wurde sie böse. „Dat's en sehr fienen Maiboorn, en utnahmend fienen Maiboorn. Un it freu' mi dran! It freu' mi!“

„Denn kann mi dat jo mientwegen recht sien.“ Er wollte vorübergehen.

„Jan —“

„Wat denn?“



Walden des Strohs und der fertigen Hüte

mehr; heute ist er geradezu lächerlich gering. Man darf nicht vergessen, daß von dem, was das Geschäft einbringt, ein großer Teil an die Unternehmer und die sogenannten Faktorin — eine Art von Unterhändlern zwischen den Fabrikhabern und den Flechterinnen — übergeht und heutzutage der Preis der Ware ein so gedrückter ist, daß bei seiner Verteilung unter diejenigen, die einen Anspruch auf ihn haben, für den einzelnen nicht viel herauskommt. Für jeden Düt wird ein bestimmter Preis bezahlt, doch erhält die Flechterin das zu seiner Herstellung erforderliche Stroh geliefert. Am besten werden immer noch die großen runden Damenhüte bezahlt, d. h. diejenigen, die fast in der ganzen Welt schlechtweg Florentiner Düte, in Italien selbst jedoch Monachine und in England nach ihrem Aufstufplatze Livorno Leghorn genannt werden. Für diese gab man 1870 etwa 1 bis 1 1/2 Lire das Stück, von 1870 bis 1875 beinahe 2 Lire, während sie 1894 nur noch mit 70,

Erscheinung, von der wir es sehr wohl begreifen, daß italienische Dichter sie in ihren Liedern erhoben und italienische Maler und Bildhauer immer wieder den Versuch gemacht haben, sie in dem ganzen Reize ihrer Eigenart der Nachwelt zu überliefern. s. B.

## Steine

Du Holperst. „Sa, der böse Stein!“  
So läßt du unwirsch dich vernehmen  
Und tragst doch selbst die Schuld alleine.  
Ein Stein soll sich doch nicht bezemen.

So lag wohl auch schon mancher Stein  
Derger auf deinem Lebenswege.  
Doch warum ward er dir zur Fein?  
Du kamst ihm unfaßlich ins Gefüge.

aus: Westkirch



Strohflechterin

„Tow doch! Dat 's hütting Morgen. En gefegnetes Pingsfest, Jan.“

„Mientwegen“, sagte Jan. „En gefegnetes Fest, Wöbke.“

Sie streckte ihm die Hand hin. Eigentlich hatte er sie nicht sehen wollen. Aber er konnte nicht anders, er mußte seine Last niedersetzen und ihre Hand ergreifen. Und wie sie Hand in Hand standen, sagte sie leise, innig, während ihre Augen ihn anlachten, daß ihm ganz wunderbarlich zu Mute ward: „Ik dank' di oek, Jan.“

„Mi? Wör wat?“

Die lachenden Augen glitten zur Seite nach der lebänderten Birke: „Wör dit.“

„Ne“, sagte Jan und wurde rot. „De ward nu mientwegen woll van en anneren sien.“

„Vög nich, Jan.“

„Woher un wahrhaftig nich.“ Jan wurde heftig in einem Gefühl von Bitterkeit, wie er es nie gekannt hatte. „Wo schül ik't mi woll insallen laten, Schnalenberger sien Dochter en Maiboom to plantien? To nüt ik doch woll mientwegen verdreht sien!“

„Man ik hebb di seihn“, beharrte Wöbke, unsicher gemacht durch seine Bestimmtheit und doch nicht gewillt, an ihren guten Augen zu zweifeln. „Düü nacht hebb ik di seihn, ganz düülik. Du gingst in't Moor, um en Birxboom to sneben.“

„Also sie hatte ihn gesehen. Jan stand wie ein Pfahl. Nichts merken lassen! Nur nichts merken lassen von seiner Nartheit! Kein Zug in seinem Gesicht bewegte sich. Er sprach ganz ruhig: „De Boom, jo, de kann ik doch woll mientwegen oof vör en annere Deern plant' hebben, wat?“

Er brach ab. Ihr Gesicht wurde plötzlich ganz weiß. Lag ihr denn dran? Lag ihr wirklich dran, daß der Baum gerade von ihm kam? Das wäre denn ganz schlimm. Oder nein, eigentlich wunderbar schön. Aber es mußte wohl eine Einbildung sein. Seit die Nartheit über ihn gekommen war, mißtraute er seinen Sinnen. Bauernmächter sehen nach Bauernsöhnen aus, wie es die Weltordnung vorschreibt, und Wöbke stand in dem Ruf, daß ihrem Hochmut auch ein jüngerer Bauernsohn kaum gut genug sei.

„Dor wardst doch mientwegen nich falsch um (gornig darum) sien, Wöbke?“ stammelte er verwirrt.

„Da fuhr sie auf. „Ik — dor falsch um?! Ik mag gor keen Boom von di. Ik woll mi dat sühr verbidden, dat du mi een plantien düht! Uverschämmt düht!“

„Ik hebb di dat gisfern all seggt. Uverschämmt!“ Und während sie schalt, war es ihm, als sähe er Tränen in ihren Augen schimmern. Sie wandte ihm den Rücken und lief davon.

Er stand wie vor den Kopf geschlagen. Was war das für eine schwere Sache, diese Nartheit! Er hatte in seiner Kindheit allerlei Krankheiten durchgemacht, Masern, Windpocken, bei den Soldaten auch mal den Typhus. Aber diese Krankheit war die schlimmste von allen. Ganz verfürbt ging er Wöbke nach ins Haus.

Sie hatten die Worgensuppe noch nicht gegessen, da kam Dinnert Bischoff. „En fröhliches Pingsfest all bitammen. Un, Wöbke, ik woll mi mien Dank haken.“ Er blickte nach der Birke vor den Fenstern.

„Du?“ sagte Wöbke, „du? So.“

Schnalenberger, der seinen feberfreien Tag hatte, sprach eine Schallheit, guter Dinge, als einer, der einen Lieblingsplan gelingen sieht. Die Mutter schüttelte den willkommenen Besorber die Hand. Trünzte licherie. Jan küßte, wie Wöbkes Blick ihn streifte, als sie langsam zu dem Eckschrank ging, um die Flasche voll Branntwein zu holen, die sie nach altem Brauch dem Maibaumpender geben mußte.

„Ik bedank' mi oek, Dinnert.“

„Krieg ik süh (sonst) keen Dank!“

„Woll.“ sagte sie leise. Da nahm er sie in den Arm und küßte sie. Sie lag ganz still mit geschlossenen Augen. Die blonden Wimpern warfen einen Schatten auf die Wange. Sonst war keine Farbe darauf. Jans Finnbeker sollte klirrend unter den Tisch, Trientjes Sonntagstaat und sein eignes Kirchenbeinlein mit Bullermilch befrühend. Die Magd schimpfte. Er zog sein rotes Tschentuch aus der Tasche, wuschte und wuschte, die Magd und sich selbst, und sah nicht rechts noch links.

An der Feuerstätte stand Dinnert und redete auf Wöbke ein. Jan wuschte immerzu, sah und hörte nicht. Dann führte er den Braunen hinaus, um anzuspinnen, denn es wurde Zeit zur Kirchfahrt.

Als Schnalenbergers mit den Gesangbüchern hinauskamen, war Dinnert Bischoff bei ihnen. Schnalenberger hatte ihn eingeladen, mit ihnen nach Grasdorf zur Kirche zu fahren. Vorkcheters

hatten ihre Kalesche ohnedies voll. Bauer und Bäuerin setzten sich breit auf die Rücksitze. Auf dem schmalen Vorderstg richteten Wöbke und Dinnert sich ein. Trientje kam mit auf den Rücksitz. Das wäre eigentlich Dinnerts Platz gewesen, aber er verrißte sich darauf, neben Wöbke zu sitzen.

Jan schmalte mit der Jünger, der Wagen setzte sich in Bewegung, rollte über die Brücke, auf den sonntäglich glatt geharkten Fahrweg der Dorfstraße und weiter, immer zwischen den zwei Birkenreihen in ihrem schleierartigen Grün hin. Jan sah ein wenig vorgebeugt und machte sein gleichgültiges Gesicht. Obgleich er den Kopf nicht wandte, sah er, als hätte er das Bild vor Augen, den hübschen, bräunlichen Burschen neben Wöbke, wie er, die Enge zum Vordand nehmend, seinen linken Arm hinter ihrem Rücken hielt, bei jedem Wagenstoß wie von ungefähr sie an sich drückend. Und es war dem Anrecht, als sei ihm ein zu dicker Buchweizenkloß in der Kehle stecken geblieben. Wieder fühlte er, wie am Abend vorher, den schier unwiderstehlichen Drang, sich umzubringen und dem Burschen hinter ihm den Hals zuzubriden. Und doch war Dinnert ein Bauernsohn wie alle andern und bis gestern nacht Jan völlig gleichgültig gewesen, wie alles ihm gleichgültig war, was sich nicht auf ihn und sein Fortkommen bezog. Gerade deswegen hatte hellsehender Volkswitz ihm ja nach seinem Lieblingswort den Namen „Jan Mientwegen“ beigelegt, eine ganze Philosophie weißer Würstigkeit damit ausgedrückt. Und jetzt plötzlich packte ihn bald eine ganz ungewöhnliche Zärtlichkeit, so daß er wohl seinen Monatslohn gegeben hätte, um nur ein einziges Mal mit der Hand über Wöbkes Flachskopf streichen zu dürfen, und bald ein ebenso ungewöhnlicher Haß.

Da er keine Erklärung für solche Wandlung fand, dachte Jan schließlich, der Teufel selbst sei in ihn gefahren, plage und versuche ihn, und ihm würde in der Kirche besser werden. Er setzte sich in die Bank der jungen Leute auf dem Chor und versuchte recht anständig zu sein. Aber er sah weder den Pastor noch hörte er die Predigt. Er sah nur Wöbke neben Dinnert Bischoff, der mit in den Schnalenbergischen Stuhl gerückt war.

Und als sie wieder heimfuhren, beschuldigte er den Teufel nicht mehr. Er sah auf die grüne Wintersaat rechts und links in den Kolonien und sagte sich: Pflanzen, die zu larges Frühjahr gehobt haben, treiben im Sommer zu üppig, und die Nartheit, die Jan Purvogel sich achtzwanzig Jahre vom Leib gehalten hat, muß er nun auf einen Saß austoben. Nur niemand merken lassen! Niemand!

Als er den Braunen ausspannte, trat der Bauer zu ihm: „Jan, dat gis en Veränderung. Dor kümmt en jonge Buur up'n Hof.“

„Jo, mientwegen.“ sagte Jan und zog dem Braunen das grüne Birkenreislein hinter dem Ohr weg.

„Un denn will mito'n Darwst (Herbst) sief Morgen mehr umplojen.“ In den Worten lag, daß Schnalenberger auf das Zabliden des Ruchts unter den veränderten Umständen rechnete. Es schickte sich bloß nicht für den Wirt, das offen zu sagen, und Jan, der verstand, antwortete ebenso gleichgültig: „Jo, mientwegen.“

Er brachte den Braunen in seinen Stand, dann ging er hinaus auf die Dorfstraße, wo die jungen Leute in ihrem Pingsstaal in Gruppen bei einander standen, Wöbke und Dinnert mitten unter ihnen. Jan wuschte, der Anblick war seiner Nartheit nicht beförmlich, aber es zog ihn wie an einem Halfter. Er stand am Bootsckuppen, tat, als prüfe er das Dach auf seine Reparaturbedürftigkeit. In Wirklichkeit sah er nur Wöbkes blaues Kleid und die schneige, behende Gestalt Dinnert Bischoffs, der den Hut mit dem Pingsmaien unternehmend auf ein Ohr gerückt hatte. Noch ferner als als er, an Vorkcheters Brüdengeländer stand ebenfalls eine Gestalt reglos wie ein Pfahl, eine junge Diene, ein weißes, starrs Gesicht mit großen Augen. Jan sah es, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein, wie keines der Gesichter um ihn her. Erst später erinnerte er sich daran.

Inzwischen hatte Dinnert Aile gehakt, seine Werbung zu fördern, denn am Tag nach Pingsfesten begann wieder das Dorfstechen. Nachdem er sich durch einen Schluß von Wöbkes Gabe Mut gemacht hatte, folgte er ihr sacht in den Garten, wo sie einen Strauß band, Pingsstrosen, Flieder und etwas Hojes, Grünes in der Mitte. Nach Dinnerts Erfahrungen kam man bei den Weibern am weitesten durch Liebertwampelung. So schlich er mit Rahenschritten vorzüglich um die langen Rabatten hinter das Mädchen, faste sie an der Schulter, an der Hand, gedachte sie herumzuführen, gedächig abzulüssen. Dabei würde sich das weitere finden. Aber da er

sie zu haben meinte, entglitt sie ihm. Nicht ihre Wange, nicht ihren Mund trafen seine Lippen, nur den großen Strauß, der ihm in der Hand geblieben war, und er schrie aus vor Schmerz und warf ihn eilig von sich. Das Hojes, Grüne in der Mitte waren Brennnesseln gewesen.

Wöbke wollte sich ausschütten vor Lachen. „Dat kümmt vun de Wilttaasigkeit.“ rief sie und fügte das Spottwörtchen hinzu:

„Aile! sa de Ratt.  
Streef se in'n Woll.  
To treef se een!  
Wilt'n Streef!) ode'n Ropp.“

Dinnert war wütend, gekränkt, beleidigt. Doch stand es fest, daß er auf Schnalenbergers Hof einheiraten wollte. Er verschob die Abrechnung bis nach der Hochzeit. „Wöbke.“ sagte er mit Würde, „dat is nich moje (freundlich), wat du dor beihst, un oek nich kloot. Ik bün kamen, di to frögen, ob du witen freu worden müßt, un du —“

„Jo, mien keine Dinnert, dat geißt nich so gau.“

Er verzog den Mund, ein leiser Ausdruck von Blaskertheit, von Ungebulb glitt über sein hübsches Gesicht. Die Sache war ja längst in Ordnung! Er hatte den Maiboom doch nur auf Schnalenbergers Antrieb gepflanzt. Wogu denn noch die Piereerei? Aber wenn sie's durchaus haben wollte! Er legte die Hand auf die Stelle, wo er sein Herz vernuete, und begann von seinen Gefühlen zu reden. Er sprach gut. Wenn er wollte, mußte er die Worte zu finden, die in Frauenherzen zünden. Und Wöbke war wirklich hübsch mit ihrer für ein Mädchen aus dem Moor merkwürdig vollen Gestalt und dem Gesicht von Milch und Blut unter dem hellen, trockenen Flachshaar, dessen auspringende Löcher im Sonnenschein flimmerten wie die seine Samenstaubwolke über einem blühenden Kornfeld. Auch ernst wurde sie jetzt. Wöbke empfand so skeptisch in Bezug auf die Gefühle ihrer Freier wie irgend eine Erdtochter. Aber der Mann da vor ihr hatte wahrhaftig etwas wie eine Träne im Auge, während er sprach.

„Denn harr ik dat mit de Nalbusch woll nich dohn müßt.“ sagte sie zerknirscht. „Drag mi dat nich na. Ik lach gieren.“

Er machte eine großartige Handbewegung, bei der sie sich das Schönste denken konnte, und sprach fort. Mit gesenktem Kopf, ganz demütig schritt sie neben ihm durch die Wiesen über die Brücke. Wenn das wahr war, was er sagte, warum jögerte sie eigentlich? Es war so was Warmes, Liebes, sich geliebt zu wissen, schwindelig machend wie ein Glas Hochzeitswein. Der andre hatte für sie ja doch nichts übrig, lief einer andern nach. Sie sah auf. In den bräunlichen Augen mit der flimmernde war etwas Sanftes, Vedendes, und das Gesicht darum trug die weichen Wajen, die ihre Brennnesseln gebramt hatten.

„Segg jo, Wöbke!“ Er griff nach ihrer Hand. In ihrer Verwirrung nahm sie den Hut, den sie bis jetzt am Arm getragen hatte, setzte ihn auf, lose, ein wenig schief, und sah sich Atem schöpfend um. Sie standen auf der Dorfstraße, der Windmühle gerade gegenüber, die, weil der Mäster eine eilige Lieferung hatte, trotz des Festtages ihre Flügel drehte, blutrote, mächtige Flügel, die hart über den Erdboden hingefügt, eine Gefahr für Mensch und Vieh. Wöbke war's, als drehten sich vier solch große rote Flügel auch in ihrem Hirn. Sollte sie? Sollte sie nicht?

Da sah sie am Bretterschuppen Jans braunes, starrs Gesicht und in seinen Augen etwas Gefährliches. Hatte sie nun unwillkürlich eine Bewegung gemacht, oder war es das Werk eines besonders leken Windstoßes, der über das flache Moorland fuhr, der nur lose sitzende Hut flog ihr vom Haar und sollte, immer von dem stischen Luftzug getrieben, über den Wiesengrund der Mühle zu. Wöbke sprang ihm nach, unbewußt froh, mit Laufsen ihre Gedanken zu überläuben, der Entschreibung, die sie ängstigte, aus dem Wege zu rennen, lief blind, haßte nach dem wirbelnden Hut, lief weiter.

Da, ein Schredensschrei aus weiter Ferne. Im selben Augenblick packten zwei Fäuste mit Hieskraften ihre Schultern und rissen sie nach rückwärts. Sie fühlte, daß sie stürzte, zusammen mit einem andern. Und als sie sich bejann, die Augen öffnete, lag sie am Boden neben Jan, dem Blut über die Stirn lief, und dicht vor ihnen breiteten sich mit tausendem Schwingung die ungeheuren Mühlenflügel. Ein seltsames Gefühl von Geborgenheit und Freude überkam sie, gerade als habe sie einen schwereren Traum geträumt und erwache nun.

\*) Ziel: großer Hochstößel.

„Jan!“ sagte sie glücklich, mit weicher, träumerischer Zärtlichkeit. „Jan!“ Und als er ihr aufstehen half, lehnte sie sich fest an seine Schulter, das Blut anstarend, das über seine Stirn rieselte. „Bör mi,“ sagte sie leise, „bör mi heft dat afkregen! Doh! et sinnen weh?“ Sie nahm ihr Tuch und suchte das Blut fortzuwischen.

Einen Moment hatte er sie in den Armen gehalten, wortlos unter der Nachwirkung des Schreckens. Aber die andern jungen Leute kamen jetzt heran, an ihrer Spitze Hinnerk mit ausgebreiteten Armen und laut schellend über Wöbles Unvorsichtigkeit und den ausgestandenen Schreden. Wöble klammerte sich stumm mit ihrem ganzen Gewicht an Jan. Aber mit kaltem Entsetzen fühlte sie, wie seine Arme sie langsam von sich abdrängten, dem andern zu. „Jan!“ halb erstarrt hauchte sie den Namen wie einen Fluch. Sein Gesicht war steinern, seine Augen starr, fast böse. Nur nichts merken lassen von seiner Mardheit, nichts merken lassen!

Er legte sie in Hinnerks Arme. Da hob sich in Wöbels Brust, über Liebe und Schmerz gewaltig wegschäumend, der Aech. Auf einmal stand sie fest auf ihren Füßen, streckte dem Vorsteherstohne entschlossen die Hand entgegen: „It wöll, Hinnerk. Jo, it wöll.“

Es gab Jubelgeschrei und Glückwünsche. Ob Jan sie noch hörte? Er war schon wieder jenseits der Brücke. Hand in Hand lehrten die Brautleute beim. Und Vater und Mutter Schnakenberger seufzten, von schwerer Sorge befreit: „Endlich!“

Am Nachmittag wurde Verlobung gefeiert. Wie ein Bienenschwarm sumimte es durch Schnakenbergers Hütt. Von den fernsten Dörfern kamen die Besucher. Die Bäuerin stand ununterbrochen am Feuer und lodzte Kaffee. Wöble trug Kuchen zu. Jan fand sich nicht unter der Schar. „He ward wöll to sien Deern lopen sien,“ dachte Wöble.

Aber Jan sah hinter dem Backofen, da, wo dichtes junges Tannengestrüpp ihn vor aller Blicken verbarg, hatte seinen Schädel verbunden und wußte nicht, ob das Wühlten darin von dem Stoß des Wühlensängels herrührte oder von etwas andern. Er war aber geneigt anzunehmen, das es von etwas andern herrührte. Jedenfalls verlor er seinen Namen „Jan Mientwegen“ nicht länger. Seine Mardheit war ihm über den Kopf gewachsen, und gleichgültig ließ ihn gar nichts mehr, nicht einmal das Jauchzen auf der Tiele, das ihn aus seiner Kammer in dies stille Versteck getrieben hatte.

Seit er Wöble vor der Mühle in den Armen gehalten hatte, war es ganz toll mit ihm geworden. Er hatte noch gerade so viel Willenskraft gehabt, sie ihrem Bräutigam zuzuführen zu können. Eine Minute später wäre es auch damit aus gewesen. Und was wollte er denn eigentlich?

In dem stillen Winkel suchte er seine durchgegangene Vernunft wieder an Fägel zu lassen. Hinnerk war ein Bauer, war der Schmiedesohn, den Schnakenberger sich ausgekocht hatte, der Mann, der Wöble doch auch wohl recht war. Er hatte ihre Gesicht beobachtet, während der junge, hübsche Bursch auf sie einredete. Da war nichts zu mälein, Stand, Alter, Herkunft passten, alles gemäß der Ordnung, auf die die Welt einmal eingerichtet ist. Worüber bellagte er sich denn? Was ging's ihn überhaupt an? Das kleine Häuschen, die tüchtige, wirtschaftliche Frau, die seine Zukunft waren, blieben ihm ja unbetritten. Aber alles in ihm lebte sich auf. Und auf einmal rang sich in dieser stillen Stunde in seinem schwer und langsam denkenden Kopf eine neue Erkenntnis durch, aufstimmend, überzeugend, die Erkenntnis, daß es etwas gab, das größer war als die kluge Sorge für das eigene Vorwärtskommen, größer sogar als die geheiligte Ordnung der Welt, vor der Jan bis heute auf den Knien gelegen hatte, etwas, das darüber hinwegragte, sie umwarf, überwand, und, ob zu Glück oder Unglück führend, wertvoller, besser war.

In all seinem Leid war er stolz darauf, dies Bessere kennen gelernt zu haben. Er wollte sich auch nicht länger eigenmächtig dagegen verweisen. Das Gefühl in seiner Brust war so wirklich wie die Tannen vor ihm, wie der Hof, wie Schnakenberger und er selbst. Wie mit diesen Dingen mußte er damit rechnen. Und darum, wenn es auch einen Schritt rückwärts bedeutete, aus einer guten Stelle zu schreiben, am Tag vor Johanni wollte er vor Schnakenberger hintreten und klügeln.

So weit war er mit seinen Gedanken gekommen. Da hörten ihn Schritte, flüsternde Stimmen, lebend vor Leidenschaft. Das Tannengestrüpp war dicht über dem Boden seinem Blick unüberdringlich. Aber als er sich ein wenig aufrichtete, sah er durch eine Lücke zwei Gestalten fest aneinander gedrängt, ineinander verrungen. Die eine war Hinnerk, der junge Bräutigam, die andre, weibliche — nicht

Wöble. Bei einer ihrer raschen Drehungen erkannte Jan das starre weiße Gesicht, das er am Mittag an der Brücke gesehen hatte, Vorstehers sechzehnjährige Magd. Ihre Augen brannten jetzt, glühten wie im Wahnsinn.

„It lied't nich! It lied't nich! Alle Die schall it et vertellen! Mien häst! Mien, Hinnerk!“

Er wand sich, suchte ihre Hände zu fassen, mit scheuem Blick nach dem Haus. „Gretschen! It bidd' di!“

„Mi heft tosvoren, dat du mi leiv heft! Mi alleen! — Bör Gott heft mi dat tosvoren —“

„Jo, jo! Swieg doch man still. It hebb' di leiv, Gretschen! Lemmer noch, jo! Aber wi twee künn doch nich friegen! It hebb' doch nix. Du ool nich. Swieg still —“

„D, as du mit man leiv heft, Hinnerk! Noch immer! Segg dat noch eenmal —“

Damit die Lippen endlich schwiegen, schloß Hinnerk sie mit einem langen Kuss. Und weil er diese Lippen immer gern geküßt hatte, fügte er noch einen zweiten hinzu, zur besseren Ueberzeugung und aus Gewohnheit. Als er sich aufrichtete, hatte er das unbehagliche Gefühl, daß jemand ihn ansah. Er drehte sich um und erblickte Jan, der wie ein Pfahl am Backofen stand. Während fuhr er den Knecht an: „Wat heft du hier herüm to konstulieren?“ (dich herumzutreiben?)

„Dat wull it di süügen,“ antwortete Jan.

„Wat it doh, geist een wi du nix an,“ sagte Hinnerk hochmütig. „Versteift mi, Jan Mientwegen?“

Jan trat langsam näher. Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, daß es braun aussah wie altes Eisenblech. „Dat geist mit so veel an, dat it's nich lieb,“ dat Wöble Schnakenberger sich an en Lumpen wegmietten deist! Versteift mi ool, Lump?“

„Hinnerk! Hinnerk!“ schrie das Mädchen in Angst, in Entsetzen.

Hinnerk hatte einen Bunt der Wut ausgeflohen, stürzte auf Jan zu, packte ihn. „Wat heft dor seggt?“

„Du schallst Wöble Schnakenberger nich friegen, Lump,“ wiederholte Jan und rang mit ihm, ernsthaft, mit aller Kraft. Es lag ihm nichts an seiner Zukunft, nichts an seinem gegenwärtigen Wohlergehen. Wenn der Mann da ihn ermordete, wenn er selbst ihn ermordete und im Juchhause endete — einerlei! Der sollte Wöble nicht freien.

Mitten in seiner Enttäufung empfand er eine milde Freude, daß er jetzt ein Recht hatte, sie ihm nicht zu lassen. Während packte er den Vorsteherstohne an der Gurgel. Doch Hinnerk, der außerordentlich geschmeidig war, riß sich los, faßte eine Forke, die in einem Daunen bürren Laubes steckte, und ramte mit der furchtbaren Waffe gegen seinen Gegner. Die eine Rinne drang tief in Jans Schulter. Aber von Blut überströmend, schäumend, leuchtend warf der sich von neuem auf den Burschen, den die Gewalt seines eignen Stoßes insanken gebracht hatte, riß ihn zu Boden, kniete auf ihm, würgte ihn.

„Lump! Lump! Söl een — Wöble frigen! — Swör, dat du ehr frie giost, oder it...“

Hinnerk verdrehte die Augen, nach Luft ringend, aber er sprach nicht.

Vom Haus stürzten jetzt die Leute herzu, vom gellenden Hilfschrei der jungen Magd gerufen. Kort Schnakenberger selbst war's, der seinen Knecht die Fäuste von Hinnerks Rehle löste, mehr mit seiner Stimme, die Jan zum Bewußtsein brachte, als durch die Kraft seiner Arme.

„Wünsch! Wüll du denn ganz det Düwels!?“

„He schall Wöble nich frigen!“ wiederholte Jan röhrend, mit rollenden Augen.

Uebrigens begriffen alle den Austritt. Gretschen, die Vorsteherstohne, die sich schluchzend über den noch halb betäubten Hinnerk warf, ihn streichelnd, lässend, mit Zärtlichkeitsnamen rufend in der fassungslösen Angst ihres Herzens, gab die unzweideutige Erklärung. Die hingeroffene Forke und das rieselnde Blut an Jans Arm saaten den Rest. Weder der Vorsteher noch Kort Schnakenberger sahen mit freundlichen Blicken auf den am Boden liegenden jungen Menschen, dessen Lichtsinn die von beiden Vätern gewünschte Weisheit wieder in Frage stellte. Ehe sie aber ein Mittel zu erdenken vermochten, wie die verfahrenes Sache wieder ins Weis zu bringen sei, trat Wöble zu der neben Hinnerk knieenden Diene.

„Blürr nich,“ sagte sie hochmütig. „Bör mientwegen kannt dien Schah beholden. It frige hem nich.“

Sie wandte sich zu Jan. Aber der mußte sich an den Backofen lehnen. Der starke Blutverlust machte ihn taumeln. Schnakenberger sprang zu,

faßte ihn unter den Arm, um ihn ins Haus zu führen. Der Vorsteher selbst erbot sich, anzuspinnen und einen Arzt zu holen. Der Forderlich konnte für seinen Hinnerk noch ein schlimmer Handel werden, falls der Knecht arbeitsunfähig wurde. Wöble lief voran ins Haus, um alle Traben nach allem Sinnen zu durchwühlen.

Ganz sanft geleitete Schnakenberger seinen Knecht in seine Kammer, setzte ihn auf den Rand des Wandbettes. Er sah schlümm aus mit seiner Kopf-wunde, von der der Verband abgefallen war, und seinem blutüberströmten Sonntagsteug.

„Jan,“ sagte Schnakenberger, „du bist en truen Menschen. En so groste Affektschon für mien Haus hebb' it gor nich bi di söcht. It schall di danken — un it dank' di ool. Hinnerk Wisschoff war vriedlich nich de rechte Swegerföhn vör mi, denn he hatt mien Kind nich leiv. Aber Jan —“ der Bauer seufzte — „en Swegerföhn mutt it hebben. Dat helpt all nix. Un wo schall it glieds een hernehmen, de Wöble leiv het? Weest du mi een?“

Jan hob die Augen, nicht mehr die ruhig gleichgültigen Augen von Jan Mientwegen. Das Fieber brannte drum und ein ganz neuer Mut. „Wenn dor wieter nix tohört, Buur,“ sagte er, „dann so künn jo mientwegen it Wöble friegen. Leimer as it het se wöll leen.“

Schnakenberger sah ihn an. Daß er Wöble liebte, stand mit seinem Blut auf seinen Leib geschrieben. Dennoch war der Bauer überrascht. „Jo, Jan, wörüm heft dat nich all lang seggt? Mi büst recht. Land hebb' it sültröst noh. It bruk een, de't ümpöden kann. Dat anner muß mit Wöble ummalen.“

Mit einer Schale Wasser und einem Arm voll Sinnen trat sie gerade herein und begann mit eiligen Fingern dem Knecht die blutige Wade auszusuchen. Er hielt mit der Rechten ihre Hand fest: „Wöble, um een Brüdligam hebb' it bi brocht. Willst mientwegen mi vör hem annehmen?“

Ihre Augen leuchteten ihn an, glücklich und schalkhaft: „Dat wüll it mientwegen dohn, Jan.“ Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn. „Un du heft doch mi de Maiboon plant.“

„Ne, de nich, Wöble. Mien swimmt in'n Kanal. De anner was stinker weest, un it — it meent jo ool —“

„D, du Jan Mientwegen!“

Es wurde aber eine Verlobung auf dem Krankenbett. Drei Wochen hatte Jan mit der Fleischwunde in seiner Schulter zu schaffen. Schnakenberger ergab sich drum. Er mußte ohnedies einen andern Knecht mieten. Im Grund seines Herzens war er mit dem Tausch der Schmiedesöhne sehr zufrieden. Auf dem jungfräulichen Boden des Moors ist persönliche Lichtigkeit noch ein Schah. „De Deern' is doch verständig, as it meent hebb,“ sagte der Bauer vergnügt zu seiner Frau. „Nu is mi um mien'n Hof nich mehr bang.“

### Jagd mit dem Panther.

Indisches Bild von La Terros.

Weiße Morgennebel wehen wie leichte Schleier über der friedlichen Erde. Ein weißes flatterndes Gewand verhält die Armeeligkeit der Hütten der Eingeborenen. Die vielästigen Bäume nehmen phantastische Gestalten an. Die starren Palmen stehen unbewegt wie mürrische Wächter in der beweglichen Spulwelt wallender Nebel.

Es ist erfrischend kühl, und mit wachen Sinnen genieße ich den Wärdenzauber des werdenden Tages, den schon die Morgenfonne mit goldenen Reflexen künzelt. Allmählich steigen die dicht am Boden lagernden Nebel wie blaßgraue Wolken hinweg über die wunderbar geformten Kalteen, die hier auf dem Steppenboden in tausend müßlichen Gestalten ungemain pittoresk wirken. Wie im graudösen Spiele mit den sie rostig färbenden Sonnenstrahlen wallt und wogt das Gewirr der Duffschleier über mir. Dann plötzlich, wie einem gewaltigen Zaubersprache gehorchend, sind sie leise verschwinden, und über der taufischen Welt lacht und gleißt der ewig blaue Himmel Jubiens.

In flotten Trabes eilen die vier Rappen mit meinem Wagen vorwärts. Die äppigen Wädhner, die langen Scheweife wackeln weich und voll herab, die leichten Fufe scheinen kaum den weichen Sandboden zu berühren. In kurzer Zeit ist das vorläufige Ziel erreicht.

Da mein Gastgeber, der Maharadsja, nicht weiß, wieviel Zeit die Jagd in Anspruch nehmen kann,

Is ordnete er in der Halle eines seiner Schlösser, das nahe an unferm Wege liegt, ein Frühstück an. Die Tafel ist reich besetzt, aber ich blicke still verfunken in all die Schönheit der Welt, die zu meinen Füßen liegt. Der prachtvolle Park, der den Palast in weiterer Ausdehnung umgibt, zaubert eine betäubend schöne Landschaft in die Sandwüste Judens. Neben dem Pflanzenhaus, dem eine geschickt konstruierte Wasseranlage zu jeder Zeit die köstliche Wohlthat segenspendenden Regens schafft, blühen Votosblumen in üppiger Fülle. Die hellrosafarbenen Kelche der großen, wunderschönen Blüten laden mich mit poetischem Zauber.

Vor der weissen, reich mit Gold geschmückten Marmorballe baut sich ein schmaler Altar auf. Ein graubrauner Geier sitzt auf der Balustrade, seine glänzend schwarzen Kenglein belauschen neugierig den blumengeschmückten Tisch. Hin und wieder läßt sein girrendes Vochen zu uns herüber. Köstlich streicht etwas Weiches, Dunkles an meiner Schulter vorüber, und mit geschicktem Schnabel die auf meinem Teller liegende Fleischspeiß erfassend, fliegt der Geier von dannen. Zuerst bin ich erschrocken über diesen dreisten Ueberfall, dann muß ich lachen über die wagende Gier und Staunen über die Schärfe des Blickes, die Gewandtheit des mächtigen Tieres, das trotz der weit ausgedehnten Flügel nicht einen einzigen Gegenstand der Tafel berührt oder auch nur streift.

Nach dem Frühstück geht es auf Nebularen querfeldein weiter durch hohes, jählgrünes Gras, das dürr und mager die schlanken Halme hoch aufstreckt. Stellenweise können die großen, schneeweißen Buckelochsen nur vorsichtigen Schrittes auf dem weichen Boden vorwärts lassen. Nach dem schnellen Lauf der arabischen Degenste wirkt das schmerzfüllige Mahlen der plumpen Hader im tiefen Sande ermüdend.

Es gibt eine kurze Stodung. Der Leiter der Jagd holt auf schnellen Pferde die Ochsenkarren an, er meldet den Platz, auf dem die übrigen Jagdleute warten, und übernimmt dann die Führung der Wagen. Schon von weitem sehe ich den Panther, der den Panther bringt. Es ist ein schön gezeichnetes Tier mit fest und straff aufgesetzten Ohren, an Größe einer mächtigen Dogge gleichkommend. Eine Kette fesselt den kräftigen Nacken, die Augen sind mit einer schmalen Lederkappe bedeckt, um den Leib ist ein starker Strick gefestigt, der den Panther an den Wagen festbindet. Das Fieber der Jagdleidenschaft hebt in seinem schlanken, feinen Körper. Der mächtige Schwanz schlägt den Boden, ein leises, aufgeregtes Murmeln wühlt in dem beutelüsteren Tier.

Langsam geht die Fahrt weiter. Voran der Pantherkarren mit den Jagdleuten, hinter ihm die zwei Ochsenwagen des Maharadsja. Wie zur Rechten reitet der Huntsman. Lautlos und stumm lagert er sich in die jetzt im hellsten Sonnenlichte sich endlos weit erstreckende Ebene. Zur Linken taucht

ein hübsches Bild auf. Wohl sechzig Gazellen sind's. Mit blanken Vicheren Augen sie ohne Zehn nach unferm kleinen Wagenzug. Sie kennen wohl die ihnen vertrauten heimlichen Gespanne, sie fürchten sich nicht vor den Menschen, sie ahnen nicht die Gefahr, die der zweite Karren in Gestalt des Panthers birgt.

Nun kommen wir an einem Palmwald vorüber. Auf den breiten Kronen sitzen menschengroße graue Affen mit schwarzem Gesicht, müßig hocken sie auf bequemen Ästen, oder sie springen in ausgelassenem Mutwillen auf den Erdboden unher.

häßigem Feuer starren sie herüber, — eine Gräne lauert über einem Menschenhädel! Schaudernd wende ich mich ab, — wohin ist der Frieden?

Hinter dem Kokoswaldchen ist die Begräbnisstätte der Mohammedaner. Von dort verschleppen die Spanier die Gebeine der Toten. Es ist durchaus nicht selten, daß sich gerade in diesen dem Verlehrs abgelegenen Steppen Menschenknochen finden.

Eine Antilopenherde lauert am Horizont auf, mächtige Giraffe darunter; auch sie sind zutraulich-neugierig. Der Huntsman gibt seine Venten mit der Hand ein Zeichen.

Der Panther wird von der Kette gelöst, auch die Maske fällt, nur die Hinterläufe sind noch in der Schlinge gefesselt. Wie schön das Tier ist! Die großen Hahenaugen, zuckt sich schlüpfend vor dem grellen, blendenden Licht, dann mächtig blühdend, gieren jetzt im rasender Kammerlust nach ihrer Beute. Die Pfanten fliegen im glühenden Jagdfeuer, der Schwanz peitscht mit wütenden Schlägen den Boden des Karrens — da — nun fällt die letzte Fessel! Mit einem mächtigen Satz ist der Panther frei, in gewaltigen Sprüngen eilt er der Antilopenherde entgegen. Er beschreift einen großen Bogen, jedes Gesträuch, jede Bodenhebung erspäht er als sichere Tdeckung. Kein Laut, kein Ton — stumm, in blitzschnellem Laufe, den Boden streifend mit dem langgestreckten Körper, — näher, näher kommt er dem Hübel. Dort drüben ein kurzes Stutzen — dann rasen in jähem Erkennen der Gefahr die Antilopen, dem kurzen Warnungsspriff des sichernden Tieres folgend, direkt auf uns zu. Ueber Büsche, Agaven, niedrige Palmen fliehen sie in präziösen Sprüngen, die den Zuschauer entzücken. Aber der Panther läßt sein Opfer nicht frei. Seine leisen, schlüpfenden Schritte bringen ihn näher und näher, — jetzt beträgt die Entfernung noch etwa fünfzig Meter, — im nächsten Moment nur noch zehn, — nun ist er mitten darunter! Die verfolgten Tiere sind wie rasend, ich höre das pfeifende Keuchen der Todesangst, — näher, näher kommen sie. Jetzt — der Panther holt aus zum letzten mächtigen Sprunge, fest zusammengedrückt presst er sich auf den Boden, dann wirft er sich mit tödlicherem Satz auf den Rücken des geängstigten Tieres. Er schlägt die scharfen Krallen tief in den Nacken seines Opfers, und den Kopf beugend, packt er die Gurgel des zusammenbrechenden Tieres. Der Huntsman macht durch den Gang dem grausamen Schauspiel ein Ende.

Eine Gefahr für den Menschen besteht bei dieser Jagd, die den in Gefangenschaft lebenden Panther auf Dachwild hegt, nur für den kurzen Zeitraum, während dessen das bis zur leidenschaftlich gesteigerten Jagdzeit erregte Tier die Spur der Antilopen aufnimmt. Es ist vorgekommen, daß ein Jagdpanther, die Spur des Wildes verfolgend, den Menschen angenommen hat. Aber das war ein



Von der grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Die Tänzerin Isadora Duncan

Brennerei von Constantin Starck (Erl. S. 705)

Gleich böhmischen Lachen tönt ihr Geschrei. Wie auf ein Signal drängen sie sich plötzlich in eine enge Schar zusammen, — eine Meute gieriger, beifer bellender Schakale jagt über die Fläche. Freige werden sie Menschen und Tieren aus, wie in jimmloser Flucht rasen sie vorüber.

Tann liegt wieder endlos weit die graugrüne Steppe vor uns. Abende Nebe sind weit von uns entfernt, aber da das hügelige Terrain sie wie auf ein Podium erhebt, bieten sie ein schönes Bild, von dem meine Blicke sich nur ungern trennen.

Stumm deutet mein Führer auf ein Agavengebüsch. Zwei grün funkende Lichter äugen zwischen den plumpen, gleichgelichen Blättern hervor. In je-



Quartal in der Sparkasse am Kölnischen Fischmarkt zu Berlin •

Nach einer Zeichnung von Martin Ränike





Von der Grossen Berliner Kunstausstellung: Söllerraum des neuen Repräsentationsraumes

### Notizblätter

#### Von der Grossen Berliner Kunstausstellung

Eine neue Ansehungsstufe hat die am 2. Mai eröffnete Große Kunstausstellung in Berlin durch die Durchführung eines glänzend ausgestatteten Repräsentationsraumes erhalten. Er ist einseitig und ausgefüllt von dem Architekten Alfred J. Waldt, der bei der dekorativen Ausgestaltung Mitarbeiter in den Bildhauern Robert Schürer und Maxfeld und dem Maler Julius Esch hatte. Der Saal, dessen Aussenabgrenzung sich frei an die spätromantische Anlage anlehnt, ist durch breite, dekorativ behandelte Durchgänge in einen Mittelraum und zwei Seitenräume gegliedert. Die Säulenstellungen sind als antike Baumstammstücke zu einer dekorativen Architektur komponiert, erheben sich auf den die Hauptportale flankierenden Pilastern. Über dem 3. u. 4. Meter hohen Karyatidengiebel breiten sich Wandflächen, die in grosser, nach den Schwüngen hinaus abgedeckter Art gehalten sind. Schöne Wandmalerei geht von der dekorativen Wandbemalung der Wände im Mittelraum aus. Ein Vorbereich schließt in den Seitensälen die Wände nach oben ab; im Mittelraum wie in den Seitensälen unterbrechen Vorbühnen in plastischer Malerei das Wandgemälde und den Fries; abwechselnd erscheinen darin Portraitmedaillons grosser Künstler und das Mäntelchenpaar. Über den Vorbühnen, leicht in Anlehnung an Andrea Mantegna, tritt in feiner Komposition heraus die Kunst und des Kunstgewerbes veranschaulicht.

#### Die Isadora Duncan-Statuette von Konstantin Starck

(In dem Hilde Seite 762)

Die Tänzerin Isadora Duncan, die eine Heroine des Weltalls antritt und in verschiedenen deutschen Grossstädten unter vielem Beifall auftrat, ist jetzt auch zum Gegenstande plastischer Darstellung gewählt worden. Der in Berlin lebende Bildhauer Konstantin Starck hat die Figur der Tänzerin im höchsten Rokoko modelliert, und sobald die Statuette im Guss vorliegt, wird sie in der Großen Berliner Kunstausstellung zu sehen sein. Der Künstler ist am 2. März 1884 als Sohn eines lutherischen Predigers in Wigo geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, später das Realgymnasium in Stuttgart und studierte 1898 bis 1907 an der dortigen Kunstschule unter Grünewald und Tonnhofer, später an der Berliner Akademie, wo er Schüler von Albert Wolff, Jochenich, Schaper und Hertel wurde. Während der Jahre 1901 bis 1904 war er Meisterschüler bei Reinhold Beggs. Von den zahlreichen Arbeiten des Künstlers erwähnen wir die lebensgroße Figur des Riesenmiesers, die Christusfiguren für die Kutter- und Bootenfahrten in Berlin, die vier Monumentalfiguren für das preussische Abgeordnetenhaus und die zwei Rittergestalten „Königskrone“ und „Kaiserkrone“ für das Herrenhaus in Berlin. In den meisten Schöpfungen des Künstlers prägt sich eine entschiedene Sonnenregung zur Anlage aus.

### Bühne

Als vor Jahren Emil Dohl, bis dahin nur als Vorkens- und Schwanhdichter bekannt, mit kalauer Hand einen Weis im Allendische tat und mit „Valantiana“ einen gewaltigen Erfolg errang, ward die Vermutung ausgesprochen, nun sei ein neues Schicksal eintrüben, aus dem die deutschen Dramatiker in Veranlassung einer Ideen schöpfen könnten, aber nichts dergleichen geschah. Die Muse der großen alten Dichter blieb ungehört, das nun Max Keller, so ziemlich der fleischige der neueren Autoren, sich an die „Salvatore“ des berühmten Kalabja gewagt hat. Es wäre besser unterblieben, denn im Mal. Schauspielhaus zu Berlin fand diese nächste Bearbeitung, die von der poetischen Fächerstadt des Originals den Werten kaum gänzlich abgetrennt hat, nur eine laue Nachahmung.

— Keckhalten Weiss errang im Volkstheater zu Wiesbaden die dreistellige Oper „Warienburg“ von Eugen von Borch. Der Text von Axel Elmser behandelt eine Episode aus den Kämpfen der deutschen Cdenkstritter mit den Polen. Einen tiefen Eindruck erzielte Josef Lauff mit seinem Lustspiel „Käufhaus“ auf derselben Bühne. Ein guter Erfolg

ward im Tüftelbayer Stadttheater der Oper „Lenore“ von Georg Kraus zu teil, deren Text Wilhelm Waase nach Wügers beruhigter Mollade und Voltes dramatischer Bearbeitung des Stoffes gestaltet hat. Augenblicke Sterne leuchteten ebenso dem Schauspiel „Der Jäubergraben“ von Ludwig Köster im Volkstheater zu Braunschweig. — Einen sehr guten Anfang nahm das unter Leitung von Georg Zimmermann neu begründete Schillertheater in Weimern. Die Gedächtnisvorstellung brachte das Lustspiel „Hart Riedler“ von Richard Temmler, das in seiner fernigen Eigenart volle Wirkung erzielte.

— Victoria Gordon hat schon manches auf der Bühne möglich gemacht, aber als vor einiger Zeit verstarb, nun werde er auch Tante auf die Bretter bringen, und zwar schreibe er das Stück für das Londoner Lyric Theatre und die Hauptrolle für Vera Arling, da gerade diese Mitteilung doch bestreben. Man ist das Unwahrscheinliche fast schon gewöhnt und dieser Sachverhalt „Tante“ auf der genannten Bühne mit einem Bombenerfolg in Szene gegangen. Ten Hauptanteil an dem Triumph hatte freilich nicht Tante, nicht Gordon und kein Mitarbeiter Emile Nozara, sondern die fernhafte Ausstattung, die Bilder hervorbringender Kraft bot. Eder dem Gedächtnis sich haben möchte in der Vermutung, doch wenigstens einen Hauch echten Tantschen Weises zu füren, der sei durch den Unterbilden selbst gemacht: „Licht jede Öffnung hinter euch, ihr, die ihr eintritt.“

### Wie neue Moden entstehen

Vor einem Jahre weilte in einem süddeutschen Badeorte eine junge und schöne Götze. Einem Tages bei einem Besuche von Regen überzogen, dank sie, um ihren eigenen Hut nicht vorzuziehen, ein kunst gewandertes Zerkenduch hoch darüber. Kammen, die sie bei der Rückkehr in ihr Badet haben, ließen das für die neueste Mode und liehen sich schliesslich Paulsford mit bunten Fächern überlegen; eine gewisse, nach heute recht beliebte Putzgarne ist das Resultat jenes Ausflugs. Ebenso entstanden jene vorragende hinten auf den Hüften angebrachten Garnituren dadurch, das eine lang angegebene Tante einmal überweise ihre Tante verlorb aufgeschl. Eine andre Nonnaine führte die Regatalküste ein, indem sie auf der Reise, als ein Koffer verloren gegangen war, von ihrem Bruder schnell einen Schiffs zur Veranschönerung ihrer Toilette erzielte.

### Alpine Gärten auf Rigi und Pilatus

Die Naturforschende Gesellschaft der Stadt Luzern beabsichtigt, auf dem Rigi und Pilatus alpine Gärten anzulegen, einmal um jedem Naturfreund die Gelegenheit zu schaffen, die Alpenflora bequem und in einem abgerundeten Bilde zu schauen; auf der andern Seite waren die Alpenländer zugleich Versuchsfelder für wertvolle botanisch-wissenschaftliche Beobachtungen. Nicht bloß die Bergflora vom Rigi und vom Pilatus, sondern die gesamte alpine Flora der Zentralalpen mit ihren über 600 Arten soll in den beiden Alpengärten mit möglichst natürlcher Zusammenstellung vor unsern Augen gestellt werden. Hierzu war nur ein Garten auf dem Pilatus in Aussicht genommen; dann hat man aber auch an einer tieferen Lage auf dem Rigi, im „Bakentischen“ bei Rigi-Scheidegg, einen passenden Platz gefunden, der sich besonders für diejenige alpine Arten eignet, in dem viel rauheren Klima auf dem bedeutend höheren Pilatusgipfel nicht fortpflanzen würden.

### Die nächsten Olympischen Spiele

In Athen trat unter dem Befehl des Königs Konstantin anlässlich der großen Ausstellung der Griechischen Nation zusammen und beschloß, die Spiele im April 1906 in der zweiten Woche nach dem griechischen Neuen abzuhalten. In den Jahren 1894 und 1896 sollen vorläufige Spiele stattfinden für griechische Bewerber aus dem Königreich, den türkischen Provinzen und Ägypten; sie sollen gewissermaßen eine Vorübung für die Spiele des Jahres 1906 bilden.



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung: Mittelraum des neuen Repräsentationsraumes



# Über Land und Meer



Fahrt des Kaisers und des Königs vom Bahnhof zum Quirinal



Der Kaiser und der Kronprinz auf der Fahrt zum Vatikan



Der kaiserliche Zug auf dem Corso Vittorio Emanuele



Der Kaiser und der König bei der Parade



Die Regia di Caserta



Inneres der Kathedrale von Caserta





Silberrätsel

„Wo treffen wir uns Feind und Feind? Sprich Better War zu Feinden. ...“

„So lob' ich in die Drei dich ein, So wußt es dir bebängig; ...“

„So sahen denn die Reiter dort Und plauderten und tranken ...“

Eisenträger

„Wir sind um acht an dem besetzten Erie.“ So haben die drei Eisenträger und Gefährten. ...“

Kombayn

Von jungen Tieren eine Gruppe. Ein Sprung, was man in Worte faßt, ...“

Rätsel

Wenn ich ein Fragewort, Ein Nash, ein Sang verbinden, ...“

Zweissilbige Charade

1. 2 in Jafel, 2. 1 aber Stadt; Ob man die Wörter nun geraten hat? ...“

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 720 u. 727: Der dreißilbige Charade: Erdtrumpf ...“

Wichtige Lösungen fanden ein: W. Siegel in Wetzlar, beim 120; Paul Hirsch in Tübingen ...“

Beliebte Reisetasche von kaffeebraunem Rindleder, solides Bügel und Schloß. Solide Faltentasche von kaffeebraunem Rindleder, eingewälzten kräftigen Bügel, vierfachen Verschluss. Moritz Mälder, Leipzig-Lindenau

Immer jung! Immer schön! BEETHAM'S 'SAROLA' Ein verlässliches Präparat von ...“

Gross-Lichter-Pelke Brenndruck Silberkerze 18 Minuten von Berlin ...“

Wildsee-Hotel Prags. Pusterthaler Dolomite, Tirol. Hotel Pragssee. Saison Mai-Oktober. Ab-Gasthof Fink Emma's ...“

Cascarine LePrince bei chronischer Constipation (Stuhlstörung) gesucht werden, ...“

Stottern helfen gründl. Dr. G. Denhardt's Anstalt ...“

Damen-Wohnungen. 1-4 Zimmer m. Kochgelegenheit vollständig in sich abgeschlossen. ...“

Höhen-Kurort Oberhof i. Thür. Grand-Hôtel „Kurhaus“ ...“

Buchhandlungsreisende für den Vertrieb hoch abgeprägter Werke ...“

BÜRGENSTOCK. die Perle des Vierwaldstätter-See's. 600 Betten. ...“

Wer sich krank fühlt oder erholungsbedürftig ist, versuche einmal eine Kur in Germanenbad bei Landeck i. Schl. ...“

Concert-Zugharmonikas, 120 verschiedene Nummern, ...“

Bessere Dein Herz, Geh nach Liebenstein! Stahlbad Liebenstein. ...“

Bad Reinerz. Mineralwässer, vulkanischer Heilwasser ...“

Bildschön. Steckenfard-Ellenmilch-Seife von Bergmann & Co., Raddebeul-Dresden ...“

Bäder und Sommerfrischen

In Bad Boden am Tauern... die öffentlichen Bäder... die hübsche Schweizer Stadt...

fast zum Wachen der Galle... dem eigentlichen Kurort... die Bäder liegen an beiden Ufern...

wolle sich einen Prospekt einfordern... das Bad liegt in reiner Waldgegend...

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Habborn)

Die Amateurphotographie... die Amateurphotographie bietet nicht nur eine angenehme Unterhaltung...

Ergänzung der täglichen Nahrung

Dr. Hommel's Haematogen

(gerinnigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. Nr. 31397... bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen schnelle Appetitzunahme...)

Zeiss-Feldstecher advertisement with images of binoculars and text listing various models and locations like Berlin, London, Frankfurt, Hamburg, Wien.

Photographische Apparate advertisement for Anschütz, featuring a silhouette of a person and text about photographic equipment.

St. Blasien Hotel and Kurhaus advertisement with a large illustration of the resort and text describing its facilities.

KEIN ASTHMA MEHR advertisement with a logo and text about asthma treatment.

Nordseebad Helgoland advertisement with text about the resort and its location.

Musikinstrumente jeder Art advertisement for Bial & Freund, listing various instruments and their prices.

Städtisches Eisen-Moor-Bad advertisement with text about the health resort.

Hewel & Veithen, Dr. Lahmann's Nahrungsmittel advertisement for food products like biscuits and cacao.

EMIL WUNSCH advertisement for stationery and printing services, featuring an illustration of a woman.

Königliches Nordseebad NORDERNEY advertisement with text about the resort and its location.

Adam Rackles Hoflieferant advertisement for apple wine and other products.

Echte Briefmarken! advertisement for postage stamps.

SANATORIUM OBERWAID advertisement with an illustration of the building and text about its medical services.

Advertisement for Schloss Ralligen in Günsenstein, Switzerland, with an illustration of the castle.

Photograph. Apparate advertisement for G. Rüdberg jun. Hannover, listing various camera models.

Buchstaben erröthen advertisement for a product to relieve redness in the eyes.

Felsenegg Zugerberg (Schweiz) advertisement for a health resort, listing its location and facilities.

# Versand-Geschäft

# MEY & EDLICH

# Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

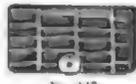
Königl. Sachs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefällende Waren werden unentgeltlich zurückgenommen oder umgetauscht.

## Abteilung: Reiseartikel.



Nr. 740-752.



Nr. 745.



Nr. 904.



Nr. 743 und 744.



Nr. 961.



Nr. 961.



Nr. 748.

Nr. 747. Leicht Koffer, Nickelbesch., Lederfutter, Hängeschildtasche, Marken- tasche, 6 Fächer. M. 12.50.

Nr. 265. Helles Halbleder mit gepussten Verzierungen, Nickel- besch., 3 Fächer, Lederbesch. M. 12.50.

Nr. 748. Reise-Tasche aus braunem Halbleder, Lederfutter, mit Karabiner-Hügel und aus der ganzen Tasche laufendes Nieten, Lederfutter, 45 Cm. lang, 25 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 743. Reise-Tasche, 42 Cm. lang, 30 Cm. hoch, braunbraun, Leder, Segeltuchfutter, oben Hügel m. Nickelbesch., Leder- futter, mit Nieten und einer Leder- Umhüllung. M. 12.50.

Nr. 744. Reise-Tasche, wie Nr. 743, jedoch 25 Cm. lang. M. 12.50.

Nr. 780. Reise-Tasche, braunes Halbleder, mit Lederfutter, 45 Cm. lang, Nickelbesch., 42 Cm. lang, 25 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 961. Herren Ledertasche aus schwarzem Chagrinleder, mit 4 Kartent. Hügel, verschließbar, Lederfutter, 20 Cm. lang, 12 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 962. Herren Ledertasche aus schwarzem Chagrinleder, mit 4 Kartent. Hügel, verschließbar, Lederfutter, 20 Cm. lang, 12 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 963. Herren Ledertasche aus schwarzem Chagrinleder, mit 4 Kartent. Hügel, verschließbar, Lederfutter, 20 Cm. lang, 12 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 749. Reise-Tasche, 45 Cm. lang, 25 Cm. hoch. M. 12.50.

Nr. 752. Reise-Tasche, 45 Cm. lang, 25 Cm. hoch. M. 12.50.

Unsere mit ca. 5000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-katalog versenden wir unentgeltlich und portofrei.



Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche zu 200 Mille die besten Frauen Schönheitsmittel sind, dem Bienen schmecken, lösen sich in Wasser, sind leicht zu gebrauchen, gesundheitsfördernd und bewirkt auch bei hartem Temperamente die empfindlichste Leichte Schilddrüse, Darmtraktus, Nerven- system, die Schilddrüse mit Anwesenheit M. D. 30 (gegen Nervenleiden, Bl. U. U. J. PATHE, Chemiker, 8, Passage Vendôme, PARIS VI).

Importeur in Leipzig: J. V. FÜRST, Apotheker, Spandauerstrasse, 71. (Telefon: 1191). J. V. FÜRST, Apotheker, Köpenickerstr. 12, D. D. A. E. S. L.

**Brandenburgische Sischerei-Ausstellung**  
 14. Mai bis 7. Juni 1903 **BERLIN** 16. Mai bis 7. Juni 1903  
**Westhalle - Landes-Ausstellungs-Park**  
 Haupt-Eingang: Invalidenstraße 127 (am Berliner Hauptbahnhof)  
 Ueber 140 Aquarien mit lebenden Fischen. Zoologisch-biologische Präparate. Paradedelken mit Fischen auf Eis. Fischerei-Geräte.  
**Zierfische. Fisch-Kosthülle.**  
 Geöffnet täglich von 10 - 9 Uhr. - Eintritt 50 Pf., Familien und Semestral 25 Pf. - Zulasskarte für den ganzen Ausstellungsdauer und der Vertreter der Ausstellung 50 Pf. (Restpost 75 Pf.).

**E. Mechling's China-Eisenbitter**  
 Vortreffliche Erfolge bei:  
**Blutarmut**  
 Chlorose, Schwächezustände, Nervenleiden, Appetitlosigkeit.  
 In allen Apotheken, großen Buchhandlungen, in Leipzig: J. V. FÜRST, Apotheker, Köpenickerstr. 12, D. D. A. E. S. L.

Jede Dackel trägt diese Schutzmarke

**Hollins'**  
 echt englisches  
**Vigogne Strickgarn,**  
 für Hand- und Maschinenstricken,  
 sehr haltbar, angenehm und gesund, läuft nicht ein!

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

**Kaloderma** GELLE SEIFE PUDER  
 Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!  
 F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogerie- und Preisvertriebsstellen.

**Neue Kinder-Nahrung** nach Professor von Fleming.  
**Odda** Packnet M. 1.25  
 Hervorragend bei Darmkrankheiten  
 Kraftiges Knochenwachstum  
 Ueberraschende Gewichtszunahmen.

Generalvertrieb Schulkes & Meyer, Hamburg.

**RIEGER'S**  
 durchsichtige **Crystall-Seife**  
 mildeste Seife für die Hautpflege.  
 erhältlich in allen feineren Geschäften.  
 Wilhelm Rieger, Frankfurt a. M.

„Wie sollen wir schlafen?“  
 R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik  
 BERLIN, Markgrafenastr. 20. MÜNCHEN, Biemannstr. 49.

**E. Mechling's China-Eisenbitter**  
 Vortreffliche Erfolge bei:  
**Blutarmut**  
 Chlorose, Schwächezustände, Nervenleiden, Appetitlosigkeit.  
 In allen Apotheken, großen Buchhandlungen, in Leipzig: J. V. FÜRST, Apotheker, Köpenickerstr. 12, D. D. A. E. S. L.

**TIEDEMANN'S BERNSTEIN FUSSBODEN-OELACK**  
 MIT FARBE.



Weltausstellung Paris 1900: **GOLDENE MEDAILLE**  
 BEZ. 1833. 1900  
 Vorrätig in den Drogerie- und Farbenhandlungen, Carl Tiedemann, Dresden-A., Lein- und Lackfabrik-Fabrik

**ROYAL-MALAGA-BODEGA-CO.** IN MALAGA  
 Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.  
 Bietet erstklassige Südweine verzollt & franco, jeder Station, auf Wunsch.

**Photograph. Apparate**  
 Christian Tauber Wiesbaden.



60. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1911—1912  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 60 Pfg.  
 beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ober Postgebühr

## Demoiselle Engel

Eine Altbremser Hausgeschichte

von  
**H. Schulze-Smidt**

Illustriert von Wilhelm Hofmann

V

Engel hatte die Zeit verschlafen. Als sie zum Eingang hinaustrat, den die symbolischen Gestalten des Glaubens und der Gerechtigkeit zu beiden Seiten bewachten, und eilends das Treppchen von der Hinterstube zur Diele hinab wollte, mußte sie einen Augenblick geblendet stillhalten. Durch das hohe Fenster neben der Haustür fiel dunkelroter Morgenglanz herein. Nach dem Wehen und Regnen der Nacht brach ein schöner, stiller Tag an, und die ehrwürdige Stockuhr im Winkel, deren lautes Ticken und hallender Viertelstundenschlag ohne Unterlaß von der irdischen Vergänglichkeit predigte, meldete halb acht. In ihren Ruf hinein kam, aus irgend einem Raume her, heiser ziehendes Orgelspiel.

Zur Pause ging's bereits lebhaft zu. Eben war die reisende Post mit allerlei Schleunigen gekommen. Darm hatte Musjö Weitzel und Kaiser sonder Gnade aus den Rejen gejagt, alwo sie sich, nach den Freuden des gestrigen Festes, noch ein wenig zu dehnen liebten: „Post! an die Arbeit, Muschikens!“ Weber „richtig in Daaren“ noch „angenehm adjustiert“ erschienen sie mit Engel ungefähr gleichzeitig auf dem Plane, und Kaiserken wand grade den Postkorb, in den der Postbote seine Briefschasten verpackt hatte, zum Hängewerk hinauf, um die Ausbeute zu Ohm Daniel ins Kontor zu reichen.

Die Mutter, schon in der grauen Keiselontusche, quirlte eifrig hierhin und dorthin zwischen dem Gesinde und rief die Verpätete zu sich her:

„Kind, Kind, Kind! Was ist das? Sie läßt meinen Sohn lauern, — ich hab' bereits gut zugeredet. Sei Sie nur ja und ja aufmerksam und nicht begriffsfähig; und hernach, wenn unser Kaffee getrunken ist, haben wir beiden noch ein Woel in Liebe zusammen. So, Sie kann mir geschwinde ein Mäulchen zum Gutenmorgen geben, und um Ihre hergeliebten Wichter nehm' ich mich gleich selber an. Geh Sie jetzt nur flink, und hört Sie wohl, Kind: Sie braucht vor Gerhard nicht bange zu sein! Gerhard ist kein Brummelbär; das läßt ihm bloß so ernsthaft.“

Gerhard saß, bei Engels Eintritt in die Wohnstube, an seines seligen Vaters abgegriffenem Posttisch, spielte eines von Paul Gerhards geistlichen Liedern und sang sich selber den Reisejegen vor der Abfahrt:

„Ich bin ein Wakt auf Erden  
 Und hab' hier keinen Stand;  
 Der Himmel soll mir weiden,  
 Da ist mein Vaterland.“

Dier reis' ich aus und abe —  
 Dort, in der ew'gen Ruh'.  
 Ist Gottes Gnadengabe,  
 Die schenkt all Arbeit zu!

Lichterfüllt der Raum; das erhobene Haupt des  
 Musijierenden stand im Hofenglanz der Morgen-

sonne gegen die rubinglühenden Eisblumen der  
 Fensterheben. Die römische Nase, die freie Stirn  
 und das eigenwillig emporstrebende Graubaar des  
 verlorenen Profils waren scharf und dunkel heraus-  
 geschnitten aus dem ganz durchleuchteten Hinter-



Illustration: Bildg. von Ernst Gehrhardt, 1911.

Von der grossen Berliner Kunstausstellung 1907: Die heilige Elisabeth in der Kirche zu Eisenach

Nach dem Gemälde von J. Wahl



Gerhard saas an seines seligen Vaters Postito

grunde. Laut sang er so für sich, und wie wohl seine Bassstimme weder kunstreich jugestimmt noch lieblich tönte, legte selbst der Dompfaff im Weidenkäfig sein Köpfchen klug auf die Seite und horchte, was er wohl ablernen könne.

Engel drückte die Türklinke sacht ins Schloß und blieb auf der Schwelle stehen, die Hände gefaltet und die Augen gegen die draußenarbeitete Kalbslederdecktapete zu Häupten des Postitos gerichtet. Aber sie betete nicht, wie sich's wohl geziem hätte für ein frommes Jungfrauenemilt nach leidlich geruhigter Nacht unter sicherem Dache. Dennoch dachte sie seinen unfrommen Gedanken: sie ersahte nur mit allem Fleiß die christlichen Worte, die einander langsam und deutlich folgten, die ihr von den vergangenen Keiseträbälten und einem seligen Ende der beschwerlichen Wallfahrt sangen:

Mich hat auf meinen Wegen  
Mand' harter Sturm erschreckt;  
Stin, Tonner, Wind und Regen  
Dul mit manch' Angst erweckt;  
Verlorenung Das und Neiden,  
Es is' gleich nicht verchuld't,  
Dab' ich doch müßen leiden  
Und tragen mit Geduld.

Die Herberg is' zu dfe,  
Der Trübsal is' zu dfe;  
Ich tauen, mein Was, und löst  
Mein Dey, wenn dein Dey will.  
Komme, mach ein selig Ende  
An meiner Wanderschaft,  
Und was noch leidet, das wende  
Durch deines Arm und Kraft!

Gleich wie mit eisernen Fäden begann es die Lauschende von der Schwelle hinweg und zu dem Singenden hinzuziehen, an Füßen und Händen; dermaßen trieb es sie, mit ihm in die Noten zu schauen und einzustimmen. Da kam urplötzlich das Furchtgefühl, jäh und heftig, über sie, wegen dessen die Mutter sie beschwichtigt hatte, und um sich davor zu retten, rief sie mitten in den Choral hinein: „Euer Edeln! — Mijneer — ich bin da!“

— — — Wo es diler gelesien  
Is' nicht mein redbes hoto — — —

Er wendete sich nach der rufenden Stimme um, nahm die Hände vom Manual und stand vom Schenkel auf.

„Beim Zaudern und Harten ist ein frommes Lied das beste,“ sagte er, streckte Engel die Hand entgegen, und trotz der ernsten Mienen erkannte sie's wohl, daß er es freundlich im Sinne hatte mit ihr, um sie den demütigenden Austritt der vergangenen Nacht vergessen zu machen. „Dies ist ein schönes Lied von den dunkeln Gefahren einer Heise auf dem Wasser,“ sagte er

hingu, „und paßt für die irdische Wanderschaft wie für die himmlische. Ich empfehle es Ihnen an, Demoiselle, falls Sie in den nächsten Zeiten hier in der Fremde etwa einer Tröstlichkeit bedürfen sollten und überhaupt auf dem Postito zu agieren wissen.“

Sie schüttelte den Kopf:

„Ich hatte ein Clavecin zu Haus,“ sagte sie schüchtern, ohne ihn anzublicken.

„Wie? Bereits ein Clavecin? Solch eine neue Erfindung?“

„Ja, Euer Edeln, ein parisisches von de Birbes.“

„Das verwundert mich sehr bei Ihres Herrn Vaters Verhältnissen als Detailist.“

Beinahe hätte er hinzugefügt, daß er für sein Leben gern auch einmal ein Clavecin sehen und unter den Fingern haben möchte, aber er besann sich zu rechter Zeit darauf, daß ihm der Meid, in seiner Stellung ihrem Vater gegenüber, nicht anstehe, und schwieg.

Sie schwieg auch. Ihre weiße Hand tastete rasch über das Manual des alten Postitos hin und suchte sich zurechtzufinden. Dann hob sie die hellen Augen zu ihrem Wirte auf, errödete, und in ihren Mundwinkeln erschienen die schelmischen Gräbchen:

„Die Künste — namentlich die Musik — fragen gewöhnlich nicht nach en gros und en detail, Mijneer, und wer weiß, ob ich mein Spiel und mein Singen nicht in tägliches Brot umwandeln muß, nach Ueberstehung dieser argen Notzeiten.“

Darauf mußte er nichts zu antworten in der Ungeschicklichkeit seines schwerfälligen Temperaments. Die Musik war seine einzige große Leidenschaft und unglückliche Liebe, weil sie sich ihm spröde erwieis und sich seinem mühsamsten Beitreiben in ihrer Vollkommenheit nicht zuneigen wollte, trotz des vortrefflichen Unterrichts beim Domorganisten Kaufschelbach, den er ein Jahr lang mit Eifer genossen.

Dort auf dem Tische lagen die gewichtigen Hausbücher mit Soll und Haben, in denen er Demoiselle Cocejus vor seiner Abfahrt gründlichst zu unterrichten gedachte. Die Zeit drängte, gleich würde die Mutter mit dem Frühstück herintommen und Ohm und die Bediener aus dem Kontor. Und da stand er nun, wie einer, der die ars amandi studiert, neben der wildfremden Demoiselle an seinem Postito, leitete mit seiner großen Hand ihre schlanken Finger auf den Tasten hin und wieder, erklärte Bindwerk, Traktur und Registratur mit hölzernen Worten und konnte es doch kaum erwarten, daß sie dieses alles auf einmal begreifen und ihm sodann eine Probe ihrer Kunst ablegen möchte.

Mit dem ersten, dem Begreifen, hatte es keine Not. Die Accorde des Paul Gerhardt'schen Keisesegens reichten sich alsbald klar aneinander, und die geschickten Finger holten auch die Melodie sonder Fehl und Tadel aus den gebundenen Dreiklängen heraus. Allein — so liebrovoll die Augen der Musikierenden auch an dem groben Notenblättchen über dem Manual haften —, ihre hohe Sopranstimme deutete die Partie des Gesanges nur summend, bei geschlossenen Lippen und ohne die Textworte an, die sie so schnell nicht weisern konnten.

Sie wagte nicht, und er bat nicht, und deswegen geschah es, daß sie wenige Minuten nach diesem selbender am Tisch über den Hausbüchern saßen, jedes von ihnen mit einem unerfüllten Wunsche in den Gedanken.

Auch mit den Büchern war die Mühewaltung nicht allzu sauer, diemeil es sich alsbald erwieis, daß des jungen Hausherrn jugendliche Schülerin die deutsche Schrift las wie ihre holländische, da Mijneer Cocejus seine Tochter dabei im Kontorchen hinter dem Leinwandabschnitt zur in- und ausländischen Stundbuchkorrespondenz angeleitet hatte.

„Das Lesen und Schreiben macht mir nicht Not, Euer Edeln,“ sagte sie ihm langsam in seiner Sprache, „nur das Reden mit dem Munde — das will Bestimmen haben.“

Er nickte und unterrichtete sie weiter, weil die Uhr nicht stillstand, sondern sorben zu ihren acht Schlägen der vollen Stunde aushob. Jedoch seine Aufmerksamkeit begann dem Säuer auf den Tüchern vor der Morgenjonne zu gleichen. Mehr und mehr

richtete sich sein Streben darauf, die weiche Mädchenstimme zu Frage und Antwort zu bringen und sich dazu recht ernstlich auszubenden, wie sie sich wohl singenderweise ausnehmen möge. Bereits zweimal hatte er dazu angefaßt, sie herzlich um einen Psalm oder eine Motette zur Orgelbegleitung zu bitten; aber stand ihm solches an, in Hinsicht ihrer untergeordneten Rangstufe als Tochter des Ausläufers vom Webstuhl und Kleinhändlers? Und ihr befehlen? So etwa, wie der Herr den Kontorbedienten und submissivsten Informatoren seiner Kleinen Vuben befehlt?

Während sie gelassen vor dem dicken Folio-buche saß, zurückblätterte und die Posten der einzelnen Monate sorgfältig miteinander verglich, betrachtete er sie verstohlen von der Seite. Es war ihm schon gestern aufgefallen, daß sie mehreres aus dem Jugendbildnis der unglücklichen Königin Marie Antoinette in ihren feinen und frischen Gesichtszügen trug, unbeschadet des Daubenstreifens, der die Stirn gänzlich deckte. Der Kupferstich nach dem französischen Originalen hing droben im Kolorisale. Einem solchen Antlitz war's schwer zu befehlen.

Eine krittelnde Unzufriedenheit stieg in ihm auf und drückte sich in feinen Fügen aus; er ärgerte sich und hatte keinen Grund dazu und



Während sie gelesen vor dem dicken Folio-buche saas, betrachtete er sie verstohlen von der Seite

mußte nicht einmal: war's über Demoiselle Cocejus oder über sich selbst!

„Nun kann ich meine Pflicht gut erfüllen, Euer Edeln, und ich danke für alles,“ sagte sie in feiner heinliche Bedroffenheit hinein, und da fiel es ihm mit einem Male schwer aufs Gewissen, daß er ihres Vaters und seiner augenblicklichen Nothe nach mit keinem freundlichen Worte gedacht habe.

Engel hatte ihre Bücher zugellappt, die geschriebene Anweisung auf Ohm Daniels Kasse für das notwendige Haushaltungsgeld empfangen, und Gerhard hielt ihr gerade seine Schlussrede mit mancherlei Anweisungen:

„Vor allen Dingen ist es mein Verlangen, daß keine fremden Hände über mein Eigentum kommen, Demoiselle! — da öffnete sich der Tür. Die Mutter erschien mit dem Kaffeetisch, dann Ohm, und zwischen den beiden trippelten die Kinder, das fünfjährige und das dritthalbjährige, Dändchen in Dändchen, wie Puppen anzusehen in ihrer allfränkischen Tracht. Janje im fahmanten Höschen, das Jäckchen mit den kurzen Ärmeln an den Bund geknöpf, die weiße Zückertrause; das Alinkenbüßchen, ums Hälschen und die gelben Haare rund ins Gesicht verchnitten. Mein

Greetje, eine winzige Goostlanderin, Schwester Engel rein aus dem Gesichte herausgestohlen, nur daß dem Wichtigen die hellen Haarstränge auf der Stirn lagen unter dem knappen Kinderhäubchen ohne Spitzenfrisch.

„Engel! zoet Engelle!“  
 „Gief juster!“ riefen die Kleinen aus einem Munde, sprangen auf die große Schwester zu, reckten die Armechen zu ihr auf und klammerten sich jätlich an sie.

„Myn popjes!“ sagte Engel, bückte sich nieder, herzte und küßte ihre zwei lieben Püppchen, die sich frisch und lustig geschlafen hatten, und dann schob sie die beiden dem Hausherrn entgegen:

„Mit Verlaub, Euer Edeln, dies sind vier fremde Püppchen und vier fremde Fröhchen; was tut man damit bei Euer Edeln strengem Hausrecht?“ fragte sie, und in ihren lachenden Augen konnte er's deutlich lesen, was für ein sonnenhelles Wesen sie wohl an sich haben mußte, wenn ihr das Leben im Reichen des Glücksternes stand. Darin stand es jetzt nicht, sondern im Schatten vielfacher Prüfungen, und so verlor der frohe Strahl alsbald wieder. Sie gewahrte auch mit heimlichem Erschrecken, wie wenig auf Scherz gestimmt derjenige war, mit dessen ernsthaftem Gebote sie eine kindliche Haarpolterei getrieben hatte. Ja, es jagte ihr das Blut dunkelrot in die Wangen, als Ohm Daniel die Hände zusammen-schlug zur Beifallsbezeichnung und sie lobte: „Wohl-gesprochen, liebe Demoiselle!“ und daß die Mutter ihren Sohn zu necken begann: „Schade, daß eine heitere Geistesanlage keine ansteckende Krankheit ist; die wollt' ich dir ohne Zittern wünschen, Gerd!“

Der junge Hausherr machte sich nicht viel aus Haarpolterei, Beifall und Neckten, wie es schien. Er bob Jantje auf den Söller in die Kusnacht, fragte ihn dies und fragte das in scharfbetontem Holländisch, und da der kleine Mann Rede stand ohne Furcht und dem Frager klar und festlich in die Augen guckte, ließ er ihn zum Frühstück neben seinem Stuhle sitzen. Da öffnete Jantje vergnügt die Buchweizenkrüge aus dem Kapsje und setzte das Gespräch fort, als schide sich's gar nicht anders.

Kasperken, das Spielkind des Kontors, wand sich heimlich vor Laden auf dem Dreibeinbock unten am Tisch, und Musjé Weitsel neben ihm ließ kein Auge von der Fremden. O, wie brünstig er doch wünschte, daß er seiner fatalen Leibeshürze einen Fußhalm hätte zusetzen können aus eignen Kräften! Nur damit er der passende Schäfer für dieses allerliebste Schäfermädchen werden möge! In seiner Dichterbrust leimte und sproste es heftig, und — ach! — heute war's Sonnabend, und

die Wochenregister mußten fertig eingetragen und die Abrechnungen bilanziert werden. Pfui über die schöne Prosa auf der Basis umständlicher Doppelbuchführung! Etwelche ennuante Korrespondenzen an Bradfiel & Co. Bielefeld und Gebrüder Kerkerin-Münster in Weisfalen standen auch bevor und hatten durchaus nichts mit Daphne und Montan, deren Kammerherden und Schalmengedörpe zu schaffen. . . . Es war ein elendiges Leben!

Ohm Daniel, Tante Betchen und der gestrenge Prinzipal tranken Kaffee, auch Demoiselle Coccejus ward eine Tasse voll hinübergeben. Sie nahm dieselbe zwar mit Dank an, als sie jedoch der lederen Buchweizenkrüge ansichtig ward, schob sie den levantinischen Trank von sich ab, gegen Musjé Weitsel hin, nickte ihrem verkappten Schäfer Montan mit holdseliger Gebärde zu, und da ihm das Ausleihen des grauen Gräßeloses zur heißen Milch oblag, wandte sie ihre Rede an ihn:

„Ein wenig von dem Eurigen, Mijnheer, wenn ich so frei sein darf und es fordern.“

Er antwortete mit dem galantesten Schnörkel, den er in seinem holländischen Sprachschacke eben fand, füllte ihr seinen erd- und eigentümlichen Steingutbecher, den er sich aus dem mütterlichen Eckschrank mit in die Kaufmannslehre genommen hatte, und trank, in der schönen Verwirrung seiner Seele, Daphnens Kaffee-tasse leer. Jetzt hatte er sein Gedicht wahrhaftig schon halbwegs fertig im Kopfe, und es machte sich. Ja, es machte sich allen Umständen ganz vortrefflich in der Opischen Nachahmung:

„Ambrosiens süßes Korn  
 für Weis' Restaurant,  
 Dies Lauscher, Tapfner macht  
 Montan im Dreyen Kranz!  
 Der Straße laßt' Weitsel  
 Tes Koffers Kammergut  
 Sei unter Eiese Bild — —“

„Vergesse! Er mir nicht, zu Ultimo hujus die Abrechnung von Bradfiel & Co. einzufordern, Weitsel, und mir pünktlichst darüber zu berichten,“ sagte des Prinzipals sonore Stimme in das eifrige Muzengestülter hinein, und der hochbeinige Pegasus warf seinen Reiter ab. Ohm gab das bekannte Reichen mit den Augen; der verunglückte Dichter erhob sich, Kasperken, nachdem er seinen Napf noch fleißig ausgeharrt, tat das nämliche, sie machten ihre desozierten Krastfäße zum Abschied auf einige Wunden und verzogen sich ins Kontor hinaus. Engel gedachte es gleichfalls, aus Rücksichtnahme, kurz mit dem Verwohl zu machen; doch Ohm Daniel hatte jedes ihrer Kleinen auf ein Knie gehalten und ließ sie reiten:

„Jut, jut, na'r Mästen,  
 Wreite up' er gehen.  
 Jantje up' er dunsten Koh,  
 Jut, jut, jut, na'r Mästen to!“ —

und der Hausherr redete sie an:

„Von Ihrem Herrn Vater habe ich mir noch nichts berichten lassen, Demoiselle, und die wenigen Minuten bis zu untrer notwendigen Abreise —“

„Gehört sie mir an, Gerd, ja, ja, ja — das geht nicht anders!“ Die Mutter zog Engels Arm flugs in den ihren und wirbelte sie ohne Umstände mit sich selber zur Tür hinaus. „Kind, wegen Ihrem Herren Papa schreibt Sie uns bei nächster Gelegenheit ein Briefchen und gibt's Ohm in Kommission oder dem Narren, dem Weitsel — laß Sie sich den Klauenmacher und Klapps nicht zu nah kommen, Kind — er ist just so weichlich als wie 'n schlechtestopptes Dunentliffen! — und ist muß ich Sie dem Gesinde als meine Stellvertretung präsentieren und Ihr geschwinde zeigen, wo die Scheldegerie liegt und Mehl und Buchweizenkrüge. Sieht Sie: hier in der Kammer, in den offenen Säcken, und da drin ist der Koffee, davon braucht Sie gut zwei Lot für den großen Pott und vom Tee so viel, wie Sie zwischen Ihre fünf Finger kriegt. Das ist holländischer Tee; daß Sie mir ja und ja den Kamister verschlossen hält, und den Kandis, den muß Sie vor Metta wahren; Beschnagrete ist nicht für die Süßigkeit. So, ist hier herein. Sieht Sie die helle Mettwurzel im Rauch hängen und die Schinken? Die sind für den Tisch; bloß die zwei Bedienter, die kriegen von der Muzwurzel; jeder einen Fingerbreit rind herum zum Brot, und die

Mettwurzel, die ist für Harm und den Körper und die Deerns in der Küche! — Hat Sie wohl-verstanden, meine Liebe?“

„Sehr wohl, Mevrouw, danke für die Belehrung. Und wo find' ich das Hausstinnen und das töpferne Gut für den Tisch?“

„Ja, das kommt gleich an die Reihe, Kind; erst muß ich Ihr noch sagen, daß Sie den gestoßenen Pfeffer halb mit Roggenmehl vermengen



„Dass Sie mir ja und ja das kostbare Schrankzeug selbst abstaubt, und die schmutzige Wäsche läßt Sie sich vor Ihren Augen von Metta in die Wasje zählen.“

muß, damit daß er Ohm bedämmlich bleibt, aber das wird mir nicht ausgeplaudert, hört Sie wohl? So, ist nach oben an die Schränke. Daß Sie mir ja und ja das kostbare Schrankzeug selbst abstaubt, und die schmutzige Wäsche läßt Sie sich vor Ihren Augen von Metta in die Wasje zählen. Die von den Bedientern und den Leuten wird mit der grünen Seife eingestrichelt; die gelbe ist für die Herrschaft. Auf dem Hausstinnen findet Sie's bei jeder Sorte fein vermerkt, wozu es dienet, damit es keinen Kohl damit gibt. — Ist Ihr igt alles in die Begriffe gegangen, meine Gute? — Halt, daß ich's nicht verschweige! Sie logiert sich mit Ihren Kleinen in die Kammer beim großen Saal, und die Hintertube aptiert Sie für die Wichtigen zum Spielen, außer dem Essen. Sie ist nun über alles geseht, und wer Ihr etwa ein schiefes Maul zieht von den Mägen, der schlag' Sie getross eine Schelle hinter's Ohr. Wegen den Mannleuten und dem Getränke adressiert Sie sich an Ohm Daniel; der wird als ein Vater für Sie einstehen. — Poh! Da schlägt's neun! Ist noch schleunig das Geschirre und das Gefinde!“

VI

Musjé Weitsel hatte sich, zu kräftiger Unterstützung seiner Nase, eine praktische Einrichtung eronnen, eine Leuchte, um seinen Alexandrinern und Perametern den richtigen Weg aus dem Stern auf Konzept- oder Lütenpapier zu weisen. Beim Fadenlichten des dampfenden Trankeisels hatte das seme Schwierigkeiten, und deshalb erfand der Genius des Glückshauses etwas Feineres. Er tat sich einen ausgeleerten Senfstopf beiseite, hielt Kasperken, unter Angelobung menschenwürdiger Behandlung, dazu an, fleißig die dickehenden Tropfengebirge von den Talgkernen abzutropfen und auf etwelche Stümpchen in den Tüllen Jagd zu machen. Sodann zog er Metta, die Hausmagd, ins Vertrauen. Sie schmolz den erbeulerten Talg um den festgedrehten Docht aus altem Stopfgarn im Senfstopf und band ein Endchen Zuckerstrid um dessen gewulsteten Rand.



Er bob Jantje auf den Söller in der Kusnacht und fragte ihn aus

Trefflich konnte man diese Leuchte an den krummen Nagel im verschwiegenen Innern der Schlafsoje hängen, und brannte der Dacht zu tief in den Senfhafen hinein, so sorgten die zwei Getreuen für neue Zufuhr, zumal der nächtliche Dichter ihnen goldne Berge versah und Anteil an den Früchten der Drucklegung und Vertreibung seiner Unschlittpoesie.

So lag er denn auch, fast vier Wochen nach Demoiselle Engels unvermutetem Einzuge ins Fischshaus, wieder einmal zwischen den blaurot



Er dehnte sich lang in die Kissen und las sein Werk mit Stolz

gewürfelten Rissen seiner Nase und hielt, zähen Sinnes, Zweisprach mit Apollo, Rasperken, der seine geräumige Kagerstatt teilte, schlief in Frieden, gegen die Wand gedrückt, und dem Wachenden rollten in dieser tiefen Stille Gedanken und Versmaße hin und her durchs Hirn. Er wollte und mußte die „Nulbgestalt“ bejagen, die aus dem ernsthaften Hause eine Wohnung schelmischer Peiterleit machte, seit er, der Dichter, ihr die beruhigende väterliche Nachricht, verbrieft und versiegelt und aus dem Rheinischen datiert, gestern überreicht hatte. — Daphne? O nein, sie war längst mehr und Besseres als das Schäfermädchen: eine Charitin — eine Göttin!

Der stumpfe Stift schrieb und schrieb; höchst feuergefährlich schwankte der vom Hals herabgenommene Senfhafen auf dem schweren Federstäbchen, da stasperierte sich im Traum zu wälzen begann, die Mäuse piffen und raschelten im Bettstroh des Dichtersjünglings, und viele Male hauchte er sich gegen die flammenden Finger, ehe er sein Opus im reinen hatte; denn draußen froh es zur Veränderung wieder nach Tauen und Regnen.

Endlich dehnte er sich lang in die Kissen, hielt den Senfstopf gemächlich fest und las sein Werk mit Stolz. Kein Schätzerpiel in Alexandrinern für dieses Mal. Mythologie in wuchtigen Hexametern, mit saurer Mähe von allen zehn Fingern abklaviert und Griechisch- und Römeryötter genial zusammengemworfen:

„Juno entflucht dem Olymp, weilt dem Sohne mit finsterner  
Welcher Deschäkos benannt, auch Vulkanus, zu ihrem Ver-  
händnis;  
Wäset Vesturen zurück, den gefälligen Östern und Bruder,  
Ihr zu behüten das Heim, und zum Östern der stolzen Varen  
Hauwäches Herr, unter Veners roten Feuer geteilt,  
Veners, welche, umwädelnd von reizend erlöschenden Amoren,  
Herrichtet mit lachelnder Huld und wandelt zu Wästern die  
Elouen.  
Also, daß die Welt möchten mit papirischen Klammern ent-  
brennen.  
Wohlten Cupidinem folgen, dem Christen aller Amoren.  
Wohlten sich neckeln in Veners Küssen gleich schuldenden  
Touernern!  
Ha! wie es pocht in den Kosen, das Herz! Tod ihr Wänschen  
ist eitel!  
Also entwädeln die Tage geschwund in ambrösischer Süßheit!  
Weißt noch fern, ihr Entschästen, vortreibt und nicht Veners  
schönste;  
Kasset das Herz sich ergehen zu wärllicher Wohlthat des  
Zedoo!“

Der unsterbliche Homer sowohl wie der lebende Vorde Klopstock und sein Freund, der eutinische Hofrat, würden sich die Haare zweifelsobne gerauft haben ob des schrecklichen Stoppelhopsens der willkürlichen Trochäen und Daktylen, ob der Declination und der schlecht einschneidenden Cäsuren. Aber ein herrlich wahrer und hübscher Hexameter fand sich dennoch gegen den Schluß des bombastischen Gebrüddels hin:

„Also entwädeln die Tage geschwund in ambrösischer Süßheit!“

Wer weiß, ob das alte Haus schon jemals solch heitere Zeiten erlebt hatte, wie die jetzigen unter Demoiselle Engels Regiment, in den wechselvollen Winterwochen, die schon allgemach dem Venze entgegenwuchsen?

Am Vormittage, nachdem Hausherr und Hausfrau abgefahren, war sie schnurstracks in die Küche gegangen, hatte den beiden Mägden, der selbstherrlichen Geschnagrete am Herd und der rotarmigen Jungfer Metta vom Bejen die Hand gereicht, für alle Ecken, Winkel und Gefasse ein aufrichtiges Interesse bewiesen und in gebrochenem Deutsch gebeten: „Ihr Guten, wollt ihr mich anweisen? Mir ist euer Landesbrauch fremd.“

Kein Wort von Herrin, nichts von Stellvertretung. Sie begehrt zu lernen, und auf diese Art kam's, daß die Dienenden sich ihr unters Joch beugten, ohne die Beschwär zu verpüren, und daß ihre Klugheit in aller freundlichen Demut Herrscherin ward.

Solch eine treuherzige und hübsche kleine Mamsell, der tat man wohl gern den Willen, zumal sie nicht kommandierte, schnauzte und Schellen aussteilte, wenn's da und dort verquer ging, sondern lächelnd ersuchte und selbst mit anpackte, um die Duerheit grad zu rücken. Auch des Plattdeutschen bemächtigte sich ihre geschickte Junge im Nu, und sie wußte das Wasseleisen vortrefflich zu handhaben und holte die alte Bombesjespanne zu öfterem Gebrauch aus der Voltierkammer in die Küche. Dann, als die Mägde, samt dem Küper und Harn, ihr wohlgeuogen waren, hatte sie urplötzlich ein paar stille, nachdenkliche Tage und wollte nicht hervorkommen, da Madame Terhellen und Demoiselle Olive ihr, aus guter Absicht und Neugier, einen Besuch zu früher Stunde abstatleten. Obm Daniel mußte statt ihrer vom Kontor in die Wohnstube hinuntertreten und die eleganten Modedamen ein Viertelständchen divertieren.

„Scharmant! Aufs höchste scharmant und wohlgezogen — durchaus nicht wie eines Detailisten Tochter — und alles gedeiht ihr unter den Händen!“ sagte der alte Herr zum Lobe der Unsichtbaren, und machte seine geehrten Besucherinnen auf die Blumenstöcke in der Auslicht aufmerksam. Die hatte seine rasche und ungeduldige Schwester nie zurechtgetriegt, und jetzt standen sie in kräftigem Grün. Die Kallepie, die an der Mauer emporkroch, öffnete ihre honigreichen Wachsbütten; die Pantoffelblumen hatten ihre braungebackten Schuhchen in ganzen Wädeln am Stengel aufgesteckt, und die Pelargonien leuchteten tiefrosa und weißlich, von dunkeln Purpur überflammt. Sogar die Amargolis trieb, und auf den Tulpenkeimen und denen der späteren Onazintben, die viel zu lange im Keller geschmachtet hatten, standen weiße Schuklütten. Die Sonne guckte fröhlich herein, und sieh, da öffnete sich die Tür ein Spältchen weit, — das war der kleine Nijnbeer Jantje mit der Schiefertafel unterm Arm und dem Griffel im Häuschen, denn er arbeitete drohen im Kontor mit den großen Nijnbeers um die Wette.

„Komm, Chm!“ bat er, und Chm hieß ihn guten Tag sagen und artig zwischen seinen Knien bleiben, bis die fremden Damen ihr Gläschen spanisches Wein ausgenippt und die aufgetrockneten Wäffeln verpfeift haben würden, die Mamsell Engelle ihnen soeben hereingeschickt hatte. „Mit freudlichem Dank für die Ehre, aber Mamsell wäre noch nicht in Meidern, wegen dem Wäschweinsteden,“ vermeldete Metta, und ein wenig enttäuscht wandelten die Herrschaften wieder von hinnen.

Engel stand hinten in der halbdunkeln Wäschküche an der Balje und steckte die herrschaftliche Wäsche mit der gelben Seife ein, während Geich-

magrete das mindere Zeug und die grüne Seife handhabte und Klein-Greetje munter zwischen den zwei Fleißigen hin und her trippelte, ihre Lappendocke an sich gedrückt.

Ganz schweigsam war Mamsell Engelle. Ihr Gesicht sah ein bißchen blässer und länger als gewöhnlich; vielleicht machte es auch die grünliche Dämmerung durch die blinden Augenscheibchen der Wäschküche und die Spitze, die so tief in die weiße Stirn hing. Sonst hatte Mamsell immer bei der Arbeit gesungen wie eine Lerche, heute kam kein Ton über die zusammengepreßten Lippen.

Als sie mit ihrer Arbeit fertig war und ihren Anzug frisch geordnet hatte, nahm sie das Kleine auf den Arm, bettete es zu seinem Mittagsschläfchen, wie alle Tage, in den großen, kissengefüllten Wäschkorb beim warmen Ofen der Pinterstube und setzte sich an den Schreibfretär zwischen den Fenstern. Von der Tür her hörte sie das zärtliche Rauschen von Rasperlens beiden Turletauben im Holzbauer; der Rosmarinstock in einem und die Meilisse im andern Fenster, rechts und links von ihr, dufteten herb und kräftig, und dumpf drang das laute Liden der Hausuhr zu ihr herein. Dann und wann ging die Tür; die Hausglocke klingelte, und Schritte stapften treppauf zum Kontor oder die gewundene Küvertreppe hinan auf die Wärendböden. Einmal klopfte es sogar bei ihr, und Nussjü Weisfel erschien mit errotenden Wangen, lieferte ihr einen Brief ihres Vaters ab und einen verschicherten Zettel, der Gerhard's Schrift und ihren Namen trug, und dienerte und floakelte noch eine ganze Weile, ehe er sich wieder empfahl.

Zwischen den Briefschasten lag ein abgeriffenes Papierstreifen, wie zufällig darunter geraten. Es enthielt einen Vers, in lateinischen Buchstaben geprentelt, und die Zeile war noch feucht.



Engel stand in der Wäschküche und steckte die herrschaftliche Wäsche mit der gelben Seife ein.

Engel nahm es und las langsam Wort für Wort. Ihre gefaltete Stirn glättete sich, die feinen Nasenflügel begannen zu bebem; nun lösten sich die zusammengepreßten Lippen zum Lächeln voneinander, und da waren die allerliebsten Gläschen unter den tief eingelassenen Mundwinkeln:

Amoren läntelen,  
Mein Herz erndelt nicht —  
Fich sagt es thro heraus  
In zero Anspiel!  
Fet bekante Anonanzus.  
(Fortsetzung folgt)



H. von Dreyer

Symeon Suchmann

Im Repräsentationssaal der Grossen Berliner Kunstausstellung  
Nach einer Zeichnung von Edward Cucuel

## Mineralwasserkuren

Die Mineralwässer gehören zu den ältesten Heilmitteln der Menschheit. Nicht nur in den Kulturländern des Altertums genossen die Mineralquellen die größte Wertschätzung, die sich in dem zahlreichen Besuch, der Erbauung von Heiligthümern und der Errichtung von Heilvorkätern ausdrückt, sondern auch unsere heutigen Naturvölker bedienen sich der heilbringenden Wässer, denen sie für die Befundung durch Verehrung und Opfergaben ihren Dank sollen. Was für die Gegenwart gilt, darf zweifellos auch für die Vorzeit angenommen werden. Trotz aller Wandlungen in den wissenschaftlichen Anschauungen, trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der Heilkunde haben sich die Mineralquellen ihr hohes Ansehen bewahrt. Zwar ist der Glaube an die Brunnengeister geschwunden, die in ihnen als Ausfluß des inneren Erblebens walten sollten, aber was ihnen an geheimnisvollen Wirkungen verloren gegangen ist, ist ihnen durch die sichtigende Forschung ersetzt worden.

Die Mineralwässer zeichnen sich vor den gewöhnlichen Quellwässern durch den Gehalt an solchen Stoffen aus, die in den letzteren überhaupt nicht oder nur in sehr geringen Mengen vertreten sind. An Gasen enthalten die Mineralquellen hauptsächlich Kohlenäure und Schwefelwasserstoff und daneben Sauerstoff und Stickstoff. An sonstigen chemischen Bestandteilen finden sich gelöst in den Mineralwässern vor: Kochsalz, schwefelsaure Salze, wie Glaubersalz und Bittersalz, kohlensaure Alkalien, wie kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, kohlensaurer Magnesia, sodann kohlensaures und schwefelsaures Eisenoxydul, ferner Arsen, Jod und Brom, denen sich noch in kleineren Mengen eine ganze Anzahl anderer, wie Lithion, Kieselsäure, Phosphorsäure, Salpetersäure, Fluor und Chlor anreihen. Woher stammen alle diese Stoffe? Auf welchem Wege in die Tiefe belabert sich das atmosphärische Wasser schon in den oberflächlichen Schichten mit Kohlenäure, die von den verwehenden organischen Substanzen abgegeben wird. Durch die Aufnahme von Kohlenäure aber gewinnt das Wasser an setzbarer Kraft, so daß es die von ihm bespülten kohlensauren Gesteine stark auflöst und sich von neuem mit Kohlenäure bereichert. Außerdem kann es auf unterirdische Ansammlungen von gasförmiger Kohlenäure treffen, von der es ebenfalls Teile wegführt. Eines ebenso vielfältigen Ursprungs kann der Schwefelwasserstoff sein. Wenn beispielsweise Wasser, in dem Gips gelöst ist, der beinahe ausschließlich aus Schwefelwasserstoff besteht, in bituminöse Schichten einströmt, so verbindet sich hier die vorhandene Kohlenäure mit dem Kalk einerseits zu kohlensaurem Kalk, andererseits entsteht Schwefelwasserstoff. In anderen Fällen handelt es sich wieder um eine einfache Auflösung und Auslaugung fertig gebildeter Salze. Wasser, das ein Kochsalzlager durchfließt, löst das Kochsalz auf und tritt als Sole zu Tage. Es genügt aber auch schon, daß Wasser kristallinische Gesteine berührt, deren zwar unbedeutende, aber zahlreiche Kochsalzeinschlüsse es auslaugt und mit sich führt. Durchfließt das Wasser zerstücktes Gestein mit schwefelsauren Salzen, so entstehen Bitterwässer. Endlich vermag kohlensäurereiches Wasser kohlensauren Kalk und kohlensaures Eisenoxydul durch Umwandlung in doppeltkohlensaure Salze zu lösen und sie dann auch gelöst zu erhalten. Je länger der Weg ist, den das Wasser bis zur Austrittsstelle zurücklegt, mit je verschiedenen Schichten und Gesteinsarten es in Berührung gerät, desto mannigfachere Stoffe wird es in sich aufnehmen, und desto vielfältiger werden die chemischen Prozesse sein, die sich bei der Festhaltung, dem Austausch und der Umsetzung der einzelnen Stoffe abspielen. Namentlich hat aber der berühmte Wiener Geologe Suez noch auf eine andere Entstehungsweise der Mineralquellen aufmerksam gemacht, die bisher nicht in Betracht gezogen worden ist. Er verlegt den Ursprung der Mineralquellen oberhalb der von den Quellen mit hohen Temperaturen nicht in die oberflächlichen Schichten der Erdkruste, sondern in das Gebirge. Er stützt sich dabei unter anderem auf den Karlsbader Sprudel, der beinahe ausschließlich aus Kalk, Natrium und Kohlenäure ist und eine Temperatur von 73,8 Grad Celsius besitzt. Der Sprudel bringt alljährlich fast 6 Millionen Kilogramm fester Bestandteile mit sich heraus. Entnähmen diese ausschließlich den oberflächlichen Schichten der Erde, so müßten sich von der Zeit an, wo wir die Quelle kennen, Hohlräume von einer Million Kubikmeter Größe gebildet haben. Auf derartige Hohlräume weisen aber keinerlei Anzeichen hin. Den Wasserreichtum und die Temperaturhöhe

des Karlsbader Sprudels erklärte man bisher mit der Annahme, daß das auf das Erzgebirge fallende atmosphärische Wasser niederstürzt, sich dabei erwärmt und nun in Karlsbad, Teplitz und benachbarten Bädern entspringt. Aber auch hiergegen erwachsen begründete Bedenken. Würde der Sprudel von dem Oberflächwasser des Erzgebirges gespeist, so müßte die Jahreszeit, die Sommerzeit und die Schneeschmelze in der Stärke des Sprudels ihre Niederschlagswirkung äußern. Das ist aber nicht der Fall. Da man ferner auf je 100 Meter, die man in die Erdkruste eindringt, eine Wärmehöhe von 3 Grad Celsius rechnet, so muß das Wasser des Karlsbader Sprudels bei einer Temperatur von 73,8 Grad Celsius aus 2400 Metern Tiefe stammen. Nun hat aber das Erzgebirge nur eine Höhe von gegen 1000 Metern, und Karlsbad selbst liegt 974 Meter über dem Meere. Auf Grund dieser nach der bisherigen Auffassung unerklärlichen Widersprüche, sowie unter Veranziehung der Beobachtungen an Vulkanen, kommt daher Suez zu dem Schluß, daß aus dem feuerflüssigen Erdinneren durch Spalten Dämpfe von Wasser und chemischen Stoffen aufsteigen, die sich abkühlen, verdichten, niederschlagen und miteinander verbinden und schließlich als Mineralquellen an die Oberfläche treten. Tiefe Entstehungsweise, für deren Richtigkeit vieles spricht, würde dann sowohl auf die Eigenartigkeit der Zusammensetzung zahlreicher Mineralwässer als auch auf ihre Wirksamkeit ein aufsehendes Licht werfen.

Nach den Hauptbestandteilen ordnet man die Mineralquellen zu gewissen Gruppen und entnimmt ihnen zugleich ihre Verwendung bei den verschiedenen Krankheitsformen, wie sie sich durch die wissenschaftliche Forschung und vielfältige Erfahrung erprobt und bewährt hat. In den Kochsalzquellen überwiegt das Kochsalz, zu dem sich dann noch kohlensaure Erdsalze und schwefelsaure Alkalien gesellen. Da der Salzgehalt vornehmlich auf die Löslichkeit der Schleimhäute einwirkt und die Gesamternährung hebt und fördert, so benutzt man Kochsalzquellen bei Nahrungsmangel des Magens und des Darms, Ernährungsstörungen, Strophulose und Eitrungen des Blutkreislaufes in den Unterleibsorganen. Noch bedeutender ist der Gehalt an Kochsalz in den Solquellen. Sie eignen sich besonders außer für die genannten Krankheiten für Blutarumt, Knochenkrankheiten, Rheumatismus und Gicht. Die Bitterwässer und Glaubersalzwässer, deren wesentliche Bestandteile schwefelsaure Magnesia und schwefelsaures Natron sind, wirken entschieden auf den Ernährungsinstand des Körpers und werden daher mit vorzüglichem Erfolge bei Entfettungskuren angewendet. Die alkalischen Quellen zerfallen in verschiedene Unterabteilungen. Die einfachsten alkalischen Wässer oder alkalischen Säuerlinge mit einem großen Gehalt an kohlensaurem Natron und freier Kohlenäure leisten die besten Dienste bei chronischen Magenkatarrhen, Gallensteinen, Nierensteinen und Nierensteinen. Die alkalisch-sulfidischen Säuerlinge, die außer kohlensaurem Natron auch Kochsalz enthalten, lösen den Schleim in den Luftwegen auf und befördern ihn heraus, regen ferner die Verdauung an und werden gebraucht bei chronischen Katarrhen der Luftwege, sowie des Verdauungsapparats. Die erdigen Mineralwässer oder Kalkwässer zeichnen sich durch ihren Gehalt an kohlensaurem, schwefelsaurem und phosphorsaurem Kalk aus und genießen einen anerkannten Ruf bei entzündlichen Prozessen der Harnorgane. Die Schwefelwässer, denen ein Geruch nach Schwefelwasserstoff eigentümlich ist und die löslichen Schwefelmetalle enthalten, verursachen einen reichlichen Herfall der roten Blutkörperchen im Gebiet der Pfortader und der Leber, da sich der Schwefelwasserstoff mit dem Eisen der Blutkörperchen verbindet. Ihre hauptsächlichste Anwendung erfindet sich daher auf Blutandrang und übermäßige Blutfülle, störenden Blutumlauf im Pfortaderstamm und Leberanschwellungen. Die Eisenwässer bilden das Gegenstück zu den Schwefelwässern. Sie bringen insoweit ihres Gehaltes an kohlensaurem Eisenoxydul eine lebhaftere Verneuerung der roten Blutkörperchen mit sich und sind daher sehr wertvoll bei Blutarumt und Blutsucht, sowie, da sie zum Teil auch reich an der erstickenden Kohlenäure sind, bei Nervenleiden verschiedener Art. Die Jodquellen, die neben Jod kohlensaures und schwefelsaures Natron und Kochsalz enthalten, zeitigen günstige Erfolge bei chronischen Hautkrankheiten, Nachwirkungen von gewissen Infektionskrankheiten und Strophulose. In neuerer Zeit haben dann auch die Lithion- und die Arsenquellen die Aufmerksamkeit in verstärkter Weise auf sich gelenkt. Beide Mineralwässer enthalten außer den Bestandteilen, nach denen sie benannt werden, noch andere Stoffe, und zwar die Lithion-

quellen vielfach Kochsalz und die Arsenquellen Eisen. Einige Salze des Lithions lösen die Harnsäure kräftig auf, und man braucht daher die Lithionquellen namentlich gegen Gicht und Gichtkranken. Die Arsenquellen, von denen nur sehr geringe Mengen bei vollem Magen getrunken werden, sind von gutem Nutzen bei Hautkrankheiten, Schwellungen der Lymphdrüsen, eingezeuelter Malaria, ferner bei englischer Krankheit, chronischem Rheumatismus und Migräne.

Den technischen Fortschritten unserer Zeit ist es gelungen, künstliche Mineralwässer von genauer Zusammensetzung herzustellen, und so ist denn wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß die künstlichen Mineralwässer nicht nur den natürlichen völlig gleich zu erachten, sondern sogar diesen in gewissen Beziehungen überlegen wären. Man hat darauf hingewiesen, daß die natürlichen Mineralwässer in dem Gehalt ihrer Bestandteile Schwankungen unterworfen seien und zudem gewisse Stoffe verschiedentlich unerwünschte Nebenwirkungen hervorbrächten. So bestehend diese Begründung auf den ersten Blick erscheinen mag, so sieht sie dennoch nicht auf festem Boden. Zunächst ist dagegen einzuwenden, daß die Mineralwässer durchaus nicht bloße einfache chemische Präparate darstellen. Mögen nun die Mineralquellen ihren Gehalt an den verschiedenen Stoffen dem Umstand verdanken, daß das Wasser diese Stoffe den oberflächlichen Erdschichten entnimmt, sie umsetzt und umwandelt, oder mögen nach der Theorie von Suez aus dem Erdinneren aufsteigende Dämpfe zu der eigenartigen Beschaffenheit der Mineralwässer beitragen, auf jeden Fall vollziehen sich bei ihrer Bildung so vielfache und verwickelte Prozesse, daß wir sie in der Apotheke oder in der Fabrik nicht vollständig nachzuahmen im Stande sind. Daß sich hier noch Vorgänge abspielen, die uns unbekannt sind, dafür spricht unter anderem die sonderbare Verbindung von schwefelsaurem Natron und schwefelsaurem Magnesia mit kohlensaurem Natron und die Zusammenstellung von Kochsalz und schwefelsaurem Kalk in einem und demselben Mineralwasser. Auch die unbefriedigende Heilerfolge bestätigen diese Auffassung. So sind, wie schon erwähnt, die erdigen Quellen von anerkannter Wirkung bei chronischen Entzündungen gewisser Organe, aber morau! dieser befördernde Einfluß zurückzuführen ist und welcher Art die feineren Einzelheiten sind, die das Gesamtergebnis bedingen, läßt sich bis jetzt nicht angeben. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Eisenwässern. Es ist durchaus gesichert, daß das Eisen die Blutbildung hebt und das beste Bekämpfungsmittel der Blutsucht ist. Wer in Schwelbäch täglich ein halbes oder dreiviertel Liter „Stahlbrunnen“ trinkt, führt dadurch seinem Körper nicht mehr als 0,02 bis 0,03 Gramm metallisches Eisen zu, und beim „Weinbrunnen“ sogar nur 0,015 bis 0,025 Gramm. In vier Wochen beläuft sich der Betrag an Eisen auf rund 0,5 Gramm. Würde diese Gabe als Eisenmedikament in Form von Pillen oder Pulvern gereicht, so wäre erfahrungsgemäß an einem Erfolg nicht zu denken. Es werden daher auch bei Pillen und Pulvern erheblich größere Gaben verabreicht. Bei den natürlichen Eisenwässern dagegen sind die kleinen in ihnen enthaltenen Eisenmengen völlig ausreichend. — Auch die Beobachtung deutet auf eine besondere Eigenart der wirksamen Stoffe der Mineralquellen hin, daß die übermäßige Jufuhr von Quellwasser durchaus keine schnelleren und tiefer gehenden Wirkungen mit sich bringt. Vielmehr führt ein durch die Erfahrung erprobtes, bestimmtes Maß am besten zum Ziel. Schließlich enthalten die Mineralquellen durchgängig nicht nur einen einzigen chemischen Bestandteil, sondern neben diesem Hauptbestandteil noch mehrere andere, die sich oftmals allerdings nur in Spuren vorfinden oder sich durch die Analyse wohl gar nicht nachweisen lassen. Und doch ist die Gegenwart dieser kleinsten Mengen nicht belanglos. Denn man hat längst ermittelt, daß, wenn ganz kleine Gaben von verschiedenen Arzneistoffen miteinander vereinigt sind, sie noch besser wirken als eine große Gabe eines einzigen Stoffes. Zusammenfassend darf daher gesagt werden, daß in den Mineralquellen die wirksamen Bestandteile in einer solchen Form und Verbindung vorhanden sind, wie sie für die Aufnahme und Verwendung im Körper am geeignetsten und günstigsten sind. In der großen Mehrzahl der Fälle können daher die natürlichen Mineralwässer durch künstliche nicht völlig gleichwertig ersetzt werden.

Eine andere Frage ist die, ob es nötig ist, die Mineralwässer an den Kurorten zu trinken, oder ob man sie mit der gleichen Aussicht auf befriedigenden Erfolg auch in seinem Heim gebrauchen kann. Die Antwort richtet sich nach der Art des Mineralwassers, das angewendet wird. Zahlreiche Mineral-

wasser, wie die Bitterwasser, erleiden bei der Verbindung in Krügen und Flaschen keine Veränderung in ihrer Zusammensetzung, und insofern werden sie dabei denselben Nutzen bringen, als wenn sie an der Quelle getrunken werden. Andre dagegen, wie die Säuerlinge, Schwefelwasser und Eisenwasser, erfahren mehr oder weniger eingreifende Umsetzungen. Sehr leicht entweicht ein Teil der Kohlensäure und des Schwefelwasserstoffes. Tritt dann noch atmosphärische Luft ein, so erfolgt bei den Schwefelwässern eine Zersetzung. Neuerdings hat man in den Schwefelquellen einen leicht zerlegbaren Stoff aufgefunden, das Kohlenoxydhydrat. Dieses spaltet sich in dem veränderten Wasser in Schwefelwasserstoff und Kohlensäure. Daher sind beide in den Füllungen getrennt enthalten. Es ist nun aber nicht gleichgültig, ob der Schwefelwasserstoff in Verbindung mit dem Kohlenoxyd in den Körper aufgenommen wird und nun erst dort die Abspaltung vor sich geht, oder ob der Schwefelwasserstoff allein dem Organismus zugeführt wird. In dem ersteren Falle ist die Wirkung unzweifelbar um vieles stärker, und darum ist das Trinken der Schwefelwasser unmittelbar an der Quelle entschieden vorzuziehen. Noch weittragender können die Veränderungen bei den Eisenwässern sein. Entweicht aus länger lagernden Krügen Kohlensäure, so bildet sich einfach-kohlensaures Eisen, das ungelöst zu Boden sinkt. Dauert der Kohlensäureverlust längere Zeit an, so entsteht Eisenoxydhydrat, das in der überstehenden Flüssigkeit ebenfalls unlöslich ist. Man hat dann schließlich auf dem Boden des Gefäßes einen braunen, schmutzigen Eisensatz und darüber trübes Wasser. Wird der Bodensatz, was oftmals geschieht, nicht ausgeschüttelt, so trinkt der Leidende eisenfreies Wasser. Nicht man dagegen das ausge-schiedene Eisen weitlich durch Schütteln dem Wasser bei, so ist jetzt zwar in dem Glas Wasser ebenso viel Eisen als am Brunnen selbst, aber in einer ganz andern Form und Verteilung. Die Eisenbeimischung ähnelt nun einem medikamentösen Eisenpräparat und wirkt überhaupt nicht, weil seine Menge für diese Form der Darreichung allzu gering ist. Mineralwasser, die sich leicht verändern und zersetzen, sollten daher, wenn irgend angängig, in den Kurorten selbst getrunken werden.

Aber auch bei den nicht veränderlichen Mineralwässern ist zu beachten, daß es sich bei dem Gebrauch eines Mineralwassers nicht um die alleinige Anwendung dieses Heilmittels, sondern um eine planmäßige Heilmethode handelt. Zu der eignen Häuslichkeit stellen sich der zweckmäßigen Durchführung einer Mineralwasserkur die verschiedensten Hindernisse und Störungen entgegen. Ganz anders ist es aber in dem Kurort. Die Entrückung aus den beruflichen und häuslichen Ablenkungen, die Ortsveränderung, der Aufenthalt in freier, frischer Luft, die Verteilung von Ruhe und Bewegung, die Regelung der Diät, das alles wirkt bei der Erzielung des Heilerfolges bestimmend zusammen. In dem Kurort steht der Leidende gleichsam unter einer ständigen Ueberwachung des Arztes; er lebt nach den ihm gegebenen Vorschriften und Verhaltensmaßregeln ausschließlich seiner Kur. Und dabei ist die Einhaltung der Bestimmungen außerordentlich erleichtert. Das ganze Leben in den Kurorten ist auf die jeweilig üblichen Heilmethoden zugeschnitten. Die Gesamtheit der Kurgäste beobachtet ein und dasselbe Regime, und schon die bloße Macht der Nachahmung zwingt den Genesung-suchenden, sich in die aufgestellten Vorschriften und erforderlichen Maßnahmen einzufügen und ihnen ohne Ueberwindung nachzukommen. Wer es dabei erndöglichen kann, soll eine Mineralwasserkur an der Quelle gebrauchen. Die Vorbedingungen zur Kräftigung und zur Wiedererlangung der Gesundheit sind hier die günstigsten. Die Natur hat sich von neuem mit frischem, freudigen Grün geschmückt, wohligh wehen die Lüfte, und rauschend sprudeln die Quellen. Daher eile, wer frei werden will von Leiden und Gebrechen, zu den genesungverheißenden laubumkränzten Baumreihen!

R. H. Müller

**Aber morgen!**

Heute noch nicht — aber morgen  
Atmen wir in Trübenluft,  
Und durch strapazierende Luft  
Fliegen Leide, süße Sorgen.  
Lieder schlafen noch verborgen  
Tief in mir, wie Schneegedeck,  
Wie der Südwind sanft sie weckt,  
Heute noch nicht — aber morgen.  
Sag, was soll' ich mit den Sorgen?  
Unter hellem Sonnenchein  
Fahr' ich ja ins Glück hinein,  
Heute noch nicht — aber morgen!

© C. K. Müller



Steigung an der Aiguille de la Za

**Alpine Technik**

Von Maud Wundt

Wie können Hochgebirgssteigen von der Schroffen, scheinbar völlig unabharen Gestalt einer Jungfrau, eines Matterhorn's bezwungen werden, wie ist es überhaupt möglich, an solchen Felsen und Eiswänden emporzuklimmen — wird dabei den Befehlen der Schwere nicht völlig Dohn gesprochen? Diese Fragen drängen sich dem Nicht-bergssteiger immer wieder auf, wenn er sich den Klippen des Hochgebirges von Angesicht zu Angesicht gegenüber befindet, und bei der zunehmenden Verbreitung des Alpinismus, bei der Bedeutung, die er für die körperliche und seelische Erholung unserer nervösen Generation immer mehr gewinnt, ist es gewiß auch von allgemeinem Interesse, einen Blick auf die verschiedenen Lagen zu tun, in die der Bergsteiger kommt, der allein und ungesellen seinem Sport dort oben nachgeht, ihn bei seinem persönlichen Tun und Treiben zu beobachten, die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen er sich befindet, die Grund-sätze, nach denen er handelt.

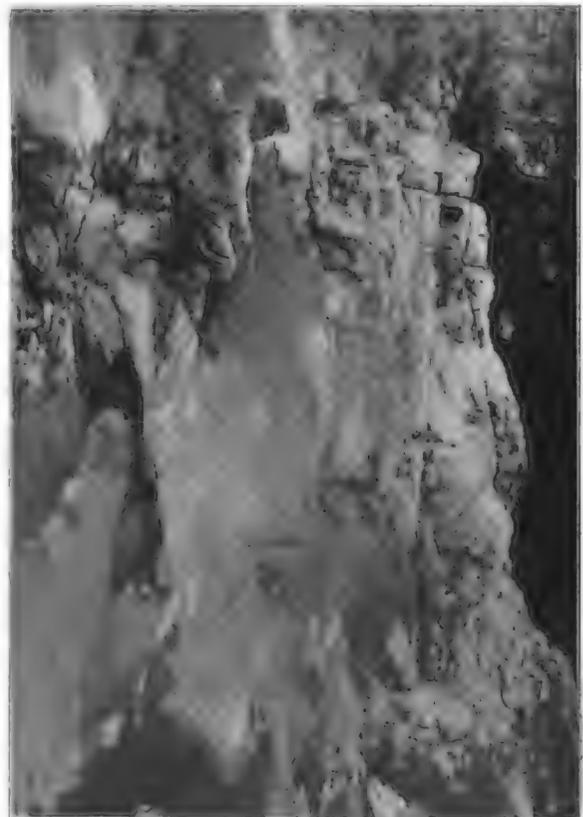
Wir können uns dabei mit besonderem Vorteil der Photographie bedienen, die es naturgemäß sehr viel besser ermöglicht, eine klare Gesamtvorstellung aller gleichzeitig in Betracht kommenden Verhältnisse zu geben, als das gesprochene oder geschriebene Wort. Einen Nachteil freilich hat die bildliche Darstellung: der Mangel an genügender Plastik, der der Photographie, sofern sie nicht stereoskopische Bilder liefern kann, anhaftet, und der Umstand, daß sie dort oben nur verhältnismäßig kleine Ausschnitte zu geben im stande ist, bringen es mit sich, daß die dargestellten Situationen vielfach schwieriger ausfallen, als sie in Wirklichkeit sind oder wenigstens dem in Tätigkeit befindlichen Bergsteiger erscheinen.

Schon die Tatsache, daß solche „halsbrecherischen“ Situationen photographisch festgehalten werden können, weist darauf hin, daß die Sache keineswegs so schlimm ist, denn die Aufnahme eines Bildes erfordert zum mindesten eine geschickte Aufstellung, die, vom Gesichtspunkt des Kletterers betrachtet, einen Ruhepunkt

bildet. Solche Ruhepunkte aber, auf denen der Körper in normaler Lage stehen oder sitzen kann und sich somit in völliger Sicherheit befindet, sind, wenigstens bei Felspartien und wenn man von den allerhöchsten Ausnahmefällen abliest, überall verhältnismäßig zahlreich vorhanden, und Passagen, die auf eine Entfernung von 20 bis 30 Metern dem Körper keinen Ruhepunkt gewähren, sondern in einem Zuge erklettert werden müssen, gehören zu den größten

Seltenheiten. Schon hieraus ergibt sich, daß, wenn mehrere Personen durch ein Seil von dieser Länge miteinander verbunden sind, zum mindesten ein Teilnehmer der Partie sich stets auf sicherem Grund und Boden befindet und den andern bei eintretenden Schwierigkeiten erfolgreich beistehen kann. Bei Eiswänden aber, wo oft lange und steile Hänge zu ersteigen sind, tritt der Padel in Verwendung, um einen entsprechenden Standpunkt künstlich herzustellen.

Nun die Schwindelfreiheit, die dem „Talmenschen“ meist so völlig unverständlich erscheint. Zunächst muß man theoretisch zugeben, daß der Körper, um festzustehen, an sich nicht mehr Raum gebraucht, als sein Fuß bedeckt. Tritt dazu noch ein „Griff“, der mit den Händen erfaßt werden kann, so ist zum mindesten die Möglichkeit einer sicheren Stellung gegeben. Dies ist aber allerdings Theorie. In Wirklichkeit wird es immer etwas ausmachen, ob der Standpunkt, auf dem man in dieser Weise steht, ein „exponierter“ ist, d. h. ob unmittelbar unter ihm die unergründliche Tiefe gähnt. Wer also nicht völlig schwindelfrei ist, wird gut tun, Besteigungen zu vermeiden, die auf längeren Strecken wirklich exponiert sind. Andererseits ist aber zu bemerken, daß die Gesamteinigungswinkel der Berge nicht annähernd so steil sind, wie man von unten denkt, daß sie nur ausnahmsweise 50 bis 60 Grad erreichen und man somit in der Regel nicht einen senkrechten Abgrund, sondern eine schief abfallende Fläche unter sich hat, die für das Auge nicht annähernd so unangenehm ist. Von allergrößter Bedeutung ist ferner die allmähliche Veröhnung an den Blick in die Tiefe. Schritt für Schritt steigt der Bergsteiger erst über graufige Hänge empor, hinauf zu den Felsen und Eiswänden, die allmählich steiler werden. Kommt er dann erst an



Steigung an der Cima Brenta Nord



Der „böse Criss“ an der Aiguille de la Za

wirklich exponierte Stellen, so ist ein an sich schwindelfreies Auge schon stark gegen die Anziehungskraft der Tiefe abgestumpft, und unwillkürlich hat es sich daran gewöhnt, nur nach den Vorsprüngen zu blicken, die die Stützpunkte für Hände und Füße sein sollen. Dies ist eine Tatsache, die jedem Bergsteiger geläufig ist, und die Erfahrung lehrt auch, daß bei Unglücksfällen der Absturz infolge von Schwindel eine ganz minimale Rolle spielt. Die Ursachen liegen vielmehr an dem Außerachtlassen notwendiger Vorsichtsmaßnahmen oder an sogenannten „objektiven Gefahren“, wie Unwetter, Steinfall u. s. w., deren Ermüdung hier zu weit führen würde. Allgemein möge nur noch die Tatsache erwähnt werden, daß nach einer statistischen Feststellung die Eisenbahnfahrt und die Jagd mehr Opfer fordern als das Bergsteigen, und wer würde den Aufenthalt im Eisenbahn-coupe einer schönen Hochgebirgstour vorziehen?

Beginnen wir nun zunächst mit den Kletterpartien, die seit der Erschließung der Dolomiten, dieser phantastischen Kalkfelsen Südtirols, einen besonders bevorzugten Zweig unsers Sports bilden. Hier hängt naturgemäß alles von der Beschaffenheit des Gesteins ab, und ich habe versucht, in den Bildern die charakteristischen Merkmale so weit als möglich zusammenzustellen.

Der Aufstieg an der Cima Brenta Alta zeigt uns eine überaus steile Dolomitwand. Aber das Gestein ist vielfach von Rissen durchsetzt, überalt



besitzen sich kleine Vorsprünge, Vertiefungen, Ecken und Kanten, die für einen guten Kletterer genügend „Griffe“ und „Tritte“ gewähren, zumal das Dolomitgestein im allgemeinen fest und sicher ist. Der oben befindliche Führer, der aus unserm Bilde nicht mehr zur Darstellung kommt, steht auf einem jener breiten „Bänder“, wagerechten Vorsprüngen, die sich aus der Schichtung des Gesteins ergeben und gewissermaßen stufenförmige Abfälle an dem Berge bilden. Auf einem solchen Bande war auch der photographische Apparat aufgestellt, und unsere Bergsteigerin hat nur noch wenige Schritte zu machen, um es zu erreichen.

Ganz anders geartet ist das Gestein bei dem Aufstieg an der Aiguille de la Za. Glatte Granitwände erheben sich an dieser, in den penninischen Alpen befindlichen Nadel, und es wäre unmöglich, an ihnen empor zu kommen, wenn sie nicht, im Winkel nach innen zusammenstoßend, eine Rinne bildeten, in der man, sich auf beiden Seiten anstehend, emporklettern kann. Aber die Stelle ist nur kurz, der unten stehende Bergsteiger hat in der Rinne einen festen Stand, und der Vorausgehende, der sich außerhalb des Bildes befindet, ebenso.

Besonders gefürchtet sind die sogenannten „Platten“, wie sie der „böse Tritt“ an der Aiguille de la Za darstellt. Der Fels ist hier nicht besonders steil, aber glatt, und nur ein ganz schmaler Riß gewährt den Füßen einigen Halt, während für die Hände an vielen Stellen so gut wie nichts vorhanden ist. Es wäre deshalb unverantwortlich, wollte man diese Stelle allein passieren. Wird sie aber von einer aus mehreren Personen bestehenden Partie unter Zuhilfenahme des Seiles in Angriff genommen, so kann sie mit völliger Sicherheit überwunden werden, denn bei einer Breite von etwa 20 Metern gewährt sie auf beiden Seiten völlig sichere Stützpunkte.

Eine sehr exponierte Traversierung zeigt uns das dritte Bild von der Aiguille de la Za. Die glatten Granitfelsen fallen hier außerordentlich steil in die Tiefe, und nur einzelne schmale Vorsprünge gestatten ein wagerechtes Entlanggehen an der mächtigen Wand. Der hinterste, höher oben befindliche Teilnehmer steht auf einem Vorsprünge, ähnlich demjenigen, wie er sich unmittelbar hinter der Bergsteigerin befindet, und er hat wie diese das Seil „verankert“, d. h. um einen Felsvorsprung geschlungen, der im Falle eines Ausgleitens den Ruck des Seiles auszuhalten hätte. Zu bemerken ist, daß dieses Bild auf einer besonders schwierigen, nur ganz ausnahmsweise gemachten Route direkt vom Tale her aufgenommen ist, ein Umstand, der im übrigen keinen großen Eindruck auf unser Bergsteiger macht, denn augenscheinlich überlegt sich der Vorausgehende ruhig, wie er die Sache angehen, wohin er sich begeben soll, ehe er die andern nachfolgen läßt.

Der Aufstieg auf den Gletscher zeigt uns eine weniger schwierige Situation. Ein Sprung auf den weichen Schnee, und die Sache ist überstanden.

Wöllig andre Verhältnisse als beim Fels treffen wir auf dem Eise. Die zerfluteten Gletscherströme und hochgelegenen Firnsfelder, die wir aus der Ferne in ihrem strahlenden Glanze und mächtigen Kontraste zu den grünen Matten und Wäldern bewundern, bilden natürlich einen weniger sicheren Boden als der Fels und verlangen eine genaue, man möchte sagen, instinktive Kenntnis aller Verhältnisse. Denn was dem Bergsteiger hundert, das liegt meist unter der

Oberfläche: verdeckte Spalten und Schrüben, glatte Eishänge, auf denen der nachträglich gefallene Schnee nur oberflächlich haftet, lockere Schneemassen, die keine genügende Festigkeit haben. Hier ist das Seil von noch größerer Bedeutung als auf dem Fels, und es ist immer ein feierlicher Moment, wenn es beim Betreten des Gletschers angelegt wird, aus die Talspalle greifbar vor Augen tritt, daß wir jetzt aufeinander angewiesen sind. Freilich, die unteren, noch keine starke Neigung zeigenden Teile des Gletschers, die zuerst betreten werden, sind trotz ihrer zerklüfteten Spalten verhältnismäßig harmlos, denn hier liegt das blanke Eis, das einen sicheren Untergrund gewährt, offen da, und es ist nichts andres als ein Vergnügen, dann und wann über eine nicht gar zu breite Spalte hinwegzuspringen



Traversierung der Aiguille de la Za

und in ihre bläuliche Tiefe hinabzublicken. Will man das nicht, so können diese Spalten, die in der Mitte breit sind, nach den Seiten zu aber sich verengen, beinahe stets umgangen werden.

Schwieriger ist die Sachlage, wenn die Neigung des Gletschers steiler wird und richtige Eiswände erklimmen werden müssen. (Siehe die Bilder „Ersteigen einer Eiswand“ I und II.) Hier tritt das Eisbeil in seine Rechte. Es wird Stufe um Stufe geschlagen, gerade so groß, um dem Fuße einen Halt zu bieten, für Angeübte von der beträchtlichen Größe einer „Wasschüssel“. Die Arbeit, die dabei von einem Führer geleistet wird, ist oft ganz bedeutend. Nächst ist das Ersteigen aber auch durch Steigeisen zu bewerkstelligen, die fest in das Eis getreten werden. Wie wir sehen, ist die Eiswand, deren Ersteigung unsere Bilder darstellen, von wagerechten Rissen durchsetzt, deren vorstehende Kanten breit genug sind, um sicher auf ihnen zu stehen. Die beiden Bilder sind unmittelbar nacheinander von denselben Standpunkte aus aufgenommen. Sie zeigen das gerade Emporklettern an der Wand und das schräge Entlangarbeiten auf einem solchen Eisbände. In dieser Weise geht es bei schwierigen Gletscherveränderungen oft im Stillen hin und her.

Mit dem Betreten der höheren Regionen verändert der Gletscher allmählich seine Gestalt und macht dem Fim Platz, mehr oder weniger hart gefrorenem Schnee, der, je nach seiner Beschaffenheit, eine ganz verschiedene Technik verlangt. Oft genügt es, den Fuß fest auf den Boden zu stampfen, um dem Körper einen genügenden Halt zu verschaffen. Noch häufiger freilich ist der Schnee so hart gefroren, daß Stufen geschlagen oder die Steigeisen verwendet werden müssen. Ist er endlich, wie insbesondere im Frühjahr, durch laue



Wanderung auf dem Firschneise des Zebrou  
 Stöckenschlagen abwärts  
 Erststiegen einer Eiswand I

Ansellen  
 Craverasterung an der Côte du Eton

Abstieg vom Zebrou-Horn  
 Sprung über eine Spalte  
 Erststiegen einer Eiswand II

**Alpine Technik**

Jöhnlust erreicht. So tritt unter Umständen Lawinengefahr ein, und dann sollten solche Gänge überhaupt nicht betreten werden. Im Hochsommer, wo der Winterschnee schon weggeschmolzen ist, ist solche Gefahr weniger zu befürchten, und namentlich nicht in den kalten Morgenstunden.

Die Traosferierung an der Tête du Lion in den penninischen Alpen zeigt uns das wagrechte Entlangmanövern an einer steilen Felsenwand. Zur Vorsicht hat der italienische Alpenklub hier am Felsen Seile verankert, um ein Ausgleiten zu verhindern. Wie wir sehen, befinden sich auch hier, der früher erwähnten Regel entsprechend, nur zwei Personen der fünf Köpfe starken Karawane in Bewegung auf dem Firn, während die übrigen drei einen durchaus gesicherten Standpunkt haben. Ein solcher ergibt sich dann wieder auf dem vordringenden Felsblöcke u. s. w.

Besonders anziehend ist die Wanderung auf einem hochgelegenen Firnschnee, wie man sie oft auf Bergespitzen antrefft. Der Blick kann hier frei nach allen Seiten hin ausschweifen, und wenigstens bei unsrem auf dem Gebirg aufgenommenen Bilde (Orster Gruppe) ist keinerlei Gefahr wahrzunehmen, denn der Kamm ist breit und der Firn gut. Schwieriger war der Abstieg von dem Kamm, doch waren die Stufen schon im Draufwege geschlagen worden, so daß es sich nur darum handelte, seit hineinzutreten. Dagegen befindet sich untre Bergsteiger vor einem halbverdeckten Schrunde, der übersprungen werden muß. Er war schon beim Aufstieg konstatiert und ein kleines Plateau auf dem jenseitigen Rande festgetreten worden; weiterhin endete der Abstieg auf das tiefer liegende Firnsfeld mit einer amüsanten Kutschpartie.

Ich hoffe in dem Vorstehenden nachgewiesen zu haben, daß auch bei dem Alpinismus alles auf sehr natürliche Weise zugeht, daß dem Bergsteiger eine ganze Anzahl von Mitteln zu Gebote steht, um die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten sicher zu überwinden, wenn er nur klar und überlegt handelt und seine Ruhe bewahrt. Es ergibt sich eben auch hier eines aus dem andern, und der große Erfolg setzt sich überall aus Kleinigkeiten zusammen, die bei richtiger Beurteilung und Ausnutzung sicher zum Ziele führen. Schon diese Erfahrung, die jeder Bergsteiger sofort macht, ist von Nutzen für die Auffassung des Lebens überhaupt. Außerdem werden neben der Abhärtung und Kräftigung des Körpers Mut, Selbstvertrauen und Beharrlichkeit geübt, und die tabuläre Abwechslung, die das abenteuerliche Leben im Gebirge im Gegensatz zu der Monotonie des Alltagslebens bildet, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Das schönste am Bergsteigen ist aber zweifellos der Hauch der Erhabenheit, der uns dort oben in dieser grandiosen Natur mit ihren unfassbaren Schönheiten umgibt, und das Herz weitert und uns mit neuer Kraft für die Aufgaben des Alltagslebens erfüllt. Diese Vorzüge sind gewiß ihre Opfer wert, und keiner, der sich diese schöne Welt dort oben erst einmal angesehen hat, wird die Erinnerung daran hergeben wollen.

### Diplomiert

Pariser Skizze in Briesen

Von

Elise von Sell

Paris, 31. März  
Rue Spontini

Meine liebe Mutter!

Es ist schwer, einen Anfang zu finden, um Dir zu sagen, was ich seit meiner gestrigen Abreise von Euch für hundertfache Eindrücke empfang. Meine Fahrt verlief ausgezeichnet, am Bahnhof hier erwartete mich niemand vom „Homo“, so daß ich einen Wagen nehmen mußte. Das also war Paris! Nun, die ersten Straßen, die ich durchfuhr, ließen an Verwahrlosung nichts zu wünschen übrig, aber sobald an den Straßen das Wort „rue“ verschwindet und durch „avenue“ oder „boulevard“ ersetzt wird, ändert sich das Bild völlig, und vor einem steht das glänzende Paris, wie wir es aus Romanbildungen und allen möglichen Beschreibungen kennen: Palast reiht sich an Palast und Park an Park! Fürwahr ein großartiges Städtebild. Wir fuhrn durch die schönste der Avenuen, die des Bois de Boulogne. Ich starrte verwirrt auf die Paläste zu beiden Seiten, auf die Rasenflächen, die Alleeen, die Springbrunnen und kam mir unter den Hunderten von eleganten Fuhrwerken mit meinem sehr bescheidenen Reisegepäck recht armselig vor.

Noch ganz erfüllt von dem großartigen Bilde, sah ich an der nächsten Straßenecke die Bezeichnung „Rue Spontini“! Also hier lag mein „Homo“, in so glänzender Umgebung. Ich hatte mir die Gegend, in der ich nur meine Sprachstudien als deutsche Lehrerin machen will, wirklich bescheiden vorgestellt — einer angenehme Enttäuschung. Unser Haus ist ein Miniaturgebäude, ganz im Stile der Straße Spontini, die fast nur aus kleinen Malerateliers besteht.

Eng und winklig sind die Treppen, und mein sogenanntes Zimmer ist mehr eine Kammer. Die beiden Leiterinnen des „English home“, Miß Slade und Fräulein von Allen, empfingen mich sehr liebenswürdig. Als ich ihnen meine Betroffenheit über das winzige Zimmer andeutete, das noch dazu zwei Betten, fernst einen Waschtisch, Schrank, Tisch und zwei Stühle enthielt, und bescheiden daran erinnerte, daß ich zum ungehörten Lernen ausdrücklich ein eignes Zimmer schriftlich mit ihnen vereinbart hätte, versprochen mir die Damen ein solches, sobald eines frei würde.

Aber sonst gefällt es mir sehr gut im Home, wenigstens ich vor Erschöpfung, Grimmbuch und Nervenregung infolge all der neuen Eindrücke gestern abend bitterlich gemeint habe. Doch ich will tapfer sein und mein Ziel zu erreichen suchen, so schnell als möglich, und dafür muß ich mir dann immer wieder selber zuflüstern: „Tu l'as voulu!“

Ja, ich will es. Ich will hier erste Sprachstudien treiben, will mein Können und Wissen so zu vervollkommen suchen, daß ich später, als alterndes Mädchen, nicht nur auf mein höheres Lehrentermin angewiesen bin, sondern, mit umfassenderen Kenntnissen ausgestattet, der Zukunft ruhig ins Auge sehen kann.

Außer mir sind noch acht Pensionärinnen im Hause, alles einfache, fleißige Mädchen, die wissen, zu wem erstehen Zwecke sie nach Paris gekommen sind. Ausgezeichnet sind unsere Mahlzeiten im Home: wirklich gut bereitet und reichlich, so daß, wer sich ungenügend bedient und bei Appetit ist, nicht nötig hat, auch nur 20 Centimes für Extrabeförderung aufzugeben.

Nachdem ich jetzt eine Reihe von Besuchen gemacht und überall Erlaubigungen eingezogen, auf welche Weise ich am schnellsten und zweckmäßigsten mein Ziel, das „brevet supérieur“, erlangen könnte, habe ich folgendes erfahren: der Allgemeine deutsche Lehrerinnen-Verein veranstaltet Kurse, in denen von erfahrenen französischen Lehrkräften Geschichte, Literatur, Grammatik, Konversation und Lebersehen deutscher Autoren ins Französische behandelt werden. Abgeschlossen werden diese Kurse durch ein Examen, das jährlich im April und Juli stattfindet. Ich denke von den genannten Fächern so viele als möglich zu belegen, außerdem aber fleißig die Cours publics auf der Sorbonne zu besuchen, in denen diesen Sommer Vorträge über Alfred de Musset und Georges Sand stattfinden. Ebenso will ich den berühmten Dichterkreis im Collège de France hören. Im Juli lasse ich mich abkann in der Alliance Française einschreiben, die während der Sommerferien fremden Studierenden beiderlei Geschlechts durch zweckentsprechende Vorträge Gelegenheit bietet, sich in der französischen Sprache zu vervollkommen und die so erworbenen Kenntnisse durch ein Examen abzuschließen.

Heute morgen hörte ich in der Kirche eine herrliche Predigt. Ganz abgesehen davon, daß mein Gefühl mich dort hingezog, überdies das Anhören französischer Predigten sprachlich ungemein. Tausend Dinge hätte ich noch zu berichten, doch ich höre auf für heut. Ich muß mich stark und gesund erhalten zum Lernen.

Eure Bertha

Paris, 10. April

Meine Lieben!

Habt innigen Dank für Eure Briefe, Eure Nachrichten. Jetzt erst fühle ich mich ganz wohl hier, nachdem ich auch von Euren Ergehen weiß. Bis dahin kam ich mir wie ein verwehtes Blatt vor, wie ein Wesen, das keine Heimstätte hat in diesem furchtbaren Paris. Ja, furchtbar ist diese Stadt, wenn sie auch als solche an Schönheit ihresgleichen sucht. Aber was gelten dieser Prunk und Schimmer, diese gepulsten Menschen, die zum Teil in ihrem Keuschen den Eindruck machen, als seien sie sämtlich Millionäre und das Leben ihnen ein einziger Feiertag, gegenüber dem tausendfachen Elend weit und breit! Und was gibt es hier für Elend, für Armut! Ich spreche nicht etwa von dem Bettlern an den Straßenecken, nein, von dem verkommenen, stolzen Elend, zu dem gerade die Engagementsuchen der Lehrerinnen hier eine erschreckend hohe Anzahl stellen.

Drei Gruppen von Lehrerinnen haben wir hier im Home: ritens solche, die, wie ich, mit bescheidenen, aber ausreichenden Mitteln als geprüfte Lehrerinnen zum Sprachstudium nach Paris kommen. Zweitens Damen, die nach Befolgen des Examins von Deutschland aus sich schon in England aufhielten und alsdann, nach Erwerbung des Pariser Diploms, mit voller Beherrschung zweier fremden Sprachen schon auf gute Stellen rechnen können. Drittens aber haben wir im Home junge oder ältere Mädchen, die nichts als ihr französisches Diplom besitzen. Für sie hält es furchtbar schwer, Stellung zu finden. Sie laufen täglich von Bureau zu Bureau, um immer enttäuschter und niedergeschlagener abends wieder zurückzukehren.

Ja, das Leben im Home hier bietet genug des Interessanten, und es verlohnte schon, es eingehender zu schildern, als ich hier Euch gegenüber zu tun vermag. Ich kann sagen, daß ich mich jetzt, wo ich mein eignes kleines Zimmerchen habe, ganz wohl hier fühle. Man ist fromm, aber nicht frömmelnd; die Mahlzeiten sind und bleiben gut und reichlich, und zum Lernen bietet mein Kammerlein ungehörte Gelegenheit, die ich nütze. Und unermüdet lerne ich, sonst werde ich das Ziel in vier Monaten nicht erreichen.

Ich war best im Deutschen Lehrerinnen-Verein, um mir das Programm für diesen Kurs zu holen. Zu meinem Schrecken sagte mir die Leiterin, daß noch keine der Aspirantinnen mit drei Monaten fertig geworden sei, daß man aber — auch ohne Examen — ein schriftliches Zeugnis über den Besuch der Kurse erteile. Bei dieser Gelegenheit gab mir die Dame gleich die Aufgaben, die die Schülerinnen während der jetzigen Ferien zu machen haben: 1. ein Gedicht von Musset zu lernen, 2. einen Aufsatz, 3. (stell Dir vor!) „Gunnys erste Gesellschaft“ aus Stindes „Buchholzen“ zu übersetzen! Ja, wie werde ich es anfangen, diesen „Ton“ französisch zu treffen?!

Gestern war ich auf der Sorbonne, um auch dort das Programm zu erleben. Ein Anstuf von unserm Home aus, und was dünkte ich davon alles schildern! Ich machte mich mit einer Kollegin auf den Weg, auch einer von jenen armen Enttäuschten. Wir nahmen den „Metropolitain“, die unterirdische Bahn, von deren Anlage ich verblüfft war. In tausendfachen Windungen ziehen sich die endlosen Schienenstränge unterirdisch durch die Stadt. Die Mauern der Gänge sind mit weißen Kacheln ausgelegt, Hunderte von elektrischen Lampen leuchten. Der Atem verging mir zuweilen, so rasend fliegt die Bahn dahin. Wir verließen sie an der Rue de Rivoli, von der ich ziemlich enttäuscht war. Aber dann standen wir vor der Seine: ein überwältigender Anblick! Uns gegenüber die Préfecture, ein Gebäude, dichter wie der Tower, weiter das Tribunal, das Theater Sarah Bernhardt, im Hintergrunde die alte Tour St. Jacques. Wir gingen weiter, vorüber am Musée Clug, einem ehrwürdigen Bau aus der Römerzeit, und langten schließlich im Quartier Latin an, dessen Mittelpunkt die Sorbonne bildet. Nachdem wir unser Programm erstanden hatten, besuchten wir die Anstaltskirche. Der kalte, nüchterne Bau birgt in sich einige wirkliche Kunstwerke, darunter von besonderem Interesse das Gemälde, das auf den Ursprung der Pariser Universität hinweist, indem es ihren Stifter, Robert de Sorbonne, in dem Moment darstellt, wo er das von ihm begründete Kollegium dem Könige Saint-Louis zum Geschenk macht. Ein andres herrliches Kolossalbild, eine Apotheose der Theologie, zeigt die hervorragendsten Gelehrten Frankreichs auf religiösem Gebiete: Pascal, Fénelon, Bossuet, Bourdaloue, Félicier und Massillon. Den tiefsten Eindruck jedoch rief das Grabmal Micheliers in mir hervor; der große Kardinal liegt hier bestattet, weil er der Sorbonne einen großen Teil seines Vermögens vermacht hat, mittels dessen die prächtigen Anstaltsgebäude ausgeführt wurden.

Auf dem Rückwege besuchten wir noch Notre-Dame. Zu viel schon hatte ich gesehen, um das Innere der Kirche voll würdigen zu können; aber das altzeitliche Gotteshaus steht in so hochinteressanter Umgebung, daß ich auch von außen wieder genug zu bewundern hatte: die unmittelbar vorüberfließende Seine, das Denmal Karls des Großen und die riesigen Kolossalbauten ringsum erhöhen den Eindruck der erhabenen Kirche noch wesentlich. Und doch war das schönste der Rückweg: die Fahrt auf dem Seinedampfer für 10 Cts. Alle die großartigen Bauten, den Louvre haarschneidlich, sah ich zum erstenmal. Wir durchfuhrn dann den größten Teil der Ausstellung von 1900, die in ihrem Gemisch von Pracht und Verfallheit einen geradezu abstoßenden Eindruck macht. Den Abend erst, in meiner Kammer wieder allein, fand

ich während des Schreibens an Euch, an Dich, gute Mutter, meine Kube wieder. Es ist vorerst noch zu viel! Doch finde ich mich schon noch zurecht.

Junig Eure

Gertha

Paris, 14. April

Meine liebe Schwester!

Du hast recht, wenn Du schillst, daß ich Dir noch nicht eine Zeile geschrieben habe, seit ich in Paris bin, und müchtst doch alles und jedes wissen über diese seltsame Stadt und meinen Aufenthalt. So viel ich darüber auch schon an Mutter schrieb. Ja, liebe Schwester, da könnte ich fast nie aufhören zu schreiben, und ich bin doch zum Lernen hier, zum Einatmen alles Wissenswerten, denn hier heißt es für mich in jeder Minute: Zeit ist Geld! Vorgestern hörte ich in einer Kirche eine wundervolle Predigt über den Text: „Venez et voyez!“ Diese Worte entgegen ich Dir als Antwort auf all Deine Fragen: kommt her und seht, und — dann urteilt selbst, Du und Dein Gatte! Was soll ich Dir alles erzählen von den zahllosen Palais mit den hohen, hohen Fenstern, von den wunderbaren Gärten, in denen jene liegen, von den Fuhrwerken mit Dienern und Grooms, von den Perspetiven, die sich durch die geöffneten Fenster der Häuser in deren Inneres bieten! Unwillkürlich schließt sich einem ein bitteres Gefühl heran: wie ungleich ist alles in der Welt verteilt! Aber dann sage ich mir scheltend: „Schäm dich, was fehlt dir hier? Du hast reichliche Pflüge, eine Kammer, kaum zum Umstreichen zwar, aber zum Lernen gerade groß genug, und darfst all diese Großartigkeit von fern bewundern! Als ich heute bei Tisch meine Einbrüche mit dem Vormittag etwas begeistert aussprach, folgten mir die Damen: „Warten Sie noch vier Wochen, bis es grün geworden, wenn die vornehme Welt von der Reise zurück ist, — dann erst werden Sie sehen.“ Ja, es muß herrlich sein, wenn all diese Parks und Gärten, die sternförmig auf den Triumphbogen ausgehen, im Maiengrün prangen.

Gestern war ich im Bon marché, um auch dort mein Wissen zu bereichern. Ach, „billiger Kauf“ sind die herrlichen Dinge dort absolut nicht, sondern sie haben Preise zum Davonlaufen, wenigstens für uns Lehretinnen! Was mag man nun erst in den Spezialgeschäften für Summen fordern!

Ich war bisher in keinem der Museen, denn wenn man den ganzen Tag gelernt und studiert hat, so ist man nicht mehr fähig, Kunstwerke zu genießen und zu würdigen. Dagegen werden meine angestrengten Nerven genug leiden unter der täglichen Benutzung der Métropolitain, die doch das einzige Mittel ist, um rechtzeitig von unserm Home in die Sorbonne zu gelangen. Die Fahrt auf dem Seinedampfer heimwärts bildet dann allerdings eine willkliche Erholung nach strenger Tagesarbeit.

Und nun, Schwester, wiederhole ich Euch, Dir und Eurem Gatten: kommt und seht!

Von Herzen

Deine Gertha

Paris, 12. Mai

Meine gute Mutter!

Schon sechs Wochen hier, und immer gleich gut gefällt es mir in unserm Home, das Mlle Glade mit außerordentlicher Umsicht und Liebenswürdigkeit leitet. Mit meinen Stunden geht es vorzüglich; besonders viel erhoffe ich noch von dem privaten Unterricht bei Professor Willard. Ob meine Gesundheit den Anforderungen, die man an mich stellt, auf die Dauer gewachsen ist, bleibt freilich eine andre Frage. Ich habe mich leider von vornherein durch „zu gute“ Arbeiten bei meinen Lehren eingeführt, weshalb ich ganz besonders schwere Aufgaben bekomme. Diesmal hat mir mein Götzen einen ärgerlichen Streich gespielt.

In der Sorbonne ist es hochinteressant, allein schon das Studium an den Besuchern und Besucherinnen. Welch abenteuerliche Gestalten, besonders unter den letzteren, weshalb ich auch die Dreistigkeit mancher Jünglinge den Damen gegenüber wenn auch nicht entschuldige, so doch begreife.

Gestern erlebte ich auf der Sorbonne einen wahren Sturm. Ich hatte mir mißsam eine Cede in einem der größten Hörsäle, dem „amphithéâtre Descartes“ erkämpft, denn es galt, die Fortsetzung von Russels und der Georges Sand Vorträge zu hören. Der Vortragende Professor verstand es, in laktoner Weise die Konflikte zwischen diesen beiden so ungleichen Menschen ohne jede Parteilichkeit zu erörtern, doch ließ an seiner eignen Rede erbsend, brach er plötzlich in die Worte aus: „Nichts darf ein Mann von einer Frau annehmen als ihre Liebe.“ Hieraus rauschend Beifall, Bravorufen und Schreien — eine wahre Revolution unter den Hörern, bis sich der Redner zur Wiederholung seiner

„Moral“ entschloß. Weniger lebhaft geht es bei dem illustren Leschanel im Collège de France zu. Schon äußerlich unterscheidet sich dieses nicht vortheilhaft von der Sorbonne. Die Hörsäle sind schlecht ventiliert, die Hörer sitzen auf wahren Marterküben ohne Bequeme, und trotzdem ist der Besuch kolossal. Als der Hörsaal schon überfüllt, kein Plätzchen mehr zu finden schien, öffnete sich eine kleine Logentür im Hintergrunde des Rathobers, und eine Anzahl vornehmster Pariser Damen nahm an den bereitstehenden Sesseln Platz. Man sieht sofort: Leschanel ist der Redner à la mode.

Vor einigen Tagen machte ich Besuch bei einer Kollegin, die in einem Hause der Champs Elysées Erziehlerin ist. Die Familie wohnt im dritten Stock und zahlt 25000 Franken Jahresmiete, wonach Du Dir den Zuschuß des Hauses und der Inneneinrichtung vorstellen kannst. Die Erziehlerin des zwölfjährigen Mädchens ist 34 Jahre alt, hat Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch in den betreffenden Ländern erlernt; sie ist außerdem Klavierkünstlerin und bekommt 200 Mark Monatsgehalt für Darbietung aller dieser Kenntnisse und Fähigkeiten. Aber in welchem Hause doch haust dieses arme Wesen! Ihr Zimmer, das zugleich Schulzimmer ist, gleicht unferer Speisekammer daheim, während das Tochterlein dicht daneben einen Schlafsaal im Empirestil hat. Und das in einer Stadt, deren herrlichste Gebäude die Inschrift tragen: „Egalité, Fraternité, Liberté!“ Nun, die Egalité muß man hier mit der Latrine suchen.

Im Theater war ich noch nicht; es ist zu teuer. Im Juli, in der saison morte, schickt die Grand-Opéra Bilette an die Sorbonne für die Studirenden. Ich muß dies abwarten, nur fehlt mir die erforderliche große Toilette für diese Vorstellungen.

Den Besuch bei meiner berühmten Landsmännin, dem Fräulein Doktor, mache ich in nächster Zeit. Bis dahin lebt wohl.

Eure Gertha

Paris, 11. Juni

Liebe Mutter!

Allmählich tritt die Abspannung ein, und die Nerven erschaffen von vielen Lernen, von den weiten Wegen und dem ungeheuren Verkehr, unter dem betäubenden Lärm und in der heißen, staubgefüllten Luft. Und das Examen, das Ende Juli stattfindet, rückt immer näher heran! Wenig ermutigend wirkt auch auf mich ein, wie ich fast täglich im Lehrerinnen-Verein erlebe, daß eine oder die andre von den Hörern, die schon sechs bis neun Monate arbeiten, vom Studium abspringt. Nun, vorläufig strecke ich die Waffen nicht, trotzdem eine neue Schwierigkeit sich mir bietet: ich werde leider am 1. Juli mein Home verlassen müssen wegen der allzu großen Entfernungen für den letzten, den Hauptmonat. Die Stunden in der „Alliance“ liegen so unangenehm dreimal über den Tag verteilt, daß ich damit nicht erreichen könnte, und darauf hält Mlle Glade streng. Dies stehe „auf dem Sprünge sein“ würde mich auch völlig aufreiben. Und da las ich gestern die in der Zeitung angepriesenen Zimmer im Quartier Latin. Ja, Himmel, was soll ich mit „chambre discrète“ oder „rez-de-chaussée très indépendant“! Mein Mut schwand. Professor Willard und seine sehr angenehme Frau wollen mir passende Adressen geben. Sie selbst wohnen der Sorbonne gegenüber und haben Pensionäre, nehmen aber 300 Franken monatlich. Wir schwindeln!

Von meinen geplanten Ausflügen ist seither nichts geworden; ich werde wohl Paris verlassen, ohne Versailles, St. Denis und Fontainebleau gesehen zu haben. Aber an den Schönen des Louvre habe ich mich gestern berauscht: an der herrlichen Milo-Göttin, an Davids Bild der Kameier. Und auch das Original unser schönem Schilde daheim, Girondets „Begräbnis der Athala“, durfte ich bewundern — einfach bestirrend.

Auf dem Heimweg sah ich Präsident Doubet zum Rennen fahren: eine feine, sympathische Erscheinung, aber wie seltsam berührte mich die ihn begleitende Eskorte: Schutzleute zu Pferd voran, den Revolver in der Hand, und von allen Seiten neben dem Gefährt Geheimpolizisten zu Rad!

Noch ein Kuriosum muß ich Dir berichten. Am Sonntag zog ich bei der großen Hitze mein weißes Biquellieb an, ohne Ahnung der Folgen, denn kaum war ich bis zur nächsten Straßenecke gelangt, als schon die netzischen Juruse der Straßensugend erschallten: „Ob, la mariée, la mariée!“ und es blieb mich nichts übrig, als heimzulaufen. Also nur die Braut darf hier ein weißes Kleid tragen!

Du siehst, mein Brief schließt beiterer, als er begann. Vielleicht hegt meine Frohnatur dennoch auch im Examenstränge.

Deine Tochter

Deure Eltern!

Paris, 29. Juni

Deut zuerst von dem reizenden Abend bei Fräulein Doktor! Sie bat mich auf meine Anfrage, wann ich mich vorstellen dürfte, gleich für gestern abend zum Diner. Fast am Ende von Paris liegt ihre Wohnung in einer stillen Gegend: elende Baracken hüben und drüben und daures Kloster an Kloster, vor allem aber das berühmte Collège Stanislaus, das vornehmste Jesuiten-Institut. Das Haus des Fräulein Doktor ist wirklich vornehm; sie wohnt an cinquième. Sie öffnete mir selbst und empfing mich höchst liebenswürdig. Und welche reizende Häuslichkeit hat sie sich geschaffen: der Salon ist entzückend und das Speisezimmer wahrhaft anheimelnd. Endlich doch mal wieder ein wirkliches „Heim“, nicht mein Kämmerlein in der Rue Spontini!

Außer mir waren noch zwei deutsche Kolleginnen gebeten, und unser beliebtester Professor mit seiner hübschen Frau; Fräulein Doktor hat mit dem Herrn zusammen studiert. Es war urgemächlich, aber natürlich wurde die „Frauenfrage“ erwähnt, und ich sollte dafür genonnen werden. Ich mußte indessen ehrlich erklären, daß ich mich im heutigen weitgehenden Sinne nicht dafür zu interessieren vermöge, was man denn auch gnädig hingehen ließ. Leider mußte ich aus dem so anregenden Kreise, in dem ich mich wie zu Hause fühlte, schon um 11 Uhr aufbrechen, denn so lange ausbleiben zu dürfen, war schon eine hohe Gunst von Mlle Glade, die streng auf Toreschluß um 10 Uhr hält.

Um nun die erste Stunde nicht zu überschreiten, nahm ich eine Trochle, ziemlich schweren Herzens; 2 1/2 Franken; ein starker Griff in meine Kasse! Aber sie haben mich hinterher nicht gereut, denn wie wäre es mir sonst möglich gewesen, eine so interessante, eindrucksvolle Fahrt am späten Abend zu machen? Der Kutscher fuhr mich also durch das ganze Quartier Latin mit seinen Hunderten von kleinen Restaurants, deren Stühle auf der Straße stehen. Dann ging's immer der Seine entlang bis zur Place de la Concorde. Nein, dieser übermäßige Anblick in dem Lichtmeer der abendlichen Beleuchtung! Und nun in die Champs Elysées, in deren ungezählten luxuriösen Gartenrestaurants fast überall „italienische Nacht“ war, und die sich fast bis zu uns an die Avenue du Bois' hinziehen. Und hier in dieser breiten Allee wogte noch jetzt um fast 11 Uhr ein Meermeer von Menschen, Wagen, Herden, unabsehbar.

Schwer war es, hirtnach einzuschlafen, und ganz unmöglich wurde mein Schlaf noch durch folgende Extrazugabe. In unser sonst so stillen Straße herrschte diese Nacht ein unbegreiflicher Lärm. Ich öffnete schließlich die Fensterläden; da standen dicht gedrängt drei Reihen Equipagen, die ganze Straße hinunter. Zwanzig Häuser entfernt fand eine „réception“ statt, und daher das unaussprechliche Geklingel und Getampfe der Pferde, das „Höh“ der Kutscher, gelost von ihrem Gähnen, ihrem Fluchen. Um 3 Uhr endlich ein schriller Pfiff, plötzliche Stille und dann die ununterbrochenen Zurufe: „Mme. la Vicomtesse de...“, „Mr. le Marquis de...“ bis schließlich die Hunderte von Wagen befehrt waren und völlige Ruhe eintrat.

Ein seltsamer Tag, sehr erschöpfend, aber — auch sehr interessant. Nächstens mehr von Eurem fleißigen

Gertha

Paris, 2. Juli

Liebe Mutter!

Gestern haben die Kurse in der Alliance Française angefangen — leider! Denn nun beginnt die eigentliche schwirrende Zeit für mich in Paris. Die Alliance packtet während des Sommers die „Ecole Coloniale“, die zu jenem großen Schulkomplex gehört, der sich um den prächtigen Jardin du Luxembourg gruppiert. Fürtraue eine Stadt für sich, dieser Teil des Quartier Latin, dessen erster Charakter durch das frühe Grün der alten Bäume amidiert wird. Welch ein Genuß, am frühen Morgen nach der langen Fahrt aus der Impériale des Camibus durch die breiten Alleen des Parks zu wandern, vorüber an dem Medicerbrunnen, um den sich oft zweifelhafte Gestalten sowohl aus der untersten Arbeiterklasse, als auch aus der studierenden Klasse gruppieren, die oft hier einen Teil der Nacht zugebracht haben.

Unter den Hörern in der Alliance herrscht das weibliche Element vor; alle Nationen sind vertreten, besonders die russische und die amerikanische. Traurig ist es, zu sehen, wie groß die Konkurrenz auch im Reiche der Wissenschaft ist, wie schwer der Erwerb auf diesem Gebiet, denn neun Zehntel der Hörer sind selbst Lebende, die die ihnen so nötigen

Ferien benutzen, um sich durch erweitertes Studium neue Erörterungsquellen zu eröffnen.  
Für heute genug; die Arbeit drängt.

Eure Gertha.

Paris, 14. Juli

Liebe Mutter!

Wie froh bin ich, daß ich nun in meinem guten alten Homs bleiben konnte, da mein Professor mir den Stundenplan so zusammengestrichen hat, daß ich den großen Weg täglich „nur“ zweimal zu machen brauche. Das war doch der Erfolg der guten persönlichen Aussprache neulich beim Fräulein Doktor. Auch sie meinte sofort, daß ich sehr schwer ein passendes Logis finden würde und eine einigermaßen gute Pension monatlich doch immerhin 150 Franken koste, also mehr als in der Rue Spontini, in der ich nun geblieben bin.

Sind doch nur noch vier Wochen zu überwinden, was freilich bei der unerträglichsten Hitze schwer genug sein wird. Morgens muß ich zudem ohne Frühstück fort, da ich vor 7 Uhr gehe, um rechtzeitig zum Unterricht zu kommen. Und dann habe ich schon mein Zimmer gereinigt und geordnet, während man in der Küche gerade anfängt, Feuer anzumachen. In einigen Tagen ist es mir unmöglich, zum Besuch heimzukehren; zwei Spiegeleier in einer „laiterie“ müssen mir diesen dann schon ersetzen. Die Lage wird also sehr kritisch, doch — was hilft's? Nur durch!

Gestern saßen wir bei der drückendsten Schwüle dreieinhalb Stunden eingeschliffen über dem dritten Probeaufsatz; bei dem zweiten habe ich wieder die beste Note davongetragen. Abends kam dann das ersehnte Gewitter, und heute ist triebiger Himmel, Wolltob, und — 14. Juli! „Fête nationale, prise de la Bastille, gloire de la France!“ Seit mehr als acht Tagen trifft man schon die Vorbereitungen. Die ganze Stadt steckt in Fahnen, Blumen u. s. w. Auf allen Plätzen stehen Musikbänke, denn überall wird öffentlich getanzt. Die Theater spielen gratis, selbst die Bewohnerinnen des Homs brauchen nicht um 10 Uhr daheim zu sein. Ich bleibe zu Hause, erstens um recht ungestört zu arbeiten, sodann auch aus Selbstgefühl. Man schimpfte nämlich gestern auf Deutschland; Mich Stabe ist für ein paar Tage verteuert, sie als feinfühlig, groß denkende Dame hätte dies nicht gebuldet. Als ich mir die Ungezogenheit verbat, rief man: „Ah vous, vous n'êtes pas Allemande! Ni dans votre extérieur, ni dans votre langage!“ Und so muß ich mich ihnen doch als „Deutsche“ beweisen und die „Fête nationale“ durch Arbeiten feiern und selbst auf die Belichtung des Trocadero verzichten.

Verschiedene Angebote von Stellungen erhielt ich übrigens auch schon: nach L'opéra, nach Schvevningen, nach Köln; doch will ich mich noch nicht entscheiden.

Lebt alle herzlich wohl!

Eure vielgeplagte Gertha

Paris, 20. Juli

All meine Lieben!

Wie soll ich Euch danken für alle Eure Wünsche, Eure Gaben zu meinem Geburtstag! Es war fast zu viel. Kaufschiff kamen Eure Rosen an: deutsche Blumen! Noch stehen sie vor mir, blühend, duftend, und erregen noch jetzt meine Tränen, echte, rechte Heimwehstränen, deren ich mich nicht schäme.

Gestern stellte ich mich auf briefliche Aufforderung in einem großartigen Hause der Avenue Tilly jener Dame vor, die eine Erziehlerin für die Kinder ihrer Schwester nach Köln suchte. Augenscheinlich gefiel ich der Dame, und sie legte mir das Nähere über jene Stellung dar. Wir schieden im besten Einvernehmen. Heute traf die Antwort der Dame ein: ich sei für jene schwierige Stellung, meist ohne anwesende Hausfrau, doch noch „trop jeune et trop jolie!“ Mein Gott, fast muß ich lachen: Ich, so eben 26 Jahre alt, „trop jeune et trop jolie!“ Wenn ich in den Spiegel sehe, so blüht mir ein Gesicht entgegen, so blühend und abgesehen von allem Vorne und Abheben, daß ich fast vor mir selbst erschrecke. Berzheit mir, wenn ich heut nicht mehr schreibe. Nur Dank, nochmals Dank und innige Grüße von

Eurer Gertha

Paris, 26. Juli

Meine gute Mutter!

Ein loses Blatt nur, nicht mal ein Briefbogen! Aber ich will Euch doch, wenn auch flüchtige Nachricht vom Verlauf des Examsens geben. Das Schriftliche war sehr schwer, doch glaube ich, daß ich nicht schlecht gearbeitet habe. Ein seltsames Thema:

„Le pessimisme dans l'œuvre d'Alfred de Vigny.“ Im allgemeinen habe ich hier wohl gelernt, mich auf den Pessimismus zu verstehen, aber der von Alfred de Vigny ist mir nicht allzu geläufig. Indessen — es ging! Nun bleibt uns noch das Mündliche, Sonnabend und Montag, und das ist viel schlimmer. Uebrigens habe ich gestern vom Deutschen Lehrerinnen-Verein hier ein Zeugnis für den Besuch seiner Kurse erhalten, so daß selbst, falls ich im Examen nicht reüssiere, mein Studium in Paris doch nicht ohne Erfolg geblieben wäre. Die Zahl der Aspiranten ist eben allzu groß, und man hört leise hier und da die Tatsache aussprechen, daß man in erster Linie die „Prussiens et Prussiannes“ durchrasseln ließe. Nun, warten wir ab.

Was wirst Du nun aber sagen, gute Mutter, wenn ich Dir berichte, daß ich die schwierige Stellung in Köln doch bekommen und angenommen habe? Ich war ganz erstaunt, als ich gestern von jener Dame eine Treppe und heute einen Brief erhielt, aus dem ich Dir folgende Stelle in Bezug auf die neuliche Venerierung der hiesigen Schwägerin citiere: „... comme je crois qu'on peut être sérieuse et se faire respecter tout en étant jeune et jolie.“ Und ich schrieb zu: 1500 Franken Anfangsgehalt im Sommer in Schvevningen, im Winter in Köln. Wolt frei Dank, man hat doch Vertrauen gehabt zu mir und meinen Zeugnissen.

Eine herrliche Abendstunde verlebte ich mit einer französischen Kollegin nach des Tages Last und Hitze gestern im Bois. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gegen Abend aufgehört, und so manborten wir beide nach dem Riner dorthin. Kein Mensch außer uns; Stille, köstliche Stille. In einer unvergleichlichen Abendbeleuchtung lag der See vor uns mit seinen herrlichen Ufern und der traumhaften Insel, auf der das schönste aller Restaurants sich befindet.

Wie seltsam kontrastierte dieses Bild der vollendeten Ruhe zu einem der letzten heißen Abende, an dem wir zwei Genossinnen auch auf eine halbe Stunde ins Bois wanderten, Rührung suchend. Hunderte von Familien lagerten, ihr Abendessen verzehrend, im Grase, und an der Landungsstreppe, wo das Boot für die Insel anlegt, hielten Hunderte von Equipagen, deren Insassen in den kostbarsten Toiletten sich hinüber ins Inselrestaurant begaben, um Lust zu schöpfen. Ja, Paris!

Und nun noch wenige Tage, aber sehr entscheidende für

Eure Gertha

Paris, 29. Juli

Teure Eltern!

Er ist vorüber, der 27. Juli, der Tag des mündlichen Hauptexamens, wohl der schrecklichste Tag meines Lebens. Vorgelesen wurde das Los gezogen: mich traf meinem Namensanfang nach die „Zweite.“ Also als Zweite kam ich zur Prüfung. Und sie begann: ein Mensaal, Hunderte von Menschen. In der Mitte das Ratheder mit einem wenig wohlwollend aussehenden Professor.

Man reicht mir einen allerschlimmsten Text, den ich lesen soll. Ich öffne den Mund, sein Laut will heraus. Schließlich kann ich nur noch hauchen: „Monsieur, veuillez me faire venir en chaise!“ Sehr freundlich entsprach man meiner Bitte und bot mir noch ein Glas Wasser. Und nun ging's; sitzend vermochte ich zu lesen. Dann folgten die Fragen, eine verblüffender als die andre. Zum Glück gab es auch Fragen, die einfach niemand beantworten konnte! Als es zur Literatur überging, atmete ich auf. Mit schier demosthenischer Beredsamkeit erdachte ich den Inhalt der „Précieuses ridicules“, erklärte den Ausdruck „Précieuses“, plauderte vom Hotel Rambouillet, von Fräulein von Scudéry und der Herzogin von Montpensier, ohne mich zu besinnen, und fand utopisch solch eine Sicherheit und Zufriedenheit mit mir selbst, daß ich das Gefühl hatte, als würde man in Deutschland jetzt nach meiner Leistung sagen: „Seh dich einen Platz heraus!“ Was soll ich Euch mit allen Einzelheiten quälen, mit meiner Auskunft über Plaubert, mit meiner Schilderung des „Apothekers“ in Madame de Bovary? Schließlich ging alles so bunt in meinem Kopf herum, daß ich jetzt kaum noch selber weiß, was ich gesprochen habe.

Endlich war es zu Ende, und ich stürzte davon. Im Vorpaal traf ich schluchzende Frauen und Männer mit gekrauteten Haaren, — mich kümmerte es nicht. Ich habe seit dem 1. April gearbeitet bei Tag und Nacht, habe in vier Monaten hier gelernt, wozu Jahre hätten gehören sollen, und sage nun ganz ruhig: ich bin gefaßt! Dienstag erfahren wir das Resultat.

Eure Gertha

Paris, 30. Juli

Meine gute Mutter!

Nur eine Postkarte und daran das Wort: Sieg, Sieg auf der ganzen Linie! Soeben erhielt ich von der Sorbonne die Nachricht: „Diplômé pour écoles supérieures et élémentaires avec mention honorable.“ Vergessen ist alle Qual, alle Mühe: in Dipe, Staub und Lärm und Gemüth sieht Paris mich plötzlich an wie ein liebliches Friedenskind! Heute abend fahre ich mit zwei Glücksgenossen auf den Eiffelturm hinauf zum Konzert, das einzige Vergnügen, das ich mir nach den vier Pariser Monaten leisten will. Morgen paden und übermorgen fort nach Schvevningen, in den Beruf, zu neuer Pflicht. Ich schreite nicht danor zurück, trotz großer Erschöpfung; erwartet mich doch das Meer, die löstliche, stärkende Gelsaft. Und so, in der Vorfreude, es wiederzusehen, rufe ich dankerfüllt schon jetzt: „Thalatta, du ewiges Meer!“

Eure glückliche Gertha

### Der neue deutsche Kreuzer „Graf Kaiser“

(zu dem Wids Seite 785)

Unter den auf Stapel liegenden Neubauten der deutschen Marine verdient besonders Interesse der große Kreuzer „Graf Kaiser“, der in diesem Sommer seinem Element übergeben wird. Das stattliche Schiff ist auf unserm Wids dargestellt inmitten eines Teufels, wie ihn ein anderer Kreuzer, die „Gertha“, im vergangenen Jahr so tapfer bestanden hat.

„Graf Kaiser“ ist ein Schiff von 9500 Tonnen Displacement und besitzt eine Länge von 128 Metern, eine Breite von 20 Metern und einen Tiefgang von 7,3 Metern. Die Maschinen, die zum Antrieb der drei Schrauben dienen, repräsentieren eine Kraftleistung von 19 000 Pferdestärken und geben dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 22 Seemeilen pro Stunde (etwa 40 Kilometer). Zum Heizen der Kessel ist ein Kohlenvorrat von 1500 Tonnen vorgesehen, der bei rationeller Ausnutzung für eine Dampfstrecke von 5000 Seemeilen ausreicht. Die Armierung besteht aus vier 21 Centimeter-Schnellfeuergeschützen, von denen je zwei in dem vorderen und hinteren, auf dem Oberdeck befindlichen drehbaren Panzerturm aufgestellt sind, je ein in Einzeltürmen oder Kasematten untergebrachten 15 Centimeter-Schnellfeuergeschützen, zwölf hinter Schutzhüllen montierten 8,8 Centimeter-Schnellfeuergeschützen und zehn 3,7 Centimeter-Maximkanonen. Dazu tritt noch eine Torpedoausrüstung von vier 45 Centimeter-Torpedolancierrohren, von denen eins am Bug, zwei an den Seiten und eins am Heck, sämtliche unter Wasser, in das Schiff eingebaut sind. Die Panzerung ist dieselbe wie diejenige der andern modernen großen Kreuzer; sie beschränkt sich vornehmlich auf den Schutz der vitalen Teile, insbesondere der Munitions- und Maschinenzäume. Die Außenseite des Schiffes ist zu dem Zweck mit einem etwa 10 Centimeter starken, in der Wasserlinie befindlichen Gürtelpanzer und das ganze Schiff außerdem mit einem Panzerdeck von 50 Millimeter Dicke ausgestattet. Selbstverständlich sind auf dem neuen Kriegsschiff alle technischen Neuerungen angebracht, und besondere Rücksicht ist genommen auf die Verwendung im Ausland. Wir finden in den zahlreichen Räumlichkeiten alles, was zur zweckmäßigen Verpflegung von 600 Mann notwendig ist, sowohl muster-gültige Küchen- und Bäckereianlagen, wie vollständige Lagerei- und Badeeinrichtungen u. s. w.

Das Äußere des „Graf Kaiser“ bietet mit den gewaltigen Geschichtsmasten und den vier hohen Schornsteinen einen imponierenden Anblick. Erhöht wird dieser Eindruck durch die eleganten Linien des Rumpfes und den weichen Anstrich. Dem großen Besatzungsstab entspricht auch die Zahl der Boote, die sich auf vierzehn Stück beläuft: ein großes und vier kleinere Dampfboote, zwei Rutter, vier Sigs, zwei Jollen und ein Dinghi. In Wasser und aus dem Wasser an Deck gebracht werden die größeren Boote vermittelst der gewaltigen Hebelkräne, die hydraulisch betrieben werden und eine Tragfähigkeit von je 16 000 Kilogramm besitzen. Venerkenswert an dem „Graf Kaiser“ sind die verhältnismäßig niedrig gehaltenen Deckbauten des vorderen und hinteren Kommandobocks, in denen sich der gepanzerte Kommandoturm befindet. Ueber den fünfjähigen Namen des neuen Schiffes verlaute noch nichts; man dürfte aber in der Annahme nicht schiefgehen, daß es auf den Namen des im vorigen Jahre verstorbenen Königs Albert von Sachsen gelaufen wird.

S. 11.



*F. B. ...*

**S. M. Kreuzer „Erfolg Kaiser“**

Nach einer Zeichnung von Georg Meißler (Zeit. G. 704)





Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen

### Notizblätter

#### Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen

Der Kommandeur des 8. deutschen Armeekorps, Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, ist von diesem wichtigen Posten zurückgetreten, um mit seiner Gemahlin Charlotte, der ältesten Schwester Kaiser Wilhelms, fortan seinen Aufenthalt in der thüringischen Heimat zu nehmen. Am 1. April 1861 in Meiningen als Sohn des Herzogs Georg II. geboren — seine Mutter war die 1850 verstorbenen Prinzessin Charlotte von Preußen —, wurde der Erbprinz im Herbst seiner früh besonnenen militärischen Laufbahn 1887 Kommandeur des Kaiser Franz-Regiments in Berlin, 1899 der 4. Württembergischen Infanteriebrigade, 1901 der 2. Württembergischen Infanteriebrigade, 1902 Oberkommandeur des 12. Division in Kassel und wurde im folgenden Jahre unter Ernennung zum General der Infanterie mit dem Kommando des 8. Armeekorps in Breslau betraut.



Das Brahms-Denkmal in Wien Von Juse Comrat

### Bühne

Der Frühling als Ballett, das ist die neueste Schöpfung des Tänzerpopen H. Regel, dem als Komponist Richard Waldberger zur Seite stand. „Der Zaubertrank“ bestritten die beiden Autoren ihr Werk, das im Berliner Opernhaus in Szene ging und in der Tat den heutigen Tanz vorzüglich charakterisierte, denn ein stolziger Frühling hätte sich kaum dramatischer lösen. Wohl erdienten im Gefolge dieses Zaubertranks die beiden Vertreterinnen der gelebten Tierwelt in lodenden Schäumen, aber auch die Kunst des Schneiders vermochte diesem verfehlten Frühling nicht auf die Beine zu helfen.

— Das Berliner Kalliope-Theater brachte das Drama „Erweckung“ von Ernst von Wolzogen (Ella Bernheim), das vor zehn Jahren zuerst durch die freie Bühne dargestellt wurde, zur öffentlichen Aufführung und erzielte damit einen beachtenswerten Erfolg.

— Die Stadt Prag ertheilte sich wieder beifällig aufgenommenen Hehlheiten. Das Drama „Um nichts“ von Paul

Langenjahrldt wurde seine scharf angelegte Tendenz gegen den Sozialismus, und Verstoßen aus der ersten Reiterausstellung Peters des Großen liegen der Oper „Die Waise“ des italienischen Komponisten G. G. Rossi zu Grunde, deren Text Richard Kalliope verbrüht hat. In die Nacht sind wirkungsvoll raffische Volksworte verflochten.

— „Die Medaille und das Mädchen“, Operette von S. Jones und Owen Hall, fand im Oper-Theater zu London großen Erfolg.

— Aus Goldonis Kalliope, „Die Kaffeebohne“ ist der Stoff zu der Oper „Don Pasquale“ geschöpft, mit der G. Puccini im Rollenspiel-Theater zu Verdig einen großen Erfolg erlangte.

— Richard Waldberger „Zigfied“ hat sich jetzt auch die deutsche Bühne erworben. Im königlichen Theater zu Kopenhagen fand das Werk eine begeisterte Aufnahme.

### Das Johannes-Brahms-Denkmal in Wien

Auf dem Zentralfriedhof in Wien wurde am 1. Mai, dem Tage, da 20 Jahre zuvor der große Tonmeister das Licht der Welt erblickt hatte, das Brahms-Denkmal. Das Johannes-Brahms-Denkmal, ein aus rotem Kaiser-Narmer gestrichenes Werk der jungen Bildhauerin Juse Comrat, auf einem hohen, einfach stilisierten Sockel, das die Inschrift „Brahms 1833 bis 1897“ trägt, erhebt sich das Brustbild des Meisters. Er hält den Kopf auf die rechte Hand und blickt innerlich in eine vor ihm liegende Ferne, die er mit seiner Brust umschließen will. Der Hintergrund bildet eine mit dem Sockel verbundenen Marmorwand. Von ihr hebt sich ein Relief ab, zu dessen Spiel eine weibliche Gestalt aufsteht. Sie hält eine Krone empor, die in weitem Bogen ein Schilder umfließt, der einen auf der entgegenliegenden Seite abwärts strömenden Jüngling zeigt. Er hält den Schilder mit seinen Händen und blickt ihn an seine Füße, voll inniger Verehrung für den Meister und dessen unsterbliche Kunst.

### Die letzten Elemente in Deutschland

Die Flöße verringern sich beständig, sowohl in der Nordsee als auch in den übrigen zur Nordsee hin liegenden Meeresküsten. Die gefährlichen Feinde dieses Meereswildes sind die in den Hausküstengewässern alljährlich wiederkehrenden Frühjahrsüberschwemmungen mit folgendem Schachtel (Zeit, wo das Eis nicht hält, sondern unter dem Treiben bricht, sehr gefährlichen Eisflößen, auf denen das Eis nur mühsam auf seinen Schalen weiterkommt, und wo es oft von Wildbeeren auf Schilfkübeln plagt und mit einem Spies geräuschlos niederstürzt wird und endlich die vielen Frachtschwärme der Wälder. Das Winter kommt selber viel zu oft mit seinen kalten Stößen, auf denen der schwere, ungeklärte Körper ruht, zwischen die Treibe, wird nicht wieder frei, trotz unglücklicher Abmähnen, und wird oft von Wäldern Jagdbühnen mit Eis zu niedergerollt oder mit Reizen erschlagen. Dieses Frühjahr scheint besonders günstig für die Flöße zu sein, und man darf eine kleine Aufhebung des Bestandes erwarten.

### C. M. Schwerdtners Gruppe „Nach der Schlacht“

Allgemeine Beachtung findet auf der gegenwärtigen dreißigsten Jahresausstellung im Wiener Künstlerhaus die reizvolle Gruppe „Nach der Schlacht“, der deren Komposition Carl Maria Schwerdtner an die Schlachten von Morona und Ronora (1848) gebirgt hat. Ein Tiroler Kaiserjäger, an der charakteristischen Uniform mit dem hohen eckigen Helm, ist sofort erkennbar, führt einen schwerverwundeten Kavaliers-Duflaren aus dem Kampfgebiet. Auch die Uniform des Duflaren, so sammtlich der Hosenbund mit Verkleinerung, ist von streng historischem Schnitt. Schwerdtner hat sich trotz seiner Jugend schon einem geachteten Namen als Künstler erworben. Das Museum der k. k. Kriegsmarine in Pola hielt eine von ihm ausgeführte Medaille an den berühmten Kämpfern von Wagram. Er hat den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand porträtiert, und von seinen Büsten sind ferner jene der ehemaligen Volkshauspfeilerin Schroll und des Heldenritters Sidel am bekanntesten. Die von



Nach der Schlacht. Gruppe von C. M. Schwerdtner. (Aus der Jahres-Ausstellung im Wiener Künstlerhaus)

Schwerdtner entworfene Gipsstatue auf den verstorbenen Volkshauspfeiler Schroll, sowie die im Vorjahr in vielen Exemplaren geprägte Medaille auf den feigigen Heldentag des Lichters Ferdinand von Saar haben dem Künstler auch einen wohlverdienten Ruf als Medailleur eingetragen.

### Ein gutes Robbenjahr

Wichtigere und Neufundland lassen auf ein ereignisreiches Robbenjahr schließen, nachdem das vorige weniger günstig gewesen. Die aus 24 Tampfern bestehende Flotte der Robbenjäger, die im März von Neufundland in See ging, kehrte in diesem Jahr aufsehend eine reiche Ernte auf den weiten Fischgründen des St. Lorenz-Golfes der Straße von Belle Isle, der neufundländischen Küste u. s. w. ein. Der Quers nach St. John zurückgekehrte Tampfer „Virginia Kate“ hatte 25000 Hüll an Bord, und er brachte von zehn weiteren Tampfern, die sich auf der Heimfahrt befinden und Quantsiden von 2500 bis 3000 Hüll zu erwarten haben. Der Gesamtertrag wird danach auf etwa 100000 bis 120000 Hüll geschätzt, und damit ist Neufundland recht zufrieden. Lediglich handelt es sich hierbei um die sog. Hartenrobbe, deren Fell nur auf Leder, nicht auf Felle verarbeitet wird; sie dürfen nicht mit der viel wertvolleren Pelzrobbe des Westküstenes verwechselt werden.

### Geschütze vom Meeresgrunde

Unter den Waffen wurden kürzlich 25 Geschütze vom Meeresgrunde gehoben; sie stammen von der von dem berühmten Seehelden de Ruyter besetzten spanisch-holländischen Flotte, die am 23. April 1672 in der Bai von Solomina gegen den französischen Admiral Tourville schwere Verluste erlitt; de Ruyter selbst erlag noch an demselben Tage einer erdbeerigen Wunde. Die Geschütze schwammen zwischen 1,40 und 1,70 Metern, das Kaliber von 6 bis 11 Zentimeter. Auffallend ist dabei die Menge holländischer Besätze erhalten, was auf das damals schon in Holland verwendete Aluminium zurückzuführen ist. Einige tragen die Aufschrift: Admirals-Residentie Amstredam, andre Admirals-Residentie Rotterdam. Aemer befinden sich auf den Wäldern Medaillen, worin der niederländische König auf zwei Katern ruht; Meereshörner und Hüllen umgeben das Ganze. Man erwartet von Holland, daß diese wertvollen Stücke vom Lande angekauft werden.



# Über Land und Meer

№. 35



Ngl. Kapellmeister Dr. Franz Peter-Kassel



Professor Sigfried Ode-Berlin



Hofmaschdirektor Max Claus-Braunschweig



Musikdirektor Professor Wilhelm Förster-Songart



Generalintendant Freiherr von Delfall-Wien



Professor Dr. Bernhard Schöp-Frankfurt a. M.



Professor Dr. Fritz Tölgach-Mainz



General-Quakdirektor von Schön-Dresden



Universitäts-Musikdirektor H. Zöllner-Ceppin

Die Preisträger im zweiten Wettstreit deutscher Männergesangsvereine um den Kaiserwanderpreis in Frankfurt a. M. (Zu dem Artikel S. 780)

Literatur

Ein getreues und möglichst erschöpfendes Bild von Zentralschweiz...

Adressen und Höhenverzeichnisse werden. Das Adressenverzeichnis umfasst den ganzen I. Band...

Interessanter und wichtiger Bedeutung sind die... räumliche Ausdehnung...

Ergänzung der täglichen Nahrung Dr. Hommel's Haematogen... schnelle Appetitnahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte...

Neu! Täglich in erschienen: Neu! Im Nebel und andere Novellen von Leonid Andrejew...

Keine schlaflosen Nächte! Wenn Sie abends 1-2 Leithinervin-Pastillen nehmen...

Stotterer! Ich setze mich unter einem vollen Namen...

Wilh. Meyer-Förster, Lena S. Roman. D. 1. 4. Kaufm. gebunden 16. 4. Treibler Verlag - Antell, Stuttgart.

Buchführung... Olio Siede-Danzig...

Stottern! Ich setze mich unter einem vollen Namen...

Photograph Apparate... Katalog gratis. Hess & Sattler, Augsburg.

Neue Parfums... J.F. Schwarzlose Söhne BERLIN, Markgrafstr. 24.

Hohenzollern-veilchen... beliebte, weisse Marke. Flasche Mark 1.50, 2.00, 3.00.

Syringa-Violetta... hochfeine Compositen. Flasche Mark 2.00, 3.00, 4.50.

Bouquet-Elecla... eine Fülle von Wohlgeruch. 1/2 M. 2.00, 1. eisd. Carr. R. 2.00.

Kt. Wallis ZERMATT (1620 m) Schweiz. Das Matterhorn und das Panorama vom Gornergrat sind unbedingt die grossartigsten Schönheiten...



Bei längerem Aufenthalt Pensionisten nach Vereinbarung.

Einzigartig



Briefmappe

Wann ist es U. Wir wissen Ihnen versagt und haben und...

Ramentofes Prüfungsstellen

Wie sieht die Welt? Wie ein Briefchen... Wie alle seinen Köpfe...

Wem! die Freude

Nach Winterqual Benjoniennelubi, wo hat die Kraft...

U. B. in O. Anderswas ein Jermum. Die Vernehmung der...

Alfred J. G. in England. Für Ihren Übernach dürfte...

W. D. in Stockholm. Die Auftritte des Schamer...

C. W. in Hannover. Auch in Deutschland gibt es bereits...

C. W. in Hamburg. Deutsch-Sämereifraße bei die...

S. Z. in Jansbad. Der Weltspionier unzufallig...

Eingegangene Bücher und Schriften

- Armando Bacher, Kofa, Tomokden. Roman. Oubozel... Gahle, W. Zur Einführung in Gedicht und Dramatik...

Absolut bestes Mundwasser der Welt! OTOLOL Ueber die ganze Erde verbreitet!

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. INDISCHE BLUMENSEIFE F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE & WIEN.

NEU! Solid - Hochelegant - Dauerhaft. NEU! Winterstein's Ideal-Koffer Für jeden Koffer 2 Jahre Garantie.

Krankenkranntühle, Krankenkranntöbel. Jeder Art fertigt Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften. Ein Original-Schachtel CASCARINE LEPRINCE.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Neu! Novellen von Ferd. von Hornstein.

Photograph. Apparate. Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen.

30jähriger Erfolg. BEGEN FETTLERIGKEIT MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN.

UM SCHLANK ZU WERDEN. "Finales Apollo" auf Basis von Monogram...

Graue Haare. erhalten Ihre ursprüngl. Farbe von Neuem.

Erfrischendes pikantes Getränk. de Ricqles Pfeffermünzgeist.

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten...

# Das Stanserhorn

bei Luzern in der Schweiz

Unter den charakteristischen Berggestalten in dem herrlichen Panorama der Waldstätteralpen tritt das formensöhne, in dunklem Alpengrün prangende Stanserhorn angenehm hervor.

Die Aussicht, die man von seinem 1900 Meter ü. M. hohen Gipfel genießt, ist ebenso großartig wie höchst malerisch und außerordentlich umfassend; sie wird von vielen maßgebenden Kennern der Alpenwelt als ansprechender wie die vom Pilatus und Rigi gepriesen.

Bäbeder sagt hierüber:

„Das Stanserhorn (1900 Meter) ist ein herrlicher, dem Rigi und Pilatus ebenbürtiger Aussichtspunkt. Die Aussicht von dem Gipfel umfaßt die Berner Alpenkette in ausgezeichnet schöner Gruppierung, ganz nahe den gewaltigen Titlis, das Obwaldner Land, den Vierwaldstätter See mit seinen Bergen und das Hügelland der Nord-West-Schweiz u. s. w.“

Verlepsch sagt darüber:

„Das Stanserhorn gilt allgemein als einer der ausgezeichnetsten Ausichtsberge des Alpengebietes und wird von Berufenen über Rigi und Pilatus gestellt. Der Blick auf die Berner Schneeriesen und auf den Vierwaldstättersee ist besonders schön.“

E. A. Turler, in seinem 1888 erschienenen Buche „Die Berge am Vierwaldstättersee“, schreibt von der Aussicht des Stanserhornes:

„Sie entfaltet in einem Bilde alle Lieblichkeit und Anmut, alle Majestät und Glorie, überhaupt alle landschaftlichen Scenerien, welche die Schweiz mit ihren berühmten Schön-

heiten zu bieten vermag. Sie darf sich lässlich neben die so allseitig gepriesenen Panoramen des Rigi und Pilatus stellen, ja sie streitet in mancher Be-

ziehung mit jenen um den Vorrang. Wer einen klaren Tag auf dieser weitschauenden Höhe erleben kann, wird unauslöschliche Eindrücke mit in die Heimat nehmen.“

zue, durch ein reiches Gewand schmucker Alpmatten und ausgedehnter Wälder aus, wie nicht minder auch durch seine viel größere Anzahl heller Tage.

Seinen geräumigen Gipfel ziert ein üppiger Rasen, auf welchem eine Fülle buntfarbiger Alpenblumen gedeihen. Außerdem gestalten ausgedehnte Spazierwege den Aufenthalt auf dem prächtigen Stanserhorn, auf dessen Südseite schattige Tannengebüsse bis fast zu oberst ansteigen, weit aus interessanter und wechselvoller. Zum Genuß der überwältigend schönen Abend- und Morgenbeleuchtung empfiehlt es sich, unter allen Umständen in dem neuen, bestens eingerichteten Hotel Stanserhorn zu

übernachten. Die Preise sind hier sehr mäßig und auf keinen Fall höher als die in den Gasthöfen gleichen Ranges unten im Tale.



Das Stanserhorn

ziehungen mit jenen um den Vorrang. Wer einen klaren Tag auf dieser weitschauenden Höhe erleben kann, wird unauslöschliche Eindrücke mit in die Heimat nehmen.“

Auch Dr. jur. F. Christ, ein guter Kenner der Alpen und vorzüglicher Botaniker, nennt in seinem Buche „Ob dem Kernwald“ (Basel 1869) das Stanserhorn „ein Seiten- und Gegenstück zum Pilatus“, stellt es aber in Bezug auf den Anblick der Berner Hochalpen noch über Rigi und Pilatus.

Das Stanserhorn zeichnet sich, im Gegensatz zu dem felsigen, starren Pila-

bernachten. Die Preise sind hier sehr mäßig und auf keinen Fall höher als die in den Gasthöfen gleichen Ranges unten im Tale.



Die Stanserbahn

## Die Stanserhornbahn

Von dem anmutig gelegenen Flecken Stans, dem Hauptort von Nidwalden, führt eine im Jahre 1893 eröffnete, die größte Betriebssicherheit bietende elektrische Bergbahn von 3 1/2 Kilometer Länge in einer Stunde auf die Höhe des Berges. Die Fahrt ist eine im Gegensatz zu allen Zahnradbahnen im höchsten Grade ruhige und zeichnet sich durch reiche Abwechslung herrlicher Landschaftsbilder aus.

Fahrtage der Bahn: Hin- und Rückfahrt 8 Franken Dampfschiffsstation Stansstad.

Fahrzeit von Luzern auf das Stanserhorn 2 Stunden.

Kombiniertes Billet zu ermäßigter Tage für Bahn und Hotel: Stansstad-Stanserhorn und zurück samt Souper, Logement und Frühstück im Hotel Stanserhorn 16 Franken.

# Der Bürgenstock

## Luftkurort am Vierwaldstättersee

Der Bürgenstock, am südlichen Gestade des Vierwaldstättersees, zwischen dem Pilatus und dem Rigi, der Bucht von Luzern gegenüber, ist durch seine herrliche Lage, unübertreffliche Aussicht auf die Seen und deren anmutige Buchten und Ufer, sowie durch prachtvolle, dem Rigi ähnliche Rundsicht auf die Berner Alpen und den ganzen majestätischen Gebirgsstrang seit Jahren einer der meistbesuchtesten Reiseziele der Schweizer-touristen; ein Aufenthalt auf dieser Höhe gehört zu den genussreichsten der Schweiz, und in seltener Vollständigkeit finden sich hier Vorzüge vereint, um derentwillen man den Bürgenstock vielfach „Das Ideal eines Kurortes“ nennt und allgemein als die „Perle des Vierwaldstätter-sees“ bezeichnet.

Ebenso begünstigt wie seine reizende Lage ist auch das Klima des Bürgenstockes. Die reine und erfrischende Alpenluft, befreit von der drückenden Schwüle und dem Staube der Ebene, welche bei fortwährender Bewegung und Erneuerung durch die Auswechslung mit der Seeluft einen relativ milden Charakter hat, die prachtvollen Spaziergänge und Ruheplätze in den balsamischen Fichtenwäldern, die durch die benachbarten Bergeslämme vor Winden geschützte Lage der Hotels und ihrer Umgebungen, die überall gleichmäßige Wärme der Luft (die Temperatur beträgt in den Sommermonaten ca. 17° K.), wodurch dem Kurgäste ermöglicht ist, den größten Teil seiner Zeit im Freien zuzubringen, sprechen alle aufs vorteilhafteste für das überaus gesunde und kräftigende Klima dieses paradiesischen Kurortes.

Als klimatischer Luftkurort hat Bürgenstock einen ganz besonders günstigen Einfluss aus auf Personen, die infolge geistiger Ueberanstrengung, schwächlicher Konstitution, Blutarmut, bei chronischen, fieberlosen Lungenleiden, Verdauungsstörungen, Nervenaffektionen (namentlich Hypochondrie und Hysterie) und nervösem Asthma nicht nur eines stützenden, sondern auch eines ruhigen Aufenthaltes bedürfen.

Für Melanvaldegenen und Nervenschwache ist Bürgenstock von überraschend günstiger Heilwirkung.

Eine Menge durch reizende, weitgehende Anlagen und durch den großartigen, über den ganzen Bergeslämme ausgebreiteten Waldpark angelegte ebene Spazierwege mit vielen Ruheplätzen geben auch dem nicht geübten Fußgänger und dem Leidenden Gelegenheit, kleine Touren zu unternehmen, und bieten prachtvolle Aussichtspunkte auf die berühmtesten

Hochgebirge der Schweiz, auf malerische Alpentäler und die herrlichen Seen.

Infolge der hochinteressanten elektrischen Drahtseilbahn und der damit gebotenen Dampfschiffanschlüsse ist der Bürgenstock, als Mittelpunkt der bekanntesten Orte und Höhen am Vierwaldstättersee, zum günstigsten und bequemsten Ausgangspunkt für Spazierfahrten und Excursionen geworden.

### Kurbäuser

Der Kurort Bürgenstock besteht aus mehreren Gebäuden: dem 1903 eröffneten Palace-Hotel, dem Grand Hotel mit Chalet und dem Parkhotel. Sie bieten Raum für 600 Gäste.



Der Bürgenstock

Als Nebengebäude sind zu erwähnen: das große Restaurant am Bahnhof und die Spielhalle für Kinder.

Alle drei Hotels sind modern und komfortabel ausgestattet mit Konversations- und Lesesälen, Billard- und Rauchzimmer; geräumige, elegante Vestibüle, Zentralheizungen, überall bequeme, lustige Wohn- und Schlafzimmer, Badezimmer mit Duschen, große Terrassen vor den Hotels mit prachtvoller Aussicht auf den See. Vorzügliche sanitärische Einrichtungen nach neuester englischer Methode.

Der ausgebreitete Waldpark, welcher das ganze große Etablissement umzieht, enthält zahlreiche Spazierwege, Spiel- und Ruheplätze.

Der Bürgenstock liegt 870 Meter über Meer und 430 Meter über dem See. Die Aussicht ist nach Norden und Süden frei, auf der einen Seite gegen den See und Luzern und auf der andern auf das Gebirge (Mönch, Giger, Jungfrau, Titiis u. s. w.).

Der alljährlich sich steigende Fremdenbesuch, sei es für längeres oder für kürzeres Verweilen, ist der beste Beweis für die Annehmlichkeit eines dortigen

Aufenthaltes. — Prospekte stehen gratis zur Verfügung.

### Reise-Literatur

Tschudi, „Tourist in der Schweiz“: Das in einer Richtung des riesigen Waldparks in edelm, modernem Stil geschmackvoll erbaute, komfortabel und trefflich bediente Kurhotel I. Ranges mit Dependance ist in überraschend kurzer Zeit das bevorzugteste Vuonretiro höherer Stände und ein Lieblingspunkt der meisten Schweizertouristen geworden. An malerischem und pittoreskem Reiz und Mannigfaltigkeit der bezauberndsten Aussichtspunkte kommt dieser Perle des Vierwaldstättersees kein ähnliches Etablissement am See gleich.

Verleppsch, „Süd-Deutschland und die Schweiz bis an die Alpen“: Nach dem Hotel und Luftkurort Bürgenstock führt eine neue, gleichmäßig steigende StraÙe in 1 Std. 30 Min., auf welcher man bloß anfangs schöne Ausblicke, später nur beschränkte Rundsichten hat, bis auf einmal ein Bild voll zauberischer Schönheit kurz vor dem Hotel sich entwickelt, welches einen Teil der Jugkraft mit bildet, der diesem 1871 erbauten komfortablen Hotel eigen ist. Die Stelle ist einzig schön, sowohl im Tiefblick auf den Vierwaldstättersee, nach dem Rigi, Pilatus und gegen die Stadt Luzern mit dem dahinterliegenden Bande bis zum Jura, als auch durch seine

enorm ausgebreiteten schattigen Spaziergänge und Aussichtspunkte in herrlichem Naturpark. Der Besuch dieses Vuonretiro war seit der Eröffnung ein stets steigender; man nannte es eine Perle des Vierwaldstättersees.

Dr. Gsell-Fels, „Wälder und Luftkurorte der Schweiz“: Die wundervolle Lage unmittelbar über dem Kreuztrichter des Vierwaldstättersees auf hoher Wiesenterrasse, der reizende Blick auf die ebenso anmutigen als großartigen Ufer mit ihrem majestätischen Gebirgsstrang, die voralpine, reine und erfrischende Höhenluft, welche bei steter Bewegung und Erneuerung durch die Auswechslung mit der Seeluft einen relativ milden Charakter hat, die Spaziergänge und Ruheplätze in den balsamischen Fichtenwäldern haben diesen geräuschlosen, idyllischen Ort zu einem der beliebtesten Luftkurorte am Vierwaldstättersee erhoben.

„Revue Suisse“, juin 1879, „Le rayon bleu“, par F. Rampert, überseht von A. Grün, Feuilleton der „N. Z. Z.“ 1879, Nr. 347—357.

Europäische Wanderbilder Nr. 250 von Dr. W. Kubach. Verlag von Orell Füssli & Cie.









90. Band. Fünfundsiebzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ohne Bestellgeld

## Demoiselle Engel

Eine Altbremer Hausgeschichte

von  
**B. Schulze-Smidt**

Illustrirt von **Wilhelm Hoffmann**  
 (Fortsetzung)

Ein Weibchen lächelten die frischen Lippen noch; darauf schürzten sie sich wiederum ernst und begannen den Gänselief zu heißen, mit dem die Abrechnung der ersten Märzwoche zu Papier gebracht werden sollte. Dann schob die Mädchenhand Zettel und Haushaltsbücher einseitigen beiseite und nahm die auswärtigen Briefschaften vor. Zuerst die väterliche Nachricht. Alles so gut, wie es unter jetzigen Umständen nur irgend zu erhoffen war. Am Rheine gab es wenig zu holen, aber das Städtlein Hoch im Cleveschen, das vor Zeiten einen beträchtlichen Weinwandhandel nebst köstlichen Weichwiesen befehlen hatte, erlangte anjeho dieser Vorzüge, seit die reformierten Kaufleute nach Harlem übergesiedelt. Es lebte indessen noch Afaak van der Meer am Orte, und sowie nur die Association mit ihm richtig in Schick gekommen sein würde und eine anständige Wohnung gefunden, wollte Minheer Coccejus seine lieben Kinder zu sich holen. Solches stand für Ende des Monats Mai zu erhoffen. Seinen Dank an die edeln Helfer in der Not hatte er bereits im Februar nach Liverpool abgestattet und zwei Kanister Hanfanteer, sowie einen Edamschen Käse per Postschiff an die gleiche Adresse expediert. Ein gleiches Paket, unter Hinzufügung eines geräucherter Schinkens und einer Tromme holländischen Zwiebacks, erhielt sein „lieft, braaf Engelle“ gleichzeitig mit diesem Briefe, und sie sollte einen fröhlichen Glauben behalten und ihre Pflicht tun wie daheim zu Dillversum.

Dreimal las die Tochter den väterlichen Brief, und ihres Vaters Wesen, aufbrausend und dabei so großherzig, als sei er ein

Kröfus von Vermögen, stand ihr lebensvoll vor Augen.

Sie verbiß die Tränen, die mit aller Macht kommen wollten, stützte den Kopf in die Linke und sprang dann noch einmal, um ihr schlafendes Schwesterchen zu küssen, ehe sie das Schreiben „des Herren“ an sie eröffnete. Es war ganz kurz, deutlich und ohne Schnörkel geschrieben und lief also:

„Werthgeschätzte Demoiselle!

„Man schreibt uns, daß der Haushalt unter Dero Händen floriret, und es ist mein Wunsch und Wille Ihnen, Werthgeschätzte Demoiselle, dessentwegen Dank und Lob abzustatten. Gleichermassen Nahmens meiner Frau Mutter, da Derselben in Ansehung Ihrer Veleidtheit, daß Schreiben eine Beschwärbe ist. Nehmen Sie, Werthgeschätzte Demoiselle, mein aufrichtiges encouragement ent-

gegen und unsere größste Zufriedenheit, wegen Dero Liebenswürdiger Sorgfalt, davon mein oncle rühmet. Hoffentlich empfinden Sie, Werthgeschätzte Demoiselle, keinerlei Unbequemlichkeit durch die Bediener und domestiquen, und es befinden sich auch Dero Geschwistern wohlauff. — Was machet die Musica? — Meine Frau Mutter grüßet bestens.

Dero wohl-Gewogener

Gerhard E.“

Das Blättchen zitterte in ihrer Hand, und langsam fielen große Tränen auf die deutliche Schrift. Dann aber raffte sie sich mit allem Willen zusammen, brückte die Bottschaft gegen ihre Lippen, verstoßen, daß selbst die duftenden Blumenstöcke es nicht gewahren sollten, und verwahrte sie zu unterst im Nähkasten zwischen farbigen



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Bei Meran

Nach dem Gemälde von Ernst Gemzeler



Original las die Cocher den väterlichen Brief

Stückperlen. Danach rechnete sie fleißig, und als Debet und Kredit trefflich stimmten, malte sie ihre Antwort sorgsam auf den besten Bogen, den sie besaß. Eine deutsche Antwort und der erste Brief an einen, der in ihr Herz hineinsah, wiewohl er fern wollte und ihr nur zweimal erschienen war. Aber sein Haus redete zu jedweder Stunde von ihm zu ihr, und die Spur seines Waltens ließ sich überall finden. So schrieb sie ihm denn: „Wohl-Edeler Herr. — Euer Edelen Brief liegt mit Dank zu Händen, und ist eine rechte Freude und Trost für Euer Edelen ergebene Dienerrin. Meine Sorge ist, daß Alles gehet, wie Euer Edelen und Edele Frau Mutter befohlen und verordnet, daß es sei, und ermangele Niemand seines Rechts. Und ist mein Dank nicht nieder zu schreiben. Thue mit Freiligkeit, welche Arbeit mir vorsteht. Jantje en Greetje sind gleich Kämmlein auf der fetten Weiden, und die Musica erklinget zuzeiten, wenn das Herz beschwehret ist, oder ein Lob darinnen, das Gottes Wille zubereitet für sichbahre sowie unsichtbare Gnaden-Güter. Ohm Daniel fährt wohl und begehret mehr bombesjes denn fleischerne Köste. Von meines Herren Vaters Hand liegt erfreuliche Nachricht zu Händen, und wird Euer Edelen willige Dienerrin nicht über Gebühr lästig fegen. Gottes Schutz behalte Euer Wohl-Edelen nebst Wohl-Edelen Frau Mutter bei guter Gesundheit, zu Erfreung der Dienstwilligst dandbahren

Angelina Coccejus.“

Nachdem am Abend abgesspeist war, winkte Engel sich zuvörderst Musjö Weiffel mit einem Finger hinaus auf die Diele. Der Sonntag stand vor der Thür; die Warenballen lagen säuberlich aufgestapelt nach den Bänken hin, die Bindenstricke hingen festgeklopft, alles Messing bligte wie lauter Gold, und das Holzwerk spiegelte blankgebohnt. Die Kinder schliefen; Ohm Daniel saß in der Wohnstube, mit Tonpfeife und Besoes „Captain Singleton“, im Ehrenstuhl vor Engels schönem Blumenlor und vertrieb sich die Zeit, bis sie wieder hereinkommen und ihm vor Schlofen gehen ein geistliches Lied singen würde, wie fast alle Abend, seit sie seine „Großnichte“ aus Wahl geworden. Das Positiv stand schon geöffnet, mit Verhards Notenbest auf dem Kulte, aber Engel verzog noch. Sie hatte das Gefinde und Kasperlen bereits zur Roje geschickt, streute selber den weißen Sand in yerlichen Mustern über die frischgekehrten Dielenfliesen, die nach gründlicher Säuberung und Sonntagsruhe dufteten, und Musjö Weiffel mußte bei der reinlichen Arbeit neben ihr gehen, Schritt vor Schritt, und ihr die hölzernen Sandschale halten. „Weibet mir gut nahe, Mijnheer Weiffels,“

sagte sie ihm auf holländisch, machte das allerliebste Schelmengesicht und streute einen kunstvollen Krangel; „ich habe Euch einen kurzen Sermon zu halten. Zuerst meinen Dank für den verblänten Vers, Mijnheer, und da ist meine Hand, damit Ihr fühlen sollt, daß die wahrhaftige Freundschaft jezt zu Euch redet.“

„O, angebetetste Demoiselle! — mein Engel!“  
„Hi! Mijnheer Weiffels — laffet die Schale nicht fallen und verschüttet mir mein Muster nicht! Wir haben es allhier nicht mit der Anbetung zu schaffen, wohl aber mit der richtigen Hochschätzung. So Ihr die für mich habt, bringet Ihr mir in Achtung und Vertrauen etwa ein zerrissenes Jabot oder eine Handmanschette und heißet mich's auf das feinste ausbessern, und einen Handfuß in Ehren dürft Ihr mir für solche freundschaftliche Dienstleistung gern applizieren, Mijnheer Weiffels. Aber Dichtungen, darinnen Amoren und Tändelei eine Rolle haben — wartet, Mijnheer, wo hab' ich den Zettel gelassen? — seht Ihr wohl, hier ist er! — denen tut meinesgleichen so! — Gebt mir die Schale, Mijnheer, bis Ihr die Fäden in den Herd gesteckt habt; der Brand ist noch nicht erloschen. — Ich danke schön; seid so gefällig und nehmt den Sand noch einen Augenblick — wir wollen ihn auch gleich über unsre Zwiistigkeit streuen, und danach merket Ihr Euch sein, daß Eure Zunge nie und nichts mit dem „Engel“ zu tun hat, sondern lediglich mit „Demoiselle Coccejus“ in der nötigen Höflichkeit. Ja, ja, nun hängt Ihr die Lippe und mault wie mein Jantje, wenn er die Rute geschmeckt hat! Befinnt Euch geschwinde, Mijnheer, und so Ihr durchaus zwischen die Coccejus heiraten möchtet, ei, so bringt erst etwas Tüchtiges vor Euch im kaufmännischen Stande, und unterweilen wächst mein Greetje Euch zu. Bis dahin laffet die Amoren in Frieden. Amen! — Der Sermon ist aus, — wie gefällt Euch mein Muster auf den Fliesen? Recht artig, nicht wahr? Jeho hat Dank für Eure Complaisance, Mijnheer, schlaft wohl, und morgen machen wir uns einen frühlichen Sonntag beim reformierten Tee und Bentheimer Moppen, mit Ohm und Kasper und den Kleinen.“

Wie ein begossener Nadel ging er von dannen nach ihrer Predigt; sie jedoch rief ihn noch einmal zurück und sah ihm ernst und doch mit dem herzlichsten Ausdrücke des Wohlwollens in das betretene Gesicht: „Gebt mir Eure Hand lieber



Musjö Weiffel massirt bei der Arbeit neben ihr gehen und ihr die hölzernen Sandschale halten

noch einmal, Mijnheer Weiffels. — So, so — das ist recht! Die wahrhaftige Freundschaft wünscht Euch eine gute Nacht.“

„Deselbigen gleichen auch meinerseits, Demoiselle Coccejus.“

Unter dem spiegelklaren Blicke der hellen Blauaugen, der ganz und gar nicht zum Bilde der Venus oder der gefühlvollen Schäserin Daphne paßte, entfernte sich der getränkte Mufenjünger endgültig.

Troden in seiner dumpfen Schlafkoje versteckte er fürs erste den geweihten Senstropf zu tiefst ins



Er drohte ihr überhauf mit dem Finger und lachte dazu

Bettstroh, damit die wisperrnden Mäuse doch ein leckeres Fest von seiner Trübsal hätten, wählte sich sodann in die karierten Kissen ein und stante sich seine Schmerzen aus der gepreßten Seele, bis der lebenswürdige Traumgott sich seiner erbarmte.

„Nun, was haben Sie mit dem Bediener um Hand gehabt, liebes Kind?“ fragte Ohm Daniel, als Engel zu ihm in die Wohnstube kam, ihren Nähkorb mit Greetjes kleiner Wäsche am Arm.  
„Sand hat er mir streuen helfen; Sand im Muster und Sand über allerlei Torheit.“

Er drohte ihr scherzhaft mit dem Finger und lachte dazu, sie jedoch blieb ernst und schob den Faden ins Rohr. „Ehe daß ich meinem lieben Ohm sein Abendlied singe, muß ich seinen guten Rat wünschen,“ sagte sie.

„Wegen dem Hausenmacher?“

„Nein, Ohm. Ueber die Hausen hab' ich ja selber den Sand gestreut. Die ist ein armseliges Frauenzimmer, die mit einem grünen Vurschen nicht fertig werden kann nach Verlieben. Nein, es ist wegen dem Besuch, vor dem ich mich heute versteckt habe. Ich möchte den bremischen Brauch und die bremische Tracht annehmen, damit ich keinem mehr eine Anreizung zur Wissbegierde bin, noch etwas Besonderes.“

Der alte Herr holte sie zu sich heran, schlug ihr die bergende Spitze aus der Stirn zurück, die hoch und flug wohl, und betrachtete sie so eine stumme Weile.

„Fuder und Pöschchen? Nein, nein! Das verdirbt mir mein niederländisches Bildchen und macht eine modische Schilderei draus. Eine eitle Narrin, just wie die Demoiselle — hm — hm! Ich will nichts gesagt haben.“

„Ohm soll auch nichts dergleichen sagen. Ich erkenne die Freundschaft einer solchen Bemühung um mich sehr wohl, und den Besuch will ich erwidern. Aber nicht in der Gooilandter Haube; denn das Zutrauen von Ohms wohlbederter Frau Schwester, die mich in ihre eignen Schuhe und über das Hausweesen gestellt hat, macht eine Dame aus mir.“

Wieder mußte der alte Herr lächeln; diesmal aus Freude an seines jungen Schütlings guter Logik. Er zog die anmutige Gestalt noch ein wenig näher, bis sie, samt ihrer Arbeit, neben ihm auf der breiten Kantenlehne des Ehrenstuhles saß.

„Das hat meine teure Großnichte scharf und fein ausgefärgelt, und alle Einwendungen werden davor zu nichts,“ meinte er, nahm seinen langen Geldbeutel heraus und zählte zwei Goldstücke auf den Tisch. „Dieses hier darf der alte Ohm ihr hoffentlich zur nötigen Abjustierung beisteuern?“

Sie wurde blattrot und wendete ihr Gesicht von den Goldstücken hinweg:

„O, Euer Edelen — nicht doch! Alles, was Ohm hat, gehört seinen wirklichen Großnichten und Neffen — den zukünftigen.“

„Sie sollen mir's mit Zins und Zinseszins zurückerstatten, wenn es so weit ist; unterweilen nehmen Sie's in Verwaltung und machen's rollen, liebe Klugheit.“

Engel strich die beiden Goldstücke ein ohne ein ferneres Wort, die Wimpern gesenkt, die Lippen zu wehmütigem Ausdruck sanft aufeinander geschlossen. So fasste sie auch Ohms weisse Hand und drückte sie zum Dank. Dann legte sie ihre Näherci still in den Korb zurück, ohne daß sie einen Stich daran gezogen hätte, setzte sich von der Armlehne weg ans Positiv und spielte und sang dem andächtigen Hörer zur guten Nacht:

„Ach bin ein Gack auf Ecken —“

VII

Es gab wirklich einen recht vergnügten Sonntag mit dem feingewürzten und allseitig beliebten reformierten Tee zum Abendgerrät und bei „Boch“ und „Tid'an“ um die letzten Bentheimer Woppen aus Engels Heisproviant. Ohm Daniel rieb sich unter dem Tisch aufrieden und fröhlich die Hände. Wie sie doch den verkommenen Genius und kurzen Dämmerling so gut zu nehmen wußte, daß seine hängende Lippe sich aufrichtete, daß ihn sogar unvermutet das Lachen ankam und er ein Kind mit den Kindern wurde! Ja, er gewann es, zum Beschlusse des angenehmen Sonntags, sogar über sich, sein herrliches Poem, aus heidnischem Schwulst und stolpernden Versfüßen zusammenzuschweifen, herbei zu holen und es Ohm und der Demoiselle vorzutragen zu „gelinder Verteilung“.

Da saßen sie nun alleamt um den warmen Rachelosen, Rasperlen und die zwei Kleinen in der

mußte und in ihrer Lustigkeit urplötzlich die Gooilander Haube von den Haaren nahm:

„Bin ich denn also Veneri gleich, Wijnheer Weiffels? Guckt mich einmal gelassen darauf an!“



Die Abenddame erhebt sich: „Dabei einmal eine pauvre Straussfeder für Dero Demoiselle!“

Gelassenheit beachte den verschüchterten Amadis nun allerdings ein saures Stück Arbeit zu sein, angesichts der goldblonden Pracht zweier festgestochten Köpfe, die das neidische Häubchen gänzlich verborgen gehalten, und zu denen sich jetzt zwei runde Arme aus zurückfallender Kantensalbel emporhoben, um sie geschickt in einen antiken Knoten zu schlingen.

„Die — die — enprische Aphroditis ist eine alberne Doche dagegen!“ stotterte der Hochentzückte, und seine beitere Venus fragte schlagsfertig:

„Seid Ihr jemals in Cypren gewesen, Wijnheer Weiffels? Wie dürft Ihr sonst eine solche Apodixis von Euch geben?“

Das Gooilander Häubchen blieb abgetan für Bremen.

Am Montag früh nahm Demoiselle Engel ihr Regenlaten um die Schultern und hüllte den Kopf in ein feingehälteses Fanchon der Hausfrau, das diese von einer ihrer respektvoll ergebenden, auswärtigen Nichten als Präsent erhalten und alku lebhaft gefärbt für ihre Jahre befunden hatte. Metta brachte es aus der offenen Kommodenlade zum Vorschein, und sehr behutsam ward es um die rosigen Wangen und die goldblonden Haare geknüpft.

Sodann führte Ohm Daniel seine junge Freundin höchst galant am krummen Arm durch den herrlichen frostklaren Morgen, über die unveränderlichen Schneehügel und Glorillen der städtischen Verkehrsstraßen, in die besten Magazine für Kleidung und Damenputz. Daß er noch etliche Goldstücke von gutem Gewicht in der Tiefe seines Geldbeutels bei sich trug, verriet er nicht, und es rührte ihn, daß sie sich im Manufakturwarengeschäft die allereinfachste Enveloppe erstand, nur daß sie sehr eigen auf eine vorzügliche Façon war. Darauf ging's zu Demoiselle von Bennigsen in den eleganten Wuhladen, wegen eines grauen Raftorhutes, ebenfalls modisch, aber so schlicht wie möglich: „nur ein schwarzes Taffelband darauf gesteckt.“

Die Abenddame hinterm Tresen hob die bevingten Hände auf und ereiferte sich: „Nicht einmal eine pauvre Straussfeder für Dero Demoiselle? — hm — Demoiselle —?“

„Nichte, Mansell, so es Ihr gefällig ist.“ „Wenn Dero werthe Demoiselle Nichte nur im mindesten à la mode aufzutreten gedenkt, so rate ich dem Herrn Weltkern auf das dringlichste —“

„Keine Straussfeder — nur ein schwarzes Taffelband. Meinen Putz arrangiere ich mir selber. Hier indessen habe ich noch mehrere Ellen brabantische Kantens, wenn Ihr uns für diese einen guten Rat wüßtet?“

„Zum Busentuch! Nichts andres als wie ein solches, werthe Demoiselle. Gott, was für magnifische Kantens! Das ergiebt den Befah um zwei Kammertuchschüss. — Nein — es gehet mir wahrlich wider die Keckheit, mit irgend welchen Objekten zu prunken; ich wean ich mir ein solches Kammertuchschü einbilde, um den Ausschmitt recht hochgestellt mit echten Fischbeinen, und zu diesem eine violenfarbene Mohrtrobe; ganz klein gewässert, gearre vertu —! englisch müßt es doch der Demoiselle zu ihren süperben Haaren stehen, und man beginnt just sich des Puders gänzlich zu entäußern!“

„Lasset nur gut sein; pack's nicht heraus, Meijuffer,“ wehrte Engel ab, allein Ohm Daniel zürich sich das sauber rasierte Kinn und fuhr mit einer Hand in die Tasche, wo der lange Geldbeutel steckte:

„Sie kann uns Ihren blauen Mohr von meinertwegen einmal aus dem Tuche wickeln, Mansell von Bennigsen; das Betrachten hat die Kundschaft doch wohl ohne Spefen? Ja — das läßt Ihnen allerdings rein zum Entzücken, mein liebes Kind; Mansell von Bennigsen hat recht, und Sie sollen das Mohrtuch von Ohm geschenkt kriegen.“

„Nicht, Ohm! Bitte, nicht, Euer Edeln!“ „Abgemacht! abgemacht! Mühsamt dem Nählohn kriegen Sie's geschenkt. Nehme Sie der Demoiselle sogleich die Nase; ich gehe unterweilen hinüber ins Tabakgeschäft, und in zehn Minuten bin ich schon zurück. Die Anfertigung hat Sie gütigst nach der Möglichkeit zu beschleunigen, Mansell von Bennigsen.“

„Solch ein Ohm, solch ein liebenswürdiger Ohm! Dazu darf man gratulieren, werthe Demoiselle,“ meinte Mansell von Bennigsen, sobald der alte Herr hinaus war, ließ ein Stück des blauen Seidenstoffes von der Rolle fallen und hielt es gegen Engels Merinowolle. „Englisch! geradegu englisch schön —! Und dabei die Braubänder Spitzen zum klaren Kammertuch — eine ravissante Toilette, Demoiselle —?“

„Coccejus. — Defolletiert mich auf keinen Fall ungebührlich, Meijuffer, und nehmet die Knopfnadeln aus dem Munde, ich bit' Euch!“

„Ungebührlich? Bei Dero klassischer Formung der Büste? — Wie?“

„Zut genau, was ich sage!“ — Ein sehr erzürntes Gesicht war aus dem freundlichen geworden, und das blieb so, bis Ohm Daniel zum



Der leuzige Kavaller Nhm seine pauvre GÖHNE mit Graf auf Tullien



Sie setzte sich ans Positiv und spielte und sang dem andächtigen Hörer

Bocke wie Hasen im Klee; Ohm im Ohrenstuhl und Engel neben dem errotenden Dichter auf der eingeseffenen Ofenbank. Er las mit schwellegendem Palhos, und sie brachte die Lippen über den hübschen, weißen Zähnen gar nicht mehr zusammen, so sehr ergöhte sie sich, ohne jegliche Keimthebtheit. Nur, daß sie ihren Anbeter ein klein bißchen foppen

Abholen wieder über Mamsell von Bennigsens Lebensschwelle trat.

Nun hatte das alte Haus seine junge Hausfrau, wenngleich diese seinen Gatten besaß und auch nicht Witwe war, sondern ein munteres Fräulein, das den gewichtigen Schlüsselkorb nur gar zu gern am Arme trug. Nicht mehr „Mamsell Engelle“ im Gooilander Häubchen machte sich in Stuben, Küche und Keller fleißig zu schaffen und schritt behende über Diele und Hängewerk, um in den Brunnsälen zu lüften und schmutzige Fußstapfen zu rügen; nein, eine richtige, herrschaftliche „Demoiselle Engel“, sehr lieblich anzuschauen mit den blondwelligten Schatteln und der hochgesteckten Flechtenschleife am Hinterkopf. Jetzt ging sie fast alle Mittag, kurz vor der Vorfahrt, an Ohms Arm hinaus, wenn das Essen zu Feuer war und klein Greetje ihr Schälchen hielt. Meistens nahm sie Jantje, wohlgerummelt bis zum rotgefrorenen Mädchen, an die freie Hand im warmen Fäustling; zweimal jedoch war sie im Staat, trug lederne Fingerhandschuh und einen großen Muss nebst perlenbesähtem Mieder, noch von Ohm Daniels ältester Schwester selig, und der graue Kasorbut hatte dennoch an eine niedere Straußenfeder glauben müssen.

So herausstaffiert fährte der betagte Kavalierr seine anmutige Schöne mit Stolz auf Visiten. Musjö Weißel pflegte, den Kleid im Busen, hinter dem Ausluchfenster des Kontors zu stehen und dem ungleichen Paare nachzuspähen, hinauf bis zur Stadtwage und hinab bis gegen die Jangtuhle. Seit kurzem diuertierte ihn die Dichtkunst nicht mehr wie sonst; er hatte den unseligen Senfhasen hinunter aufs Hopfpflaster geworfen, alwo er jämmerlich zerföhlt und mit andern Rehrich in die Weser gebracht war; und bestreijte sich ernstlich der Wissenschaft des weißen und bunten Linnengeschäfts. Das war ja die gute Frucht, die Demoiselle Engels Sermon beim sonabendlichen Sandstreuen gezeitigt hatte, und Demoiselle Engel sorgte dafür, daß ihr zärtlicher Schäfer nicht zurückfiel ins gefühlvolle Kämmerhüpfen. Das Kämmerhüpfen, aber ein frühliches in herzerstreuender Unschuld, das stand nur den zwei Kleinen an, deren helle Stimmchen den ganzen Tag durchs Haus lachten und zwitscherten und jeden anriefen, der des Weges kam.

Ganz so ausschließlich gehörte Schwester Engelle ihren Kleinen nicht mehr an; wenn sie aber bei ihnen war, fand die Färtlichkeit unter dem Kleblatt kein Ende; und Metta und Kasperken konnten bleiben, wo sie waren. Einmal aber holte Jantje den ganzen Haushalt zusammen und stand, rufend und fest an die hochgehakte Klappe der Falttür des Bierkellers gellammert, neben dem schwarzgährenden Schlunde:

„Harm! Harm! — Komm nach oben! Komm doch mein zusje Engelle anuden! Ha—a—arm!“ Solange, bis der Hausgeist seinen Kran am Eigenbräufel wieder zugedreht hatte und gemächlich den Krug in der Hand, leuterauf stieg, das dampfende Laternchen in den Mittelgurt gehakt. Da hüpfte der kleine Mann auf einem Beinchen vor Freude, schob sein rundes Kinderhändchen in die schwielige Linde des Alten, wartete, bis er seinen Priemtenkast im Bogen ausgepuckelt hatte, und dann mußte er mit in die Wohnstube kommen und Schwester Engelle anuden.“

Schwester Engelle im blauen Mohrtleide mit dem klaren Kammerbüchsen, daran die Brabänder Kanten prangten, um Schultern und Busen à la mode hochgestellt, so daß es einen düstigen Wausch vor dem schmerzweigen Dalje gab; im Haar eine kleine Bentafel Buder, und die feurige Kastusbüte, die Metta heute früh unverfehens mit dem Gardinenbesen abgestoßen hatte, zwischen die weichen Locken über dem linken Ohre gesteckt. Sie stand auf dem Söller in der Auslucht, lächelte und strahlte in unschuldigem Vergnügen und unschuldigem Wohlgefallen am eignen Liebreiz, den der Spiegel ihr verraten hatte, und bewegte tierlich den bemalten Fächer, auch von Ohm Daniels ältester Schwester selig. Hinter ihr blühten die Blumen auf der Fensterbank, und der linde Frühlingsabend ließ seinen neugierigen Bierkell-

mond durch die Scheiden hereinblinzeln. Der freute sich wohl besonders an den glücklichen Augen des alten Heren in Gecarpins und langem Rode mit großen Aufschlägen und silbernen Knöpfen zur geklümten Seidenweste. Es sollte zu Terhellens in eine große Soiree gehen — Demoiselle Engels erste, förmliche Einführung in den schwer zugänglichen Kreis der patrizischen Großhändler. Sie würde auch sonder Zweifel den Schöngeistern der Gesellschaft gefallen, weil sie solch einen tapferen Mutterwitz besaß und viel gelesen hatte und, aller mädchenhaften Verschidenheit unbeschadet, niemand so leicht die passende Antwort schuldig blieb.

„Da ist 'ne Tragbahr', Engelle! Gud doch die Tragbahr', Ohm!“

Jantje, das Quirlchen, drückte sein Stumpfnäschen am Seitenfenster der Auslucht platt und zog sein Greetje, das zu ihm aufstretete, mit Gewalt herbei, um die blaucladierte Portehaise mit den zwei ehernen Trägern zu bewundern, in die Schwester Engelle jetzt gleich steigen würde und durch die Lust zur Faulenstraße fliegen, beinahe wie ein rechter Himmelsengel.



Und Blatz Färtlichkeit rittschwand durchs enge Curden der Farnstraße

Nun gab sie dem ganzen Gefinde reichum die Hand zum Abschied vor diesen großen Ereignissen. Musjö Weißel rüstrerte es sogar, ihr die Fingerspitzen zu küssen, und Kasperken fiel beinahe vornüber, insolge seines läppischen Wädlings vor der Schönheit der Pausprinzessin. Die Kleinen belamen das beste Teil: Schwester Engels Lippen und Wangen für ihre gepispsten Mündchen, und den Duft von Rose und Lavendel, der das reizende Gebild umschwebte. Dann entschwand die blaue Herrlichkeit durchs enge Türchen der Portehaise; Ohm kletterte, gebückt Hauptes, hinterdrein, und jort trabten die Träger. Das Gefinde, das auf Socken stand, tappte behutsam hinaus und trat auf der Diele in die hölzernen „Alönnen“ zurück. Musjö Weißel zog einen tiefen Seufzer, klappte das Positiv auf und begann in heiseren Tönen Beethovens „Abelaide“ zu stümpern, während Kasperken emsig an seinem Schiffe für Jantje schmickelte. Der Wallgraben war endlich rein vom Eise; bald konnte man Sonntags die winzigen Boote aufs Wasser sehen, und die ganze Natur ward wieder schön und lustig zur Osterzeit.

(Fortsetzung folgt)

Sp r u ch

Gottvertraun hat uermessen Leid verheit und Glud erbaunt; Eins nar dassu bu nach vergessen. Das Gott auch auf dich vertraut.

ALD. ROBERTS

Unsre Zukunftsflotte

von Graf E. zu Reventlow

Dank dem Flottengesetz vom Jahre 1900 wird Deutschland in anderthalb Jahrzehnten eine mächtige und zweckentsprechend zusammengesetzte Kriegsflotte besitzen. Es ist seit mehreren Jahren in Wort und Schrift oft und ausführlich darauf hingewiesen, warum wir eine solche Flotte brauchen, wozu sie im Kriege wie in Friedenszeiten dienen soll, und der rege Anteil, den man in Deutschland und hauptsächlich im deutschen Süden den Plänen Kaiser Wilhelms entgegengebracht hat und in steigendem Maße entgegenbringt, zeigt, daß eine deutsche Seemacht an Volkstümlichkeit dem Siegerreich und bewährten Landheere nichts nachgeben wird. Die Kenntnis der einzelnen Bestandteile einer Kriegsflotte, des Zwecks und der speziellen Waffen der verschiedenen Schiffsklassen ist aber noch sehr gering, wie ja auch nur natürlich, denn der Binnenländer hat selten oder nie Gelegenheit, sich durch den Augenschein zu überzeugen; außerdem steht bis jetzt der weitaus größere Teil unsrer Zukunftsflotte noch auf dem Papier.

Seit fünfzig Jahren hat die Einführung des Dampfschiffs, der Miesengeschütze und Sprenggranaten, des Panzers und des Torpedos gründliche Umwälzungen im Vergleich zu den alten Segelkreuzern hervorgerufen. Das Schiff ist nicht mehr vom Winde abhängig, es kann stets so schnell laufen, wie seine Maschinenkraft gestattet, und seinen Kurs nach beliebigen Richtungen wählen; auf der andern Seite ist es aber abhängig von dem Kohleninhalt seiner Bunker, während die alten Segelschiffe der Rüste fernbleiben konnten, solange ihr Dauerproviant reicht, der sich in jedem beliebigen Hafen ergänzen ließ. Deshalb und weil auch der Kohlenverbrauch mit der Größe und Leistung der Maschine wächst, Kohlen aber eine große Raum- und Gewichtsmenge darstellen, ist schon, abgesehen von andern Gründen, eine größere Menge verschiedener Schiffstypen notwendig geworden als früher. Hierzu kommt die Mannigfaltigkeit der modernen Vernehmungswaffen nach ihren verschiedenen Arten und innerhalb dieser, so daß sich im Laufe der letzten Jahrzehnte für die verschiedenen Zwecke ganz bestimmte Kategorien herausgebildet haben, die wir für uns und nach ihrem Zusammenwirken kurz betrachten wollen.

Wie im Landkriege die großen Schlachten durch die Masse der Infanterie und das Feuer der Artillerie zur endgültigen Entscheidung gebracht werden, so erwartet man die letztere zur See mit Recht von den Panzerschiffen, die eine große Zahl Geschütze von mächtigstem bis zum kleinsten Kaliber enthalten, mit stärkstem Panzer gegen die Schiffe des Gegners geschützt sind, und nach Erfüllung dieser Anforderungen so große Schnelligkeit und Kohlenmenge besitzen, wie nur möglich.

Die Vertreter dieses Schiffstyps bezeichnen wir in Deutschland als „Linienchiffe“, das heißt Schiffe, die die nötige Geschützstärke und sonstigen Eigenschaften besitzen, um in die Schlachtlinie eingereiht werden zu können. Der Ueberdruck ist alt und englischen Ursprungs, denn schon zu Nelsons Zeiten charakterisierte man das eigentliche Schlachtschiff als „fit for the line“ (geeignet für die Schlachtlinie). Taraus erhebt, daß die Linienchiffe nicht einzeln, sondern in größerer Anzahl zusammen stellen sollen, und das wiederum ist nur möglich, wenn sie analog den Truppenkörpern zu Lande einen geschlossenen Verband bilden, der einheitlich in seinen Bewegungen und seiner sonstigen Kampftätigkeit von einem Oberbefehlshaber geleitet wird. Auf den ersten Blick könnte es demnach scheinen, als ob jede beliebige Zahl recht wäre, wenn sie nur möglichst groß sei; dem gegenüber ist aber zu bedenken, daß der Admiral seine Flotte völlig übersehen und die Möglichkeit haben muß, sie stets in kurzer Zeit, je nach den Anforderungen der Lage, in verschiedene kleine Abteilungen gliedern und somit Veränderungen der Formation bewirken zu können. Diese zweckmäßige Zusammenfügung festzustellen, sind nun jahrelange Übungen und Manöver erforderlich, die in den verschiedenen Marinen zu verschiedenen Resultaten geführt haben. Bei uns ist man zu der Zahl von sechzehn Linienchiffen für eine Flotte gekommen, als dem größten, noch einheitlich leitbaren Verbande. Sie gliedert sich in zwei Geschwader zu je acht Schiffen, deren jedes noch als eventuell selbständige Kampfeinheit verwendet werden kann. Der Flottenchef leitet seine Flotte von einem besonderen Flaggschiff aus, also dem siebenten Schiff, mit dem er, ohne die Ordnung des Verbandes zu stören,



Unterbrochenes Jagdrennen  
Nach einer Zeichnung von W. Dewar

sich überall dahin begeben kann, wo er es im Interesse der Uebersicht für gut hält. Dies ist eine spezifisch deutsche Einrichtung, die große Vorteile besitzt und uns von den Franzosen nachgemacht worden ist. Alle Bewegungen und Formationsänderungen der Flotte werden durch die Signale des Flottenchefes angeordnet, und kein Schiff oder Geschwader darf ohne Befehl vom Flottenflaggschiff seinen Platz verlassen, den ihm jede Formation aus Meter genau anweist. So straffe Vorschriften sind eine Notwendigkeit, damit es dem Admiral möglich ist, die Flotte geschlossen an den Gegner heran zu bringen und das Feuer aus den Geschüßen aller Schiffe auf ihn zu konzentrieren. Letzteres muß aber nach Möglichkeit erreicht werden, denn gerade darin beruht der Wert des geordneten Zusammenfahrens und der einheitlichen Leitung, daß nur ein einziger Wille sämtliche Maschinen, Strukturräder und Geschütze lenkt. Es gibt Maschinen, die diesen so einfachen und einleuchtenden Grundsatz nicht anerkennen, so die italienische. Dort nimmt man an, daß eine Anzahl einzelner flotter und hauptsächlich schneller Panzerschiffe, so schnell, daß sie die Linienschiffe anderer Nationen an Geschwindigkeit übertreffen, im Stande sei, durch plötzliche Angriffe eine Linienschiffsstärke zu schädigen und sich ihr dann durch die Flucht zu entziehen, ohne selbst außer Gefahr gesetzt zu werden. Das ist ein Trugschluß, denn um ein anderes Schiff zu beschließen, müssen sie sich in die Schußweite nicht nur dieses, sondern in die des ganzen Verbandes begeben, werden also wohl schlecht genug dabei wegkommen. Durch Weglaufen ist außerdem noch niemals ein Krieg siegreich zu Ende geführt worden, wenn er auch in die Länge gezogen werden kann. Wer siegen will, muß dem Feinde eine Anzahl von Linienschiffen entgegenstellen, die seiner Flotte, wenn möglich, überlegen ist; natürlich müssen die Schiffe selbst auch möglichst stark, modern und billig gleichartig sein.

Danach ist also die Linienschiffsstärke der Kern einer Seemacht, und ihr Fehlen kann durch irgend welche andere Schiffsklassen niemals ersetzt werden. Je besser sie im Frieden einbezogen ist, desto höher stellt sich ihr Geschwaderwert. Die deutsche Marineleitung weiß das, und das Flottengefes ordnet deswegen an, daß stets drei Viertel unserer Zukunftsstärke vollständig sich im Dienst befinden und üben sollen. Augenblicklich ist es allerdings noch recht mangelhaft bei uns bestellt, denn dauernd in Dienst halten wir nur acht Linienschiffe: das erste Geschwader, das schon seit mehreren Jahren unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Preußen steht; nun, das wird mit jedem Jahre besser.

Die Linienschiffsvorände machen nun freilich den für die Seemacht Ausschlag gebenden Teil, jedoch nur den Kern der Schlachtflotte aus, nicht diese selbst. Noch weit mehr als Infanterie- und Artilleriemassen einer Armee bedürfen Flotten der Aufklärungsabteilungen, um sich rechtzeitig über die Bewegungen und die Stärke des Feindes zu unterrichten, ja um ihn überhaupt zu finden, wenn man die Entschreibung der Schlacht anstrebt; um sich ihm zu entziehen, wenn man sie vermeiden will. Wie wir gesehen haben, liegt die Hauptstärke der Linienschiffe im engen Zusammenhalten der Verbände; diese dürfen deswegen auch niemals durch Entsenden einzelner Schiffe zu Rekognoszierungen und Wespensdienst geschwächt werden. Auf der andern Seite ist es klar, daß gerade zur See die Rekognoszierungen u. s. w., kurz der Aufklärungsdienst im umfangreichsten Maße ausgeübt werden muß, denn zwei Linienschiffsstärken bilden im Verhältnis zur weiten Meeresfläche nur zwei Punkte, deren Beweglichkeit und Fähigkeit der Ortsveränderung eine sehr große ist. Im Landkriege geben die vorhandenen Heerstraßen, Flüsse, Gebirge u. s. w. immer einigermaßen einen Anhalt, nach welchen Richtungen sich der Feind ungefähr bewegen wird, die See dagegen ist ohne Weg und Steg, überall gleich gut befahrbar und hinterläßt keine Spur. An Stelle des einzelnen oder einer kleinen Gruppe von Menschen, die zu Lande eine Erkundung ausführen können, tritt zur See stets das ganze Schiff, und deren Zahl ist bekanntlich auch bei der größten Seemacht beschränkt. Diese Darlegung führt uns also zu dem zweitwichtigsten Bestandteil der Schlachtflotte, den Aufklärungsschiffen, von denen das Flottengefes vom Jahre 1900 zweiunddreißig vorliest, also ebensoviel, wie Linienschiffe vorhanden sein werden.

Die Aufklärungsschiffe hat man nicht mit Unrecht die Augen der Schlachtflotte oder die Kavallerie des Meeres genannt; man könnte sie auch als die Fußhörner bezeichnen, die die Schlachtflotte so weit wie nur möglich nach allen Seiten ausstreckt, um so mit dem Feinde mittelbar stets in Fühlung zu bleiben, obgleich er vielleicht

noch hundert Seemeilen entfernt ist. In erster Linie muß nun die Geschwindigkeit dieser Aufklärungsschiffe eine sehr große sein, denn sie sollen eine mit voller Kraft fahrende Linienschiffsstärke einholen und, wenn nötig, vor ihr weglaufen können, sie müssen ferner schnell Botenfahrten überbringen und dann auf ihren Posten zurückkehren. Auch eines gewaltigen Kohlenvorrats bedürfen sie, um diesen Aufgaben gerecht zu werden, denn je schneller ein Schiff läuft, desto mehr Kohlen verbrauchen seine Maschinen. Die Aufklärung kann also nicht von Linienschiffen bejagt werden, sondern es ist der Kreuzer, der hauptsächlich für sie geeignet ist. An Kreuzern gibt es nun eine unendliche Menge verschiedener Arten und Klassen, auf die einzugehen uns hier zu weit führen würde; wir wollen uns deswegen auf die Aufklärungskreuzer der deutschen Flotte beschränken. Man unterscheidet da zwei Hauptgattungen, nämlich den großen Kreuzer und den kleinen. Der erstere ist nur einige tausend Tonnas kleiner als das Linienschiff, schwächer armiert und weniger durch Panzer geschützt, jedoch muß der moderne große Kreuzer eine gepanzerter Wasserlinie besitzen, auch sind seine Schiffsseiten an den wichtigsten Stellen mit Panzerdeckungen versehen; dann besitzt er Panzerkreuzer, während der häufig gebrauchte Ausdrucks „geschützter“ Kreuzer einen solchen bezeichnet, der nur ein horizontales oder leicht gewölbtes Panzerdeck aufweist. Er führt einige schwere (21 Zentimeter) und eine größere Anzahl mittlerer und leichter Geschütze. Nach dem Flottengefes ist je ein Panzerkreuzer das Führerschiff von drei kleinen, geschützten Kreuzern, denen er außerdem als Schutz und Rückhalt dienen soll. Man muß bedenken, daß der Feind ebenfalls Aufklärungskreuzer besitzt, und daß diese natürlich alles daran setzen, sich der zureichenden Gasse zu erwehren, sie wegzulassen oder zu vernichten. Was die kleinen Kreuzer anlangt, so wäre das nicht schwer, denn sie, gleichsam die leichte Kavallerie, sind nur auf Sehen und Laufen berechnet und gebaut und können sich nur mit ihresgleichen oder mit Torpedofahrzeugen in einen Kampf einlassen. Außerdem ist es für sie auch sehr wichtig, selbst solchen Gegnern auszuweichen, als einen Kampferfolg zu erreichen, denn jede Beschädigung von Steuertriebwerk, Kessel oder Maschinen kann sie für ihren eigentlichen Zweck, den Aufklärungsdienst, untauglich machen. Die Vernichtung eines feindlichen Kreuzers nutzt nicht viel, die eines eignen schadet dagegen dem Ganzen außerordentlich und kann unter Umständen die Ursache sein, daß die Fühlung mit dem Feinde gänzlich verloren geht; das ist aber ein großer, vielleicht für den Ausgang des ganzen Krieges verhängnisvoller Mißerfolg. Da nun aber das „Fühlunghalten“ ein so nables Herangehen an den Feind bedingt, daß man ihn deutlich sieht, auch bei Nacht, so ist es nötig, eine starke Schiffsklasse zur Hand zu haben, die die notwendigen Kampfe auf sich nimmt und die kleinen Gefährten entlastet: das sind die Panzerkreuzer.

Im Gegensatz zu den Linienschiffen dürfen die Aufklärungskreuzer nicht geschlossen zusammengehalten, sondern müssen vielmehr so weit wie möglich auseinander gehen; je mehr sie das tun, desto größer ist das Feld, das sie absuchen können, desto mehr werden sie ihrer Aufgabe gerecht. Dabei ist natürlich die Beschränkung vorhanden, daß sie untereinander durch Signale sich verständigen können, ebenso mit dem Flaggschiff der Linienschiffsstärke durch eine Wiederholertele in Verbindung sind. Sichtet zum Beispiel ein Kreuzer den Feind, so verläßt er nicht etwa seinen Posten, um es dem Admiral zu melden, sondern er signalisiert seine Wahrnehmungen dem nächsten Kreuzer, der dann die Nachricht ebenso weiter gibt, und so fort. Nur wenn die Kreuzerzahl zu gering ist, um eine solche ununterbrochene Kette zu bilden, wie bei uns leider noch auf lange Jahre, muß das einzelne Schiff seine Wachposten selbst weite Strecken tragen, und dann wird natürlich die Aufklärung unzureichend und lückenhaft. Der Feind wird ja in einem solchen Falle auch den Kreuzer gesehen haben, wie er sich auf deutliche Sichtweite näherte und dann schnell wieder entfernte; er wird dann nicht so leicht sein, auf der gleichen Stelle zu bleiben oder seinen bisherigen Kurs fortzusetzen, sondern schleunigst eine ganz andre Richtung wählen und sich mit größter Schnelligkeit entfernen. Ob er dann wieder aufzufinden ist, bleibt sehr zweifelhaft, und außerdem hat ihm die Richtung, nach der unser Kreuzer sich entfernte, ungefähr einen Anhalt über den Standort unserer Linienschiffe gegeben.

Sind aber genügend Kreuzer vorhanden, so breiten sie sich, wie ein weiter loser Schleier, als zusammenhängendes Gewebe um die Linienschiffsstärke, stetig mit ihr in Signalverbindung und in

Fühlung mit dem Feinde. Wenn erst die Funkentelegraphie so sicher funktioniert, daß sie unter allen Umständen kriegsbrauchbar ist, so werden die Gebiete, die sich von einer bestimmten Anzahl Kreuzer ausklären lassen, erheblich größer werden.

Den dritten Bestandteil einer Schlachtflotte bilden die Torpedofahrzeuge, die, wie bekannt, in Deutschland auf einer hohen Stufe konstruierter und militärischer Vollkommenheit stehen. Ihr Zweck ist lediglich, feindliche Linienschiffe mit ihren Torpedos zu beschließen und wo möglich zu vernichten. Wenn unsere Flotte fertig ist, werden achtzig Torpedoboote zu ihr gehören, die in acht Flottillen, jede zu zwei Divisionen, gegliedert sind. Schnelligkeit bildet neben der Torpedo-Armierung das Hauptkennzeichen dieser schwarzen, kleinen Fahrzeuge, und ihre Haupttätigkeit wird im Dunkel der Nacht liegen, wo das überlegende Feuer aus den Schnellfeuerkanonen des Feindes ihnen wenig anhaben kann. Viele werden auch so geopfert werden, aber die Vernichtung eines Linienschiffes läßt auch einen beträchtlichen Einspar nicht zu groß erscheinen.

Das ist also eine Flotte, die wir in Friedenszeiten als vollständig und vollständig bezeichnen können: zweiunddreißig Linienschiffe (einschließlich der beiden Flaggschiffe), zweiunddreißig Kreuzer und achtzig Torpedoboote; eine gewaltige Macht, viel kostbares Material, noch mehr kostbare Menschenleben!

Und in Kriegszeiten? Brauchen wir dann noch mehr? Ja, freilich, wenn auch keine Schiffe, die zum Kampfe bestimmt sind, sondern den sogenannten Train oder Trost, der für eine Hochseeflotte ebenso unerlässlich ist wie für eine Arme.

Da sind zunächst zahlreiche und geräumige Dampfer zur Kohlenenergänzung der Flotte notwendig, denn letztere wird nicht darauf rechnen können, im Kriege heimliche Häfen aufzusuchen, um die leeren Bunker zu füllen. Gefüllte müssen sie aber werden, wenn die Schiffe kampfs- und bewegungsfähig bleiben sollen, also sind hinterher fahrende Kohlendampfer das einzige Ausfallsmittel. Auch die Munitionsvorräte der Kriegsschiffe können erschöpft werden; die modernen Geschütze werden nicht mit Unrecht „Schnellfeuerkanonen“ genannt, und die Räumlichkeiten an Bord für Aufnahme der Granaten und Pulverladungen sind sehr beschränkt. Die Flotte braucht also auch Munitionsschiffe, die stets zur Hand sind.

Im spanisch-amerikanischen Kriege führten die Amerikaner auch sogenannte Werftschiffe mit sich, die alles enthielten, um bei Haavarien oder irgend welchen Beschädigungen auf der Flotte sofort hilfsreich eingreifen zu können. Sie haben sich damals ausgezeichnet bewährt, und ohne Zweifel werden im Kriegsfall auch andre Nationen dem Beispiel folgen.

Auch Materialschiffe werden erforderlich sein, die für die Maschinen der Kriegsschiffe Öl und andres Schmiermaterial, Dichtungen, Reserveerteile und so weiter in Bereitschaft halten. Endlich kommen noch die schwimmenden Hospitäler, die Lazarettschiffe, deren weiße Flagge mit dem roten Kreuz sie auch dem Feinde als unweckbar kennzeichnet. Bereits während unserer letzten Flottenmanöver in der Nordsee befand sich ein deraartiges Lazarettschiff im Gefolge der Flotte. Alle Schiffe des Trostes werden im Kriegsfall der Pandeislotte entnommen werden, und ihre Zahl wird eine ganz beträchtliche sein.

So stellt sich dann die Schlachtflotte uns als eine ganz gewaltige Ansammlung von Schiffen dar, von Schiffen verschiedenster Größe und Art. Und doch hat diese Zusammensetzung vor fremden Flotten noch den Vorzug größter Einfachheit und Uebersichtlichkeit. Sie ist ein durchdachtes und praktisch erprobter Organismus, dessen tadellosem Arbeiten in einem Zukunftskriege wir mit Vertrauen entgegensehen können; die Tüchtigkeit unserer Offiziere, Unteroffiziere und Matrosen gibt die Gewähr.

## Die Hilfszüge bei Eisenbahnunfällen

(Mit Abbildungen nach phot. Aufn. von Hugo Kretschke, Berlin)

Woh aller Vorsichtsmaßregeln und Betriebsverbesserungen wird es bei der Zunahme des Eisenbahnverkehrs kaum je gelingen, Eisenbahnunfälle ganz zu verhüten. In einem solchen Notstande sind wir dem Betriebe der Eisenbahnen Deutschlands kommt es auf ein unbedingt genaues und sicheres Zusammenwirken aller Organe an; die geringste Verabstimmung, so klein und unbedeutend sie an sich erscheint, kann, wenn es das Unglück will, unseelige Folgen nach sich ziehen.



Billyard

Daß in Deutschland in den letzten Jahrzehnten verhältnismäßig wenig Eisenbahnunfälle zu verzeichnen gewesen sind, stellt der Fürsorge für die Sicherheit des Betriebes und vor allem auch der eiserne Pflichttreue und Opferwilligkeit der Beamten das glänzendste Zeugnis aus.

Besondere Anerkennung verdient auch das Bestreben, Vorkehrungen zu treffen, die bei einem Eisenbahnunglück die Veranziehung von Hilfe, namentlich von Ärzten, in ausreichendem Maße und in kürzester Frist ermöglichen. Die preussische Staatsbahnverwaltung hat hierfür in neuester Zeit durch die Einrichtung und dauernde Bereithaltung von besonderen Hilfszügen auf passend gelegenen Stationen Maßnahmen getroffen, die die segensreichsten Folgen haben und nicht nur die übrigen deutschen, sondern auch zahlreiche ausländische Eisenbahnverwaltungen zu gleichem Vorgehen veranlassen werden. Wie der preussische Minister der öffentlichen Arbeiten bei der Beratung des Eisenbahnetats für 1902 in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses mitgeteilt hat, ist die Einrichtung der Hilfszüge zur Verwendung bei Eisenbahnunfällen, bei denen Personen getötet oder erheblich verletzt worden sind, der Initiative Kaiser Wilhelms II. zu verdanken. Dieser Fürsorge ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die für das bahngeliet vorgesehenen 77 Hilfszüge in weniger als Jahresfrist zur Aufstellung kamen.

Die 77 Stationsorte der Hilfszüge sind, nach Eisenbahndirektionsbezirken geordnet: Hamburg, Darburg, Rummelsburg, Nordschlesw. Weiche, Wittenberge, Berlin (Anhalter Bahnhof), Berlin (Lehrter Bahnhof), Berlin (Schlesischer Bahnhof), Berlin (Stettiner Bahnhof), Frankfurt (Ober), Breslau (Oberschlesischer Bahnhof), Glatz, Lauban, Liegnitz, Bromberg, Küstrin, Schneidemühl, Thorn, Kassel, Marburg, Nordhausen, Paderborn, Coblenz, Köln, Deutz, Dirschau, Neustettin, Stolp, Barmen-Mitterhäusern, Düsseldorf, Oagen, Siegen, Erfurt, Gera, Meiningen, Saalfeld, Wochum, Dortmund, Luisburg, Hamm, Wesel, Frankfurt (Main), Fulda, Gießen, Gottbus, Jallenberg, Halle (Saale), Bremen, Hannover, Stendal, Uelzen, Rattow, Oveln, Alenhein, Jüsterburg, Königsberg (Pr.), Land, Braunschweig, Halberstadt, Magdeburg, Bingerbrück, Darmstadt, Mainz, Worms, Emden, Münster (Westf.), Esnaabrück, Rheine, Bentzen, Glogau, Ostrowo, Posen, Karthaus, Saarbrücken, Bafrowall, Stettin, Stralsund.

Die Stationsorte für die Hilfszüge sind, wie man sich durch einen Blick auf die Eisenbahnkarte überzeugen kann, so gewählt, daß der Hilfszug, für den im allgemeinen eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 75 Kilometern in der Stunde vorgesehen ist, in den meisten Fällen nur eine Fahrzeit von

höchstens 1 1/2 Stunden bis zur Unfallstelle braucht. Die hohe Fahrgeschwindigkeit darf der Hilfszug natürlich nur dann anwenden, wenn er vorfahrtsmäßig die ganze Strecke entlang signalisiert werden kann, für andre Strecken ist nur eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde zulässig. Sämtliche Züge ohne Ausnahme müssen vor den Hilfszügen die Strecke frei machen.

Die Hilfszüge bestehen aus einem Arztwagen und einem Gerätewagen; nach Bedarf werden in den Zug noch Personenwagen zur Aufnahme der Hilfsmannschaften und der Leichtverletzten eingestellt. Die Gerätewagen enthalten das Material zur Wiederherstellung des Bahnlörpers und der Geleise; sie kommen im Bereiche der preussischen Staatsbahnen schon seit vielen Jahren zur Verwendung. Eine vollständig neue Einrichtung sind dagegen die Arztwagen der Hilfszüge. Diese dienen zur Verbeschaffung ärztlicher Hilfe sowie zur Aufnahme und zum Transport der Verletzten und sind mit allem für eine wirksame ärztliche Hilfeleistung erforderlichen Gegenständen versehen. Der erste Arztwagen wurde nach dem unter Mitwirkung erfahrener Ärzte von den Eisenbahndirektionen Berlin, Kassel, und Hannover gemeinschaftlich angefertigten Entwürfe in der Hauptwerkstatt Tempelhof hergestellt, die über langjährige Erfahrungen in der Herstellung und Ausrüstung von Kriegslazarettzügen verfügt. Zur Einrichtung des Arztwagens dient ein zwischiger Perionewagen mit Lüftungsaufbau und Doppeltüren an den Stirnwänden; er ist mit Westinghouse-Bremse und Dampfheizung sowie mit Rücksicht auf den größeren Lichtbedarf mit zwei Gasbehältern versehen. Durch letztere kann auch ein besonderer Gasofen gespeist werden, wenn die Heizung des Wagens unabhängig von der Lokomotive erfolgen muß. Um das Einbringen der Krankenträger in den Wagen zu erleichtern, sind die Plattformgeländer umlegbar hergestellt; an den unteren Aussteigertritten sind beim Arzt-

raum noch Klappstuftritte angebracht, um das Einsteigen vom Bahnplanum aus zu ermöglichen.

Das Innere des Arztwagens enthält den Raum für den Arzt und einen erheblich größeren Raum für die Verletzten; beide Räume sind durch eine Tür miteinander verbunden. Müssen in dem Krankenraum Personen beider Geschlechter untergebracht werden, so kann der Raum durch einen in der Mitte angebrachten Treisvorhang noch geteilt werden. Der Arztraum ist durch Seitenfenster sowie ein Oberlicht aus Drahtglas erhellt und mit einem Operationstisch, einem Schnellwasserteherizer nebst Wasserfaßten, einem Schrank für Verbandmittel und Instrumente, einem Eiseimer, zwei Behältern zur Aufnahme von Irrigatoreffluen und den sonst für chirurgische Zwecke erforderlichen Gerätschaften ausgerüstet.

Der zusammenlegbare und verstellbare Operationstisch System Dr. Hageborn ist mit abnehmbarer Kissenpolsterung versehen; Tisch und Polsterung sind mit wasserdichtem Ledertuch überzogen. Ein Schnellwasserteherizer, System Grove, liefert wenige Sekunden nach Entzünden der Gasflamme der Dampfvorrichtung ständig fließendes warmes Wasser. Reines Wasser wird in dem Wasserfaßten des Schnellwasserteherizers, dem vorhandenen Wasserfaßten und in einem besonderen Wasserfaß von 25 Litern Rauminhalt mitgeliefert.

Der Krankenraum enthält zu beiden Längsseiten je vier Lagerstätten, und zwar zu zweien übereinander. Zu jeder Lagerstätte gehören eine Krankentrage mit einer Leib- und Kopfmattze, nebst zwei wollenen Decken mit leinenen Ueberzügen, und leinene Bettlaken. Die Kopflehne ist beweglich, sie kann in fünf Lagen festgestellt werden. Handgriffe aus Hansgeflecht an den Seitenwänden und an der Wagenbede ermöglichen die Verletzten, sich anzurichten für Leichtverletzte sind noch zwei sogenannte Triumpfstühle vorhanden, so daß zusammen zehn Verletzte in einem Arztwagen untergebracht werden können.

Die Krankenträger bestehen aus Eichenholzgestellen, die an der unteren Fläche mit Bandeisenschienen beschlagen sind. Die Enden der Bandeisenschienen sind zu Handgriffen ausgebildet, die gleichzeitig zur Lagerung der Krankenträger auf den Tragegestellen dienen. Diese bestehen aus rechteckigen, auf Blattfedern ruhenden Gassrohrtrabmen und sind an dem Ende nach dem Wageninnern zu

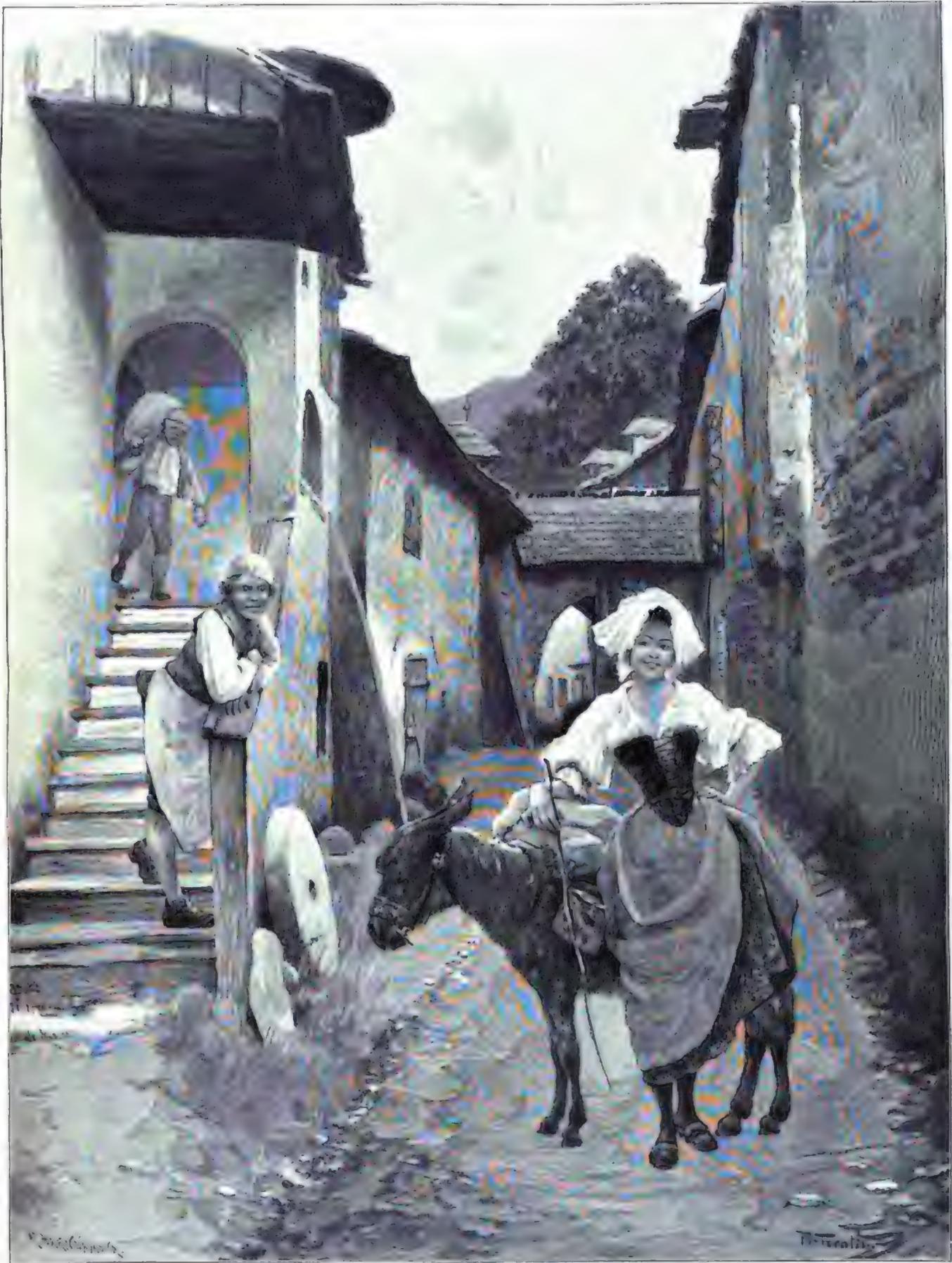
fest eingelagert, während das andre, der Wagenwand zugekehrte Ende auf Rollen ruht und daher dem wechselnden Federdruck folgen kann. Dementsprechend ist an der Wagenwand oben ein Führungskloben befestigt, in dem das Tragegestell mit einem an seiner oberen Querverbindung befestigten Kopfen geführt wird. An den Tragegestellen sind in entsprechender Höhe eiserne Konsolen angebracht, in deren halbkugelförmige Enden Tragbügel für eine in Gasfen durchbare Gleitschiene pendelnd eingehängt sind. Auf die Gleitschienen werden die Krankenträger mittels der Handgriffe aufgehoben. Die ganze Anordnung der Tragegestelle und die Befestigung der Krankenträger ist darauf berechnet, für die Verletzten während der Fahrt eine möglichst ruhige, von den Wagenschütterungen unabhängige Lagerstatt zu schaffen.

Die zur Begleitung der Hilfszüge erforderlichen Ärzte, Beamten und Arbeiter sind einzeln für allemal hierzu bestimmt, und es bestehen Vorkehrungen, daß sie zu jeder Zeit zu erreichen sind. Sämtliche für die Hilfszüge bestimmten Beamten und Arbeiter sind durch die Bahnärzte im Samariterdienste ausgebildet. Für die dauernd gute Beschaffenheit der Fahrzeuge und Geräte des Hilfszuges und für das Vorhandensein aller Geräte und Materialien ist ein mit der besonderen Ueberwachung des Hilfszuges beauftragter Beamter verantwortlich. Er hat auch die Wagenschlüssel in Besitz; gleichartige



Durchblick durch den Krankenraum zum Arzt- und Operationsraum





**In der Mühle**

Nach dem Gemälde von H. Crentin

„Dab' ich schon getan, eine ganze Menge.“

„Du?“

„Jawohl, ich. Erstens hab' ich meine Morgenpfeife aus Rücksicht für die Sängertochter nicht im Zimmer, sondern im Garten geraucht. Dann habe ich die Leses kontrolliert und reguliert, die Fenster im Salon geöffnet, bis ich genau fünfzehn Grad überall erzielt hatte. Na, was sagst du nun?“

Seine blauen Augen, die so jung geblieben waren unter dem grauen Gelock, waren feucht wie immer, wenn dieser Mann eine große Freude still mit sich herumtrug. Zum Beispiel: wenn er seine Mädels von der Bahn holte, dann lagen schon Stunden vorher Hut, Stock und Handschuhe so recht geordnet auf seinem Tisch. Und gar, wenn es das „Kleine“ war, das erwartet wurde, das Neißbäckchen, bei dessen Geburt die junge Mutter sich quasi entschuldigt hatte: „Ach, Papa, es ist wieder ein Mädchen!“

Dem wahrhaftig — es sollte nun endlich der Junge kommen, der, wie alle Scholens bisher, Häuser und Brücken baute, der, wie seine Väter, mit großen Stulpenstiefeln auf Gerüsten herumkletterte oder bei Brückenfundamenten bis an die Brust im Wasser stand, ohne sich auch nur einen Schnupfen zu holen — so ein rechter Prachtbengel mit eisernen Muskeln und einer Bombengejundheit.

Ja, das war wieder eine Enttäuschung gewesen! Statt des Prachtbengels, der in die Wasserstiefeln seiner Vorfahren hineinwachsen sollte, ein winziges kleines Mädchen, das schon nieste, wenn nur eine Schublade offen stand. Merkwürdig nur, daß man diese kleine menschgewordene Enttäuschung gleich so nährlich lieb hatte, allen Wasserstiefelträumern zum Trost. Und nun schickte sich diese „Kleine Enttäuschung“ gar noch an, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, was man bisher noch keinem Scholz hatte nachsagen können, besonders was Kunst anbetrifft, und nun gar Musik!

Von dieser hatten die Scholens älterer Generation eine eigentümliche Vorstellung gehabt. Vater Scholz erinnerte sich, daß die Violinstunden, die ihm seine Eltern vor fünfzig Jahren erteilen ließen, vom Großvater, dem gerächelten Familienoberhaupt, auf das teuerste gemißbilligt worden waren. „Wer schollt das dumme Tügel?“ hatte der alte Herr gesagt, „das brakt de Junge nich. Se hät nich nöblig, dat he de Suern de Wöste ut 'n Wiem (Nausfang) preit!“ Und dabei hatte er den Stock mit dem silbernen Krauf, ohne den ihn niemand kannte, noch gerächelt als sonst auf den Boden gestemmt. „Ahaungsvoller Großvater! Wenn er gewußt hätte, daß sein Urenkelkind wirklich unter die „fahrenden Leute“ gehen würde — wennaglich es heute nicht mehr üblich ist, daß man die Musikanten und Komödianten in Naturalien bezahlt.“

Inzwischen hatten Mama und Minchen sich während des Kuchenbackens noch allerlei Wichtiges zu sagen. Den mild aber dringlich gehaltenen Vortrag ihrer Herrin, der ihr anempfohl, heute möglichst gedächlos zu servieren, die Türbrüder nicht mit nassen Händen anzufassen u. s. w., nahm Minchen entgegen mit der zukünftigen Weisheit, die bei einer nach Höherem strebenden Natur zu erwarten war. Dann aber mußte — mußte sie ihrerseits einige Fragen stellen.

Ob das Stück von heute abend dasselbe sei, das Fräulein in den Ferien hier immer geißt habe — „das mit 'O du mein Alfreb' — und dann so 'rauf und 'runter mit die hohen Töne. Ja, wirklich dasselbe? Immer habe ich zugehört, wenn ich nehmam das Gschimmer bohörte. Die Fräulein bloß so hoch 'rauffingen kann — ich könnte das nicht.“

„Aber, Minchen, Sie haben ja das Telleruch zu den Gläsern! Gräßlich!“

„O Gott, o Gott, ja. Muß sich denn Fräulein Vertchen auch — schminnen?“

„Natürlich. So, der Kuchen ist fertig, stellen Sie ihn ein.“

„Ich brauchte mich nicht zu schminnen,“ meinte Minchen, mit verschämtem Stolz auf ihre pönie-roten Wangen, und schob die Form in den Backofen.

„Und nun denken Sie mal nicht immer an die Oper heute abend, sondern an das Herdfeuer. Diesen Kuchen binde ich Ihnen auf die Seele, daß er nur nicht schwarz wird, hören Sie, Minchen! Ich ziehe mich jetzt an.“

In ihrem Schlafzimmer angekommen, hörte Mama es durch das offene Küchenfenster klingen: „O du mein Alfreb“ — ein wenig anders zwar, als es der Komponist gewollt hatte, aber doch sehr, sehr gefühlvoll. Der Hausfrau wurde es ein wenig bange um den Kuchen, den sie auf diese weltentrückte Mädchenseele gebunden hatte.

Nicht lange danach klapperten draußen die

breiten Räder des Stadtomnibus, dann lag das große Kind in den Mutterarmen, und Vater stand dabei mit den feuchten Augen, die er immer hatte, wenn er eines seiner Mädels von der Bahn holte, besonders wenn es „das Kleine“ war. —

Wie die Stunden des Tages flogen, von denen noch zwei durch eine Verständigungsprobe im Theater in Anspruch genommen wurden. „Raum hat man sein Kind, da nehmen's einem andre Leute wieder weg,“ sagte Mama Scholz klagend. Und sie hatte das Kind so viel zu fragen, Wichtiges zu fragen. J. B. ob das dunkelgrüne Kleid auch noch nicht durchgekostet sei, dann wegen der Strümpfe, und überhaupt — es schien ihr, als ziehe Vertchen sich nicht warm genug an. Das Kleid floß so schlank herunter, der Saum mußte Mama entscheiden mal näher treten. Eintrösten trante sie in teils mütterlicher, teils weiblicher Reugier im Wähnenforb herum, konstatierte, daß eines der Kleider ein wenig geplättet werden mußte, und nähte flink ein paar winzige Plättchen fest, die sich zu lösen drohten. Ob Vertchen auch nichts einzuwickeln vergessen hatte? Die Kleider, das war ja das wenigste, aber die vielerlei Kleinigkeiten: Schminke, Blumen, Fächer, Schuhe und Strümpfe, und dieser gräßliche Schminkekasten mit dem Kleinkram, die Tuben, Rapschen, Stifte, Haarspotten, Puderkasteln u. s. w. Ueber die Schminke stolperte Mamas Bürgerinn immer noch etwas — sie hätte es zwar nie zugestanden —, aber besagter Bürgerinn erlosch sich wieder beim Anblick der festen Spizenstreifen, die jeden Kleiderausschnitt eingeheselt waren. Die „moralische Spitze“ nannte Vertchen diese ihr selbst unentbehrliche Vorrichtung.

Und wie der Wäliche stummende Staat sich vor der Mutter ausbreitete, tasteten sich ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück. Sie sah das kleine Mädchen mit dem straffen braunen Zopf, das immer in die Kleider und Mäntel der älteren Schwestern hineinwachsen mußte, wie es sich für eine Jüngste gehört. Und dann war eines Tages der große Moment gekommen, auf den Vertchen siebenzehn Jahre lang geduldig gewartet hatte: sie bekam ein Jadedt, direkt aus dem Laden, dessen funkelneulene Schönheit zu genießen und abzurufen der Kleinen „eigenhändig“ vorbehalten war. Marineblau war's, ein Hüßchen gab's dazu von gleicher Farbe, mit blaßgelben Vornkeln garniert. Dazu hängte sich die Kleine, deren Wangen vor Freude glühten, ein braunes Kuriertäschchen um und fuhr nach Berlin, um so studieren, als Sängerin zu werden, aller Familientradition, aller utroproäterlichen Mißbilligung zum Trost.

Jahre harter Arbeit kamen und dann die ersten kleinen Erfolge: Mama kaufte sich ein Schreibstift und Gummiarabikum, um die ersten Regenbogen aufzufüllen. Sie konnte sie aber heute noch auswendig, diese ersten, trotzdem das Ost längst voll war von Verprechungen aus erster Stelle, aus sachkundiger Feder. Jawohl, Autoritäten hatten gesagt, daß Vertchen etwas könne, sehr viel sogar könne. Das besah Mama Scholz schwarz auf weiß.

Wenn Vertchen nur heute gut, sehr gut bei Stimme war! Was galten ihr, der Mutter, alle Kritiken von den klügsten Leuten draußen im Reiche, und wenn sie noch so glänzend waren, gegen das, was die Grünsteiner heute sagen würden. Ein eventueller Mißerfolg im Kgl. Opernhaus war ja gar nichts gegen die Möglichkeit eines solchen in Grünstein. So viel stand fest: wenn — was der Himmel verhüten möge! — Vertchen heute nicht erschlaffig bei Stimme war, würde Mama Scholz am nächsten Donnerstag nicht selbst zum Wochenmarkt gehen, sondern Minchen allein schicken, obgleich diese entschieden jedes Hund Suppenkraut um fünf Pfennige teurer bezahlen würde. Wenn aber alles labellos ging — ach Gott, natürlich, es würde schon! Und Mama wird sich nicht verkriechen vor den Leuten, im Gegenteil, sehr stolz wird sie sein, und wenn Väterchen auch wieder sagt: „Du machst ein Fürstin-Mutter-Gesicht!“

Sie reißt sich hoch auf und klingelt: „Minchen, sehen Sie das Plättchen auf.“

„Jawohl. Und ich möchte Frau Scholz gern noch was fragen. Aus dem Jettel steht Fräulein Alberta Scholz a. G. Was heißt das nun? Buschmann sagt: „Aus Gutmütigkeit,“ ich sage, „Sie dumme Mensch, das heißt aus Grünstein,“ nicht wahr?“

„Nein, Minchen, das heißt: „als Gast.““

Es war nicht ganz leicht für den Gast, den Schauspiel der heutigen Tätigkeit zu errichten. Gut, daß sie sich von einer Schulaufführung her erinnerte, wie man sich durch den winterlichen Garten der „Eintracht“ neben aufgestellten Tischen und Stühlen durch ein niedriges Wörtchen den

geheimnisvollen Weg zur Bühne erkämpfen mußte. Unter wunderlichem Perzlopfen war sie ihn damals mit den Schulgefährtinnen gegangen oder richtiger gesagt, getrocknet, gestolpert und gestettert, und hatte an jenem Tag zum erstenmal Krallisen von der Rückseite gesehen. Ohne zu ahnen, daß sie fünfzehn Jahre später den gleichen Weg gehen würde; nur daß man ihr, dem Gast, das Gerümpel möglichst aus dem Wege geräumt und zwei Laternen zur Erhellung des schwierigen Pfades aufgehängt hatte.

Auf der kleinen Bühne — es war eine Stunde vor Beginn — drängte es sich schon. Theaterarbeiter rücken und schieben alle möglichen Gegenstände, Garderobefrauen liefern hin und her, der Regisseur dirigiert seine Leute, ordnet hier und dort, und damit alles als weit überwindende Mehrzahl Feuerwehrtrommeln: sechs, acht, zehn, und immer tauchen noch neue auf. Lauter bekannte Gesichter aus der Bürgerschaft, diese Herren der freiwilligen Feuerwehr. Da war Herr Hoffmann, nur ein bisschen kümmerlicher geworden als damals, wie Vertchen Scholz ihre Schreibstifte und Maden von ihm kaufte; wenn seine Frau nicht dabei war, hatte er ihr immer ein bißchenes Albumbild zugegeben. Da war weiter Herr Ahlemeyer, der Konduktor, auf dessen Tenor sein Gesangsverein mit Recht stolz war; und der mit dem Bürstenschauhbart — das war ja Herr Striegel, in dessen Tischlerwerkstatt man sich immer Klöße zum „Fipfeln“ erbettelt hatte, und Boden von Hobelspanen zum Theaterspielen.

Alberta drückte ein Tugend's Hände. „Gegen Feuergefahr sind wir ja wohl genügend geschützt, heute abend,“ sagte sie lächelnd.

Herr Ahlemeyer machte ein pfliffiges Gesicht. „Ja, wir haben keine Billets mehr kriegen können, da sind wir eben dienstlich angetreten. Hören mußte ich Sie, und wenn ich hätte in den Souffleurkasten kriechen sollen. Ich habe Sie doch gekannt, als Sie so klein waren, und manches Stück Kuchen haben Sie bei mir geholt. Wissen Sie noch — die Kleier Törtchen?“

„Ob ich das weiß! So schön backt sie niemand. Aber nun muß ich mich schnell anziehen!“

Man hatte dem Gast eine Extra-Garderobe gebaut, drei Seiten aus Verjähliden, die vierte Wand bestand aus der Rückseite einer aufrechtgestellten Gipskolonne, die ihre vier kurzen Beine liegend in den Raum hineinreckte, als wollte sie sagen: „Wirt mich um Gotteswillen nicht um, sonst!“ An den Wänden bauchten sich die bereits ausgepackten Kleider, und den Toiletentisch bedeckte eine leuchtend rote, weit herabschallende Mattende, die Alberta aus den Vorstellungen der Hausbesitzer noch zu kennen glaubte. Es war aber immerhin eine Solo-Garderobe, vorausgesetzt, daß nicht eine unvorsichtige Bewegung auf den zwei Metern Quadratfläche dem intimen Charakter des Verschütlages ein bedenkliches Ende machte.

Und doch bot der primitive Raum der Eintretenden eine wundervolle Liebererholung: unter der Gasflamme prangte im glühenden Farben ein Niesenstrauch von farbigem Herbstlaub, mit Brombeereigenen, roten Beeren und Aderfarn, und ein Rörtchen dabei mit dem Namen einer lieben alten Freundin, die ihn selbst gepflückt. Alberta griff hastig danach und atmete den Duft: das war Wald, Erde, Heimat, das war der Gruß, den die liebe, rote Erde selbst ihr darbrachte, nach deren stiller Schönheit sie sich manchmal sehnte, plötzlich und heiß, aus Lampen- und Kumpenlicht, aus Schminke und Erfolgen heraus.

Mit den raschen Griffen der Gewohnheit machte sie Toilette. Und eine Freundigkeit war in ihr während der Umwandlung ihres äußeren Menschen, die sich neben aller Dast der zielbewußten Handgriffe wohligh ausbreitete über ihr ganzes Wesen. Heimat und Menschen, denen man sich zugehörig fühlt!

Draußen im Saal hätte man es summen und rannen, der Raum füllte sich, von der Galerie kam zuweilen ein Stößen und Poltern — das Drängen um die Vorderplätze —, und aus nächster Nähe der stramme Schritt der Feuerwehrmänner, aus deren guten Augen ihr so viel Freude entgegengeblüht hatte.

Fertig ist sie, sogar reichlich früh fertig geworden. Ein letzter Blick in den Spiegel, eine strenge unpersönliche Kritik der eignen äußeren Erscheinung, die mit Eitelkeit nichts zu tun hat — dann steht sie auf der Bühne, späht durch das Borhangloch und umfaßt das Bild des dicht gefüllten Saales. Kopf an Kopf, Gesicht an Gesicht, wie sie ihr Publikum so oft gesehen.

Aber heute kommt ein ganz neues Moment hinzu: der persönliche Faden, der sie mit all denen

verbindet, die da unten sitzen. In ihrer Mitte ist sie aufgewachsen, sie kennt ihre Schicksale, ihre Interessen, ihre Leiden und Freuden. Fast jedes Gesicht ist ihr bekannt, wenigstens vom Sehen. Dort der Zahnarzt, der ihr den ersten Zahn gezogen. Da sehen Schulfamiliaren, teils verheiratet, als rundlich gewordene junge Frauen, teils unverheiratet geblieben, mit dem naiv weit-fremden Gesichtsausdruck, der beim Wachsich so lieblich, bei Siebenundzwanzigjährigen ein wenig verspätet aussieht. Und nun gar die Nachbarschaft des Elternhauses — alles aus Vorder- und Hinterhäusern ist da. Der Bäcker, der Krämer, der Schlachter, auch die Frauen, diese fleißigen Stützen ihrer Männer, die kaum je hinter dem Ladentisch wegkamen, die man nur mit großer Wirtschaftsschürze kannte. Wahrhaftig, sogar Frau Wachsich ist dabei, die nie ausgeht — kein Mensch hat sie je mit Out gesehen —, sie sitzt da hochrot, in ihrem „guten Schwarzen“ und sieht nicht nach rechts und links. Keine Frage, wegen dieses Theaterabends wird sie sich noch ein Jahr lang bei den Nachbarn entschuldigen.

Und die Galerie — da drängt es sich in vier-, fünfacher Reihe. Gerade über einer Gasflamme ein apfelrunder grauer Kopf und ein blasses, verwittertes Frauchen daneben: Schulter fröhlich mit Frau. Ach, wie manches Komplott hatte Bertchen mit dem Alten geschmiedet gegen die Mama! „Meister, machen Sie man Lackspigen dran und hohe Abfäße, es ist doch für die Tanzstunde!“ Und dann hatte sich der alte Schuster die Daartoppeln gefraut — „Fräulein Bertchen, wir kommen in Deubels Küche, die Frau Mama kann hohe Abfäße nicht leiden!“ — aber schließlich tat er doch, was Bertchen wollte, und beide machten einen krummen Buckel, wenn die mütterliche Straßpredigt sich über die Schuldigen ergoß. Und nun sitzt er da oben mit seiner stillen alten Frau, die schon lange gelähmt ist — er muß sie die Treppen heraufgetragen haben. Nicht weit davon das vertrocknete Fräulein Caroline Heuschel, das Bertchen noch niemals außerhalb ihres kleinen Strümpfadens gesehen hatte. Wie fürchtlich die Glode an der niedrigen Ladenlinie immer gemimmelt hatte! Und dann erschien Fräulein „Karlne“, wie alle Welt sagte, und guckte so streng über die Hornbrille hinweg; sie war immer bodenlos konservativ gewesen und hatte sich damals, als die Wode der schwarzen Strümpfe aufkam, mit jäher Energie geweigert, schwarzes Strümpfgarn einzuführen. „Sag deiner Mutter, ich täte kein schwarzes anschaffen, welche Strümpfe wären reinlicher!“ hatte sie einmal Bertchen zugebrummt.

Also auch dieses uralte Mädchen aus fast vergessener Zeit hat von seinen paar Pfennigen ein Theaterbillet gekauft! Schade, daß der Urlaub nach Stunden bemessen war — Bertchen hätte gern einmal wieder an der bleicheren Ladenlinie gezogen. Ob sie jetzt wohl schwarzes Strümpfgarn führte, die alte Karlne?

Wie sie da steht, die junge Künstlerin, die Schleppe gerafft, und durch die talergroße Öffnung die vielhundertköpfige Menge da unten unfaßt, strömt ein Etwas auf sie ein, das sie die Arme ausbreiten möchte um das Bild da vor ihr. Unter diesen Menschen hatte sie gelebt, gelacht und auch wohl gelitten. Aber das letztere weiß sie nicht mehr; es hat sich verwischt. Sie fühlt nur die starke Zusammengehörigkeit mit all diesen, die dem gleichen Boden entstammen wie sie, die noch heute ihre Uhren stellen nach dem riesigen weißen Zifferblatt am Marienturm, bei dessen Anblick sie so oft hastig zur Schule geeilt war; denen die alte Jehnueglocke seit Generationen das Signal ist zum Schlafengehen, bei deren einschläferndem Klang auch sie ihr Nichten löschte viele Jahre lang ihres jungen Lebens.

Das Gemeinsame — Deimat!  
Was aus dem weiten Raum durch das enge Vorhangloch auf sie einbringt, ist eine ganze Woge von Erinnerung, mehr als das, ihre ganze Kindheit und Jugend überhaupt...

„Gnädiges Fräulein, können wir anfangen?“  
Ach — so — ja. Fast etwas befremdet sieht sie an sich herunter. Ihre Gedanken müssen einen weiten Weg zurücklegen. Sie ist ja Fräulein Alberta Scholz a. G. Das kommt ihr ganz sonderbar vor.

Sie hat sich heute gar nicht sammeln können, nicht innerlich verlassen in das, was sie darstellen soll. Aber es wird schon kommen, nur ein paar Takte Muße, und sie ist ganz bei der Sache. Aber so seltsam weich ist ihr's ums Herz. Und dies Herz unter der schimmernden Seide klopfte — wahrhaftig, es klopfte wie damals vor fünf Jahren, als sie zum erstenmal vor die Wampfen trat.

Lampenfieber? Nein, Freude, eine ganz große, gereichte Freude. Und dazu das stolze Gefühl: „Meinetwegen seid ihr gekommen, alle, von der Creme der Gesellschaft bis zu den Leinen und kleinsten Leuten. Und ich will euch nicht enttäuschen.“

Sie weiß, daß drei Viertel von denen da unten keine Ahnung haben von den Wegen und Zielen der Kunst. Sie weiß, man wird ihr jubeln mahlen und kritisch, nur weil sie es ist. Aber das will sie nicht. Nicht mühselos einheimen, verdienen will sie, was man ihr zugebacht. Sie alle sollen vergessen, daß sie hergekommen um des Phänomens wegen, ein Kind der Stadt jenseits der Wampfen zu sehen; sie sollen die Künstlerin in ihr fühlen, die ihr Allerbestes gibt für die Deimat.

So soll es sein.  
Und leise beginnen die ersten Geigen zu schwirren.



Haus Wirtsbaus auf Torwerk Dorowpöhl

### Die Ansiedlungen in Westpreußen und Posen

III photographische Abbildungen von A. Heuser in Posen nach amtlichen Aufnahmen

Der Präsident der preussischen Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen, Dr. v. Wittenburg, ist am 1. April d. J. aus seinem Amte geschieden, das er seit Begründung dieser Behörde im Jahre 1886 mit bedeutendem Erfolge verwaltete. Ein Nachfolger ward noch nicht ernannt. Eine Zeitlang hieß es, die Kommission, deren Arbeitsfeld im Laufe von 17 Jahren riesenhaft gewachsen, solle geteilt werden, doch scheint dieser Gedanke inzwischen aufgegeben zu sein. Einen Begriff von der Arbeitsleistung der Kommission gibt die Tatsache, daß z. B. im Jahre 1902 in 12 bezw. 13 Verwaltungsjahren und 4 bezw. 5 technischen Exerzaten mit 9 bezw. 10 Registaturen 116 504 Geschäftsummern bearbeitet wurden. Das sehr interessante Kapitel der deutschen Ansiedlung in den Ostmarken des Reiches steht zurzeit wieder einmal auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion, und so dürfte ein Artikel über diesen Gegenstand, begleitet von Bildern nach Originalaufnahmen der kgl. Ansiedlungskommission, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, den Lesern willkommen sein.

Deutsche Ansiedlungen in ehemaligen Teilen von Polen haben schon in früheren Jahrhunderten stattgefunden. Namentlich wanderten hier Protestanten ein, die um ihres Glaubens willen in ihrer Deimat bedrängt wurden. Die polnischen Grundbesitzer nahmen die arbeitssamen Deutschen gern auf, so daß sich aus vielen polnischen Dörfern allmählich Städte mit deutschem Recht entwickelten. Daraus erklärt sich zum Beispiel die noch heute übergroße Zahl von kleinen Städten in der Provinz Posen. Besonders bemerkenswert ist eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgte Einwanderung von süddeutschen Ackerbauern in die Umgegend von Posen. Eine vor 20 Jahren erschienene Monographie: „Die Bamberger bei Posen“ von Dr. M. Vör stellt die Geschichte dieser Einwanderung allmählich dar. Danach hatten Krieg und Pest die Kammereidörfer der Stadt Posen — darunter die heutigen Stadtteile Wilda und Jersitz — gänzlich verwüstet. Um ihre sehr gesunkenen Einkünfte zu erhöhen, beschloß die damalige „Hauptstadt von Großpolen“, ihre Dörfer mit Deutschen zu besiedeln, die aber im Gegenzug zu den früheren Einwanderern katholisch sein sollten. Der öffentliche Aufruf gelangte auch in das Fürstbistum Bamberg, und von dort trafen im Jahre 1719 30 Familien mit zusammen 120 Köpfen in der Stadt Posen ein, die in den Dörfern Luban und Tembin angesiedelt wurden. Sie brachten ihre eigenartige Landesart mit. Die Männer trugen Röcke mit langen Schößen und viel Falten, einen Mantel mit großem Kragen und einen hohen Hut; die Frauen graulilaue, unter dem Wleder ungeheuer breite und steife Röcke,

weiße Schürzen und ein eigentümlich gebundenes buntes Kopftuch, an dessen Stelle bei festlichen Gelegenheiten ein einladender Aufbau mit blühenden Goldstuttern trat. Während ist es in der erwähnten Schrift zu lesen, daß die Einwanderer die weite Reise von Bamberg nach dem Norden zu Fuß zurücklegten und dabei ihre Kinder auf Karren vor sich her schoben. Die Verzung von Deutschen motivierte die Stadt damit, daß diese in rationaler Landwirtschaft erprobter seien als die Polen. Im Jahre 1745 ließen sich in dem Dorfe Jersitz zwei Familien aus Schwaben nieder, die die Namen Kolbert und Ganke führten und wegen der Kriegswirren in ihrer Heimat ausgewandert waren. Die Besiedlung des Dorfes Wilda mit Deutschen fand mutmaßlich in den Jahren 1745 und 1749 statt, und 1752 und 1753 kam noch ein Zug von Bambergern aus den Kemtern Braunach, Lichtenfels, Hallstadt u. s. w. Die Ansiedler waren Zinsbauern, Erbpächter, die Geld- und Naturalabgaben zu leisten, auch sog. Hofdienste zu verrichten hatten. Gemäß der süddeutschen Art bauten sie ihre Gehöfte im Viereck; das Wohnhaus steht allein. Die Ansiedler blieben unter Polen gute Deutsche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dann begann die Polonisierung durch Kirche und Schule, und heute erinnert nur noch die schon erwähnte originale Frauentracht daran, daß diese Einwohner einst Deutsche waren.

Die neuen Ansiedlungen in Westpreußen und Posen gehen bekanntlich von der preussischen Staatsregierung aus und haben den Zweck, das deutsche Element dieser Landesteile gegenüber dem polnischen zu stärken. Die Regierung erriecht durch die Ansiedlungskommission größere und kleinere Güter oder Bauernwirtschaften und löst die großwirtschaftlichen Betriebe allmählich in kleine Einzelbetriebe auf, die unter sehr günstigen Bedingungen an Ansiedler verpachtet werden. Nach dem Verwaltungsbericht über das Jahr 1902 hat die Ansiedlungskommission seit ihrem Bestehen, also seit 1886, 307 Güter und 117 Bauernwirtschaften im Gesamtumfang von 186 500 Hektar erworben und dafür 133 009 516 Mark gezahlt. Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds seit 1886 belaufen sich auf 202 000 000 Mark, denen eine Einnahme von 43 000 000 Mark gegenübersteht, so daß sich eine Nettoutgabe von 159 000 000 Mark ergibt. Der größere Teil der erworbenen Territorien liegt in der Provinz Posen. Die Vorbesitzer waren annähernd zu gleichen Teilen Deutsche und Polen; nach einem Uberschlag sind dabei etwa 15 Polen mehr als Deutsche. Die Ansiedlungskommission erbaut die erforderlichen öffentlichen Gebäude, aber auch Gehöfte für Ansiedler. Baut der sich ansiedelnde Pächter selbst, so geschieht dies nach einem amtlich genehmigten Plan unter behördlicher Aufsicht. Seit 1886 sind in den beiden Ansiedlungsprovinzen 22 Kirchen, 16 Weidhäuser, 20 Pfarreien, 153 Schulen und 146 Gemeindegelände mit einem Aufwande von 17 Millionen Mark neu geschaffen worden. Bis jetzt sind 6010 Familien, d. h. 40 bis 42 000 Seelen, in Westpreußen und Posen angesiedelt worden. Sie kamen aus sämtlichen Provinzen des preussischen Staates: die meisten — 1064 — aus der Provinz Posen selbst, die wenigsten — 26 — aus Schleswig-Holstein. Andern Staaten des Deutschen Reiches gehören 809 Ansiedler an, darunter Württemberger,



Dieses Wirtsbaus in Goloczyno

Bodener u. s. w. Der weitaus größte Teil der Kolonisten bekennt sich zum Protestantismus; nur etwa 300 sind Katholiken.  
Bei der Anlage der neuen Niederlassungen werden natürlich die Wünsche der Ansiedler in Bezug auf die Bauart möglichst berücksichtigt. Es gibt verschiedene Stile in Bezug auf Bauernhäuser und Gehöfte. Da findet man die schon erwähnte



Brennerei in Carnowo

sländische Art, wonach die Gebäude getrennt stehen, aber auch Gesamthäuser, in denen Wohnung, Stallung und Scheune vereinigt sind. Die Gehöfte liegen zum Teil einzeln, teils zu Dorfstraßen geordnet — alle maßvoll und schmackhaft hergestellt, wie aus unseren Abbildungen ersichtlich ist.

Auf ein paar Ansiedlungen sei im folgenden hingewiesen. Die Kolonie Kornthal im Kreise Posen, die als Gut Mstaszewo hieß, erscheint besonders dadurch bemerkenswert, daß ihre sämtlichen 21 Stellen — eine davon ist zurzeit frei — ausschließlich mit Württembergern besetzt wurden. Die Besitzung Mstaszewo gelangte im Jahre 1888 durch Subhastation für 230000 Mark aus polnischer Hand an die Ansiedlungscommission. Die Besiedlung begann 1889 und endete 1892. Das Terrain umfaßt 105 Hektar, die Bewohner sind evangelisch, die Tagelöhner hier, wie fast im ganzen Ansiedlungsgebiet, ausgenommen. Einwohnern fehlen sich die deutschen Kolonisten fast überall auf polnische Arbeiter angewiesen, weshalb die Ansiedlungscommission auf Gewinnung deutscher Arbeiterfamilien von außerhalb bedacht ist. Zurzeit sind im ganzen Gebiet 300 solcher Familien mit 1800 Köpfen beschäftigt. Rieloch hört man die Meinung äußern, daß die deutschen Katholiken am besten in großen eigenen Parochien mit deutschen geistlichen Angestellten würden, um so dem Einfluß der polnischen Priester, von denen sie jetzt pastoriert werden, ganz entgegen zu sein. Die Kornthaler sind teils in der Gegend von Ludwigsburg und Bradenheim, teils im Neckartal heimisch und halten fest an den Sitten und Gewohnheiten ihrer Heimat, also auch an dem schwäbischen Idiom. Alle produzierten Apfel- und Birnenwein, ja sogar „Neckarwein“ wird von einigen herangezogen. Diese Ansiedler besitzen die Acker aus dem Neckartal und haben regelrechte Weinplantagen längs der Ghauffee angelegt. Nun versteht vielleicht mancher Leser den Mund, als schmecke er den berühmten Spezialwein der Provinz Posen, der in der Gegend von Bomst und Kuruschstadt

schneidet 600 bis 800, auch wohl 1000 Liter und haben weniger Frostschaden als im Neckartal. Am meisten spricht wohl für die Qualität dieses Weines, daß er größtenteils in das Neckartal exportiert wird und von dort weiter in die Welt geht. Der „Mist“ von Kornthal hat sich dort schon als Kulturobjekt bewährt; auch die polnischen Arbeiter trinken ihn gern und zwar an Stelle des sonst von ihnen in großen Quantitäten genossenen Branntweines. In Kornthal gibt es vermögende Bauern, die bereits heiratsfähige Töchter haben, ja es heißt, daß das weibliche Element dort stärker vertreten sei als das männliche. Da bieten sich für neue junge Ansiedler angenehme Aussichten auf Bräute, deren Väter ihnen neue Ansiedlerhöfe lassen können.

Bedeutend größer ist die im Kreise Posen-West gelegene Ansiedlung Tarnowo, die von 1897 bis 1899 errichtet wurde. Sie umfaßt 1168 Hektar, von denen 1127 Hektar einst einem Deutschen, 41 Hektar einem Polen gehörten. Gesamtanlaufpreis 311000 Mark. Der ehemalige Gutsherr wird mit der Landgemeinde gleichen Namens vereinigt. Die Ansiedlung hat 62 Stellen, die mit evangelischen Kolonisten aus verschiedenen Gegenden besetzt sind. Hier finden wir, wie in anderen größeren Niederlassungen, schon die Zusammenschließung der Ansiedler zu einer Brennerei, einer Molkerei und einer Treischmashinengewerkschaft. Ein Bild der Brennereianlage ist hier beigegeben. Von den stilschlüssigen Neubauten dürfte die Kirche mit dem hohen stumpfen Turm besonders Interesse erregen. Das



Ansiedlungsgebäude in Goleniewo

daneben stehende palaisartige Gebäude ist, wie nicht ohne weiteres zu erraten, das Pfarrhaus. Seine vornehme Erscheinung erklärt sich daraus, daß es früher das Wohnhaus der Gutsbesitzer war: für den neuen Zweck wurde es umgebaut.

Tarnowo liegt etwa drei Meilen von Posen entfernt und hat zurzeit noch keinen Eisenbahnanschluß; man gelangt dahin auf einer vorzüglichen Chaussee. Auf dieser sollte denn auch unser Wägelchen an einem Frühlingstage dahin. Man konnte die Gegend bequem „studieren“: weite Flächen, hier und da Wasser, auf den Feldern noch große Getreidemägen vom vorigen Jahr, das eine ergebige Ernte brachte. Wir kamen durch mehrere Verfschalten und hielten in der einen, etwa in der Mitte des Landes, an, um das Viehlein ein wenig verschaukeln zu lassen. Da ein harter Wind über der Ebene jagte, begaben wir uns in das an der Straße stehende Wirtshaus. Einen Raum wie diese Gaststube würde man in Süddeutschland wohl verächtlich finden. Ein längliches Biered von mäßigen Umfang. Ein paar Fenster nach der Straßenseite. An der Wand gegenüber ein Block zum Fleischbacken, daneben ein Schenkstisch, dahinter eine Art Herd mit Platten, sogen. Polnische Herde. Der Gimmittelsraum an der kurzen Westseite eine Marat oder Melle zum Malten der Früchte

Wäsche. Den Fenstern entlang ein schmaler Tisch mit entsprechenden Bänken. Dieser Raum dient also den verschiedensten Zwecken und wird sogar an Sonntagen als Ballsaal verwendet. Dem letzteren Umstand hatten wir es zu danken, daß wir weder Bier noch — ein seltener Fall im Posenschen — ein Gläschen Branntwein bekamen. „Gestern Mist gewesen, alles aus-



Ansiedlungsgebäude in Carnowo

geuffa“, erklärte uns die umfangreiche polnische Wirtin, die uns auch mitteilte, daß sie das vom Gutsherrn gepachtete Wirtshaus demnächst verlasse, da es zu wenig einbringe. Weiter nach Tarnowo! Da tauchen schon links einzelne Gehöfte der Ansiedlung auf. Sie stehen gefondert auf freiem Felde, Gesamthäuser und Einzelbauten, durchaus stattlich, solide. Das Dorf selbst hat einen großen Marktplatz, flankiert von einem nach städtischer und einem nach dörflicher Art erbauten Gasthause. Aus dem letzteren ertönte Musik. Wir traten in einen dem oben beschriebenen durchaus ähnlichen Wirtshaus. Auf einem Tische saß ein Mann und strich die Geige. Daneben hies ein anderer die Klarinette. Nach dieser Musik, die „Stein“ erwidern, Menschen rasend machen kann“, tanzten in dichtem Tabaksqualm 6 oder 8 Männer, teils zu zweit, teils allein, in diesem Falle wie chinesische Pagodenmännlein die Hände nach oben gerichtet. Auf unsre Frage nach dem Grunde der Festlichkeit erhielten wir den Bescheid: „Blauer Montag der Ansiedlungsarbeiter“. Wir ließen uns in der benachbarten „guten Stube“, einem früheren Fleischerladen, nieder und sahen durch eine Löffnung in der Wand dem Männertanze zu. Nach einer Weile erschien ein Mann, den charakteristischen schlappen Mundhut in der Hand, und redete uns polnisch an. Der Wirt verdolmetschte die Rede dahin, die Tänzer hätten die fremden Herrschaften um Schnaps, der auf ihre Gesundheit getrunken werden solle. Da es sich nicht empfiehlt, eine solche Bitte abzuschlagen, wurde sie durch Vergabe eines Liters „Korn“ erfüllt. Polnische Hochrufe auf die „milden Geber“ erklangen, und als diese nach einer Weile beim Fortgehen den Tanzsaal wieder passierten, bildeten die Arbeiter Spalier, und das zweistimmige Orchester verübte einen Tusch. Mittlerweile war es Abend geworden. Wir begaben uns nun in das andre Gasthaus und trafen dort im Herrenstübel mehrere Ansiedler, die hier nach deutscher Männerart den Abendschoppen tranken: zünftige, intelligente Leute, deren Herkunft sich aus ihrer Sprechweise erkennen ließ. Da die Gehöfte zerstreut liegen, haben einzelne Besizer einen ziemlich weiten Weg bis zum abendlichen Sammelpunkte. Sie leben in Eintracht mit ihren Arbeitern, für die allerdings drei Mietshäuser neu erbaut worden sind, und haben sich anscheinend auf fremder Erde recht heimisch gemacht.

Von sachkundiger Seite hatte man uns gesagt, daß auch der Besuch einer noch im Werden begriffenen Ansiedlung zu empfehlen sei und als solche das Rittergut Goleniewo im Kreise Posen-West



Ansiedlungsgebäude von Württembergern in Kornthal

wächst und den Namen „Lactimac Petri“ führt, dieweil man, so man ihn getrunken, hinausgeht und bitterlich weint; doch der Posener Neckarwein ist damit nicht vergleichbar. Die Traube wird, trotz der nördlicheren Gegend, völlig reif, und Kenner versichern, daß dieser Wein dem im Neckartal gewachsenen durchaus nicht nachsteht. Die Weinbauern erzielen recht gute Resultate: im Durch-

schnitt nach der Straßenseite. An der Wand gegenüber ein Block zum Fleischbacken, daneben ein Schenkstisch, dahinter eine Art Herd mit Platten, sogen. Polnische Herde. Der Gimmittelsraum an der kurzen Westseite eine Marat oder Melle zum Malten der Früchte



Pfarrhaus in Carnowo (rechts die Kirche)

bezeichnet, das einen Umfang von 628 Hektar hat und 1901 im Wege der Subkaffation für 575 000 Mark von der Ansiedlungskommission erworben wurde. Der Vorbesitzer war Pole. Die Ansiedlung ist auf 40 Hektare bemessen, von denen ein Teil seit dem vorigen Jahre bereits fertig gestellt ist. Die Bauten werden sämtlich vom Fiskus ausgeführt und zwar in alldeutschem Stil, und das gibt der Sache ihr originelles Gepräge. Das Gut wird bis zur Besiedlung des neuen Dorfes fiskalisch verwaltet; dann werden seine Pauschrenten: das nicht sehr schöne Herrenhaus und ein paar Insthäuser, vom Erdboden verschwinden.

Holczenowo ist von Posen aus unter Benutzung zweier Eisenbahnlinien zu erreichen. Wir wählten die Richtung Posen-Stargard und stiegen auf der Station Kollonice aus. Davor liegt das gleichfalls von der Ansiedlungskommission erworbene

Gutsinspektor, stammt aus Waben, ein freundlich entgegenkommender Mann mit dem noch unverfälschten Idiom seiner Heimat. Jedes Haus in Holczenowo, das übrigens eine Eisenbahnhaltestelle hat, besitzt Wasserleitung — bei Törfern im Osten eine Seltenheit. Das Wasser wird durch einen Windmotor aus einer Tiefe von nur 10 Metern auf ein Reservoir gehoben und von dort durch Röhren in die Grundstücke geleitet; es ist von vorzüglicher Beschaffenheit und wird auch eine noch anzuliegende öffentliche Bade- und Waschanstalt versorgen. Damit es an nichts fehle, erhält das künftige Dorf auch ein allgemeines Badhaus.

Erinnert der freundliche Leser sich aus seiner Jugendzeit der Spielschachteln mit Häusern unter dem Weihnachtsbaum? So schmund und herzlich sind die Bauten von Holczenowo. Damit vergleiche man den polnischen Baustil, wie er z. B. auf dem

Kriegsfall für den Wechsellverkehr einer eingeschlossenen Festung mit der Außenwelt und besonders für den Verkehr nach der Festung hin nutzbar gemacht werden. Im Kaisermanöver von 1899 fand die Brieftaube dann auch im offenen Felde zu Nachrichten- und Aufklärungswecken Verwendung, indem man die königl. bayrische Militärbrieftaubenstation einer Kavalleriedivision beigab. Die seitdem gemachten Erfahrungen haben nun zur Bildung eigener Brieftaubenabteilungen bei mehreren deutschen Kavallerieregimenten geführt, um mittels dieser gefiederten Boten aus dem zu erkundenden Vorlande jederzeit rasch und sicher Nachrichten über die feindlichen Truppenbewegungen an das rückwärtige Gros der eignen Armee gelangen lassen zu können. Die Brieftauben werden in Kästen mitgeführt, die von Kavalleristen, auf den Rücken geschnallt, getragen werden. Man schreibt die zu



Brieftaubenabteilung bei deutscher Kavallerie. Nach einer Zeichnung von G. Sefang

Gut Nieky, das einst dem neureichs so vielgenannten Major a. D. Endell gehörte. Von Kollonice aus muß man, falls man nicht einen Wagen zur Verfügung hat, etwa 7 Kilometer wandern. Das taten wir und hatten es, trotz des stellenweise beschwerlichen Weges, nicht zu bereuen. Das Gelände ist durchschnitten. Der Pfad leitet zu leichter Tiefe, steigt dann empor, senkt sich abermals, bis man auf der letzten Höhe die neuen Ansiedlungsbauten vor sich sieht. Der Anblick ist malerisch in des Wortes wirklicher Bedeutung: eine Reihe verschiedenergestaltiger Gebäude in hellen Farben; die Wände weiß, Türen und Fensterrahmen, auch Holzsäulen bei Unterfahrten und Säune grün, die Dächer rot oder schiefergrau. Die und da tritt das Balkenwerk zu Tage, ebenfalls farbig. Den selbständigen Bauernhof umgibt eine weiße Mauer. Als das vornehmste Gebäude erscheint das Schul- und Gemeindehaus, das ein Schulzimmer für 80 Kinder, eine Lehrerwohnung und einen Gemeinbesal unter einer Art Kuppel enthält. Gegenüber, auf der andern Seite, steht das stattliche Wirtshaus. Der Eintritt erfolgt durch eine Veranda (links auf dem Bilde). Der Krugwirt, ein früherer

hier abgebildeten alten Insthaus des Vorwerks Vieruczki zum Ausdruck kommt, und man wird den großen Kulturfortschritt nicht verkennen, der von germanischer Arbeit auf ursprünglich slavischem Boden bemerkt wird.

Makar Elzer

### Brieftaubenabteilungen bei der Deutschen Kavallerie

Die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges ließen die Verwendung von Brieftauben für militärische Zwecke so wertvoll erscheinen, daß die Heeresverwaltungen fast aller europäischen Mächte sich dadurch veranlaßt sahen, an verschiedenen Plätzen, besonders in Festungen, Brieftaubenstationen für militärischen Nachrichtendienst anzulegen. In Deutschland ist als Zentralstelle eine Brieftauben-juchstation in Spandau eingerichtet; jede Festung hat eine Station mit 200 bis 250 Brieftauben, die großen Stationen haben 1000 und mehr. In erster Linie sollen diese geflügelten Militärpflichtigen in

übermittelnden Nachrichten den Tauben auf Federn unter dem Flügel mit unverwischbarem Stifte in vereinbarten Zeichen. Es geschieht das immer bei mehreren Tauben gleichzeitig und gleichlautend, damit, wenn diese oder jene Taube nicht ans Ziel gelangt, die Nachricht doch von andern gemeldet wird. Den Kästen, in denen die Tauben mitgeführt werden, sind Behälter zum Tränken und Füttern der Tiere angehängt. Der Taubenschlag, in den die Brieftauben vermöge ihrer wunderbaren Fähigkeit, aus den größten Entfernungen die heimatischen Schläge wiederzufinden, zurückkehren, befindet sich bei dem Oberkommando der betreffenden Armeeabteilung.

### Saloniki

(In den Abbildungen Seite 812)

Saloniki, die Stadt, auf die sich jetzt infolge der revolutionären Aktion der macedonischen Komitess die allgemeine Aufmerksamkeit richtet, liegt am nordwestlichen Ende des gleichnamigen Meerbusens in vorteilhafter, geschützter Lage. Schon in

alten Zeiten war Saloniki stark bevölkert und trieb einen überaus lebhaften Handel, wie es auch heute noch im kommerziellen Hinsicht die zweite Stadt der europäischen Türkei ist; dies verdankt sie ihrem sicheren und geräumigen Hafen, den alle Schiffe der Provantien anlaufen und der mit dem Hinterland durch mehrere Eisenbahnen in regem Verkehr steht. Fast der ganze Handel liegt in den Händen der sogenannten Spaniolen, Nachkommen der im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Juden, die damals im Reiche des Sultans Aufnahme fanden und in den meisten größeren Städten Kolonien gründeten, besonders in Saloniki, wo ihre Anzahl heute etwa 75 000 beträgt. Die gesamte Einwohnerzahl wird auf 160 000 geschätzt, wovon 20 000 Türken; der Rest besteht aus Bulgaren, Griechen, Serben und etwa 1200 Europäern.

Ueberaus malerisch ist vom Hafen aus der Anblick der Stadt mit dem amphitheatralisch aufsteigenden bunten Häusergewirr, das eine alle umringende und mit Türmen versehene Stadtmauer in langer Linie umgibt und eine Citadelle abschließt. Ein moderner Kai mit hübschen Häusern zieht sich am Meer hin, im Innern jedoch bilden — mit wenigen Ausnahmen — enge, schmutzige Gassen, Palshäuserquartiere, die Regel. Die orientalischen Städte bleiben sich eben alle gleich; das Innere entspricht keineswegs dem äußeren Anblick.

Die Stadt wurde um 315 v. Chr. durch Kassander gegründet, der ihr den Namen seiner Gemahlin, Thessalonike, Schwester Alexanders des Großen, gab. Sie schwang sich bald zu großer Blüte empor und war unter den Römern die Hauptstadt der Provinz Macedonia, in der der Apostel Paulus zuerst predigte und die erste christliche Gemeinde Thessalonike gründete. Wegen die römische Befestigung empörten sich die Thessaloniker unter der Regierung Theodosius des Großen, worauf dieser zur Strafe 7000 Einwohner hinrichtete. Auf Anordnung des Bischofs von Mailand, Ambrosius, mahnte der Kaiser hierfür öffentliche Kirchenbuße leisten (390). Von slavischen Raubzügen heimgesucht, 904 von den Sarazenen, 1185 von den Normannen erobert, ward Saloniki nach Teilung des griechischen Reiches 1204 unter dem Markgrafen Bonifatius von Montserrat Hauptstadt eines Königreiches, das aber bereits 1222 an die Griechen wieder verloren ging. Durch die Türken bedrängt, trat Kaiser Andronikos Paläologos Thessalonike für den Kaufpreis von 50 000 Tufaten 1423 an die Venezianer ab, deren Herrschaft aber schon durch die türkische Eroberung 1490 ein Ende gemacht wurde. Aus der neueren Geschichte der Stadt wäre die am 6. Mai 1876 erfolgte Ermordung des deutschen und des französischen Konsuls durch einen türkischen Mordelshausen zu erwähnen, sowie der große Brand vom 4. und 5. September 1880, der an 2000 Häuser zerstörte.

Von Ueberbleibseln aus vor-türkischer Zeit weist Saloniki (türkisch Selanik) manches auf, so z. B. den Triumphbogen des Konstantin an der „Großen Straße“, der alten via Egnatia, jener großen römischen Durchgangsstraße, die von Byzanzium am Adriatischen Meere durch Epirus, Macedonia über Thessalonike und Thracien nach Byzanz führte; ferner die Propyläen des Hippodroms, die in eine Moschee veränderte Kirche Hagia Sofia, die stark beschädigt ist, die S. Georgiaskirche mit

byzantinischen Mosaiken, jetzt ebenfalls Moschee, sowie die einstige Hauptkirche S. Demetrios, gegenwärtig Kaffiniemoschee. Die am Moriafberg sich hinziehende Citadelle, die frühere Acropolis oder Heptapragion (türkisch Jebi-Kuaf), stammt in ihrer heutigen Gestalt aus venezianischer Zeit. Unten am Meer erhebt sich als Endobjekt der alten Befestigungslinie der massive, weißgetünchte Weis-Kulle (weißer Turm), früher Bluturm genannt, da er als Gefängnis diente.

Die Europäer besitzen in Saloniki mehrere Zusammenkunftsorte, darunter das des Deutschen Regellubs im Hotel Colombo, das gleich der Ottomankant durch die Dynamitexplosionen zerstört wurde.

nicht damit, nach Jagoz noch immer recht praktischer Anweisung Weib in seinen Kreisläufen zu tun, sondern er legt auch für einen Vortrag von interessanter Weisheit vor. Es dürfte daher wohl am Plage sein, aus die ungenügend reichhaltige Auswahl bereiteter Bücher zusammenzuheften, die bei der ersten Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. In erster Linie weisen wir auf die so beliebte und weitverbreitete „Tosa“-Roman-Sammlung mit ihrem elegant ausgestatteten und wohlfeilen Bänden jeder Einzelband zu Wien, der Topfband I Markt hin, von denen bis jetzt 86 erschienen sind. Sie bieten gediegene und abwechslungsreiche Unterhaltungsstücke, die (samt dem Inhalt und vornehmlich literarische Wertung) vereinzelt, in bunter Reihe Werke von deutschen und ausländischen Autoren, wie A. G. Straß von Baudissin, Ida Bon-Ed, Julius H. Dornbusch, Paul von Sauerstoff, W. Hoyer, G. G. Gensler, G. de Hausmann, E. Jola u. f. w. Ferner die eleganten und billigen Romane „Für die Weite und Ferne“ (1—120 Markt), unter denen hervorragende Autoren wie Emel, Jacobson, Jafal, Jungmann, Kott, Koth, Wieders, Jöhlich u. w. vertreten sind. Eine ganz besonders beliebte Weisheit bilden die Romane und Erzählungen von Wilhelm Meyer-Hörster, darunter die reizend illustrierte Ausgabe von Karl Heinrich (18 Markt), die Hefen des überall gegebenen Schauspiels „Mit Heibelern“; dann Romane und Novellen von J. K. zur Rege, C. von Krüger, D. Schubin, K. Spitz, H. Schuler-Emitz, H. Bek, Ernst Jahn, A. von Jöhlich und vielen andern unter beliebigen Verlagen. Allgemeinen Beifall hat die neue illustrierte Ausgabe von G. Samoylov „Expoditionen“ mit dem faszinierenden Schilderungen des russischen Lebens gefunden. Für alle Freunde des Humors fern besonders erwähnt die Chtanostagen der hübschen Werte von Wilhelm Wajsa, „Danz Dufstein“ und „Die süßen Mühlweiden“ und die gescheiterten „Angebot“ von Weimer. Des berühmten Weisheiters Fr. Th. Müller Romane „Aus Ginen“ der bereits in zweiter Auflage vorliegt, wird vielen ebenfalls ein erwünschter Weisheitler sein. In kausalen Chtanostagen (gebunden je 20 Wien) liegt eine Sammlung moderner und hochinteressanter Novellen des Auslandes vor, die sich trefflich zum Mitnehmen auf die Weite eignen, darunter Weisheitler von Bret Harle, Wausmann, Meera, Kmolle, Stram u. f. w.; endlich größere und kleinere Werke ausländischer Autoren in musterghütigen Uebersetzungen und vornehmer Ausstattung, darunter K. Andriens „Erzählungen“ und „Im Nebel“, K. Landts „Die kleine Kirche“ und „Kola und Kinetik“, W. Geyris „Tosa Geyrisen“ und „Drei Novellen“, Pierre Lotis „Madame Geyrisen“ und „Mammoth“, G. Dientenwies' berühmtes Werk „Das Wunder“ in besonders handlicher und schöner Ausgabe auf dünnem Papier, A. Tolstois „Kochung“ und E. Jolas „Kochung“, darunter „Der Juchstimmer“, und die beiden Trilogien „Kourde“, „Sario“, „Rom“ und „Fruchtbarkeit“, „Arbeit“ und „Kochung“. Bezüglich der verschiedenen Sammlungen sowie der einzelnen Romane und Novellen sind durch jede Sortimentbuchhandlung, wie auch direkt von der Weisheit Verlagsanstalt in Stuttgart zu beziehen.

Der erste Band der großen Peimholz-Biographie von Leo Königsberger (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn), der den Lebensgang und die Wirksamkeit des genialen Forstlers bis in die überaus fruchtbare Weisheitler Zeit führt, ist allgemein als eine biographische Leistung erkannt worden. Die Einleitung, das Leben und Wirken und die Bedeutung einer Persönlichkeit zu schildern, die durch den Umfang und die Höhe des Wissens und die Macht des Könnens die meisten ihrer Zeitgenossen übertrifft, alle Welt durch das Produkt ihrer Arbeit während mehr als eines halben Jahrhunderts in Slawen und Bevölkerung vorsetzt und der Wissenschaft neue fundamentale Lehren sendet und neue Wege zu fruchtbarer Tätigkeit gewiesen hat, war eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe, deren Durchführung dem Verleger in vollendeter Weise gelungen ist. In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande des Werkes wird die Darstellung der Weisheitler Epoche des großen Naturforschers fortgesetzt und seine Tätigkeit als Professor der Physik in Berlin von 1851 bis 1889 geschildert. Ein dritter Band, der diese musterghütige Leistung biographischer Darstellung abschließt, schildert Peimholz' vielseitige und weit um sich greifende Wirksamkeit als Präsident der physikalisch-mathematischen Gesellschaft von 1885 bis zu seinem Tode, 8. September 1894. Die ästhetische Wirkung des großen Forstlers, von dessen Schicksalen sein Biograph in seinem schönen Schlußwort sagt, daß wir sie „erschauern wegen der Tiefe und Universalität der Gedanken und bewundern als Kunstwerke, entworfen einem edeln und nachhaltigen Willen“, tritt uns in drei dem dritten Bande in trefflichen Holzschnitten beige-weißen Bildnissen, einer Holzschnittung und einem Delgemälde von Eimbach und einer Suite von A. Eimbach, höchst lebendig entgegen. Ein viertes Bildnis, ebenfalls von Eimbach, führt uns seine Witwe, Anna von Peimholz, geb. von Woblf, vor Augen.

Ueber englische Kugel- und Ballspiele unterrichtet ein von Bryan Price in London herausgegebenes Zeitblatt für die englischen Spieler, das mit 100 Abbildungen versehen, in der Sammlung der „Illustrierten Nachrichten“ bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist. Das vorliegende Buch will neue Anregung für die sportlichen Ballspiele werden und dem Reizung ein trauriger Verlust sein. In elf Abchnitten sind Croquet, Bowls, Lawn Tennis, Ping-Pong, Kundsball, Feldball, Wasserball, Cricket, Fußballspiel, Darts und Golf behandelt. Ein Nachtrag bezieht aber das systematische Einordnen (Trainieren) des Körpers als unerlässliche Grundlage für die englischen Ballspiele.

Notizblätter

„Befreit“, Skulptur von Kuno von Uechritz  
 Ein eigenartiges, gedankenreiches und sehr empfundenes Werk hat der Berliner Bildhauer Professor Kuno von Uechritz soeben vollendet. Er nennt es „Befreit“ und gibt damit einen bewegenden Trost allen, die mühselig und beladen sind. Aus Hellschwarz hat er ein von Hellen und Abstraktem, 5 Meter hohes Kreuz auf, an dem eine weisheitliche Gestalt in die Luft und hinauf zum Licht schwebt. Das aufsteigende Kreuz hat malerisch bernstein, und die eleganten Formen umschweben ein leuchtendes, solches Gewand. Ganz unten als Wille und Hände zur Erde, als wolle die Erde oder bedrückten Tieren dort unten ihren Frieden geben. Aus den Hellen des Kreuzes bilden lebendige Überwindungs hervor. Der Grund des Stimmungsvollen Werkes wird noch durch eine leichte Tönung erhöht.

Generalleutnant von Einem, der Nachfolger des Kriegsministers von Gossler

Mit der Vertretung des auf drei Monate deutlicher Kriegsministers von Gossler wurde Generalleutnant von Einem, genannt von Hochmann, bisher Direktor des allgemeinen



„Befreit“, Skulptur von Kuno von Uechritz

Kriegsdepartements, beauftragt: er ist mithin als demnächstiger Kriegsminister in Aussicht genommen. General von Finck ist am 1. Januar 1863 zu Herzberg in Hannover geboren, hat also erst vor kurzem sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet. Beim Ausbruch des französischen Krieges trat er als Adjutant in das 2. Hannoverische Infanterie-Regiment Nr. 14 ein und zeichnete sich mehrfach so aus, daß er trotz seines jugendlichen Alters das Eiserne Kreuz erhielt. Er hat dann eine glänzende Laufbahn im Generalstab im vordiensteiligt, war kurze Zeit Kommandeur der 4. reitenden Kavallerie und demnach von 1865 bis 1868 Oberst des Generalstabs des VII. Armeekorps in Münster. Seit Ende September 1868 gehört er dem Kriegsministerium an, zunächst als Abteilungschef und seit dem Frühjahr 1890 als Nachfolger des Generalleutnants von der Voort als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements.



3311 Oberst von Finck, der Nachfolger des Kriegsministers von Voort

möglichen Regiment seiner Demut zum dem er 1867 in den Verband des preussischen Fußregiments überging. Am Feldzug gegen Frankreich nahm er als Oberleutnant während der Belagerung von Vézère im Infanterieregiment Nr. 51 teil; er war anfangs zum Gefregatillon kommandiert, später zum 1. Bataillon der 1. Armee. Von 1871 bis 1873 befehligte er die Berliner Kriegsschule, wurde 1874 Hauptmann und Lehrer an der Kaiserlichen Kriegsschule, bis er 1879 als Kompaniechef zum Grenadierregiment Nr. 110 der 1. Armee wurde, 1887 wurde er in der 1. Armee Generalmajor, wurde 1891 zum Oberstleutnant ernannt, war dann Kommandeur des 16. Armeekorps und wurde 1898 Abteilungschef im Großen Generalstab. 1891 erhielt Oberstleutnant Stötzer das Infanterieregiment Nr. 82 in Westfalen, 1894 als Oberstleutnant das Kommando des XI. Infanteriebrigades in Trier und wurde 1898 zum Generalleutnant und Kommandeur der 33. Division in Straßburg ernannt. Inzwischen



3312 Oberstleutnant Stötzer, der neue Kommandeur des XVI. Armeekorps

In militärischen Kreisen, in denen General von Finck wegen seiner großen Kenntnisse, seiner Geschäftsgewandtheit und Geschäftsbefähigung seit Jahren als der tüchtigste Kriegsminister galt, wird seine Berufung an die Spitze der obersten Kriegsverwaltung allseitige Zustimmung finden. Auch im Reichstage, von der der häufigste Vertreter der vertriebenen Regierungen in der Budgetkommission bei Beratung des Militärbudgets war, hat er es verstanden, sich viele Freunde in den verschiedenen Parteien zu erwerben.

„Victory“, Nelsons Admiralschiff

Das letzte hölzerne Linienschiff, das bis heute im Hafen von Portsmouth formell als Flaggsschiff gebietet und dem Zusammenhang unserer Zeit eifrig angepasst, mit Dampf bewegter Schiffsmotoren mit den Tagen der Vergangenheit zur Anschauung gebracht hatte, soll demnächst außer Dienst gestellt werden. Die „Victory“ war am 17. Mai 1765 zu Chatham vom Stapel gelassen und lebte fast ununterbrochen in Verwendung geblieben. Eine ganze Reihe von Seebeben, Kometen und Kometen, Dürre und Dürre, haben von ihrem Tod aus England Flotten zum Ruine geführt. Admiral Sir Christopher Colomb empfing dort die Todesurteile, und Nelson erlitt auf der „Victory“ seinen letzten großen Sieg bei Trafalgar, wobei ihm eine feindliche Kugel den Tod brachte. Die „Victory“ hat bisher zugleich als Flaggsschiff und als Signalfregate gebietet.



3313 Nelsons Admiralschiff „Victory“ im Hafen von Portsmouth

General der Infanterie Louis Stötzer, der neue kommandierende General des XVI. Armeekorps

Auf dem Paradesfeld zu Metz ernannte Kaiser Wilhelm II. den General der Infanterie und Gouverneur von Metz, Louis Stötzer, bisherigen charakterisierten Kommandierenden, zum kommandierenden General des 16. Armeekorps an Stelle des wegen seiner erschütterten Gesundheit in den Ruhestand getretenen Generalobersten Grafen von Kaiser (vgl. Nr. 28). Der neue kommandierende General an Frankreichs Grenze ist aus Romilly im Département Meimsen gebürtig; er trat 1861 im Alter von 19 Jahren als Freiwilliger bei dem 20.

Regiment verlor die Excellenz Stötzer 1901 mit dem des Gouverneurs von Metz und wurde in dieser Stellung im Januar 1903 General der Infanterie.

Regionen derselben außerordentlich unbrauchbar machten. Der Astronom Sachse schreibt die Erscheinung direkt der Ausdehnung vulkanischer Rauch- oder Staubmassen in unserer Atmosphäre zu und hielt dabei an die vulkanischen Vorgänge des vergangenen Jahres. Das letztere hängt sein verheerliche Ausdehnungsprodukt bis in sehr hohe Regionen emporgeschleudert haben, ist durch die starken roten Färbungen des Abendhimmels hinreichend erwiesen.

Die kleinste Universität der Welt

In der Inselgruppe der Azoren, in der Nähe von Bretona, Hauptstadt der britischen Kolonie St. Peter und St. Paul, liegt die kleinste Universität der Welt, gegründete Hochschule ist die kleinste Universität der Welt. Das Gebäude wackelt bei Windstößen eines bedrohlichen Torfhaufen, enthält aber über 1000 Konventionen, ein Laboratorium, ein naturgeschichtliches Museum und eine Bibliothek. Besucht wird die Universität von 10 Schülern, die täglich die Vorlesungen besuchen und niemals schwänzen. Hochachtungsvoll aus dem Grunde, weil es sofort von dem an der Universität unterrichtenden fünf Professoren bemerkt und gemeldet werden würde.

Kaiser Wilhelm II. in Bilsch

In dem lothringischen Kreise Coarzemund, 32 Kilometer östlich von Coarzemund, liegt am Nordabhang der Hohe die Stadt und Burg Bilsch. Ihr Name ist dadurch bekannt geworden, daß sie im deutsch-französischen Kriege erst drei Wochen nach Abbruch der Friedensverhandlungen als die letzte oder blochierten französischen Festungen und der letzte französisch getriebene Punkt von Elsaß-Lothringen den Deutschen übergeben wurde. Auf seiner jüngsten reichsständischen Reise hat Kaiser Wilhelm II. am 14. Mai auch das felsenabstehende Bilsch besucht, das sich ihm zu Ehren festlich geschmückt hatte. Bei dem Empfang auf dem Bahnhofsplatze ertönte Kanonendonner von der Höhe Bilsch, während alle Glocken läuteten. Vom Bahnhof fuhr der Kaiser mit dem Statthalter, Fürsten zu Dohmlohe-Langenburg, nach dem Marktplatz der Stadt. Hier waren an dem prachtvoll dekorierten Festzug Kaiser Wilhelm L. dem ersten, das in ganz Lothringen nach seinem Abzug enthielt wurde, die feierliche Wachen in ihrer höchsten Paradeuniform aufgestellt, was dem Kaiser durch den Kommandanten der Garnison, dem ein Ehrentrunk freudig wurde. In der zu einer Kirche umgestalteten Turnhalle der Jägerkaserne wurde abends die Feste der neuen Jahre für das ungarbungradische Jägerbataillon Nr. 4 vollzogen.



3314 Kaiser Wilhelm II. in Bilsch am 14. Mai Coarzemund in Lothringen, dem Kaiser erwartend



# Über Land und Meer

III. 36



Übersicht (weiter Zorn)

Verfügen  
Bild auf Saloni von der Kandaia



Zug bei Lissabon

Geschäftsraum am Hal



Strasse der Konstantin am Hal

Übersicht (weiter Zorn)



Bühnen

Haus von Saloni von der Rede aus

Gründe  
Eigene C. Müller & Co. Metzger  
Bergmannsplatz

Zu dem Artikel „Saloniki“, Seite 809

Literatur

Das Bödner, wozu in dem gleichnamigen, bei P. Widen in Treben erschienenen Roman Felix Freyherr von Stenglin eine seiner Hauptfiguren streben läßt, sind Reichtum und Ruhm, und zwar erzieht in der vorerwähnten...

in ihr Verzicht ziehen, aber es ist ihm doch gelungen, Spannung zu erzielen, und somit werden Leser, die nur Unterhaltung beanspruchen, bei dem Roman auf ihre Kosten kommen.

Ein Hauptwert des allmiederländischen Malers Hugo van der Woel (gest. 1482), von dem überhaupt nur sechs bis acht sichere Bilder bekannt sind, ist vor allem aus Weidrich für das Berliner Museum erworben worden.

Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen (Berlin, G. Grote) veröffentlicht und durch H. Zatz von einer feinsinnigen Würdigung seines künstlerischen Wertes begleitet worden.

Kunst



Moment-Aufnahme mit Goerz-Anschütz-Klapp-Camera (Objektiv: Goerz Doppel-Anastigmat), welche Augenblicksbilder bis zu 1/1000 Sekunde, ferner Portraits, Gruppen, Landschaften, Architekturen etc. aus der Hand und vom Stativ zu machen gestattet.

Wer sich krank fühlt oder erholungsbedürftig ist, versuche einmal eine Kur im Germanenbad bei Landeck i. Schl.

Erste Befriedigung ist im Leber-Heilungsverfahren mit Hilfe aller existierenden Heilfaktoren: Mineral- und Luftkur an der Anstalt! Heilliches Stücken Erde! maltslange Waldpromenade! Billiger Preis! Prospekt frei durch die Direktion.

Städtisches Eisen-Moor-Bad. Bahnstation, Schmiedeburg Postbez. Halle. Prelegekreuz: Siebe-Fabrik, Industrie- u. Gewerbe-Anst.

Klimatischer Luftkurort Oberhofen b. Thun, Thunersee (Schweiz). Kurhaus - Victoria - Hotel. Saison Mai-November.

NORDSEEBAD SCHEVENINGEN HOLLAND. SAISON JUNI BIS ENDE SEPTEMBER. HOTEL KURHAUS, HOTEL DORANGE, GRAND HOTEL GARNI, SAVOY HOTEL, HOTEL RAUCH.

Marke Tip Top. Grempeler & Co. Grünberg i. Schles. Gegründet 1826.

Immer jung! Immer schön! BEETHAM'S 'Larola'. Ein vorzügliches Präparat von Glas...

EMIL WUNSCHKE REICK in DRESDEN. Haupt-Industrien: GEBIRGEN, LEINER, etc.

Neuester Hutkoffer Mädlers Patent, O. R.-Pat. Nr. 85678. Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

St. Blasien. Heizend, Hochtal- u. Waldkurort Hotel u. Kurhaus St. Blasien, I. Res.

Bad Berka (Jlm) i. Thür. Moor-, Sand- und Kiefernadelbad. Sommerfrische, Luftkurort.

FRANZENSBAD das erste Moorbad der Welt. Mineralwasser-Versand.

Snison: Mai-Oktober. Bad Reichenhall. Badebad, Balken- u. großer deutscher Altmalischer Kurort.

Bessere Dein Herz, Sei nach Liebenstein! Stahlbad Liebenstein. Sachse-Meckl. (Thür. Wald).



Bäder und Sommerfrischen

In Bad Boden am Zaunsee hat die Saison am 1. Mai begonnen. Die erste Kurkurie reist im Verlaufe der Saison...

Eingegangene Bücher und Schriften

(Beschreibung einzelner Werke vorbehalten. Nähererung findet nicht statt)
Wagner, R. Die Schöneberg. Einmal - Ter bedeutende Bau...

Schach (Verfaßt von G. Schallpeter)

Partie Nr. 10

Zweiter Partie, gespielt in Zions Garten am 18. Februar 1903

Abspielendes Damengambit

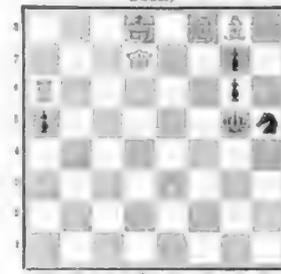
Weiße: S. N. Willmann-Stern Hart
Schwarze: G. Willmann-Stern Hart

Table with 2 columns: Zug (Move) and Stellung (Position). It lists moves for both White and Black pieces across 19 moves.

1) Quer mußte Lc3-e4 gefolgt. 2) Weiße durch den Zugszug zum Gebot bieten.
3) Vorwärts gerückt: Bb3 wird f6-e6, f6-e7, Th6-e7...

Aufgabe 21

Von Isidor Grosse im Rahmen (1892)



Auflösung der Aufgabe 18:

- List of solutions for Aufgabe 18, including moves like 1. Dd1-d4, 2. Lf3-f4, etc.

Carl Zeiss-Jena Optische Werkstaette. Photographische Objective in 4 Constructionstypen: Tessare, Unare, Planare, Protare. Palmos-Handapparate für Trockenplatten u. Rollfilme.

Tiedemann's Achten Bernstein-Fussboden-Lack mit Farbe. Vorrätig in allen Drogerien und Buchhandlungen.

ODONTA unübertroffenes Mundwasser F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE. Um eine SCHÖNE BÜSTE zu erhalten...

Für Kinder sind die Puddings, welche mit Dr. Oetker's Pudding-Pulvern à 10 Pfg. bereitet werden...

Lilienmilch-Seife Stern des Südens. Seit 22 Jahren anerkannt vollendete Seife für die Pflege der Haut.

Canfield Schweissblatt. Hautlos, Geruchlos, Wasserdicht. Canfield Rubber Co. Hamburg, Grasse Bleichen 11.

Technikum Altenburg (S.-A.) Höhere und mittlere technische Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Photograph. Apparate. nur erstklassige Fabrikate sowie alle Zubehörteile zu mässigen Preisen gegen geringe Monatsraten.

Ernst Zahn. Werke von Ernst Behalm. Ein Schöner Roman aus dem 16. Jahrhundert.

Menschen. 3. Auflage. Ein sehr schön illustriertes, leicht verständliches, preiswerteres Buch über die Menschen.

Herrgottsfäden. 3. Auflage. Ein Roman von Hermann...

Wegergarn ist das beste baumwollene Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT. Bildschön. Ein sehr schön illustriertes, leicht verständliches, preiswerteres Buch über die Menschen.

Bildschön. Ein sehr schön illustriertes, leicht verständliches, preiswerteres Buch über die Menschen.

Silberrätsel

1. Mit feilen Händen es verteilte,
Hab mer sich ihnen doch entzunden.

2. Auch kann daran in andern Sinn
Gesundheit ja das Leben künden;

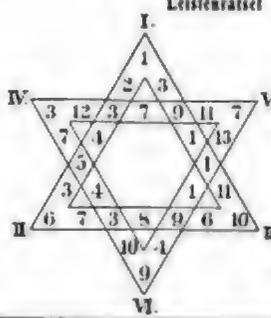
3. Du hörst's bei manchem frohen Wohl,
Du bist's auf Begegnungsliegen.

4. So schimmern wie gut, so schmerzt wie leicht,
Joch einloch, unbarberig reich.

5. Ein Gipfelpunkt es immer bleibt
Um Menschenleben hier auf Erden;

Triumph den Ruh und Brautzeit,
Serrat und Wohlthun einig geeiert.

Leistenrätsel



Die Zahlen sind
in durchgehenden
zu zeigen, wobei die
Wörter auf den
sechs Kreisen be-
zeichnen:

Romanym

Ganz fesselnd vor bei seinen Affen
Lustigst Maler abends sah.

Teß Silberrätsels: Biogenium,
Teß Leistenrätsels: Die Wogen sind leiser aus-
geblieben.

Teß Romanym: Esch.
Teß Rätsels: Berngerode (Wer - Nige - Uel).
Teß zweifelhafte Charakter: Rube, Hofu.

Rosa G.



Unübertroffen
Und meine nem, befand, präpariert.
Seit Jahrzehnten bewährt. Man verlange ausdrücklich

Seit Jahrzehnten bewährt. Man verlange ausdrücklich
GÜTERMANN'S Näh-SEIDE

Fabelhafte Preisermässigung.
Nachdem wir
Tait's Diamanten
eingeführt haben, werden unsere Steine künftighin von be-
stimmten Geschäften karatweise, verkauft werden.

Dr. Lahmann's
vegetabile
Milch
der Kuhmilch zugesetzt, bildet das
der Muttermilch gleichkommende
Nahrungsmittel für Säuglinge.

Concert-
Zugharmonikas,
100 verschied. Nummern, die
ganze Anstaltung, edelste
Klangfülle, solide, dauerhafte
Arbeits; Zithern in grosser
Auswahl, Violinen, Klavir
Drehorgeln, Polyrhythmen, vom
billigsten bis luxuriösen.

Für Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende etc. sind
Jaekel's 15fach verstellbare Keilklissen
unenbedlich. Preis 22 M. fr. überallhin.

Weber's
Carlsbader
Kaffeegewürz
ist die Krone aller Kaffee-
verbesserungsmittel.
Weltberühmt
als der feinste Kaffeezusatz.

Photograph.
Apparate
Christian Tauber
Wiesbaden.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Novellen
von Ferd. von Hornstein.
Inhalt: Die Veterinärin - Ein Bekehrter aus Housland
des Jüngeren - Der Christus von Norwalk -
Die Segnerin - Deren Wimpfingers' romantische
Wendung.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
in der Münchener kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik (Kaisergerichten)
seit Jahren fortwährend in Anwendung.

Buchhandlungsreisende
hobe Provision
gerade von Jungvogel & Co.,
Buchhandlung in Stuttgart.

Neue Kinder-Nahrung
nach Professor von Mering.
Corda
Hervorragend bei Darmkrankheiten
Kräftiges Knochenwachstum
Ueberraschende Gewichtszunahmen.

W.D. Cannstatter
Misch-
Knetmaschinen-
u. Dampf-Backofen-
Fabrik
Werner & Pfeleiderer
Complete Einrichtungen
für Lebensmittel und Chemie

Handschriften-Beurteilung.

Herrn Dr. G. Die etwas höhere Schrift, in Verbindung mit dem oben das diese hinteren Hinteren...

Handwritten note: Ich würde mir wünschen zu erfahren, ob auf die richtige Weise...

was die der Handwritten... in der Verbindung mit dem oben das diese hinteren Hinteren...

treibt ab... und da hier... (Zweites) besitzen dennoch zwei Vorteile und Vorteile...

Denken Sie nun die zwei... und erkennen Sie... die beiden oben...

Hus Industrie und Gewerbe

Die Industrie... die beiden oben... die beiden oben...

Wichtige... Anzeigen... für die... die beiden oben...

Ergänzung der täglichen Nahrung

Dr. Hommel's Haematogen

(Geräuchertes, concentrirtes Hämoglobin, D. K.-Pat. Nr. 41,991, 700, chemisch reines Eisensalz 20,0, Wein 10,0 incl. Vanillin 0,007) bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen schnelle Appetitzunahme...



Dieses Präparat enthält das bekannte bewährte Diachylon-Pulver... Herr Dr. Vömel, Oberarzt an der hiesigen Patholog.-Anstalt...

Advertisement for 'Tadel zu Hause' with a price tag of 75.000 and a small illustration of a shoe.

Advertisement for 'Damen-Wohnungen' in Berlin-Schöneberg, featuring an illustration of a building.

Advertisement for 'Pilos Apollo' pills, with an illustration of a woman's face.

Advertisement for 'Tilit' toothpaste, with the text 'Pflegt die Zähne mit Tilit'.

Advertisement for 'Umbach's Dampftöpfe' (steam kettles) with an illustration of a kettle.

Large advertisement for 'Über Land und Meer' magazine, featuring a scenic landscape illustration and several text boxes with promotional messages.

Advertisement for 'Im Nebel' and other novellas by Leonid Andrejew, with a list of titles and authors.

Advertisement for 'Göricke's Westfalen Rad' (bicycles) with a large logo and technical details.



90. Band. Fünfundsierzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Gräbclnt jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 74 Pfg. ohne Postgebühren

### Demoiselle Engel

Eine Altbremer Hausgeschichte von **H. Schulze-Smidt**  
 Illustriert von **Wilhelm Hoffmann**  
 (Fortsetzung)

Dalmaram stand nahe vor der Tür, und Engel war in der öfterlichsten Stimmung von der Welt. Nicht nur mit ihrem frommen Herzen

— das war eine stille Sache für sich in der Tiefe der jungen Seele —, auch das irdische Weien an ihr hatte seine enge Puppenhülle abgestreift und regte fröhlich die Schwingen. Nein! Was sie alles erlebt und genossen hatten, ihr violenblaues Mohrkleid und sie! Eine Gesellschaft bei Terbellens und ein Mittagsmahl bei Kettermann Pundsocks. Ja, sogar zu einem Liebhabertheater waren sie befohlen worden und zwar zu Seiner

Hoch- und Wohl-Beisheit, Herrn Senator Simon Henricus Gondela, dem jüngsten Gliede des Rates, und dort hatte Engel, unter Beseitigung des mobischen Fichäls und dessen Substituierung durch ein klassisch gefaltetes Bettlaken, die kornblaue Göttin Ceres im lebenden Bilde stellen müssen, ein kunstvolles Wehenbündel nebst yappener Sichel im Arm. Demoiselle Olive, als trauernde Persephone, zu ihren Füßen, und Seine Wohl-



Aus dem Pariser Salon 1903: Siesta im Weiz. Nach dem Gemälde von E. Alleaume

Weisheit, der Herr Senator, ließen sich herab, den finsternen Pluto darzustellen. Ein großer Erfolg war's gewesen; und, siehe da: andern Tags erschien der Gondelacke Diener mit einem schamantischen Bilette, des Inhalts, ob es der lebenswürdigsten Demoiselle Cocceus eine Vergünstigung sei, mit der Familie die heutige Theater-



Engel knete eine ganze Weile neben dem Kinderbette

vorstellung zu besuchen? Auch für den hochgeschätzten Herrn Aeltermann werde, nach seinem Belieben, ein komfortabler Sitz in der Loge vernahrt werden, so etwa der Bürgerkonvent sich in die Länge ziehen möchte.

Glücklicherweise jedoch zog er sich heute nicht in die Länge, und über den baumbestandenen Wall wandelte das eintädtige Paar vergnüglich der letzten Position vor dem Ostertore zu, allwo man, seit zwei Jahren, einem kunstsinigen und allerhand edler Kurzweil zugeneigten, bremischen publico zu Gefalle, ein ständiges Theater errichtet hatte. War das ein herrlicher Abend für das Kind aus der niederländischen Kleinstadt!

Am liebsten hätte sie die Chöre des mythologischen Vorspiels frischweg mitgesungen und sich unter die ältlichen Charitinnen gemischt, die den feuerzügigen Apoll mit Papierblumenguirlanden umstrickten, daß er weder aus noch ein wußte. Und wie ihr das Herz vor Mißgefühl für die Gelbin der nachfolgenden Komödie schlug: „Herr! richte, oder sie ist schon verheiratet.“ Wie sie sich freute, als in der „Wiederkehr des bremischen Schiffers“ alles ganz vorzüglich endete und die Braut dem Bräutigam in der Teerjacke am Halbe hing, während der Vorhang mit hörbarem Knarren niederfiel.

Allein in der Nacht, die diesem aufregenden Genusse folgte, blieb sie schlaflos und sie mußte weinen und weinen — weshalb, das verstand sie selber nicht. Es war wohl das Kopfhängen der verpflanzten Feldblume, die sich an den Boden des Kulturbeetes, da man sie zu veredeln trachtete, noch nicht gewöhnen konnte, nach den ersten, allsonnigen Tagen im Herrschaftsgarten.

Es hielt sie nicht im Bette. Der Mond sah hell in ihr Kammerfenster; sein erstes Viertel rundete sich schon mächtig: morgen war Valmarum. Leise stand sie auf, schlug das alte Regenlaken um sich her, fühlte sich die brennenden Augen, kniete eine ganze Weile neben dem Kinderbette — Gerharths einstigen —, in dem jetzt ihre lieben kleinen Schläfer eng aneinandergeschmiegt lagen, und lauschte dem heftigen Klopfen ihres Herzens. Sehnsucht packte und schüttelte sie: nach was denn? Nach wem? — Der Wiedervereinigung

mit dem Vater sah sie nur in ruhiger Freude entgegen; ihn liebte sie mit der einfachen Tochterliebe, vom schuldigen Respekt in Schranken gehalten, wie die gute Sitte es gebot.

Aber da war etwas andres in ihr, das wollte sich unter kein Gebot zwingen lassen, und sie wagte nicht, es bei Namen zu nennen, weil es wie ein unmöglicher Wahnsinn ohne Grund und Ziel vor ihrer bangen Seele stand. Nachts kam die Bangigkeit oftmals so über sie wie jetzt, mochte sie auch tags noch so viel geshertzt und geplaudert haben und gefungen wie Lerche und Nachtigall. — Die Angst vor der Stunde, da sie das alte Haus verlassen, da sich Nebel um das dämmernde Morgenrot eines unsagbaren Glückes ziehen würden und die Spuren verwischen, in denen sie so gern wandelte, die Räume verhallen, die eines Abwesenden geistige Anwesenheit belebte und besetzte. — Sie erhob sich und fing von neuem mit Weinen an.

Darauf nahm sie ihren Nähkasten von der Kommode im Winkel, stellte ihn behutsam aufs Fensterbrett, das der Mond hellbläulich beleuchtete, und setzte sich daneben auf den niedrigen Winzestuhl. Zwischen den bunten Perlensträhnen im verdeckten Gefach des Kastens holte sie Gerharths Briefe heroo, seinen ersten und den zweiten, den sie vor drei Tagen erhalten, mit einer Einlage der Mutter, lieblich und unorthographisch. Zerlesen waren die Briefe nicht, sondern, im Gegenteil, sorgsam eingeschlagen in blaues Papier und mit einem roten Seidenfaden zusammengebunden.

Wohl zum zehntenmal seit dessen Empfang las sie Gerharths Brief, ob zwar wieder nichts Bemerkenswerthes darin stand, außer dem steif formulierten Danke des Hausherrn für die fortgesetzte und rühmensewürdige Bemühung um sein Haus, verbunden mit dem dringlichen Ersuchen, es auch fernertweit dabei zu lassen, falls die längere Abwesenheit der Tochter ihrem Herrn Vater nicht etwa Inkonvenienz bereite. Allein am Fuße des formellen Schriftstückes stand ein Postskriptum; das ging doch aus einer andern Tonaart. Der Schreiber war für den Raum von zwölf Zeilen seiner gemessenen Würde untreu geworden, und daran trug seine „unglückliche Liebe“ schuld: die edle Frau Mustafa.

„Ich wünschte wohl und wäre mir eine wahre Delice gewesen, so ich hätte Ihnen, geschätzte Demoiselle, das Eintrittsbillet zur ebegestrigen Auführung eines Haendelschen Oratorii verehren dürfen; nämlich des Messias. Hätte besagtes Musik-Stück wohl gerne in Dero auffmerksamer Gegenwart genießen mögen, und ist mir überhaupt ärgerlich, daß ich den angenehmen Discant, von welchem Ohm so viel Rühmens weiß, bis dato noch nicht vernehmen durfte. Ich habe mir troßdessen erlaubt, zwei besondere Discant-Arien aus dem Messias, specialiter zu Dero fleißigen Benützung, an die Glevensbüschle Musikkalien-Niederlage in loco abzusenden. Welche einer der beiden Kammerbedienten bei bester Gelegenheit auf meinen Nahmen einfordern und Ihnen, geschätzte Demoiselle, als eine geringe attention meinerseits, übermachen soll.“

Engel hielt den beschriebenen Vogen in die silberne Lichtbahn des Mondes, und ihre Augen folgten den Zeilen, bis sie vor ihren Blicken zu tanzen begannen. Da kam sie zur Besinnung des Götendienstes, den sie trieb, und sie schämte sich, daß sie darüber vergessen konnte, was sonst ihr Herz ausgefüllt:

„Bin ich vernarrt? Hab' ich meine Gesundheit nicht?“ — Sie faltete den Brief ganz klein zusammen und versteckte ihn nebst dem andern in den tiefsten Winkel der Kommode, rieb sich hart die Stirn über der Nasenwurzel, als wolle sie verschrecken und verstopfen, was sich da drinnen eingemiselt hatte in die anmutig geordnete Wohnung ihrer Mädchengedanken, und fing eilends an, sich für die Nachtruhe zu entkleiden.

Mitten darin unterbrach sie sich wieder, sprang abermals gegen das hellbezeichnete Fenster hin und streckte beide Hände zum himmlischen Wanderer zwischen den flockigen Kämmerwölkchen empor, als könne er ihr den suchen helfen, der seiner Kinder natürlicher Schuy auf Erden war. Ihre

Augen standen in Tränen: „O, mijn goed lief vauer! — O, mijn best vaderdje!“

Vor Heimweh weinte sich die Heimatlose in Schlaf; aber als sie erwachte, strahlte die frohe Morgenröthe, und über Nacht hatte der Frühling Einzug gehalten.

VIII

„Valmarum: Tralarum!“

Nach dem langen Wintergraus eine herrliche Vorfeier der Weltauferstehung. Die Linden längs der Schlachte hin zeigten gelbgrüne Blattknospen, und die Spiegelung des unbewölkten Himmels machte das Wasser zu einer lichtblauen Fläche. In den Stadtgärten, die sich da und dort zwischen die hohen, fensterreichen Giebelhäuser einzwängten, blühten Schneeglöckchen und Krokus, und die wunderlichen Papageientulpen, drüben bei der Neustadt, im Wischelbauenschen „Frunk“, Bier- und Lustgarten“ entfaltet ihre gefransten und buntgetulchten Blumenblätter im warmen Sonnenschein. Auf den Dächern und in den kahlen Obstbäumen pfliffen und schnarrten Staar und Spreche, und die Kinder der ländlichen Häuschen an den Bleichen standen vor den Türen, guckten über grünes Gras und grade Gräben nach dem ersten Störche aus und sangen dazu:

„Rebär, Fennebüe!  
Wing mit 'n lätzen Broder her!  
Rebär, beher.  
Dier 'n lütje Swester!“

Aber die Mütter schüttelten die Köpfe dazu: „Nä, nä! dit Joohr leen!“ — Was wußten die Kleinen davon, daß es, trotz des siegreichen Lenzes, ein schlimmes Jahr war, und daß selbst das Kinderwiegen mit Seufzen geschah?

Ohm Daniels Hauschronik, die er immer knapper führte, sprach auch von den schlimmen Zeiten, die er, buchstäblich, zum größten Teil im Bürgerkonvent verbringen mußte:

„Freitag und Sonnabends den 20. und 21. Merz kamen viele Engelsche Völker in's Dohe Tohr und aus Steffens Tohr hinaus, nachdeme sie ärgerlichst molestiret. Burden in Groepelingen, Opleeshouwen und auff dem Rezum-Broel einquartieret. Herrlichst Wetter. Hält an, aber der Einmarich Engelscher Völker gehet ebenso fort, und währen die Syngonen der 20 Bürger-Deutnants um die Quartierung nebst denen beß Bürger-Conventes fast täglich von Morgens bis zum Abend. Werden meistens auff der Gilden-Cammer abgehalten. Wurde auch vor Steffens-Tohr ein Engelsches Lazzaret von Holze aufgeschlagen, gegen Rungen Bleiche, beg sechshundert Fuß lang. Es wird die Engelsche Hauptmacht in die reformirte Latein-Schule geleget und ins Valatium das Engelsche Haupt-Quartier: wimmeln die Straßen von Englichen und Handoverschen durch-



Engel hielt den beschriebenen Vogen in die silberne Lichtbahn des Mondes, und ihre Augen folgten den Zeilen

einander, und lieget der Johns-Voff voller Canons und Vaggage-Wagens. Und möge der gnädig Gott dieses baldigt ändern.

Item: Schreibel Orbd und Betchen, daß sie denken bereits in Aprilmond zurük zu fahren mit Henrich Meier seinem Voll-Schiff und nehmen sich ein artiges Mitgebrachtes für meine liebe Engelle vor."

Sehr still und festlich lag das Gtischhaus in der Frühe dieses Palmsonntags am neunundzwanzigsten März Siebzehnhundertfünfundneunzig. Bis in die Langenstraße drangen die feierlichen Geräusche nicht; von den Türmen nah und fern läuteten die Glocken zur Zehnrührliche, und Engel rüstete sich, nachdem sie ihre Kleinen bei den



Engel ging in leztlicher Stimmung zur Kirche, an welchen von ihm Daniel, „Engelchen Völkern“ unangeklochten vorbeizog.

Mägden wohl versorgt hatte. Die Diele war aufs beste aufgeräumt, und der gemusterte Sand fringelte sich noch fast unbetreten über die braunen Fliesen. Metta und Harm hatten gestern vor Torchluß noch Palmkätzchen von den Grabenträndern der Bürgerweide geholt, und die blühenden Reiser steckten in den Nichtenarmen und um die Hauslaternen. Die ganze Wohnstube duftete nach Veilchen und Hyazinthen; die Blumen des großen Kaktus glühten feurig im Sonnenglanz, und das Mittagessen stand, zum Aufwärmen fertig, neben dem Herde: Scheldegerste und Kartharinenpflaumen nebst einem wackeren Speckstück von Wijnbeer Cocejus' Schinkenendung, die zum Glück gestern abend spät mit andern Frachtgütern gekommen war, und heute in der Frühe schon hatten die Händelschen Arien „durch besondere Gefälligkeit des Herrn Elevenhufen an die wohlgeborene Demoiselle Engellina Cocejus, in praesentia auff der Langenstraße im Spanischen Linnengeschäfte“ auf Engels Platz am Frühstädtische der Pinterstube gelegen.

Der Text ging englisch: Engel wußte einiges in der Sprache, und es entzückte sie, beim ersten flüchtigen Einblick, daß sie Worte der Schrift zu finden glaubte:

„Rejoice, rejoice greatly, o daughter of Zion,“ und das zweite:

„I know, that my Redeemer liveth!“

So ging sie in festlicher Stimmung zur Kirche, an etlichen von Ohm Daniels, „Engelchen Völkern“ unangeklochten vorbei, durch die Kattel und über den Heerden nach Stephani und neben ihr, als Beschüher, Rusjd Weisel, à la Wertber angetan. Kaiser und die Dienstleute waren bereits im Frühgottesdienst gewesen, und Ohm saß wieder

seit neun Uhr in einer heißen Sitzung des Bürgerkonvents. „Vesper ist denn über acht Tage, wenn das Hastein für untre lieben Wichter auf der Diele einlegen wird und es den Osterklaben anzuschneiden gibt,“ hatte er scherzend gemeint.

Engel schritt rasch dahin. Die halbvermeinte Nacht rierte noch in ihr nach, und ihre Gedanken waren auf Ernsthaftigkeit gestellt, wenn sie sich auch immer wieder die Jubelworte ihrer Händelschen Arien wiederholte: „Freue dich, freue dich, Tochter Zions. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebet!“ Auf halbem Wege holte Olivia Terhellen sie ein, schob ihren Arm unter den Engels, schnitt dem kleinen Wertber eine Grimasse hinter seinem Rücken und meinte:

„Was Sie bleich sehen, meine Liebe: ist etwa schlimme Nachricht aus Liverpool gekommen?“

„Daß ich nicht wüßte, und was für eine Kraft hätte dieselbe, um mich bleich zu machen?“ erwiderte Engel. „Ich denke in dieser feierlichen Zeit und bei den ängstlichen Kriegszeichen an meinen Vater nach natürlicher Folgerung, Demoiselle.“

„Ich glaub's nicht!“ rief die schöne Olivia dagegen, und dann trennten sie sich vor der Kirchentür. —

Der alte Pastor Smidt meinte es heute einmal besonders ehrlich mit seiner Kleinen Gemeinde aus dem Kreise der „feinen Pietisten“. Er holte weit aus in seiner zweistündigen Predigt, verquickte das Palmsonntagsangelium mit der Gegenwart, stellte des Heilandes Einzug in Jerusalem auf dem Rücken der sauftmütigen Eselin in Gegensatz zum Hineinbrechen der Kriegeshorden zu Pferd und zu Fuß in die Stadt Bremen und ermahnte zu Gehorsam, Gelassenheit und Erbarmung.

„Zunörderst stehe der Gehorsam, liebe Christen, welchen wir Gotte schulden als unsrer himmlischen Obrigkeit, welchen, vors Zweite, jeglicher Bürger dem Staatsregimente zu beuen nötig hat, und vors Dritte jeglichen Hauses Inwohner ihrem Herrn und Haupte. Gehorsam zeuget die Gewissenhaftigkeit, diese gebietet die Gelassenheit; Gehorsam gehet der Erbarmung für. Ohne Gehorsam fällt des Gesetzes Tafel in Stücken, ohne Gehorsam säet die Erbarmung Rade und Dinkel aus anstatt des Brotkornes und erntet eitel Spreu und Unflut. Denn so einer das Gesetz zerschmeißet und spannet den Gehorsam hinter's Fuhrwerk und nicht an die Deichsel, so zeuget es ihn hinweg von des Friedens Palmengärtlein in die Wüsten der Revolutionen. Solche haben wir erst kürzlich mit Schrecken erlebt. Darum noch einmal, liebe Christen: gebet eure Erbarmung unter das Gesetz des Gehorsams gegen die, so eure Oberen sind.“ —

„Ich kann aber diesen Sermon nicht reden, Wijnbeer Weisels, er bestürzet mich,“ wehrte Engel den Redseligen ab, als sie aus der Kirche glücklich wieder im Freien waren. „Unter Gottes Beistand ist es mittlerweile bereits über zwölf geworden, und ich seh's schon, daß die Scheldegerste längst klumpicht sein mag. — Und wie steht es um eure Landpartie, Wijnbeer?“

Der kleine Mann zog den tombacknen Bettwärmer aus seiner großväterlichen Erbschaft und rechnete. „Zwölf Uhr: es wäre vielleicht am rätlichsten, ich ginge mit Ihnen zu Haus, werteste Demoiselle, so sehr mich's auch hin und her reizet zwischen der Freude auf einen lustigen Tag in Hasenbüren und derjenigen Ihrer anreizenden Gesellschaft. — Um dreiviertel sieben schließt man bereits die Tore.“

„Nein, gebet nur gewiß und gleich, Wijnbeer,“ verfeßte sie eifrig. „Ich bin jetzt noch die Hausfrau, und Euren lustigen Tag, den müßt Ihr, mit meiner Permission, haben. Nehmt Euch geschwinde einen Kahn bei der Wichelburg oder hinter der Steffensbastion; vergnügt Euch und trinket mir keine starken Getränke bei Eurem Cousta. Und mit dem lezten Einlaß kommt Ihr pünktlich zurük; bis halb elf halt' ich Euch die Haustür offen und sitze nach um Euretwillen.“

„Submissesten Dank, werteste Demoiselle. Also auch Dero lebenswürdige Erbarmung schränkelt die harte Forderung des Gehorsams ein, dem ich mich, als Dero ergebener Diener, unterwerfe.“

„Ein jedes von uns muß gehorchen,“ sagte sie, und er machte seine längsten Schritte, damit sein lustiger Tag ja recht bald anfangen möchte.

Engel hatte seine Abschiedsflöstein kaum mehr in sich aufgenommen. Dergestalt arbeitete die Predigt in ihr weiter, daß sie meinte, sie müsse stehenden Fußes zu Domine ins Pastorat hinüberlaufen und mit ihm über Gehorsam und Erbarmung und den Vortrag unter den beiden weiterstreiten. Als sie jedoch an sein Gartengatter kam, war er eben hineingegangen, stand in Talar und Dreispiz zwischen den Krokusrabatten und neben ihm seine jungverheiratete Tochter, ihr Kindchen auf dem Arm. Das steckte die winzigen Fingertchen, hell kränend, in Großvaters Krankentüsten. Es war ein liebes, ehrwürdiges Familienbildchen — das Amtliche und der Streit gehörten nicht hinein. Deshalb ließ Engel sich auch nur für einen Augenblick heranzuführen, reichte dem alten Herrn und der jungen Frau die Hand über den Zaun, und sie sprachen holländisch miteinander vom Frühlingswetter und von Domines neuen Tulpenarten und den gespreitelten Haarlemer Krokus — drüben vor dem Hause, und dann schlug es ein Viertel nach zwölf vom Turm.

„Die Scheldegerste!“ Engel lief von danken, aber sie mied mit ihrem Gedankenstrei die belebte Langenstraße. Hinter der Kattel bog sie durch die letzte Schlachtpforte zum Flusse hinunter. Langsam wandelte sie unter den sprossenden Linden weiter, neben sich die bereisliche Weiser, die stillliegenden Segelboote und schweigenden Rähne; die Wuppplarren in Reihen und die derben Gestalten der Rahmschiffer, die sehnigen Arme feierend untergeschlagen. So standen sie am Wasser oder saßen am Steven ihrer Fahrzeuge, wälzten den Briemtabak mit langsamer Zunge von einer Backettasche in die andre und guckten ins Blaue hinaus nach Wind und Wolken und Vogelflug. Die waren ihr Evangelium und ihre Predigt.

Dier ist doch wahrlich ein Ort des Friedens, wenn zwar nicht das Palmengärtlein, davon



Der Pastor stand im Talar und Dreispiz zwischen den Krokusrabatten, neben ihm seine jungverheiratete Tochter, ihr Kindchen auf dem Arm.

Domine geredet hat, sondern ein Lindengärtlein, und das ist just so schön,“ dachte Engel, ihr Gemüt fand sein Gleichmaß wieder, und nur eins tat ihr leid, nämlich, daß die Schlachte sich nicht noch eine Meile lang am Weserflusse hiezog.

Als sie die erste Schlachtpforte im Rücken hatte und durch die schmale Breedenstraße auf die Langenstraße gelangte, drang ihr da ein seltsames Geräusch in die Ohren. Gedröhn und



Ein Junge mit Mürren dem Kopfe scherte auf Engel zu

Trommelwirbeln von der Marktwache oder dem Domshoff her, und die ganze Luft schien ferner Menschenstimmen voll. Dann kam ein Trupp Aufgeregter die Stintbrücke entlang, rief und sprach und fachtelte mit den Händen, und dann machte sich ein Junge von den andern los; stürzte auf Engel zu, blutenden Kopfes, das Gesicht kreideweiß, und den einen Armel hatten sie ihm halb aus der Jacke gerissen.

„Kasper! — Jung!“

„Mamsell Engelle! — Mam—selle!“

„Um des Heilandes willen: was ist dir geschehen?“

Er schnappte nach Luft und schluckte und prustete und brachte keine Antwort heraus. Schlatternd flammerte er sich an die zum Tod Erstickende, drückte den Kopf gegen ihren Arm und ließ sich von ihr weitergleiten wie ein willenloser Klotz, während der Menschentrupp sich nur einen kurzen Augenblick staute und darauf zum Markte zurückstufte.

Vor der Stadtwage mußte Engel zu ihrem Verdruß Halt machen; wie Mei hing der Junge an ihr und zitterte wie Espenlaub. Sie nötigte ihn auf das Weichschlagsbänkechen am Tor, warf ihre Umhülle ab und schlug sie um ihn her und strich ihm sodann die blutverklebten Haare auseinander. Den Hut hatte er auch eingebüßt. Gott sei Dank, es war nur ein leichtes Loch an ungefährlicher Stelle; das vernarbte wieder mit kaltem Wasser und einem Pflaster, ohne den Medikus; der Armel ließ sich fließen, und die kreidigen Wangen, besudelt mit Straßenlot, röteten sich schon wieder. Endlich löste sich der große Schreck in ungebärdiges Schulsungenheulen auf, allein von der Stelle brachte Engel ihren Blestierten nicht.

„Auf den Markt — oh, Mamsell Engelle — ich will wieder auf den Markt!“

„Was geht dort vor? Was geschieht? Wo bist du zu Schaden gekommen! Sag es heraus!“

„Oh, Mamsell Engelle! Das ist ja auf dem Domshoff gewesen! Auf'n Markt sind die Emigranten — lauter Holländische und solche aus Islandern — und sind durchs Oesteror gekommen — und durch die Vischofsnadel, Mamsell Engelle, und der Domshoff ganz voll. Engelsches Fußvolk und Reiter und Artillerie —“

„Das ist gleich! Sag weiter, wegen den Emigranten!“

„Oh, Mamsell Engelle! Der ganze Markt voll, und Senater Gordela steht auf'n Roland, und der Konvent sitzt noch immer auf'n Schütting —“

und ich hab' bloß mit vieler Menschheit hinter der Domsmauer gestanden, Mamsell, und 'n bißchen zugehört, wie die Emigranten hereinkommen — da fällt die Mauer zu Schanden, und sie sagen, daß zwanzig totgefallen sind von den Emigranten, und davon ist mir das mit der Jacke passiert, Mamsell Engelle!“

„Komm! komm!“ sagte sie hastig und trieb ihn vor sich her, „du gehst zu Roje, und ich schneide dir ein Pflaster. Ich muß auf den Markt zu meinen Landsleuten.“

„Oh, Mamsell Engelle, ich brauch' ja kein Pflaster!“

„Still! Du bist mir von deinem Herrn anbefohlen. Still!“

Zehn Minuten später — sie hatte das Mittagsspeise zurückgewiesen und nur im Fluge nach ihren Kleinen gesehen, die in der Küche schmausien — ließ sie mit jagenden Füßen dem Markte zu. Ohne Kasper; der war ihr beim Pflastern unter den Händen eingeschlafen, und sie hatte ihn mit Besenmagere auf die Ofenbank in der Wohnstube gelegt. Seine Schelbegerste stand auf der warmen Herdplatte und briggelte kasslich. (2418 1903)

### Rudersport und Gesundheit

Der Rudersport wird in seinem Wert noch vielfach falsch beurteilt. Man weiß zwar die gesundheitliche Bedeutung des Turnens, Radfahrens und der Bewegungsspiele zu würdigen, aber dem Rudersport steht man abschätzend gegenüber oder räumt ihm im besten Fall eine Stärkung der Armmuskulatur ein. Nichts ist aber verkehrter als eine derartige Auffassung. Der Rudersport ist keineswegs eine einseitige Leibesübung, und er steht durchaus nicht den übrigen Sportzweigen nach, sondern übersteigt sie im Gegenteil in seinem gesundheitlichen Nutzen nach den verschiedensten Richtungen hin. Zunächst ist beim Rudersport das Arbeitsfeld so günstig gestellt, wie, außer beim Schwimmen, bei keiner andern Sportart. Das Wasser hat den unschätzbaren Vorzug, raubfrei zu sein. Wer mit dem Rad nur eine einzige längere Tour unternommen hat, wird wissen, wie lästig die Staubentwicklung auf der Oberfläche ist, und wie es die Atmungsorgane anstrengt, bei windigem Wetter, in eine Staubwolke gefüllt, dahinzuradeln. Beim Turnen ist es übrigens nicht viel besser, wenigstens im Winter nicht, wo die Übungen in einer Turnhalle abgehalten werden. Beim Rudern dagegen ist die Luft arm an Staubteilchen und Mikroorganismen, da die vom Lande her wehenden Winde diese unerwünschten Beimengungen zum guten Teil niederfallen lassen, so daß sie vom Wasser aufgefangen und festgehalten werden. Dazu tritt noch ein zweiter Vorzug. Die Gefahr der Ueberhitzung ist beim Rudern nur gering, denn die Luft über größeren Wasserschichten ist immer kühler als auf dem Lande, und somit schrumpft das äußere Moment, das zu einer Steigerung der Körpertemperatur führt und eine Ueberhitzung begünstigt, zusammen. Dieser Umstand ist nicht nebensächlich, da ja die meisten Sportarten in der warmen und der heißesten Jahreszeit betrieben werden. Außerdem wird einer Ueberhitzung beim Rudersport noch dadurch vorgebeugt, daß gerade hier eine vernünftige leichte Kleidung nicht als aufstößig gilt. Endlich ist auch die Bewegung in reiner kühler Luft bei leichter Kleidung ein vortreffliches Hilfsmittel zur Abkühlung der Haut. Ruderer leiden erfahrungsgemäß sehr wenig an Erkältungen.

Welche Anforderungen beim Rudern an den Körper gestellt werden und wie dieser Sport allseitig auf den Organismus einwirkt, zeigt am klarsten das Ruderegiment. Haltung, Führung von Armen und Beinen, das geordnete Zusammenspiel der ganzen Körpermuskulatur sind hier genau dem Sportsmann vorgeschrieben. Nach den gebräuchlichen Weisungen soll dem Sitz das Gewicht des Körpers auf beide Seiten gleichmäßig verteilt sein. Der Oberkörper, der in genau senkrechter Richtung zur Ruderkant gehalten wird, wird möglichst gerade gestreckt, die Brust hervorgewölbt und das Kreuz recht hoch gemacht. Die Schultern sollen zurückgedrückt und nach unten gezogen werden, während der Kopf vollkommen aufrecht und mit nach hinten durchgedrücktem Nacken zu tragen ist. Die Beine werden senkrecht zur Ruderkant in der Längsachse des Bootes, wobei die Knie leicht gebeugt und die Füße gegen das Steuerrad gestellt

werden, ausgestreckt. Ein Vorsinken des Kopfes, Hervordrücken der Schultern, Heraustragen des Rückens und Einziehen der Brust sind unstatthaft. Vielmehr wird auf die vorschrittsmäßige straffe Körperhaltung bei allen Teilen der Ruderschaft stets gesehen. In engem Zusammenhang mit der Haltung steht das Anlegen der Hände an den Rudergreif. Die Hände dürfen das Ruder nicht mit voller Faust umklammern, sondern sie sollen dieses nur halbförmig angreifen. Mittelhand und Unterarm bilden dabei eine gerade Linie. Nur diese Stellung der Hand ermöglicht es dem Ruderer, einen korrekten Zug zu vollführen, wogegen das trampfste Umspannen des Ruders mit voller Faust die ganze Haltung störend beeinträchtigt.

Die Ruderbewegung, die von der in Schienen beweglichen Sitzbank aus bewirkt wird, zerfällt im wesentlichen in das Schwingen des Oberkörpers und das Rutschen vermittelt der Beine. Das Schwingen gliedert sich abermals in zwei Abschnitte, das Vorwärtsschwingen ober, wie es in der Sportsprache genannt wird, das Ausgreifen, und in das Rückwärtsschwingen oder den Zug. Beide Bewegungen sollen durchaus gleichmäßig und in gleicher Geschwindigkeit, ohne Pause und Auf und ab sich gehen. Bei dem Ausgreifen muß sich der Oberkörper vorwärts neigen, während die Beine unter Auseinanderstreifen der Knie das ganze Körpergewicht zu den in den Fußrücken feststehenden Füßen hinziehen, wodurch sich der Leib zwischen die geöffneten Knie legt. Zu gleicher Zeit werden die Arme geradeaus nach vorn gestreckt, damit der Innenhebel des Ruders möglichst weit nach der gleichen Richtung gebracht wird. Ist durch die gemeinsame Tätigkeit des Rumpfes, der Beine und der Arme dieser erste Abschnitt der Bewegung vollführt, so beginnt der zweite Abschnitt mit dem Rückwärtsschwingen und dem Eintauchen des Ruderblattes in das Wasser. Der Druck, den die ausgreifenden Hände bisher auf den Griff als Innenhebel des Ruders ausübten, um dessen langen Außenhebel über Wasser zu halten, fällt plötzlich weg, das Ruderblatt taucht ein, und so gleich muß der Ruderer nun den Zug mit voller Kraft beginnen. Der Zug erfordert ebenfalls die gleichzeitige Tätigkeit des Oberkörpers und der Beine. Denn während sich die gebeugten Knie allmählich strecken und dadurch den beweglichen Ruderschaft nach rückwärts schieben, schwingt sich auch der Oberkörper zurück. Wurden bis zu diesem Augenblick die Arme nur als bloße Zugstangen benutzt, so haben sie jetzt mit den Oberarmen den Ruderschaft kräftig bis an die Brust heranzuziehen. Die Bewahrung der aufrechten Haltung des Kopfes und des Rumpfes ist bei diesem Punkte der Bewegung eine gewissenhaft zu erfüllende Vorschrift. Sobald der Ruderschaft die Brust berührt, wird er auch schon herabgedrückt, und damit taucht das Ruderblatt wieder aus dem Wasser.

Diese Uebersicht über die Rudertechnik weist bereits im allgemeinen darauf hin, wie vielfältige Ansprüche an den Körper gestellt werden. Ihre Einzelbetrachtung läßt den Nutzen dieses Sports noch mehr offenbar werden. In erster Linie werden beim Rudern die Arme und die vom Rumpf zu diesen hingehörenden Muskeln in Tätigkeit verlegt. Diese Muskelpartien sind es aber gerade, die die Atembewegungen des Brustkorbes unterstützen und fördern. Durch die Übung und Kräftigung dieser Hilfsmuskeln der Atmung wird daher auch die Atmung selbst angeregt und vermehrt. Der Wert des Ruderns als Atemgymnastik wird zugleich dadurch erhöht, daß durch das bei einem jeden Ruderschlag stattfindende Vor- und Rückwärtsschwingen des Rumpfes die Einatmung und Ausatmung erleichtert wird. Denn es wird darauf gehalten, daß auf jeden Ruderschlag ein Atemzug kommt, auf die Minute also bei dem üblichen Tempo 26 bis 30 Atemzüge. Bei anstrengenderem Rudern steigt die Menge der ausgeatmeten Kohlenäure auf das Fünffache des Ruhewertes. Und dabei wird dem kräftig arbeitenden Atmungsapparat noch erfrischende Luft zugeführt, die, wie erwähnt, arm an Staub und Bakillen ist. Eine ausgiebige und wohlthätige Durchlüftung der Lunge ist die wichtige Folge davon. Diese Umstände heben das Rudern vor allen Körperbewegungen, soweit sie der Pflege der Atmung und der Kräftigung der Lunge dienen, auf die erste Stelle. Namentlich kann es bei Veranlassung zur Lungentuberkulose oder in deren Anfangsstadien durch die Verbindung der Wirkung der Atemgymnastik mit allgemeiner Körperkräftigung und Abhärtung der Haut zum allergrößten Vorteil gereichen.

Das abwechselnde Vorwärtsschwingen und Rückwärtsschwingen des Oberkörpers im Verein mit



Böwlg. Hebutz

Patent-Edr

H. Meyer

**Vom Donaufest in Budapest (Est S. 816)**

Nach einer Zeichnung von Arthur Meyer

der straffen Haltung bedingt fernerhin eine Stützung der sonst bei Körperübungen nur wenig beteiligten Rückenmuskulatur und Bauchmuskulatur. Durch diese Bewegungen wird aber auch noch die Bauchpresse angezogen. Dadurch wird eine förderliche Rückwirkung auf die Verdauungsorgane ausgeübt, durch die einerseits Verdauungsbeschwerden beseitigt, andererseits die Verdauungsorgane in der regelrechten Erlebigung der ihnen obliegenden Arbeit unterstützt und auf ihre frühere Leistungsfähigkeit zurückgebracht werden. Für Personen mit sitzender Lebensweise, die oftmals in dieser Hinsicht zu klagen haben, ist schon aus diesem Grunde das Rudern die empfehlenswerteste Lebensweise. Dabei geht aber die untere Körperhälfte durchaus nicht leer aus. Wenigstens wird in den Rennbooten mit ihren Gleitskufen und der Festlegung der Füße in den Riemen des Stemm Brettes ein wesentlicher Teil der Arbeitsleistung auf die Beine übertragen. Alles in allem erstreckt sich die Einwirkung des Rudersports in fast gleichmäßiger Weise auf den gesamten Körper vom Schüssel bis zum Fuß. Wenn man es der deutschen Turnerrei zum Vortwurf gemacht hat, daß sie zwar mäßige Arme, aber schwächliche Schenkel ausbilde, wenn umgekehrt der Radsport die Schenkelmuskulatur verstärkt, dagegen den Oberkörper zusammendrückt, so fallen beim Rudersport diese Einseitigkeiten weg, und das Ergebnis ist eine Durcharbeitung und Durchfeinerung aller Muskelgruppen und die Herbeiführung einer harmonischen Entwicklung der Körperformen.

Damit ist aber das Kapitel über die Bedeutung des Rudersports noch nicht abgeschlossen. Wer das Rudern sportsmäßig betreibt, wer als Junior oder Champion sich an den Rennen beteiligt, der kann sich nicht schlankweg auf der Ruderbank niederlegen, sondern er muß sich dem systematischen Training unterwerfen. Sind auch heute viele der früheren Vorschriften, weil überflüssig und zwecklos, aufgegeben worden, so bedeutet doch auch noch gegenwärtig der Training eine herbe Selbstverleugung. Es ist keine Leichtigkeit, wochenlang eine genau geregelte Verteilung von Arbeit und Ruhe unweigerlich zu befolgen, die verschiedensten Liebhäbereien und eingeübten Gewohnheiten beiseite zu lassen, dem Stimmlich und dem gefälligen Verkehr zu entsagen, Speise und Trank nach peinlich strenger Verordnung auszuwählen, ihre Aufnahme teils nach der einen Richtung hin zu erhöhen, teils nach der andern Richtung einschließen zu vermindern und dabei doch freudig und wohlgenut der Sportübung obzuliegen. Faust auch der Training praktisch nur auf eine Entfaltung und Entfaltung des Körpers und auf eine größtmögliche Ausprägung seines Kraftpotentials hinaus, so fördert er doch zugleich ideell die Unterwerfung des Körpers mit seinen Trieben unter das Steuer des Geistes und begünstigt eine Selbstbeherrschung, die, wenn nötig, auch in weiteren Lebensgebieten die schönsten Früchte zu tragen vermag.

Das Rudern ist endlich, wenigstens überwiegend, kein Einzelsport, sondern ein Gesellschaftssport. Der einzelne Bootsinhaber ist für sich allein nichts, er wird erst ein Faktor durch das Zusammenarbeiten mit der ganzen Bootsmannschaft. Ein jeder muß mit der Gesamtheit in Uebereinstimmung bleiben, er muß ein wertvolles, auf das gemeinsame Ziel hinzielendes Glied des Ganzen zu sein trachten, er muß seine aufwallende Sonderneigung aufgeben, die aufsteigende Schwäche mannhast überwinden, er muß des höheren Zweckes wegen Disziplin und die freigelegte Unterordnung unter einen einzigen Willen lernen. Das ist das eine erzieherische Moment des Rudersports. Das andre liegt in der Schulung des Geistes zur schnellen Erfassung und zweckmäßigen Ausnutzung der jeweilig gegebenen Verhältnisse. Der einzelne Ruderer, der Strolchan, der die Tempoa anordnet, der Steueremann, der die einzelnen Faktoren, mit denen sie zu rechnen haben, besonnen abzuschätzen und einer oft unvermutet und unerhofft eintretenden Veränderung der Sachlage sich anpassen wissen, um diese zu ihrem Vorteil auszunutzen, sie müssen ihre Leistungsfähigkeit im Augenblick wohlüberlegt regeln und meistern und sich in allen Wechselfällen eine unerschütterliche Ruhe und Gelassenheit bewahren. Geistesgegenwart, Kühle und kluge Besonnenheit, einsichtsvolle Selbstbeurteilung der eigenen Fähigkeiten, Willensstärke und Festigung des Charakters sind die geistigen Erzeugnisse, mit denen der Rudersport seine Jünger zu beschenken und zu belohnen vermag. Nicht nur körperliche, sondern auch geistige Gesundheit hat der Rudersport in seinem Gefolge.

Die Beteiligung an Rennen großen Stils sollte allerdings nur Erwachsenen vorbehalten bleiben. So sehr der Rudersport geeignet ist, die Jugend

zu härten und zu beleben, so verlangen doch die Wettkämpfe in großem Maßstabe eine Höhe der Kraftanspannung, deren der jugendliche, in der Entwicklung begriffene Organismus nicht immer ohne Schädigung fähig ist. Namentlich wird das Herz durch übermäßige Anstrengungen leicht angegriffen. Dessenhalber Schülerwettkämpfe sollte daher vermieden werden. Wenn zur Anregung der Freude an der Körperübung zwischen den Bootsmannschaften verschiedener Klassen kleine, nur für die Angehörigen der Schüler berechnete Wettkämpfe veranstaltet werden, so ist dagegen nichts einzuwenden. Hier wird nie der Ehrgeiz so aufgestachelt werden, daß bis zur äußersten Erschöpfung gerungen wird, während dies nur zu leicht der Fall ist bei Rennen, die vor den Augen des großen Publikums ausgetragen werden und in den Zeitungen besprochen werden.

Unwillkürlich wirt sich die Frage auf: sollen auch Mädchen und junge Damen rudern? Diese Frage kann nur bejaht werden. Eine angemessene Durcharbeitung des Körpers und eine gesunde Entwicklung soll, wie man münzelt, auch dem weiblichen Geschlecht nicht gerade unzutraglich sein. Ihm tut Bewegung noch mehr als den Knaben und jungen Männern, da es auch heute noch einer viel schärferen Lebensweise huldigt. Für die weibliche Jugend hat die Ausübung des Ruderns sogar noch einen besonderen Grund. Wenn junge Damen sich entschließen, die Einschränkung des Oberkörpers aufzugeben, dann klagen sie fast regelmäßig darüber, daß sie nach der Verbannung des Korsets das Gefühl haben, jeden festen Halt verlieren zu haben. Oft ist es nur diese unangenehme Empfindung, die diese Reformfreundinnen trotz ihrer Einsicht in die Schädlichkeit der Einschränkung doch wieder zu der Panzerung zurücktreibt. Die Ursache des Gefühls der Haltlosigkeit ist darin zu suchen, daß durch die andauernde feste Umgürtung die Rückenmuskulatur, da sie in der Tragung der Körperlast und in der Mitwirkung zur Aufrechterhaltung des Körpers beengt und beschränkt wird, in ihrer Ausbildung zurückbleibt oder nachträglich geschwächt wird. Nun ist es aber, wie erachtet, das Rudern durch die damit verbundenen Schwingungen des Oberkörpers ein vortreffliches Mittel zur Stärkung der Rückenmuskulatur, und demgemäß ist es außerordentlich geeignet, dem Korsettanwänger entgegenzuwirken und die Reformanhängerinnen in ihren Bestrebungen im eigentlichen Sinne des Wortes zu unterstützen und zu kräftigen. Daß im übrigen der Rudertrieb bei dem weiblichen Geschlecht nicht bis zu der Höhe und Kraftanstrengung geschraubt zu werden braucht wie bei Knaben und jungen Männern, bedarf wohl kaum der besonderen Betonung. Wenn bisher der Rudersport bei der weiblichen Jugend nur eine spärliche Aufnahme gefunden hat, so liegt dies daran, daß man ihn für Mädchen und Damen nicht recht passend hält. Nun, das kann und wird sich mit der Zeit ändern. Das Schrittschulturnen galt anfänglich für das weibliche Geschlecht auch als anstößig, und man wird sich erinnern, daß die ersten Radsportreinen ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregten. Das Neue muß eben erst all werden, um in seinem Wert richtig gewürdigt zu werden.

Zahlreiche Eltern würden gern ihre Kinder an dem Rudersport teilnehmen lassen, wenn sie nicht zu ängstlich wären und die Gefährlichkeit des Wassers fürchteten. In Wirklichkeit ist aber der Rudersport gefahrloser als manche andre Sportart. Man kann sich bei ihm nicht wie beim Turnen, Radsahren und Fußballspiel Arm und Bein brechen. Allerdings hat das Wasser seine Balken, aber die jungen Menschen, die sich dem Rudersport ergeben, erwerben sich für diese unabänderliche Tatsache bald das nötige Verständnis und gehen dann um so besonnener und überlegamer zu Werke. Die meisten Unglücksfälle ereignen sich bei Leuten, die keine Ahnung vom Wassersport haben und durch Aufstehen während der Fahrt oder Schaulen das Boot aus der Gleichgewichtslage bringen. Beim wirklichen Rudersport dagegen kommen Unglücksfälle nur äußerst selten vor. Außerdem gibt es eine sehr wirksame Vorbeugung gegen die Gefahr des Ertrinkens: Schwimmunterricht. Schwimmen ist zugleich ein vorzügliches Unterhaltungsmittel für die vom Rudersport ausgehende gesundheitliche Kräftigung.

Das Rudern empfiehlt sich nicht nur für die Jugend, sondern auch für das mittlere Mannesalter. Hat man weder Sig noch Jolle, so tut's auch eine schlankere Gondel. Den Vorteil, den das Rudern dem Oberkörper und den Lungen bringt, wird man zum guten Teil auch mit ihr haben. Freilich muß man unter Rudern nicht ein gemütliches Herum paddeln im Wasser verstehen. Vielmehr muß man sich bestreben, in der Körperhaltung und der Führung des Ruders sich jenen Grund-

sätzen möglichst anzunähern, wie sie als sportgemäß mitgeteilt wurden. Auch die Kleidung ist dem Zweck anzupassen. Der enge Halskragen ist zu entfernen und der Kock abzulegen. Beginnt sich der Körper zu erhitzen, so kann man auch noch die Weste etwas öffnen. Man hat dann zwar kein Sportkostüm, aber doch eine leichte und bequeme Kleidung. Wer zur Fettleibigkeit neigt und dem Fettanlag entgegenwirken will, der sollte auch zum Rudern greifen. Ein Ständchen straff und wacker gerudert — und man hat wieder eine hübsche Portion des überschüssigen Fettes abgegeben. Kostet's auch manchen Schwitztropfen, so ist doch die Gesundheit selbst des Schwüchsten der Welt wert. Zu vermeiden ist indessen der Rudersport für Personen mit Neigung zum Blutspeien, bei großer Schwäche des Herzmuskels oder organischen Erkrankungen des Herzes und der Blutgefäße.

Wo eine größere Wasserfläche zur Verfügung steht, sollte man sie auch mit Booten besetzen und den Rudersport liebevoll pflegen. Es braucht ja nicht gleich ein kostbarer Acht-Riemen zu sein; auch ein einfacheres Fahrzeug genügt für den Anfang. Der Urahn vom Bootpark (s. manchen jetzt hochangesehenen Ruderklub) war eine bescheidene Gondel. Gut Ding will Weile haben, und ein gut Ding ist das Rudern tatsächlich. Man kann den Förderern der Jugend und den Ruderfreunden nur bestimmen, wenn sie das Rudern für eine der besten Sportarten erklären. Rheo Herrmann

## Der Wunderfater

Eine Geschichte aus den Albanerbergen

von  
G. St. Laurent

Uweit von Matri, dem Bergueß, wo die Leute leben haufen, die die Gioeria tragen, die starken Lederhosen, deren aufgebogene Äden mit Schnüren an den Wenen befestigt sind, stieß der Bauer Michele Biale beim Flügen auf einen harten Gegenstand und ergrimmte deshalb über die Mägen. Während schlenderte er die Geißel von sich, traute sich das verfilzte Haar unterm Kreuzweiz mit Band umwundenen Spizhut und fluchte. Den steinigen Boden verlor er, er den dünnen Keder. Und das jänische Web dastein, das ihn leitend anhielt zu lästiger Arbeit, und die sieben hungrigen Mäuler, die allmorgens nach der Valenta schrien und niemals satt werden wollten. Auf alle schalt er und auf ein jegliches, nur sich selbst zu schmähen vergaß er, vergaß, der schier unüberwindlichen Faulheit zu gedenken, die ihn jede nützliche Beschäftigung scheuen ließ wie höllisches Feuer. Auch besann er sich nicht auf die Religion, die ihn unübersteiglich und allzu oft hinweg zum Morast und zur strahumflochtenen Falsche. Gestern erst hatte er die letzten Soldi vergeudet, die die sparame Hausfrau verborgen gehalten im rustigsten Winkel der Feuerstelle. Von dem allem sagte er nichts. Aber daß er jetzt sich abmählen sollte und Hindernisse aus dem Wege räumen, dachte ihm bitter. Weit lieber hätte er müßig gelegen unter dem breitstigen Felsenbaum schuldig neben dem Eingang zum Hause.

Gleichmütig lautete Matteo, der Rabe, der um die Schultern geschlungen das Leinentuch mit dem türkischen Saatkorn trug, auf die Wutausbrüche des Baters. Und der hochgehörnte Bierfüßler vor dem primitiven Ackergerät feuerte sich der Ruhepause und vertrieb sich mit kräftigen Schweißschlag die lästigen Strohfliegen.

„Leg das Tuch hin, aber schnell!“ gebot endlich der Bauer. Den Stein grab heraus!“ Dabei lenkte er mürrisch den Flug ein wenig nach rückwärts. Gehorsam machte sich der Rabe ans Werk und grub mit den Händen im Boden. Neugierig und schmausend wühlte er das Erdreich empor und förderte einen Klumpen von absonderlicher Gestaltung zutage. Kopfstüttelnd nahm ihn Michele in Empfang und wußte nicht recht, was er davon halten sollte. Um und um drehte er das Ding und ward nicht klüger dabei. Schließlich ging er daran, es zu säubern und genachre erkaunt, daß er ein Wildwert in Händen hielt, eiliche Spannen hoch, von schwarzlichem Metall, doch an den weissen Stellen grün überzogen gleich altem Messing. Verächtlich grunzte er: „Altes Gerümpel. Das zu finden lohnte sich nicht.“

Wieder maß er das Ding mit prüfenden Blicken. Einen halbweissen Jungen mit blumenkränzigem Haupte stellte es dar. Um die schlanken Hüften wand sich ein faltiges Tuch, am Gürtel hing ein Köcher, zur Hälfte mit Pfeilen gefüllt. Ausgestreckt

schien der eine Arm, der abgeschlagen war hart über dem Ellbogen, und der zweite fehlte gänzlich.

„Wertloser Kram!“ entsetzt auf's neue der Bauer und gedachte das Figürchen hinüber zu schleudern ins schon bestellte Saatfeld des Nachbarn, hielt aber im letzten Augenblick an sich. Ein glücklicher Einfall dämmerte in seinem sonst so gedankenarmen Hirnhaufen auf. Sorgfältig legte er das Ding erst beiseite auf den grasbewachsenen Main. Dann löste er den Büffel die Stränge und hieb ihn mit der Geißel kräftig eins über den zottigen Höcker, worauf das Tier, schnell begreifend, den Weg nach dem heimischen Stalle einschlug. Die andern folgten ihm nach, der Bauer mit dem gefundenen Erzbild, der Knabe das Tuch mit dem Korn um den Hals, das für heute ungefädelt blieb. Die Pflugchar ließ Michele stehen, wo sie stand, denn er scheute die Mühe des Erdbringens. Am vermittelten Türpfosten des hausfälligen Hauses, das wie ein Schwalbennest hingeklebt an den Abhang schien, lehnte die Briseilla Vitale an und spannte den Knoten in die Seite gefesselt, ließ sie schauernd die Spindel tanzen, um die sich anwachsend der feinausgezogene Leinenfaden schlang. Sie war ein hochgewachsenes Weib, berstnochig und mager. Daß sie vor knapp zehn Jahren der Schönsten einer gewesen im Ort, sah man ihr nicht mehr an. Berwüßt die Jüge, verzerrt von Not und Sorge. Und sie mühte sich ab mit rissigen Fingern und grimmig zusammengepreßten Lippen. Nur ab und zu, wenn ihr funkelndes Bild die Kimberschar streifte, die sich kreisförmig herumbalgte auf dem Wafensplatz, hieß sie ein mahndes Scheltwort hervor. Nicht eben böse gemeint, sondern mehr aus leidiger Gewohnheit.

Es war ein warmer Frühjahrsstag, voll heiteren Lichtes. Weilschnell schossen die Schwalben dahin am wolkenlosen Blau. Spielend gaulerten zwei gelbfarbene Falter den Wildrosenpfad entlang. Die alte Sonnenuhr des abgestumpften Glockenturmes wies auf drei. Da hob die Frau neugierig den Kopf und lauschte. Die schmale Wegrichtung entlang zog sich der Lärm schwerfälliger Schritte. Sie stuzte, reckte den Hals hoch. Ein zorniges Funken leuchtete in den nachtschwarzen Augen auf. War er richtig schon wiedergekehrt der Michele, der Faulpelz! Nach kaum zwei Stunden der Arbeit! Nafender Jörn schüttelte sie: Na, warte du nur, warte, nichtsünderiger Scheim!

Unheilverkündend främten sich die knochigen Dände, und ein Hagelschauer von Schimpfworten ergoß sich über den Heimgelkehrten. Den aber socht's wenig an. Barisch, mit großem Gesicht schob er die Reisende beiseite und erzwang sich den Eingang.

Drinnen in dem durchlöchernten Loch, das als Wohngefäß, Küche und Schlafraum diente, stellte er das gesunde Stück vor sich hin auf den ungeheuerlichen Holzstiel und zog mit dem Fuße einen der durchlöchernten Strohhüttele heran. Die Arme aufgestemmt, das Kinn auf den Händen ruhend, glogte er das Bild an. Dreimal wies ihn die Frau an, die neugierig gefolgt war. Er schien's nicht zu hören. Endlich packte sie zu und schüttelte ihn herb an der Schulter: „Was ist's mit dem Ding? Und warum läufst du so schnell von der Arbeit? So tu doch den Mund auf!“

Michele tat, als höre er jetzt erst. „Gesunden hab' ich's im Ader“, sagte er kurz und wandte den Kopf nicht. Ganz im Gegensatz zu dem Weib war er wortfaul und ein Feind vielen Redens.

Gesunden? Traufen im Feld? Sie kniff ein Auge zu und zog die Mundwinkel tiefer. Doch die Arbeit ließ sie selbst jetzt nicht ruhen. Ueber den ausgebreiteten Fiegelboden hin tanzte die Spindel in regelmäßiger Umwendung. Näher heran trat sie zu dem Metallbild und betrachtete es voll heimlichen Argwohn. So ein grünliches, mißgestaltetes Ding! Wozu konnte das nützen? War's der Heide wert, daß man darum die Arbeit veräuerte?

Sie fragte es scharfen Tons, doch Michele zuckte gleichmütig die Schultern. Warum nicht? So ein großes Glück wird nicht jedem zu teil und nicht alle Tage. Und als sie ihn anstarrte mit offenem Munde und etwas murmelte vom vielen Trinken, tat er beleibtigt. Frauenleute? Was verstanden die von wichtigen Sachen!

Mit dem schmutzigen Finger wies er nachdrücklich auf das Figürchen hin. „Ein Heiligenbild ist's, das sieht ein Blinder. Ein seltsames, altes Heiligenbild! In unserm Ader hab' ich's gefunden. Sorge du nur, daß es die Nachbarn erschauern!“

Daraufhin ließ Briseilla den Knoten sinken und befeuerte sich voll Entsetzen. „Die Madonna bewahre uns vor sündhaften Aeden und häte dir deinen Verstand, Michele“, sagte sie feierlich. „Das da ein Heiligenbild? Das zerbrochene Ding mit

dem grünen Gesicht? Mann, Mann, ich glaube, du träumst oder hältst dich und mich zum Narren!“ Doch Michele schien nicht gewillt, den Handel aufzugeben. „Tatatata!“ meinte er, „du bist eine alberne Gans, die nichts versteht von ihrem Vorteil. Tu, wie ich dir sage! Nach einem Ader zurecht, stelle die Opferbüchse neben das Bild und schmeiß es herum im Ort. Das übrige laß dich nicht kümmern.“

Wie vor den Kopf geschlagen sah ihn die Frau an, sogar die hereditäre Junge schien ihr gelähmt vor Verblüffung. Der Bauer griffte beglücklich. Ihm machte das offenbar Spaß. „Dergiß ja die Büchse nicht“, begann er auf's neue. „Wenn erst die Mägen drin klappern, dann denkst du besser von meinem Verstand, will ich hoffen.“

Kun erst dämmerte der Frau ein Licht auf. Der Michele war doch ein Verehrer. Ein wunderthätiges Bild mochte er gefunden haben, zu dem man beten konnte und für seine Anliegen opfern. Und das Geld würden sie in die Tasche stecken... Die Jagier sprach eine gar eindringliche Sprache und gab dem Ranne unbedingt recht. Daneben aber regten sich mancherlei Zweifel.

Wenn nun die Nachbarn nicht glauben wollten an die Sache? Wenn das Bild in der Tat keinen heilen konnte? Wenn schließlich die Mönche davon hören. brühen im Kloster und Lärm schlagen? Und dies und das noch.

Dem Michele ward's endlich zu viel. Ungebuldig trommelte seine Finger auf die Tischplatte. „Laß mich in Ruhe mit deinem Geschwätz!“ brummte er mürrißig. „Wen und wen und wenn... Die Leute werden glauben, was man ihnen sagt, so viel ist sicher. Ist nichts dumme genug, daß sie daran zweifeln. Und was das Helfen betrifft — je nun, das wird sein wie immer. Manchmal geschieht's, wie man will, und manchmal nicht. Mit den Mönchen aber bleib mir vom Leibe. Was brauchen die sich um unsre Angelegenheiten zu kümmern! Schließlich bin ich auch noch da, ich, der Michele Vitale.“

Und er stand auf, reckte und dehnte sich und schob den Hut led' aufs linke Ohr. Den Finger steckte er in den Mund und pff, wie die Fuhrleute pfeifen, wenn sie die Füllen herbeirufen von der Weide.

Gilg sprangen die Kinder herein, gafften verwundert und horchten auf die Befehle des Vaters. Wie in einem Taubenschlag schwirrte das aus und ein, und ein jegliches tat, wie ihm gefehen mochten. Die Mutter rühte ein maßliches Lischchen zurecht in der Ede und schob schnell noch ein Kößchen unters schadhafte Bein. Mit hochroten Backen kramte sie dann herum in Rifen und Kasten, brachte ein sauber gewaschenes, wenn auch vielfach gesticktes Stück Leinen zum Vorschein, das sie sorgsam über die wurmstichige Platte breitete, ehe das Figürchen seinen Platz darauf fand. Die Kinder schlepten allerlei Grünzeug herbei, Wiesensblumen und abgestimmte Zweige. Nun standen sie herum mit offenen Mäulern und wagten kaum halbblaue Bemerkungen. Feierlich und seltsam dünnke ihnen die ganze Sache.

Die Hausfrau aber begab sich auf's neue auf die Suche nach dem nötigen Bierat. Vom letzten Raimaltar her fand sie ein paar Ellen verblidener Goldtüge, abgeblaste künstliche Rosen, eine verstaubte Leinwand und die unumgänglich nötige Blechbüchse für die in Knäuscht stehenden Opfergaben. Und sie schmückte den primitiven Heiligenschein nach landesüblichem Brauch, füllte das Longesäß aus dem spärlichen Vorrat des Hauses und entzündete die Leuchte. Die Opferbüchse aber sperrte sie sorgfältig ab und mit einem ausdrucksvollen Blick auf den müßig herumklimmelnden Hausvater barg sie den Schlüssel im Nieder. Michele aber tat, als hätte er nicht das geringste bemerkt. Kopfnicken betrachtete er das vollendete Werk und schweig beharrlich. Doch huschte ein verämseltes Lächeln ihm übers Gesicht, als er endlich sich trollte, um ein Schwätzchen zu halten mit den Gevattern.

Tags darauf ging es im Hause Vitale wie in einem Bienenschwärm. Das drängte herein und stieß sich und kam nicht aus dem Verwundern. Und jebern, der's hören wollte, erzählte Michele eine seltsame Geschichte, an die er zum Schluß selbst glaubte. Unter Blig und Donner am hellen Sonnentage war die Statue vom Himmel gefallen, ihn just in Füssen.

Die Rechnung stimmte. Je unvernünftiger die Sache klang, desto unweifelehafter erschien sie den andern. Die zwei oder drei aber, die ein leises Kopfschütteln wagten, kamen nicht in Betracht. Wer ein Anliegen hatte im Dorf, suchte den neuen Wundertäter auf und gedachte sein Wohlwollen zu erkaufen in klingender Münze. Wenn Briseilla in

unbewachten Augenblicken die Blechbüchse prüfte, erkreute ihr Herz sich am wachsenden Gewicht des klappernden Inhalts.

Das ging so etliche Wochen, dann ward der Anspruch geringer, die Opfergaben floßen nur spärlich. „Aber er kann ja nichts, euer Heiliger hilft nicht, wenn man ihn darum bittet.“ erklärten achselzuckend die Nachbarn und höhnten und spotteten wacker. Grün und gelb ward Briseilla dabei vor Jörn und Aegerer, und sie hatte ohnehin genug Ungemach zu ertragen. Seit das Bild sich im Hause befand, war's nicht besser geworden, sondern schlechter. Drei der Kinder lagen krank an den Mafern. Spärliche Ernte vertrieb der zu spät bestellte Ader, und der Büffel lahmete seit einigen Tagen bedenklich. Und Michele trank mehr als je. Wo er das Geld nur immer hernahm, der Galgenstrick? Sie selbst besah keinen kupfernen Bajocco mehr, um Brot zu kaufen für die hungrigen Mägen. Da mußte endlich der Notzornig daran, die Mägen der blechern Büchse. Aufseufzend zog sie den Schlüssel hervor aus dem sicheren Versteck. Doch was war das? Mit gelendem Aufschrei ließ sie den Behälter fallen, daß er raselnd aufschlug auf dem steinernen Boden. Der... des Inhalts beraubt, das Schloß erbrochen. Und im Wirtshaus jagte der Michele, der Unhold, die sorgsam bewahrten Solbi durch seine Ohrgel! —

Ein Sonntagnachmittag war's gegen Ende des Frühjahrs. Untern Feigenbaum lag der Matteo mit offenem Munde und sah stieren Auges hinauf ins tiefe Blau. Nach einer Weile begann er zu schnarchen. Just so faul wie der Vater war er, der Schlingel. Die ihm zunächst kamen im Alter, der Beppo und die Luifina, waren nach Matri gegangen zur Vesper, die Kleinste aber, die Marinina, spielte am Abhang unter dem Wildrosengebüsch, das randend sich festklammerte am Felsenstein und den schmalen Spalt überwucherte, der hinein führte in das dämmerige Loch im Innern des Berges.

Wie zerbrochen kauerete Briseilla währenddem auf dem durchstehenen Strohhalm, ließ die Hände müßig im Schoß ruhen und atmete mühsam. Eines der kranken Kinder schaute schmerzlich im Fieber auf, ohne daß sie's zu hören schien. Da fiel plötzlich ein Schatten über die Schwelle, vor ihren Füßen lag er breit und unförmig. Sie hob den Kopf und erschau. Was mochte dem der hier? Mißtrauischen Sinnes stand die Frau auf und erwiderte fast feindselig den Gruß des Bettelmannes.

„Oh, meine Tochter“, sagte er freundlich, „ihr seid im Unglück, wie mir die Nachbarn erzählen. Drei Kinder auf einmal krank! Schlimme Zeiten! Und der Michele? Süß natürlich wie immer.“

Das Gesicht Briseillas nahm einen abweisenden Ausdruck an. „Was kümmert's Euch, da Ihr nicht helfen könnt!“ hatte sie sagen wollen und schwieg doch. Teils aus Scheu vor dem geistlichen Red verschluckte sie die aufsteigenden Worte, teils weil das letzte Ereignis ihr den tragigen Ant merktlich gedämpft hatte. Und sie begnügte sich, den Kopf in den Nacken zu werfen und ungebuldig zu seufzen.

Währenddessen war der Frate aus Welt getreten und besah sich die Kranken. „Das Vergste ist überstanden, miß's Gott!“ gab er ungefragt seiner Meinung Ausdruck. „Kopf hoch, arme Frau, es wird schon werden, wie es sein soll.“

Mit dem sandalenbesetzten Fuß zog er sich einen Stuhl herbei und ließ sich aufstehend darauf nieder. Bedenklich ächzte und sähnte das wallige Möbelstück unter der Last, denn Fra Cristofomo war ein gar stattlicher Mann. Nun saltete er beglücklich die Dände über dem Leib und sah der Frau, schalkhaft zwinkernd, ins herbe Antlitz: „Nichts Neues im Haus sonst?“

Abwehrnd hob sie die Schulter. „Nicht, daß ich wüßte.“ Da schielte er an ihr vorbei in die Ecke, die sie mit ihrer Gestalt zu verdecken trachtete.

„Was für ein seltsames Ding habt Ihr denn da hinten? Und das Dellsch dabei und Blumen und Bänder... Ein Heiligenbild wohl? Ei, ei, ei! Macht doch Platz und laßt mich's betrachten!“ Mürrißig trat sie beiseite, voll heimlicher Unruhe, aber in allem Ungemach noch höchst ungnädiger Laune.

„Gahahaha!“ Fra Cristofomo lachte, daß ihm die Tränen herabfugelten über die Waden. „Ihr dauert mich, Frau!“

Gewäuschoß ließ er die Luft durch die Lippen. „Fjaha mia!“ sagte er voll Nachdruck, „das kommt alles von dem verstockten Weesen. Warum fragt Ihr nicht die, die's besser wissen? Viel zu wenig sieht man Euch in der Kirche, von Michele gänzlich zu schweigen. Mit dem Bild da seid Ihr einen gewaltigen Holzweg gegangen. Das ist ein heidnisches

Ding, an dem der Teufel seine Freude haben mag, aber kein christlicher Christenmensch. Basta — ich sage nichts mehr. Was Ihr zu tun habt, werdet Ihr selber wissen.“

Priscilla bekam einen gewaltigen Schrecken. „Dängt ein böser Zauber daran?“ fragte sie kleinlaut.

Der Mönch nahm eine vielsagende Miene an. „Wer kann es wissen?“ meinte er diplomatisch. „Jedenfalls rate ich Euch dringend, es sobald als möglich aus dem Hause zu tun. Der Matteo mag's in den Fluß werfen! Wenn der Vater Guardian von der übeln Sache erfährt, setzt's eine Kirchenbuße.“

„Jesus, Maria!“ rief entsetzt die Frau. „Ihr werdet's doch nicht weiter erzählen, Fra Cristofomo?“

Er beruhigte sie durch eine Handbewegung und ging zur Tür hinaus, unter dem Arm den Zwischsack, mit dem er gekommen war. In Matri drüben wohnte eine wohlhabende Wittib, die hatte ihm Proviant versprochen fürs arme Kloster: Palenta und Käse und getrocknete Feigen. Vielleicht auch ein Fläschchen mit Öl und etliche Eier. Das alles ging er jetzt holen und suchte ein wenig in Gedanken an den beschwerlichen Weg. Erst aber hielt er bei dem Baum an, unter dem Matteo lag. Unsanft stieß er den Schlafenden an mit dem Fuße. „Steh auf, du Schlingel!“ Und als der Wabe bestürzt aufsprang und sich die Augen rieb, zog er ihn mahnend am Ohrläppchen.

„Bist heute wieder nicht zur Christenlehre gegangen, du Galgenstrich!“ sagte der würdige Bruder mit einem Auslug von Strenge. „Ein andermal kommtst du in Strafe.“

Gleich darauf gläteten sich die Falten des Jornes.

„Geh zu deiner Mutter hinein, sie hat für dich einen Auftrag,“ bedeutete er dem Knaben. „Geh, mach schnell, und besinne dich nicht so lange!“

Im nächsten Augenblick trottelte Fra Cristofomo schwerfällig weiter und verschwand um die Ecke. —

Mit dem metallenen Fingerring im Arm kam der Wabe nach einer Weile aus dem Hause heraus, machte ein paar Schritte zum Abhang hin, blieb stehen und borchte, ehe er weiter ging. Von fernher scholl ein müßter Lärm, ein Schreien und Toben. Matteo wußte sich's nicht zu deuten. Da lief einer heran, den er kannte, des Wäders Junge, der Bierino, sein bester Freund und Kumpan. Hastig und aufgeregt sprudelte der die Botschaft hervor. Kreißelnd ward der andre, stand da mit schlottenden Armen. Die Last entglitt seinen Armen und sank nieder ins Tidicht. Dort an der Seite der Marianina fiel sie zu Boden.

Das Kind sah auf, erschreckt und verwundert. Mit weit aufgerissenen Augen erkannte sie das Ding, beugte sich herab zu dem unvermutet gefundenen Spielzeug und lächelte vergnügt. Die umgestülpte Polypuppe mit den grellrot gestrichenen

Backen schien ihr plötzlich entleidet. Mit aller Kraft ihrer schwachen Armechen zerzte die Kleine das Fingerring zur Höhlung hin, in der sie die liebsten Spiele erfanb. Das war ihr Wohngemach, der Königspalast ihrer Kindträume. Da bettete sie den kleinen Heiligen hin auf ein Lager von Laub, sang ihm Schlummerliedchen vor und streichelte ihm zärtlich die Wangen. Und erst als die Abendluft kühl hereinwehte durch den Spalt und der Hunger sich fühlbar machte, lästete sie leichlich das Bild zum Abschied und lief nach Hause mit trippelnden Kinderschritten.



Junge Bären im Zoologischen Garten zu Berlin

Nach dem Leben gezeichnet von H. Wechsung (Tafel 3. 13)

Nach Hause und in die Stube, wo mittlerweile neues Unglück eingelebt war und Herzeleid und Jammer. Vor zwei Stunden hatten sie den Michele heimgebracht auf einer Bahre, steif und stumm, die Todeswunde im Herzen. Im Wirtshaus, beim Moralspiel, hatte ihn einer erstickt; nun lag er da, genau auf der Stelle, wo vor kurzem noch der Hauskalt mit dem wunderwürdigen Heiligen gestanden hatte.

(Zahns 104)

**S p r a c h**

Man sagt, du brauchst es sehr weit  
Tuch Arbeit und durch Wascharbeit;  
Der Welt nun dessen, was du gemacht,  
Dängt davon ab, wie du schlafen kannst.

M. Kokenö

**Die Tyranin des Yankeeheims**

Von Henry F. Urban-Bruy York

Amerika ist die Hölle der Hausfrauen und das Paradies der Dienstmädchen. Die holden Feen des Rocklöffels und des Staubtuches werden im Dollarkande zweifellos besser behandelt, erhalten höhere Löhne und genießen mehr Freiheiten und als irgendwo anders. In

einem feinen Privathause schlafen die Köchin und das Stubenmädchen nicht selten jede in ihrem eigenen Zimmer, das zwar klein ist, aber stets sauber, hell und lustig. Wo das Dienstpersonal größer ist, schlafen gewöhnlich immer zwei in einem Zimmer. Unten im Erdgeschoß befindet sich nach hinten heraus die Küche und nach vorn heraus ein besonderer Raum, der meist zum Bügeln benutzt wird, aber sonst zur Verfügung der Mädchen steht. Hier essen sie und bürsten am Abend ihre Freunbinnen empfangen.

Jeden zweiten Sonntag und einmal an einem Wochentage von 2 Uhr an bis 10 Uhr und später bürsten sie ausgehen. Eine gute Köchin erhält einen Monatslohn nicht unter 20 Dollar, und eine sogenannte „perfekte“ Köchin bis zu 50 Dollar den Monat. Die „Perfekte“ tut nichts als lochen. Alles übrige: Gemüse putzen, Geschirr reinigen u. s. w. besorgt ein andres Mädchen. Sie wäscht nicht, sie bügelt nicht; dafür sind wieder besondere Mädchen da. Meist wird die Wäsche jedoch außer dem Hause in einer Waschanstalt gereinigt. In einem bescheidenen Haushalt, wo die Köchin 20—22 Dollar den Monat erhält, wäscht und bügelt eine Wäschfrau, und die Köchin ist so gütig, ihr dabei zu helfen. In kleineren Familien mit herrschaftlicher Wohnung ist die Stellung der Köchin oft eine noch angenehere. Und trotzdem herrscht in einer Stadt wie New York eine wahre Dienstmädchennot, gibt es eine überaus brennende Dienstmädchenfrage, die wieder und

wieder in den schwerwiegenden Worten ihren Ausdruck findet: „Geben Sie schon ein neues Mädchen?“

Der Grund für die außerordentliche Erscheinung liegt zunächst in der amerikanischen Auffassung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Das eingeborene junge Mädchen selbst allerniedrigster Herkunft hat eine beständige Abneigung dagegen, eines andern Dieners zu sein. Ihr ist schon die Bezeichnung „servant-girl“ verhasst. Je feiner das Haus ist, in dem sie dient, um so deutlicher kommt ihr der gesellschaftliche Unterschied zwischen ihr und der Familie zum Bewusstsein. Besonders die sehr aristokratische Dame des Hauses gibt ihr deutlich zu verstehen, daß das junge Mädchen lediglich zu persönlichen Dienstleistungen da ist. Sie spricht von den Mädchen nie anders als „the girls“. So etwas kränkt das stark ausgeprägte Selbstbewußt-



**Der neue Sauggenosse**

Nach dem Gemälde von Moritz Nöbbel

sein der jungen Amerikanerin höchst empfindlich, denn sie möchte jederzeit als Dame angerebet und behandelt sein. Als solche wird sie zu Hause und von ihren Bekannten betrachtet. Zu der Abneigung gegen das Dienen gefällt sich eine gleich heftige Scheu vor aller Hausarbeit. Selbst des Straßenfegers Tochterlein blüht sich dafür viel zu gut. Wenn sie diese Arbeit daheim verrichtet, tut sie's nur widerwillig und seht den Tag herbei, wo sie als Fabrikarbeiterin, Schuhmacherin, Schneiderin, als Verkäuferin in einem Geschäft, als Stenographin, Schreibmaschinenistin oder dergleichen Beschäftigung fröhlich sein kann. Eine derartige Tätigkeit, und sei sie noch so anstrengend, zieht sie unter allen Umständen vor. Zwar ordnet sie oft weniger und arbeitet angestrengter als in einer Dienstmädchenstellung, aber das angenehme Bewußtsein tröstet sie, daß sie jeden Abend, jeden Sonntag und Feiertag für sich hat und dann tun und lassen kann, was ihr beliebt. Ueberdies reizt sie die Aussicht auf das Zusammensein mit jungen Leuten. Die jungen Amerikanerinnen sind zu einem großen Teil arge Skeletten und neigen infolge schlechter häuslicher Erziehung zur Füglosigkeit. Da der Verkehr zwischen den Geschlechtern von einer erstaunlichen Ungelegenheit ist, so macht das junge Mädchen deren Belanntschaften in Pölle und Hülle. Im Nu hat sie einen Liebster, der sie ins Theater und zu allen sonstigen Vergnügungen führt und ihr ununterbrochen zarte Aufmerksamkeiten erweist, ohne daß des Mädchens Eltern nach beliebter Landessitte sich irgendwo um das Tochterlein kümmern. Das Ergebnis ist denn auch nicht selten wenig erfreulich und vom ungünstigsten Einfluß auf die Moral der Mädchen selbst aus besseren Familien. Aber was tun's? Man amüsiert sich!

Wenn nur die jungen Mädchen New Yorks eine solche Scheu vor der Dienstmädchenstellung hätten, wäre es nicht verwunderlich, denn in anderen Weltstädten ist es kaum anders. Aber das Schlimme ist, daß auch das junge Mädchen vom Lande gleichen Ansichten huldigt. Auch sie mag nicht „servant-girl“ sein. Ueberdies gibt es junge Bauernmädchen nach europäischer Auffassung in Amerika überhaupt nicht. Der amerikanische Farmer ist kein Bauer, sondern ein kleiner Gutsbesitzer. Seine Töchter sind gewöhnlich wohlgezogen; sie arbeiten nicht auf dem Felde, sondern spielen Klavier und lesen Romane. Sie beanspruchen den Titel einer jungen Dame so gut wie die Großstadttöchter. Nur eine Klasse einheimischer Mädchen ist zur Arbeit in fremdem Hause bereit: die Negerinnen. Im Süden, wo dem aristokratischen Weissen der arme Neger in gewaltiger Zahl gegenübersteht, war die Negerin von jeher die naturgemäße Hausarbeiterin. Aber im Osten, besonders in New York, kommt sie weniger zur Verwendung. Zunächst steht sie bei vielen Leuten im wahren Sinne des Wortes in schlechtem Geruch, und zwar infolge der allen Negern gemeinsamen fatalen Ausdünstung, vorzüglich im Sommer. Ueberdies gelten die Negerinnen als faul und unethisch. Daher werden sie höchstens als Wäscherinnen außer dem Hause beschäftigt oder als Kammerfrauen der Halbweil. Da die Negerin selber von Natur unmoralisch ist, kennt sie keine moralischen Strümpel und fühlt sich in einer Atmosphäre wohl, die weißen Mädchen nicht zuläßt.

So ist also die Hauptquelle zur Versorgung der großen europäischen Städte mit Dienstmädchen, die Provinz, für New York nicht vorhanden. Es gibt keine einheimischen Dienstmädchen oder wenigstens nicht genug für die gewaltige Nachfrage. Nirgends sind Dienstmädchen so begehrt wie in New York. Denn da schon das Mädchen der ärmeren Klassen für Hausarbeit keinerlei Neigung besitzt, so kann man sich einen Begriff machen, wie es mit der wirklichen jungen Dame aus wohlhabendem Hause bestellt ist. Sie lernt neuerdings zwar Kochen, aber es ist mehr Spielerei. Im Grunde ihres Herzens ist sie aber Kochhölzel und Staubluch erhaben. Warum auch nicht? Die Eltern bestärken sie noch in der Ansicht, daß Hausarbeit einer jungen Amerikanerin unwürdig und vor allen Dingen überflüssig ist. Sie wird eines Tages einen vermögenden jungen Mann heiraten und dann sich so viele Dienstmädchen halten, als sie braucht. Selbst kleinere Familien, wo die Mama und zwei Töchter bequem alle Hausarbeit besorgen könnten, vertrauen diese lieber einem Dienstmädchen an.

Aber wer bedient nun diese anspruchsvolle New Yorkerin, die immer nur die große Dame spielen möchte? Wer kocht für sie, wer reinigt ihre Zimmer, wer wäscht für sie? Das ist den Fremden überlassen, die von Europa einwandern, hauptsächlich der Deutschen und der Irländerin. Aber auch skandinavische Mädchen sind sehr gesucht, ebenso

Frankösinen. Die Irländerin hat ihre großen Schattenseiten. Sie ist von Hause aus rebellisch und auffässig. Wenn sie älter wird, ergibt sie sich dem Schnapsgenuss, dem Laster aller Irländer. Weitauß beliebt sind die Deutsche und die Skandinavierin, besonders solange sie „grün“ sind. Damit bezeichnet man in Amerika einen Eingewanderten, der noch nicht lange im Lande ist. Das „grüne“ deutsche Mädchen ist gewöhnlich freundlich, willig und fleißig und hat bescheidene Ansprüche. Aber auch sie bleibt nicht lange der holde Engel, als der sie der Dame des Hauses anfangs erscheint. Sehr bald streift sie die liebliche grüne Farbe ab und wird reif, unangenehm reif. Dafür sorgen die Freundinnen, die sie sich erwirbt, oder die Verwandten oder die geriebenen Inhaberinnen der Dienstmädchenagenturen, die die Stellenvermittlung als Vorwand zur Schröpfung von Herrschaften und Dienstmädchen zugleich betreiben. Sie alle nagen der „Grünen“ mit sogenannten guten Lehren, die immer in dem einen Satze gipfeln: „Das brauchen Sie sich nicht gefallen zu lassen, hier sind Sie in einem freien Lande.“ Die meisten Eingewanderten erlangen nämlich überaus feindliche Begriffe von republikanischer Freiheit, die sie der großen Masse der Einheimischen verständnislos nachplappern oder aus den an nationalem Größenwahn krankenden Zeitungen lernen. Freiheit ist ihnen gewöhnlich gleichbedeutend mit Auffässigkeit und Rücksichtslosigkeit. Dahin haben sie gehören müssen. In Amerika, meinen sie, gibt es überhaupt keine Unterordnung. Was Madame ist, das ist Auguste nach ihrer Meinung ebenfalls. Eine arge Selbsttäuschung, von der Anguste zwar langsam wieder kuriert wird, die aber doch nicht verhindert, daß aus der ehemals so bescheidenen Anguste oft eine überaus hochbüßige und unverschämte Person wird. Zudem büßt sie mit den Jahren ihre Tüchtigkeit ein und ergibt sich oftmals gleich der Irländerin dem Trunke. Sicherlich leisten die unglücklichen Dienstmädchenverhältnisse einer raschen Degenerierung der eingewanderten Mädchen Vorschub. Die „Grüne“ merkt sehr bald, wie gefehlt und unmodern sie ist. Sie weiß ganz genau, daß sie unethisch ist, und zwar um so unethischer, eine je schlechtere Wirtschaftlerin die Dame des Hauses ist. Daher muß die New Yorkerin sich ihren Dienstmädchen mit Haut und Haaren verschreiben. Sie darf nicht befehlen, sondern höchstens Wünsche äußern. Die schlimmste von allen ist die Köchin. Ein Stubenmädchen kann zur Not eine Zeitlang entbehrt werden; auf etwas mehr Staub kommt es schließlich nicht an. Aber wer hätte Lust zu hungern? Hunger ist der beste Koch nur dann, wenn man eine gute Köchin hat. Es gibt in New York Köchinnen, die der Frau des Hauses nicht gestatten, in die Küche zu kommen, und die jede Unzufriedenheit mit einer Speise als persönliche Beleidigung auffassen. Nicht selten erhebt auch eine Köchin von den verschiedenen Lieferanten einen Tribut dafür, daß sie ihre Kabinin bleibt. Das ist für sie eine Kleinigkeit, besonders in Häusern, wo ihr die Arbeitsscheu der Hausfrau sogar die Bestellung der Lebensmittel überläßt. Der Lieferant schlägt die Provision wieder heraus, indem er schlechtes Gewicht oder schlechtere Ware gibt. Manche Köchin ist schon so vornehm geworden, daß sie überhaupt nicht einmal in dem Hause schläft, wo sie kocht. Sie kommt am Morgen, oft erst nach dem Frühstück, das jemand anders bereiten muß, kocht zu Mittag und Abend, überläßt das Geschirrwaschen abermals jemand anders und geht stolz wieder nach Hause. Sie gibt gemissermaßen nur eine Vorstellung als Kochvirtuosin. Ihr sagt Madame nur in murmelnder Ehrfurcht zu nahen. Wenn die gnädige Köchin oder die gütigste Staub wischende junge Dame drei Monate in demselben Hause weilt, so bekommt sie schon etwas liebenswürdiges, Ungegriffenes. Sie wird zur Ueber-Köchin, zum Ueber-Stubenmädchen, zu einem der großen Gesprächsstoffe bei den Kaffeeklatschern. Man spricht von ihr in einem Atem mit John Bierpont Morgan, dem Präsidenten Roosevelt, Sarah Bernhardt, Tolstoj oder dem King des Nobelungen. Madame gewinnt durch eine solche Person ein Ansehen, das ihr der raffinierteste Pariser Qui nicht verschafft. Man mittelt ein Scheinmüß dahinter und dringt in sie, doch zu sagen, „wie sie das macht“, und wenn sie erwidert, sie mache gar nichts, so bekommt ihr „Glück“ etwas Unheimliches, so ungefähr wie dasjenige des Polykrates.

Charakteristisch für die Stellung der Dienstmädchen ist, daß die Bonne und besonders die Gouvernante in seinen Häusern nicht halb so gut behandelt werden. Die Dienstmädchen jedenfalls betrachten sich dem „Fräulein“ oder der „Mademoiselle“ als mindestens ebenbürtig und schikanieren sie, wo sie können. Denn Bonnen und Gouvernanten gibt's die Fülle,

aber Dienstmädchen sind selten. So erklärt es sich, daß besonders in einem Hauskall mit größerer Familie, die nicht zu der Dollararistokratie gehört, die Hausfrau in steter Angst vor dem schredlichen: „Madame, ich gehe morgen!“ dahinsteht. Das kann ganz plötzlich kommen, weil es eine Stündigungsfrist in New York nicht gibt. Die Stellung des dienstbaren Geistes ist eine monatliche. Am Ende des Monats kann das Mädchen nach Auszahlung ihres Lohnes erklären: „Ich gehe heute!“ Freilich steht der Hausfrau das gleiche Recht gegenüber dem Mädchen zu, aber sie macht aus Furcht vor dem Mangel an Ersatz weit weniger Gebrauch davon. Ferner darf das Mädchen mitten im Monat fortgehen; dann kann sie aber ihren Lohn nur bis zum Tage ihres Austritts fordern. Auch die Hausfrau darf das Mädchen mitten im Monat fort schicken, muß ihr dann aber den vollen Monatslohn auszahlen. Jene eine staatliche Versicherung der Mädchen gegen Krankheit oder Unfall gibt es in Amerika nicht. Nur ausnahmsweise kennen die Mädchen Anhänglichkeit an die Herrschaft. Oft verlassen sie die vorteilhafteste Stellung aus reinem Uebermut oder weil ihnen eine völlig ungerechtfertigte Lohnerhöhung nicht gewährt wird. Für die Hausfrau beginnt dann die entsetzliche Jagd nach einem neuen Mädchen, die ihr die Nachtruhe stört und an ihren Nerven rüttelt. Diese Jagd steht in New York ungefähr auf gleicher Höhe mit den Torturen des Mittelalters. Ich kenne Frauen, die sich lieber jeden Tag einen Zahn plombieren lassen, als auf die Mädchenjagd gehen. Die Hermsle muß ununterbrochen von einer Agentur in die andre wandern. Oder sie kauft Treppen auf und ab in muffigen, dunklen Mietkloaketen, wo eine der lockenden oder Staub abwischenden Feen sich von angestrebter Tätigkeit bei einer guten Freundin erholt und Damen auf der Mädchenjagd halbvolllubdigen erteilt. Dabei muß die Dame darauf achten, daß sie der Fee in feinsten Kleidern entgegentritt, denn danach beurteilt jene von vornherein das Haus der Dame und alles übrige. Oft erteilt die Unmordene vier oder fünf Tamen zugleich Auftrieb und unterwirft sie einem hochnotpeinlichen Verhör über das, was sie ihr bieten können. Eine Köchin will vor allen Dingen wissen, ob Kinder im Hause sind. Die Damen mit viel Kindern entläßt sie sofort. Was von Damen ohne Kinder übrig bleibt, wird weiter examiniert: wieviel Lohn gefaßt wird, wie oft sie ausgehen darf, wie viele am Tisch sitzen. Die Dame mit dem kleinsten Tisch, dem größten Lohn und den meisten ausgehagten wird gewählt. Sie bekommt den Befehl: „Madame, Sie gefallen mir so weit, ich werde es mal mit Ihnen versuchen.“ Und Madame stammelt ihren heißen, akkumuliertesten Dank, obwohl sie noch keineswegs sicher ist, daß die Gnädigste überhaupt die Stellung antritt. Denn nicht sie, die Dame, ist die Gnädigste, sondern die Köchin. Es geschieht daher manchmal, daß während der Audienz Madames Kutscher unten vor der Tür hält. Ist ein Mädchen sofort bereit mitzukommen, so packt die Dame den kostbaren Vogel gleich in die Kutscher und laßt schnurstracks im Galopp nach Hause, nur damit nicht inzwischen etwa eine andre kommt und ihr die Beute durch verlockendere Aussichten weg schnappt. Aber das sind Ausnahmefälle. Gewöhnlich verspricht die Gnädigste hinterträts noch verschiedenen anderen Damen, „es einmal mit ihnen zu versuchen“. Sie geht dann von Haus zu Haus, sieht sich die Küche und ihr Schlafzimmer und die Familie an und trifft danach im stillen ihre Auswahl, nachdem sie jeder Dame zugesagt, am anderen Morgen zu erscheinen, und von jeder ihr Straßenbahnfahrgeiß empfangen hat. Selbst die endgültig besetzte Hausfrau weiß noch nicht, ob die Gnädigste länger als einen Tag bleibt. Es kann Madame widerfahren, daß sie am nächsten Morgen in die Küche kommt, und das liebe Vögeln ist davongeflogen. Die Golde hat sich über Nacht anders besonnen. Nichts schüßt die Hausfrau gegen derartige Rücksichtslosigkeiten. Sie muß da zum Selbstschutze greifen und handelt nach der schönen Devise: Wurst wider Wurst. Das heißt, auch sie schläft mit einem halben Dutzend Mädchen auf einmal ab, bestellt jede eine halbe Stunde später und nimmt diejenige, die zuerst kommt — falls eine kommt. Auch nach einer Woche noch gibt das Mädchen oft die Stelle wieder auf, bekommt den Lohn für die Woche, und die Hausfrau kann die Mädchenjagd von vorn beginnen. Ja, selbst frisch vom Temple wird die Einwandererin weggeholt. Kaum hat sie ihren Boden betreten, so stehen schon die vornehmen New Yorkerinnen da und umwerben sie mit der Darinmächtigkeit des Erbkönigs: „Wah!“, seines Mädchens, du mit mir geh? Meine Töchter sollen dich warten schön!“

Ganz kluge Damen benutzen sogar die Zeit, wo sie Vergnügens halber im Sommer in Europa weilen, sich eine Köchin zu sichern und sie unter Verletzung des Kontrakt-Arbeitergesetzes nach New York zu importieren. Not bricht Eisen und Gefesse! Ist es verwunderlich, daß unter solchen Verhältnissen Auguste, Marie, Ingeborg, Lucienne, oder wie sie sonst heißen mögen, zu Tyranninnen des Haushalts werden? Daß sie sorglos zerbrechen, was sich zerbrechen läßt, daß sie das Eisspind um seine auserlesensten Delikatessen plündern und mit den Lebensmitteln der Herrschaft eine heillose Verschwendung treiben? Das Beste ist für die ehemalige Bauerntagsmagd gerade gut genug, und die Dame des Hauses muß es in stillen Ingrimm dulden, sonst wird die Gnädigste sadgro und geht. Mehr und mehr sucht man die Stellen der Tyranninnen mit jungen Männern, meistens Deutschen, zu besetzen. Aber das sind Tropfen auf den heißen Stein. Reiche Familien ohne Kinder suchen dem Elend zu entfliehen, indem sie in die Hotels oder in die vornehmen Apartment-hotels ziehen, wo sie Wohnung mit Beheizung und Essen bekommen. Die andern müssen wohl oder übel den Kampf mit dem Drachen in Küche und Wohnstube weiter kämpfen.

### Die Sonne

Die Sonne kommt mit Prangen  
Und schreiet durch den grünen Wald,  
Von ihres Mantels Strahlensaum  
Bleibt hell an Busch und Baum  
Ein golden Stücklein hangen.

Jch klimm' ihr froh entgegen  
Bergaul die jungbegrüntem Höhn.  
Die Winde haschen frei und frisch  
Sich neckend im Gebüsch  
Mit muntern Hügel schlägen.

Wo gestern wir gegangen,  
Scheint heut von deinem Liebreiz mir,  
Von deinem sonnigen Angesicht  
An Baum und Sträuchern licht  
Ein Abglanz noch zu hangen.

Richard Zornmann

### Junge Bären

(zu dem Bilde Seite 828)

Junger Nachwuchs eines Leberesees erregt immer und allerwärts das Interesse des Menschen. Nirgends kann man sich mehr davon überzeugen als in einem von Tausenden besuchten zoologischen Garten oder Tierpark. Ein Tier, und mag es an und für sich völlig bekannt sein, wird, sobald es Junge hat, sicherlich weit mehr und aufmerksamer, ja liebevollerem Blickes betrachtet als irgend eine seltsame oder neue Art, sie müßte denn etwas ganz Außerordentliches darbieten. Und nun gar Junge, die feltener zu sehen und noch dazu so urdrücklich sind! Was Wunder, wenn im Berliner Zoologischen Garten der Zwinger, in dem sich eine Braunbär-Mutter mit Jungwölflingen seit Wochen zeigt, unausgesetzt von neu- und wissbegierigen Beobachtern umringt ist und wenn an Sonntagen Hunderte von Gästen ihn umlagern und oft halbstunden- und stundenlang ausbarren, ehe sie so nahe an den Zwinger herankommen, um die Kleinen wirklich beobachten zu können! Dann freilich werden sie reichlich belohnt; denn die Bilder, die sich da in den Stellungen, Bewegungen und Tätigkeiten der muskelpfropfen Wollfäde entrollen, wechseln in rascher Folge. Ihre Exercitien an und mit der Mutter, ihre Sicherheben, ihre Steh- und Gehversuche auf den Hinterbeinen, ihre freiwilligen und anstreifwilligen Purzelbäume, ihre Ansätze in der Kletterkunst, zu denen auch der Rücken der Alten herhalten muß, ihre Stübchen im Betteln, ihr Bemühen, mit der noch ungeschickten Vorderextremität Streiche auszuverteilen, wie das so im Bärenblut liegt, entstellen wahre Lachsalven und entlocken auch dem Mißvergnügtesten ein Lächeln. In den letzten Tagen des Dezember als kaltengroße, blinde, dünnbehaarte und darum dem vollen Freileben noch nicht angepasste Wesen im Garten geboren, haben sie, wie das auch im heimlichen Waldgebiet der Fall ist, das erste Vierteljahr in engster Gemeinschaft mit der Frau um sie besorgten Alten im dunkeln Lager, den Blicken der Menschen verborgen, zugebracht und erst dann, in jeder Beziehung vollkommener geworden, sich an das Licht der Welt hervorgewagt, um nun ihrem Bärenschicksal entgegenzugehen. **B. B.**



Junge Cäsarhildin von Samarkand, auf einem Musikinstrument (Houtar) spielend.

### Fahrten durch Rußisch-Turkestan

In Zentralasien vollzieht sich seit Jahrzehnten durch das planmäßige, stetige Vordringen Rußlands ein Prozeß von weltgeschichtlicher Bedeutung. Das Reich ruht dort als zivilisierende und europäische Kultur verbreitende Macht und stützt sich bei seinem Vormarschrücken von Festen nach Osten auf die von ihm erbauten Bahnen. Im August 1880 wurde die transkaspische Bahn begonnen, am 27. Mai 1888 in ihrer Ausdehnung vom kaspischen Meer bis Samarland dem Verkehr übergeben, und 1899 war sie fertiggestellt bis zu ihrem Endpunkte, der im Dezember 1902 durch ein furchtbares Erdbeben zerstörte Stadt Andischan im Fergana-Gebiet, nahe der chinesischen Grenze. Parallel damit zieht sich im Norden von Orenburg aus die sibirische Bahn nach Wladiwostok; beide soll eine von der transkaspischen Bahn über Semipalatinsk geführte Linie in direkte Verbindung bringen. Nach Süden hin geht aber von der transkaspischen Bahn eine andre Linie bis in die Nähe der albanischen Grenze. In vorher völlig unwirtschaftlichen Wäldern sind jetzt Scharen von Soldaten, Dandvertern und Kaufleuten beschäftigt; es werden Häuser und Kaserne, Kirchen und Fabriken, Werkstätten und Geschäftsniederlassungen errichtet, der bewegliche Sandboden wird geestigt und kultiviert. Neben den zum Teil in Ruinen liegenden uralten Wohnstätten Nerts, Buchara, Samarland u. i. w. sind neue vollreiche Städte entstanden, deren Handel und Wohlstand sich von Jahr zu Jahr mehrt.

Das von der transkaspischen Bahn durchzogene Turkestan gehört gegen-

wärtig schon fast ganz zu Rußland und bildet dessen Generalgouvernement Turkestan und Gebiet Transkaspasien; russische Vassallenstaaten sind die Chanate Chitwa und Buchara; bezüglich des Pamir-plateaus erfolgte noch keine endgültige Regelung der Eigentumsverhältnisse, tatsächlich jedoch haben die Russen auch von ihm bereits Besitz ergriffen. Rußisch-Turkestan, offiziell das Generalgouvernement Turkestan genannt, umfaßt die Gebiete Tur-darja (mit der Abteilung Amu-darja), Samarland und Fergana, zusammen 266 922 Quadratkilometer mit gegen 2 800 000 Einwohnern, ein Gebiet, das mit Einteilung Chitwa und Bucharas den vierten Teile von Europa gleichkommt. Es bildete im Altertum als Bactriana, Согбiana und Land der Chorasmier die nordöstlichen Provinzen des Perserreiches, fiel dann erst Parthern und Neupersern und später hunnischen und türkischen Völkern als Beute zu. Im 8. Jahrhundert bemächtigten sich die Araber seiner, und im 12. Jahrhundert eroberte es der mongolische Ordensführer Tschingis-Chan. Timur, der seine Abkunft von Tschingis-Chan herleitete, machte Samarland zum Hauptstiz seines Reiches,



Begegnung von Sab-Zind



Die Brack Camerlans über dem Serresoban

das aber nach seinem Tode sich in viele kleine Gebiete zerplitterte. Fortan wurde es der Tummelplatz wilder, kriegerischer Nomaden und Häuferscharen, deren Händigung den Truppen des „weißen Bären“ mit vieler Mühe erst durch eine ganze Reihe von Feldzügen gelungen ist. Seitdem haben die Russen dort ihre zivilisatorische Arbeit begonnen, und man kann nicht umbin, dem, was bereits von ihnen geleistet wurde, hohe An-



Jüdische Frau aus Samarkand in Yeztrade

erkenntnis zu zollen. Mitten hinein in diese Gebiet verlegt uns ein bei Gachette & Cie. in Paris erscheinendes Prachtwerk, das die Academie Francaise gekrönt und die Pariser Geographische Gesellschaft mit einer goldenen Medaille bedacht hat: „A travers



Samen beim Mahls

le Turkestan russe“ von Dupues Kraft. Geschmückt ist es mit 265 künstlerisch vollendeten Illustrationen nach eignen Aufnahmen des Verfassers, von denen wir durch sein freundliches Gutgelommen eine Anzahl unserer Lesern vorzuführen in der Lage sind. Wenn wir Kraft auf seinen Fahrten „quer durch Russisch-Turkestan“ im Geiste begleiten, erhalten wir zunächst sehr lebendige Schilderungen der neuen russischen Städte, die sich durchweg in einiger Entfernung von den Städten der Eingeborenen erheben, und weiterhin fesselnde Beschreibungen der letzteren mit ihren großartigen alten Baudenkmälern. Ein besonderer Abschnitt ist den auch in ihrem Verfall Stauern und Bewunderung erregenden Monumentalbauten in

und bei Samarkand gerichtet, während Landchaftsbilder und eine alles Wissenswerte umfassende Darstellung der Wohnstätten und Sitten, wie der mannigfaltigen Tapan und Trachten der Eingeborenen den Schluß bilden.

Auch in Buchara gibt es bereits eine russische Stadt neben der Altstadt, aber beide sind durch einen Zwischenraum von 20 Werst (1 Werst = 1,067 Kilometer) getrennt. Das alte Buchara ist die Residenz des Emirs Said Abdul-Mad-Edhan, dessen Palast auf einem Hügel liegt, und ein Haupt-handelsplatz des inneren Asien. Ungemein inter-

essant ist ein Verkehr der Bazar, die ein ganzes Stadtviertel für sich einnehmen und ein außerordentlich malerisches und echt orientalisches Bild gewähren. In diesen Straßen, Gassen und Wädhchen, in denen Auslagen und Verkaufsstände sich ohne Unterbrechung aneinanderreihen, herrscht fortwährend ein Gewimmel von Fußgängern und Reitern, Fuhrwerken und beladenen Kamelen: man bekommt die Tapan der verschiedensten Völkerschaften zu Gesicht: Usbeken und Tadschiken, Sarten und Hindus, Juden und Afghanen, Turkmeneu und Kirgisen. Nach orientalischer Gepflogenheit hat jeder Geschäftszweig seine besonderen Straßen oder Gassen; auf den Bazar der Gewürzhändler folgen die der Fruchthändler und Schlächter, auf die Galerien der Wechsellagerer und Schmuckhändler die Bäden mit Stoffen aller Art, Kleidern, Waffen und Eisen- und Stahlwaren u. s. w. Aus dem Halbdunkel, das hier immer herrscht, da Verdachungen aus Matten die Sonnenstrahlen abhalten, leuchten die hellen Turbane und die buntschimmernden Gewänder der Verkäufer hervor, die auf ihren Teppichen kauend Tee schlürfen und miteinander oder mit ihren Kunden plaudern. Unter den Fruchthändlern haben die Verkäufer von Melonen besonders viel zu tun, da die Melonen von Buchara für die wohlgeschmecktesten der Welt gelten. Ein Stand reiht sich an den andern, und in jedem sind die Früchte in der aus unsern Anschauungen nicht allein wichtigen Tiererei einzeln an sich freyenden Reihen sorgfältig aufgeschichtet. In dieser Weise halten sie sich sehr lange und schmecken noch ein Jahr nach der Ernte wie vollständig frisch.

In Samarkand, der Hauptstadt des gleichnamigen Gebietes und Kreises am Kara-darya, hat die heimische Stadt enge, krumme Gassen und schlanke, aber zahlreiche großartige Denkmäler altasiatischer Architektur (Moscheen, Medresen oder mohammedanische Hochschulen, Mausoleen u. s. w.). Diese Bauten imponieren nicht so sehr durch riesige Abmessungen, aber sie entzücken jedes Auge durch die herrlichen Farben, in der die emailierten Ziegel und Fayenzen leuchten, mit denen ihre Kuppeln bedeckt und ihre Fassaden und Portale geschmückt sind. Die alten Architekten, diese großen



Emailierte Kuppeln aus der Fassade eines Mausoleums von Schah-Zind

Künster von Annasien, hatten keinen bunten Marmor als Material zur Verfügung, sondern nur Ton und Ziegelsteine; sie nahmen daher die Farben zu Hilfe und bekleideten die Mauern mit Wollfäden, die so dauerhaft hergestellt waren, daß sie heute noch ebenso prächtig anzusehen sind wie an dem Tage, da sie aus der Hand des Emailleurs hervorgingen. Diese farbige Bekleidung verleiht den monumentalen Bauten von Samarkand einen ganz eigenartigen und ungemein reizvollen Charakter. Es ist übrigens die höchste Zeit, daß energisch und mit ansehnlichen Mitteln für ihre Erhaltung gesorgt wird, denn viele von ihnen sind dem Verfall nahe. Unsere Ansichten veranschaulichen die Medresse von Khedja-Mehr bei Samarkand, die mit emailierten Fayenzen geschmückte Fassade eines Mausoleums von Schah-Zind und den Haupteingang dieses Mausoleums.

Bei dem in der Nähe von Samarkand gelegenen Berge Tschopotan wird der Serafschan durch einen künstlichen Damm in zwei Arme: den Al-darya (Weißer Fluß) und den Kara-darya (Schwarzer Fluß) geteilt, die sich westlich bei der Stadt Charkent auf der Grenze des Chanats Buchara wieder vereinigen. Wo in der Nähe Samarkands die von den Russen erbaute Eisenbahnbrücke den Fluß überspannt, befindet sich auch eine steinerne Brücke, in Form eines prächtigen Spitzbogens gewölbt, die mit Recht oder Unrecht — die Brücke Tamerland im Volksmunde heißt. Vor einigen Jahren war noch ein zweiter Brückenbogen vorhanden, der, rechtwinklig zu dem ersten angelegt, vielleicht den letzten Ueberrest einer Konstruktion darstellte, die dazu diente, die Strömung des Flusses zu brechen und die Teilung seiner Gewässer zu erleichtern.

Die Hauptstadt des Generalgouvernements Turkestan ist Taschkent im Tal des Tschirschik; auch sie hat einen europäischen Teil mit stark besetzter Citadelle und einen asiatischen Teil mit engen Straßen, an denen die durchweg nur aus einem Ferkelshok bestehenden Häuser zwischen Gärten verteilt liegen. Wir geben den Vorfall im Hause



Einmal im Hause eines niederen Bauherrn von Taschkent



Orchesterhändler im Bazar von Suhrara

Samarland in dem schlafrockartigen, mit Pelz besetzten Abalot, eine jüdische Frau in reicher, festlicher Tracht und eine junge Tadschikfrau aus Samarland, die auf einem eigenartigen Saiteninstrument, dem Doular, spielt. Bei allen öffentlichen wie privaten Festlichkeiten bilden einen besonders beliebten Teil die Tansausführungen der Watschas; es sind acht- bis sechzehnjährige Knaben und Jünglinge, die in einem Lande, wo das weibliche Geschlecht niemals tanzt, die Almehs und Ghawäsi Ägyptens und die Wajaderen Indiens ersetzen. Sobald ihnen der Bart zu spritzen beginnt, müssen sie ihrer „Kunsti“ entsagen und irgend einen andern Beruf ergreifen; viele werden Sänger oder Musiker. Die Haare lassen sie lang wachsen, tragen sie jedoch aufgerollt und lassen sie erst beim Beginn einer Vorstellung auf die Schultern herabfallen. Ihre Vorstellungen, die stets von Musik und Tanz begleitet werden, bestehen aus Tänzen, die nach orientalischer Manier eigentlich nur Körperverbrechungen und Pantomimen sind, und aus allerlei Akrobatikkünsten. Sie kleben sich dabei eine Plünge auf die Stirn, ohne sie selbst bei den schnellsten Wendungen herabfallen zu lassen; dadurch sollen die Zuschauer zu Spenden aufgefordert werden. Solche werden den Watschas auch stets reichlich zu teil; sie tragen daher durchweg sehr reiche Kostüme. Man findet diese Tänzer



Ein Casaca aus Samarland im gejevoerbäntre Khat

Kulturmission ausführt. Bezeichnend dafür ist das Wort Slobelows, des Besiegers der Turkmeneu: „In unserer zentralasiatischen Politik kennen wir keine Varias; das ist die Grundlage für unsere Ueberlegenheit über die Engländer.“ Fr. Kegensberg

eines reichen eingeborenen Kaufmanns wieder. Hier wie in den übrigen mittelasiatischen Städten bilden die Tadschiks und Sarten Hauptelemente der eingeborenen Bevölkerung. Sie sind persischer Abstammung und werden, soweit sie auch noch persisch reden, Tadschiks genannt. Viele haben sich aber mit türkischem Blute gekreuzt und im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der türkischen vertauscht; diese heißen Sarten, doch bedeutet der Name auch vielfach einen „Anfänger“ ohne Ansehung der Abstammung, im Gegensatz zum Nomaden. Ferner gibt es viele Juden in den Städten, wo sie meist ein besonderes Viertel bewohnen. Wir führen unten Vögeln zwei Sarten vor, die um einen der im Winter in jedem Hause anzutreffenden primitiven Wärmeapparate, Sandali genannt, sitzen, auf dem die Platte mit einem Ambij steht. Dem einen reicht der Diener die angezündete Marqileh, die in Turkestan Tschillim oder Nalman heißt; man tut immer nur einen starken Zug daraus und gibt sie dann weiter, wobei der Diener sie jedesmal von neuem anzündet. Ferner stellen unsere Bilder dar: einen Tadschik aus

nicht nur in den Städten von Turkestan, auch sogar die kleinsten Ortschaften haben meist ihre Truppen; so beliebt sind ihre Aufführungen, die jedoch den Europäer durch ihre Einseitigkeit bald ermüden. Das krafftliche Werk, aus dem wir vorstehend nur wenige Einzelheiten mitteilen konnten, ist anziehend und lehrreich für jeden Freund der Länder- und Völkerkunde; vor allem eröffnet es auch einen interessanten Einblick in die Art und Weise, wie Russland unter den Wölfen des Orients seine



Vorstellung einer Gruppe von Tänzern (Kascha)



Die Märkte von Khotsa - Akhtar bei Samarland

### Das neue elektrische Schnellblindefeuer auf Helgoland

Nicht nur für die Schifffahrt ist das neue Helgoländer Leuchtfeuer von größter Bedeutung, sondern in erster Linie für die deutsche Industrie. Der Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als es sich um das Verreten eines neuen, ja sogar als ungangbar bezeichneten Weges handelte. Das deutsche Helgoländer Leuchtfeuer ist nicht nur das mächtigste aller bestehenden, sondern es hat auch bezüglich seiner Konstruktion kein Vorbild. Das Verdienst an diesem Erfolge gebührt vor allem den in der deutschen Leuchtfeuertechnik maßgebenden Männern, die den Mut hatten, in einer so hochwichtigen Frage einen Weg zu beschreiten, vor dem von fremden Fachleuten ausdrücklich gewarnt wurde. Sie bauten dabei auf die Ueberlegenheit der deutschen Scheinwerfer mit dem genau parabolisch geschliffenen Glaspiegel, und der Erfolg des Helgoländer Schnellblindefeuers hat dieses Vertrauen in die deutsche Industrie auf das vollkommenste gerechtfertigt. So schließt der Ingenieur C. Krell einen außerordentlich instruktiven Aufsatz über das neue elektrische Schnellblindefeuer auf Helgoland. Das Lob, das er spendet, ist reichlich verdient, denn das Hans Schudert, der Regierungsrat Herze, der Bauart Ped, deren Zusammenarbeiten das glänzende



Der Leuchtturm bei Nacht

Resultat des Helgoländer Blinkfeuers zu danken ist, haben sich in der Tat ein großes Verdienst um Schifffahrt und Industrie erworben. Bisher marschiereten auf dem Gebiete die Franzosen an der Spitze. Der Schwedische Scheinwerfer mit Glasparabolspiegel hat sie aus dem Sattel gehoben. Es hat übrigens lange Jahre gedauert, bis man den Glasparabolspiegel zu Leuchtfeuerzwecken verwendete. Die „feux eclairs“ mit kombinierter Fresnellinse- und totalreflektierendem Prismenring-System, die die Franzosen in vorzüglicher Ausführung herstellten, ließen den Glasparabolspiegel nicht auskommen. Mitte der neunziger Jahre wurden die Herren Körte und Beck von der deutschen Regierung zum Studium der „feux eclairs“ nach Frankreich geschickt. Die Herren kamen mit der Überzeugung zurück, daß die Herr Körte schon früher vertreten hatte, daß sich durch zwei oder mehrere auf einer drehbaren Platte aufgestellte Scheinwerfer mit Schwedischen Glasparabolspiegeln wenigstens der gleiche Effekt erzielen lasse wie mit dem in Frankreich angewendeten System.

Daraufhin wurde ein größerer Versuch in Nürnberg angestellt, und es ergab sich in der Tat, daß die Erfindung der rotierenden Scheinwerfer sich vollständig deckt mit dem Grundgedanken, den die fran-



Der Aufbau des Opta

zösischen Drehfeuer hervorzurufen. Nunmehr ging man an die Konstruktion eines Leuchtfeuers, das den stärksten bestehenden Leuchtfeuern gleichkommen sollte. Es mußte danach das Strahlenbündel mindestens 30000000 Kerzen Lichtstärke haben und der Lichtblitz nicht weniger als 1/10 Sekunde dauern. Die Blitze sollten in je 5 Sekunden aufeinander folgen. Ein Gesamtbild des Aufbaues der Optik gibt unsre Abbildung. Sie zeigt eine Hauptdreh-scheibe mit drei Scheinwerfern und darüber eine obere Drehscheibe mit einem Hilfscheinwerfer. Das Schaltbrett für die Scheinwerfer und die dazu gehörigen Motoren ist in dem Vorraum zur Batterie des Leuchtfeuers untergebracht. Die Stromleitung zur Optik geschieht durch ein mit Eisenband armiertes Bleitabel von 100 Millimetern Kupferquerschnitt von der etwa 200 Meter entfernten Maschinenstation. Wie die optische, so ist auch die mechanische Einrichtung des Blinkfeuers durchaus neu und originell.

Für die Leistung des Feuers sind die Messungen von Bedeutung, die bei den Proben in Nürnberg vorgenommen wurden. Sie erfolgten auf eine Entfernung von 1200 Metern und ergaben — der Scheinwerfer hat einen Glasparabolspiegel von 750 Millimetern Durchmesser und 250 Millimetern Brennweite — bei einer Stromstärke von 26 Ampère und 45 Volt Spannung im Mittel aus 11 Versuchen 37,1 Millionen Normalkerzen, im Maximum 39,6 Millionen, bei 30 Ampère und 45 Volt im Mittel aus 7 Messungen 39,53 Millionen, im Maximum 42,7 Millionen Normalkerzen. In den vom Reichsmarineamt veröffentlichten Nachrichten für Seefahrer über das neue Helgoländer Leuchtfeuer heißt es: „Das Feuer beleuchtet den ganzen Vordrort. Seine Sichtweite beträgt bei mittlerem Hochwasser, 4 Metern Augenhöhe und normalen Wetterverhältnissen rund 23 Seemeilen.“ Bei geeignetem Wetter dringen die Strahlen, deren Intensität unser Nachtbild vorzüglich darstellt, weit über die direkte Sichtbarkeitsgrenze des Feuers hinaus. So wurden in der ersten Betriebsnacht des Helgoländer Feuers auf der Wole von Bülsum in einer Entfernung von etwa 64 Kilometern ganz deutlich die charakteristischen hufenden Strahlen beobachtet. Und vom Leuchtturm auf Amrum, etwa die gleiche Entfernung, konnte man das mächtige Feuer der drei Strahlen, und zwar bei weniger sichtigem Wetter, mit voller Deutlichkeit beobachten, nur daß das sonst bläulichweiße Licht des elektrischen Bogens dabei vollkommen rot erschien.

Helig Heliger

### Planeten-Entdeckung

Nachdem die vier kleinen Planeten zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter entdeckt waren, verging ein Zeitraum von mehr als 33 Jahren, ehe abermals ein Planet aufgefunden wurde, der offenbar zu dieser Gruppe gehört. Es war ein pensionierter Postbeamter Namens Ponde, der diesen Planeten und zwei Jahre darauf noch einen zweiten entdeckte, und zwar auf einem Wege, der später von verschiedenen Astronomen mit großem Erfolge weiter beschritten worden ist. Ponde besaß ein gutes Fernrohr und hatte den Plan gefaßt, alle in ihm sichtbaren Sterne in eine Himmelskarte einzutragen. In Ausübung dieses Unternehmens traf er auf jene beiden kleinen Sterne, die sich infolge ihrer Bewegung unter den anderen Sternen bald als Planeten erwiesen. Von da ab ist kein Jahr vergangen, in dem nicht neue Planeten entdeckt wurden, und verschiedene Astronomen sowie Freunde der Himmelskunde haben dadurch hohen Ruhm erlangt. Unter ihnen stand eine Zeitlang der Maler Goldschmidt in Paris durch die Zahl seiner Planeten-entdeckungen an der Spitze. Von dem Dachzimmerchen seiner Wohnung aus durchsuchte er an allen wolkenfreien Abenden den Himmel und entdeckte nach und nach nicht weniger als 14 neue Planeten, davon an einem Abend gleichzeitig zwei. Die meisten dieser Planeten waren lichtschwache Hündchen am Himmel, und in dem Maße, als die Entdeckungen sich häuften, erschienen die neu aufgefundenen Planeten durchschnittlich stets lichtschwächer, weil eben die helleren Sternchen am ersten aufgefunden waren. So kam es, daß allmählich immer mächtigere Fernrohre erforderlich wurden, um mit Erfolg nach neuen Planeten zu suchen, und gleichzeitig ward die Arbeit selbst immer schwieriger und bot zunächst geringere Aussichten auf Erfolg. Man begriff dies, wenn man erwägt, was es heißt, das unabhärbare Meer der kleinsteu, in einem gewaltigen Fernrohr sichtbaren Sternchen in Sternlaxten einzuzichnen, Stern auf Stern, und alle diese Einzelmessungen von Zeit zu Zeit wieder mit dem Himmel zu vergleichen, um nachzuschauen,

ob ein Sternchen darunter vielleicht seine Stellung inzwischen etwas geändert habe. Nichtsdestoweniger gelang es auf diesem überaus mühevollen Wege, bis zum Herbst 1891 nicht weniger als 322 kleine Planeten zu entdecken, von denen die meisten, nach ihrer Helligkeit zu schließen, nur wenige geographische Meilen im Durchmesser haben können.

In jenem Jahre heirat aber Professor Wolf einen neuen Weg der Planetenforschung, indem er die Photographie zu Hilfe nahm. Mittels einer großen Linse von der Art derjenigen, die die Photographen zu Vorträufnahmen benutzen, photographierte er kleinere Flächen des Himmels, wobei aber die Platten bis zu zwei Stunden exponiert werden mußten. Da sich das ganze Himmelsgewölbe täglich scheinbar um die Erde dreht, mußten die photographischen Platten eine entsprechende Bewegung erhalten, damit die Sterne unverändert auf denselben Punkte der Platte verharrten. Daß dies nur mit großer Schmiegeleit und unter besondern Vorichtsmaßregeln zu erreichen ist, leuchtet ein. Ist es nun gelungen, auf diesem Wege eine gute Aufnahme zu erhalten, so erscheinen auf ihr die schwächsten Sterne als kleine Pünktchen, die unter der Lupe oder dem Mikroskop sehr nahe kreisrund sind. Wenn aber unter den Sternchen sich zufällig ein beweglicher Planet befindet, so hat dieser während der zweistündigen Aufnahme seinen Ort etwas verändert, und er zeigt sich deshalb auf der Photographie als Strich. Durch sorgfältiges Ablesen der Platten läßt sich also an dem Aussehen der Sternpunkte erkennen, ob man es mit einem Planeten zu tun hat oder nicht. Diese Arbeit ist schwierig und erfordert auch, um einer Täuschung vorzubeugen, viel Sorgfalt und setzt dann die Nachforschung am Himmel selbst, um dort den durch die Photographie erkannten höchst lichtschwachen Planeten wirklich zu finden. Im Vergleich mit dem früheren Verfahren ist freilich die photographische Forschung nach Planeten weit einfacher und erfolgreicher, und sie hat im Laufe von zehn Jahren zur Entdeckung von fast 150 neuen Planeten geführt. Die meisten hiervon sind so lichtschwach, daß sie mit dem Auge nur an den allergrößten Ferngläsern direkt gesehen werden können, ja Professor Wolf erzählt, daß er von den etwa 60 neuen Planeten, die er aufgefunden, noch keinen unmittelbar selbst am Himmel gesehen habe, sondern alle nur auf den photographischen Platten. Von andern Astronomen sind allerdings diese Planeten fast sämtlich so weit beobachtet worden, daß man ihre Bahnen um die Sonne berechnen und ihre Stellung in dem Schwarm dieser kleinen Weltkörper bezeichnen konnte.

Der neueste Fortschritt auf dem Gebiet der Planetenauffindung besteht aber in der Konstruktion eines optischen Apparates, mit Hilfe dessen das mühevoll und zeitraubende Ablesen der photographischen Platten so gut wie ganz erspart wird. Dieses von Dr. Vullfrich in Jena konstruierte Instrument führt den Namen Stereo-Komparator und kann kurz und allgemein verständlich als ein Stereoskop bezeichnet werden, bei dem man mit jedem Auge durch ein Mikroskop auf zwei getrennt angebrachte photographische Platten schaut. Es ist bekannt, daß beim stereoskopischen Sehen jede Verschleiertheit auf den beiden Platten sofort in die Augen springt. Wenn ein Objekt etwa auf einer Platte fehlt, so empfindet der Betrachter, sobald sein Auge über die Stelle schweift, eine Art Schmerz; das nur einmal vorhandene Objekt scheint weit aus der Ebene des Bildes hervorzuspringen, was beim Betrachten eine unangenehme Empfindung verursacht. Betrachtet man nun in dem obigen Apparat zwei Platten mit Sternen, die an verschiedenen Tagen photographisch aufgenommen worden sind, so springt jede inzwischen eingetretene Veränderung scheinbar ins Auge. Ein auf der Platte photographierter Planet, der mittlerweile seine Stellung auch nur um ein wenig verändert hat, zieht sogleich das Auge auf sich, da er aus der Bildebene hervortritt. So gelang es Dr. Vullfrich auf mehreren Platten, die Professor Wolf früher mühevoll untersucht und auf denen er einige neue Planeten entdeckt hatte, diese letzteren sogleich mit größter Deutlichkeit herauszufinden, ja noch einen neuen Planeten dazu zu entdecken, der Professor Wolf entgangen war. Diese Tatsache beweist schlagend die Bedeutung des Apparates für die Suche nach neuen Planeten auf photographischen Platten, und man darf überzeugt sein, daß zukünftig kein solcher Weltkörper mehr der Nachforschung entgehen wird, wenn er sich auch unter Tausenden gleich lichtschwacher Pünktchen auf der photographischen Platte verliert. Auch für zahlreiche andre Untersuchungen ist der Stereo-Komparator von großer Wichtigkeit.

1.

### Notizblätter

#### Militärische Curaspiele

Der kommandierende General des 7. (westfälischen) Reservekorps, Freiherr v. Biffing in Münster, hat eine Verfügung erlassen über die Einführung von Turnspielen bei den ihm unterstellten Truppenkörpern. Eämtliche Regimenter des 7. Reservekorps sind angewiesen worden, eine vorläufig bestimmte, den militärischen Zwecken entsprechende Anzahl von Turnspielen und sogenannten volkshilichen Turnübungen (wie Kasten, Springen, Werfen u. s. w.) schon in den Garnisonen mit ausgebildeten Mannschaften einzuleben, damit dann während des Aufenthaltes auf den Truppenübungsplätzen mit einer größeren Anzahl von Mannschaften die Turnspiele weiter ausgeteilt und gepflegt werden können. Um den Spielgeist anzuregen, sind Wettspiele am Schlusse des Aufenthaltes im Lager geplant.

#### Die Farbe der Augen

Dieses Thema, das früher nur die Dichter und Romanschreiber beschäftigte, hat sich nun auch die Statistik bemächtigt. Wenn man den Turckquint von Europa und Amerika nimmt, so haben 44,6 Prozent Männer helle Augen, und zwar blaue und graue. Bei den Frauen haben blaue oder graue Augen aber nur 32,2 Prozent. Es gibt also mehr Männer als Frauen mit blauen Augen. In den Frauen, die grünen hell und dunkel liegen, ist der Prozentsatz der beiden Geschlechter fast derselbe. In dieser Kategorie gehören braune oder dunkelbraune Augen. Der Prozentsatz dieser Abtheilung beträgt bei Männern 43,1 und bei Frauen 46,1. Schwarze Augen finden sich bei 20,7 Prozent Frauen und 12,1 Prozent Männern.

#### Theodor Reichmann †

In einem Sanatorium zu Nordach am Bodensee verstarb am 22. Mai Theodor Reichmann, der berühmte Opernsänger. Am 28. März 1848 in Hofstadt geboren, wurde er für den Kaufmannstand bestimmt und war mehrere Jahre in einem Berliner Zigarrengeschäft tätig. Bei Viehhändlern vorstellungen wurde man auf seine schöne Stimme und sein Darstellungs talent aufmerksam, und einmal auf die Bühnenaufbahn geleitet, widmete er sich mit Eifer der Vervollkommnung seiner künstlerischen Gaben. Sein erstes Engagement erhielt er 1869 in Magdeburg, wurde später von Polini, dem Talentsucher, nach



Theodor Reichmann †

Damburg berufen und ging 1875 an die Münchener Hofoper, wo die Glanzzeit seines Wirkens begann. Sein kräftiges, biegeloses, edelbares feierte große Erfolge, und König Ludwig II. ernannte den vielseitigen Künstler zum Kammergesänger. Im Jahre 1882 wurde Theodor Reichmann für die Wiener Hofoper gewonnen, an der er bis 1899 verblieb, um alsdann, der Losung des österreichischen Kaisers folgend, nach Amerika zu gehen. Nach Europa zurückgekehrt, kam er 1892 wieder an die Wiener Hofoper, der er bis zu seinem Tode angehörte. Das Regensitzer Reichmanns war sehr umfangreich; es umfaßte die Rollen der leicht singbaren Opern bis zu den schwierigsten Aufgaben, die Max Wagner den Sängern stellt. Ueberall erzielte der Künstler volle Wirkung. Mit seiner vollendeten Gesangskraft verbunden, die seltene Erscheinung und gewandtes Spiel, so daß in der Vereinigung aller dieser Vorzüge kaum ein anderer Sänger ihm gleichkam. In der Geschichte des deutschen Musikdramas hat der Verdienste sich einen dauernden Platz gesichert.

### Das neuenthüllte Eberhard-Denkmal in Tübingen

Die Restarbeiten in der würtembergischen Universitätsstadt Tübingen hat einen würdigen und sehr vorzüglichen Schmuck erhalten durch das Eberhard-Denkmal, das kürzlich in feierlicher Weise enthüllt worden ist. Eberhard V. im Wart, geboren 1445, stirbt 1496 als Eberhard I. Herzog von Württemberg, stiftete im Jahre 1477 die Universität Tübingen und errichtete damit eine berühmte und legendenreiche Stätte der Wissenschaft. Das Denkmal ist eine Schöpfung des Stuttgarter Bildhauers H. Fremd, die dem Künstler alle Ehre macht. Die hohe, aufrechte Gestalt des volkstümlichen „Königs im Wart“, in fester und wilder Pose, schaut sich mit entschlossenem Blick auf die Zukunft; in der Rechten hält der Gründer der Tübingen Hochschule die entfaltete Erlaubungsurkunde. Sein Haupt ist entblößt; der abgelegte Helm liegt ihm zu Füßen. Das Modell des Denkmals ist in der würtembergischen Metallwarenfabrik zu Weidlingen guldensplachlich umkleidet worden, so daß es den Einflüssen der Witterung lange Zeit trotz diesen Wintern wird. In der Einweihungsrede feierte Professor W. Bausch den Grafen Eberhard, der in der geschichtlichen Erinnerung des würtembergischen Volkes in erster Reihe steht und dessen Name mit Tübingen untrennbar verknüpft sei. Verschwunden sei die unter ihm gebaute Heidenbrücke; seine Reitere Schöpfung, die Hochschule, stehe nach auf dem von ihm gelegten Grund. „König in unfer Zukunft“, schloß er, „in Zukunft tüchtig und in ihrer Tätigkeit glückliche Geschlechter vorüber am Festmal Eberhards ein- und ausziehen! Vor ihm, dem Träger der Vergangenheit, grüßen wir die Zukunft des Landes und seiner Hochschule!“



Das Eberhard-Denkmal in Tübingen. Von H. Fremd

### Die große Strandmole bei Cuxhaven

Die nähere und weitere Umgebung von Cuxhaven bietet die mannigfaltigsten Ziele für recht lohnende Ausflüge. Der mächtige Seeberg bildet die Hauptader des Cuxhavener Vorgebietes. Er erstreckt sich vom Hotel Bellevue bis zur Kugelbake, bildet hier einen Winkel und läuft dann weiter bis nach Tuisen. Auf der Westseite lagern häufig, wenn das Meer nur einigermaßen ruhig ist, viele Quadrate von Wiesen. Um diesen Seeberg und das darunterliegende, im Laufe der Jahrhunderte angelegene Land gehen die Fluten nach keiner zu schätzen, hat man sich entschlossen, eine feste Steinmole zu erbauen, die nach vierjähriger Bauzeit, jetzt bis zum Fort Winterweiden sich erstreckend, fertiggestellt ist. Aus dort am Wasser spazieren gehen zu können, ist am inneren Rand der Mole ein Trottoir angelegt worden, während dann noch weiter landeinwärts der Boden durch Flechtweil geschützt ist. Der obere Wollensand ist ungefähr 75 Centimeter höher als das Trottoir und fällt schräg nach der Wasserseite ab, während die Mole selbst durch darunterliegende festgemauerte Steinblöcke gegen den Anprall der Wellen geschützt wird.



Die große Strandmole bei Cuxhaven

### Die nördlichste Eisenbahn der Welt

Die in Nr. 15 gechilderte Eisenbahn im hohen Norden der skandinavischen Halbinsel, die zwischen Weiköars und der norwegischen Westküste erbaut ist, ist nun am 14. Juli feierlich in Gegenwart des Königs Oskar eingeweiht worden. Der Eröffnungszug verläuft sich auf der Gemarkung, die den Namen „Höggränsen“, die Reichsgrenze, erhalten hat. Herrlich feil November ist auf der Eisebahn ein Ersatzort von dem Freigebiet Hironorena nach Narvik, der neuen Hafenstadt am Eisehofen, eröffnet, wobei sich ergab, daß der lange und zum Teil steige Winter und die Schneehürde dem Betrieb dieser in der arktischen Region liegenden Bahn keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten. In diesem Sommer sollen auch für den Touristenverkehr berechnete Hüge zwischen Stockholm und Kattwil verkehren, und es werden sich wohl viele Liebhaber finden, um die einsame Natur jener Gebiete kennen zu lernen.

### Beinamen amerikanischer Präsidenten

Beinamen amerikanischer Präsidenten haben die Amerikaner Beinamen gegeben, die zum Teil noch heute gang und gäbe sind. Washington natürlich ist der Vater des Vaterlandes, Jefferson der Weise von Monticello, seinen Orte bei Monticello in Virginia; Jackson war Old Hickory, weil er so sich wie eine amerikanische Kieferrinde, der erste Herrscher erhielt den Namen Tippecanoe, von der Schlacht, die er 1811 dort im westlichen Indiana gewonnen hatte. Franklin war Honest Abe (für Abraham), nach seinem Tode auch der Vater der Republik. Grant blieb der Held von Appomattox, an welchem Punkte sich der Konflikt ergab. Für die letzten Präsidenten wurden meist familiäre Abkürzungen und Vornamen gebraucht. Cleveland heißt nach heute Grover nach seinem Vornamen, William war Mc. auch Major, nach seinem Offiziersrang im Bürgerkrieg. Roosevelt endlich war vor seinem Regierungsantritt allgemein als Teddy, für Theodor, bekannt; selbstverständlich hat sich die Bezeichnung aber fast verloren, als sei es unter dem Imperialismus nicht mehr möglich, so vertraulich von dem Präsidenten zu reden.

### Die Fauna der Halligen

Die Halligen an der westlichen Küste von Schleswig-Holstein werden häufig von vielen Tieren, die auf dem benachbarten Festlande heimisch sind, gemieden. Wunde Schwärze, wie den Kormoran und den Ael, kennen die Inselbewohner nur vom Odenwalden. Heutetings findet man jedoch beide Tiere auf den Inseln. Gleichzeitig hat sich auch ein unliebtamer Gatt eingebürgert: die Ratte. Es ging die Sage, die Ratten meiden die Halligen, weil die Küste dem Untergang durch die nie ruhenden Fluten der Nordsee verfallen seien. Neuerdings hat die preussische Staatsregierung bekanntlich durch umfangreiche Werkschutzbauten der allwählichen Zerstörung durch das Meer Einhalt geboten. Zudem haben sich die Nation ihre Ansicht über die Zukunft der Halligen geändert.

### Bühne

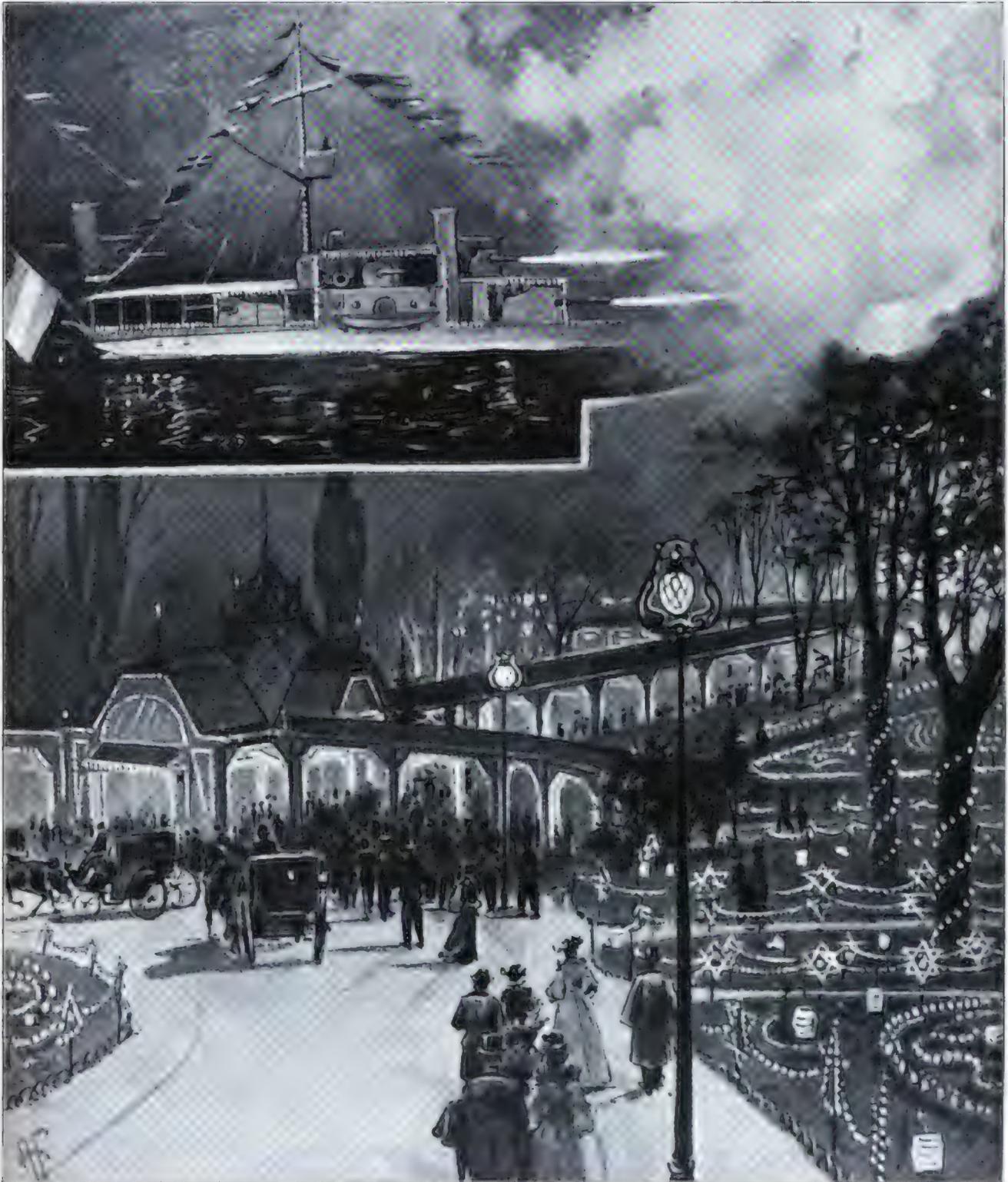
Die Fassung hatte man in der Weidshauptstadt nicht auf das ästhetische Trauerspiel „Savonarola“ von Helene von Willemoes-Suhm gesetzt, das im Berliner Theater zur Aufstellung kam, denn die Vorstellung fand zu einem wohlthätigen Zwecke statt, ward also von vornherein um milder Beurteilung. Nur so angenehm war die Uebersetzung des Abhandlung, das zwar kein vollkommenes Kunstwerk nennen konnte, aber doch eine annehmliche, in edler Sprache gehaltene Arbeit, die für das tragische Geschick des Diktors warmes Mitleid erweckt.

In der Weidshauptstadt zu Kassel fand die einaktige Oper „Die weiße Platte“ von Viktor Maurice, einem in München lebenden Schweizer, leidenschaftlichen Beifall. Der Theaterkomponist führt darin dramatisch bewegte Szenen aus dem Dreißigjährigen Krieg vor. — „Die Topographin“, Lustspiel in drei Akten von Arthur Freytag, errang im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg einen trüblichen Erfolg. Ebenso besagene im Theaterhaus in Wiesbaden, „Die neue Zeit“ von Hans Wolf (Wassermann) einer sehr glänzenden Auf-



# Über Land und Meer

III. 37



Der Salet der Donau-Kriegsdiffe zur Eröffnung des Festes

Hotel der Margareten-Insel

## Vom Donaufest in Budapest (Cest umstehend)

Nach einer Zeichnung von Arthur Meyer





Silberrätsel

1. 2.
Ehe du den Kängarümt verführst,
Wird dich ein Arawakmüt hüten.

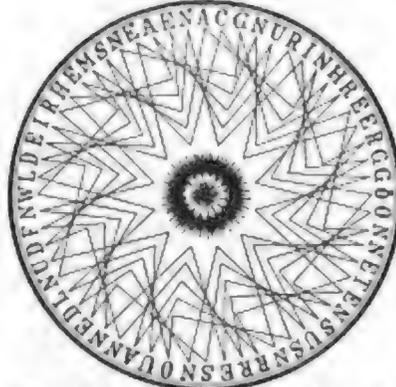
2. 3.
Dagegen hier muß sich die Eise
Ein o erobert erst zum Eise.

1. 2. 8.
Die Menbrungen ich lebt beifert,
So ist die Lösung bald bereit.

Stifenrätsel

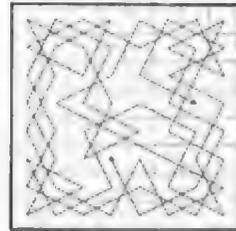
Den ganzen Tag Rieg ich bequid und -nieber,
Und habes mit kaum einmal die Zeit zu ruben;

Kreis-Zickzackrätsel



Welchen Zeit erleben die Anführer der obigen Figur,
mit Hilfe der Zickzacklinie richtig verbunden?

Auflösungen der Käselanfragen Seite 795:



Das Stillefrucht
Das gekrückt mit Art
Blauer Himmel, gelber
Flügel auch und verhalten

Das Käsel: Hermann, Kuno.
Das Silberrätsel: Krause, Walter, Bulle, Detz
Erster - Brauner

KALODONT
BESTE
ZAHN-CRÈME
erhält die Zähne
rein, weiss, gesund.

Dr. Georg Greif's Kuranstalt
Serkowitz-Oberlössnitz bei Dresden.

Schimberg-Bad
1. Juli bis 30. Sept.
Kurort für Rheuma, Gicht, Nervenkrankheiten

Freudenstadt
Höhenkurort i. Banneg. (Würt. Schwarzwald)
Schwefelwasser, Bäder, Kurhäuser

Kasseler
Milchflasche
Kindermilch
Complett 30 Pf.

Stottern
hilfen erheilt. Dr. C. Denhardt's
Anstalt Leoschwitze bei Freudenstadt

Pikant!
und erfrischend schmeckt ein Glas Judentrauer,
welchem man fünf Tropfen Nicales Pfefferminzöl...

Ostseebad
Zoppot
Norddeutsche Riviera.
Prospekte gratis und franko.

Bad Berka (Jlm) i. Thür.
Moor-, Sand- und Nadelbad. Sommerfrische. Luftkurort.

Städtisches Eisen-Moor-Bad
Bahnhofsstation. Schmiedeberg Postbez. Halle

Lysoform
unentbehrlich in
jeder gebildeten
Familie

Photograph
Apparate

Photograph
Apparate
Christian Tauber
Wiesbaden

Bad Salzbrunn 1/3 Schles.

ist in über dem Meer. Bahnhofsstation der Strecke Breslau - Marietta...

Prof. Dr. Soxhlet's
Sterilisir Apparat
für
Kindermilch
mit
selbstthätig wirkendem
Luftdruck-Verschluß

Nur der Original-Soxhletapparat...
Actien-Gesellschaft Metzeler & Co.
München. Wien VII/2, Mariahilferstrasse 13 u. 11

NORDBAD
SCHEVENINGEN HOLLAND

HOTEL KURHAUS. HOTEL ORANGE.
GRAND HOTEL GARNI.
SAVOY HOTEL. HOTEL RAUCH

Buchhandlungsreisende
hohe Provision

Photograph.
Apparate







90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ohne Postgebühren

## Demoiselle Engel

Eine Altbremer Hausgeschichte

von  
**B. Schulze-Smidt**

Illustriert von Wilhelm Hoffmann

(Schluß)

Noch immer Trommelwirbel vom Domschoff her. Die Querpfeife stötte drein, und das Horn blies. Irgend ein dudelnder Marsch aus den schottischen Hochlanden. Die Englischen hatten Kasse und Reifige, Wagen und Geschütze wohl placiert, so daß der geistliche Domschoff in ein Kriegslager verkehrt war, und hielten eine Parade ab zum Aerger der Bremischen und unbeschadet des Unglücks, das sich vor einer Viertelstunde ereignet, da das morsche Mauerwerk beim Dome dem Gegendrucke des neugierigen Pöbels nachgegeben hatte. Steine und Menschenleiber, Krassen und Gebrüll und Getreisch — alles mitten hineingestürzt in das ordnungslose Geknäu des Emigrantenzuges und dort eine grauenvolle Dresche geschlagen! Ihrer mehr als ein Duzend war zu schwerer Leibschädigung gekommen, vier oder fünf außerdem tot auf dem Plage, zerschmettert und verstümmelt. Zwei unschuldige Kinder dabei, und die Mütter schrien gen Himmel und wollten sich nicht trösten lassen. Auch unter den Gassen Verletzungen; Kasperlens leichtes Loch im Dickschädel die glimpflichste von allen. Zwei der ausfindbaren Herren Medici und der nächste beste Balbierer hatten von ihren diversen Erlustigerungen und dem sonntäglichen Mahle fortgemußt in aller Schleunigkeit und arbeiteten auf dem Plane, verbanden, besänftigten und wettelten die Ärmsten an, die ihre Absichten nicht verstanden.

Unter den Rathausbögen und innerhalb der Marktmauern, die vom neuen „Saal“ dem Branger, bis zur Holandschule hinüber ein unregelmäßiges Hund bildeten, drängte sich die Flüchtlingshorde zusammen, von Panik ergriffen, gleich den Schafen im Verch, wenn das Unwetter schwarz am Himmel dräut.

Des hohen Hates Witttheit ließ den Plah von einer Kompanie Bürgerwehr umzingeln, um ruhelose Völker abzusperren. Es war ein Faß Bier herangeholt worden, und Schwarzbrot sollte dazu ausgeteilt werden, bis sich gegen Abendfall die verstärkten Gemüter so weit wieder gesammelt und gekräftigt haben möchten, daß man die ganze bange Herde zum Neustadsbeich treiben, dorten in Kähne unter Segel verfrachten und weferaus schaffen könne ins Westfälische, wohin die meisten begehren.

So sahen sie denn nun mit ihren Alten, Kindern und Säuglingen auf dem Markte, Bündel unter sich und neben sich. Keine von den vornehmen Holländern, die den Bremer Vermietern



Von der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Hermann Budde, preussischer Minister der öffentlichen Arbeiten  
 Nach dem Gemälde von Hugo Vogel

wuchtige Säkel wiesen und die neuhäutischen Gartenhäuser mit ihrem silbernen Teegerät und kostbaren Porzellan verschönten, — lauter hinweggeschwehnte Armut in Bauerntracht oder Lumpen, die unterwegs aus dem Häuslein zum Häufen gewachsen und wie ein Heuschreckenschwarm in die



Die ehrenfesten Soldner drängen mit Gewalt ein schlankes, junges Frauentzimmer zurück, das ihre Kette durchbrechen wollte

neutrale Hansestadt eingefallen war. Die Bürger-soldaten, samt Sergeantmajor und Sergeantminor, säbelten schwarze Schnitten vom Brotlaibe; Wachtmeister, Fähnrich und zwei Ratsdiener teilten aus. Der Leutnant hatte die Faust um den Regenkorb geschlossen, kranzte die abgehenden Jungens und neugierigen Weiber jenseits des dünnen Soldatenkorons weiblich herunter, und auf den Stufen der Rolandssäule stand des Leutnants verehrter Herr Oberm und Engels besonderer Gönner: Senator Gondela. Uberschaute das Ganze kraft seiner Würde als Glied des regierenden Staatskörpers und machte ein lebenswürdiges Gesicht.

Die Idee, daß man mit einem Bierfaß und vierzig Pfund Brot alle diese Kehlen nassen und alle diese Mäuler stopfen will, ist eine schöpfungshäutische Idee oder ein schön Stück Gläubigkeit aus den Zeiten der Bergpredigt, Johann," sagte er eben und tippte mit dem silbernen Stockknopfe auf seines Neffen Schulter; da entstand im dünnen Kordon eine heftige Bewegung. Die ehrenfesten Soldner drängten mit Gewalt ein schlankes, junges Frauentzimmer zurück, das ihre Kette durchbrechen wollte. Der joviale Ratsherr sah einen graubraunen Rastorbut mit nickender Feder sich heftig bewegen und sah die Sonne auf einer bekannten goldblonden Flechtenschleife und lichten Pfirsichwangen glänzen. Gleich darauf erhoben sich zwei weiße Hände, die in der Hast ihrer wohlanklängigen Straßenbekleidung dar geblieben waren, und eine helle Stimme rief, so laut sie vermochte:

„Uw Eäcken! uw Eäcken, Mijnheer Gondela!“

Im nächsten Augenblicke trat das Militär auseinander und „Mijnheer Gondela“ sahete Demoiselle Cocejus eigenhändig die Stufen zum Holand hinauf, an den Platz, wo er eben zuvor allein gestanden hatte. Männiglich konnte seine Glossen darüber machen, daß die fremde Frauensperson ihre gefalteten Hände auf den lafferbraunen Hock-

armel des Ratsherrn legte und mit hochroten Wangen lebhaft in ihn hinein redete, daß Seine Wohlweisheit Dero galanteste Wiene aufstiedten und die gefalteten Hände in der feinigsten recht herzlich zusammenfaßten; daß Sie sodann zum Schütting hinüberwiesen mit Dero freier Linken, was wohl bedeuten möchte: es sitze dort oben einer im Konvent, der auch noch ein Wörtlein mitzusprechen habe, nämlich Ohm Daniel, — allein Demoiselle Cocejus ließ sich durchaus nicht irre machen in ihrem Vorhaben. Sie blickte — ihre Hände noch immer in Seiner Wohlweisheit starker Rechten gefangen — hinunter zu den Flüchtlingen, die da wehklagten wie die Juden an den Wässern zu Babylon, weiland zur Zeit des Palmstiffen. Dann machte sie ihre Hände los und hob sie stehend empor: alle ihre Gebärden waren Bitte, und dann rief Seiner Wohlweisheit Stimme auf holländisch lauttönend in die bange Schar hinein:

„Wer von euch kommt aus Utrecht und Gooiland?“

Zwei — drei — jezt schon fünf und andre schoben sich nach, dem Holand zu; eine ganze Schar. Weiber mit Kindern, ein halb Duzend bäuerliche Männer, sechs oder sieben gebrechliche Greise und Mütterchen, verbräunte Dirnen, stämmige Wurschen. An fünfzig Köpfe zählte der Ratsherr. Nun ließ er den Führer der Bürgerwehrkompagnie zu sich herbiten, während der ausgesonderte Trupp gleich einer Phalanx vor den Rolandsstufen stillstand, verhandelte mit dem Manne, der die militärische Großmacht vorstellte, und siehe da, er rief vier seiner Leute aus dem Kordon zur Stelle.

Gleich darauf hatte publicus ein seltsames und ergötzliches Schauspiel. Der ausgesonderte Trupp marschierte von dannen, dem Schütting zu. Voraus zwei Wehrmänner, sodann das hintere Mütterchen an Demoiselle Cocejus' Arm, dahinter die ganze Schar der Gooilander und Utrechter mit Kind und Regel, Bündeln und Siebensachen, und zum Beschluß abermals zwei Wehrmänner.

So zogen sie, langsam und sinnig wegen der Alten und der laufenden Kinder, rechtsab vom Schütting, in die Langestraße ein und verschwanden. Allein Ohm Daniel, der durch die allzubestigen Folgen seiner letzten Peise vom Konventstische hinweg an eines der Fenster getreten war, sah mit Schrecken, was der gaffenden Menge dort drunten ein köstliches Schauspiel dänkte:

„Herr des Himmels, wie lange werden wir noch zu tagen haben im heutigen Konvent, welches ohnehin am Palmsonntag ein sträflich Beginnen ist!“ dachte er und schneuzte sich die zierlich gebogene Nase mit gewaltigem Trompetenstoße. „Wenn die Demoiselle uns einen solchen plebs vulgaris ins Haus bringt und Gerd erfährt's und kann nicht einmal dessen inne werden, wie allerliebste und lieblich ihr jegliches Tun ansteht...“

„Belieben Herr Bruder und wergeschähter Kollega Dero Stimme zur Sache zu geben?“ sprach der Präses in sein ängstliches Sinnieren hinein.

Gottergeben verfügte er sich auf seinen Platz am grünbezogenen Konventstische zurück und triebelte seine Meinung auf den Zettel.

IX

Solch ein vielseitiges, lebendes Bild hatte das Tischhaus noch niemals in seinen Mauern und auf seiner festtäglich freigeäumten Diele gesehen. Für ein ganzes Bilderbuch hätte es wohl ausgereicht.

Alles, was vier Weine und drei Weine vorwies und zum Sitzen diente, hatte herbei gemusst. Stühle, Hocker, Fußschemel. Ach, den gestückelten Utrechtern und Gooiländern war's wohl nach langem Heiseleide. Am Kandel hin, auf den braunen Bänken, saßen die Alten; unter des Mütterchens hintendem Fuße lag ein Kaden, von den verstaubten aus den Dielenwinkeln; das gebrechliche „Maunetje“, das fort und fort weinte, bald aus Freude und bald aus Traurigkeit, hatte ein Kissen im Nacken, und die müden Mütter durften sich bequem anlehnen und ihre Püppchen

im Wickel auf den Knien wiegen, just wie zu Haus zu Naarden und Quizen, Parmelen und Woudenberg. Auf den Hockern und Dreibeinern und etlichen hervorgezogenen Warenballen rasteten die Dirnen und lächelten trotz blasser Gesichter, daß es im fremden Bremen nicht anders war als daheim: daß die Wurschen gemach näher herandrückten und ihren Kandiszucker anboten, falls es diesen und jenem „liel weisje“ angenehmer im dampfenden Tee wäre.

Holländischer Tee, o, solch guter Tee aus Mijnheer Cocejus' Kanister, seiner lieben Tochter Engelle unlängst zum Präsent geschickt, und holländische „beschuit“, die lieben, krossen Zwiebäcke aus riesiger Blechtrommel, die man seit Tagen und Tagen nicht mehr gesehen und geschmeckt hatte. Der lieblichste kleine Landsmann, dem die goldenen Ringel bis auf die Schultern hingen, reichte sie herum und fragte ehrenfest mit hellem Stimmchen: „Belieft u?“

Ja, es beliebte ihnen allen zum starken Tee, den Juffrouw Engelina Cocejus am Herbe braute in der widerborstigen Geschmagrete beiden Messinggefäßen, immer eine Suppentelle voll Hansante auf jeden Kessel. Metta war nicht widerborstig; der ging's wie Mamsell Engelle: sie glaubte auch, daß in Gottes Augen Erbarmung vor Gehorjam geht. Deshalb zerschnitt sie den köstlichen rohen Schinken, den Mijnheer Cocejus gleichfalls zum Geschenk gesandt, mit Fleiß und Eifer in wadere Scheiben und die häßlichen Rinden breit herunter zum Absaugen für die Kindermäulchen. Die Kleinsten saßen in ihren drolligen Urgrößenmutter-Spenzerchen und Mäuschen auf der Matte um klein Greetje herum, und das war ein Bildchen von Unschuld und stillem Spiel, dem nur noch sein Maler fehlte, einer, der an die Aermelwülste der Spenzerchen Engelsflügeln gezaubert hätte. Vielleicht hätte der Maler, so er von der richtigen herden Art des Adriaan van Ostade und Jan Steen gewesen, noch mehr Vergnügung dazu verspürt, Wuschü Rasperken zu verewigen, wie er die Schinkenstäffel samt der



Der modische kleine Landmann, dem die goldenen Ringel bis auf die Schultern hingen, reichte die Zwiebäcke herum

Eisengabel zum Einbauen vor sich her trug, das gute Jungensgeschicht, mit den runden Backen und den Nesten Katharinenraumern noch um den Mund herum, von Mettas taitunener Nachtmühe eingerahmt, diercil ohnedies der nasse Lappen auf der Wunde nicht festhielt.



Da hielt er sie an seinem alten, gerühmten Herzen, und die Tränen standen in den jungen Augen wie in den seinen.

Also herrschten Palmsonntagsfriede und Tränen-trocknen auf der dämmerigen Diele des Geschäftshauses, und die heilige Erbarmung, die, in Demoiselle Engels lieblicher Gestalt und Wesenheit verkörpert, schaltete und waltete und ausrückte mit ihrem süßesten Lächeln, ließ sich heute nicht anfechten von den Geistes des starken Buchstaben-gehorsams. Harm, der eine dieser Geistes, stand mäßig und spuckte ins Feuer, und seine Falkenstirn war eine recht gute Nachahmung der Stirn seines abwesenden Herrn. Geschmagrete, der zweite Geist, klappte mit Gerät und Geschirr und hätte von Rechts wegen eine grimme Schadenfreude darob empfinden müssen, daß der weinerliche Alte sein henkelloses „theekopje“, eine von den Lieblingsstücken der abwesenden Frau, zusamt dem irdenen Teller zertrümperte und auch sonst noch allerlei Scherbengeräth laut ward. Allein hinter der rauhen Schale und dem starren Gehorsam mochte doch ein gutes Herz, und das sanftigte sich, als unvorstelllich „Härrohm“ in die Küche kam, Dreispitz und Goldknopfstück auf die Anricht legte und Mamsell Engelle mit seinen offenen Armen vom Herdfeuer wegnah. Da hielt er sie nun an seinem alten, gerühmten Herzen, ihre Arme lagen um seinen Hals, und die Tränen standen in den jungen Augen wie in den alten. Und dann mußte sich Geschmagrete flugs hinwegwenden, nahm auch einen Teller voll Schinken und den Pfefferstreuer und gab sich gleichfalls draußen auf der Diele voll Eifer als Präsentieren und Nütigen. Denn Härrohm hatte Mamsell Engelle auf Stirn und Mund geküßt, als ob er ihr leiblicher Großvater wäre!

Die ganze folgende Nacht schlief Engel auf der Ofenbank in der Wohnstube; Metta lag in ihrem Bett bei Jantje und Greetje, und den Ohrenstuhl der Auslucht hatte das hinkende Mütterchen inne. Die Diele war still im matten Lichte der Hauslaterne am Hals, und von draußen schien der Mond glänzend herein auf die Reihen der müden Schläfer, die gebettet waren nach bestem Können. Der Lampenwärter hatte nichts zu tun in solch herrlichen Frühlingsnächten, die Gottes tröstliche Leuchte aufbellte.

Anderntags fragte Dhm Daniel für das Weiterkommen der Armen, zu Wagen und zu Schiff. Wiewiel silberne Drittel er in zitternde Hände drückte, wiewiel dankbare Tränen auf seine rumpeligen Hände unter der Spitzenmanschette fielen — das blieb verschwiegen. Nur Jo Weiffel hätte wohl gern ein recht seines Garmen auf den Vorhang gedichtet, den er, bei seiner Heim-

kunft vom lustigen Tage in Hasenbüren noch in voller Kraft fand, aber er besann sich eines andern und tat etwas Besseres. Er leerte seinen „Diver-tierungs-Sparhafen“ und steckte den Inhalt Dhm Daniel zu, heimlich und hinterwärts. Darauf, als sein fernerer Beistand nicht mehr vonnöten war und am Montagmittag alles wieder in der Kriehe, setzte er sich an seine Arbeit und rechnete und schrieb, als sei er ein Frontknecht.

„Ei, Mijnheer Weiffels, wollt Ihr denn heute gar nicht einmal Schicht machen?“ fragte Engel, als er bitten ließ, ihm die Abendsuppe heiß zu stellen, wiewohl ihm Buttermilchsuppe warmbier ein wahres Greuel war.

„Ich muß etwas voranbringen für mein Greetje Cocejus, Demoiselle,“ entgegnete der kleine Mann scherzhaft, und nun mußte Demoiselle Engel doch wirklich hinter den Kontorbüsch treten und den Fleißigen auf die Schulter klopfen als Mütterchen und Verjorgerin ihres „zoet Greetje“.

„Das hör' ich gern, Mijnheer Weiffels; das klingt besser als alles von Veneri und den Amoren!“

Am ersten April, als der klappernde Storch über die spritzende Bürgerweide schwebte und im wasserreichen Grafe nach Fröschen fischte, kam Mijnheer Cocejus mit der fahrenden Post an, um sich seine Kinder zu holen. Nachmittags, beim Grollen des ersten Jahresgewitters, trat er unvermutet ins Geschäftshaus, und wenn es auch ein Sonnenregen war, der ihn empfing — der Regen ließ sich nicht hinwegleugnen. Darten Abschied nahm Demoiselle Engel von Bremen, und als sie fort war, ging Dhm Daniel zwei Stunden lang einsam spazieren über alle Wälle und Bastionen, vom Ausgaritor bis zum Estertor und an der Lieder und Schlachte zurück mit viel unbewußtem Nujenthalt unterwegs. Sodann schloß er sich zu Haus in seine Stube ein, und Metta, die herein mußte, um Härrohms Himmelbett für die Nacht aufzubeden, ward mit einem Zwölfgrottenstück auf Verschwiegenheit vereidigt. Daß Härrohm da ganz allein am Hoffenster geessen und das Gegenteil von Lachen vollführt hatte — das kam gewiß nicht über Mettas Lippen.

X

Werkwürdig still muelte das traute Haus die Heimkehrenden an. Gerade als ob des Still-freitags Trauer noch in die dichterliche Jubelheit hinein reichte. Und doch war jeder Raum blühend sauber und überall die Spuren einer feinen Frauenhand. Die Wohnstubenansicht ein prangendes Blumenparadies, voll von Düften und frohen Farben; hier ein zierliches Deckchen übergebretet und dort noch eins und der Mutter Schlafkammer mit Liebe neu geordnet; auf dem Fensterbrett im Pflanzenkasten knospende Viole, die den Schatten der Sonne vorziehen, und randelnde Vinka. Auch die Domestiken und Kontor-Bediener ließen es weder an der nötigen Devotion noch pflüch abgedämpfter Freude fehlen, und Klagen gab es nicht zu erteilen.

Nur Dhm! Wie konnte es wohl möglich sein, daß ein rüstiger Sechziger hinnen acht Wochen so alt wurde und ein glückliches Temperaments sich in ein fauer-töpfisches verkehrte? Nicht allein scharf und bitter dazu, je länger Schwester und Nefte ihn befragten; gleich der Zwiebel,



Gerhard saß allein im Kontor, abends spät, und las Grotius Briefe.

die immer stärker in die Augen beißt, je mehr häute man von ihr abblättert. Als die Mutter ihm von den schönen Engländerinnen zu erzählen begann, zuckte er heftig die Schultern und fuhr ihr ins Wort:

„Was mach' ich mir aus solchen? Das blutige Ochsenfleisch und die Mehllöße auf den Tisch, das schickt mir nicht. Waffeln und Bombesjes ess' ich vor meinen Teil zehnmal lieber, und über die Niederländerinnen geht mir nichts... Hat denn Gerd noch immer keine Gedanken auf Treien, Betchen?“

„Du kennst ihn ja, Daniel, er läßt es bei der Bekanntschaft und der ruhigen Wertschätzung bewenden. Mir ist das ja auch wider 's Herz, Daniel, aber es wird uns wohl nichts helfen und all unser Lebtag also verbleiben. Er schlachtet dir nach, Daniel.“

Der alte Herr brummete in sein Jabot hinein und spielte mit der Schnupftabakdose. „Und ich solch 'n Kinderrnar“, sagte er dann vernemlich. „Acht gottgeschlagene Wochen hat man die kleinen Füße laufen gehört und die kleinen Stimmen lachen. Ich bin ganz verquer, Betchen!“



Gerhard stand über sein Bett gebückt und lehnte sich erschrocken um.

Wenn das hier so weitergeht, erlebe ich keine Kinder wieder im Haus. Dann will ich lieber von euch wegziehen, Betchen!“

Damit steckte er seine Dose ein und ging aus der Stube.

Gerhard saß allein im Kontor, abends spät, zweimal vierundzwanzig Stunden nach seiner Rück-fahrt von Liverpool. Er hatte Haus und Buch-führung in bestem Stande wiedergefunden, und der herrliche Duft von Engels Blumenstör in der Wohnstubenansicht steckte ihm noch in der Nase. Wer würde das Gärtlein in tönernen Scherben weiterpflegen? Mutter's Hand war nicht geduldig genug dazu, und Domestiken, die hatten doch keine Liebe beim Wenden, Wischen und Schneiden, jegliches zu seiner Zeit. Noch stand alles in Mitle, wie ein holdes Angebenken an die Fremde, die nun schon seit zwei Wochen fort aus Bremen war, ohne Ahnung davon, daß Daus-her und Hausfrau bereits nach dem ersten Drittel der vorgefährten sechs Monate Heimweh bekommen hatten nach ihren Varen und Venaten.

Vor einer halben Stunde hatte Gerhard Engels Brief gefunden, ihre Weichte. Das Bekenntnis ihres Ungehorsams und ihre Rechtfertigung. Kurz und bündig, klipp und klar, das richtige: hier steh' ich und konnte nicht anders — helfe mir Gott! Auf eines der Neuen Testamente, deren

es in jeder Schlafkammer des Hauses zu finden gab, hatte sie den Brief mit einem blauen Bändchen kreuzweis festgebunden und das Ganze von Ohm in des Nesten Kule legen lassen — hinten ins beschriebene Götchen unter den Federposen und den Tibibus für die Arbeitspeise. Im Neuen Testament guckte ein blaues Bandende über den Schnitt hervor, und da Gerbard nachschlug, traf er auf den ersten Morinherbrief:

„Wenn ich mit Menschen und mit Engeln redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.“

Er las das ganze Kapitel durch, langsam, Wort für Wort, ebenso machte er's, zum zweitenmal, mit Engels Brief, und weil sein Licht auf die Neige ging und es bald Schlafenszeit war, sah er noch ein paar Minuten mit gesenkten Widen im Dämmer, drückte dann den schwelenden Docht mit der Fußspitze aus und begab sich zögernden Schrittes in die Wohnstube. Da hantierte seine Mutter noch lebhaft herum, aber als er das Postivo aufklappte, seine Kniee gegen die Dämpfung drückte und zu spielen anbot:

„Ich bin ein Gast auf Erden Und hab' hier keinen Stand.“

da setzte sie sich endlich still in die Auslucht, zog den Duft der Contifolie und der Asklepie ein und rührte sich nicht, bevor ihr Sohn zu Ende gespielt hatte.

Dann sprang sie wieder auf, zog seinen Oberkörper rücklings über die Stuhllehne zu sich her und saßte ihn um den Kopf:

„Gerd, — was ist das mit Ohm?“

„Ich weiß nicht, Mutter!“

„Ohm wird uns krank, oder er hat die schwermütigen Grillen. Mein Gott, das kann ich gar nicht aushalten, Gerd; Daniel ist mein Lehler aus Vater seiner Zeit. Willst du nicht dessentwegen morgen früh beim Medikus vorgehen, Gerd?“

„Ich will mich besinnen, was am besten dagegen zu tun ist, Mutter. Kommen Sie — wir wollen zu Bett gehen. Sorgen Sie sich nur nicht unnötig. Geruchsame Nacht, liebe Mutter — überlassen Sie's mir.“

„Danke, mein Junge, du willst es wohl herausbringen, was Ohm am besten dient.“

Sie trennten sich, und ein jedes ging mit dem Kräftelchen hinauf in seine Kammer. Aber die Mutter hatte noch keinen Frieden. Sie meinte, daß sie lieber noch einmal nach Feuer und Licht sehen müsse, und als sie aufs Hängewerk kam, wohl eine halbe Stunde nach dem Gutenacht, sah sie, daß aus Gerbarbs Kammerfenster noch ein heller Schein fiel.

Auf den Behen ging sie zu ihm hinein und verzag das Anflößen. Da stand er über sein Bett gebückt und lehnte sich erschrocken nach ihr um. Auf dem Bette stand seine große Walise aus rauhem Kalbsfell, und eben faltete er säuberlich den weißschwarzen Frack hinein.

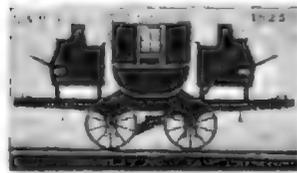
„Gerd, Junge!“ rief sie ihn an und schlug die Hände zusammen, „was tust du? was soll das?“

Er wendete sich ganz zu ihr herum, war dunkelrot im Gesicht vom langen Wüten, nahm sie in den Arm und lächelte so schallhaft, als ob er's Demoiselle Engel abgelernt hätte aus der Ferne.

„Was das soll, Mutter? Das will ich Ihnen sub rosa verraten. Ich habe für Ohm das rechte Nemedium ausgefunden, und um es zu beschaffen, muß ich morgen in der Frühe mit der rheinländischen Post eine Reise antreten. Ins Cleveische, Mutter, nach Woch. — Ich will Ohm seinen Engel wieder holen — für Ohm und für mich selber, und dann —“

Ausreden ließ sie ihn nicht; sie riß ihn an sich, lächelte und schüttelte ihn hin und her und lachte und weinte: „Ja, Gerd, ja! Das ist das Rechte. Gott mag dich geleiten, Gerd!“

Liebreich und geliebt, ist sie noch lange Jahre des Hauses Engel gewesen, in guten und bösen Tagen!



Locomotive, Tender und Güterwagen der ersten Eisenbahn (Stockton-Darlington 1825)

### Dampfschnellbahnen

Die Eisenbahn mit Dampftrieb hat sich im 19. Jahrhundert als schnellstes und leistungsfähigstes Verkehrsmittel unter allen Trägern der Kultur und des Weltverkehrs die erste Stelle erobert. Sie hat ganze Weltteile, wie z. B. Nordamerika, erst der Kultur erschlossen, und sie vertritt heute noch die erste Pionierarbeit, wenn neue, bisher unbewohnte Ländergebiete der menschlichen Niederlassung zugänglich gemacht werden sollen. Vorcellis Entdeckung der Schwere der atmosphärischen Luft gegen das Jahr 1630, Papins Erfindung einer atmosphärischen Dampfmaschine im Jahre 1690, bei der die zur Bewegung des Druckkolbens erforderliche Luftleere durch Niederschlagung des Wasserdampfes mittels Abkühlung erzielt wurde, und endlich die Benutzung des Dampfes selbst zur Verdrängung der Luftleere durch James Watt im Jahre 1765 sind die Vorläufer der heutigen gewaltigen Dampfmaschinen.

Eine Verwendung zur Beförderung von Personen und Lasten auf einem Schienenwege hat die Dampfmaschine erst ziemlich spät gefunden. Den ersten Anlaß hierzu gab in England eine Kohlengrubenbahn, bei der die Zugspeise wegen ihrer geringen Dauer und der hohen Futterkosten durch eine billigere arbeitende Maschine ersetzt werden sollten. Dem jungen George Stephenson, dem Sohne eines armen Kohlenbauers, gelang die Lösung dieser Aufgabe durch Konstruktion einer Dampflokomotive so gut, daß er schon nach kurzer Zeit eine Eisenbahn mit Dampftrieb für den öffentlichen Verkehr zwischen Stockton und Darlington in Betrieb nehmen konnte; die Lokomotive erhielt den Namen „Locomotion“. Am 27. September 1825 wurde die Eisenbahn eröffnet; dieser Tag ist also der Ausgang für die Umgestaltung des gesamten Weltverkehrs der neueren Zeit. Die Personenzüge der ersten Eisenbahn waren von der Bauart der damaligen Landkutschen und boten bei Benutzung der Innen- und Außenzüge Raum für achtzehn Personen. Die „Dampfmaschine“, wie die erste Benennung der Eisenbahn lautete, verkehrte mit Ausnahme der Sonntage täglich einmal. Das neue Verkehrsmittel fand solchen Anklang, daß Stephenson schon in den nächsten Jahren mit dem Bau einer Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool beginnen konnte; sie wurde 1830 eröffnet. In den übrigen Kulturländern fand das neue Verkehrsmittel bald Eingang; zuerst folgten die Vereinigten Staaten von Amerika, dann Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, Oesterreich, die Schweiz, Spanien, Portugal, Schweden und Norwegen, die Türkei u. s. w. In Deutschland wurde die erste Eisenbahn am 7. Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth in Betrieb genommen.

Stephensons Konstruktion der fahrenden Dampfmaschine ist vorbildlich gewesen für den weiteren Ausbau der Lokomotiven. Seine geistreiche Anordnung einer Anzahl von Feuerzähren im Dampfessel zur Erzielung einer großen Heizfläche und die Benutzung des in den Rauchgasen geleiteten Auspuffs der Maschine zur Erzeugung eines künstlichen Zuges kommen heute noch zur Anwendung. An dem Prinzip selbst ist seitdem nichts geändert; nur die Anordnung der einzelnen Teile und die Ausführung sind verbessert, ebenso sind auch die Größen- und Leistungsverhältnisse andre geworden. Die erste Stephensonsche Lokomotive hatte eine Maximalleistung von 15 Pferdekraften und konnte eine Zuglast von 12 Tonnen\*) mit einer Geschwindigkeit von 24 Kilometern in der Stunde befördern; ihr Eigengewicht betrug nur 7,5 Tonnen. Die heutigen Schnellzugmaschinen leisten dagegen bereits 800—1000 Pferdekraften, und es können mit ihnen bei einer Zuglast von 800 Tonnen unter günstigen Verhältnissen noch Geschwindigkeiten bis zu 120 Kilometern in der Stunde erreicht werden. Das Eigengewicht solcher Lokomotiven ohne Vorratswagen oder Tender beläuft sich allerdings bereits auf über 70 Tonnen.

\*) 1 Tonne gleich 1000 Kilogramm.

Die durchschnittlichen Schnellheitsleistungen der Eisenbahnen erreichen jedoch bei weitem nicht die angegebenen Höhe; in Deutschland beträgt die Durchschnittsgeschwindigkeit der schnellsten Züge etwa 80 Kilometer, in Oesterreich 70, in Rußland sogar nur 60 Kilometer. England hat dagegen Schnellzüge mit 95 Kilometer, Frankreich mit 90 bis 105 und Amerika im allgemeinen nur bis 85 Kilometer Durchschnittsgeschwindigkeit. Es fällt auf, daß Amerika nicht schnellere Zugleistungen aufzuweisen hat, doch liegt dies an der für schnelle Fahrten ungnädigen Terrainverhältnisse. Von Zeit zu Zeit kommen zwar Berichte über sabelhafte Geschwindigkeitsrekorde der amerikanischen Eisenbahnen zu uns über den Ocean; in der Regel handelt es sich aber dabei nur um Welt- und Renommiersfahrten einzelner Eisenbahngesellschaften, die zur Reklame für ihre Bahn das Zugmaterial und das Leben einiger maßhaltiger Beamten und Passagiere aufs Spiel setzen. Auf diese Weise soll der Empire State Express (New York-Buffalo), der sonst mit durchschnittlich 85 Kilometern in der Stunde fährt, auf einer kurzen Strecke eine Geschwindigkeit von 190 Kilometern erreicht haben. Die beste mit den heutigen Betriebsmitteln zu erreichende Zugleistung hatte bis vor kurzem noch die französische Nordbahn aufzuweisen, die auf der Strecke Amiens-Paris planmäßig mit einer Geschwindigkeit von 105 Kilometern in der Stunde fährt.

Ein intensives Streben der Eisenbahnverwaltungen und Lokomotivbauanstalten aller Länder, Lokomotiven für große Schnellheitsleistungen herzustellen, tritt erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zu Tage. Den Anstoß dazu gab die Pariser Weltausstellung von 1889, die durch die Zusammenstellung der mannigfachen Geistesprodukte vieler Maschineningenieure aus allen Erdteilen die Lokomotivtechnik in ganz neue Bahnen leitete. Sie hat insbesondere die bis dahin wenig beachtete und verkannte Compound- oder Verbundlokomotive, ohne die heute ein wirtschaftlicher Schnellzugverkehr nicht zu denken ist, zur allgemeinen Anerkennung und Anwendung gebracht.

Bei den früher gebräuchlichen zweicylindrigen Zwillingslokomotiven wird nur mit einfacher Dampfbedehnung gearbeitet, indem die Wirkung des Dampfes in jedem einzelnen Zylinder benützt wird. Die Verbundlokomotive arbeitet dagegen mit vierfacher Dampfbedehnung. Bei der Verbundlokomotive mit zwei Zylindern tritt der Dampf aus dem Kessel zunächst in den kleinen Hochdruckzylinder und leitet dabei selbst unter teilweiser Ausdehnung einen Teil seiner Arbeit, sodann strömt er in einen Zwischenbehälter und von diesem in den größeren Niederdruckzylinder, wo er unter Vollendung der Ausdehnung weitere Arbeit leistet. In den letzten Jahren sind auch Verbundlokomotiven mit vier Zylindern gebaut worden, bei denen entweder je ein Hochdruck- und ein Niederdruckzylinder hintereinander liegen, deren Kolben auf eine und dieselbe Pleuelstange wirken, oder bei denen zwei Hochdruckzylinder einen Satz Triebachsen treiben, während die beiden Niederdruckzylinder mit einem zweiten Satz Triebachsen an einem besonderen beweglichen Gestell angebracht sind. Infolge der vierfachen Dampfbedehnung erzielen die Verbundmaschinen eine bessere Ausnutzung der Dampfkraft und damit einen geringeren Materialverbrauch für die gleiche Leistung; die Ersparnis an Material beträgt etwa 20 Prozent.

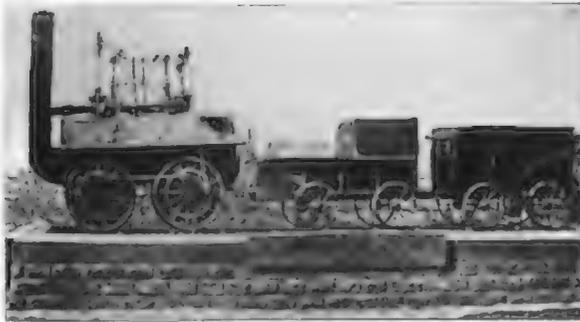
Für den Schnellzugverkehr kommen in Deutschland seit 1893 vorwiegend Verbundlokomotiven mit zwei Dampfzylindern, zwei miteinander gekuppelten Triebachsen und zwei Laufachsen zur Verwendung. Man bezeichnet diese Lokomotivgattung als „2“, gekuppelte Verbund-Schnellzuglokomotive; der Zähler gibt die Anzahl der gekuppelten Achsen und der Kenner die Gesamtzahl der Achsen an. Unsere Abbildung veranschaulicht eine solche aus der Lokomotivbauanstalt A. & G. vormalig L. Schwartzkopff, Berlin, hervorgegangene Schnellzuglokomotive der preussischen Staatsbahnen; die Maschine leistet unter normalen Verhältnissen bei 90 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde 700—800 Pferdekraften.

Die drohende Konkurrenz der elektrischen Schnellbahnen, die eine Zuggeschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde anstreben, hat mit Beginn des jetzigen Jahrhunderts dem Lokomotivbau einen neuen Anstoß zur Entfaltung seiner Kräfte gegeben. Elektrifizierungsvorhaben prophezeien heute schon der Dampflokomotive den Untergang; sie würden vielleicht ändern Sinnes werden, wenn sie sich eine genaue Kenntnis der Dampflokomotive und besser, was sie bisher geleistet hat, aneigneten. Der Dampflokomotivbau ist noch bei weitem nicht am Ende seines Könnens angelangt; die Möglichkeit,



Copyright 1903 by Bruno Hildebrandt, München

Rosenguirlanden  
Nach dem Gemälde von S. Ryland



Personenwagen der ersten Eisenbahn

die jetzt in den Lokomotivbauanstalten herrscht, läßt voraussehen, daß sie sich rechtzeitig auf dem Rennplatz zur Austragung des Wettstreites mit den elektrischen Beförderungsmitteln einstellen werden. Erst nach dem Ausfall einer längeren praktischen Betriebsprobe beider Systeme wird ein Urteil abgegeben werden können, ob der elektrischen Schnellbahn oder der Dampfschnellbahn der Vorzug gebührt.

Von Seiten der Elektriker wird besonders ins Feld geführt, daß die Bauart der Dampflokomotiven bei einer bedeutenden Erhöhung der jetzigen Geschwindigkeit zu häufigen Entgleisungen führen müßte, und daß das vermehrte Springen und Schwanken der Lokomotiven den Ober- und Unterbau der Bahnstrecken erheblich beschädigen würde. Dazu würde das Lokomotivgewicht, um Zugleistungen von etwa 200 Kilometern in der Stunde zu erhalten, nahezu verdoppelt werden müssen. Diese Einwände sind wohl schwerwiegend, aber auch zu beseitigen, wie sich heute schon übersehen läßt. Die großen Vierzylinder-Verbundlokomotiven, von denen bereits einige in Deutschland in Betrieb sind, gewähren eine so vollständige Ausgleiche der Massen ohne Gegengewichte, daß damit das sogenannte Springen der Lokomotive, das bei den bisherigen Lokomotiven oft 5 Centimeter beträgt, fast vollständig vermieden wird. Auch das Schwanken und Schlingern der Maschine ist bei dieser neuen Konstruktion durch zweckmäßige Anordnung der Zylinderkolben und der Achsen, sowie eine Höherlage des Kessels erreicht worden. Es ist anzunehmen, daß sich diese Verbesserungen auch bei Anwendung von Geschwindigkeiten, wie sie die elektrischen Schnellbahnen anstreben, bewähren werden, so daß an den Streckenbau der Dampfschnellbahnen wohl keine größeren Ansprüche zu stellen sein werden als an den der elektrischen Schnellbahnen. In einer Vergleichung wird die Dampflokomotive dem Motormagen der elektrischen Schnellbahn stets unterlegen bleiben; sie ist gezwungen, den Kraftzeuger und den Materialwagen für diesen, d. h. den Dampfkeffel und den Tender, als tote Last mitzuschleppen, während bei dem Schnellbahnmotor von einer toten Last kaum die Rede sein kann. Bei der Dampflokomotive wird also eine Erhöhung der Geschwindigkeit bei gleicher Zugkraft stets auch eine Vergrößerung der toten Last bedingen. Bei einer und derselben Lokomotive wird daher die Zugkraft mit der Vergrößerung der Geschwindigkeit sinken, und bei einer gewissen Geschwindigkeit wird die hierfür erforderliche Leistung der Maschine so groß werden, daß sie sich nur noch selbst, dagegen keine Zuglast mehr befördern kann.

Eine weitere erhebliche Vergrößerung der Geschwindigkeit ist also keine leichte Aufgabe; viel leichter würde es sein, die Zugkraft der Maschinen zu steigern. Seit der Einführung der Dampflokomotiven ist auch die Geschwindigkeit nur auf das Vierfache, die Zugkraft dagegen bei Schnellzügen auf das Fünffache und bei Güterzügen auf das Hundertfache und mehr gestiegen. Schnellverkehe und Dampflokomotive bilden bei der jetzigen Konstruktion der Maschinen gewissermaßen feindliche Gegenläufe; die heutige Dampflokomotive ist keine Heilmaschine im eigentlichen

Sinne. Immerhin hat die Eisenbahntechnik bereits den Mittelweg zwischen beiden Gegenläufen gefunden, der bei großer Wirtschaftlichkeit doch dem Schnellverkehrsbedürfnis des modernen Lebens Rechnung trägt. Wenn auch ihrem Organismus nach die Dampflokomotive stets ein gleichzeitig zum Jungtier verdammter Henner bleiben wird, so ist ihre Ausbildung und ihre Steigerung der Leistungsfähigkeit als Heilmaschine noch lange nicht abgeschlossen. Die neuere Eisenbahntechnik hat sich die weitere Ausbildung der Dampflokomotive als Heilmaschine zur Aufgabe gemacht; es ist schon heute zweifellos, daß sie diese Aufgabe lösen wird. Voraussetzlich wird es aber einer einschneidenden Aenderung des ganzen Organismus der Dampflokomotiven bedürfen.

Die deutsche Maschinentechnik hat in dieser Hinsicht einen ersten Erfolg bereits zu verzeichnen. Die durch unsere Abbildung 4 dargestellte neue 6<sup>te</sup> gekuppelte Lokomotive der badischen Staatsbahnen befördert jetzt auf der Rheinstadtstrecke Mannheim und Heidelberg-Basel dauernd und mit voller Sicherheit bei einer durchschnittlichen Steigung von 3,3 Prozent ein Wagengewicht von 200 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 105 Kilometern in der Stunde. Im Bedarfsfalle kann die Leistung auf dauernd 120 Kilometer in der Stunde erhöht werden; die Maschine leistet dabei 1500 bis 1600 Pferdestärken. Ihre Geburtsstätte ist die Lokomotivbauanstalt von J. A. Maffei in München; der Bau stand unter der Leitung des Baurats Courtin. Zurzeit gilt diese mit den größten bisher in Europa ausgeführten Heiß- und Hochflachen versehene Maschine als leistungsfähigste Schnellzuglokomotive der Welt.



Schnellzuglokomotive der preussischen Staatseisenbahn

Schon die äußere Form der neuen Lokomotive zeigt wesentliche Abweichungen gegen die bisher in Deutschland üblichen Konstruktionen. Der Dampfkeffel ist nach amerikanischem Vorbild zur Erzielung eines ruhigeren Ganges der Maschine hoch gelegt, und zur weiteren Unterstüßung des 74 Tonnen betragenden Eigengewichtes der Maschine ist eine fünfte Achse angebracht worden. Zur Verringerung des Luftwiderstandes ist das Führerhaus mit leistungsfähiger Vorderwand versehen und die Stirnwand des Kessels kegelförmig gebaut worden. Die Maschine hat zur möglichst günstigen Ausnutzung des Heizstoffes und des Dampfes vier Dampfzylinder mit Verbundanordnung erhalten. Von den Dampfzylindern arbeiten zwei mit Hochdruck und zwei mit Niederdruck; sie liegen nebeneinander unter der Rauchkammer der Lokomotive und wirken sämtlich auf die erste Triebachse. Die Zylinder arbeiten dauernd mit Verbundwirkung, nur beim Anfahren der Maschine wird zur Erzielung einer größeren Kraft durch einen mit der Steuerwelle verbundenen Anfahrhahn Frischdampf bis zu 9 Atmosphären Spannung zum Antrieb der Niederdruckkolben in den Raumbehälter zwischen den Hochdruck- und Niederdruckzylindern eingelassen. Dampfkeffel und Dampfzylinder sind gegen Abkühlung ringsum mit Kieselguhr umgeben.

Maschineningenieur eine brauchbare und wirtschaftlich arbeitende Schnellzuglokomotive für eine dauernde Geschwindigkeit von 120 bis 150 Kilometern in der Stunde schaffen wird. Mit einer solchen Geschwindigkeit aber dürfte dem wirtschaftlichen allgemeinen Schnellverkehrsbedürfnisse in Deutschland bereits Rechnung getragen sein. Die elektrische Traction mit 200 Kilometern Geschwindigkeit und darüber würde sich dann auf die Hauptlinien des Verkehrs, wie z. B. Berlin-Hamburg, Berlin-Frankfurt (M.) u. s. w. beschränken können. Otto Reith

### Abendzauber

Ein Wiesental, von Hügeln eingegrenzt, Belegt mit weiden, blumenreichen Matten; Der stille, dunkle, ernste Hochwald drängt Von allen Seiten her mit seinem Schatten.

Und abwärts durch die grüne Senkung schweift Der Blick in lerner Ebenen blaue Weiten. Wo Korn und Frucht in üpp'ger Fülle reift Und bunte Felder ihre Flächen breiten.

Die Sonne ging hinab, — fern, weltferner, Und allgemach am blassen Himmelsbogen Erglüht in mildem Glanze Stern an Stern. Und leise kommt der Abendwind gejochen.

Und durch des Waldes Riesenbäume geht Alle flüsternd ein Raunen und ein Rauschen. Und wie im Banne der Erwartung steht Das Tal — und hält den Atem an, zu lauschen.

Das Licht ver schwimmt, die graue Dämmerung sinkt Still auf die Welt, die weissen Nebel steigen. Aus ihren Schleiern schieben leicht beschwingt Die Eichen auf zu ihrem nächt'gen Reigen.

Hop. H. Plinke



Drei Schnellzuglokomotive der badischen Staatseisenbahn, gegenwärtig leistungsfähigste Schnellzugmaschine der Welt



Haus Bürlin in Karlsruhe (Ansicht nach der Kriegertrapez). Entwurf von Geheimrat Professor Dr. Josef Durm

### Das Haus Bürlin in Karlsruhe

Seit etwa 20 Jahren ist das Haus des Generalintendanten Dr. A. Bürlin in Karlsruhe einer der beliebtesten Sammelpunkte der guten Gesellschaft der badischen Hauptstadt. Im Vereine mit seiner gleichgesinnten Gattin hat es der bekannte Mäcen zu einem Magneten für alle gemacht, die einen geistigen Verkehr suchen. Das ursprüngliche Heim konnte aber die Zahl der Gäste nicht mehr fassen, und so entschloß sich Dr. Bürlin, unter teilweiser Beibehaltung des Bestehenden, ein vergrößertes neues zu bauen, das im verflochtenen Jahre den Freunden des Hauses gediehet wurde.

Wir müssen es, was bei jedem Bauwerk eigentlich als selbstverständlich vorausgesetzt werden sollte, als Ganzes nehmen und von der laubdichten Straßenseite einmal absehen, die ihre Weisheit auf einen, und nicht immer den wichtigsten Teil, die Fassade, beschränkt. Diese zeigt sich uns im Stile einer feinen modernen Renaissance, in weißen Sandsteinen ausgeführt, verbunden mit dem bei diesem Stile unerlässlichen Figurenschmuck. Sie erzählt uns auch, wie das Innere beschaffen ist, wenigstens in Bezug auf die Anordnung der Räume. Das Erdgeschoss ist niedriger als das Obergeschoss und hat weniger bedeutende Fenster. Wir schließen daraus, daß in ihm die weniger beanspruchten, einfacheren Gellasse untergebracht sind, während das Obergeschoss uns Erler, Balkone, Gruppen von Fenstern von größeren und kleineren Lichtweiten zeigt. An der einspringenden Ostseite fallen uns sogar drei große Rundfenster auf, mit einem längeren Figurenfries darüber, woraus wir sehen, daß dort der Hauptsaal des ganzen Baues liegen muß. „Des Körpers Form ist seines Wesens Spiegel“ — ein Satz, dem hier durchweg Rechnung getragen ist, wohin wir auch blicken.

Der bildhauerische Schmuck beschränkt sich an der älteren Fassade auf Medaillonköpfe in den drei Bogenrunden der mittleren Fenstergruppe des Obergeschosses, auf die Marmorkopien von zwei antiken Statuen des Vatikan und auf ein von Putten gehaltenes Wappen, während am neuen Teil von dem nach Herzs Tode bedeutendsten Karlsruher Bildhauer, Professor D. Volk, zunächst an der Straßenseite ein Relief hervorleuchtet, das die Vögel darstellt, wie sie die Künste im Hause empfängt, dann auf der Ostseite ein 10 Meter langer Puttenfries, Vorgänge im Leben zu den vier verschiedenen Jahreszeiten in Ernst und Scherz zeigend. Hier hat Meister Volk eines seiner reizendsten dekorativen Bildwerke im Dienste der Architektur geschaffen, neben dem noch Zwischelfiguren, Masken, Köpfe u. s. w. zu verzeichnen sind.

Betreten wir das Innere durch die kunstvoll geschmiedete Eisentür, so nimmt uns ein einfacher gehaltenes Vestibül auf, durch das man in das

zentral gelegene „Atrium testudinatum“ mit der großen, breitmündigen, weißmarmornen Stadttreppe gelangt, das im Untergeschoß von Umgängen umzogen ist, deren Gebälke von schwarzen und im



Haupttreppe im Hause Bürlin

Obergeschoß von roten Marmorsäulen getragen werden. Die Wände der Umgänge sind mit griechischen und italienischen Landschaften im Stile Kottmanns von dem geistvollen Komponisten historischer Landschaften, Maler Wilhelm Klose, geschmückt; die Buntlen des Atriums, nahe dem Oberlichte, das teilweise mit Opalescentglas gedeckt ist, tragen Figurenkompositionen des verstorbenen Malers A. Gleichauf. Ein mächtiger Bronzelüster mit Kristallbehang, Handlader, Hängelampen, alle mit elektrischer Beleuchtung versehen, machen diesen Raum zum Glanzpunkt der Anlage, die noch reich mit Pflanzenzschmuck und Stoffen decoriert ist.

Von diesem Centrum aus gelangt man in die verschiedenen Gesellschaftsräume, in den „kleinen Damensalon“, den großen Festsaal, den Musiksalon, verschiedene Konversationsäle, die Bibliothek und den Speisesalon mit Vorbereitungsraum. Hier entfaltet sich bei festlichen Gelegenheiten das reichste, schönste Bild, wie es nur selten in ähnlicher Weise in einem Privathause zu sehen sein dürfte. Der Festsaal ist mit reicher Stuckarbeit im Stile des deutschen Rokoko durchgeführt, der Hauptfack nach in abgetönten Weiß bis Eisenbleifarben mit reichen Vergoldungen gehalten; die Wandflächen sind mit großen landschaftlichen Bildern von Professor Edmund Knollt und einem Figurenbild von Professor Ferdinand Keller geschmückt. Mächtige Spiegel, ein kolossaler Ramin aus afrikanischem Eryx mit vergoldeten Schmiedeeisengittern und kostbarer Waale-Pendule zieren die eine Schmalwand, während an der andern eine Galerie vorgebaut ist. Das anstoßende kleine Damenzimmer ist mit grünem Seidenstoff ausgekleidet und zeigt an den Wänden ein größeres Figurenbild — eine Abundantia — von Ferdinand Keller und einige löstliche Aquarelle von Professor S. Krabbes.

Der Musiksaal ist mit maigelbem Seidenstoff bezogen; an den Wänden prangen kostbare Florentiner Spiegel in reich geschnittenen vergoldeten Rahmen, Bilder von Schönbauer und zwei Marmormedaillonbilder des Hausherrn und seiner Gattin von Joseph

Kopf, dem unlängst verstorbenen berühmten Bildhauer. Der dort aufgestellte Flügel, der Musikalien-schranke und das übrige Mobiliar sind schönste Erzeugnisse des Karlsruher Kunstgewerbes. Von diesen großen Gesellschaftsräumen geht es zu den Gemächern, die im Stile der italienischen Renaissance gehalten sind, und dann zu dem kostbaren, ganz mit Nußbaumschmuckwerk verzierten, von dem verstorbenen Professor Hammer ausgeführten Speisesaal, den Professor G. Schurth mit einem großen Frescobilde — „Lieb, Liebe und Wein“ — schmückte und Professor Beer mit Bronzefigürchen versah. Eine wunderbare Folge von Räumen, von denen keiner dem andern wehe tut, trotz aller Verschiedenheit in der Form und Färbung; überall glückliche Steigerung des Effektes. Im nieder gehaltenen Mansardengeschloß befinden sich weiter reich ausgestattete Bibliotheksräume, das Studier- und Arbeitszimmer, sowie andre Privatgemächer des Besitzers. Die intimen Gemächer, von einem großen Treppenhaus zugänglich, die Schlafkammer, Toiletten, Garderoben, Badezimmer — das eigentliche „Fuscium“ — schließen sich an die Gesellschaftsräume im Obergeschloß an und liegen nach dem ruhigen, schönen Garten zu, nach dem auch zu ebener Erde die Küchen, Kuchenträume, Dienstuben, Speisekammer u. s. w. gelegen sind.

Praktisch und übersichtlich eingeteilter Grundriß, Zweckmäßigkeit und behagliche Pracht im Innern und eine schmutzige Außenseite — das sind die Vorzüge des Hauses: die Schöpfung eines kunstfertigen Bauherrn, der das Werk im Vereine mit dem bekannten Architekten Dr. Josef Durm, zurzeit Geheimrat und Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, erstellen ließ. Es dürfte neben dem Haus Schmieder, jetzt Palais Prinz Max, und dem erbgroßherzoglichen Palais in Karlsruhe mit sein bestes Werk auf dem Gebiete des Privatbaues sein, das mit den beiden genannten größeren Bauten die sehr schöne Anlage des zentralen Treppenhauses bei künstlerisch vollendeter Ausgestaltung der Innendäume gemeinsam hat. Sein empfundenes Detail, dem man das ernste Studium der Antike und der italienischen Renaissance ansieht, zeichnen seine Werke besonders aus, deren Ausführung er meist erst auf dem Wege der viel geschmähten Konkurrenz erringen mußte. Das gilt auch von seinen Karlsruher und auswärtigen Gemeindebauten, und nur ein Teil seiner Staatsbauten wurde ihm von „Mits wegen“ zugestanden. Der Entwurf zum Schmieder-Haus wurde auf der Berliner Jubiläumsausstellung 1889 durch Diplom ausgezeichnet, und diesem und seinen folgenden Werken muß nachgerühmt werden, daß es Durm wie kein andrer verstanden hat, auch beim Privatbau neben der Architektur die Schwesterkünste — die Malerei und die Skulptur — in hervorragender Weise mitsprechen zu lassen. Wegen seiner ausgeführten Bauten und seiner schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft wurde Durm vor kurzem zum Ehren doktor der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg einstimmig ernannt.

### Abendruße

Wenn sich im Abendhauche  
Das Auenfeld leise regt  
Und tiefer klauer Schatten  
Sich auf die Wege legt,

Dann zieh die Gille sanft,  
Die Erde dunkel schwer,  
Und still vom nahen Friedhof  
Schreie die Ruhe her.

Stimm von Kautzberg-München



Fries an der Ovestraße des Schlosses

## Der Wundertäter

Eine Geschichte aus den Albanerbergen

von  
G. St. Laurent

(Schluß)

Und die Jahre verrannen, eins nach dem andern, und häuften Staub auf das Vergangene. Auf dem Erdhügel, der den Michele Vitale deckte,

war das Niedergas schon zwölftmal in Palme geschossen und wieder verdorrte im süßlichen Hauche des Herbstwindes. Seit drei Jahren lag nun auch Priscilla an seiner Seite und ruhte von den Mühen und Sorgen des Lebens aus. Von den Kindern, die sie großgezogen hatte in Kummer und tausenderlei Entbehrung, waren nur zwei zurückgeblieben im heimischen Nest, der Älteste und die Jüngste. Die übrigen hatte das Leben zerstreut, auseinandergerewirbelt dahin und dort hin.

Beppo war Zaichbruder geworden bei den Kapuzinern, Luiska nach Ancona gezogen als ehrfames Eheweib eines Fischhändlers. Der vierte aber, Tonino, sah zu Ancona wohl verwahrt in der Citadelle. Den hatte der Staat verfolgt auf eine Reihe von Jahren und ließ ihn Steine laden zur Sühne für mancherlei Unthat. Von den andern war die Annetta eines der gefuchtesten Modelle geworden in Rom an der Spanischen Treppe, und Giorgio stand gleichfalls dort als des Königs moderner Soldat beim Regiment der Bersagliere.

Matteo, der das Elternhaus übernommen hatte, war seit vier Jahren verheiratet und nannte drei Kinder sein eigen. Er selbst glich dem Vater auf ein Haar, im Äußern sowohl als in den sonstigen Eigenschaften. Auf keinen Fall nahm er es allzu genau mit der Arbeit, ebensowenig wie sein Weib, die Teresa. Ein kleines, äppiges Ding war sie, das dem Gatten eine unbedeutende Mitgift ins Haus gebracht hatte, sich, Gott weiß was, groß tat damit und den ganzen Tag vor dem Spiegel stand und sich putzte. Die ganze Last des Heimwesens ruhte demnach auf den Schultern der Marianne, die zum Glück der Mutter nachgeschlagen war und die Hände regte ohne Unterlaß. Bildschön war sie geworden, groß und schlank für ihre sechs- zehn Jahre und gesund und kräftig obendrein. Nachtschwarze Augen leuchteten ihr aus dem feinen, gelblichblauen Gesicht, tief im Nacken hielt sie die schweren, dunkeln Köpfe festgesteckt mit zwei blinkenden Silbernadeln, dem Geschenk ihrer Patin.

Alle Burschen im Ort waren wie toll nach dem Mädchen. Hätte sie heiraten wollen, an jedem Finger wäre ihr ein Freier gegangen, trotz ihrer Armut. Sogar von auswärts kamen die Anfragen um sie. Da war der Paolo Vitello gewesen, der reiche Gewürzträger von Anagno, der hatte sie nur ein einziges Mal gesehen, als sie zu Besuch war bei ihrer Schwester, und andern Tags ihr den Brautwerbher geschickt, der sein Bestes getan, um die Hochzeit zu Stande zu bringen. Vergebliche Mühe. Die Marianne hatte ihn heimgeschickt mit einem Rotz. Hundweg ab-



Dryus. Wandgemälde von Edmund Knoll in Festaal des Hauses Wörth in Karlsruhe



1 Kartusche. Von Hermann Volz

gelehnt den Freier, ohne ein Wort des Bedauerns, obwohl man ihr's zuschrie von allen Seiten, daß der Paolotto im Strohsack einen Strunzpflöcker habe voll gewichtiger Taler. Und Haus und Gehschäft nebst Wiesen und Weinbergen. „Wenn du's nur nicht beruhest, Mädchen,“ meinte kopfschüttelnd die Luigina und betrachtete die Schwester schier mit neidischen Augen.

Aber die Marianina lachte dazu. Sie liebte die Freiheit und hatte Scheu vor der Ehe. Keiner wollte ihr passen, jeden wies sie zurück. So trieb sie's volle zwei Jahre, bis endlich auch ihre Stunde schlug.

Zur Zeit der Baumblüte war's, da hielt die Pasquina Tofi, ihre beste Gespielin, Hochzeit mit dem Sohne des Dorfwirts. Die schönste unter den Brautjungfern war natürlich wieder die Marianina. Auch der Checco Masetti fand es, des Palmüllers's Einziger, der vor kurzem erst zurückgekehrt war aus Sardinien, wo er die Militärjahre abgedient. Und er verlor sein Herz an das Mädchen beim ersten Anschauen. Demnach, beim Tanzen auf dem Rasenplatz vor der Osteria, drängte es ihn, ihr dies Geständnis zu machen, und selbstsamerechte bekam er keine schnippische Antwort gleich seinen Vorgängern. Im Gegenteil. Das erste Mal senkte Marianina erdend das Köpfchen und nestelte vorlegen an den stierlich gebundenen Schleißen des Schurzes, statt in schelmisches Lachen auszubrechen, wie es sonst ihre Gewohnheit war beim Anhören zärtlicher Liebesworte. Das machte den Burschen noch kühner. Er preßte die Hand des Mädchens, daß es zusammenschauerte in wonnigem Schmerz. „Du und keine andre sollst meine Frau werden!“ beteuerte er und betätigte es mit feurigen Blicken. Dann umschlang sein Arm ihre Hüfte, und er schwenkte sie flink und behende im Tanz, daß die Röcke flogen und das weiße Schleierstück ihr um das erhobte Gesichtchen wehte.

Damit waren sie ein Liebespaar ohne viel weitere Worte. Schwagten gleich von Aufgebot und baldiger Hochzeit und von dem vergnügten Leben, das sie führen wollten in der Mühle am Fluß, wo die Räder fleißig klapperten und der Verdienst nicht eben gering war.

Andern Tags sprach Marianina mit Bruder und Schwägerin von ihren Aussichten und war fröhlich dabei und guter Dinge. Doch Matteo schüttelte bedeutlich den Kopf. „Wenn dich der Alte nur als Schwieger-tochter nimmt! Er ist gewaltig zäh, der Weisbaumel. Auch hab' ich sagen hören, daß er dem Sohne schon eine Braut ausgesucht hat in der eignen Verwandtschaft, die Santina Negri, seines Vetzers Tochter,

die den Fuß ein wenig nachzieht beim Gehen. Soll aber zweihundert Lire bekommen in Bar und eine Kiste voll Wäsche...“

„Oh, du Aermste!“ flüste hämisch die Schwägerin hinzu. „Da wird der Müller schwerlich etwas wissen wollen von dir. Hast ja nur ein Feiertkleid und drei Denen. Wenig genug. Hättest sollen den Paolo Vitello nehmen, als es Zeit war.“



Rhon. Landschaftsbild von Edmund Haroldt im Festsaal des Hauses Birkin in Nasterbo

Der Marianina ward es fast uns Herz bei diesen Worten. Daran hatte sie nicht gedacht. Starr und steif stand sie da, wie vor den Kopf geschlagen, und stützte die Hand auf den Tisch, freudebleich bis in die Rippen. Dem Bruder tat sie leid, denn er war nicht böse von Herzen, nur gedankenarm und schwerfällig. „Nun, nun, wird sich schließlich ein andrer finden,“ suchte er die Schwester zu trösten. „Bist ein schmutzes Ding, Marianina, auch ohne die verwünschten Soldi. Und jung genug, um warten zu können.“

Aber der Trost war lahm und fand keinen Eingang. Auf den Checco verzichten müssen — nicht ausdenken war's!

Das Mädchen ging herum wie im Traum, tat mechanisch die gewohnte Arbeit, ah nicht und frant nicht und schloß nachts kein Auge. Und der Bursche kam nicht, wie er versprochen hatte. Nicht den ersten Tag und nicht den zweiten. Erst den dritten, so gegen Abend, als das Zwielicht schon einbrach, stieg er herauf aus dem Tale. Düstern Antlitzes kam er heran, die Augenbrauen finstern gefaltet. Am Laufbrunnen stand eben Marianina mit bloßen Füßen in einer Wasserlache. Das Arbeitsröckchen hochgesteckt,

schruckte sie emsig den kupfernen Herdbleßel. Als sie den seltsam veränderten Liebsten erblickte, schrie sie laut auf vor bangem Entsetzen. Nirrend entfiel ihr das Hausgerät und schlug aufplatzend in den gefüllten Steintrug. Sie preßte die nassen Hände aufs Wieder und sah verzweifelt dem Checco in die trübseigen Augen. Lange sprach keines ein Wort. In den Brunnenrand gelehnt, starrte der Bursche vor sich auf den Boden, während Marianina weinte und schluchzte. Dann ertrag er's nicht länger. Mit jähem Ruck riß er die Wehrlose an sich und bedeckte ihr blaßes Gesicht mit stürmischen Küßern: „Ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht!“

Doch nach einer Weile sanken die umschlingenden Arme. Mutlos, mit verzweifelter Handbewegung, hob er die Schultern: „Er leidet's nicht, der Alte. Ich soll die Santa nehmen, das häßliche Ding, weil sie Geld hat. Von heut in sechs Wochen, sagt er. Ja, wenn du zweihundert Lire hättest, wie sie!“

Das Mädchen trocknete die Tränen mit der durchfeuchteten Schürze. „Du weißt, daß ich die nicht habe,“ antwortete sie leise. „Woher nehmen? Wäste schon ein Wunder geschehen...“

Ein Wunder? Checco griff nach dem Wort wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm. Weshalb nicht? Wenn einer nur wüßte, an welchen Ortlichen sich wenden? So einer müßte es sein, der den Letzten glückliche Nummern verrät fürs Volto oder ihnen die Stelle zeigt im Traum, wo Geld vergraben liegt... Vergleichen gab's. Aber freilich, wo?... Und bekümmert schüttelte der Bursche den Kopf. Der Marianina aber war's zu Mute, als sei ein Bligstrahl vor ihr in den Boden gefahren. Sie starrte vor sich hin mit verträumten Augen, sann und sann. Der vergessene Heilige fiel ihr ein, mit dem sie so oft gespielt hatte im Felsenpalt dorten am Abhang. Wenn der ihr helfen möchte! Noch als halb erwachsenes Mädchen hatte sie ihn fleißig aufgesucht, ihm Blumen gebracht und ihm schön getan auf jede Weise. Dafür sollte er sich dankbar erweisen...

Holt heiter sah sie mit einem Male aus den schwarzen Augen, als sie dem Checco die Hand reichte zum Abschied. „Geh jetzt,

geh, Liebster! Die Schwägerin schilt sonst. Wir haben noch eine Woche Zeit. Wer weiß, was geschieht." Und das Kupfergerät heraufschend aus dem Steintrog, ging sie hurtig wieder an die Arbeit und setzte und rieb, bis der Metall glänzte gleich rötlichem Golde. Nachdenklich schritt der Burische von dannen.

Es ging auf Mitternacht. Ueber dem Ronde Caro stand silbern die schlank Mondichel, und die Sterne flimmerten und blinkten am blauschwarzen Nachthimmel. Im Hause des Matteo Vitale schob eine Hand vorsichtig den Kiesel zurück von der Eingangstür. Leise, mit angehaltenem Atem, schlüpfte Marianina heraus, schlich auf bloßen Füßen über den Rasenplatz hin und wandte sich dem Abhang zu. Einer geschmeidigen Eidechse gleich suchte sie durchs Gebüsch und achtete es nicht, daß die Zweige an ihren Hüften zerrten, die ihr halbgeköst schmer über die Hüften hingen. Endlich fand sie die Stelle, nach

der sie suchte, den schmalen Felsenspalt, in den sie oft geschlüpft war in den Jahren der Kindheit. Mit der Hand griff sie in die Öffnung hinein, zwängte den halben Oberkörper hindurch und zog endlich das Metallbild heraus. Wenig verändert schien es zu sein. Etwas grünlicher geworden vielleicht, mit Moos und vermoderten Laube bedeckt. Das alles entfernte sie rasch, stellte es auf einen Baumstumpf hin und warf sich daneben auf die Kniee nieder. In einbringlichen Worten stellte sie dem Heiligen ihre Lage dar, sprach von der Liebe, die sie empfand für den schwarzglänzigen Checco und von den schlechten Beiratsaussichten infolge der mangelnden

Mitgift, und hatte dabei das Gefühl, als würde ihr leichter ums Herz und immer leichter. Sicher war sie verstanden worden von dem wunderstätigen Bild, nun würde die Dille schon kommen. Dennoch hielt sie's in ihrem praktischen Sinn für besser, noch einen Fingerzeig zu geben. „Drei Lire hab' ich dabei," sagte sie gewichtig und mit Nachdruck. „Wenn ich die ins Lotto setzte? Einen schönen Gewinn kann man da machen, einen Terzo



Bild am Eiser der S. Maria des Hauses Böhlin in Karlsruhe. Von Hermann Volz

vielleicht, mag sein auch einen Quaterno. Nur die Kummern sollte man wissen." Und bittend sah sie der kleinen Statue ins Gesicht, als erwarte sie nichts Geringeres, als daß diese den Mund öffne, um ihrem Wunsche nachzukommen. Doch geschah nichts dergleichen. Da seufzte sie voll Ungeduld auf und warf den Kopf in den Nacken. „Bist du aber schwer von Begriff!" stand deutlich in ihren Augen zu lesen.

Gleich hernach packte sie die Neue. „Kannst sie mir ja sagen im Traum!" meinte sie kleinlaut und erhob sich vom Boden. Sie barg das Bild wieder

im Spalt und eilte leichtfüßig nach Hause. Von der harten Tagesarbeit erschöpft, ermüdet von ihrem nächtlichen Ausflug, schlief sie bald ein. Und da war ihr mit einem Male, als fülle die enge Kammer sich mit blendendem Schein. Klirrend sprang der Kiesel zurück am schmalen Dachfenster, die schwärzliche Mauer sah aus, klar und durchsichtig gleich fließendem Wasser. Der alte Feigenbaum nickte herein und schüttelte grüßend die Äste. Durch die Lüfte aber schwebte der Heilige heran auf rosensarbener Wolke und lächelte gütig. Die Blüten auf seinem Haupte schienen lebend geworden und entsandten einen betäubenden Wohlgeruch. Er aber winkte freundlich mit dem wieder angewachsenen Arm, sprach die Marianina an und flüsterte ihr vier Zahlen ins Ohr. Eins, zwei, drei, vier... Ganz nach der Reihe ging's. Sie wunderte sich darüber nicht wenig und war doch von Herzen froh über die Botschaft. Voll heißen Dankes streckte sie die Hände nach der Erscheinung aus, empfand einen dumpfen Schmerz und erwachte, um die Kammer dunkel zu finden und leer, und alles genau so wie immer. Nur der Arm hatte sie sich empfindlich angeschlagen am hölzernen Bettposten. Und da rieb sie die Augen, gähnte herzhast und besann sich. Ein seltsamer Traum süßwahr! Absonderliche Kummern! Hatte man je dergleichen gehört? Aber der Heilige wollte offenbar, daß sie die setzte, wozu hätte er sich sonst die Mühe gegeben?

„Morgen nach der Frühmesse hol' ich den Zettel," sagte sie sich, und von dem Vorfall beruhigt, sank sie aufs neue in Schlummer. —



Großer Festsaal im Hause Böhlin in Karlsruhe

Sor Peppino, der Schulmeister, der zugleich das Amt des Notarschreibers verah, war vor kurzem erst aufgestanden. Ungewaschen und ungekämmt, nur mit dem Nötigsten bekleidet, stand er am Fenster der Wohnstube, sah den Spaten zu, die in der engen Gasse sich um einen Strohhalm bolgten und wie bestessen lärmten und schrien, und wartete auf den Milchkarren, den seine Frau zurechtspannte in der kleinen Küche am Ende des Hausflurs. Da kam die Marianina herein gestürzt mit kirchlichen Baden. „Einen Cuaterno will ich sehen, Sor Peppino, seib so gut und schreib's auf!“

Doch der Alte war unwirsch und schlecht gelant ob der Störung. „Se!“ sagte er grämlich, „nicht so rash, figlia mia! Erst leg das Geld auf den Tisch, dann wollen wir sehen.“

Umständlich und voller Bedacht zählte er dann die Kupfer- und Nickelstücke, schob einen überflüssigen Solbo zurück und ging nach dem Schreibgerät.

„Nun sag deine Nummern!“ knurrte er verdrießlich, tauchte die Feder ins Tintensaf und trug sie auf dem Papier herum. Das Mädchen nannte die Zahlen. Da starrte Sor Peppino sie an mit weit aufgerissenen Augen und rühte ärgerlich am Gestell der Hornbrille. „Du bist wohl nicht recht bei Verstand!“ polterte er los. „Willst denn Geld los sein und nichts weiter! Wie sollen denn solche Nummern jemals gewinnen?“

Doch Marianina blieb fest. „Schreib, Schulmeister, schreib! Das ist meine Sache und nicht die Eure. Ich weiß, was ich weiß.“

Da blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen, doch tat er's mit Brummen und Schellen, und als er den Namen hinschrieb unter die Quittung, machte er einen ärgerlichen Schnörkel.

Das Mädchen borg den Fettel im Nieder und huschte hinaus. Wohlgenut ging sie an ihre Arbeit, setzte Stube und Oerd und schrieft Wasser am Brunnen. Alles trällernd und singend, voll Frohm und guter Laune. Die Schwägerin wunderte sich nicht wenig. „He, du,“ rief sie ihr zu, „hat die einer etwas geschickt, daß du so vergnügt bist?“ Und voll geheimer Schadenfreude setzte sie hinzu: „Freust dich wohl, daß es endgültig aus ist mit dem Checco? Nächsten Sonntag wollen sie Verspruch feiern beim alten Negri.“ Aber auch das versing nicht. Gleichmütig zuckte das Mädchen die Achseln, machte ein schlaues Gesicht und schwieg beharrlich.

Schneller als gedacht, kam der Samstag heran, der heiß erkante Tag, an dem die gezogenen Nummern veröffentlicht wurden. Unter den ersten, die das Fenster belagerten, hinter dem der gedruckte Papierstreifen erscheinen sollte, befand sich Marianina. Und als des Schulmeisters dürre Gestalt endlich sichtbar ward mit dem Fettel, redte und streckte sie sich, um ja keinen Augenblick zu verpassen. Da... schwarz und grün ward ihr vor den Augen. Sah der Alte nicht just auf sie hin mit höhnlichem Lächeln? Und die Nummern? Nicht eine der ibrigen war dabei, nicht eine!

Alles drehte sich mit ihr im Kreise. Sie schwankte und wäre gefallen, wenn nicht ihr Nachbar dorb zugegriffen und sie gehalten hätte. Mitleidig zog er sie aus dem Gedränge und stellte sie auf die Füße. „Dast auch nichts gewonnen, du?“ fragte er gutmütig. „S ist eben ein Jammer mit den vertrackten Zahlen! Du freilich bist jung, kannst dein Glück auch anderswo finden. Ich aber, wenn ich heimkomme ohne Geld, pfänden sie mir die Fiege im Stalle...“

Stumpf ergeben nickte er mit dem grauen Kopf, Marianina aber riß sich los und ließ davon mit fliegenden Häden. Selbst zu danken vergaß sie. Durch die Dede zwangte sie sich und kümmerete sich nicht um die Dornen, die ihr schmerzlich durch die Hemdärmel drangen und sie an den Kleidern zerrten. In den Felsenpalt griff sie hinein, riß das Bild voll ungetrübten Hemes hervor und sah es aus heftenfüllten Augen an. „Lügner du, elender Verräter! Mußtest du mir die sauer ersparten Solbo aus der Tasche laden und nichts? Mich zum Gelpötte der Leute machen mit deinen Nummern? Da, saß hier, du falscher Heiliger du!“

Und mit gewaltigem Schwunge schleuderte sie das Figitchen von sich, daß es im Bogen hinwegflog über das Dicht und mit dampfem Aufschlag niederfiel. Gleich darauf ein Aufschrei des Schmerzes, eine Plut ihr unverständlicher Scheltworte. Der Schred lähmte ihr fast die Glieder. Nengstlich bog sie den Kopf vor und lauschte gespannt, sich kramphast am Gezwiege festhaltend.

Schließlich ward es stiller da unten. Nur ein unbedeutendes Gormmel ließ sich vernehmen, aus dem sie nicht klug wurde. Und die Neugier sagte sie trotz allen Nummern.

Sorgsam kletterte sie den steilen Pfad hinab,

manchmal halb rutschend und gleitend und schmerzhaft gequält vom überhängenden Dornestrüpp. Endlich stand sie unten und überfah das angerichtete Unheil. Im Talgrund, wo der Weg sich weitete und hinsühte zum Fluss, der rauschend seine Wellen vorbeizog am weidenbewachsenen Ufer, hatte einer gefessen und gemalt, und der grünliche Unhold hatte ihn beim Herabstürzen am Knöchel getroffen, die Staffelei umgerissen und das nasse Bild darauf zu Falle gebracht. Nun stand der Maler da, riß sich das schmerzende Bein und sah missergnügt auf die zerstörte Arbeit des Nachmittags. Marianina kannte ihn wohl. Ein Fremder war es, nicht alt und nicht jung, nicht schön und nicht häßlich, blaue Augen und mit blonden Haaren. Zu Matri im Wirtshaus wohnte er seit kurzem und suchte sich ein passendes Wobed für ein Bild. Gestern erst hatte er sie angesprochen und sie zu malen begehrt, doch sie war darauf nicht eingegangen, um nicht den Checco zu kränken. Ach, der Checco! Schluchzend preßte sie die Hand auf's Mieder. So war er ihr endgültig verloren!

Bermindert hörte der andre den klagenden Laut. Der Anblick des schönen Mädchens besänftigte schnell seinen Jorn. Dennoch fragte er mit scheinbarer Strenge: „Was fällt dir ein, ehrliche Leute mit Steinen aus dem Hinterrück zu werfen? Na, tut es dir jetzt leid, weil du so betrübt aussehst?“

Marianina verstand ihn nur halb. Manu mächtig arbeitete der Kummer in ihrem Innern. „Ich wollt' Euch nicht treffen,“ murmelte sie wie geistesabwesend und sah vor sich hin ins Leere.

Der Maler knurrte ein undeutliches Wort und bückte sich nach dem Wurfgeschloß, nahm es empor und stieß einen Pfiff aus.

„Nicht übel, bei Gott! Griechische Arbeit. Aus dem fünften Jahrhundert, schätz' ich. Wie kommt das Mädchen zu der Figur?“

Schelmisch blinzelte er sein Gegenüber an.

„Was hat dir der Schelm da getan, daß du ihn so schlecht behandelst? Ist dir etwa dein Liebster treulos geworden? Oeh, laß ihn fahren! Ich wette, im Handumdrehen findest du einen andern.“

Marianina vernahm die Scherzrede kaum. Sie stremte die Hand auf die Hüfte und machte ein Gesicht gleich einer erzürnten Königin.

„Kümmerst Euch um das Euer? Mich und meinen Liebsten mögt Ihr in Ruhe lassen!“ sagte sie herbe, um gleich darauf in einen Tränenstrom auszubrechen. Zum Herzerbarmen weinte und schluchzte sie.

Katlos und erschreckt sah der Maler auf seinem Klappstuhl, hielt das Figitchen im Schoß und schüttelte ein um das andre Mal den Kopf. Endlich ward die Kammerde ruhiger, und es gelang ihm, ihr die Ursache ihres Dergleichs abzufragen. Als sie geendet, strich er gedankenvoll den blonden Spitzbart. Tausend Jahre! So viel Kummer und Gend um die paar Groschen! Das arme Ding dauerte ihn... .

Er sann und sann, überdachte die Geschichte und mußte schließlich lachen.

„Du dachtest also, der da solle dir helfen?“ meinte er belustigt und wick mit dem Finger auf das Bildwerk hin. Das Mädchen wischte sich die Tränen aus den Wimpern und warf ihrem Heiligen einen unfreundlichen Blick zu. „An der Nase hat er mich herumgeführt, der Verräter!“

„Du, wer weiß?“ Der Fremde lächelte ob ihrer Einsalt. „Gehört das Ding eigentlich dir?“ fragte er.

Das Mädchen bejahte. „Es hat sich keines sonst darum gekümmert.“

„Na, dann ist die Sache ja einfach,“ sagte der andre. „Verlauf mir die Figur, dann geb' ich dir zweihundert Lire. Aber malen lassen mußst du dich auch, sonst wird nichts aus dem Handel.“

Vor den Augen der Marianina drehte sich alles im Wirbel: Baum und Gesträuch und der Fremde mit dem wunderartigen Habde. Wachte sie nun, oder war das geträumt? So viel Geld auf einmal! Was für ein großer Heiliger mußte das sein, den man so teuer bezahlte! Und der Checco erst — wieb der sich wunderte!

Einen Jubelruf stieß sie aus in überquellender Dergensfreude, einen Ruf, der emporstieg aus dem Tale und einen kurzen Augenblick selbst das Rauschen des Wassers überflang. — —

Seit acht Jahren sind der Checco und die Marianina ein Paar, und ein Häuflein von fünfem reißt sich allmiltags um ihren Tisch, zwei Duben und drei Mädchen. Gleich nach des Alten Tod, kurz nach der Hochzeit, haben sie das ererbte Anwesen verlaufen, die Wühle, und sind nach Rocca di Papa gezogen, wo sie eine Wirtschast über-

nahmen. Das Geschäft geht gut. Einheimische und Fremde schähen den feurigen Frascaier, den der Checco aus strohummlochtener Flasche in die Gläser gießt, und rühmen die gute Küche der staitlichen Wirtin. Denn sie ist etwas ins Breite geraten, die Marianina, und ihr Gesicht besigt nicht mehr die Feinheit und Anmut ihrer Mädchenjahre. Doch immer noch ist sie des Ansehens wert, ein vollerbühtes Weib, mit bligenben Augen und rot-leuchtenden Korallenlippen, und hat mehr Bewunderer, als dem Checco lieb ist, der sie eifersüchtig hütet, und dem das scharfgeschliffene Messer gewaltig lose in der Tasche ligt. Im besten Zimmer des Hauses aber hängt über dem breiten Ehebetto des Paares, hart unter dem Bilde der Madonna mit dem Christkinde, ein kleines Gemälde in Wasserfarben, das die Marianina darstellt in der kleidsamen Tracht ihrer heimischen Berge. Ein Andenken, das ihr der fremde Maler geschenkt, der ihr indirekt verholten hat zu ihrem Glücke. Denn der eigentliche Wobltäter, das weiß sie sicher, und auch der Checco ist davon scharfgeschliffene Messer war ja doch ein andre. Und ihr einziger Kummer von Belang besteht darin, daß sie nicht weiß, wo das seltsame Erzbild hingekommen ist, hinter dem sicher mehr steckte, als sie geahnt hat. Aber das erfährt sie wohl schwerlich.

Hunderte von Meilen entfernt steht das Figitchen in einer deutschen Stadt im Museum für Altertumskunde. Wenn die Sonne hereinfällt durchs Oberlicht des geräumigen Saales und hinspielt über das grünliche Gesicht des schlanken Knaben, dann sieht es aus, als fliege ein neckisches Lächeln um die vollgeschwungenen Lippen, gerade als denke auch er an die Rolle, die er gespielt im Leben der Marianina.

Aber jetzt ist er kein unbekannter Heiliger mehr, sondern er führt den Namen, der ihm von Rechts wegen zukommt; auf dem Blechbild zu seinen Füßen ist er deutlich zu lesen: Erös.

## fluszbäder

Die schwarze Suppe, der Ringkampf und der Lauf zum Eurotasfluß waren den alten Spartanern, diesen Erziehungspraktikern ersten Ranges, die Handhaben zur Kräftigung und Stählung ihrer männlichen Jugend. Einfache gehaltreiche Kost, ausreichende Bewegung und erfrischende Bäder sind auch heute noch die Kardinalmittel zur Befestigung und Berachung der Gesundheit. In der Auswah der Nahrung und der Pflege der Leibesübungen werden rote durch die klimatischen Verhältnisse nur wenig beengt. Bei den Bädern in den natürlichen Wasserläufen dagegen sind wir gang von den Jahreszeiten abhängig. Wohl ist Deutschland nicht mehr so „wasserreich“ wie vielleicht noch vor dreißig Jahren. Die Anlage von Wasserleitungen hat das fruchte Element in die Häuser geführt und auch in einer großen Anzahl mittlerer Wohnungen Badezimmer entfallen lassen. Private und städtische Badeanstalten und eine hochentwickelte Badetechnik sind hinzugekommen. Aber trotzdem behalten die Fluszbäder ihren hohen Wert. Es handelt sich hier nicht nur um den anregenden Reiz der lebendigen Welle; die reine Luft, die Besonnung und Durchlichtung des Körpers, die landschaftliche Umgebung, sie alle verbinden sich zu einem unvergleichlichen Gemisch, der aus der Kulturübersättigung heraus zugleich eine zeitweilige, befreiende und verjüngende Rückkehr zur Natur bedeuert.

Wie jedes Bad, so bedingt auch das Flusbad zunächst eine Reinigung der Hautoberfläche. Die Haut ist nicht nur die äußere Schutzhülle des Körpers, sondern auch ein Organ, das der Stoffabgabe und Stoffaufnahme dient. Sie scheidet Kohlenäure, Milchsäure und in Flüssigkeiten gelöste feste Stoffe aus und nimmt Sauerstoff auf. Sie ist in dieser Hinsicht Lunge und Niere zugleich. Die Vermittlungskanäle für diesen Austausch sind die Schweißporen, die Ausführungsgänge für die Schweißdrüsen. Man hat die Gesamtzahl der Schweißdrüsen bei einem erwachsenen Menschen auf 2300000 bis 2400000 berechnet. Für gewöhnlich vollzieht sich durch die Schweißporen nicht die Schweißabsonderung, sondern die sogenannte insensible Perspiration, die unmerkliche Hautatmung. Die Luft vermag bis zu einer gewissen Tiefe in die Schweißdrüsenschläuche einzudringen, so daß an ihrer inneren Oberfläche, unter der sich die feinen Blutgefäße ausbreiten, ein Gasaustausch zwischen der Luft und dem Blut stattfindet. Die gesamte Hautoberfläche gibt in 24 Stunden 3 bis 9 Gramm Kohlenäure ab,

während die ganze Abendszeit in derselben Zeit gegen 900 Gramm Kohlenäure abscheidet. Entsprechend klein ist auch die Sauerstoffaufnahme durch die Haut, aber dafür erreicht die Wasserverdunstung eine um so anfänglicher Höhe. Die Schweißdrüsen sind stets mit Schweiß gefüllt, dessen Wasser fortgesetzt verdunstet. In 24 Stunden verdunstet auf der Haut 500 bis 1000 Gramm Wasser. Dagegen beläuft sich die Wasserabgabe durch die Lungenatmung für den Tag durchschnittlich nur auf 300 Gramm. Tritt die eigentliche Schweißabsonderung ein, so wächst die Höhe der Wasserabgabe noch bedeutend; dann verlassen mit dem Wasser die in Schweiß gelösten Stoffe, wie Kochsalz, phosphorsaures Kali, phosphorsaures Natrium, Chlorcalcium und Magnesia, ferner Fette und flüchtige Fettsäure, wie Ameisensäure, Butteräure und Essigsäure, den Körper.

Dieser ganze Stoffaustausch wird aber gehemmt und beschränkt, wenn die Ausführungsorgane der Schweißdrüsen durch Schmutzteilen mehr oder weniger verstopft sind. In dem das Flußbad durch die Reinigung der Körperoberfläche die Befreiung dieser Schmutzteilen herbeiführt, befördert es also dem auf der Hauttätigkeit beruhenden Stoffaustausch und trägt schon hierdurch zum Wohlbefinden des Körpers bei. Allein der Schmutzbelag, der den Körper überzieht, greift auch noch nach einer anderen Richtung hin störend in den Haushalt unseres Organismus ein. Unser Körper ist ein Mechanismus, der einer sehr genauen Wärmeregulierung bedarf. Seine durchschnittliche Temperatur beträgt 37,5° C. Steigt sie auf 42° oder fällt sie auf 36° C., so stockt der Apparat, und der Tod tritt ein. Da die Haut ein schlechter Wärmeleiter ist, so ist sie vortrefflich dazu geeignet, die Gleichmäßigkeit der Eigenwärme des Körpers aufrecht zu erhalten und sie bis zu einem gewissen Grade von den äußeren Temperatureinflüssen unabhängig zu machen. Aber diese Sachlage ändert sich, wenn die Haut von einer Schmutzschicht überdeckt wird. Diese Schmutzschicht ist ein guter Wärmeleiter, die also sowohl die Eigenwärme des Körpers ungehindert austreten als auch äußere Temperaturen auf ihn leicht einwirken läßt und so der Anlaß zu Störungen in der Wärmeregulierung wird. Wie stark eine zusammenhängende gut leitende Deckschicht zur Wärmeabgabe und Abkühlung des Körpers beiträgt, zeigen die Experimente, bei denen man die nackte Haut von Tieren mit Firnis überzogen hat. Die Körpertemperatur dieser Tiere sinkt in Folge der gesteigerten Wärmeabgabe so bedeutend, daß sie zu Grunde gehen. Dagegen bleiben sie am Leben, wenn man sie nach dem Ueberfirnissen in Watte einpackt und damit die Wärmeabgabe verringert. Es ist also allein der übermäßige Wärmeverlust, der den Tieren in dem ersten Falle tödlich wird. Bildet sich durch den Staub, der sich an die Haut ansetzt und mit den Absonderungen der Schweißdrüsen und Talgdrüsen vermischt, eine die Wärmeabgabe steigende Schicht, so kann zwar der Wärmeverlust nie so groß werden wie bei den Versuchstieren, aber immerhin ist dieser gut wärmeleitende Hautüberzug ein beginnendes Moment für die Entstehung von Erkältungen. Die Verabreichung des Wärmevorrats des Körpers und die örtliche Einwirkung niedriger Lufttemperaturen arbeiten sich hier gegenseitig in die Hände. Dadurch, daß die Flußbäder die anhaftende Staubdecke entfernen oder es überhaupt nicht zu einer solchen kommen lassen, werden sie zu einem Schutzmittel gegen Erkältungen.

Flußbäder sind kalte Bäder, und insofern entziehen sie dem Körper vorübergehend Wärme. Die Kürze der Wärmezuziehung durch das Flußbad ist aber nicht in gleiche Linie zu stellen mit der andauernden Wärmeabgabe durch einen Schmutzbelag. Denn in dem ersten Fall vermag der Körper den Wärmeverlust bald wieder zu ersetzen, im zweiten hingegen nicht oder doch nur sehr schwer. Wird die Temperatur des Körpers durch das kalte Flußbad zeitweilig herabgesetzt, so sucht der Organismus durch vermehrte Wärmebildung einen Ausgleich zu schaffen. Es gelingt ihm dieses durch eine Beschleunigung der Verbrennungsprozesse oder Oxidationsvorgänge, die auf der einen Seite eine lebhafte Betätigung der Blutbildung, auf der andern durch den Verbrauch und die Umsetzung angeammelter Nährstoffe eine Erhöhung des Stoffwechsels nach sich zieht. Gesteigert wird dann diese Erhöhung des Stoffwechsels noch durch die mit dem kalten Bade verbundene Muskelaktivität. Denn je niedriger die Temperatur des Wassers ist, desto lebhafter bewegen wir uns unwillkürlich. Auf die Steigerung des Stoffwechsels ist der rege Appetit zurückzuführen, der sich nach dem Flußbade geltend macht. Der Verbrauch von im Körper auf-

gespeicherten Nährstoffen macht sich sogar durch das Gewicht kenntlich. Nach dem Bad ist das Körpergewicht stets etwas geringer als vorher.

Die Kälte des Wassers veranlaßt ferner die feinen Hautblutgefäße, sich zusammenzuziehen. Durch die Zusammenziehung wird das Blut aus ihnen herausgedrückt, die Haut vom Blutfluß entlastet und dafür der Blutstrom in größerer Fülle nach dem Innern des Körpers hingelenkt, so daß die hier befindlichen Organe reichlicher vom Blut durchspült werden. Das Blut flaut sich gewissermaßen in den inneren Organen. Die Verwirrung der Stauung macht eine Verstärkung der Herzleistung erforderlich, die sich in dem Herzlopfen, das uns für die ersten Augenblicke befallt, ausdrückt. Unser natürlicher Schuß gegen den Wechsel der Lufttemperatur, wie ihn der Gang der Witterung mit sich bringt, beruht auf der schnellen Zusammenziehbarkeit der Hautblutgefäße, wodurch diese das Blut den schädigenden Einflüssen entziehen und einer übermäßigen Abkühlung der einzelnen Körpertheile entgegenwirken. Da die Blutgefäße durch die Flußbäder zu einer raschen Zusammenziehung gleichsam eingulbt und trainiert werden, so erwächst aus dieser Gymnastik allmählich eine Abhärtung des Organismus.

Auch die Atmungsvorgänge unterliegen der Rückwirkung, die von den Flußbädern ausgeht. Da die Wasserverdunstung und die Kohlenstoffabgabe aus den Schweißporen durch die den Körper umgebende Wasserschicht unterbunden ist, so muß die Lunge die Sauerstoffabgabe übernehmen. Infolgedessen werden im Bade die Atemzüge tiefer und die ausgetretenen Luftmengen größer. Aber die Kälte des Wassers übt auch einen Reiz auf die Hautnerven der Empfindungsnerve aus, die diesen Reiz auf das Atemzentrum, das im verlängerten Mark, dem Verbindungsstück zwischen Gehirn und Rückenmark, liegt, fortleiten, von dem nun die Atemmuskeln stärker erregt und die Lungenbewegungen nochmal vertieft und beschleunigt werden. Das Gesamtergebnis ist eine energiegeladene Tätigkeit und eine kräftige Durchlüftung der Lunge. Die Ausatemluft ist denn auch in und nach dem Bade beträchtlich reicher an Kohlenäure als vorher. Bedeutend ist schließlich noch die Nachwirkung des Flußbades. In dem nach Beendigung des Bades das Blut in die Haut zurückströmt, wird ein erfrischender und belebender Nerveneinfluss hervorgerufen, der, in Verbindung mit der Wiedererwärmung, als ein äußerst wohlthätiges Gefühl empfunden wird. Bis zu einer halben Stunde nach dem Verlassen des Wassers ist die elektromotorische Erregbarkeit der Nerven und Muskeln erheblich gesteigert.

Alles, was vom einfachen Flußbad gesagt worden ist, gilt in noch höherem Grade vom Schwimmbad. Hier werden durch die Schwimmbewegungen die Muskeln, und zwar fast alle gleichmäßig, in eine starke Tätigkeit versetzt, die mechanische Einwirkung des an den Körper anschlagenden Wassers ist ebenfalls kräftiger, und die Atmungsgröße wächst noch mehr, da der Schwimmer, um sein Körpergewicht zu verkleinern, unwillkürlich die Einatmung möglichst vertieft. Das Schwimmen gehört daher zu den gefundesten aller Heilübungen.

Sollen in dem Flußbäder die geschädigten wohlthätigen Folgen zeitigen, so muß man bei ihrem Gebrauch eine Reihe von Regeln beachten. Viel verbreitet ist die Furcht, sich durch die Einwirkung des kalten Wassers eine Erkältung zuzuziehen. Es wird daher allseitig die Mahnung gegeben, nicht zu früh und zu warm in die kühle Flut zu tauchen. Die Mahnung ist an sich ganz gerechtfertigt, aber durch ihre allzu ängstliche Befolgung erwidert man sich leicht das, was man vermeiden will, eine Erkältung. Man kann es in den Badeanstalten oft genug bemerken, daß sich viele Personen, um sich abzukühlen, bis auf die Unterkleidung entkleiden und dann in dieser so lange verweilen, bis sie ein leichtes Frösteln empfinden. Jetzt erst halten sie den Augenblick für gekommen, wo sie ungefährdet in das Bad gehen können. Ein derartiges Verfahren ist aber durchaus nicht richtig. Wir wissen, daß das Flußbad dem Körper Wärme entzieht. Um diese Wärmeverminderung zu ertragen, muß der Körper noch einen gewissen Wärmeeberschuß besitzen. Ist das nicht der Fall, hat vielmehr durch das lange Verweilen im halbentkleideten Zustand außerhalb des Bades die Wärmeabgabe eine erhebliche Höhe erreicht und kommt nun noch im Bade selbst eine abermalige Wärmeverminderung hinzu, so kann der Körper diesen Doppelverlust nicht decken, d. h. man erkältet sich. Eine Ueber-treibung der Abkühlung ist daher entschieden vom Uebel. Um die richtige Grenze einzufassen, empfiehlt es sich, in der vollständigen Kleidung so lange zu

warten, bis sich der Herzschlag von dem Gang nach der Badeanstalt beruhigt hat und jede Erregung gänzlich geschwunden ist. Dann entkleide man sich schnell und suche solesich das Wasser auf. Bei einem solchen Verhalten ist einerseits der Körper genügend abgekühlt, andererseits besitzt er noch einen ausreichenden Wärmevorrat, um die jetzt von ihm geforderte Wärmeabgabe ohne Ueberanstrengung zu bestreiten.

Viele Personen lieben es, ganz langsam und schrittweise ins Bad zu gehen. Auch das ist nicht ratsam. Es ist eine feststehende Tatsache, daß der Körper viel leichter unter einer stärkeren Abkühlung leidet, wenn ihr nur einzelne Teile, und namentlich die Füße, ausgesetzt werden, als wenn der ganze Körper auf einmal einer niedrigen Temperatur unterworfen wird. Daher ist es vorzuziehen, entweder in das Wasser zu springen oder doch wenigstens rasch hineinzuklettern. Lebhaftere Bewegungen mit Armen und Beinen sind besonders für den ersten Aufenthalt im Bade zweckmäßig, da, wie schon angedeutet, durch die Muskelaktivität dem Wärmeverlust entgegen gearbeitet wird. Auch ist darauf zu sehen, daß das Wasser etwa bis zum Hals reicht, damit sich der gesamte Körper unter den gleichen Temperaturverhältnissen befindet. Aus demselben Grunde hat man auch von Zeit zu Zeit mit dem Kopf untertauchen. Die Dauer des Bades richtet sich nach der Körperbeschaffenheit des Badenden und der Temperatur des Wassers. Kräftige und vollsäftige Personen werden die Badedauer im allgemeinen länger ausdehnen können, während sie für Schwächliche und Empfindliche entsprechend abzukürzen ist. Der äußerste Zeitpunkt aber, bis zu dem der Aufenthalt im Wasser zu bemessen ist, ist der, in dem sich ein Frostgefühl oder die sogenannte Gänsehaut einstellt. Der Körper gibt damit kund, daß seinem Wärmeverlust die Er-schöpfung droht. Verschiedentlich treten nach dem Bade Mattigkeit, Abgespanntheit und Appetitlosigkeit auf. Das ist dann ein Zeichen, daß man das Bad zu lange ausgedehnt hat, auch wenn sich ein Frösteln nicht bemerkbar gemacht hat. Unter einer Temperatur von 16° C. sollte man in der Regel nicht hinausgehen. Besonders im Beginn der Badesaison soll man lieber ein paar Tage länger warten, bis das Wasser eine höhere Temperatur angenommen hat. Wer regelmäßig badet, wird am Ende des Sommers auch noch ein, zwei Grad unter die angegebene Temperaturgrenze herabgehen können. Aber man soll doch dabei nicht dem Grundsatze huldigen, daß viel viel hilft, sondern bedenken, daß auch hier das Richtige in der Mitte liegt.

Zu welcher Tageszeit man badet, ist mehr nebensächlicher Natur. Auf jeden Fall aber ist das Bad nicht gleich nach einer Mahlzeit, solange der Magen mit Speisen angefüllt ist, zu nehmen. Für den Magen ist, um die Verdauungsarbeit durchzuführen zu können, ein vermehrter Blutzufluß erforderlich. Unter normalen Umständen erhält er diesen auch regelmäßig, da es ein stehendes Gesetz im Leben des Körpers ist, daß das Organ, das arbeitet, auch reichlicher mit Blut versorgt wird. Nun ist aber, wie dargelegt worden ist, die Blutverteilung im Bade verändert, und diese Blutverteilung bringt es auch mit sich, daß dem Magen nicht diejenigen Blutmengen zufließen, die ihm sonst zukommen. Infolgedessen wird die Verdauung beeinträchtigt und gestört. Allein es ist noch ein zweites Moment zu berücksichtigen. Durch die Bewegungen des Wassers wird auf den mit Speisen beladenen Magen ein beständiger Reiz ausgeübt, den die Nerven zum Gehirn fortleiten. Hier kann sich dann diese nervöse Rückwirkung in Form von Schwindelanfällen und Schummern äußern. Das sonst unerklärliche Versinken müdiger Schwimmer ist vielfach auf eine Bewusstlosigkeit zurückzuführen, die ihre letzte Ursache in der Unvorsichtigkeit hat, daß das Bad zu schnell auf eine Mahlzeit folgte. Auch unmittelbar nach größeren körperlichen Anstrengungen und stärkeren seelischen Erregungen sind Flußbäder nicht empfehlenswert. Beide verbinden sich mit einer Steigerung der Herzleistung. Da an diese aber, wie gesagt, durch das Bad erhöhte Ansprüche gestellt werden, so kann es geschehen, daß das Herz die ihm zugewendete Arbeitsleistung nicht zu bewältigen vermag und stockt. Ein Herzschlag hat das Leben beendet. Nach körperlichen Strapazen und heftigeren Gemüts-erregungen soll man daher immer erst einige Stunden, in denen man sich erholt und beruhigt, verstreichen lassen, bevor man das Bad aufsucht.

An das Bad hat sich eine kräftige Abreibung des Körpers mit einem rauhen Tuch zu schließen. Die Haut soll sich, damit eine desto schnellere Wiedererwärmung eintritt, röten. Ein leichtes Abtrocknen genügt nicht. Denn die anhaftende



**Bersaglieri in Neapel.** Nach einer Zeichnung von J. Montana

In der italienischen Armee ist keine Truppe so populär wie die Bersaglieri. Sie sind bekanntlich auch der beliebtesten Gattung der zeitlichen Kavallerie. In ihrer mehrfachen Uniform mit den großen roten Hosenbüscheln auf den breitkrempigen Hülsen führen sie umher und können sich, was nach vornehmer Ausstattung in der eigensartigen Uniformität, in dem sie ihre Besessenen ausüben. Wie sie unterrichtet sind haben, sind ihnen auch die besten Vorbildern für

probiert worden, und namentlich findet man sie fast überall an den Orten, die vorgeschrieben von Fremden besucht werden. Die Bersaglieri wurden im Jahre 1809 von General de la Motte nach dem Kaiser der französischen Kaiser in der Stadt von zwei Kompanien im italienischen Parte organisiert. Jetzt hat jedes der zwölf italienischen Armeekorps ein Bersaglieri-Regiment zu drei Bataillonen mit je drei Kompanien.







Wol. Eisenberg & Co., Hamburg

Der neue Kaiser Wilhelm-Hafen in Hamburg

des Kräftes ist äußerst selten; von dem rein goldenen „Stater“ leuchtet sich ein einziges Exemplar im Pariser Münzkabinett und ein zweites in London.

**Verschwindende Urkunden**

Gewisse Tinten, die einige Zeit, nachdem sie zum Schreiben benutzt wurden, von dem Papier wieder verschwinden, sind längst bekannt. Neuerdings wird wachsend bekannt gegeben, daß man durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure Dokumente zerstören kann, die sich nach einer gewissen Zeit ganz und gar auflösen. Die Verbrennung der Schwefelsäure, mit der man das dafür bestimmte Papier tränkt, entspricht der Zeit, die die Urfunde dauern soll; je tiefer die Verbrennung, desto länger hält das Material, während im umgekehrten Fall der Zermin der Auflösung beschleunigt wird. Demnach wird die aufgenommene Schure des getrockneten und gefälschten Papiers oberflächlich durch Salzsäure oder Ammoniumdünste neutralisiert. Wie in den Worten des Papiers verbliebene Schure bedingt den Zerfall des Papiers, und es ist gleich, mit was für Tinte man es beschriebene hatte. Demnach werden vorläufige Reste für wichtige Schriftstücke nur eignes oder genau gepreßtes Papier verwenden dürfen.

**Elektrische Güterbeförderung**

In den Vereinigten Staaten von Amerika bringt die elektrische Bahn immer mehr vor. Vorhergehend geeignet erweist sich der elektrische Bahnbetrieb dort auch für die Güterbeförderung. Er ist besonders im Lande, den Kleinsteitsverkehr zu betreiben, mit dem sich die Dampfzügen nicht gut abgeben können, weil sie sich nicht mit Nutzen den Anforderungen dieser Verkehrszweige anpassen lassen. Wie bekannt der Frachtwagen auf der elektrischen Bahn sehr gebräuchlich, dafür liefert die Vereinigten Staaten und Ostern-Verein einen Beweis. Auf ihrer elektrischen Bahn betreiben von 40 englischen Meilen befördert sie Milch zum Umkreis von 2 Cent für die Gallone (1.5 Liter) ohne Unterschied der Entfernung. Die Fahrer lösen Frachtkarten und geben diese bei der Verladung der Milch dem Spediteur ab. Weitere Formalitäten sind nicht zu erfüllen. Die Bahn liefert auch die leeren Kannen frei zurück.

**Das kleinste Pferd der Welt**

Im der Wiener Weltausstellung die VI. Section der tierärztlichen Landwirtschaftslehre bildete ein Hauptanziehungspunkt ein Pferd, dessen Äußerer im ersten Moment wahrhaft verblüffend wirkt. Das Pferd ist nur 20 Centimeter hoch und nicht größer als ein ausgewachsener Ferkel. Schon die Mutter des Tierchens ist ein Pferd in miniature. Die Proportionsverhältnisse erhält man aus unserm Bilde. Der Mann, der bei den Pferden steht, ist von normaler Größe. Das kleinste Pferd der Welt reicht ihm kaum bis zu den Knien und die Mutter gerade bis zur Brust.



Das kleinste Pferd der Welt

**Der neue Kaiser Wilhelm-Hafen in Hamburg**

Am 20. Juni wird in Anwesenheit des Kaisers der neubau große Kaiser Wilhelm-Hafen eröffnet werden, der auf Rückwärts zwischen den Eilbörnen Weideweg und Alldrand ausgeteilt worden ist. Die Kaismauern sind aber 915 Kilometer lang. Der nördliche Auguste-Victoria-Kanal ist mit drei, der südliche Kronprinz-Kanal mit zwei gewaltigen Schuppen bedeckt, während am Südende des fast 1500 Meter langen und 200 Meter breiten Hafenbeckens das Verwaltungsgelände, das Maschinen- und Betriebsgebäude sowie ein großer Mast für schwere Lasten liegen. Die zahlreichen, elektrisch getriebenen Kräne ermöglichen ein äußerst schnelles Ein- und Ausladen der Dampfer, für deren Betrieb der neue Hafen hauptsächlich bestimmt ist. Der Kaiser wird, nachdem er die Einweihung des Kaiser Wilhelm-Hafens auf dem Marktplatz bezeugt hat, als erster auf dem Dampfer „Lolmann“ in den neuen Hafen einfahren.

**Retungswesen zur See**

Auf der kürzlich in Stettin abgehaltenen 37. Versammlung des Ausschusses der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wurde mitgeteilt, daß die Rettungsdampfer während des Rechnungsjahres 1902/03 zehnmal mit Erfolg tätig waren und 51 Personen aus Gefahr retteten. Die Zahl der durch die Gesellschaft seit deren Begründung geretteten Personen ist damit auf 2000 gestiegen. Die Zahl der Rettungsdampfer beträgt 122, davon 76 an der Ostsee und 46 an der Nordsee; die Zahl der Besatzungsmitglieder beträgt 62, davon sind 24 Männen und 38 Dienstboten.

**Reichstagswahlzelle**

Die Reichstagswahl soll geheim sein, aber bei jeder Wahl seit 80 Jahren haben Hunderte von Beschwerden über das Vergehen die Wahlprüfungskommission in unliebsamer Weise beschäftigt. Die vom Bundesrat mit Zustimmung des Reichstags unter dem 28. April 1903 angeordnete Abänderung des Wahlgesetzes vom 21. Mai 1870 sucht Besserung zu schaffen, indem sie neben der Einführung von Wahlprüfungskommissionen in Paragraph 11 bestimmt: „Es ist... dafür zu sorgen, daß der Wähler seinen Stimmzettel unbedacht in den Umschlag zu legen vermag.“ Das „Wie“ ist den Wahlbehörden überlassen. Ein gutes Mittel bietet die von der Firma Wilhelm Jengen in Hamburg konstruierte Wahlzelle, die freilich nicht an 50 Mark kostet. Sie besteht aus dünnen Holzplanken in Rechteckform von 110x140 Metern bei 2 Metern Höhe mit zwei Türen als Ein- und Ausgang an den Kopfseiten. Wenn der Wähler eintritt, schließt die Einbautür hinter ihm von selbst und damit auch die Ausgangestür, so daß er auf einem an einer Kapsel angebrachten Konfessionstisch seine Wahlzettel ausbreitet, den richtigen auswählt und in den Umschlag, die andere wieder in die Tasche stecken kann,

ohne daß ihn jemand dabei beobachtet. Dann brückt er die Ausgangestür auf, wobei gleichzeitig auch die Einbautür sich öffnet (siehe das Bild), so daß freies der Zelle meldend tritt an den Vorstandstisch und übergibt nach Feststellung seiner Person den Umschlag mit dem Stimmzettel dem Wahlvorsteher, der ihn sofort unerschüttert in die Wahlurne legt.



Reichstagswahlzelle

Weniger vollständig, aber nicht so ideal ist eine Vorrichtung die aus zwei Leisten, mit undurchsichtigem Stoffe überzogenen und durch Schrauben miteinander verbundenen Holzstäben besteht. Sie wird auf einen in der Höhe einer Wand angehefteten Tisch gestellt, wobei die beiden Wände einen Winkel von etwa 90° zu einander bilden; der Wähler tritt zwischen Wand und Tisch, wo sein Oberkörper weder von vorn noch von rechts oder links beobachtet werden kann. Erst hinter ihm in der Wand ein Fenster oder ein Guckloch ist, wird es wohl nicht verkommen. Diese Einrichtung kostet etwa 10 Mark und wurde in Köln für 20 Wahllokale bestellt. Man kann diese Vorrichtung auch noch an der offenen Seite durch einen Vorhang schützen, was die Sache aber wieder verzerzt. Demselben lassen sich entsprechend hohe Holzplanken, in der Form von Wandfängen aufgestellt, verwenden. J. E. Nigemann

**Correspondenz**

Dr. Johannes Ackmann, preuß. Armeeschul, 30 J. + 27. Mai, Krefeld. — Max O'Neil (eigentlich Paul Blouch), bel. Journalist, 63 J. + Paris. — Henri Berthelet, im Kaiserl. Militär. — Ernst Schuberth, 63 J. + 27. Mai, Gumbinnen, Ostpreußen. — Karl Dietzel, Bauarbeiter, 63 J. + 27. Mai, Konstantinopel. — Konstantin Michailowitsch Stankowitsch, russ. Kommandant, 63 J. + 27. Mai. — Emil Walter, Oberlehrer der Königsdorfer Unterrichtsanstalt, 43 J. + 27. Mai. — Martin Leonore Salm-Salm, Gemahl des Fürsten Leopold, geb. Prinzessin von Crois, 49 J. + 27. Mai, Berlin. — Prof. Carl Quisinga, bel. Zoologe, 63 J. + 27. Mai, Braunschweig. — Geb. Justizrat Franz Rudolf Wachsmuth, 1903 Aug. bel. preuß. Nationalparlamentarier, 62 J. + 27. Mai, Gießen. — Geb. Oberjustizrat Werner Düding, vermählt Frau des Landrats Oberleutnant, 70 J. + 27. Mai, Göttingen. — Reichsanwalt Ernst Schuberth, 63 J. + 27. Mai, Berlin. — Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Bruder des Königs, 63 J. + 27. Mai, Berlin. — Prof. Dr. Richard Willauer, bel. Philologe, 63 J. + 27. Mai, Wien. — Obermedizinalrat Franz Eichenhut, 63 J. + 27. Mai, München. — Alois Kitz, bel. Historiker, 63 J. + 27. Mai, Teubach bei Wien.

Hausdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schuberth in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennamen — zu richten.

# Über Land und Meer

Nr. 38



Imagina, Gemahlin des deutschen Königs Adolf von Nassau



Begräbnis des Königs Adolf und seiner Gemahlin durch den Burghof



Der Platzhals von Falkenstein im Besitze des Königs Adolf



Gruppe von Rittern und Edeltraum im Burghof

## Historisches Kostümfest auf der Ruine Sonnenberg

Von herrlichem Wetter begünstigt, fand am 27. Mai in der alten Burgruine Sonnenberg bei Wiesbaden ein historisches Kostümfest der „Wiesbadener Feuerschlange“ statt. Der Veranstaltung lag die Idee zu Grunde, das Adolf von Nassau, deutscher König von 1292 bis 1298, nach dem Heiratszuge in Konstantinopel am 19. Juni im Sommer 1298, einen Hof- und Gerichtsamt auf seiner Burg Sonnenberg abbildet. Geschichtlich ist dies unbedeutend, doch der Sage nach gilt Adolf von Nassau, der wahrscheinlich um

1246 in Burg Nassau geboren und von 1276 bis 1298 als Graf Adolf I. die Nassauischen Lande Westfälischen Anteils beherrschte, als Erbauer der Burg Sonnenberg. In der Fehde mit Gottfried III. von Eppenstein 1268 kam, um das Jahr 1268, die Sonnenberger Burg durch den Eppensteinern Herrn zerstört worden sein. Hierbei wurde auch, wie man berichtet, die Stadt Wiesbaden teilweise zerstört und die Umgebend hart mitgenommen. Adolf von Nassau hat später die Feste Sonnenberg wieder hergestellt und erweitert, nachdem Graf Adolf Werner II. von Mainz die Feste zwischen den beiden erkrankten verwandten Besitzern des Königsgaues durch Vergleich beendigt



Von den Kindern, Wiesbaden

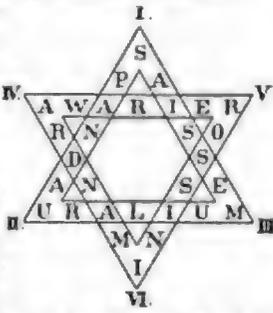
Zigeunergruppe im Burghof

Vom historischen Kostümfest auf der Ruine Sonnenberg bei Wiesbaden



Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 817:

Des Reikens-
rätzels:
Des Silben-
rätzels:
Des Domo-
rätzels:
Des Silb-
rätzels:



Briefmappe

C. C. in Wars-
tude.
Die beiden Eltern des be-
treffenden, inwieweit
diesem eine Hoch-
zeiten, während dessen
nicht Ungeheueren
und endlich vorläufig
Die beiden Eltern der acht Ungeheueren, die auch schließlich
diesem genannt werden, nämlich, in männlicher und weiblicher
Weise gekennzeichnet, von abgibt.
W. M. in S. M. Sie Sie sich hinsichtlich überzogen haben werden,
ist der eine Ihrer Wünsche bereits erfüllt worden; betreffs des
anderen mögen Sie sich noch ein Schreiben gebühren.

Camilla in U. sendet ihrem Verehrer in Klingtau, der
leider verfallen wäre, seine gesamte Koffer anzugeben, durch unter
Bemerkung folgenden bescheidenen Druck:
Ein Briefchen kam geflogen
Aus dem Schmelzland,
In fest' die Dummheit
Bin ich dadurch gebannt.
In meinen letzten Gedanken
Halt' ich das nie geglaubt,
Zu se ein Halbbruder
Bild' meine Frau' bezaubert.
Du bist mit verdorren
Der Winden Ziss und Wort,
Durch brinn' Seilen Koffen
Die Sorgenanken fort.
In die, ich fühl' es deutlich,
Ich eine Bitte fand,
Mit der in Seil geteilt
Zos. Schicksal mit verband.
Zu legt mit lauten Grüssen
Die Suppe leicht lauch ein
Woh' ich mein Schreiben schickten,
Woh' wohl, gebirne zern!
D. R. in J. Aus Ihrem unerfindlichen Brief haben wir nur
entziffern können, das Sie unter Unverständnis in einer Wette an-
rufen. Die Bestätigung an solchen Sachen lernen wir ab.
\*) Kreuzförmiger Kaffeebohnen. Die Hrb.

Dr. Müller in Trier. Das Meer ist nicht trübe, weil
binnen unter ihnen, sondern weil unter Aufregung aufstören:
diese Bemerkung ist aus Jean Pauls „Athen“.
Bäder und Sommerfrischen
Im Sommerfrischen Freudenland sind neben einer Reihe
Vergnügungsbauern drei neue Kurorte entstanden: „Waldhorn“,
„Abrißhof“ und „Kreuzberg“, welche beide bis zum Ende ge-
hören. Die Stadt der Dörfer und Dörfer ist nicht auf
zu, die der Dörfer auf circa 200. Das Kreuzberg hat
seine Umgehungen begonnen. Die Zahl der Kurgäste betrug im
vergangenen Sommer, ausschließlich der Wälder, 1000.
Im Sommerbad sind für die künftige Brunnenweibe
unter Berücksichtigung der finanziellen und kommunalen Verhältnisse.
Daran ist es in der großen Halle der Schulverwaltung mit
Erdbeben, das mit der Kurverwaltung geistlichen Verhältnissen für
Geheimrat Professor Dr. von Fritsch, den berühmten Minister,
der sich so große Verdienste um die Einrichtung des Kurortes er-
worben hat.
Mehrlinge Dr. Müller-Broschüre
bei Rudolf Hoesche
Kunstscheide-Exposition
Hilfsweise Sommerfrischen
Länge mit bei Hoesche.
Für die Sommerfrischen und Kreuzberg (Dr. Müller)
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S.,
Leipzig, Köln a. M., Regensburg, Wien, München, Nürnberg,
Stuttgart, Wiesbaden, Zürich.

Anzeigen
Für die
Kunstscheide-Exposition
Hilfsweise Sommerfrischen
Länge mit bei Hoesche.
Für die Sommerfrischen und Kreuzberg (Dr. Müller)
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S.,
Leipzig, Köln a. M., Regensburg, Wien, München, Nürnberg,
Stuttgart, Wiesbaden, Zürich.

Sirolin
Wird von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei
Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane,
wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich
auch in der Reconvalenscenz nach Influenza empfohlen.
Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf,
bringt den Nachtschweiß zum Verschwinden.
Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den Kindern gerne genommen.
Ist in den Apotheken zum Preise von Mk. 3.00 per Flasche erhältlich.
Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.
F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Basel).

Vegetabilisches
Haar- und Kopfhaarwasser
PHILODERMINE
von E. WOLFF u. SOHN
KARLSRUHE
ist das
Beste
aller
Haarwasser!
PHILODERMINE
Stärkt und reinigt den Haarboden
und verhindert die Schuppentbildung.
Goldene Medaille Paris 1900
Zu haben in besseren Parfümerie-,
Drogen- und Friseur-Geschäften.

Pfaff-Nähmaschinen
für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.
Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billig-
sten, wohl aber zu den besten Erzeugnissen der Näh-
maschinen-Industrie. Die Genauigkeit und Gediegenheit,
mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, bieten eine
sichere Gewähr für ihre unbegrenzte Dauerhaftig-
keit und Leistungsfähigkeit.
Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei
hervorragend gut geeignet.
Niederlagen in fast allen Städten.
G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern.
Gegründet 1862. 1000 Arbeiter.

DR. DRALLE'S
SAPOBONT
flüssige Zahnseife
Die Perle aller
Zahnreinigungsmittel.
Kein Mundwasser
Georg Dralle, Hamburg

E. Mechling's
China-Eisenbitter
Vorzügliche Erfrischung bei:
Blutarmut
Chlorose, Schilddrüsenerkrankung,
Nervenkrankheiten, Appetitlosigkeit,
In allen Apotheken, Probieren kostenfrei.
E. Mechling, pharm. Präparatfabrik,
Nürnberg, 1. 334.

Ilsenburg
am Harz, am Fusse des Brocken (336 m), Post, Telegraph, Fernsprecher,
bequeme Bahnverbindung. Dieser herrliche, idyllisch gelegene Ort am Aus-
gang des romantischen Harzes gehört zu den Verden des Harzes. Gesunde,
oxenreiche Luft der lieblichen Täler und Nadelwälder wirkt wohltuend
und stärkend in nachhaltigster Weise. Infolge seines vorzüglichen gelinden
Klimas, durch die Nähe seiner wunderbaren Umgebung mit den wechselnden
Landschaften und dem Vorhandensein der besten Bade- und Kurorte.
Der Verpflegung wird von den in Ilsenburg und dessen Nähe befindlichen Gaststätten in jeder
Beziehung größte Sorgfalt gewidmet und den bescheidensten wie weitgehenden Ansprüchen zu mäßigem
Preise Rechnung getragen. Ilsenburg kann daher seiner landschaftlichen Schönheiten und seiner vorzüg-
lichen Verpflegung wegen zum längeren oder kürzeren Aufenthalt nur angelegentlich empfohlen werden.
Prospekt bereitwillig kostenfrei durch Herrn Ortsvorsteher John, Ilsenburg a. Harz.

Mitarbeiter
zu verschiedenen Leistungen und Eisen-
arbeiten oder Harz- oder Kamin-
arbeiten für ein illustriertes Familienblatt
gewünscht. Offerten mit Adresse Z. E. 4480
an die Anzeigen-Exposition Rudolf
Mosse, Zürich.

KEIN ASTHMA MEHR.
Angenehmlich behebend.
Belohnungen:
Hunderttausend Reich,
für die u. andere Krankheiten
und ihre Ursachen.
Kaufpreis gratis u. franco.
Man schreibt an Dr. Olsberg in Stuttgart, A. 177.
Pfleget die Zähne mit:
Tilit

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART
Käuflich in allen besseren Geschäften
des IN- und AUSLANDES
Zur Kunststickerei
ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg 5/1.
NÄHMASCHINENFABRIK.

Photograph.
Apparate
Nur vorzügliche Fabrikate
zu Original-Fabrikpreisen.
Auf Wunsch
bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Provisionszahlung.
Sämtliche Bedarfsartikel.
Illustrirte Preisliste kostenfrei.
G. Rüdenberg jun.
Hannover.

Norwegen,
Spitzbergen
und dem ewigen Eise
auf dem eleganten Seefrachtdampfer „Ulkenau“.
Abfahrt von Kiel, Donnerstag, den 1. u. 8. Juli
und von St. August.
Prospekte bei dem
Polarfahrer Capt. Bade, Wismar i. Meckl.

Billige Briefmarken. Preis-
größenliste August Marbet, Bremen.
Maschinenbau und
Elektrotechnik
Ingenieur-
Techniker-Kurse
Jungenschule Zwickau

BRENNABOR
-Fahrrad-Werke Brandenburg a. H.
Die Werke arbeiten mit 800pferdigem Dampftrieb, 30 Elektromotoren, 750 Hilfsmaschinen und
beschäftigen über 2000 Arbeiter. — Gegründet 1871.
Brennabor ist die beliebteste Marke. — Kataloge postfrei.

HONIG
Jeder, der sich
mit Honig beschäftigt
wird sich über die
Vorteile dieses
Produktes
in der
Honig-
Industrie
überzeugen.
Preisverhältnisse
sind
aus
unserer
Kataloge
entnommen.
Einfachere
Sorten
von
8 bis
12
Marken.
Gesamter
Umsatz
über
10
Millionen
Marken.
München,
Cachino
F. E.
Hilfsweise
Sommerfrischen
Länge
mit
bei
Hoesche.





90. Band. Fünfundertzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Gröndelnt jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 25 Pfg. ohne Bestellgeld

## Der Schatten

Erzählung  
 von  
 Ernst Zahn

I

Das Neufstal aufwärts mandoriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talwärts. Leutnant Kenner! befehlt der Major; die Stimme schnarrt kriegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgelesen; neben ihm sehen die andern aus wie schlanke Weiden neben einem Eichstamm. Der Leutnant Kenner ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Reuß,“ sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Infichhütte,“ gibt der andre zurück und schlägt die Abfätze zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst mich fragen, was du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit zehn Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis Sie abgerufen werden. Merken Sie, wenn auf der Straße sich Auffälliges zeigt.“

Leutnant Kenner stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten abermals ein kurzes „Zu Befehl“ heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschiert er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesenen Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße. Staub fliebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßenmehl geblasen, nun ist es weit hinan an die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbass; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine Wendung der Straße sie den Rücken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nachlässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urväter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie gedrückt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugeknöpftes Gewand; was zurückbleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande saß.

Der Leutnant Kenner trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetherharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken,“ knurrt er, „das kann kurzweilig werden! Die andern steigen über den Frutteller Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Lere gaffen.“ Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegenden Ziele zu; sein Gang hat



Im Garten. Nach dem Gemälde von E. Brancaccio

etwas Verdrossenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines zehrenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungewundene Unterhaltung an; eines und des andern Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Indessen kommt der Wald, der dunkle, totenstille Tannenwald, der bislang hoch oben die Mattenhalben gestäubt hat, an die Straße herab gestiegen. Wie zwei mit einer saulen Bewegung die Weiber bednende Niesen treten die Berge diesseits und jenseits der Neuz näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, seltsam noch heute morgen der Straße nicht der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants: er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich.“ Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenjagen, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heiße blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stuhl unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Jantschhütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe.“ murrte einer aus der Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Renner läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tiefstehende Augen; von diesen, die hellschwarze Wimpern und ebenförmige Brauen haben, hat einer seiner Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausge schlagenen Flur eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant sagt ein raues „Halt“. Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überdies. Die Soldaten stehen mit einem Knick. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinaus, die an der Straße in einer von Grünwerk durchwühlten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht, wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmiediger, beplasterter Vorplatz liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstodwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Jantschhütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, ungläublich alt, an den niedern Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der Leutnant Renner wirft einen schlächtigen Blick nach den Fenstern hinaus, an denen zwei Weibertöpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auszug ist. Zwischen den Waldmännern hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald vor, einen andern stellt er unter die Tannen, die drärend wie schwarze Wächter vom obern Mattensaum auf die Jantschhütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruke überzogen, in rauher, schmerzlicher Hose, die ein Lederband hält, und in schmutzgrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alle wellerbraune Rüge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinaus, murrte einen Fluch und etwas von „Gras getreten“ in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heisere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi.“ sagt einer von diesen. Ein anderer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem

sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geköpft haben.“

„Ich weiß.“ sagt der Leutnant, mit gleichgültigem Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht.“ wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben.“ sagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wieso?“ Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah.“ gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fedier, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die Jantschhütte gehört. „Bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzstrolch und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?“ wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blattennarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! Die beiden ältesten sind dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbiten uns derlei Volk.“

„Donnerschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle.“ plagt der Vorlaute, Zunge wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein bartloser hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Hang hockend, die Ellbogen auf Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Rüge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrog, in den aus einer rostigen Eisenröhre das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Hu.“ rülpert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der, den der andre Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baschi die Jüngste.“ murrte er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünf hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die sieht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Freßer wäre sie, die da.“ sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Ledertank. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Mähre gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf dem Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellenbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem gestickten, braunen Rock tritt, hat einen fremdartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl mild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Hu.“ rülpert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzufreies Lachen unspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Augen im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Renner richtet sich vom Grase auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Gile hat, mit der da drunten Verantwortschaft zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es: vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras flirren; einen Daumen in die Hosentasche geknigt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fedier sieht dem Sepp den Ellenbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich verständnisvoll und suchen Beifall in denen der andern.

„Der geht sich die Zeit verkürzen.“ sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Cho, der ist auf die Weiber, wie der Fuchs auf die Hühner.“ raunt der Fedier.

„Kennst du ihn so nah?“ fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht kennt hier herum!“ fährt der Fedier fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Platschherren seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein.“

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, mild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber —“

„Angen tut es ja keinen.“ wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andre reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag.“ sagt er, „kennst mich noch?“ Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorüber gekommen.“ fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl dasteht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forschte sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Staunen, halb mit unverhohlenem Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —“ fragt sie.

„Der Renner von Oberalpen.“ hilft er nach. „Süß, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren.“

Das Zureichmädchen wackelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Renner gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schön getan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?“ fragt sie.

„Ja.“ gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken.“ fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schießt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blühartigen Blick zu den Soldaten hinaus. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Offizier. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Möglichkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Bauer, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken.“ knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Galt aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerad laufen kann einer.“

„Ja.“ gibt sie zu. „Einjam ist es schon, darum sind die Schweftern fortgegangen.“

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erfassen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgeben soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand fest zu bekommen.

„Wie heißest?“ fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta.“ gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer Art stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch landauf, landab nicht.“ meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei so verrückte Namen ausgesucht.“ sagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der haufälligen Treppe, die zur Hüttenür führt und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, das die Spuren schweren Lebens an sich hat. In dem leberfarbigen, runzligen Gesicht stehen schwarze Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie gerbt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Fegenhafte des Ausdrucks.



**Geflügelmarkt in Rumänien**  
Nach einem Aquarell von Hugo Klingemann

„Kommt bald mit dem Wasser?“ krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei greift sie den Leutnant, der des Mädchens Hand noch immer hält, mit einem frechen, gemeinen Lachen an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen,“ sagt sie zu ihm; selbst dem Renner, der kein Feiner und Wählerischer ist, eckelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, der Violanta einen langen Händedruck als Andenken zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schönfarbenen Wangen gesessen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

## II

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verschlafen. Der Leutnant Renner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er bei nachgestrichen, feinetwegen hätte von der feindlichen Abteilung die Straße herabkommen können, wer wollte. Der Renner kramt sich den Teufel aus Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttnecker Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Alein vergessen haben sie uns,“ lacht der Feber oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldgang oberhalb der Fritschhütte sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner hört sie.

Zu der St. Matthäuskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Kapellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Verfunken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Blut wieder aus, die sie tagsüber eingesogen. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberglänzen kommender Sterne geht. Weitab und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Streuzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttnecker Kirche her lautet die Aveglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?“ fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ob der Wildbachstiege. Der Renner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Hier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein stattliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiederkommen?“ fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!“ Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher.

Der Renner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit beiden Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Fußschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Heiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant. In Fruttnecken ist Nachtquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin.“

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienst-

licher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Renner wieder bei dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag,“ leuchtet er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen Abend komme ich, hörst? Käsest mich ein, hörst? In deine Kammer, hörst?“

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein fladerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Hütte hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebahren sprechende Bescheid zurück: nein sagst du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken Höhe und schreitet bedächtig der Hütte zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem jähen Augenblick, dann schallt seine rauhe Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!“ Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Matte hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davongehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommt auch wieder einmal?“ sagt er. Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Hütte zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Reifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich vermauert, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kotschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Matte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Mahnen zur Zureichin, die, wie sie leidend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ernaunzelt, damit die Hege vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei sticht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verfahrenen Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Köpfe und stellt eine grüne Flasche dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwall von Schweiß und Stallluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterfüße am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brähe darin; mit schlurfenden Schritten — sie hat unförmige, zertretene Festschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krumm hält, läuft auf einer Seite die Brähe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am eiligen Rock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Wöfel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Mäulern halb in der Schüssel, und die Brähe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Aierisches in ihrer Art. Die Violanta ist langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der andern zu viel bekommen. Mit den Widen milchschlürfender Ragen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein wüstes Wort durch die Zähne stößt, wenn er sich an einem besonders heißen Köpfe die Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern

legt den Köpfe weg und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin sängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Wöfel wegträgt, gibt hin und wieder einsilbige Antworten. Der Waschi zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmutzigen, zerknüllten Feser. „Die Justina hat geschrieben,“ sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und buchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch,“ erzählt er weiter, und ein widerlich vergnügter Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unüberrückten Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Kleider schickt sie heim, die Justina,“ zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Gut für dich von ihrer Frau,“ erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grimst. „Und einen Ring,“ fährt sie dann mit einem merkwürdigen Nicken, das wie das Leberbrodeln einer in ihr tosenden Schadenfreude ist, weiter fort, „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen.“

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit nicht, fährt trocken herein: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen.“

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die edigen Achseln. Die Violanta ist auf dem Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen gelieben wie vor einem Stein, über den sie nicht hinüberkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schürte. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Weine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinaufsteigt, die im Giebel der Hütte liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem wärschöpfsten Sprung kann einer von ihrem Gesimse den steilen, grünen Mattengang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufstößt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf dem staubschwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem einen Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbeden darauf und über dem Bett mit dem schligen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Nibbe quillt herein; auf seinem Gesimse ist der Lichtschein am hellsten; dort steht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürrer, gesprungene Holzwerk gegossen; es flirrt und zuckt in kleinen Tümpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wasserlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie herein gekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungen und gehe ein leises Sprühen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als stieße er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaut, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug hat, daß er im Mondschein wie ein frischer Messerschnitt



**Burg Eltz**

Nach einer Originalzeichnung von Karl Osenike (Cott S. 872)

schimmert, die festen schmalen Lippen und das schön geformte Kinn; der Kopf steht aus den Fegen des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Tröbder getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Bude.

Die Violanta stützt den Kopf in die eine Hand und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht klug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die Freude an den Schmeicheleien, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr aus dem Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und rufe sie herauf: „Laß mich ein, du! Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Bah, warum nicht? — In der Innstübchen geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nacken kommt, sieht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederliegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Blödsichtig fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bett sitzend sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, du! Da legt sie sich wieder und läßt dem Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werttag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heute der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Renner kommen will. Bah, der wird schon wegbleiben, denkt sie und kümmernt sich nicht. Wenige Augenblicke später steht sie eine Schar dienstfreier Soldaten Steg zu an der Hütte vorübergehend. Der Gebier von der Halde ist darunter, erzählt den andern etwas im Vorübergehen, lacht und juchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Renner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Halde und ruft: „Laß mich ein, du,“ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plaudern sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder,“ sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntum, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit feinem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!“

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In deiner Kammer sieht mich keiner,“ sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voran hinaus in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel.

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertröpfchen hängen an den Gräsern

und an den Ästen der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glühender Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta sieht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwängt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fensterepstopfen, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame, in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und wird ihr plötzlich frei, ist plötzlich voller klarer, schmerzlicher klarer Gedanken.

„Jesus Maria,“ sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesen Augenblick erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd.

„Jesus Maria,“ sagt sie noch einmal. Ein unsäglicher Ekel erfährt sie plötzlich. Sie sieht die vier Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Hütte gewohnt! Und heute, jah, wie vom Himmel gefallen, erfährt sie ein Ekel vor Kammer und Hütte! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen achtet; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei. Das hat er ihr mitgebracht, er, der Marianus Renner! Und sie hat es willig genommen, gestern Abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schleudert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttert der Boden unter den festen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milchseimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie mit einem höhnischen Ausdruck an, faßt ihn gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Guttagsgruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Renner hingekommen gestern Abend?“ fragt die Alte unermittelt; ein lächliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta juckt die Achsel. „Weiß ich's?“ sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eignen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zumant dem Mädchen über ihrer Morgenmilch. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paarmal: „Der ist bald wieder gekommen, der Renner,“ und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milch, sieht starr in den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und recknet ab: „Was ist denn?“

Die Gedanken kommen ihr. Verrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgehauen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie allweil geredet, von den Schwestern auch. Und mit Necht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist er gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schön tun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Was! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Hallen, wo es tiefer nicht ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Ritze, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und kramt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; der Sonntagsrock zieht sie an, das Berkehrsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise. Der Vater hat ein Beil in Händen und den Tragford auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schüßt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Ba—, was ist mit dir?“ fragt der Zureich. „Ade, Vater,“ sagt Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Beil hält. „Ade, Mutter!“ Nach der Alten sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?“ sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort,“ sagt die Violanta. Sie steht ferngerade in den Schuhen; der Kopf sieht ihr im Nacken, als sagte sie: Halte mich einer, wenn er kann!

„Bist verrückt!“ murrst da auch der Zureich. „Ich gehe einen Dienst suchen,“ gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft. Da bekommt der Alte einen roten Kopf. „Warum?“ fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da.“

„Warum?“ kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr.“ Mit dem wendet sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten sahen hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will dich lehren!“ schallt es durcheinander.

„Laß mich,“ leucht die Violanta. Ihre Augen glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzt ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und staubt strohan in den Wald.

„Von der Polizei laß ich dich heimholen,“ kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäht sie die Gile; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlanke oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an den wolkenlosen Himmel gebaut. Der Violanta, die sich mit einem Aufsatzen bergan auf den Weg macht, sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt, schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Atemzug jener fernern Firne ist. Da läßt sie ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, löst sie einen wilden, gelenden Schrei aus. Als sie geschrien hat, ist ihr leichter zu Mut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

(Fortsetzung folgt)

## Moderne Verkehrskrankheiten

Der ganze Zuschnitt der modernen Verkehrsmitel bringt es mit sich, daß an die körperlichen Kräfte des Menschen wie an die Leistungsfähigkeit der einzelnen Organe viel höhere Anforderungen gestellt werden als in früheren Zeiten, wo man noch auf die behäbige ihres Weges trotternde Postkutsche oder die vom mageren Gäulen gezogene Coublarosse als Beförderungsmittel angewiesen war.

Deute geht es mit Dampf und Elektrizität, mit Motor und Fahrrad, und die Geschwindigkeit, mit denen die Beförderung durch diese Kräfte erfolgt, sind oft derartig enorme, daß es nicht wundern kann, wenn schon die Rapidität einer solchen Vordrängbewegung zu allerhand schädlichen Einflüssen und Fährlichkeiten für Gesundheit und Leben der im Dienste jener besudlichen Personen Veranlassung gibt. Dazu kommen noch die anhaltenden und heftigen Erschütterungen des Körpers, die starken Geräusche, unter denen die Vordrängbewegung vor sich geht, und der außergewöhnliche Luftdruck und Luftzug, der infolge der rasenden Geschwindigkeit, mit der von dem fahrenden Gegenstand die Luftschichten durchschnitten werden, unausbleiblich sich ergeben muß. Alle diese Momente sind geeignet, auf den menschlichen Organismus in der verschiedensten Weise einzuwirken und ihn in der Funktionsausübung der einzelnen Teile mehr oder weniger stark zu beeinträchtigen.

In der Mehrzahl der Fälle erstrecken sich die körperlichen Schädigungen auf das Nervensystem, in zweiter Linie auf Herz und Atmungsorgane, weniger häufig auf Gehör- und Sehorgan. Aus den vorliegenden Ursachen haben sich eine Anzahl ganz bestimmter Krankheitsbilder und Symptomkomplexe entwickelt, die für die Art des betreffenden Verkehrsmittels geradezu charakteristisch sind. Betrachten wir zunächst die Eisenbahnen und die elektrischen Bahnen. Der berufs- und gewohnheitsmäßige Aufenthalt auf diesen Verkehrsmitteln und die damit verbundene tägliche Beschäftigung in ihrem Dienste können auf die Dauer ihre Wirkungen auf die den schädigenden Faktoren am meisten ausgeprägten Körperteile nicht verfehlen. Ein Lokomotivführer durchmisst jährlich 6 bis 10000 Meilen, und zwar legt er diese enorme Strecke auf der Maschine stehend zurück. Hierbei erfährt er außer andern nachteiligen Einwirkungen anbauend sehr heftige Erschütterungen des Körpers, die sich durch die unteren Extremitäten zunächst auf das Rückgrat fortpflanzen, während die ungemein starken Geräusche, von denen er unaussprechlich umgeben ist, auf das Gehör und von diesem aus infolge des engen Zusammenhanges auf das Gehirn ungünstig einwirken. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den im elektrischen Fahrdienst beschäftigten Personen, dem Motorführer und dem Konduktör. Auch diese haben ihren Dienst fortwährend stehend zu verrichten und legen während der Dauer eines Jahres ebenfalls eine ganz beträchtliche Gesamtstrecke zurück. Die hierbei in Betracht kommende Körpererschütterung ist eine ganz ähnliche und nicht minder heftige als diejenige, der der Lokomotivführer ausgesetzt ist, und auch die durch den elektrischen Betrieb verursachten Geräusche lassen sich im großen und ganzen mit dem Getöse und dem monotonen Lärm eines fahrenden Eisenbahnzuges vergleichen. Die sonst im Eisenbahnfahrtdienst beschäftigten Schaffner und Bremser erleiden, entsprechend der besseren Forderung der Wagen und auch deshalb, weil sie ihren Dienst teilweise sitzend verrichten, weniger intensive Erschütterungen des Rückenmarks, werden aber dafür desto übler durch das schmerzhafte Zittern der Beine belästigt, das sich direkt auf die Wirbelsäule überträgt. Hierzu gesellen sich häufige Uebermüdungen, die mit fortgesetzten Reisen verbundene starke nervöse Erregung und Ueberreizung, sowie ein meist zum Bedürfnis geordneter Genuß geistiger Getränke. Durch den Einfluß all dieser Verursachlichkeiten entsteht nun bei den im Maschinen- und Fahrdienst des Eisenbahn- und elektrischen Trambahnwesens angestellten Personen eine nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder weniger heftig ausgeprägte Irritation der Nervenzentren, die sich durch ganz charakteristische Erscheinungen und Symptombilder kundgibt. Die englischen Ärzte, die zuerst auf diese Art der Erkrankungen hinwiesen, haben ihr die Bezeichnung „Railway-spine“ oder „Tramway-spine“ gegeben. Das Leiden beginnt in den meisten Fällen mit einer gewissen Mattigkeit und körperlichen Abgeschlagenheit, die sich besonders beim Gehen und Stehen bemerkbar macht. Der Kranke hat das Gefühl, als müßte er sich immer ausruhen. Der Gang ist meist verlangsam, schleppend und schwerfällig, und oft haben die Patienten das Gefühl, als hätten sie ein Gewicht an ihren Füßen hängen. Auch in der Rückenhaltung fangen die Kräfte an zu erlahmen, und der bisherigen geraden wird eine nach vorn geneigte. Der Kranke hat unwillkürlich das Bestreben, eine Stütze für die Wirbelsäule zu finden, sie auf irgend eine Weise zu stützen, und legt zu diesem Zwecke häufig die Hand ins Kreuz, was ihn scheinbar vorübergehende Erleichterung verschafft. Mit der Zeit machen sich Lähmungen der verschiedenen Muskelgruppen, besonders an den Extremitäten,

den Armen und Beinen, bemerkbar, so daß direkte Störungen in der Beweglichkeit sich einstellen. Aber auch die Gefühls- und Empfindungsnerven erleiden eine erhebliche Beeinträchtigung, die sich besonders durch Taubheitsgefühl und Empfindungslosigkeit in den Fußsohlen oder in den Fingern und Fingerspitzen geltend macht, oder durch subjektive Empfindungen krankhafter Art zu äußeren pflanzlichen Reizen in der Haut, oder auch das Gefühl, als ob Wässer unter der Haut umhertröbe, oder Blasen an den verschiedenen Körperstellen unter der Haut plätschen, oder der Kopf auf dem Rumpf nicht feststehe, oder ein Gürtel um den Leib gelegt wäre. Die Sinnesorgane sind ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, was sich besonders durch Trüben vor den Augen, Blendungsgefühl, Farbensehen, Verschleierung des Gesichtsfeldes, Durcheinanderschwimmen der Buchstaben beim Lesen, Druck in den Augen, beim Gebörgen durch Saufen, Rischen, Pfeifen, beim Schmecken durch einen papigen oder permanent salzigen Geschmack im Munde kundgibt. Als charakteristisches Symptom hat man auch häufig das Zittern beobachtet, das besonders durch die stets vorhandene psychische Erregung ausgelöst wird und am konstantesten an den Händen zu bemerken ist. Meist ist auch Schlaflosigkeit vorhanden, und in den späteren Stadien treten Gedächtnisschwäche und Sprachstörungen ein. Die Sprache wird verlangsamt und schleppend, der Kranke verliert mitten im Satz den Faden, als ob er das, was er sagen will, vergessen habe, oder er spricht wie jemand, der in höchster Anst auszuweichen will und die Worte nur stotternd hervorbringt. Trotz dieser bedenklichen Symptome pflegt der allgemeine Ernährungszustand in der Mehrzahl der Fälle nicht Not zu leiden, so daß solche Patienten von Vorn wegen ihres gesunden Aussehens nicht für krank gehalten werden.

Ein ähnliches Krankheitsbild entrollt sich auch häufig nach Unfällen, die durch Entgleisung oder Zusammenstoß von Eisenbahnzügen oder elektrischen Motowagen herbeigeführt werden, infolge von heftigen Erschütterungen des Rückenmarks und Gehirns oder Zerrungen und Quetschungen der sie umgebenden Hüllen. Auffallend hierbei ist, daß trotz der durch die traumatischen Einwirkungen herbeigeführten erheblichen Funktionsstörungen im Rückenmark in den seltensten Fällen sichtbare anatomische Veränderungen darin nachzuweisen sind. Demnach kann es sich zunächst nur um molekulare Störungen der nervösen Elemente des Rückenmarks handeln. Anfänglich zeigen sich daher auch nur ganz unbedeutende Symptome, die erst nach kürzerer oder längerer Zeit sich steigern und schließlich den Charakter eines progressiven schweren Rückenmarkleidens annehmen. Zuweilen tritt direkt nach dem Unfall eine kurz andauernde Bewußtlosigkeit oder Benommenheit ein, in den meisten Fällen jedoch hat der Verunglückte zunächst über nichts zu klagen. Erst nach Tagen, Wochen oder selbst Monaten zeigen sich die ersten Beschwerden. Diese sind zunächst rein subjektiver Natur. Der Kranke empfindet Schmerz, und zwar besonders häufig in der Rückenenge. Dieser Schmerz wird als dumpf, brennend, lähmend geschilbert, durch alle Bewegungen gesteigert, und zwingt den Kranken, beim Stehen, Gehen und Sitzaufrichten die Wirbelsäule zu stützen. Meist klagen auch die Kranken über Kopfschmerz, Einkommenheit des Kopfes und Schwindelgefühl. Schon in den ersten Nächten nach dem Unfall hat sich Schlaflosigkeit eingestellt. Der Kranke gibt an, vor Aufregung und Unruhe nicht einschlafen zu können oder durch wilde, beängstigende Träume, in denen das erlebte Unglück mit seinen Schrecken ihm wieder vor die Seele tritt, aus dem Schlafe geweckt zu werden. Mit der Zeit steigern sich die Symptome. Außer den schon oben erwähnten Lähmungserscheinungen, Gefühls- und Sinnesstörungen treten in diesen Fällen die psychischen Anomalien ganz besonders in den Vordergrund. Verwirrung, Reizbarkeit, Schredhaftigkeit, Angstzustände stellen sich in allmählich anwachsender Intensität ein und veranlassen den Patienten, die Einsamkeit zu suchen und sich gegen seine Umgebung abzuschließen. In ihrer Zurückgezogenheit beschäftigen sich die Kranken fortwährend mit ihrem Leiden. Die Erinnerung an den erlittenen Unfall und an die überstandene Todesgefahr, in der sie geschwebt, ist eine so lebhaft, daß diese Vorstellung durch ihr Festhalten, durch ihre Alleinerrichtung in der Seele sogar einen pathologischen Charakter gewinnt. Das Vorherrschende dieser Angstzustände, der inneren Unruhe und fortwährenden Furcht vor einem bevorstehenden großen Unglück hat die Gelehrten veranlaßt, die Krankheit als „Siderobromophobie“ (Eisenbahnfurcht) zu bezeichnen.

Auch die Angestellten im Automobilfahrtdienst, sowie berufs- oder sportmäßige Automobilfahrer

sind infolge ihres andauernden Aufenthaltes auf diesen Fahrzeugen vielfach Schädigungen ausgesetzt, aus denen heraus sich gewisse charakteristische Krankheits-symptome entwickeln. Diese Schädigungen beruhen einerseits in einer nicht unerheblichen Erschütterung des Körpers, die durch das Getriebe und das Stampfen des mit aller Kraft arbeitenden Motors veranlaßt wird, andererseits in den starken klappernden Geräuschen, die bei der schnellen Vordrängbewegung eines derartig konstruierten Gefährts notwendig entstehen müssen. Wenn auch die Erschütterung durch die die Räder umgebenden pneumatischen Gummireifen einigermaßen abgeschwächt wird, so genügt sie doch immer, um bei andauernder Wirkung krankhafte Veränderungen im Rückenmark hervorzuheben, die mit der Zeit zu ähnlichen Symptomen führen können wie bei der „Railway-spine“. Man könnte diese Krankheit analog der letzteren als „Automobil-spine“ bezeichnen. Bei weitem mehr jedoch als das Rückenmark werden die Gehör- und Sehnerven und das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen. Die ungemein starken Geräusche, denen die Fahrenden fortwährend ausgesetzt sind, können ihre ungünstigen Einwirkungen auf das Gehör und durch dieses auf das Gehirn auf die Dauer nicht verfehlen. Es werden nicht nur Gehörstörungen, sondern auch cerebrale Erscheinungen, Kopfschmerzen, Schwindelanfälle, Schlaflosigkeit, unter Umständen auch epileptische Zustände sich einstellen, die mit der Zeit einen immer stärkeren Charakter annehmen.

Interessant ist ferner eine Erscheinung, die sich bei Personen, die während der Ausübung ihrer Beschäftigung im elektrischen oder Automobilfahrtdienst fortwährend dem starken Luftdruck ausgesetzt sind, nicht selten entwickelt, der sogenannte „Jah-thorax“. Er kommt dadurch zu stande, daß infolge des starken Respirationsdruckes, dem die Fahrenden bei der Ein- und Ausatmung ausgesetzt sind, sich allmählich eine Erweiterung der Lungenbläschen entwickelt, die mit der Zeit solche Dimensionen annehmen kann, daß auch die Lunge eine beträchtliche Vergrößerung ihres Volumens erleidet. Diese übermäßige Ausdehnung des Lungenvolumens kann natürlich auch auf die sie umgebenden Wände nicht ohne Wirkung bleiben. Die Folge davon ist eine Erweiterung des Brustkastens, die, da doch dessen knöchernen Teile sich nicht ausdehnen können, dadurch zu stande kommt, daß die Rippen sich nach oben verschieben und die Zwischenrippenräume stark erweitert werden. Auf diese Weise wölbt sich der Thorax stark nach vorn und nimmt eine sackförmige Gestalt an. Die diese Erscheinung begleitenden Symptome sind Atemnot, Husten, Stidanzfälle und auffallende Herbschwere.

Auch die berufs- und gewohnheitsmäßige Ausübung des Radfahrens kann in der Ueberreizung zu gewissen charakteristischen Erkrankungen führen. Ebenso wie man von einer „Botorenleber“ spricht, die durch übermäßigen Genuß von Alkohol entsteht, so kann man auch von einem „Radfahrerberzen“ reden, dessen Entwicklung man einer übertriebenen Ausübung des Radfahrens zuschreiben muß. Bekanntlich werden beim Radfahren, und ganz besonders beim übermäßigen Genuß von Alkohol, die Leistungsfähigkeit des Herzmuskels geteilt. Da aber jede vermehrte Tätigkeit des Muskelapparates eine Zunahme an Muskelsubstanz zur Folge hat, so muß auch die erhöhte Anstrengung des Herzmuskels sehr bald eine Vergrößerung des Herzens zur Folge haben. Infolge dieser substantiellen Zunahme kann der Herzmuskel nicht mehr das leisten, was er leisten soll. Es treten dadurch Stauungen in der Blutkreisulation ein. Da an den Stellen, wo das Blut sich staut, eine erhöhte Spannung eintreten muß, so wird die Wirkung auf die Herzwandungen nicht ausbleiben und eine Erweiterung der Herzwände an den betreffenden Stellen stattfinden. Weiterhin entwickeln sich infolge der zunehmenden Strömungshindernisse Störungen im Schluß der Herzklappen, und so ergibt sich das charakteristische Bild, das zu dem Namen „Radfahrerberz“ berechtigt.

Aber noch eine andre charakteristische Erscheinung hat man bei Personen, die sich dem Radfahrtsport ergeben, vielfach beobachtet. Infolge des anhaltenden Treten der Pedale zeigen sich nicht selten krampfartige, schmerzhafte Erscheinungen und Zuckungen in den Wadenmuskeln und Muskeln der Füße, ähnlich denen, wie man sie beim Schreibkrampf findet. Es handelt sich hierbei um eine Uebermüdung der in Frage kommenden Muskelpartien. Das Leiden, das man analog dem Schreibkrampf als „Radfahrkrampf“ bezeichnen könnte, macht dem Kranken viel zu schaffen und verbietet ihm auf längere Zeit das gewohnte Stahzroß.

# Unsre Hunde

Von  
Emil Ilgner



Drohhaaiger Vorstehhund



Deutscher, kurzhaariger Vorstehhund



Pudel „Alma“



Russischer Windhund



Pointer

Als treuester Hausgenosse des Menschen hat sich stets der Hund erwiesen; die Dienste, die er dem Menschengeschlecht von den allerfrühesten Zeiten an erwiesen hat, haben ihn zum Freunde des Menschen gemacht. „Wächter des Reichen, Freund des Armen, einzige, bis zum Tode getreue Kreatur,“ das ist das Motto, das man jeder Glauberei oder Beschreibung unsrer vierfüßigen Leblinge hinzufügen kann.

Mannigfaltig sind die Arten der Dienstleistung, die der Hund uns erweist; wir erinnern nur an die Kriegshunde, die in alten wie in neueren Zeiten unsern Armeen zugesellt wurden und werden. Welche segensbringende Tätigkeit entfaltet der Sanitäts-hund nach beendeter Schlacht, wenn es gilt, Schwerverwundete aufzusuchen. Bekannt ist der herrliche St. Bernhardshund als Retter im Schnee des Berges verirrter Wanderer; nicht minder der kluge Neufundländer, dem die Rettung des Menschen aus dem Wasser obliegt. Die Jagdhunde helfen dem Jäger das Wild erbeuten, und die intelligenten Schäferhunde sind geradezu unbezahlbar als Hüter der Herden. So lassen sich noch sehr viele Beispiele der nützlichen Verwendung unsrer Hunde anführen, von denen man eine große Zahl verschiedener Rassen unterscheidet.

Einige davon seien hier in Wort und Bild vorgeführt.

## Der Pointer

Dieser rechnet zu den Vorstehhunden, d. h. solchen Hunden, die das Wild aufsuchen, vor ihm stehen und so dem folgenden Jäger die günstige Gelegenheit bieten, das gesunde Wild zu erlegen. Die Rasse sieht das meeresumflungene Inselreich als seine Heimat an und ist unter allen existierenden Vorstehhundarten der verschiedenen Länder wohl als edelste Erscheinung anzusprechen. Symmetrische Körperformen, verbunden mit einer äußerst kräftigen Muskulatur, bilden ein harmonisches Ganzes. Eine ausgezeichnete Nase zeichnet die englischen Pointer aus und macht ganz besonders die Hühnerjagd mit ihnen zu einem Hochgenuß. In fabelhafter Schnelligkeit reiviert der Hund durch die Felder; plötzlich hebt er die feine Nase und bleibt wie aus Erz gegossen stehen. Der Hund hat die Hühner fest! Einen herrlichen Anblick gewährt diese Attitüde.

Der Urahn des Pointers ist der alte spanische Pointer, der sich durch vorzügliche Nase und Intelligenz auszeichnete, aber sonst ein schwerfällig gebautes, sehr langsam suchendes Tier war. Um ihm mehr Beweglichkeit anzuzüchten, wurde er mit dem Foxhund, dem Muster der Schnelligkeit, gekreuzt. So entstand allmählich im Laufe der Zeiten infolge passender Zuchtwahl der moderne Pointer. Auch Paarungen des alten spanischen Hundes mit dem Windhund und sogar der Bulldogge fanden statt, erzielten jedoch keine guten Ergebnisse.

Wie ein gut gebauter Pointer aussehen soll, das zeigt am besten der abgebildete Stop-Brahetrolleborg, dem dänischen Vossjägermeister Lehngrafen Reventlow gehörig. Der Kopf des Pointers ist schöner als der des Fuchshundes, doch hat er einige Ähnlichkeit mit diesem. Der Kopf ist relativ lang, besonders der Schnauzenteil vom inneren

Augenwinkel zur Nase. An den Kopf schließt sich der lange Hals an, der ohne jede Andeutung von Wamme sein muß. Die Brust ist nicht gar breit, aber tief wie die des Windhundes, die Nierengegend breit und mächtig gewölbt. Ein Hauptkennzeichen reiner Rasse ist die Nute, und zwar vertritt zunächst diese das unreine Blut. Bei Exemplaren reiner Rasse ist die Nute an der Wurzel stark und verjüngt sich allmählich zu einer Spitze.

In der Färbung herrscht große Toleranz; beinahe jede Farbe ist erlaubt. Der Engländer sagt sehr richtig, daß ein guter Pointer keine schlechte Farbe haben kann. Als beliebteste Farben gelten Weiß mit Braun oder Weiß mit Orange.

## Deutscher, kurzhaariger Vorstehhund

Diese Vorstehhundrasse repräsentiert in würdiger Weise der bekannte Preisgewinner Nimrods Parrao Marich des Herrn Albert Tuchstein in Hilsleben. Mit der Erwartung des deutschen Nationalgefühl nach dem glorreichen Feldzuge von 1870/71 begann auch in unsrer Kunologie das Interesse für deutsche Hundrassen zu erwachen. Bis dahin hatten englische Hundrassen das Terrain beherrscht. Dieses änderte sich Ausgangs der siebziger Jahre, als durch eine Reihe sachverständiger Männer die Rassenkennzeichen für deutsche Hunde festgelegt wurden. Unser Jäger hatte bisher fast nur englische Pointer und Setter geführt, und ganz allmählich vollzog sich ein Umschwung zu Gunsten der deutschen Vorstehhunde. Befuchte man zu Anfang der achtziger Jahre deutsche Hundeaustellungen, so traf man vielfeicht ein Duzend deutsche Kurzhaarige, dagegen englische Hunde annähernd in der Zahl von hundert. Heute steht die Sache umgekehrt, und die Zucht unsrer Hunde ist auf eine achtungsgebietende Höhe gelangt. Allerdings muß zugegeben werden, daß die vielen deutschen Hunde nichts weniger als schön ausfallen; merkwürdigerweise hatte eine Fuchstrichtung die Oberhand gewonnen, die alles andernzogen wollte, was an den englischen Hund erinnerte. Sentrückte, schlecht gebaute Figuren waren damals an der Tagesordnung. Erst mit der Zuführung von Pointerblut lenkte die Zucht der Kurzhaarigen in richtige Bahnen ein. Als zu den besten Stämmen gehörig sind die Langooer Hunde, aus dem kleinen lippischen Städtchen gleichen Namens stammend, und der Hoppenerader Stamm des verstorbenen Herrn J. Wehlich zu nennen. Was jedoch dem deutschen Hunde vor dem englischen den Vorzug gibt, ist die vielseitige jagdliche Verwendbarkeit: nicht allein im Felde, sondern auch zur Stöberjagd im Dols, zur Schweijarbeit, zur Wasserjagd und zur Verwendung auf Hundzeug stellt unser Hund seinen Mann. Seine Bezeichnung als „Mädchen für alles“ besteht daher nicht zu Unrecht.

Im Exterieur unterscheidet er sich von seinem englischen Vetter durch eine kräftigere, gedrungenere Bauart und ganz besonders durch Kopf und Nute. Der Kopf ist mittelgroß, trocken, nicht faltig; der Schädel zeigt bei genügender Breite eine gleichmäßig gerundete Wölbung. Die Tiefe des Kopfes, sowohl am eigentlichen Schädelteil wie am Schnauzenteil, muß in gutem Verhältnis stehen, besonders soll der ganze Kopf nicht den Eindruck des Zugespitzten machen. Die Nute ist bedeutend kräftiger und um ein Drittel bis zur Hälfte coupirt. Drei Farben sind vorhanden: 1. Brauntiger, d. h. ein inniges Gemisch von braunen und grauen Haaren, 2. Einfarbig Braun oder mit geringen weißen Abzeichen und 3. Weiß mit Braun.

**Der drahthaarige Vorstehhund**

ist von den glatthaarigen Vorstehhunden durch die rauhere Behaarung unterschieden, die recht hartsch sein, sich wie feiner Draht anföhlen muß, niemals kraus oder wollig. Als Farbe ist am beliebtesten Stahlgrau mit braunen Platten und einfarbig Braun, öfters mit grauen Haaren gefischt; zulässig jedoch auch Weiß mit Braun. Der Kopf ist mittelgroß, nicht zu schwer, Fang nicht zu kurz, mehr quadratisch, nicht spitz. Die abgebildete Hündin „Fronie“, bekannt durch ihre Erfolge auf Ausstellungen und Prüfungsuchen, verkörpert gut die Rassenmerkmale.

Weber die richtige Bezeichnung dieser Hundart herrschen Meinungsverschiedenheiten; ein kleiner Teil Kynologen unterscheidet zwischen sogenannten Teufel; Stichelhaarigen und Griffons, während das Gros der praktischen Züchter nur von einer drahthaarigen Art spricht und diese kurzweg Griffon nennt. Das letztere Anschauung wohl die richtige sein dürfte, ergibt sich daraus, daß bei keiner andern drahthaarigen Hundrasse Unterschiede wegen der Behaarung gemacht werden.

Was den Ursprung der Rasse anlangt, so bezeichnet Beststein den Hund als „Wasserhund“, „polnischen Hühnerhund“, „Niederländer“; er gibt nachstehende Beschreibung von ihm: „Stammt aus Polen, ist länger und gedrungen gebaut als der langhaarige Hühnerhund, hat einen härteren Kopf, eine längere Schnauze, breitere Nase, längere Ohren, besonders starke Brust und Beine und langes, krauses Haar, das an den Ohren Zotten bildet, gewöhnlich braun und weiß gefleckt oder getigert ist. Er geht von Natur gern ins Wasser.“

Am allgemeinsten trifft diese Beschreibung auf die veredelte Rasse nicht mehr zu.

**Die schwedische Bracke**

Während vorstehende drei Hundarten das Wild aufsuchen und festmachen, liegt die Hauptaufgabe der Bracken, von denen die schwedische eine Unterabteilung bildet, darin, das Wild, nachdem es gefunden, andauernd mit lautem Hals zu verfolgen und dem Schützen zuzutreiben.

Diese Bracke ist der Lieblingshund der schwedischen Jäger; die sehr großen und zum Teil unwegsamen Jagdgebiete mit wenig zahlreichem Wildstand lassen die Jagd mit laut jagenden Hunden als eine Notwendigkeit erscheinen. Eine ausgezeichnete Kollektion dieser schwedischen Hunde bot die Polenburger Hundeaussstellung im Jahre 1901, auf der Verfasser den Vorzug hatte, als Preisrichter zu fungieren. Zu den besten zählte die hier abgebildete „Finta“. Der Ursprung der schwedischen Hunde basiert auf zwei holländischen Bracken, die anfangs des vorigen Jahrhunderts nach Schweden eingeführt wurden.

**Der russische wellhaarige Windhund**

Ob die erste Heimat dieses Hundes der hohe Norden gewesen ist, läßt sich nicht genau feststellen; man sollte es jedoch beinahe vermuten, da die Länge und Dichtigkeit seiner Haare ihn in stand sehen, den stärksten Frost zu ertragen. Wenn auch einzelne ältere Chroniken über einen sibirischen Hund berichten, so ist doch in Sibirien eine auch nur ähnliche Rasse nicht bekannt. Die dortigen Jäger von Profession könnten einen solchen Hund überhaupt

nicht gebrauchen, und die reichen Kirgisenhäuptlinge jener Gegend halten Windhunde anderer Arten.

Bei uns nennt man die Rasse auch „Barfai“, was nicht ganz richtig ist, da dieses Wort eine Abkürzung von „Barfaja“ bedeutet; womit im allgemeinen jeder russische Windhund bezeichnet wird. In der russischen Sprache heißt der Hund „Sobola“ und der Windhund „Barfaja Sobola“. Unter Barfaja bezw. Barfai sind also alle russischen Windhundarten zu verstehen, nicht allein wellhaarige, sondern auch kurz- und langhaarige. Der wellhaarige heißt „Barfaja Prowaja“ oder abgekürzt „Prowop“. Das ist der richtige Name für die hier beschriebene Rasse.

Bei den Rassenmerkmalen spielt der Kopf eine große Rolle, der so trocken wie möglich sein muß, so daß er nur wie aus Haut und Knochen zu bestehen scheint. Von bedeutender Länge und sehr spitz ist die Schnauze. Ein überaus kräftiges und starkes Gebiß zielt den Kopf. Die Augen sind dunkel, und die Nase ist schwarz.

**Der Dachshund**

Wenn man ihn als eine der ältesten Hunderasen bezeichnet, so ist damit nicht zu viel gesagt. Schon im Jahre 2000 vor Christi Geburt finden sich auf einem Denkmale des Königs Thotmes III. Abbildungen von Hunden, die zweifellos dem Dachshund sehr ähnlich sind. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte des Altertums das Vorkommen der kleinen, originellen Rasse. Xenophon tut ihrer Erwähnung, ebenso der römische Schriftsteller Arrianus; auch die spätere Geschichte bespricht ihn.

Bei den Dachshunden unterscheidet man drei Unterabteilungen, nämlich kurz-, lang- und drahthaarige. Eine Farbenvarietät der ersteren sind die gefleckten Teckel, von denen sich die hochprämierte „Loni“ von Radeberg als Mustereemplar darstellt. Die Liebhaberei für diese bunt gezeichneten Dachshunde ist eigentlich erst neueren Datums; man hatte sie wohl auch früher, jedoch nicht in so guten rassisten Exemplaren, wie sie gegenwärtig existieren. Die Farbe ist ein rötlich brauner oder heller silbergrauer bis sogar weißer Untergrund mit dunkeln, unregelmäßigen Flecken von dunkelgrauer, brauner, rotgelber oder schwarzer Farbe. Erwünscht ist es, daß weder die helle noch die dunkle Farbe vorherrscht. Maßgebend ist der Gesamteindruck, so daß der Hund aus einiger Entfernung eine unruhige, bunte Färbung zeigt, die ihn als Stäberhund besonders wertvoll macht. Der rotbraune Brand ist bei dunkeln Tigern tiefer, bei hellen mehr gelb; er kann als Andeutung auch bei weißem Grund vorhanden sein. Glasaugen sind gern gesehen; bei weißem Grund ist fleischfarbige oder gefleckte Nase kein Fehler. Weiße Abzeichen sind nicht erwünscht, doch auch nicht gerade als disqualifizierende Fehler anzusehen. Paarungen von gefleckten Teckeln miteinander sind mit Vorsicht vorzunehmen, da dadurch das Weiß leicht überhand nimmt.

**Der Pudel**

Wer kennt ihn nicht, den Allweltskünstler unter den Hunden, dessen Klugheit und Gelehrigkeit geradezu sprichwörtlich ist! „Alma“ und „Flora“ sind zwei ganz brillante Typen der Rasse; während erstere in weißer Farbe den Wollpudel darstellt, ist



Dobermannpinscher



Gelackter Dachshund



Pudel „flora“



Dalmatiner



Schwedische Bracke

die schwarze Flora mit ihren langen Schnüren als richtiger Schnürenpudel anzusprechen. Der Wollpudel mit seinem weichen, wolligen, kurz gerollten Haar bildet das erste Stadium der Behaarung; bei zunehmendem Wachstum der letzteren entwickeln sich dann die spitzförmigen Schnüren (Schnürenpudel). Als schönste Farben sind Schwarz und Weinweiß anzusehen, während die braune Farbe, da sie meistens in fahler Schattierung auftritt, weniger beliebt ist. Der Kopf muß mittelgroß, jagdhundähnlich sein, mit langen, breiten, gut anliegenden Behängen. Augen rund, mittelgroß, dunkel, mit sehr intelligentem, aufmerksamem Ausdruck. Hals mittellang und kräftig. Stute hoch angelegt, von Natur nicht lang, daher besser ungefüßt, leicht und möglichst gerade und schlanke verlaufend. Im geschorenen Zustande zeigt der Pudel viel Ähnlichkeit mit einem Jagdhunde, weshalb für den Körperbau die gleichen Anforderungen zu stellen sind.

Vermutlich stammt der Pudel aus Spanien; dort befinden sich noch heutzutage in Händen älterer Leute ganz ausgezeichnete Exemplare. Die ältesten spanischen Jagdschriftsteller sprechen schon



Deutsche Zwergspitzer

von einem „perro de agua“ (Wasserhund), mit welchem Namen auch heute noch der Pudel in Spanien bezeichnet wird.

Die Bulldogge

Eine der ältesten englischen Rassen, die vielfach in alten Chroniken beschrieben wird. Auch in späteren Werken wird der Rasse häufig Erwähnung getan und ihr Mut und ihre Kühnheit beim Angriff stets gelobt. Ueber die Größe der Bulldogge ist mehr gestritten worden als über alle andern Punkte. Einige behaupten, daß sie plump und beinahe so groß wie ein Stier gewesen sei, eine lange Schnauze gehabt und keine Ansprüche auf Symmetrie gemacht habe. Andre wieder sagen, sie wäre von mittlerer Größe gewesen, mit kurzer Maske und habe einen großen Schädel gehabt. Jeder, der eine unbefangene Meinung hat, muß zugeben, daß letzterer der richtige Typus ist.

Die moderne Bulldogge wiegt in der Regel 9 bis 27 Kilo. Der Schädel ist groß und hoch. Die Backenknochen müssen hervorsteckend sein und sich bis hinter das Auge erstrecken. Die Stirn ist runderig. Die Farben sind wie folgt zu bewerten: gestromt, rotweiß und die Spielarten hiervon als rotgelb, fahlgelb u. s. w., demnachst buntscheckig und gemischt farbig.



Seldemspitz



Wiener Bulldoggenrasse „Forscep“

„Forscep“, der Gegenstand unserer Illustration, ist ein erfolgreicher Preisgewinner auf Ausstellungen.

Der Dalmatiner

Die schwarz und weiß gefleckte Zeichnung stempelt ihn zu einem sehr originell aussehenden Hunde, der als Begleiter, wenn man sich zu Wagen oder zu Pferd befindet, sehr zu empfehlen ist. Die Ansicht dürfte wohl die richtigste sein, daß der Dalmatiner dem Pointer am meisten ähnelt. Weit verbreitet ist die falsche Meinung, daß der Dalmatiner wenig Intelligenz habe, und daß er keinen andern Dienst leisten könne, als den Pferden oder Wagen seines Herrn zu folgen. In Dalmatien, seiner Heimat, ist er



Zwergbulldogge „Rolly Doller“

gewiß zur Jagd verwendet worden, und es ist auch kein Grund einzusehen, weshalb er, gehörig dressiert, kein tüchtiger Jagdhund werden sollte, zumal er in seinem Körperbau sehr einem Pointer schmerzlichen Schläges ähnelt und daher wohl den Strapazen einer ermüdenden Jagd gewachsen ist.

Als Hauptmerkmal der Rassenreinheit gilt die Zeichnung. Die Grundfarbe des Hundes ist weiß, und der Kopf, die Ohren, der Körper, die Mute und die Läufe haben kleine schwarze oder leberfarbige Flecke, die ungefähr 2 bis 3 Centimeter im Durchmesser haben. Häufig vorkommende Fehler sind eine schwarze Maske und schwarze Ohren. Beim Kauf eines Dalmatiners muß man die Läufe und Pfoten ganz besonders berücksichtigen, denn ein hierin fehlerhafter Hund ist nicht im stande, einem Wagen mehrere Stunden täglich zu folgen.

Der Dobermannpinscher

Diese Rasse, hauptsächlich im Thüringer Lande heimisch, ist ein Produkt der Neuzeit und scheint aus Kreuzungen des deutschen Schäferhundes mit dem kurzhaarigen deutschen Pinscher hervorgegangen zu sein.

Die ungefähre Größe der Hunde schwankt zwischen 55 und 60 Centimetern. Der Kopf soll

Ähnlichkeit mit dem des deutschen Schäferhundes haben, breit zwischen den Ohren sein und so dem Gebiß den gehörigen Platz gewähren. Gesamtlänge des Kopfes ungefähr 20 Centimeter. Fehlerhaft sind Wadenansatz, namentlich Hingebaden. Das Gebiß muß gut schließen und ist stärker als dasjenige des deutschen Schäferhundes. Die Augen sind ziemlich groß, dunkel und von lebhaftem Ausdruck. Auf schmalen Läufen mit gut geschlossenen Pfoten ruht der muskulöse, Kraft und Ausdauer verratende Körper. Um dem Hunde ein besseres Aussehen zu geben, werden die Ohren coupirt. Die Farbe des Haares ist ein glänzendes Schwarz, mit rotbraunen Abzeichen nach Art der Dachshunde. Auch Schokoladenbraun und Bibergrau mit gelben Abzeichen wird gestattet. Etwas Weiß an der Brust ist erlaubt.

Die Zwergbulldogge

Eine Miniaturausgabe der großen Bulldogge, mit der sie in allen Punkten übereinstimmt, ausgenommen Größe und Form der Ohren. Diese sind zum Teil Rosenohren oder Tulpenform und verleihen der Rasse das originale Aussehen. Das Gewicht beträgt ungefähr 17 Pfund. Die besten Exem-



Griffon bruxellois

plare kommen aus Frankreich, speziell aus Paris, und stehen außerordentlich hoch im Preise. „Rolly-Dolly“ ist ein hübsches Exemplar seiner Gattung.

Der Zwergpinscher

Als eine sehr niedliche Schoßhundrasse präferieren sich diese Gündchen, für die im allgemeinen die Rassebestimmungen des großen, kurzhaarigen Pinschers gelten. Als Maximalgewicht sind 3 1/2 Kilo anzusehen. Außerordentlich feine, glänzende Behaarung, dünne Haut und sehr zierlichen Knochenbau haben die Zwergpinscher. Die Farbe ist schwarz mit rotbraunen Abzeichen, wie sie unsere Textel haben; weniger geschätzt ist die schokoladenbraune Farbe mit gelben Abzeichen. Ein recht apartes Aussehen haben die gefleckten Zwergpinscher: auf silbergrauem Grunde dunkelbraune bis schwarze, unregelmäßige Flecke oder Platten und außerdem die rotbraunen Abzeichen der schwarzen.

Der Griffon bruxellois

In Brüssel, von welcher Stadt diese Rasse auch ihren Namen hat, sind diese niedlichen Tiere am häufigsten zu treffen und stehen in hoher Gunst bei



Seldemspitz mit Jungen

der belgischen Damenwelt. Die Hunde sind wohl als eine Art unser Affenpinscher zu bezeichnen und haben Blut der kleineren Bulldogge. Ihre Färbung ist rotgelb und ihr Knochenbau stärker als der der Affenpinscher. Die allgemeine Erscheinung zeigt einen kleinen Damenhund, intelligent, lebhaft, kräftig, von gedrungenem Bau.

#### Der Seidenspiz

Unstreitig die schönste in Deutschland existierende Schoßhundrasse, die leider fast ausgestorben und nur noch in sehr wenigen guten Exemplaren anzutreffen ist. Zur Elite zählt unstreitig die abgebildete „Ruß-Edmannsheim“, die auf den großen internationalen Hundausstellungen zu Frankfurt a. M. (1901) und Brüssel (1902) sich erste Preise holte. Der Seidenspiz stimmt in allen Haffensmerkmalen mit dem Zwergspiz überein, unterscheidet sich von ihm nur durch die sehr lange, seideweiche Behaarung, die nicht wellenförmig, sondern ganz schlicht sein muß. Die Farbe ist weiß, mit schwarzer Nase und schwarzen Augen.

## Ein Frauenhaar

Novelle

von  
M. Kossak

Dies ist Euer Nachtquartier, Herr.“ spricht der Püthenwärter, die durch einen Holzpflock geschlossene Tür öffnend. „Ich denke, es wird Euch gefallen.“

Der Raum ist wirklich nicht so übel, zwar sehr klein, aber tadellos sauber. Das Bett ist, ähnlich wie man es in den meisten Schiffskojen findet, an der Wand festgemacht, daneben steht ein aus rohem Nieserholz gezimmertes Tisch und eine niedrige Bank mit einer Wäschschüssel aus lackiertem Holz und einem Wasserkrug darauf. Ein paar Nägel in der Wand dienen zum Anhängen der Kleider. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch das Kämmerchen nebenan haben.“ fährt der Mann fort. „Dort hängt sogar ein kleiner Spiegel. Ich würde aber nicht dazu raten, weil ein Herr in dem Bett gestorben ist, es sind kaum vier Wochen her. Er hatte die Ausgehung, und die konnte am Ende ansteckend sein. Wenn Ihr aber wünscht —“

„Schon gut,“ unterbricht der Reisende den Erbauer des Wächters, „ich bleibe hier. Nehmt die Decken aus dem Bett und legt meine hinein. Dort in dem Sack sind sie eingeschmarrt.“

„Aber es ist alles sauber, es hat auch kein Kleiner drin gelegen.“

„Wenn auch, ich will meine Decken haben.“

Der Wächter schüttelt mißbilligend den kraushaarigen Kopf. „Woju die unnötige Arbeit? Den Sack aufschneiden, die Decken festmachen — wozu? Was die Fremden für sonderbare Schrecken haben! Und wann wollt Ihr essen, Herr?“ fragt er.

„Natürlich so schnell wie möglich. Tummelt Euch also.“

„Malo, malo!“ brummt jener und entfernt sich mit langsamen Schritten.

Der Reisende zuckt ärgerlich die Achseln. Er hat dies „Malo“, den Lieblingsausdruck des Sibiriens, der so viel bedeutet wie „nur gemacht“, während seiner kurzen Anwesenheit im Lande oft genug gehört, um das Wort gründlich zu fassen. Wenn ihm jemand auf einen Befehl oder Wunsch seinerseits „malo“ antwortet, so weiß er, daß er sich in Geduld zu fassen hat. Die Knochen sind ihm wie zerbrochen nach der zehnstündigen Fahrt im Tarantak, und am liebsten möchte er sich, so wie er da ist, mit Mantel und Mütze auf sein Lager werfen und schlafen, aber wenn er einmal schläft, ist er vor morgen früh nicht zu erwecken; daher muß er aufbleiben, bis er gegessen hat. Denn er ist nicht minder hungrig als müde.

So geht er denn die kleine Treppe, die schmal ist wie eine Pflanzentreppe, herunter und setzt sich in den dielenartigen Raum, der den ganzen Unterstock der Jurte einnimmt und dem Wächter sowie dem hier und da hier einkehrenden Wanderer als Wohnstube dient. In einer Ecke der Stube steht auf einer primitiven Konsole ein Muttergottesbild, eine groß und grob kolorierte Lithographie; davor brennt eine ewige Lampe. Ein altes abgegriffenes Gebetbuch liegt daneben. Aus Langeweile nimmt er es und versucht darin zu lesen, es ist jedoch in sogenanntem Kirchenslavisch geschrieben, das er nicht versteht. Die Buchstaben sind zwar die nämlichen kyrillischen, wie sie die russische Schriftsprache auch hat, aber die Worte doch größtenteils andre.

Mechanisch schlägt er Blatt um Blatt um. Da streicht seine Hand über etwas Kühles, Hartes, kaum Wahrnehmbares. Er bräut sich über das Buch und entdeckt beim Licht der ewigen Lampe ein Haar — lang glänzend und silberblond. Ein Frauenhaar? Wie kommt das in diese ostibirische Taigahütte? Der Wächter ist unverheiratet, wie fast alle seinegleichen, denn diese Jurten, die den spärlichen Wanderern zum Obdach dienen, sind nur im Winter, Frühling und Herbst bewohnt, ein Mann mit Frau und Kindern aber schenkt den häufigen Wohnortwechsel. Im Sommer stehen die Jurten leer und sind weit geöffnet; wer drin einkehrt, muß sich selbst bedienen oder, sofern ihm das nicht paßt, die Hilfe der Wächter aus den Stappenhäusern, in denen die Besichtigten unterwegs nächtigen, in Anspruch nehmen.

Vorsichtig zieht er das Haar durch die Finger. Wie weich es ist, gerade so weich wie — Fridas Haare. Und ebenso silberblond. Es ist eine leikene Farbe, jeder Mann sagt es, und er selbst hat es auch gefunden, damals als — als er noch in Frida verliebt war. Er erinnert sich ganz genau, daß diese hellen, metallisch glänzenden Haare es waren, die zuerst seine Augen auf sie lenkten. Sie trug sie bei jenem Ball, bei dem er sie zuerst sah, in einem biden losen Knoten am Hinterkopf aufgesteckt, und vorn auf der Stirn kräuselten sie sich in kurzen seidigen Büscheln. Wenn sie tanzte, schienen sie immer zu nicken. Wie reizend das ausfiel! Er war ganz entzückt von diesem schönen Haar, das so prächtig zu dem parthischen Gesicht des schlanken Mädchens und ihrem bläulichen Kleide paßte, und ließ sich ihr sofort vorstellen. Und dann tanzte er alle Tünge mit ihr, die sie noch frei hatte, und in den Zwischenpausen plauderte er mit ihr. „Na, hören Sie mal, Sie gehen scharf ins Zeug.“ sagte der lange Leslo zu ihm, der Leslo von den Kürassieren. Er lachte. Warum sollte er dem Fräulein nicht zeigen, daß sie ihm gefiel? Wenn sie weitergehende Schlüsse daraus zog, so konnte es ihm schon recht sein. Ein Mädchen wie sie, jung, aber doch auch nicht zu jung lebenswürdig, gut erzogen, aus angesehener Familie, von bezaubernder Anmut, ohne gerade schön zu sein, das war genau das, was er sich wünschte, denn die Schönheiten großen Stils liebte er nicht. Und dann war die Müdigkeit, die sie zweifelloß bekommen würde — ihr Vater galt ja als einer der reichsten Männer der Provinz —, doch auch nicht zu verachten. Er hätte nie um des Geldes willen eine Frau genommen, aber wenn es sich zufällig so traf, daß die Erwählte Vermögen besaß, um so besser. Wenn er fernherhin beim Militär bleiben wollte, konnte er nicht ganz arm heiraten, da sein Staat verschuldetes väterliches Gut knapp so viel abwarf, als die notwendigste Zulage für ihn selbst ausmachte, aber um einer heuligen Liebe nicht entsagen zu müssen, würde er schließlich auch des Königs Hof ausgezogen haben, um fernherhin sein Gut im Schweiße seines Angesichts zu bewirtschaften. Und die Frida von Kemmer schien ihm eines solchen Opfers schon wert zu sein.

So überlegte er in seiner blinden Verliebtheit, ohne sich selbst, ohne die Welt zu kennen. Vierzehn Tage später war die blonde Frida seine Braut und, nachdem nochmals sechs Wochen verlossen waren, seine Frau. Er hatte es eilig, denn er bildete sich ein, ohne seinen Engel gar nicht mehr leben zu können. Während der ersten Zeit seiner jungen Ehe hing ihm denn auch der Himmel voller Geigen. Der Schwiegerpapa gab eine großartige Zulage, seine Häuslichkeit war vornehm und das Entzücken seiner Kameraden und seine Frida das süßeste, heißeste Geschöpf unter der Sonne. An jedem Tage entdeckte er neue Vorzüge an ihr. Da, kaum vier Wochen nach der Hochzeit, als er eben Urlaub nehmen wollte, um mit seinem jungen Weibe auf Reisen zu gehen — reisen zu können, war von jeher sein heißester, bisher freilich unerfüllter Wunsch gewesen —, brach ungeahnt die Katastrophe herein. Der alte Kemmer hatte, ohne daß seine nächsten Angehörigen es wußten, an der Wölfe gespielt und alles verloren, was er besaß, ja noch mehr. Am nämlichen Tage, als es ruckbar wurde, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Statt Reiseurlaub zu nehmen, mußte der Schwiegerpapa seinen Abschied einreichen und sich mit seiner Frida auf sein verschuldetes Gut zurückziehen. Nun biß es arbeiten und sparen. Er ließ seine junge Frau die Enttäuschung nicht entgelten — Gott bewahre, dazu war er viel zu sehr Kavaller — nicht ein unartiges, verlegendes Wort sagte er ihr wegen der unglücklichen Geschichte, aber mit seinem Eheglück war es doch zu Ende. Wenn man sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Feldern herumgetrieben und sich über die Leute geärgert

hat, ist man nicht mehr in der Laune, ein poetisches Liebesglück zu genießen und den galanten Ehemann zu spielen. Er hatte sich selber schon ein Leben der Arbeit und Beschränkung doch nicht so schwer und trostlos vorgestellt, wie es ihm jetzt erschien. Und Frida war auch nicht die Person dazu, es ihm leichter zu machen. Sie arbeitete ebenso wie er unermüdet, ohne zu klagen, und war von einer geradezu rührenden Liebenswürdigkeit, Unterwürfigkeit und Bescheidenheit ihm gegenüber, aber — Donnerwetter ja — man will doch, wenn man noch jung ist, eine Frau haben, die ein bißchen feich und lustig und elegant ist! Immer mit dem Schlüsselbund am Arm und, wenn er sie mal hart anfuhr, gleich die Augen voll Tränen! Da ging er ihr lieber aus dem Wege und beschränkte sich darauf, das Notdürftigste mit ihr zu reden.

Nach einem Jahre wurde ein Knabe geboren, der gleich nach der Geburt starb. Drei Mädchen folgten rasch hintereinander. Warum, in des Teufels Namen, nur immer Mädchen? Wenn er wie ein Tagelöhner schuftete, um seine väterliche Bestimmung in die Höhe zu bringen, so wollte er doch müssen, für wen. Er wollte sie einen Sohn hinterlassen, aber doch nicht den dummen Margellen. Ach Gott, es waren ja ganz liebe, liebliche Dinger, und mit zunehmenden Jahren würden sie noch lieber und niedlicher werden, jetzt aber, da schrien sie noch so viel, und das besonders, wenn sie ihn sahen. Sowie er ins Zimmer trat, gleich sich hinter Mutteres Kleiderfalten versteckt! „Tu' ich euch denn was?“ brüllte er sie an. „Was soll das albene Geheul?“ Natürlich heulten sie dann immer noch toder. Und dazu Fridas Gesicht zu sehen mit den großen Märitreraugen!

Es konnte ihm wirklich keiner verdenken, daß er sich in dieser Häuslichkeit nicht wohl fühlte. Aber er wußte bestens, daß er nicht um ein Haar breit von dem ab, was er für recht hielt. Er arbeitete nach wie vor, war sparsam und suchte sich nicht auswärts für die Entbehrungen dahinten zu entschädigen. Nur daß ihn die Sehnsucht nach Freiheit und Ungeborgenheit immer häufiger, immer stürmischer überfiel. Und zuletzt, da hielt er es nicht länger aus, er mußte fort. Nicht für immer, Gott bewahre, nur ein paar Wochen frischer Luft wollte er schöpfen und dann wieder in sein Gefängnis zurückkehren. Als er Frida seinen Entschluß verkündete, redete sie ihm eifrig zu, ihn ja auszuführen, er solle auch nicht zu rasch heimkehren; sie wolle inzwischen schon mit Hilfe des alten Inspektors die Wirtschaft besorgen, und was das Geld für die Reise anbetraf, so brauche er jetzt, nachdem die drängendsten Schulden getilgt waren, auch nicht damit zu largen.

So war er denn abgeritt. Nach Italien, der Schweiz oder sonst einer Gegend, die der Schwarm der Touristen überschwemmt, zog es ihn nicht, er wollte lieber Pfade wandeln, die weit ab von der großen Heerstraße liegen. Seit frühester Jugend schon hatte das weite Innerland seine Phantasie gereizt; mit seinen ungenutzten Steppen, Wäldern und Strömen, seinen ungeheuren Gegenständen, seiner Unzivilisiertheit, Verkommenheit und Armut hier und seiner barbarischen Pracht und Liebertultur dort war es gerade das, was er suchte. Die Donau war er hinuntergefahren bis Galatz und dann durchs Schwarze Meer über Odesja immer weiter, weiter über Tiflis, Astrachan, auf der Wolga bis Samara, von dort mit der sibirischen Bahn in einem Zuge bis nach Nertschinsk und dann auf dem Tarantak gen Nordosten ins Land der Jakuten, mitten hinein in den wildesten Teil Sibiriens. Viel Wunderbares hatte er gesehen und an all dem Neuen seine Seele erfrischt. Noch dachte er nicht an die Heimkehr; zuvor wollte er erst den ganzen Nord- und Südosten des Landes durchstreifen, vielleicht auch einen Absteher nach China machen oder durchs Japanische Meer nach dem asiatischen Wunderreich mit modernster europäischer Kultur fahren oder — ach, er wußte selbst noch nicht, wo er sich hinwenden würde, nur das eine wußte er, daß diese Reise so bald noch nicht ein Ziel haben sollte. Einmal fort von Hause, wollte er so rasch nicht wieder ins Joch.

Daher hatten ihm die Freunde und Bekannten prophezeit, daß er es nicht lange aushalten würde ohne Frau und Kinder. Wie sie sich irren! Er dachte kaum an sie, außer wenn er dann und wann einen Absichtsbrief an Frida schrieb. Ihr Bild war ihm während der ganzen Abwesenheit vor Haufe noch nicht greifbar vor Augen getreten, bis zu dieser Stunde, da er das lange, seideweiche Frauenhaar fand, das ihn an sie erinnerte.

Wie es glänzt! Wie es zwischen seinen Fingern sich ringelt! So hatten auch Fridas Haare sich geringelt, wenn er sie in den ersten Wochen seiner

Ehe scherzend in die Hand genommen, um ihre Schwere zu wiegen. Ja, er war damals doch recht glücklich gewesen!

Unmutig will er das Paar fortwerfen, aber seine Finger, die es schon loslassen wollen, schließen sich wieder fest darum, und mit einer arten, fast lieblosen Bewegung legt er es ins Buch zurück und schließt den Deckel darüber. Wer weiß, vielleicht sind die Augen derjenigen, der einst das Paar gehörte, längst im Tode geschlossen. Was von Toten herrührt, soll man aber achten...

Wo nur dieser Keil, der Wächter, bleibe! Er könnte das Essen doch längst fertig haben. Am besten wick es fern, wenn er selbst einmal nach dem Rechten sieht. Der Wächter, Kolja ist sein Name, steht in einem kleinen, löcherartigen Raum vor einem offenen Herd und brät ein Schneehuhn. Die Butter brodelt in der Pfanne, und der schön gebräunte Vogel duftet gar appetitlich. In einem Topf daneben kocht rote Rübensuppe, mit Safran und Pfeffer gewürzt.

In zehn Minuten steht die Mahlzeit auf dem Tisch, Herr! ruft der Mann eifrig, als er seinen Gast sieht. Das Schneehuhn wird Euch munber, seiner versteht's so gut zu braten wie ich, auf hundert Werten in der Stunde, den Wächter im Clappenhaus nicht ausgenommen.

Ihr habt wohl nicht oft für Reisende zu kochen? fragt der Fremde.

Je nun, wie man's nehmen will! Tee muß ich oft kochen für die Fußwandlerer, auch Kartoffeln, aber Schneehühner lassen die ich nicht braten, ist ihnen zu teuer!

Frauen kommen wohl nie zu Euch? Was? Sagt das nicht, Herr. Wenn die Herren aus den Minen einander mit Frau und Kindern besuchen, rasten sie allemal ein paar Stunden bei mir, um die Pferde zu füttern und Tee zu trinken. Auch geschicht's alle Jahre ein bis zwei Mal, daß eine Dame auf der Durchreise hier die Nacht über bleibt. Es gefällt ihnen besser in den Jurten als in den Posthaltereien, wo der Schmutz hiehoch liegt.

Der Fremde nickt verständnisvoll. Daselbe hat man ihm auch gesagt. Nur nicht in den sibirischen Posthaltereien logieren, lieber in den elendesten Zaigahütten! Wer war die letzte Dame, die hier gewesen ist? erkundigt er sich und ist selbst erstaunt, mit welcher Spannung er die Antwort erwartet.

Die letzte Dame? Das — ja, das war die Gospodina aus Jiborsk, eine feine, reiche Dame.

Jung, mit blonden Haaren?

Ach nein, jung ist Jewlampia Donobina nicht mehr, wenn auch noch schön und stattlich. Und ihre Haare sind auch nicht blond, sondern schwarz.

So, so! Eine kleine Pause entsteht, dann fragt der Reisende mit scheinbarer Gleichgültigkeit: Das ist doch wohl Euer Buch, Freund Kolja, das neben der ewigen Lampe liegt?

Kolja befinnt sich eine Weile, dann lacht er, daß sein ganzes gelundes Gebiß sichtbar wird. Das heilige Buch meint Ihr, Herr? Was sollte ich wohl damit anfangen? Es ist ja in einer heiligen Sprache geschrieben, das kann unferne nicht lesen.

Ach nein, Herr, das Buch gehörte dem Herrn, der oben in der Kammer gestorben ist, derselbe, von dem ich Euch schon sprach. Wozu sollt' ich's ihm ins Grab mitgeben? Und da es ein heiliges Buch ist, habe ich's neben das Bild unsrer heiligen Mutter von Bilsuik gelegt. Wer weiß, wozu es gut ist, dachte ich bei mir.

Wer war jener Tote, der bei Euch gestorben ist, denn eigentlich? forscht der Fremde.

Weiß ich's? Ein Verschickter war er, ein Unglücklicher. Kann man die Namen aller Verschickten kennen, die in die Clappenhäuser kommen? Aber ein großer Gospodin war er doch, und ein gelbes Carré-Ad' hat er nicht auf dem Rücken gehabt. Das mußte man schon, bevor man ihn von hinten sah. Solch ein guter, sanftmütiger Herr! Er war krank, schwer krank, als der Transport ankam. Den letzten Teil des Weges hatten sie ihn tragen müssen, und als der Transport am nächsten Morgen wieder abging, konnte er nicht mit. In der Nacht hatte er Blut gespuckt und lag nun da, als ob er schon tot wäre. Was sollten sie nun mit ihm anfangen? Ihn auf den Rücken nehmen und forttragen? Wozu? Und einen Tarantak besorgen, um ihn zu fahren, da er doch nach den ersten paar Werst gestorben wäre? Da ließen sie ihn denn im Clappenhaus, aber weil er nach einigen Tagen immer noch nicht tot war, nahm ich ihn zu mir. Ich meinte, daß er es besser bei mir hätte, und da er noch genug Geld besaß, um alles zu bezahlen, so hatte ich ja auch keinen Schaden davon.

Wolle zehn Tage hat er noch hier gelegen, bis es dann eines Abends aus mit ihm war. Und er selbst glaubte immer noch, daß er gesund werden und der nächste Transport ihn mitnehmen würde. Ordentlich gefremt hat er sich darauf — man sollte es nicht glauben! Ich habe schon viele Tausende von Verschickten gesehen, aber so einer ist mir nicht vorgekommen, so sanft und gut gelaunt!

Und dem hat das Gebetbuch also gehört? fragte der Fremde.

Der Wächter drehte erst sein Schneehuhn auf die andre Seite, ehe er antwortete. Dann setzte er sich auf einen Holzstok, faltete die Hände über den Knien und blickte mit einem eigentümlich behaglichen Gesichtsausdruck zu seinem Gast auf. Wie alle Menschen, die für gewöhnlich zum Schweigen verurteilt sind, fand er offenbar großes Vergnügen daran, einem Fremden ein auch diesem wichtig scheinendes Erlebnis zu erzählen. Das Buch hat dem Herrn gehört und ein kleiner Beutel mit Geld und ein Bild, berichtete er. Alles andre hatte er wohl unterwegs verschluckt, weil es ihm schwer war, es zu tragen. Der Beutel mit dem Geld hing ihm an einer Schnur auf der bloßen Brust, und das Buch steckte in seiner Tasche. Zwischen den Blättern aber lag das Bild einer Dame, seiner Frau, mit einem Kind auf dem Schoß und außerdem noch eine Strähne Frauenhaar. Die — aber was ist Euch, Herr? fragte der Mann, da sein Gast keine zusammenzuckte.

Nichts — nichts ist mir, murmelte dieser. Fahrt nur fort.

Die Haare waren so lang, daß man meinte, sie müßten der Frau, der sie gehörte hatten, bis zu den Hüften gereicht haben, und weich wie Seide und ganz hell. Wenn die Sonne darauf schien, glänzten sie wie Silber. Und der arme Gospodin tat wie närrisch mit ihnen und streichelte und küßte sie und redete mit ihnen wie mit einem Menschen, denn die Haare waren vom Kopf seiner Frau. Mascha hieß sie — Gott im Himmel, wie oft hab' ich nicht ihn den Namen nennen hören! Wenn er dann so elend war, morgens nach dem Fieber, rief er immer nach seiner Mascha, die allein in Rußland zurückgeblieben war und sich nach ihm sehnte. Denn sie hatte mitkommen wollen, als er fort mußte, aber sie war krank gewesen damals, sie und auch das Kind. Und da war ausgemacht worden, daß sie ihm später nachreisen und das Kind zu Verwandten geben sollte. Wenn es ihm besser ging, erzählte er mir von dem Pänschen, das sie sich bauen lassen und in dem sie dann zusammen wohnen wollten. Kolja, sagte er zu mir, wenn meine Mascha erst bei mir ist, dann will ich ganz zufrieden sein und gar nicht mehr klagen, weil ich nach Sibirien habe müssen, und meine Mascha wird auch zufrieden sein. Und nach Jahren werde ich ja auch wieder frei werden und mit meiner Mascha zu unserm Kinde zurück dürfen nach unserm heiligen Rußland. Wenn er sich das so recht vorstellte, der arme Gospodin, dann wurde er ganz lustig, und auf den Boden bekam er rote Flecke, so daß er im Augenblick einem Gesunden ähnlich schien. Aber die roten Flecke bedeuteten nichts Gutes, das wußte ich von Anfang an, und der Jutein, und das Fieber erst recht nicht. Es wurde denn auch von Tag zu Tag schlimmer mit ihm, trotzdem ich ihm Schneehühner und Hasen brüt und mir von dem Wächter aus dem Clappenhaus Rumys besorgte, von dem ich Suppe für ihn kochte. Zulezt war er so schwach, daß er gar nicht mehr den Löffel halten konnte, aber seine gute Laune hatte er doch nicht verloren; freilich, ich hab' auch dazu getan, was ich konnte —

Der Wächter brach plötzlich ab und presste die Lippen zusammen, gleich als ob er etwas hätte sagen wollen, was er eigentlich nicht sagen durfte.

Was habt Ihr denn getan? forschte der Reisende in sonderbarer Bestommenheit.

Der Mann sah sich schen in dem kleinen Raum um, dann sprach er, seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern dämpfend: Ich will's Euch sagen, Herr, denn Ihr erzählt es ja keinem. Zwei Tage bevor der Herr starb, kam ein Brief an den Wächter vom Clappenhaus — der besommt nämlich allemal, bevor ein Transport anlangt, ein Schreiben, worin ihm das angezeigt wird, und dabei sind dann meist auch Briefe an die Verschickten und an ihn selbst, denn sonst verirrt sich keine Post zu uns. Aber mit den Briefen stimmt das oft nicht, insofern, als sie zuweilen für die Verschickten von dem vorigen Transport sind — na, und jenen Brief, den gab mir der Wächter vom Clappenhaus, weil er für meinen Kranken bestimmt war. Weil der Brief aber schwarze Mänder hatte, gab ich ihn ihm nicht, sondern machte ihn auf und las ihn. Und da stand denn drin, daß seine Frau gestorben war,

schon vor Wochen, gerade, wie ich's mir gedacht hatte, als ich die schwarzen Mänder sah. Natürlich hätte der Brief schon hier sein sollen, bevor der Herr mit seinem Transport ankam, aber ich sagte es Euch ja schon, daß so was häufig geschieht. Und diesmal war es gut so, denn dadurch war dem armen Gospodin die Nachricht erspart worden, und er konnte sich bis zu seinem Ende auf das Wiedersehen mit seiner Mascha freuen. Und ich — ich hab' ihm auch nichts davon erzählt und den Brief gleich verbrannt. Ich weiß, daß Strafe drauf steht, wenn es bekannt wird, aber wozu fragt denn hier bei uns in der Taiga nach einem Brief, und wozu sollt' ich dem Kranken noch den Nummer machen? Aber — und wieder sah sich der Wächter schen um — ich glaube doch, daß er's zuletzt gewußt in der Stunde, als er starb. Es war abends, und die Lampe brannte schon, da schrieb er mir einemal auf: Mascha, — so laut, wie er schon mehrere Tage nicht gesprochen, und als ich ganz erstaunt zu ihm gelaufen komme, liegt er da mit der Daarsträhne in einer und dem Bild in der andern Hand, ganz weiß und wächsern im Gesicht, die großen offenen Augen nach der Decke der Kammer gerichtet, und lächelt. Und wieder ruft er: Mascha! und lächelt immerzu — ich sag' Euch, Herr, mir ließ's kalt über den Rücken, denn ich weiß sicher, in dem Augenblick hat er sie gesehen. Und wie er zum drittenmal Mascha rief, da war er tot. Und ich meinte, ich hätte es wie Pfägelrauschen in der Kammer, aber das werde ich mir wohl eingebildet haben, weil ich doch wußte, daß sie ihn geholt hat.

Der Wächter schwieg und machte andächtig das Zeichen des Kreuzes vor seiner Brust... Das Schneehuhn ist fertig, Herr, sagte er nach einer Weile mit veränderter Stimme. Weht jetzt nach vorn, ich bring's Euch gleich. (Ende 1042)

### Burg Elz

(Zu dem Bilde Seite 866)

Erst die im Jahre 1878 eröffnete Moselbahn von Goblens bis Trier hat das reizvolle Moseltal dem eigentlichen Touristenverkehr erschlossen; wer aber die eigenartigen Schönheiten dieser wein- und burgereichen Landschaft recht genießen will, der wird eine Dampfsschiffahrt stromaufwärts vorziehen oder noch besser zu Fuß wandern. Einer der malerischsten Obelste dieses Gebietes ist Burg Elz, die man in 1 1/2 Stunden von der Eisenbahn- und Dampfsschiffstation Mosellern erreicht, wo das Elzflüßchen nordwärts aus den Bergen kommt. Man folgt diesem bewaldeten Tale zuerst auf dem linken Ufer und setzt dann vor der zweiten Mühle auf das rechte über, bis sich plötzlich auf bewaldeter Regel das von Bergen rings umgebene Schloß aus dem Waldesgrün erhebt. Ihm gegenüber, noch höher gelegen, gewahrt man die Ruinen der Burg Truhels. Schloß Elz ist eine echte Mitterburg des Mittelalters, wohl erhalten wie wenige, mit Türmen, Erkern und Zinnen; auch im Innern ist alles unversehrt. Merkwürdig: Möbel, Waffen, Klänge, Hausgeräte u. dgl. Die Franzosen haben seinerzeit im ganzen Moseltale barbarisch genug gehaust, und nur einem Zufall ist es zu danken gewesen, daß sie nicht auch Elz verheert und zerstört haben; sei es, daß die versteckte Lage es den Späherblicken der Haubhorben entzog, oder daß — wie es heißt — ein Herr von Elz als Oberst in ihrer Armee diente. Wenn Fremde das Innere besichtigen wollen, so bedarf es einer brieflichen für jede einzelne Person einzuholenden Erlaubnis bei dem Besitzer, dem Grafen von Elz zu Elville. Das Schloß ist eines der wenigen in der Rheinprovinz, das in demselben Besitz derselben Familie verblieben ist. Die erste Erwähnung des Geschlechts derer von Elz stammt aus dem Jahre 1137; es spaltete sich im 13. Jahrhundert in mehrere Linien. Im 14. Jahrhundert gab der Kaiser Elz dem Erzbischof Trier zu Lehen, aber die Herren von Elz weigerten sich, diese Lehenshoheit anzuerkennen. Es kam deshalb zu wiederholten Fehden mit dem Erzbischof Balduin von Trier, der, um die kriegerischen Mittel einzuschüchtern, ihnen sein Truhelsgebirge vor der Nase erbaute, das jetzt in Trümmern liegt. In der umfangreichen Anlage ist ein Teil der Burg Elz regellos an den andern gebaut; die einzelnen Bauwerke stammen nämlich nicht nur aus verschiedenen Zeiten, sondern auch von verschiedenen Linien, die ihre eignen Häuser auf der Burg besaßen. Gerade dadurch gewährt das Ganze einen so ungemän malerischen Anblick, der schon viele Künstler zur Nachbildung angeregt hat. Der Burghof ist von Süden nach Norden gerichtet, und die Gebäude

\*) Das Zeichen des Wächter.



**Ruf der Pariser Untergrundbahn während der Fahrt**  
Nach einer Originalzeichnung von J. J. Clément (Zeit S. 873)

liegen in einem Doal um ihn herum. Blattels, der älteste Teil im Südwesten, stammt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; weiter westlich bis zum Schlossportal schließt sich der Burgteil der Familie Elz-Wildenach an, vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis 1472. Auf der Nordseite erhebt sich der Anteil des freies Elz-Rodenborf (Ende des 15. Jahrhunderts), der in architektonischer Hinsicht am bemerkenswertesten ist und die schönsten Räume, vor allem die Schloßkapelle und den Fahnenfaal mit reichem Sternengewölbe, umschließt. Der späteste Teil, von der Familie Elz-Kempenich um die Mitte des 16. Jahrhunderts angeführt, liegt auf der Ostseite; er zeigt Renaissanceformen und ist durch

rohen Fachwerkbau kennlich. Die an Feier verlorene Reichsunmittelbarkeit ward von den Herren von Elz 1729 wieder gewonnen; 1804 büßten sie sie jedoch aufs neue und für immer ein. Die Chronik des Geschlechts ist reich an merkwürdigen Geschehnissen und löhnen Taten. So entstand beispielsweise eine langwierige Fehde zwischen den Elzern und denen von Brannshorn, weil ein Ritter aus diesem Geschlecht seiner Braut, einem Fräulein von Elz, einen Faustschlag gab, als sie ihm einen Ring versagte. Vertha von Elz verteidigte die Burg ihrer Väter mit männlichem Mut gegen einen Ueberfall und fiel zu Tode getroffen. Lange noch wurde ihr Panzer gezeigt mit Spuren des vergossenen Blutes; dergleichen die Waffen der Ritter, die bei jenem Ueberfall gefangen wurden. 2. 8.

Terrains in Aussicht stand, konnten die Architekten der Römerbaukommission zum Wettbewerb aufgefodert werden. Die genial erdachten und ausgearbeiteten Pläne der beiden Baumeister Franz von Doven (geboren 1842 zu Frankfurt a. M.) und Ludwig Neher (geboren 1850 in Stuttgart) erhielten die endgültige Zustimmung. Diese Herren wurden hiernach mit der obersten Leitung des Neubaus betraut und haben unter Mittheilfe der Architekten Hellmuth Guno (geboren 1867 in Kanten) und Stephan Blattner (geboren 1851 in Achaffenburg) das großartige Werk geschaffen, das jetzt im Aushern fast fertiggestellt ist und auch im Innern seiner Vollendung entgegengeht. Der Rohbau ward

bauos vielatool erhalten, und ihm ist der neu-geschaffene künstlerische Schmud, der aus vergangenen Tagen herüberführt in unsre Zeit, meisterlich angepaßt.

Das Bauwerk besteht jetzt aus drei unter sich verbundenen Gruppen, dem direkt an die alte Römergruppe angegliederten Festsaalbau, dem sich hieran schließenden Südbau und dem gegenüber der alten Paulskirche gelegenen Nordbau, der mit dem Südbau durch eine massive, für bedeutende Belastung eingerichtete Brücke verbunden ist. Diese Brücke überspannt in schön gehaltenem, durch vier Karavaten gestützten Bogen die 17 1/2 Meter breite Bethmannstraße; über ihrem Bogen befindet sich ein

nach allen Seiten geschlossener, von Balustraden gekrönter Wandelgang. Nichter der Beschauer vom Römerberg aus den Blick nach der Hauptfront des alten Rathauses und lenkt dann seine Schritte westwärts durch die Wandelgasse zum Paulsplatz, so hat er die Hauptteile des Neubaus und dessen Verbindung mit der ursprünglichen Römergruppe vor sich. Letztere umfasst außer dem von 1405 bis 1413 ausgeführten

Römer, dessen nach dem Paulsplatz gehende Südseite aber erst von 1731 datiert, die mit ihm verbundenen Häuser: Salzhaus, Frauenstein und Wambach, einen Polzbau des 16. Jahrhunderts; alle drei sind in den Jahren 1888 bis 1890 von A. Koch restauriert worden. Von den unserm Artikel beigegebenen Bildern zeigt das eine die Fassade des Festsaalbaus nebst dem Eingang; ein andres, an den Turm auf dem ersten anschließend gebacht, bildet die Hauptansicht des gesamten Neubaus (vom Paulsplatz aus) mit der Brücke. Eine weitere Ansicht zeigt in der Mitte den unteren Teil des großen Turmes und links, anschließend an die Brücke, die nördliche Fassade mit dem Hauptportal, rechts die Westfront mit dem kleinen Turm. Auf einem ferneren Wille ist der große Turm in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, ebenso der kleine Turm und, nach rechts übergehend, die Südfront. Endlich geben wir in einer Spezialaufnahme das Hauptportal an der Nordfront wieder.

Der Festsaalbau trägt seiner Bestimmung gemäßen reichsten inneren und äußeren Schmud; er enthält im Erdgesch. über dem eigentlichen Weinkeller gelegen, die Kaskellerwirtschaft, von der man durch einen Hof an die ins Obergesch. zur „Katsdiele“ führende Festtreppe gelangt. Von der Diele kommt man in den Bürgerfaal, das größte und am schönsten ausgestattete Prunkgemach im neuen Rathaus. Der Saal hat eine Bodenfläche von 27 auf 14 Meter und steht in direkter Verbindung mit dem Aushern, oder Wabhimmer und dem bekannten Kaiserfaal, so daß bei Gelegenheit über eine Flucht von Festräumen verfügt werden kann, wie sie keine andre Stadt aufweisen hat. Vor dem Bürgerfaal läuft eine Galerie her, die die Katsdiele mit dem Diensträumen im Römer verbindet und im dritten Obergesch. einer etwaigen Zuschauermenge Einblick gewährt in den Festsaal. Der unmittelbar an den Festsaalbau sich anschließende Südbau ist



Hauptportal (Nordfront) am Rathaus zu Frankfurt a. M.

### Das neue Rathaus in Frankfurt a. M.

(S. 874 auch die Abbildungen Seite 877)

Vor etwa 500 Jahren wurde der „Römer“ (so genannt nach dem ursprünglichen Besitzer oder dessen Verkaufsort) vom Rat der Stadt Frankfurt angekauft und mit dem daranstehenden „goldnen Schwanz“ als Rathaus umgebaut. Nachdem im Laufe der Zeit eine Vergrößerung nötig geworden, erwarb man nach mehrere Bürgerhäuser, verband sie mit dem alten Römer und bezeichnete nun den ganzen Komplex als „Römergruppe“. Außer den historischen Innenbauten, Halle, Festtreppe und Kaiserfaal, beherbergte das erweiterte Rathaus einen Teil der städtischen Ämter, während die übrigen in verschiedenen Stadtbezirken untergebracht werden mußten. Mit der Zunahme Frankfurts an Bevölkerungszahl und Bedeutung wuchs das Bedürfnis nach erweiterten und vermehrten Amtsstätten und ebenso nach geeigneten Repräsentationsräumen. Von einem Umbau des alten Römers oder der Verlegung des neuen Rathauses in ein andres Stadtviertel wurde aus triftigen Gründen abgesehen; man beschloß vielmehr, das neue Werk an die alte historische Stätte anzugliedern und in dieser Verbindung einen großen Monumentalbau zu schaffen. Das war eine schwierige Aufgabe, da die einen Wänden der Altstadt mit ihren alten Geredchsamkeiten im Wege lagen, und erst nachdem der Straßenbruch von West nach Ost begonnen war und hiermit eine Freilegung des

von der Altiergesellschaft für Hoch- und Tiefbau und der Firma Dollmann & Co. ausgeführt. Die Gesamtkosten, einschließlich Inneneinrichtung der Gebäude, betragen rund 4 1/2 Millionen Mark. Die bebaut Fläche umfaßt einen Raum von 5500 Quadratmetern. Der Baustil ober vielmehr die Verbindung mehrerer Stilarten miteinander bot manche Schwierigkeit, weil einerseits der Anschluß an die Römergruppe und andererseits das Bild der benachbarten altstädtischen Bauwerke mit den historischen Plätzen „Römerberg“ und „Paulsplatz“ zu berücksichtigen war, doch haben die Herren von Doven und Neher das Alte mit dem Modernen, das Praktische mit dem ästhetisch Schönen geschickt zu vereinigen gemußt. Alles, was an den Häusern, die Platz machen mußten, von architektonischem, künstlerischem oder historischem Wert war, wurde durch Verwendung an geeigneten Stellen des Neu-

baues wieder erhalten, und ihm ist der neu-geschaffene künstlerische Schmud, der aus vergangenen Tagen herüberführt in unsre Zeit, meisterlich angepaßt. Das Bauwerk besteht jetzt aus drei unter sich verbundenen Gruppen, dem direkt an die alte Römergruppe angegliederten Festsaalbau, dem sich hieran schließenden Südbau und dem gegenüber der alten Paulskirche gelegenen Nordbau, der mit dem Südbau durch eine massive, für bedeutende Belastung eingerichtete Brücke verbunden ist. Diese Brücke überspannt in schön gehaltenem, durch vier Karavaten gestützten Bogen die 17 1/2 Meter breite Bethmannstraße; über ihrem Bogen befindet sich ein nach allen Seiten geschlossener, von Balustraden gekrönter Wandelgang. Nichter der Beschauer vom Römerberg aus den Blick nach der Hauptfront des alten Rathauses und lenkt dann seine Schritte westwärts durch die Wandelgasse zum Paulsplatz, so hat er die Hauptteile des Neubaus und dessen Verbindung mit der ursprünglichen Römergruppe vor sich. Letztere umfasst außer dem von 1405 bis 1413 ausgeführten Römer, dessen nach dem Paulsplatz gehende Südseite aber erst von 1731 datiert, die mit ihm verbundenen Häuser: Salzhaus, Frauenstein und Wambach, einen Polzbau des 16. Jahrhunderts; alle drei sind in den Jahren 1888 bis 1890 von A. Koch restauriert worden. Von den unserm Artikel beigegebenen Bildern zeigt das eine die Fassade des Festsaalbaus nebst dem Eingang; ein andres, an den Turm auf dem ersten anschließend gebacht, bildet die Hauptansicht des gesamten Neubaus (vom Paulsplatz aus) mit der Brücke. Eine weitere Ansicht zeigt in der Mitte den unteren Teil des großen Turmes und links, anschließend an die Brücke, die nördliche Fassade mit dem Hauptportal, rechts die Westfront mit dem kleinen Turm. Auf einem ferneren Wille ist der große Turm in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, ebenso der kleine Turm und, nach rechts übergehend, die Südfront. Endlich geben wir in einer Spezialaufnahme das Hauptportal an der Nordfront wieder. Der Festsaalbau trägt seiner Bestimmung gemäßen reichsten inneren und äußeren Schmud; er enthält im Erdgesch. über dem eigentlichen Weinkeller gelegen, die Kaskellerwirtschaft, von der man durch einen Hof an die ins Obergesch. zur „Katsdiele“ führende Festtreppe gelangt. Von der Diele kommt man in den Bürgerfaal, das größte und am schönsten ausgestattete Prunkgemach im neuen Rathaus. Der Saal hat eine Bodenfläche von 27 auf 14 Meter und steht in direkter Verbindung mit dem Aushern, oder Wabhimmer und dem bekannten Kaiserfaal, so daß bei Gelegenheit über eine Flucht von Festräumen verfügt werden kann, wie sie keine andre Stadt aufweisen hat. Vor dem Bürgerfaal läuft eine Galerie her, die die Katsdiele mit dem Diensträumen im Römer verbindet und im dritten Obergesch. einer etwaigen Zuschauermenge Einblick gewährt in den Festsaal. Der unmittelbar an den Festsaalbau sich anschließende Südbau ist

räumlich der größte unter den dreien; in ihm liegen der mittlere Hof, unter dem die Zentralheizung angebracht ist, und zwei Durchfahrtsböfe. Acht massive Treppenanlagen, von denen zwei in den Ecktürmen gelegen, vermitteln die Aufgänge. Bemerkenswert sind die beiden Türme, die die Westfront des Bauwerks zieren; der große hat zu Ehren des Oberbürgermeisters Dr. Franz Adikes und in Anbetracht der imponierenden Erscheinung dieses Herrn offiziell den Namen „der lange Franz“ erhalten, während der kleinere vom Volkswitz mit dem Titel „der kleine Eohn“ bedacht wurde. Der „lange Franz“ hat, von der Straßenseite ab gerechnet, eine Höhe von 70 Metern. Der Nordbau zeigt am meisten die neue Stilart, wie auch das Innere, konform seiner Hauptbestimmung als Bureau, speziell Kaufensbureaugebäude, durchweg modern eingerichtet ist. Der Eingang hierzu liegt am Paulsplatz; die Haupttreppe gewährt von der Eingangshalle aus einen schönen Durchblick.

Der Fassadenschmuck ist bei allen Teilen reich und äußerst mannigfaltiger, nahe an 500 verschiedene Motive sind hierzu verwendet worden aus Frankfurts vorfindungen Tagen, aus seiner Kultur- und Kunstgeschichte, seinem Volksleben, dessen Sitten und Gebräuchen, aber auch aus dem Ernst und Humor der Gegenwart. Historische, volkstümliche und allegorische Figuren sind in großer Anzahl an geeigneten Stellen angebracht, ebenso die Wappenbilder, die für Frankfurt und die ihm zugehörigen Gebiete Geltung hatten oder noch haben. Berühmte Männer Alt-Frankfurts, die Leuchten der Wissenschaft und Kunst, die Förderer humaner und patriotischer Bestrebungen haben hier Vertretung gefunden. Das Hauptportal an der Nordfront des Südbaus ist hervorragend mit figuralem und ornamentalem Schmuck geziert. G. F.



Blick auf die Mauer der Sengbachtalsperre bei Solingen

forderte Wasser durch eine eiserne Rohrleitung von 700 Metern Länge der Pumpstation an der Wupper zugeführt und treibt dort bei Mittelwasser mit 60 Metern Gefälle zwei Hochdruckturbinen von je 3000 Pferdekräften. Die Gesamtanlagen ohne Grundwerb und Geländekauf erforderten einen Aufwand von 2 400 000 Mark.

zwei Strecken dem Betrieb übergeben; das Gesamtnetz soll es auf 78 Kilometer Länge erweitert werden, die Baukosten belaufen sich auf 3 Millionen Mark für jeden Kilometer voranschlag. Der Betrieb ist der Gesellschaft Chemin de fer Métropolitain de Paris auf 35 Jahre von der Stadt verpachtet worden gegen eine mit dem Betriebe steigende Abgabe von der Stadtentnahme. Man darf bei dem „Métro“, wie der Pariser kurzweg sagt, nicht an eine Stadtbahn nach Art der Berliner denken, denn erstens können keine Kolonnenzüge auf ihm verkehren, und zweitens verbindet er nicht die Bahnhöfe der Stadt untereinander. Er dient somit nicht dem allgemeinen Verkehrs- und Fernverkehr, sondern ausschließlich dem städtischen Parier Verkehrsinteressen, ist also eine reine Kollisionsbahn. Die werft erbaut und in Betrieb gesetzte Linie durchschneidet die Stadt von Westen nach Osten, von der Porte Maillot bis zur Porte de Vincennes, ist 10,6 Kilometer lang und bis zum Westbahnhof nahezu geradlinig; sie hat 16 Stationenstationen, darunter nur einen Bahnhof, die Gare de Lyon. Ritzlich eröffnet wurde die den äußeren Boulevards folgende, 13 Kilometer lange Nordringlinie, die von der Porte Maillot am Waltes-Chaumontplatz und am Père-Lachaise-Friedhof vorüber nach dem großen Strassenkreuz in Osten der Stadt, der Place de la Nation, führt. Käufer dieser beiden vollendeten Strecken sind noch sechs Linien teils im Bau begriffen, teils geplant, darunter drei Hauptlinien: die Ringbahn, von der Place de Vincennes über die äußeren Boulevards der Stadt bis zur Place de la Nation, die Hochbahnlinie von der Porte Maillot zum Porte de Vincennes und die Linie Boulevard de Courcelles-Place Gambetta. Ein 20 Prozent der ganzen Strecke kommen im Tunnel zu liegen, der teils in offenem Einschnitt zwischen Mauern oder auf Stützpfeilern, die Seine soll von der Ringbahn auf Brücken überschritten, an anderen Stellen aber auch unterirdisch werden. Die Jüge bestehen aus einem Motor- und mehreren Antriebswagen; sie empfangen die bewegende Kraft bis zur Fertigstellung der in der Nähe des Quoner Bahnhofs am Seine-Ufer im Bau begriffenen Realstationen aus anderen städtischen Zentralen mittels einer zwischen beiden Gleisen laufenden Seilbahn. Es gibt nur Wagen 1. und 2. Klasse mit dem Fahrpreis von 25 und 15 Centimes. Die Motorenwagen enthalten 30 Sitzplätze, die anderen 12 Sitzplätze, außerdem ist in jedem Wagen reichlich Raum zum Sitzen vorhanden. Die Jüge fahren in Abständen von 3 und 5 Minuten; gehalten wird überall nur einen Moment, an den frequentesten Stationen kaum 1 Minute. Unser Bild zeigt und einen Blick in einen Wagen des „Métro“ während der Fahrt durch eine der Tunnelstrecken vorwärts; die Schnellgitter sind herabgelassen, ist so groß, daß die stehenden Passagiere genötigt sind, sich fortwährend an den von der Decke herabhängenden Handgriffen oder aneinander festzuhalten. Die Tunnel sind mit elektrischen Lampen in Abständen von 6 Metern erleuchtet; die Stationen sind mit reichen Vorstellensystemen ausgestattet und haben hohe Bahnsteige, so daß man zu ebener Erde in die Wagen steigt. An den Endstationen der Linien fahren die Jüge in Schichten um. Der Betrieb auf den Linien ist ein so präzipit, daß die Pariser Bevölkerung mit großer Vorliebe den „Métro“ benutzt, auf dem auch die Fremden gern fahren, sobald sie sich mit den Namen und Richtungen der Stationen, die überall nicht allem sonst Wissendenverien angehängen sind, erst vertraut gemacht haben.

**Auf dem Pariser Métropolitain**  
(Zu dem Bilde Seite 874)

Um die Pariser Straßenüber durch das Tragtrolitz der elektrischen Bahnen mit Überleitung nicht zu schädigen, hat der Gemeinderat der Senkat diesen den Zutritt zum Stadtinnern verboten und es damit überdies sind als sehr praktisch bedingten modernen Verkehrsmitel benutzt. Was nun aber das Bedürfnis nach besseren Verkehrsmiteln immer dringender wurde, nahm im 1895 den Métropolitain in Angriff, eine unterirdische Stadtbahn, die nur auf sehr kurze Strecken oberirdisch und dann Hochbahn wird. Bisher sind

**Notizblätter**

**Die Sengbachtalsperre bei Solingen**

Die große Sengbachtalsperre bei Solingen die längst ihre feierliche Seite erhielt, ist die feierliche Talsperre im Bergischen Lande. Sie bildet einen Hauptbestandteil des von der Stadt Solingen errichteten neuen Wasserwerkes, das sich als eine Anlage für Trinkwasser und Kraftgewinnung darstellt. Das Wasser wird durch Aufhebung des Sengbaches in der Hauptkanalanlage im Sammelbecken mittels Lefforte groonnen; Kraftwasser regibt außerdem die große Wehranlage bei Neuenhofen. Die gesamte Anlage gliedert sich diesem doppelten Zweck entsprechend in zwei Gruppen. Während zur Kraftgewinnung die Stauung der Wupper dient, ist zur Gewinnung des Trinkwassers, oberhalb der Hauptkanalanlage, die im Niederschlagsgebiet von 11,8 Quadratkilometern hat, ein 3,4 Hektar großes Vorbecken von 100 000 Kubikmetern Inhalt angeordnet. Aus diesem wird in der Regel das Trinkwasser entnommen; es sind deshalb in dem in Betracht kommenden drei Tälern sogenannte Nieselweilen von 6500 Quadratmetern Fläche angelegt, die das feierliche Niederschlags- und Bachwasser schon filtern und es gelüftet dem mit einer 2000 Quadratmeter großen Sandfiltrationsanlage versehenen Vorbecken zuführen. Dieses als Trinkwasser bestimmte Wasser wird mit 60 Meter Niederdruck der 2700 Meter abgelegenen Pumpstation bei Strohn an der Wupper zugeführt. An das Vorbecken schließt sich der große, feierlich gestaltete Hauptkanal mit einem Inhalt von 8000 000 Kubikmetern Wasser, einer Höhe der Sperrmauer von 37 Metern über der auf 111 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Talsole an. Die aus feinem Zementmörtel und Grauwacke und Traß erbaute Sperrmauer hat an ihrer Spitze die größte Stärke mit 30,5 Metern, während die auf 149 Meter gelegene Mauerkrone 6 Meter breit ist. Aus der Sperrmauer wird das zur Wasserversorgung nicht er-



Das Joachim Raff-Denkmal in Frankfurt a. M. Von Ludwig Sand

**Das Joachim Raff-Denkmal in Frankfurt a. M.**

Auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M. wurde kürzlich das Denkmal für Joachim Raff, den großen, am 24. Juni 1869 verstorbenen Tonkünstler und Lehrer, feierlich enthüllt. Auf maßigem Unterbau erhebt sich die vom Bildhauer Ludwig Sand in vorzüglicher Vertikalkunst angefertigte lebensgroße Marmorbüste Raffs. Vor dem 4 1/2 Meter hohen Denkmal ruht eine in Bronze gegossene Klingschale mit der Aufschrift: „Raffs Werke stehend und damit das Fortleben seiner Kunst symbolisierend. Ein kleines Vierseitiges bildet den Abstammungsweg den Ginterrund.“

**Französischer Champagner**

Nach dem Bericht der Reichs- und Provinzialparlamentarier betrug im Vorjahr die Summe des ins Ausland ausgeführten französischen Champagners 28 623 476 Flaschen; die Zahl der in Frankreich veräußerten Flaschen belief sich auf 9 235 412, so daß der Gesamtumsatz 37 858 888 Flaschen betrug.



# Über Land und Meer

III. 39



Nördliche mit Hauptportal    Großer Turm    Westfront



Ansicht vom Festsaal



Großer Turm Westfront    Kleiner Turm    Südfront



Hauptansicht des Neubaus mit der verbindenden Brücke (vom Hauptplatz aus)

## Das neue Rathaus in Frankfurt a. M. (Cf. S. 874)

Erbaut von Franz von Hoven und Ludwig Deber



Handschriften-Beurteilung

D. S. Tobias. Sie sind gutartig und weich, aber trotz momentaner harter Umhüllung doch nicht ausschließlich Wermisch...

Sie müde, aus dem Kreis Ihrer persönlichen Interessen heraus...

Wenn Sie jetzt bescheiden der Sommerzeit, wenn Sie dann für den Herbst...

nur festsitzend, sondern oft sogar rückwärts gerollt, was auf grobe Meteras deutet...

J. Carl F. Waldbauer L. G. Geistesfähig nicht sehr gewandt, bestrebt in allem vorwärts zu sein und zu handeln...

Neue Parfums J.F. Schwarzlose Söhne. Hohenzollern-veilchen, Syringa-Violette, Bouquet-Electa.

Prof. Dr. Soxhlet's Sterilisir-Apparat für Kindermilch mit selbstthätig wirkendem Luftdruck Verschluss.

MAN BEWITZE MIT CIEDERMANN'S ACHTEN BEAMSTEIN TUSSEBODEN LACK MIT FARBE.

Hühneraugen giebt's nicht mehr. Ein unerschütterliches Mittel gegen Dornen...

Actien-Gesellschaft Metzeler & Co. Gummiwarenfabrik und Asbestwerke.

GALA PETER DIE ERSTE ALLER MILCH-CHOCOLADEN FEINSTE SPEISE-CHOCOLADE.

Photograph-Apparate. Von einfacher aber echter Arbeit bis zur feinsten Ausführung...

Concert-Zugharmonikas. Ernst Hess, Kilngenthal i. Sa.

Prof. Friedrich Delitzsch's neuem Vortrag: Im Lande des einstigen Paradieses.

Buchhandlungsreisende. hebe Provision. Besucht von Junggeorg & Co.

Technikum Sternberg (Neckl). Maschinen, Elektrotechnik, Baugew., u. Tiefbauwissenschaften.

Photograph-Apparate. Hens & Sattler, Augsburg.

Vorzüglich unterrichtet über Kapital-Anlage und Spekulation mit Neumann's Börsen-Nachrichten.

Sommersprossen erschaffen in 7 Tagen vollkommen mit eigenen Auswuchsarten...

Gesichtshaare. Diese Haarbüscheln nach dem neuesten wissenschaftl. Verfahren...

Sirolin. Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten...

HONIG. Honig ist ein natürliches Heilmittel für alle Krankheiten...

Schach (Bearbeitet von G. Schallgripf)

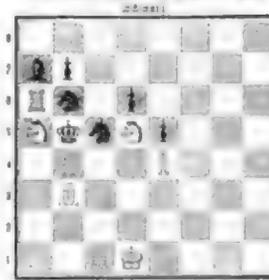
**Paris Nr. 30**  
 Turnierpartie, abgehalten in Romie Garde am 19. März 1903.  
 Damenbauer gegen Königsbauer  
 Weiß: Dr. E. Sarrafich-Hilsmberg,  
 Schwarz: J. Fletich-Katwig.

1. e4—e4	10. e3—e4	21. g4—g5	32. h4—h5
2. e4×f5	11. d4—d5	22. h4—h5	33. g5×f6
3. h4—h4	12. d5—d6	23. h5—h6	34. e6—e7
4. d4—d4	13. e6—e7	24. d6—d7	35. f7—f8
5. f4—f4	14. e7—e8	25. e8—e9	36. g8—g9
6. g4—g4	15. f8—f9	26. f9—f10	37. h9—h10
7. h4—h4	16. g9—g10	27. g10—g11	38. h10—h11
8. a4—a4	17. h10—h11	28. h11—h12	39. i11—i12
9. b4—b4	18. i11—i12	29. i12—i13	40. j12—j13
10. c4—c4	19. j12—j13	30. j13—j14	41. k13—k14
11. d4—d4	20. k13—k14	31. k14—k15	42. l14—l15
12. e4—e4	21. l14—l15	32. l15—l16	43. m15—m16
13. f4—f4	22. m15—m16	33. m16—m17	44. n16—n17
14. g4—g4	23. n16—n17	34. n17—n18	45. o17—o18
15. h4—h4	24. o17—o18	35. o18—o19	46. p18—p19
16. i4—i4	25. p18—p19	36. p19—p20	47. q19—q20
17. j4—j4	26. q19—q20	37. q20—q21	48. r20—r21
18. k4—k4	27. r20—r21	38. r21—r22	49. s21—s22
19. l4—l4	28. s21—s22	39. s22—s23	50. t22—t23
20. m4—m4	29. t22—t23	40. t23—t24	51. u23—u24

\*) Die beiden Spieler sind im 19. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 20. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 21. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 22. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 23. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 24. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 25. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 26. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 27. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 28. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 29. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 30. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 31. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 32. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 33. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 34. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 35. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 36. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 37. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 38. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 39. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 40. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 41. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 42. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 43. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 44. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 45. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 46. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 47. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 48. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 49. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 50. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 51. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 52. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 53. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 54. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 55. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 56. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 57. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 58. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 59. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 60. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 61. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 62. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 63. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 64. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 65. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 66. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 67. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 68. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 69. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 70. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 71. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 72. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 73. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 74. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 75. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 76. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 77. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 78. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 79. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 80. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 81. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 82. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 83. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 84. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 85. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 86. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 87. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 88. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 89. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 90. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 91. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 92. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 93. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 94. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 95. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 96. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 97. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 98. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 99. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 100. Zuge im Vorteil.

\*) Die beiden Spieler sind im 101. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 102. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 103. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 104. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 105. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 106. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 107. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 108. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 109. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 110. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 111. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 112. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 113. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 114. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 115. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 116. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 117. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 118. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 119. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 120. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 121. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 122. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 123. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 124. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 125. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 126. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 127. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 128. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 129. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 130. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 131. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 132. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 133. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 134. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 135. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 136. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 137. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 138. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 139. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 140. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 141. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 142. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 143. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 144. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 145. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 146. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 147. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 148. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 149. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 150. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 151. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 152. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 153. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 154. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 155. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 156. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 157. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 158. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 159. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 160. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 161. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 162. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 163. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 164. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 165. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 166. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 167. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 168. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 169. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 170. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 171. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 172. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 173. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 174. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 175. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 176. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 177. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 178. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 179. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 180. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 181. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 182. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 183. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 184. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 185. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 186. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 187. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 188. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 189. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 190. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 191. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 192. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 193. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 194. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 195. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 196. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 197. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 198. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 199. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 200. Zuge im Vorteil.

Aufgabe 24



Die beiden Spieler sind im 201. Zuge im Vorteil.

Auflösung der Aufgabe 23:

- 1. d3—d4
- 2. e4—e5
- 3. f4—f5
- 4. g4—g5
- 5. h4—h5
- 6. i4—i5
- 7. j4—j5
- 8. k4—k5
- 9. l4—l5
- 10. m4—m5
- 11. n4—n5
- 12. o4—o5
- 13. p4—p5
- 14. q4—q5
- 15. r4—r5
- 16. s4—s5
- 17. t4—t5
- 18. u4—u5
- 19. v4—v5
- 20. w4—w5
- 21. x4—x5
- 22. y4—y5
- 23. z4—z5

Schachbriefwechsel

\*) Die beiden Spieler sind im 202. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 203. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 204. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 205. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 206. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 207. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 208. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 209. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 210. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 211. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 212. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 213. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 214. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 215. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 216. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 217. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 218. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 219. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 220. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 221. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 222. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 223. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 224. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 225. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 226. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 227. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 228. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 229. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 230. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 231. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 232. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 233. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 234. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 235. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 236. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 237. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 238. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 239. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 240. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 241. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 242. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 243. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 244. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 245. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 246. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 247. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 248. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 249. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 250. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 251. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 252. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 253. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 254. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 255. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 256. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 257. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 258. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 259. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 260. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 261. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 262. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 263. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 264. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 265. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 266. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 267. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 268. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 269. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 270. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 271. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 272. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 273. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 274. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 275. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 276. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 277. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 278. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 279. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 280. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 281. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 282. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 283. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 284. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 285. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 286. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 287. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 288. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 289. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 290. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 291. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 292. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 293. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 294. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 295. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 296. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 297. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 298. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 299. Zuge im Vorteil.  
 \*) Die beiden Spieler sind im 300. Zuge im Vorteil.

Ergänzung der täglichen Nahrung

Dr. Hommel's Haematogen

mittels kleiner Quantitäten von  
 (gepresstes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391; 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Weis 10,0 (act. Vanillin 0,005)  
 bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen  
 schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamt-Nervensystems.  
 Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen. Von Täuschung von Ärzten der In- und Auslandes ist streng abzuwehren!

**TOLA SEIFE**  
 Spezial-Seife zur Hautpflege  
 Tola-Parfüm

**Fruchtlack**  
 Buchführung  
 Olio Siede-Danzig

**Soxhler's** Kinder-Nährmittel  
 rationelle Zusatz zur Nahrung  
 Nährzucker  
 verbesserte Liebigsuppe in Pulverform.

**Gegen Blutarmut!**  
 München, Dr. med. Pfeuffers Haemoglobin.  
 In der Münchener kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik (Reinigungsamt)  
 mit Jahren fortwährend in Anwendung.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung.  
 Sieben wurde die 6. Lieferung ausgegeben von:  
**Die Tiere der Erde.**  
 Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere  
 von  
**Prof. Dr. W. Marshall.**  
 In 60 Lieferungen zu 60 Pf. — Alle 3 bis 14 Tage eine Lieferung.  
 Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln **nach dem Leben**  
 Im Gegenlag zu anderen Werken ähnlichen Inhalts, mit reich nach Zeichnungen hergestellten Phantastbildern, bieten die „Tiere der Erde“ nur photographische Aufnahmen nach lebenden Tieren.  
 Es ist damit ein in der Tat einzig dastehendes Illustrationsmaterial von weltweiter Bedeutung gewonnen worden, wie es gleich zuverlässig und naturwahr kein anderes deutsches Werk aufzuweisen hat.

Beste Schreibmaschine  
**Hammond**  
 60000 in Gebrauch  
 Sichtbare Schrift  
 Auswechselbarer Typensatz  
 Ferd. Schrey, Berlin, SW 19, Wien, Hamburg.  
 Fabrikant der „Tiro“-Schnellhefter,  
 -Kopiermaschine, -Goldfüllfeder.

Es giebt nichts Besseres für die Pflege der Haut  
 als regelmäßige tägliche Anwendung der **CREME SIMON**  
 Man verlangt den Namen **J. Simon**  
 50, Fauxbourg Saint-Marie  
 und hüte sich vor Nachahmungen



# Versand-Geschäft

# MEY & EDLICH

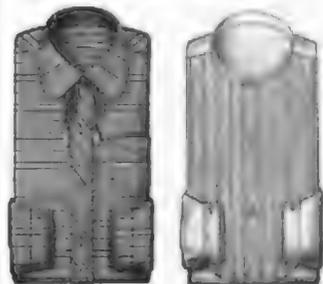
# Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt (ausserhalb Deutschlands, Ungarns, Rumänien, der Schweiz, Serbien, Dänemark und Norwegen).

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.  
**Abteilung: Herren-Wäsche.**

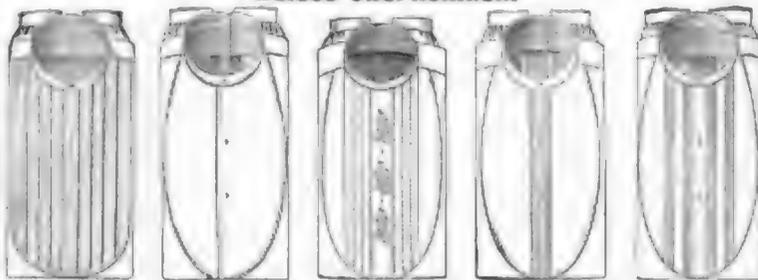
Nichtgefällende Waren werden bereitwillig zurückgenommen oder umgetauscht.

### Touristen-Hemden.



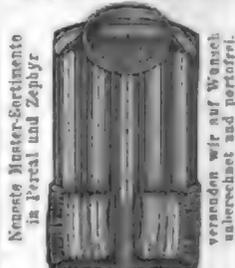
Nr. 212. Hemd gestreift, Sporthemd, Gr. M. 5.25, Mittel M. 6.00.  
Nr. 211. Hemd, Sporthemd mit Schürzenband, gestreift, Mittel M. 2.25, Gross M. 2.90.

Nr. 213. Weisses perlees Touristenhemd mit farbiger Fingerringel, Mittel M. 3.25, Gross M. 4.30.



Qual. 2. Muster 287. Mit Vorderabschluss. M. 4.00, P. 4.50, G. 5.00.  
Muster 288. Mit Lückenschliese. Qual. 1. M. 3.75, M. 4.10, G. 4.45.  
Qualität 2. Muster 297. Mit Vorder- oder Rückenschliese. Qual. 1. M. 3.75, M. 4.10, G. 4.45.  
Qual. 2. Muster 293. Falten Einsatz. Qual. 1. M. 3.75, M. 4.10, G. 4.45.

### Farb. Oberhemden.



Nr. 214 und 206. Oberhemden aus Percal mit breitem Interferenzband und breitem Kragen. Nr. 214. Gestreiftes Percal, Mittel M. 4.25, Gross M. 5.10.  
Oberhemden aus Prima Zephyr mit breitem Interferenzband und breitem Kragen. Nr. 206. Gestreiftes Zephyr, Mittel M. 6.50, Gross M. 7.50.

Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir auf Wunsch unberechnet und portofrei.

## Adam Rackles Hoflieferant Frankfurt/Main

### Aepfelwein

naturrein, glasrein, haltbar.

## Stotterer!

schon seit Jahren ein volles naturgemäßes Speisemittel in der Analyse von Prof. Rud. Denhardt, Eisenach i. Th. Einz. Anst. Lebensmittel. Infolge der vielfach stattgefundenen, wiederholt durch H. Kuhn, Wilhelm H. Prosser, H. H. H.

## Dr. Lahmann's

## vegetabile Milch

der Kuhmilch angepasst, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.  
Man verlangt ausführliche Abhandlung von  
**Hewel & Veithen, Essig, Essig, Köln u. Wien.**  
Vertreter für ganz Russland: Rud. W. Seuberlich in Riga.

## Butterick's MODEN-REVUE

eine vorzüglich sorgfältige und reich illustrierte Monatschrift für

Mode, Handarbeit, Litteratur und häusliche Künste.

### Damen,

welche obige Zeitschrift abonnieren, werden im 1903 ihren Grade befähigt und im Stande sein für sich und die Familie . . . .

### Moderne Kleider

zu einem verhältnismässig billigen Preise zu beschaffen.  
Neueste Mode, Korrektheit und Sparsamkeit im Verbrauch des Materials werden durch Benützung der . . . .

### Gratis-Schnittmuster,

welche mit jeder Nummer beiliegend werden. . . . .

Verlangen Sie ausdrücklich

Butterick's Moden-Revue



Man abonniert auf Butterick's Moden-Revue bei allen Buchhandlungen und Druckereien, oder durch Einreichung des Beitrages an den Verlag. — Abonnement vierteljährlich M. 1.75. Einzelne Hefte 65 Pf., per Post franko 75 Pf. — Durchbruch erschienen 12 Hefte, Ausgaben am ersten jeden Monats. — Eine Probeheft wird auf Verlangen an jede Dame gesandt, durch die Herausgeber.  
**Aktien-Gesellschaft für Butterick's Verlag, Abteilung 26, 116, Leipzigerstrasse, BERLIN W.**

## Lysoform

unentbehrlich in jeder gebildeten Familie  
ein Antiseptikum für den Haushalt, ausgezeichnet für Wandreinigung, Spülungen u. Waschanlagen, vor Ausstreuung jeder Art, beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen! Es ermöglicht ungeschädliche Desinfektion, und zwar am Gegenstand zu Lysoform üblen Geruch zu beseitigen. Erzeugt keine Flecke, Fingerflora, in neuen Krankheitsfällen. Bestens bewährt in der Kinder-Krankenküche.  
Flasche mit 1 Pf., 1.50, 2.20 in der Apotheke, Drogerie etc.

## Haar-Feind

von Frau Schwarze erfunden alle Haare, besonders die Abfalle, die sofort und unbeschädigt abfallen. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 in Verkauf.

## Buchführung

Schönemann  
von F. Simon - Berlin 1902  
erhält in diesem Buche alle nötigen Angaben gratis.

## Wahrheit.

von Emile Zola.  
G. Anstalt.  
Zurück die Buchhandlungen zu beschreiben.

## Photograph. Apparate

our erstklassige Fabrikate sowie alle Zubehörtteile zu massigen Preisen gegen geringe Monatsraten.  
**BIAL & FREUND**  
Grossw. II und Wien XIII.

## Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Deva-Roman-Sammlung

Jeder Band 50 Pfennig

Neue Serie: Band 26-35.

26. Hartmann, Das Störchen.	31. Berold, Kapitän Simic.
27. Prof. Pierre Kerling, Apokalypse.	32. Weber, Der große Nebelwider.
28. Bourget, Der Schmiedel.	33. Hornung, Der Hof von Carosamba.
29. Vandivert, Auf den Hügel von Wales.	34. Kömer, Die Erlöslerin.
30. Dehrend, An Schmalbus.	35. Hofenberg, Von der Gefangen.

Ein Verzeichnis der neuer erschienenen Bände auf Verlangen kostenlos.  
**Billiger Preis. — Grosser klarer Druck.**  
**Neue elegante Ausstattung.**  
**Spannende Unterhaltungsliteratur.**  
Zurück die Buchhandlungen zu beschreiben.

## Göricke's Westfalen Rad.

bekannt durch hervorragende Qualität!  
Bielefelder Maschinen- und Fahrradwerke  
GEGR. 1874 · AUG. GÖRICKE · GEGR. 1874  
42 I. Friedrichs-Str. Bielefeld. 40 I. Hebelstr. Bielefeld. 40 I. Hebelstr. Bielefeld.



90. Band. Fünftundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1903  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Briefträger!

## Der Schatten

Erzählung  
 von  
 Ernst Zahn

III

Die Violanta Zureich dient zu Anderbalden. Zwei Dörfer nur hat sie über Juttschi hinaus zu geben brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tirk — in der und jener Tirk sieht manchmal das Glück, wenn's einer nur sähe im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtschhaustür hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta straßdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit deinem Bündel, Mädchen?“

„Wah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —“

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauchte eines, das seggen und schaffen will,“ sagt sie; „wenn du willst, kannst dir den weitem Weg ersparen.“

So ist die Violanta im Kreuzwirtschhaus eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtin, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch wenig umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel herkommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen den Frieden gestört, seit sie in Anderbalden sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hocht er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, du,“ raunt er ihr zu. „Dast etwas Geld?“ fährt er fort. „Wirst dann wissen, daß du auch hie und da etwas heimzuschicken hast, wie die andern, hörst?“

Als sie ihm ein paar blanke Franken hergeholt und mit einer fast verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich, wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was sie zu tun hat, damit er nicht so bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtsschaffenen Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Jetzt hast dich wieder losgelaust.“ Und das Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.



In der Sommerfrische. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler

An einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoserin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenkestube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben heiße Köpfe und weibernäßig eifrige Jungen. Auch heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewir und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Kenner!“

Die Violanta, die in einer Stubenede steht, fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blickt scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hört dem Gespräch zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratschherr seiner, der Marianus Kenner von Oberalpen!“

„Lang genug hat er's getrieben!“

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratschherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte es nicht glauben, daß ein so faules Reid an einem kerngesunden Baum stehen kann!“

„Von Klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hintertrübs! Mit zwölf Jahren hat er des Vadejeps Christen die Ihr gestohlen, mit vierzehn Jahren einem armen Wuben von Oberalpen im Streit das Messer ins Bein gestochen. Von da an hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!“

„Den Narren hat er aber auch gefressen an dem Wuben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangen ist!“

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgehoben!“

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davon gejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit einer Magd, das hat dem Ting den Bogen gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser.“

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Kenner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickt. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Vuffen-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist, wie er leid.“

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streitfroh sagt, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andre für einer sein mag, der, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will.

„Violanta,“ ruft die Hoserin. Sie sitzt nähend in ihrer Wohnstube, dem großen sauberen Rauma, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstvolk mit Bauer und Wirtin zum Imbiß sich niederläßt. Der Hoser, ihr Mann, der dreischulterige Mensch mit dem braunen Kranzhaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht heidämlich, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Oelharbendruckheiligen, der an der Wand hängt, und an dem er weiß Gott was Schönes steht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja,“ sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja“ liegt die Antwort auf den Ruf der Hoserin, und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, lo!“, sagt die Wirtin; „mach die Tür zu,“ sagt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am

Näheng. Der Hoser läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem sauberen Rock, der von der schlankeren Hoserin stammt und ihr knapp paßt, so daß sich erst recht zeigt, wie sie wie ein fester, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Stoff sitzt gerade auf dem wachsblichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornüber gebeugt, wie unter einem heimlichen Joch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hoser ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdbinnen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Muße betrachtet.

„Das ist jetzt so,“ beginnt die Hoserin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und bringt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davon gelaufen.“

„Nach Oberalpen?“ fragt die andre. Die Frage kommt hastig und blühähnlich zeigt sich in den weißen Waden ein Schimmer, wie von einer Blutwelle. Dann saßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?“ wiederholt sie ganz ruhig. „ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht.“

„Aber du mußt heute noch gehen,“ fährt die Wirtin fort, „er“ (sie nickt nach ihrem Manne hin), „nimmt dich mit auf den Wagen. Rad zusammen, was du haben mußt für ein paar Tage.“

„Ja — gut,“ sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn,“ beginnt die Hoserin wieder, — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen, — „wenn es sich gut anläßt mit euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter.“

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nicht wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoserin scheint der plötzliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter verjozt ist,“ spricht sie weiter. „Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, du.“

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau,“ läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst dich nur zusammennehmen, daß dich gut hält.“

„Ein Ausbund bist noch nicht,“ wirft die Hoserin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Furichmädchen all' die Monate der Ordnung eingebracht hat. „Aber guten Willen hast!“

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie sich Mühe geben will, hat aber wenig Demut in ihrem Wesen. Indessen nimmt der Hoser seinen Rock vom Nagel und wirft ihn über die Achsel.

„So mach dich fertig,“ sagt er, sich zur Tür wendend, zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir.“ Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinaus, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoserin ist eine freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Heue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage aufatmend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfinde, der Weg, den sie ins Ungewisse antritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn's dir in Oberalpen nicht gefällt!

Bald darauf sitzt sie neben dem Kreuzwirt auf dem Brettsitz seines Leiterwagens, hat Sonntagstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz fürnehm aussieht, und reicht noch einmal der Hoserin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ich will's recht machen, Frau“, die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an, und die Fahrt geht salauf. Die Häuser von Anderthalben bleiben bald zurück. Nun ist die Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im

Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herab schimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter die bergan Fahrenden zu liegen, es wird kahler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Bergwall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist just so klar, wie der Violanta ihr erster Feiertag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rauh; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunkeln Kopf; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Neugier darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hoser neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Peise an; gesprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinweist oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgend etwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Hofstirn niederleuchtet, fahren in die finstere Schöllenschlucht hinein, wo die Straße sich wie schüen an den Felswänden hindrückt, fahren hinaus und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsenorjulekt, und fahren auf einmal auf einem tal-ebenen Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Hüge die Alpen weide schähen, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügel ragen die Felsen neuer Gebirgshöhe auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne flammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmauern gelegt.

Der Hoser sieht die Violanta an und lacht: „Welt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was er nicht befügt, klingt aus seiner Stimme: Welt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stockenden Seufzer endet. „Jesus!“ sagt sie; vor Staunen hat sie kein andres Wort. Der Wagen rasselte die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hoser und die Violanta und haben in dem Herrgottleuchten der Sonne und in der Firtluft, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einsame, wilde und schöne Welt hineinpassen.

Vom Staub der Landstraße rasselte der Wagen hinweg auf das Holperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk schüttelt und klappert, der Hoser und das Mädchen schützen auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sanddurchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hoser ein lautes „De — ho — ho“, und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäusern stehen, die beide fürnehm dicht an die Waße gebaut sind. „Da sind wir,“ sagt der Hoser, hängt die Zügel ein und springt ab; auf der andern Wagenseite klettert die Violanta herunter.

„Da hinein?“ fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber,“ winkt der Hoser, „das dort ist dem Ratschherrn selig, dem Kenner sein Haus.“

„Dem Ratschherrn selig?“ sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen langen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen ausieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hosers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden verschlossen oder sonst verhängt sind, so daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Western nach ist er gestorben, der Ratschherr,“ raunt er der Violanta zu. Die hört, in Gedanken verloren, nur halb, was er

sagt; es bedrängt sie, daß das Kennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofier ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Ratsherr Kenner tot ist. „Den hat doch der Marianus auf dem Gewissen," sagt er, während sie sich ihrem Wegziel, dem Haus der Nagerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich sieht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen graubunten Bewurf und an seinen drei Stockwerken freundliche grüne Läden. Die Läden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt niemand. Im ersten Stockwerk hat die Nagerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderschar, der bei der Nagerin Landpächter ist. Der kommt eben vom Gaden hinter dem Hofe nach vorn gegangen, hüllt dem Hofier das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holztreppe hinauf; auf einen nicht lustigen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofier eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Büfett und eine Truhe hält, hellgelbes Tafelweil und eine niedere vertäfelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem lederbezogenen alten Armstuhl ein kleines Weib, die Nagerin.

„Guten Tag, Mutter," sagt der Hofier, wirft den Kopf, den er all die Zeit nicht angehabt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verschrunpste schmale Hand in seine breite.

„Gut Tag," giebt die Nagerin zurück; ihre Stimme tönt wie ein leiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schwächlichen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch," fährt der Hofier fort, „und da schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten."

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlaut und aufrecht, und sieht still nach der Alten hinüber. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Nagerin die seltsam ausdrücklicheren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt um ihren schmalen Mund. „Ihr meint es immer gut," spricht sie zu dem Hofier hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!"

„Stell ab, Mädchen," sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stock hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Büfett zu humpeln, dem Bauern einen Trunt herauszulangen. Derweilen plaudert sie in einer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so find sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdreht, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig, weil halt ihr Schatz sich ins Tal als Knecht verdingen hat."

„Es wird ihr bald genug leid sein, das Fortlaufen," sagt der Bauer mit seiner Vollerstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Nagerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt ihr noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta an Büfett, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Nagerin lächelt wieder; es ist, als gehe ein Sonnenschein über ihre Züge. „Gib noch zwei her," sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Nagerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letztere und sagt ein „Zum Wohl!"; läßt mit dem Hofier zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als gesehe ihre eine ungewohnte Wohlthat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verschrunpste Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Nagerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern ausseht. „Du bist eine,

die sollte schaffen können," sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hofier an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Kennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer," sagt die Nagerin.

„Es scheint," brummt der Hofier.

„Die Nägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen," sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Nagerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr sehr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

## IV

Die Violanta dient bei der Nagerin. Die Tage gehen mit den Wochen, die die Neuzug zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder da gewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut," hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderthalben zurück könnte. Auch die Nagerin ist es zufrieden, daß sie bleibt. Zum Hofier läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Wöllig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine gesunde ist die, die Violanta, eine starke; fast ist mir, als hätte ich hausfälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir."

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brustloch, dem Tal bei Intsch, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ausmalt und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Nagerin und ihre Behausung auslaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Nagerin, ihrer Mutter, recht hat Haushalten können. Nun aber, da sie in die Keintlichkeit und die Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Fluße badet. An der Nagerin selber erst schaut sie sich nicht satt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehnstuhl sitzt. Jeder Schuldbauer kommt zu ihr, jedes Tagelöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen kann; wenn die Oberalpen für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht, — bei der Nagerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderthalben brauchen es gottlob nicht," sagt sie einmal zur Violanta, als diese gehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingekassiert hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit deinen gefunden Gliedern" mit leeren Händen hinweggewiesen. Gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Scheu vor der Alten. Die Nagerin ist eine fromme Frau. Bei keiner Frühmesse fehlt sie und bei keiner Abendandacht, und die Violanta, die die Lähme jedesmal zur Kirche führen muß, wundert sich über sich selber, daß sie des Ganges nicht müde wird; denn von der Intschhütte hat sie keine dreimal des Jahres den Weg zur Steger Kapelle gefunden. Es ist aber etwas Seltsames um diesen Kirchgang mit der Nagerin, diese hängt nicht den Kopf und verdreht nicht die Augen, wie manche überfromme Dörfler.

Vor und nach der Kirche spricht sie ohne Scheinheiligkeit von allerlei weltlichen Dingen; aber während des Gottesdienstes hat sie ein Wesen, das ihre Magd, die an ihrer Seite sitzt, unwillkürlich selber zur Andacht zwingt. Da hockt das alte, zerbrechliche Weib vor seinem Herrgott, ein Häuflein Bescheidenheit; aus ihrer ganzen Haltung redet ein: „Du großmächtiger, lieber Unsichtbarer, da bin ich und fühle dich und bin zufrieden in deiner Nähe! Tu mit mir nach deinem Willen." Die Violanta empfindet zuletzt die Andacht in der Kirche als dasjenige, was ihrem schönen, klaren, ruhigen Tag die Weihe gibt.

Die Oberalpen haben die Augen aufgesperrt, als die Nagerin zum erstenmal mit der neuen Magd den Kirchgang getan; sie reißt die Augen noch immer auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfsplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Kübel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre am Kesselrand, gerade auf, die Arme naht und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Bänderin sein," sagen die von Oberalpen, weil in Bänden die großen adeligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Nagerhaus sieht auch die Kennerin zuerst die Violanta, die Kennerin, die seit Wochen eine Witfrau ist und dem Nagerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßigang nicht Zeit und Lust hat, und doch jögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend, als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstoff beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Staunen Worte, daß die Nagerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Kennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenen Holz mit dem Vogenfenster knarrt unbäuerlich schwer wie ein Schloßtor in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchtes mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkel gebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengeschobenen langen, weißgezeichneten Tischen die Kennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, riesenreicher Raum. Seine Wände sind zur unteren Hälfte mit grauem Gefäßel verschlagen, zur oberen kahl und weiß getüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas wie Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Gullysteinofen, der prozig und breit von der einen Wand in die Stube hinaussticht, ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafft aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Gullysteins hat bis vor kurzem der Ratsherr, der Kenner, gesessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinaus ins Land, dem die weiten Alpen am Gurschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bänden und im Land selber mit ganzen Herden befuhr, der die einzige Sägerei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen verfuhr. Viele haben wissen wollen, der Kenner hätte üdervolle Geldtruhnen, doch hat es andre gegeben, die zweifelnd die Köpfe schüttelten: „Sein Gewerbe ist zu kostspielig; zu viel Volk hat er in Dienst."

Der Kenner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Gullysteins hockt. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Kenner seiner; ein schweigendes Uebereinkommen zwischen Mutter und Sohn sagt, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich zum Regenten über das andre aufwerfen. Die Knechte und Mägde weiter unten am Tisch sind um kein

Nur weniger zahn und gehorsam, seit der Nag am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reichen beschließen, sind wortfahne, ernsthaft Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfajern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt daraus hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, sieht weißer, seidenweicher Haarilaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, aber die dreißig hinaus und immer noch lebzig; er ist feiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in des Vaters Hand ist er gewesen von jung auf, immer ein brauchbares, festes Schaffseisen; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Den Namen vom Leben, das Vergnügen, hat immer der Jüngere, der Mariannus, abgenommen; der hat gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leicht- und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorffest gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offizierschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Rekrutenzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwesens. Er ist feiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Mutter ist eine häßliche Frau. Ihr Wuchs reicht nicht ganz an den ihres Vubens heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tiefenschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Jüngen einen vergrämten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hinterkopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähne wirt und unordentlich in die Stirn. Die Frau blüht aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenfleiter trüb sind. Die Mutter hat auf dem feinen Nacken verglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste sich gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebrechen an sich getragen, vor dem jeden andern eliete, die Mutter hat ihn mit schmerzender Treue gepflegt, bis der Tod ihn spät erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht gehen und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geblieben bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Laue (Larvine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getötet und ist der Mariannus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Mutter ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so als hätte sie Schen vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Mode aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortfahne, Injuschekelrie, Worte an jene verliert. Eine besondere muß das sein, die Magd, denkt der Adelrich Kenner bei sich.

(Fortsetzung folgt)

## „Pour Dames Seules“ (Pariser Damenrestaurants)

Hingewagt durch all die Schneidermädchen, die zwischen groß und ein Uhr die Rue de la Paix in Paris zu einer großen Aenderstube machen, beschloß ich, eine Rundreise um die Welt der Restaurants pour dames seules zu unternehmen. Sie liegen im Quartier de l'Opera, in der Rue Michélieu und der Rue du Bac den drei Zentren

der Pariser Schneiderkunst, den drei Stadtteilen, die ein besonders großes Kontingent von Nabelarbeiterinnen in Schneiderateliers haben und die zugleich zu den belebten und teuren Stadtvierteln gehören.

Marché Saint Honoré. Es geht mit Rannen. „Le Restaurant pour dames seules?“ frage ich den ersten besten Schutzmann, der mit philosophischer Ruhe unter seiner Kapuze auf die Ueberdrehenmüßigkeit blickt. — „Mitte auf dem Platz,“ lautet die Antwort. Ich plätschere über das unregelmäßige Pflaster und betrete den nur mäßig großen, kalten Raum. Tische und Stühle, ein Kreuzer und ein Heiligenbild, ein Schießfenster zum Durchreichen der Speisen, ein Glashauschen für die Kontrolle, das ist die ganze Einrichtung. Ich drücke mich in eine Ecke, um ungehindert beobachten zu können, und bestelle. Das Menü ist auf Schiefertafeln an die Wand geschrieben: Fleisch 40 Centimes, Gemüse und Dessert 15 und 10 Centimes. Rasche sehe ich gar nicht angesetzt. Während ich „lapin sauté“ erwarte, fällt sich der Speiseraum, die Tische werden besetzt, die Stühle gerückt, die Regenschirme in den Ecken tropfen ab und lassen Seen, Flüsse, Vögelchen entstehen. Es wird so eng, daß die Neuankommenden fünf, je zehn Minuten auf einen Platz warten müssen. Sie nehmen das als etwas Unnormales hin und lächeln in den Wirtswart hinein. Da sind manche schlanke Gestalten in kleidsamen Hüten mit großen, weißen Marquieren oder rosa Rosen, mit zierlichen am Hals, mit zierlichem Händwerk, dessen Anordnung die mobelunbige Hand verrät. Im fast allen Kleidern oder hängen die bunten Heftfäden, und die Finger tragen das Zeichen des Gewerbes, Kadelische. Von Unterhaltung ist nicht viel die Rede. „Un lapin, un bon, un pomme de terre, un carafon, deux coiffures, un Camembert“ — das ist die Dominante dieser Mittagstunde. In 60 Minuten den Weg zum Restaurant machen, dort essen und den Weg ein weites Mal zurücklegen — da bleibt nur wenig Zeit für Worte, besonders wenn die Bedienung so verzweifelt langsam vor sich geht wie hier. „Un lapin, un lapin, mon lapin, mais mon lapin, mais enfin mon lapin“ — so ruft meine Nachbarin, alle Stadien der Geduld und Ungeduld, der Freundlichkeit und des Aergers durchmachend, um nach fünf Minuten dieser mühseligen Uebung die Antwort: „N'y a plus de lapin“ zu erhalten.

Dieselbe Arie wird auf dem Kartoffel-, Konfitüren- und Käsemotiv aufgeban. Ich selbst habe mindestens zwanzigmal „une crème au chocolat“ verlangt. Denn ich bin ein Schlemmer und fühle die Blicke meiner Tischgenossinnen vorwurfsvoll auf mir ruhen. In meinem aus Knochen und brauner Sauce bestehenden lapin habe ich herumgeschnippelt, ohne die schöne, dicke Tunte mit Brot kunstgerecht aufzubrechen, eine Prozedur, in der meine Nachbarinnen durchaus bewandert sind. — bilden dieser magere lapin und sein Beipuß doch den Hauptteil ihrer Mahlzeit. Dann habe ich Kartoffelbrei verlangt und jetzt nach einer Konfitüre noch eine Schokoladencreme. Inerhört. Kaffee zu bestellen wage ich gar nicht mehr. Und doch, ich bin noch hungrig, denn die Kartoffeln schmecken nach altem Fett, und der Konfitüre war wenig. Meine Zehne beträgt ganze 65 Centimes. Unglaubliche Verschwendung. Ich habe die Menu's neben mir wohl beobachtet. Un lapin, ein Stück Brot, ein fromage à la crème. — Kartoffeln und Brot und Konfitüre. Salat, Kartoffeln, Brot und Creme. Davon lebt diese schwer arbeitende Jugend. Die wenigsten trinken Wein, und die Bierfaschen auf dem Tisch laden umsonst. Mit 40, 50, 60 Centimes bestreitet die Mehrzahl hier ihr Mittagmahl. Etwa 100 junge Mädchen mögen hier speisen kommen.

Es regnet wieder, als ich am nächsten Tage über den Boulevard des Capucines wandle, den Cercle du travail féminin suchend. Ein hübsches Schneidermädchen gibt sich die Mühe, ihn mir zu zeigen (der Cercle ist nämlich zu vornehm, sein Schild auf den Boulevard zu hängen, es befindet sich innen im Hofe). Ich klettere mit der Projektion tropfender Regenschirme in den zweiten Stock. Vor dem Eingang ins Restaurant eine Stockung und darauf folgende Klumpenbildung. Jeder zieht sein Beutelchen, ich erlaube mich nach dem Grund dieses seltsamen Gebarens und erfahre, daß jeder Mittagsgast vorher eine kleine Kopfrechnung anstellt (die Preise sind ja fest), dann beim Eintritt für 40, 50, 60, 70 Centimes oder mehr Marken verlangt und somit seine Zehne begleicht, ehe er sie nach verzehrt, ja bestellt hat. Dies erklärte die Stauung und Geldbeutelziehung. Wer seine Obolen erlegt hat, drängt durch die enge Pforte an die Tische des hellen und ziemlich geräumigen Saales. Die Augen eilen auch sogleich an das Büfett und

sichern sich dort ein Dessert. Und das hohe Lied der Speisefarte beginnt von neuem. Un bifteck, une côtelette, une pomme, un pigeon, un pain, un café. Die Dienerinnen eilen, kaum kann man sie im Vorübergehen fassen und ihnen die abgegebene Teller in die Hand drücken, die unsre Vorgängerinnen hier stehen ließen.

Die Fleischpreise sind im Cercle um ganze 20 Centimes teurer, ein Beestall mit Kartoffeln kostet 60 Centimes (für 70 Centimes habe ich es im Restaurant Duval!). Die andern Preise sind die gleichen wie auf dem Marché Saint Honoré. Reichlich sind auch hier die Portionen nicht; würde nicht Brot nach Meter gegeben, die jungen Magen blieben hungrig. Und 60 Centimes für eine Walle sind doch ein schwerer Tribut, wenn man nur 3 Franken täglich verdient. Aber freilich, der Cercle liegt am Boulevard des Capucines, und die Miete muß herausgeschlagen werden. Auch hier wird kaum Konversation gemacht. Man verliert viel Zeit mit dem Markensuchen an der Tür, und wenn man mit spigen Fingern das Taubengerippe gepulst hat, fällt man den Aelterdrud schon wieder im Nacken. Neben frischen, hübschen Gesichtern zeigen sich nicht wenige bleichliche und matte. Auch hier sind die Heftfäden und zerflochtenen Fingerringen das Zeichen des Handwerks. Der Ton ist sehr gut, die Manieren freundlich und die Toiletten zum Teil elegant. In diesem Cercle kann man auch zu Abend essen und außerdem einem mit dem Restaurant verbundenen Klub angehören, dessen Jahresbeitrag auf 6 Mark festgesetzt ist. Der Cercle serviert täglich 150 bis 200 Mittagessen. In diesem Saal sieht man weder Kreuzer noch Heiligenbild, denn der Cercle ist eine protestantische Gründung.

Protestantisch ist auch Le foyer de l'ouvrière in der Rue Neaumur. Man findet die gleichen Tische, Teller und Serviettenringe, auch die gleichen nicht allzu reichlichen Portionen und die gleiche Hast, mit der bestellt, gegessen und fortgerannt wird. Trinkgeld wird höchstens am Sonnabend einmal gegeben, 10, 15 Centimes.

Am begablichsten habe ich es in der Rue Michélieu gefunden. Dort sah freilich wieder eine Madonna auf mein bedrückendes Mittagmahl, doch hat mich's nicht gestört, im Gegenteil. Hier war's gemächlich. Hier schienen die Mädchen zu Hause zu sein. Der Raum war ungewöhnlich groß, die Bedienung ungewöhnlich rasch, die Portionen ausreichend. Man bestellte in dem altbekannten Chorus: un porc, un veau, une pomme, une salade, aber man schwagte auch, und die Habling ging rasch und glatt von statten, da ein Mann, der einige Vertreter seines Geschlechts, die Kunde an den Tisch machte, den Verzehr auf kleine Zettel schrieb, das Geld erhielt und darauf herausgab. Hier frühstückten an 500 junge Mädchen von 12 bis 2 Uhr.

All diese Restaurants nun sind Wohlthatigkeitsanstalten, die katholischen von der Société de Philanthropie, die protestantischen von reichen Privatleuten gegründet. Alle sind ein Segen insofern, als sie zahlreichen arbeitenden Frauen gestatten, ein warmes Mittagessen einzunehmen, statt Bursi oder Schinken aus freier Faust im Tuileriengarten zu verzehren. In fast allen jedoch sind die Portionen unzureichend, und die Bedienung ist meist recht langsam. Ob eine bessere Pfort mit größeren Portionen aber Anklang fände, ist die Frage. Die meisten dieser jungen Mädchen sind — junge Damen.

In sämtlichen Restaurants herrscht ein guter Ton, es sind sehr wohlzogene junge Mädchen, die da ein und aus gehen. Fast überall haben die Besucherinnen jedoch untereinander keinerlei Zusammenhang, sie kennen sich nicht, sie suchen auch keinen beruflichen Anknüpfung. Der Gedanke an eine Berufsgenossenschaft dürfte noch keiner gekommen sein, und sehr wahrscheinlich würden sowohl die Société de Philanthropie wie die protestantischen Komitees derartige selbständige Regungen höchlichst mißbilligen. In fast all diesen Restaurants betrachtet die Rundschaff das Mittagessen, das sie doch bezahlt, als ein halbes Almosen, und wenn man diesen jungen Mädchen, was die Münchener einen „Schlangenfraz“ nennen, vorsetzte, so würden sie erst dann aufwachen, wenn er gänzlich ungenießbar geworden. Es fehlt dieser Rundschaff an Selbstgefühl, und in all diesen Institutionen, vielleicht die Rue Michélieu ausgenommen, wo die Arbeiterinnen sehr zahlreich sind, liegt etwas vom Mädchenpensionat. Die jungen Arbeiterinnen sind nicht selbstbewußt genug. Sie haben etwas Unfreies, Gedrücktes. Die Energieischen meiden daher diese Restaurants. Eine von diesen, die ich im Tuileriengarten munter die Spädhren fütterte sah, lachte verächtlich, als ich sie nach den Restaurants pour dames fragte. O nein, sie esse dort nicht.



**Sehnsucht**

Nach dem Gemälde von Carl Mülller

dort lache man schlecht, und die Frauen wagten nicht aufzumucken. Wo sie äße? In den Restaurants mit gemischtem Publikum, dort würde man satt, und sowie das Essen schlecht sei, machten die Männer Wern.

Die höheren Preise der gemischten Restaurants und die Gefahren, die jungen Mädchen aus dem Besuch dieser Herren- und Damenwirtschaften entstehen, haben die Gründung der Cercles, Fogers und Restaurants pour dames seules verursacht. Es ist ja auch sehr schön, die große Ungerechtigkeit, die in den niedrigen Löhnen der Frauen bei mehr als hoher Anspannung ihrer Arbeitskraft liegt, durch besondere soziale Einrichtungen auszugleichen. Und es ist ebenso wünschenswert, der Tugend junger Schneiderinnen einen Port zu öffnen. Bedauerlich ist jedoch, daß diese Seelenrettung bisher meist auf Kosten des Magens und durch Beschränkung der Persönlichkeit bewirkt wird, oder wenigstens diese beiden Begleiterscheinungen bisher immer nach sich gezogen hat. Und so sind die Restaurants pour dames seules wohl eine notwendige, aber dennoch keine erfreuliche Erscheinung. Sie beweisen wieder einmal, daß die Frau für volle Arbeit halben Lohn erhält, daß sie, auf Unterstützung durch Wohltätigkeit angewiesen, ihren Unterhalt nur durch eine Verminderung ihrer Freiheit erkaufen muß.

Nähe Dshimader

### Rheinfahrt

**Lebige Gesellen**  
Fahren wir bei Nacht;  
Auf den dunkeln Wellen  
Über Stromschwellen  
Schaukeln wir uns leicht.  
Singen muntere Lieder  
In die Welt hinein;  
Sittlich schnell hernieder  
Wie auf Schwangstieber  
Müder Mondenschein  
O du schöner Rhein!

**Lauter junge Herzen**  
Schlagen niemals schwer;  
Unter heitern Bäumen  
Unberührt von Schmerzen  
Schwimmen wir daher.  
Hoch in blauer Ferne  
Flammet der Stern Schein,  
Unsers Schiffs Laterne  
Wirft nicht minder Sterne  
In den Strom hinein —  
O du schöner Rhein!

**Frohe Lieder singen**  
Mädchen hold und Frau;  
Ihre Stimmen dringen  
Auf des Schiffs Schwingen  
Zu des Ufers Au.  
Späte Mädchen stehen  
Horchend still zu zweien,  
Sehn die Wimpern wehen  
Und das Schiffchen gehen  
In die Nacht hinein —  
O du schöner Rhein!

Richard Zoormann

### Frühlingslage in der Stadt Diokletians

von

J. Gottwald

Der im letzten Decennium des verfloffenen Jahrhunderts ausgeführte Bau der Eisenbahn, die, auf dem Konstantinopel gegenüber liegenden Gestade beginnend, tief ins Innere Kleinasiens vordringt, hat nicht nur ein ehemals blühendes, jetzt aber zum Teil verödetes Land dem Verkehr eröffnet, sondern auch eine Anzahl Ortschaften und Gegenden, die früher Sitze einer hohen Kultur und Zivilisation bildeten, dem allgemeinen Interesse näher gerückt. Wir brauchen nur an Nicäa, Dornlän, Antiochia, Konium zu erinnern, Städte, mit denen die Individualität hervorragender geschichtlicher Persönlichkeiten eng verbunden ist, trotz ihrer vielfachen, durch den endgültigen türkischen Eroberungsturm besiegelten Schicksale. Ein anderer halbvergessener, gelegentlich des Eisenbahnbaues aber gewissermaßen wiederentdeckter Ort ist İsmid, das alte Nikomedia, dessen Haupttrium und Ruf sich an den Namen

seines großen Gönners knüpft, des Kaisers Diokletianus.

Nach etwa vierstündiger Fahrt von Konstantinopel aus erreicht man İsmid, das, wie alle Städte Bithyniens, einen freundlichen, malerischen Anblick mit seinen amphitheatralisch emporsteigenden, ohne Plan zusammengewürfelten, rotbraunen Holzhäusern und deren blinkenden Fensterreihen bietet; dazwischen einige dunkelgrüne Cypressen, abwechselnd mit vereinzelt ragenden Minarets der Moscheen, blühenden Obstbäumen, Wärdern oder wüsten Terrastrichen. In der Nähe des Meeres, das hier im nordöstlichen Winkel des Golfes von İsmid ziemlich leicht und verlandet ist, liegt der Bahnhof, nördlich davon streckt sich die Stadt hinan bis zur baumumgebenen Moschee Orhanisch auf dem Gipfel des Berges. Im übrigen, wohin man blickt, Holz und wieder Holz: aus Holz ist der Regierungssalon in der Nähe des Bahnhofes gebaut, mit seinem verwitterten Aufsehen, den hohen Fenstern und vergilbten Vorhängen, hinter denen ab und zu ein gelangweiltes Gesicht zum Vorschein kommt, aus Holz der Gebäudekomplex des einst berühmten türkischen Arsenal, bezugleich die ganze Umgebung, die ganze Stadt. Was gäbe das für ein Prachtfeuer! Hinter dem Bahnhof öffnet sich die Hauptstraße von İsmid, der sogenannte Boulevard Samidie, eine breite, von hübschen Baumreihen beschattete Straße, in deren Mitte die Eisenbahn fährt. Sie durchschneidet die Tscharshi, den Bazar, ein elendes Gewirr von Holzlauben und Verkaufslottern, deren Ladenvorhänge des öfteren über die schmalen Straßen gespannt sind. Einige wenig einladende Kaffeehäuser, euphemistisch „Kofino“ genannt, die gewöhnlich mit darüber befindlichen Hotels primitivster Art verbunden sind, bilden die Bestreuungsorte der Einwohner, die sich aus etwa 20 000 Seelen zusammensetzen: Türken, Griechen, Armenier, sowie einige Europäer. Von Verkehrsanlagen und ähnlichen Zivilisationsfortschritten keine Spur; eine Zeitung existiert ebenfalls nicht.

Ein Bild echt türkischen Stachelnassens ist der Sultanstift, der sich jenseits des Bahnhofs auf einem Hügel erhebt. Im Jahre 1850 erbaut, wurde er nur einmal von Sultan Abdul-Mid während einer Nacht bewohnt, früher aber mit Ausnahme eines Tages, wo Fürst Ferdinand von Bulgarien gelegentlich eines Ausfluges darin weilte, nie benutzt; öde und verlassen liegt er da, die Fenster sind durch Vorhänge verschlossen, im Garten wächst Unkraut, und am Eingang gähnt in nachlässiger Haltung eine Schildwache. In der Nähe steht auch ein moderner türkischer Akademiemuseum. Freundlich sieht es in den unteren, von Armeniern und Griechen bewohnten Stadtteilen aus; auf den Straßen zirkulieren Leute, Fenster und Türen stehen offen, und neugierige Weiberköpfe werden sichtbar; still und düster ist's dagegen in den Türkenvierteln mit ihren hemmlich abgeputzten Dächern, den engen, oft kaum 2 Meter breiten Gassen, wo einen die seltenen Passanten mißtrauisch betrachten, ab und zu das Schimpfwort gaur (Ungläubiger) laut wird und gelegentliches Fenster- und Türklappen verrät, daß irgend ein Dämon durch die Ankunft des huttragenden Fremden alarmiert ist.

Welch prächtige Aussicht entrollt sich dem Auge hoch oben auf dem die Stadt überragenden Plateau, bei der alten Moschee Orhanisch! Zu unsern Füßen erstreckt sich İsmid, weiter drüben das herrlich prunkvolle Meer mit dem flachen Grunde des Golfes, im Hintergrund die hohe Bergwand des gegenüberliegenden, von Wäldern, grünen Triften und Tüpfeln belebten Gestades und in weiter Ferne das von unregelmäßigen Rippen umräunte Flachland, das die Anatolische Eisenbahn durchzieht. Ja, es geht einem das Herz auf beim Umherschleudern auf den grünen Wiesen und Abhängen in und bei İsmid, wenn der schon im Altertum berühmte bithynische Frühling in voller Herrlichkeit lacht unter den rotblühenden Judastirichen, dem weisen Blütenstern der Mandeln und Birnbäume, den noch hellgrünen Sträuchern, in denen es jubiliert und zwitschert. In der milden, wohligen Luft wiegen sich Schmetterlinge und flattern auf den Blütenbesetzten Matten, wo der Wahn gleich Blutsfäden leuchtet; ein eigentümliches Plimmern zittert über den Halben, den matten grünen Olivenhainen, bis hinunter ans Meer und darüber hinweg bis zur andern Küste weit drüben. Ist es nicht ein Trost, daß wenigstens die ewig gleich sich bleibende Natur einen Ersatz bietet für das, was einst an Luxus, Reichtum, Lebensgenuss hier Menschenhände schufen, was aber feindliche Gewalten und sonstige Schicksalsschläge fast spurlos hinweggefegt haben? Denn es hat einmal anders ausgesehen in jenen segneten Gestaden. Wo sich heute elende Hütten erheben, standen einst Kaiserpaläste und vornehme

Villen; stolze Triremen durchfurchten das Meer, auf dem heute der armselige Fischer seine Netze auswirft.

Dem bithynischen König Nikomedes I., dem eigentlichen Gründer der Stadt, ward für seine neue Metropole, die ursprünglich aus der von den Megaren im 4. Jahrhundert v. Chr. angelegten Kolonie Olbia oder Astakos am gleichnamigen Meerbusen hervorgegangen ist, eine glänzende Zukunft geweissagt, und in der Tat, Nikomedia, wie er sie benannte, blühte rasch empor und entwickelte sich zu einer der wohlhabendsten und prächtigsten Residenzen des alten Kleinasiens, dank hauptsächlich ihrem ausgezeichneten, damals noch sehr tiefen Hafen. Ihrer Glanzzeit erreichte sie aber unter der römischen Herrschaft. Ohne Hülfsvergiehen in den Besitz der Römer durch Vermächtnis des dritten Nikomedes im Jahre 74 v. Chr. übergegangen, wurde die alte bithynische Königsresidenz mit herrlichen Bauten geschmückt und bedeutend vergrößert. Wir finden ihren Namen des öfteren bei Plinius dem Jüngeren, der hier von 111 bis 113 zeitweilig als Statthalter Bithyniens residierte. In seinen epistolar an den ihn befreundeten Kaiser Trajan berichtet er u. a. über einen großen Brand, der einen Teil der Stadt, mehrere öffentliche Bauwerke, so den Senat (senatus), den Tempel der Isis und eine Anzahl Privathäuser vernichtet hatte. Bei diesem Anlaß schlägt er dem Kaiser vor, ein ständiges Feuerwehrcorps aus 150 Arbeitern zu bilden. Trajan, dem wohl die Zusammenkünfte der Christen bereits verdächtig vorliefen, antwortet hierauf, daß es erwiefermachten gefährlich sei, solche Vereinigungen zu gründen, da sich leicht ein zu großes Einverständnis zwischen den Mitglieðern entwickeln und üble Folgen tragen könnte. In einem andern Briefe unterbreitet Plinius dem Kaiser ein größartiges, von einem früheren bithynischen Könige bereits in Angriff genommenes Projekt, nämlich den Bau eines Verbindungskanals vom Golf von Nikomedia bis zum See von Sophon (jetzt Sabandische-See) und von hier bis zum Fluß Sangarios, der sich ins Schwarze Meer ergießt; des weiteren erwähnt er mehrere Bäder, einen Tempel der Aphelie und spricht von der Fertigstellung eines großen Aquduktes, aus Niegeln und Steinen bestehend, der bereits mehr als 3 Millionen Sesterzen gekostet hatte.

Die entzückende Lage der Stadt, ihr Reichtum, die Opulenz der Bewohner übten auf mehrere römische Kaiser große Anziehungskraft aus. So weilte Hadrian mit seinem Lieblinge Antinous länger Zeit in ihren Mauern, Antoninus Pius ließ große Thermen bauen, dem Kaiser Commodus errichtete die Stadt einen Tempel, und Helioqabel residierte 218 einen ganzen Winter hindurch dort. Von den Goten 259 zerstört, wurde Nikomedia mit größerem Glanze wieder aufgebaut, die höchste Blüte erreichte es aber, als Diokletian sein Pflager für längere Zeit dort aufschlug. Der laizistische Gönner erweiterte seine Lieblingsstadt bedeutend, ließ die Thermen des Antonin wieder herstellen, einen prachtvollen Hippodrom und eine Menge anderer Bauten unter ungeheurem Aufwand errichten, den Kaiserpalast verschönern und neue Baläste für seine Gemahlin und seine Tochter bauen. Inmitten des raffiniertesten Luxus, den damals Kleinasien bot, herrschte dort Diokletian als unumschränkter Gebieter, umgeben von einem prunkvollen, genussüchtigen Hofstaat, der in der lauten, entnervenden Atmosphäre Bithyniens immer mehr verweichlichte. Das Leben im damaligen Nikomedia muß den Vergleich mit Rom ausgehalten haben!

Armer Diokletian! Selbst dein Name ist verschollen in den Gesäßen, wo du einst mit Vorliebe gewohnt, keine pompöse Inschrift nennt dich, höchstens einige Münzen, die man hier und da auf den Feldern findet, und von denen sehtausenden glanzvollen Palast ist kein Stein mehr aus dem andern geblieben. Als böser Tyrann lebst du aber noch weiter in der Chronik der Christenverfolgungen, und es ist eines der düstersten Blätter dieser blutgetränkten Geschichte, an die man hier an der Stätte deiner Taten, lust nach 1600 Jahren, erinnert wird.

Schon früh hatte die neue Lehre in Nikomedia Eingang und zahlreihe Anhänger gefunden, doch wurden letztere, wie aus dem Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan hervorgeht, anfänglich mild behandelt. Grausamer und blutig brach jedoch die Verfolgung unter Diokletian aus, auf Anstiften des Mitregenten Gajus Valerius. Nachdem im Kaiserpalast verschiedene Beratungen stattgefunden hatten, wurde die Verfolgung, zu der Diokletian zwar wenig geneigt schien, beschlossen. Am 23. Februar 303, dem Tage des Festes der Terminalien, begab sich



Vor dem Karlstor in München  
Nach einer Zeichnung von M. Barasch



Familienstrasse in Jamid

in aller Frühe der praefectus praetorio, gefolgt von Beamten, Tribunen, Offizieren und Legionären in voller Kriegsanrüstung zur großen Kirche von Nikomedia, die inmitten des reichsten Stadtkerns auf einer Anhöhe lag und den Kaiserpalast an Höhe überragte. In Schlachtorbnung vorgehend, stürmten die Soldaten das den Heiden verhasste Gotteshaus, dessen Inneres geplündert und das dann den Flammen überliefert wurde. Am nächsten Tage erschien das erste der drei berühmten Edikte, die alle früher ergangenen Erlasse an Strenge und Grausamkeit übertrafen. Eine Reihe wilder Gewalttaten folgte diesen ersten Maßnahmen, da unglücklicherweise im Palast ein Brand ausbrach, den Galerius den Christen ausbüdete; in Wahrheit soll der Blitz geschübelt haben. kaum zwei Wochen später kam abermals Feuer im Palast aus, doch blieben die Urheber, trotz Martern und Folterqualen der Verdächtigen, unbekannt. Diokletian schämte vor Wut; er zwang seine Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria (Gemahlin des Galerius), die im Verdacht standen, zum Christentum zu neigen, den Götzen zu opfern. Der Boden Nikomedias ward vom Blut der standhaften Bekenner getrübt. So erlitt der Bischof der Stadt, der heilige Anthimos, den Feuertod; eine Menge anderer Personen hohen und niederen Standes schmachtete in den Gefängnissen oder mußte unter Qualen das Leben aufhauchen.

Man schätzt die Zahl der Opfer, die in den ersten Monaten der Verfolgung in Nikomedia gewaltsam starben, auf mehrere tausend.

Der Mitternacht Nikomedias wurde ein Ende gemacht durch die Abdankung Diokletians, die am 1. Mai 305 stattfand. Verbittert, regierungsunfähig und kränklich legte er die Kaiserwürde nieder in einer glänzenden Hecmonie, bei

der er nochmals angelehnt einer gewaltigen Men schen

ich, jetzt sehe ich die Schönheit der Sonne," sagte er, und als man ihn drängte, den Thron wieder einzunehmen, schrieb der kaiserliche Gärtner seinen Freunden: „Wenn ihr die schönen Kahlköpfe sehen könntet, die ich zu Salona gepflanzt, würdet ihr euch die unnötige Mühe ersparen.“ Niemals sah er Nikomedia wieder.

Nach dem Schreden Diokletians ging es schnell abwärts mit Nikomedia. Konstantin der Große residierte allerdings zeitweise hier — er starb in der Nähe, auf der Burg Kallikon — dann aber begann der Niedergang, den feindliche Naturgewalten einleiteten. Ein furchtbares Erdbeben vernichtete am 21. August bis fast die ganze Stadt, und in ihren Ruinen waltete alsdann eine Feuerbrunst, die fünfzig Tage gewährt haben soll. In den düstersten Farben schildern zeitgenössische Schriftsteller das Unglück, das nur eine kleine Anzahl Einwohner überlebte. Ein nochmaliges Erdbeben am 2. Dezember des gleichen Jahres brachte der Stadt die völlige Herabstürzung.

Erst unter Kaiser Justinian, der als großer Baulebhaber die Stadt mit Kirchen, Bädern, Wasserleitungen schmückte und eine Münzstätte dort errichtete, lebte Nikomedia wieder einigermaßen auf, um bald

menge auf der Ebene östlich von Nikomedia alle Kaiserpracht entfaltet. Nachdem er auf diese Weise öffentlich dem Thron entsagt, stieg er sofort in eine Sänfte, um sich zu entfernen. In seinem Heimatlande Dalmatien, zu Salona, fand er die ersehnte Ruhe; procul negotiis pflegte er dort Blumen und Gemäße, seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden. „Jetzt erst lebe

wieder mit der zunehmenden Schwäche des byzantinischen Reiches herabzusinken; das ungesunde, durch die Verumpfung des Golfes besetzte Klima mag wohl seinen Teil dazu beigetragen haben. 1326 fiel Nikomedia zum erstenmal den Türken unter Orchan in die Hände, und ihr mutiger Verteidiger Kalojoannes Paläologos starb auf den Mauern den Heidentod. Nachdem die Stadt wieder in den Besitz der Griechen übergegangen war, wurde sie nach langer Belagerung 1391 endgültig durch den Feldherrn Abdülfä Hodscha dem osmanischen Reiche einverleibt. Unter türkischer Herrschaft hat Jamid (der Name ist entstanden aus einer sonderbaren Zusammenziehung von *ex Nicaea*) keine Rolle mehr gespielt. Erst in jüngerer Zeit beginnt die Stadt sich durch den Eisenbahnbau wieder zu leben.

Wie wohl fühlt sich doch jene Straßenbuhnmutter, die dort in einem Winkel der halbzerstörten byzantinischen Cisternen von Imbaber ihr junges Glück behütet! Paul blinzelt sie in die warme Frühlingssonne, während die allerliebsten, puffeligen Wangen vor ihren wachsamem Augen die ersten Schwertschneide drollig wackelnd vollführen. Nicht minder zufrieden scheint ein mit Holzstättel bespachter



Einklöhler Uhrsturm in Jamid



Strasse in Jamid mit Eingang zur griechischen Kirche Heiliger Basilios

Esel zu sein, der an den zahlreich vorhandenen Brennsteinen herumhülfert, dann aber auf einem Sandhaufen sich herumzuwälzen beginnt. Als Unterbauten des diokletianischen Palastes will man diese Keller und Mauern ansehen, doch sind sie in der Tat nur die Ueberreste eines gewaltigen Wasserbehälters aus späterer Zeit. Und so geht es mit den meisten antiken Ueberbleibseln, die man ab und zu im heutigen Jamid antrifft: ihre ursprüngliche Bestimmung ist nicht mehr oder nur schwer festzustellen. Vom großen Diokletianpalast weiß man nicht einmal mehr die Lage. Im Viertel Bülbüdere sieht sich ein mächtiges Mauerwerk dahin, zwischen dessen Pfeilern mit Schutt verstopfte Durchgänge sichtbar sind, am Meer unten gibt es eine Art Molo, am Belaten gebaut, hoch oben auf dem Hügel und die Stadt kreuzend eine Reihe noch gut erhaltener Stadmanieren, die zur Akropolis abwärts und in ihren unteren Teilen aus der byzantinischen Zeit stammen, zu den Gärten alle herabführenden Unterbauten und allemal haben sonstige merkwürdige Architekturfragmente. Tod ist so ziemlich alles, was von der einstigen, blühend

den, von Feuer, Erdbeben und Eroberungen so schwer heimgegriffen Kaiserresidenz Nikomedia übrig geblieben ist.

„Tscholebi, ou para wer!“ (Herr, gib mir zehn Para!) Es ist eine junge Zigeunerin, die uns nachläuft. Auch sie feiert Frühling, denn in ihrem schwarzen Haar steckt eine gelbe Blume. Wie kann sie doch so schön und lebendig blicken mit ihren glänzenden Augen, welche großartige Segenswünsche herjagen! Raum springt unser Metallkl, so taucht unvermutet eine zweite auf, ebenfalls mit perlweißen Zähnen, Mitleid heischenden Augen, in bunten Pumphosen, den Bettelsack am Arm. „Kusum Tscholebi, mein Dämmchen, o Herr, schöner Herr, müde Allah deine Madama schütze,“ so klingt es unentwegt. Der Straßenhund, die bettelnde Zigeunerin, Sorglosigkeit, Herklumptheit — das ist so recht die Signatur des herabgekommenen Orients.

Noch hinaus aus der Stadt. Vorbei an einigen imposanten Ueberbleibseln der Stadtmauern, die mitten im freien Felde stehen, gelangt man zu einer weiten Wiese, dem sogenannten Kelle-Tere, dem Tal der Schädel, in dem der Ueberlieferung nach zur Zeit der Christenverfolgung eine große Anzahl Märtyrer den Tod erlitten haben soll. Weiter drüben erhebt sich die griechische Kirche des heiligen Pantaleimon, die an Stelle einer gleichnamigen byzantinischen errichtet und zuletzt 1892 neugebaut wurde. In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grab des Heiligen, der in Nikomedia unter Kaiser Maximianus den Märtyrertod starb. Dem Wasser der in der Nähe des Grabes befindlichen Quelle wird von den Griechen Heilkraft zugeschrieben. Schattige Büsche umgeben das Kirchlein, das außer einigen kleinen, alten Architekturresten im Vorhof kein weiteres Interesse bietet. In der Nähe sollen auch die Thermen des Antonin und die alte Metropole gelegen haben.

Auf dem armenisch-protestantischen Friedhof außerhalb der Stadt fanden wir noch ein bemerkenswertes Objekt: das Grabmal des Emmerich Tökölö, des bekannten ungarischen Freiheitskämpfers, der seinerzeit mit den Türken vor Wien gegen die Oesterreicher gekochten, seit dem Frieden von Karlowitz (1699) in der Türkei gelebt hatte und auf dem ihm vom Sultan bei Zsibid zugewiesenen Landgute, das Blumenfeld genannt, seine bewegte Laufbahn beschloß (1765). Ein Gitter umgibt den einfachen, stark verwitterten Grabstein, der eine ebenfalls in



Strasse in Zsibid, rechte Bajar



Kirche St. Pantaleimon bei Zsibid



Rita Rotme von Zsibid

Auslösung begriffene lateinische Inschrift trägt. Welch ein Weg vom weltbeherrschenden Rom Diokletians bis nach Nikomedia, von den Ufern der Donau bis nach dem weltvergesenen Zsibid — es mutet eigentümlich an, in solchen stillen, kleinasiatischen Winkeln auf Spuren großer Zeiten zu stoßen!

### Ein Frauenhaar

Novelle

von

M. Kossak

(Schluß)

Wenige Minuten später sah der Reisende in der Wohnstube, das dampfende Essen vor sich. Es machte der Kochkunst seines Wirts alle Ehre, und auch der Tee, den er dazu trank, war stark und gut. Während seiner Reise mit dem Taxantaf hatte er so vorzüglich zubereitete Speisen nicht bekommen. Er ließ sich

denn auch alles schmecken, aber dabei flogen seine Augen beständig nach der Ecke, wo die Lampe vor dem Muttergottesbild brannte und das Gebetbuch des toten Mannes lag.

„So lang waren die Haare, daß man meinte, sie müßten der Frau, der sie gehörten, bis auf die Fühse gereicht haben,“ sprach er einmal unbewußt leise vor sich hin. Hinterher erschrak er selbst über den Klang seiner Stimme, die ihm fremd erschien, als wäre es die eines andern. Ein seltsames Gefühl war über ihn gekommen, fast, als wäre er nicht allein im Zimmer, als stände jemand hinter ihm.

Wer? Der tote Mann oder — Frida? Warum sie gerade, an die er, seitdem er sie verlassen, kaum gedacht hatte?

Der arme Verwichene war in all seinem Kland immer heiter und glücklich gewesen, weil er

sich auf das Wiedersehen mit ihr freute, die seiner Seele Seele war, und weil er mußte, daß auch sie mit schuldlichem Orzen diesem Wiedersehen entgegen sah!

Welch ein beseligendes Vernußsein das sein muß, wenn man jemand auf Erden hat, der an einem hängt in einer Treue, die nichts brechen kann! Aber ob Frida nicht auch so an ihn hängt? In den letzten öben Jahren hat er sich nie mehr gefragt, ob sie ihn noch lieben mag; weil seine Liebe erstorben war, meinte er, die ihre müßte es auch sein.

Aber nein, nein, das hat er nicht gedacht! Im Gegenteil hat er es stets als feststehende Tatsache angenommen, daß ihre Liebe dieselbe geblieben, die sie war, als sie sein Weib wurde. Und eben, weil er das für so selbstverständlich hielt, hat er sich jene Frage nie vorgelegt.

Eigentlich ist diese Sicherheit seinerseits doch unbegreiflich. Was hat sie ihm nur so fest eingeprägt? Ihr unverändert sanftes Wesen, ihre demütige Dingenbung, ihre unermüdelichen Wägen und Schaffen, das nur ihm und seinen Kindern galt? Denn mag er sie auch oftmals anders gewünscht haben, flotter, lustiger, selbstbewußter — den Vorwurf, daß sie nicht genug für sein Vieh- und wirtschaftliches Fortkommen gesorgt, hat er ihr in seinem Herzen nie gemacht. Nur, daß ihm auch das so selbstverständlich, seiner Anerkennung wert erschienen war. Eine Frau muß ja für ihren Mann leben, seine Interessen sind die ihren, sie leben nur ein Leben.

Ein Leben! Er arbeitete und sie arbeitete. Beider Ziel war dasselbe, und das Ziel wurde erreicht, wie seine sich stetig verringenden Schulden bewiesen, aber des Erfolges haben sie sich nicht gemeinsam gefreut. Er gab ihr keinen Teil an seinen Gedanken, er ließ sie nur den Verdruss über sein Unbefriedigtsein, seine innerliche Wehe fühlen.

Ob auch sie unbefriedigt war und krank im Herzen? Oft sah sie so blaß aus, und ihre Augen hatten rote Ränder vom Weinen, das ärgerte ihn dann so fürchterlich. Sie sollte doch lachen und lustig sein und sich freuen.

Worüber? Vestig springt er auf, wirft Messer und Gabel hin und eilt ins Freie. Die Sehnsucht nach Ruhe ist völlig von ihm gewichen, noch kann er nicht schlafen. Das hat die Erzählung des Wächters von dem toten Verschickten und seiner Mascha verschuldet. Wozu ließ er sich auch solch sentimentales Zeug erzählen?

Dunkel und drohend liegt die Taiga vor ihm. An Abhängen, pyramidenförmig ansteigend, umgeben die Nischen eine halbkreisförmige Lichtung, auf der die Erde bräunlich schwarz erscheint, wie verbrannt. Links erblüht man in der Ferne ein langes, schneckenartiges Blachhaus — das Stappenhaus —, um das niedriges Gestrüpp wächst, rechts steht ein, einer Schlange gleich, etwas Schmales, Graues hin, zwischen den Bäumen durch, in der stetig dichter werdenden Taiga sich verlierend. Das sind die Stämme, die gefährlichsten Taigastämme, in denen schon macher Wanderer verankert. Einzelne Baumstämme liegen darüber, nicht minder schwarzlich als die Erde inmitten der Lichtung. Schon auf der Fahrt hierher sind ihm diese wahrscheinlich vom Sturm gefällten Bäume aufgefallen.

Ein jammervoll trauriges Bild! Und doch ist der Frühling auch in dieses Land nicht vergebend gekommen. Allenorten zwischen Gräser, Gestrüpp und Bäume hat der hohe Götterjüngling mit dem Maientanz in den goldenen Loden und dem Blütenzepter in der Hand Knospen und Blumen aus seinem unerforschlichen Hüßhorn gestreut. Blasse, winzige Anemonen spritzen neben schwarz-blauen Nachtschaden aus dem dünnen Erdbreich, grünlich-weiße Stöckchen an langen Stengeln, porzellanartig bis und steif, rücken auf rosablütigen kriechenden Blagwart, und über allem, was da blüht, hebt die Königin der sibirischen Flora, die leuchtend gelbe Grassilie, ihr stolzes Haupt empor. Dort aber, wo die weißblumigen Birken ihre hängenden Zweige tief bis zur Erde senken, blühen die lieblichen Polemonien, eine ungewöhnliche, nur im hohen Norden gedeihende Vergißmeinnichtart, in dichten Gruppen. Der Reisende bringt sich entzückt und pflückt eine ganze Handvoll davon ab. Die will er sich in seine Kammer stellen, damit er auch dort etwas vom Frühling merkt.

Wollt Ihr das Grab des toten Gospodin sehen, Herr? fragt da eine Stimme neben ihm.

Auffehend erblickt er den Wächter Kolja. Wunderbar malerisch schaut der Mann aus in seinem nationalen, weißen, am Saum bunt ausgefärbten Armbal, dessen Schöße unter einem gelben Ledergürtel aufgesteckt sind, den breiten braunen Hunderhosen aus Woll und den fast eleganten hohen Faltenstiefeln. Tränen in der Jurte hat er das nicht so bemerkt, aber hier draußen wirkt er wie eine merkwürdig effektvolle Dekoration der Landschaft.

Wollt Ihr das Grab des toten Gospodin sehen? wiederholt er, indem er seine messingbeschlagene Welle aus dem ledernen gemusterten Tabakbeutel nimmt, der ihm aus der Brusttasche hängt, und sie anzündet.

Der Reisende bejaht und schweigend gehen die beiden der Lichtung nach dem Stappenhaus zu.

„Hier hab' ich ihn begraben,“ spricht der Wächter, vor einem noch unbewachsenen Hügel stehend, den sibirische Edelmannen umgeben. Sie sind schwarz und glatt wie Eypressen und erinnern auch in ihrem Wuchs an solche. Ein roh gezimmertes griechisches Kreuz ist auf dem Hügel errichtet, aber kein Name, kein Datum oder Spruch steht darauf.

Erziffen steht der Fremde vor dem einsamen Taigagrab, das keine liebe Hand schmückt, noch je schmücken wird, und einer unwillkürlichen Regung nach, legt er seinen Vergißmeinnichtkraut darauf nieder. Auch der Wächter hat andächtig seine Mütze abgenommen und sich bekreuzt.

„In den nächsten Tagen werde ich Vergißmeinnicht darauf pflanzen,“ sagt er, auf die blauen Blumen zeigend. „Ich meine auch, daß die am besten hinpflanzen. Aber was fragt der Tote nach den Blumen?“ fügt er mit einem wunderlichen melancholischen Lachen hinzu. „Das Bild und die Haare seiner Mascha hab' ich ihm ja ins Grab gelegt.“

Langsam wandern die beiden Männer wieder der Jurte zu. Der Abend ist inzwischen herein- gebrochen und hat alles ringsumher in Dämmerung gehüllt. Wie webende Schleier kommt's aus der Erde heraus, die höher und höher steigen, bald sich zu schwarzen Anäueln verdichtend, bald in langen, schattenhaften Gebilden emporsiegend, um in der Luft zu zerfließen. Hier und da bleibt auch ein Gespinnt an den Bäumen hängen; wenn ein Windhauch es trifft, schwannt es, einem abgerissenen Kleidersejen ähnlich, hin und her.

„Das sind die Seelen jener Armen, die in der Taiga ihren Tod fanden,“ sagt der Wächter.

Der Fremde schaudert. „Würden sie ermordet oder von wilden Tieren zertrifft?“ fragt er.

„Keins von beiden, Herr. Wer sollte sie hier ermorden? Und die Tiere? Ah! das! Der Bär ist feige und froh, wenn man ihm nichts tut. Und der Wolf? Der hat genug an den Toten. Die in der Taiga liegen, sind Verschickte, die unterwegs starben. Sie wurden wohl eingescharrt, aber der Wolf holt sie sich doch heraus. Und weil sie keine Ruhe in der Erde fanden, müssen ihre Seelen umherirren bis zum Tage der letzten Vergeltung.“

„Die Unglücklichen mögen wohl auch oft beim Transport überanstrengt und schlecht behandelt werden — was?“

„Ach, glaubt das doch nicht, Herr. Wir Russen lieben — und Kolja macht die Gebärde des Trinken —, aber wir sind gutmütige Kerle. Was man von unsrer Grausamkeit erzählt, sind Märchen. Lieber Nacht bleiben die Verschickten doch in den Stappenhäusern, und wenn sie genug Geld von Hause mithaben, können sie sich kaufen, was sie wollen. Und das morgens nicht zu früh auf- gebrochen wird, dafür sorgen schon die Aufseher. Wenn die sich abends vollgetrunken haben, schlafen sie wie die Säcke bis in den Tag hinein.“

Der Fremde hört jedoch kaum auf die Rede des Wächters, denn etwas anderes, Seltsames, hat seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. In den ziehenden schwarzen Nebeln tauchen einzelne Lichter auf, die zu tanzen, springen und fliegen scheinen, um dann wieder zu verschwinden. Sind's Feuertänzer, die ihren tollen Spul treiben?

Jetzt sind die Männer vor der Lichtung angelangt, die sich in weitem Halbkreis vor der Jurte ausbreitet. Aber was ist das? Steht die Erde in Brand? Ein märchenhafter Glanz erfüllt die Luft, und über den Boden kriechen buntsfarbige Flammen hin — rote, gelbgelbe, grüne, violette und blaue —, zwischen der schwarzbraunen Gras- halmen jüngen sie auf, lecken mit gieriger Hungre an den Wäuschen und ringeln sich um die Kiefer- stämme. Die ganze Lichtung scheint in ein Feuer- meer verwandelt zu sein, darüber aber steigen dicke Rauchwolken auf, den schwarzen Nebeln von vor- dem täuschend ähnlich.

Erstochen starrt der Europäer auf das bunte, kaleidoskopartige Flammengewirr. Doch der Wächter lacht. „Keine Bange, Herr. Die Feuer tun uns nichts. Betrachtet sie Euch, denn vorer weiß, ob Ihr so was je wiederseht. So schön wie heute abend ist's nicht oft.“

„Aber was in des Himmels Namen ist's nur?“ forscht der Reisende.

„Das will ich Euch erzählen. In alten Zeiten, als das Christentum noch nicht bei uns eingeführt war, haupften hier allethalben Degen. Die gerieten einmal in Streit miteinander und kamen überein, ihn in der Taiga auszusuchen. Darob erzwangte der obere Taigagott so sehr, daß er den ihm er- gebenen Seifern befehl, die Degen, die den viel- tausendjährigen Waldfrieden nicht adhteten, zu be- setzen. Nun brach ein fürchterliches Strafgericht über die Unvertäglichen herein, die Geißter rasteten, mit brennenden Fackeln in den Händen, gleich dem Sturmwind durch die Taiga, entzweigten die Bäume und schlugen mit ihnen auf die Degen ein, und zum Schluss warfen sie noch die Fackeln auf sie. Dießer Stempel der Waldgeißter mit den Degen wiederholt sich seitdem fortwährend von neuem. Habt Ihr nicht die Baumstämme gesehen, Herr, die hier überall halb verbrannt am Boden liegen?“

Der Fremde bejaht. „Aber den Unstimm glaubt Ihr doch selbst nicht?“ meinte er.

„Warum nicht? Nun, wenn Ihr mich zu klug dafür haltet, dann schönen Dank für Eure gute Meinung, Herr. Aber wenn ich auch nicht daran glaube, dann tun es doch die Fackeln. Was ich Euch erzählte, ist eine alte japanische Sage. In Wahrheit soll die Sache anders liegen. Der Erd- boden hier, sagt man, entzündet sich im Winter, tief unten befindet er sich beständig in glühendem Zustande und brennt dann langsam nach oben. Im Frühjahr geschieht's fast immer, daß abwärts die Flammen herausschlagen. Da die Wurzeln der Bäume aber von dem schmelzenden Feuer verengt sind, so besitzen diese keine Widerstandskraft und werden vom Sturm leicht gefaßt. Achter morgen einmal auf die Aushöhungen in der Erde; die kommen von dem Feuer her, das von unten nach oben brennt.“

„Wer hat Euch diese Erklärung der wunder- baren Erscheinung denn gegeben?“

„Einen einzelnen kann ich Euch nicht nennen, aber die Herren von den Minen, auch der Tschinow- nit aus Ischorsk, überhaupt alle, alle sagen es. Und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, daß es sich so verhält, so nehmt doch einmal eine Hand- voll Erde auf und betrachtet sie.“

Der Fremde tat, wie ihm geheißen, und erkannte, daß die Erde tatsächlich wie verbrannt war, fast aschengleich. „Aber wie kommen wir nun nach Hause?“ fragte er besorgt. „Wir können doch nicht das Feuer durchschreiten.“

„Doch. Das Feuer laun und nichts anhaben. Geht nur unbefragt hindurch.“

Es war, wie der Mann sagte. Die Flammen jügelten zwar um die beiden herum, als sie durch die Lichtung gingen, aber sie lasten weder ihre Kleider noch Gesicht und Hände. Nur der Rauch war etwas lästig.

Jetzt schloß der Reisende doch wieder die Folgen der während des Tages ausgestandenen Strapazen. Das seltsame Schauspiel, das er eben gesehen, hatte seinen Gedanken eine andre Richtung gegeben und die Empfindung möglicher Müdigkeit ausgelöst. Er wünschte seinem Gastfreund gute Nacht und zog sich eilig in seine Kammer zurück. Kaum, daß er im Bette lag, war er in tiefen, traumlosen Schlaf gesunken.

Drei bis vier Stunden mochte er geschlummert haben, als ein leiser, süßender Ton sein Ohr traf. Jäh fuhr er auf und blickte um sich.

Was hat ihn nun geweckt? Er vermag sich nicht darauf zu bestimmen. Da — ein leiser, weicher Schrei! Jetzt weiß er, daß der es war, der seine Nachtruhe störte. Aber woher kam der Schrei? Däufig springt er von seinem Lager auf und geht an das kleine niedrige Fenster. Tiefe Dunkelheit lagert über der Landschaft, nur ab und zu zuckt noch ein glattes Flämmchen aus dem Erdboden auf, um gleich wieder zu verlöschen. Bei seinem kurzen, matten Licht erblüht man große helle Blüten, die fast in der Luft zu schweben scheinen. Die gelben Brasilien sind's, die hier in verschwenderischer Fülle wachsen.

Und wieder der weiche Vogelgeschrei! Ein Flämm- chen blüht auf, sein bläuliches Licht überglänzt etwas Grobes, Schwarzes, das mit schlagenden Flitzchen aufwärts fliegt.

Der Reisende muß unwillkürlich über sich lächeln. Da hat irgend ein sibirischer Nachtvogel, der vielleicht sein Weibchen lockt, ihn im Schlaf gestört und selbst im Wachen seine Phantasie noch beunruhigt. Wie nervös er ist! Aber das kommt alles von der Erzählung des Wächters von dem toten Gospodin, der in der Kammer nebenan lag und litt. Völlig! Nein, nicht doch, Freund Kolja sagte ja, daß er immer lustig gewesen wäre bis zu seinem Ende, bis zu der Stunde, da seine Mascha ihn holte.

Ein Schauer läuft dem einsamen Mann über den Leib. Warum? Weil jener namenlose Ver- schickte — namenlos für ihn und Kolja, eine Nummer für die Aufseher des Transports, dem er angehört, aber der einzige auf der ganzen weiten Erde, der einige, für den zu leben und zu sterben sich's lohnt für das Weib mit den silberblonden Haaren — weil dieser Mann, nur durch eine Bretterwand von ihm getrennt, starb?

Wieder ist's ihm zu Mute — gerade wie schon einmal am Tage —, als ob er nicht allein wäre. Er zündet das Licht an und schaut sich in der Kammer um. Natürlich ist niemand außer ihm hier. Dort auf dem Nagelein an der Wand hängt seine Kleider, auf dem Tisch steht der Leuchter mit dem brennenden Licht, und daneben liegt — ja, wahrhaftig, daneben liegt das Gebetbuch des Toten! Wer hat es da hingelegt? Er nicht, das weiß

er bestimmt, aber sicherlich Kolsja. Morgen wird er ihn danach fragen. Aber das Buch zieht magisch seine Fragen an. Als ob sie den Deckel durchdringen möchten, um nach etwas zu suchen — nach etwas Glänzendem, Weichen, Kühlen, kaum Wahrnehmbaren.

Eine Weile kämpft er gegen den Wunsch an, das Buch zu öffnen, dann wird das Verlangen so übermächtig, daß er nicht zu widerstehen vermag. Immer noch mit einem schwachen Versuch, sich selbst zu verspotten wegen seiner Sentimentalität, schlägt er Seite um Seite um, bis er das Haar gefunden hat, das silberblonde Haar vom Haupte der Frau des Verstorbenen. Lange starrt er darauf hin, läßt lieblosend mit sanften Fingern darüber, dann plötzlich stürzen Tränen aus seinen Augen: „Friba! Friba! Mein Weib, meine Kinder!“

Das Licht ist ausgebrannt, aber immer noch sitzt der Mann aufrecht in seinem Bett und sieht mit offenen, brennenden Augen in die Dunkelheit. Mühte er darum Hunderte von Weilen weit reifen, um sich wiederzufinden, sich und sie, sein Glück? Wie konnte er nur glauben, daß er sein Weib nicht mehr liebt? Wie war es möglich — wie war es möglich? —

„So früh schon auf?“ begrüßt der Wächter am Morgen seinen Gast, als dieser, während er das Frühstück bereitet, zu ihm tritt. „Ich dachte, Ihr wäret müde und wocktet bis Mittag schlafen.“

Der Fremde lächelt geheimnisvoll. „Ich hatte einen Geist bei mir, der ließ mich nicht schlafen. Aber es war ein lieber Geist, der gute Gedanken weckte.“

Frägend schaut der Wächter ihn an. Da bemerkt er, daß jener das Gebetbuch des toten Verstorbenen in seiner Hand hält, und nickt zustimmend. „Da habt Ihr recht, Herr, das ist ein lieber Geist, der nur gute Gedanken wecken kann. Ich wollte Euch das Buch schenken und legte es darum in die Kammer. Ihr werdet es in Ehren halten, das weiß ich. Der Mann, dem es gehört hat, verdient es. Ich habe keine Kenntnis von der Tat, um dazwischen zu gehen, und sie kümmert mich auch nicht, denn mag er getan haben, was er will, ein guter Mann war er doch.“

Eine Pause entsteht. Wie am gestrigen Abend sieht der Fremde zu, wie der Wächter das Essen bereitet; nur ist's heute kein Schneehuhn, sondern in Scheiben geschnittener Speck, den er brät. Dann sagt der Fremde: „Wollt Ihr so gut sein, Freund Kolsja, gleich nach dem Frühstück nach dem Stappenhaus herüberzugehen, wo mein Kutscher logiert, und ihm bestellen, daß er die Pferde vor den Tarantak spannen möchte. Ich will am heutigen Vormittag noch abreisen.“

Der Wächter läßt vor Erstaunen fast die Gabel fallen. „Am heutigen Vormittag schon? Ich dachte, Ihr wocktet bis morgen bleiben? Woju die Eile? Malo, malo! Nach Jakutsk kommt Ihr immer noch zeitig genug.“

„Ich will nicht nach Jakutsk. Ich fahre mit dem Kutscher nach seiner Posthalterei zurück und von da, so schnell es geht, weiter, weiter — nach Hause. Guter Geist, den ich heute nacht gesehen habe, weißt mich heim.“

Einen kurzen misstrauischen Blick wirft der Wächter seinem Gast zu — einen rätselhaften Blick. Glaubt Kolsja, daß jener phantasiert oder ihn zum besten hält, oder glaubt er wirklich, daß an der Geschichte mit dem Geist etwas ist? Der Fremde legt sich die Frage vor, aber der Ausdruck in des Wächters Gesicht gibt ihm keine Antwort. Der Mann ist abergläubisch wie alle Russen und wahrlich nicht gebildet, aber das jahrelange Leben in der weiten, düsteren, einsamen Taiga hat einen jechsten Sinn in ihn entwickelt, vermöge dessen er manches sieht und erkennt, was besser Unterrichteten, die ihre Tage in vollreichen Städten zugebracht haben, verborgen bleibt. Es ist die Witterung des Tieres, verbunden mit der mystischen Naturphilosophie des Eremiten.

Da erklingt in der Ferne ein vielstimmiger, schwermütiger Gesang. Leise und langgezogen dringen die Töne und Worte bis hierher, aber in der Stille, die jetzt am Tage kein Vogelschrei unterbricht, dennoch deutlich vernehmbar:

In den Wäldern, hoch überm Berggipfel,  
flieg in der Luft ein vor junger Aar,  
flieg und schreie herab bangen Wagons:  
Um mich selber nicht tut's mir bitter leid,  
Um den grünen Wäldern tut's mir leid.  
In dem Wäldern stehn der Häuser drei:  
Wächst der erste Baum ist ein Appelsbaum,  
Und der zweite ein süßer Apfelbaum,  
Und der dritte ein grüner Birnenbaum.  
Der Appelsbaum ist mein Schicksal lieb,  
Der süße Apfelbaum mein klein Tochterlein,  
Der grüne Birnenbaum meine junge Frau.“

„Wer singt da?“ fragt der Fremde, nachdem die letzten Töne verhallt sind.

Der Wächter bückt sich und bläst in das Feuer, um es zu hellerem Brande anzufachen. Doch auf lodert die Flamme und wirft leuchtende rötliche Reflexe auf das Gesicht des Europäers. „Wie Eure Wangen und Augen glänzen, Herr!“ spricht Kolsja. „Das macht, weil's nach der Heimat geht. Gewiß habt Ihr dort auch eine Mascha, die nach Euch ruft und Euch lachend und weinend um den Hals fallen wird, wenn Ihr kommt. So sind nun einmal die Weiber — lachen und weinen; manchmal gefällt einem das nicht, wenn sie weinen. Ich weiß das von der Zeit her, da meine Frau noch lebte. Aber an besten ist's doch, wenn man bei einander ist. Man vernimmt sonst das Lachen und das Weinen.“

Die Flamme im Herd ist wieder gesunken, aber ihr Widerschein glänzt doch noch auf dem Gesicht des Fremden.

„Ach so, Ihr fragtet mich, wer da gesungen hat, Herr.“ sagt der Wächter. „Arbeiter aus den Minen, die schürfen gehen, sind's. Und das Lied, das sie sangen, nennen wir das Heimallied.“

Des Fremden Augen fliegen mit schuschächtlichem Ausdruck nach dem Fenster, durch das man über den schwarzen Taigafelsen leichte weiße Wolken südwärts ziehen sieht. Bald wird auch er dorthin ziehen, weiter, immer weiter, nach der fernen Heimat, wo die Frau mit dem silberblonden Haar ihn ruft.

wirtschaftlich sich nur durch eine siebenstellige Zahl ausdrücken läßt, sind verschiedener Art. In erster Linie muß die unvernünftige Behandlung der laichenden Fische genannt werden.

Von Böhmen berichtet ein Gewächsmann, daß dort Millionen junger Lachse als Lockspeise für Aale und andre wertlosere Fische verwendet wurden. Bei dieser Art des Betriebes, die der Jäger mit einem sehr bösen Wort, aber ganz richtig als „Kasjägererei“ bezeichnen würde, ging der Bestand der freien Fischbahn in wenigen Jahrzehnten rapide zurück. Gleichzeitig entstand dem Lachs ein zweiter, noch furchtbarer Feind, die Industrie. Sie leitete ihre Abwässer in die Flußläufe, sperrte sie durch Wehre, um die Kraft des Wassers auszunutzen, und vernichtete auf diese Weise den ganzen Fischreichtum zahlreicher Gewässer. Aus dem Königreich Sachsen, dessen Fischwasser auf Veranlassung des dortigen Fischereivereins genau erforscht und beschrieben sind, berichtet Dr. Bruno Steglich von vielen Bächen, in denen ehemals der Lachs alljährlich zu laichen pflegte. Jetzt sind manche dieser Wasserläufe durch zehn und mehr Wehre gesperrt, die von so bedeutender Höhe sind, daß sie dem Lachs und auch dem Aal den Aufstieg unmöglich machen.

Selbst größere Gewässer werden durch die Abwässer der Fabriken ihres ganzen Fischbestandes beraubt. Es wird keinem einfallen, die Industrie zu zerstören um die Fische zu erhalten, denn das

Schwächere muß dem Stärkeren weichen. Aber die Forderung muß mit Nachdruck erhoben werden, daß die Industrie sich Beschränkungen auferlegen läßt, die den Fischbestand unserer deutschen Gewässer sicherstellen. Dazu gehört vor allem die Klärung der Abwässer durch entsprechende Anlagen, die Vermeidung der Wehre durch Fischpässe und Treppen, auf denen der Stromaufwärts ziehende, zu seinen Laichplätzen eilende Fisch die Hindernisse überwinden kann.

Es ist unglaublich, wie weit wir in dieser Beziehung in Deutschland hinter andere Ländern noch zurückstehen. Aber mit der Zeit werden wir wohl auch dahin kommen, dem Teil unseres Nationaleigentums, der durch die Schuppenträger repräsentiert wird, etwas mehr Beachtung zu schenken. Es geht nur etwas langsam voran. Wie schwer fällt es z. B. der Sportangelei, in Deutschland sich Geltung zu verschaffen. Als unsere Gewässer noch reicher an Forellen und Lachsen waren, da erschienen unsere Vetter aus England, mit vorzüglichen Geräten ausgerüstet, und suchten nach Vergnügen. Die guten Deutschen wussten mit dieser Ercheinung nichts andres anzufangen, als sich in ihren Witzblättern über die dem Angelpost hübsigenden Engländer lustig zu machen. Ein klein wenig ist es in dieser Beziehung ja besser geworden. Eine



Bildung des winterrten Geräs

### Spinnangelei

Von Fritj Showronnek

Der Fiecht ist in Norddeutschland der wertvollste Sportfisch. Er geht köhn an die Angel und wehrt sich trotzig. In Süddeutschland wird er von dem Huchen etwas in den Schatten gestellt. Dieser prächtige Salmonide, der bis zu 60 Pfund und darüber schwer wird, kommt aber nur in der Donau und ihren südlichen Nebenflüssen vor. Als „König der Gewässer“ gilt allgemein der Lachs. Leider ist er in Deutschland sehr selten geworden.

Nach zuverlässigen Berichten wurden vor 50 Jahren noch in jedem Stromgebiete Deutschlands geradezu Unmengen dieser kostbaren Tiere gefangen. Jetzt ist es anders geworden, jetzt kann man die wenigen Exemplare ohne Mühe zählen. Die Fischereivereine führen ja Buch darüber. Die Ursachen dieses betrübenden Rückganges, der voll-

ständig ist, sind vielfach. Die Fischerei ist durch die Schuppenträger repräsentiert wird, etwas mehr Beachtung zu schenken. Es geht nur etwas langsam voran. Wie schwer fällt es z. B. der Sportangelei, in Deutschland sich Geltung zu verschaffen. Als unsere Gewässer noch reicher an Forellen und Lachsen waren, da erschienen unsere Vetter aus England, mit vorzüglichen Geräten ausgerüstet, und suchten nach Vergnügen. Die guten Deutschen wussten mit dieser Ercheinung nichts andres anzufangen, als sich in ihren Witzblättern über die dem Angelpost hübsigenden Engländer lustig zu machen. Ein klein wenig ist es in dieser Beziehung ja besser geworden. Eine



Hasnetten der Fiecht



Der Nacht hat geflossen

gefahrt, dessen Leitung sich in Berlin befindet, aber noch viele stehen abseits. In Deutschland ist die Fabrikation von Angelgeräten noch tief in den Anfängen. Sie hat das alteingesessene Vorurteil, das nur englische Fabrikate für tip-top hält, zu überwinden und außerdem mit der Tatsache zu rechnen, daß der Deutsche im allgemeinen nicht im Stande oder geneigt ist, mehrere hundert Mark für eine allen Anforderungen genügende Ausrüstung anzulegen. In Süddeutschland vielleicht noch eher: in Norddeutschland aber, wo der Angelsport sich erst mühsam von der primitiven Form der Grundangel zu der höheren Kunst erhebt, muß die Industrie darauf bedacht sein, für einen sehr billigen Preis gute Geräte zu liefern, um die große Masse der Angler allmählich auf ein höheres Niveau zu heben. Leider ist sie meistens ohne rechte Fühlung mit dem Praktiker und ahmt die englischen Vorbilder mit nicht gerade großem Geschick nach.

Zu dem Fang der starren Raubfische Hecht, Nilsen und Wachs wird ein Gezeug verwendet, das noch keinen rechten Namen hat. Der Hauptbestandteil — das Galensystem — an dem sich der Fisch fängt, wird „Spinner“ genannt, und insofern pflegt man auch das ganze Gerät mit „Spinnangel“ zu bezeichnen. Es muß fest und dauerhaft und doch nicht schwerfällig konstruiert sein, denn die Kunst des Sportangelns soll ja nicht darin bestehen, mit unzerbrechbarer Schnur und unzerbrechbarem Stock zu „fischen“, sondern mit möglichst feinem Gerät des Fisches Meister zu werden. Die Angelrute in der Länge von 3½ bis 4 Metern besteht gewöhnlich aus 3 oder 4 Teilen. Die idealste Waffe ist allerdings ein Bambusrohr aus einem Stück, so wie es die Natur hervorgebracht hat. Da sich aber solche langen Ruten sehr schlecht transportieren lassen, so hat man dazu schreiten müssen, sie in mehrere Teile zu zerlegen und diese dann künstlich wieder zusammenzufügen. Natürlich unterbrechen die starren Verbindungsstellen die Elastizität der Rute in födernder Weise, obgleich die Industrie es verstanden hat, durch Verwendung ganz ausgezeichneter Holzarten diesen Uebelstand ziemlich zu beheben. Wollte man nun die Schnur fest an die Spitze eines solchen Stockes binden, dann würde die Rute von dem ersten scharfen Anprall eines angehauchten Hechtes oder Nilsens unfehlbar zerbrochen werden. Das vermeidet man durch ein kunstvolles Gerät, die Gabel oder Rolle. Sie wird am unteren Ende der Rute befestigt und trägt bis zu 100 Meter einer dünnen, aber sehr dauerhaftesten Schnur, die aus Hans oder Seide gekloppt, nicht gedreht wird. Am Stock entlang bis zur Spitze läuft diese Schnur in äußerst glatten Ringen.

Nun fehlt nur noch die Hauptsache: der Spinner. Gering geschätzt, gibt es mindestens einige hundert Variationen dieses Geräts. Es wird genügen, den Zweck und die Grundform zu schildern. Es soll den mit Haken bewehrten Köder darstellen, also den Fisch anlocken und fangen. Man nimmt also — das ist die eine Form — einen toten kleinen Weißfisch, klebt ihn in einen schmalen Rahmen, der ihn festhält, und fährt am Fisch entlang zu beiden Seiten dünne Drähte, auf denen je zwei oder drei Haken sitzen. Um dem Fisch eine drehende Bewegung im Wasser zu verleihen, sind an der Spitze des Geräts zwei ganz kleine, schräggestellte Flügel angebracht, die den Köder, wenn er durchs Wasser gezogen wird, in eine rotierende Bewegung versetzen. Eine andere Art verzichtet auf die Flügel und gibt dem Fisch durch einen hineingesteckten Draht eine Krümmung, die ebenfalls das Drehen des Fisches im Wasser bewirkt. Wer nicht mit Köderfischen angeln will, dem bietet die Industrie eine überreiche Auswahl von Nachbildungen aus weiß oder gelblich glänzendem Metall, die in den

meisten Fällen ihren Zweck erfüllen, denn der Raubfisch wird augenscheinlich durch die schnelle Bewegung und das Blitzen des Köders zum Zugreifen verleitet. Ich hatte es mit in den Kopf gefaßt, für den Bedarf der norddeutschen Angler eine vollständige Ausrüstung um den billigen Preis von 20 Mark zusammenzustellen. Ein Händler, dem die praktische Verwertung dieses Gedankens einleuchtete, stellte mir seine reichen Vorräte für diesen Zweck gerne zur Verfügung. Nach vielem Wählen war das Problem fürs erste gelöst: Rute, Schnur mit Worfach, Blei, Rolle und zwei Spinner, einer aus Metall und einer für tote Köderfische, waren ausgesucht und präsentiert sich in ihrer Zusammenstellung ganz sauber und stattlich. Tagelang stand das Angelzeug in meinem Arbeitszimmer, von mir mit sehnsüchtigen Augen betrachtet. Wohl zehnmal am Tage nahm ich die Rute in die Hand und probierte ihre Elastizität, so gut es die engen Raumverhältnisse eines Berliner Zimmers gestatten. Trauften wehte ein stromer Nordost, ab und zu ging ein kleiner Dazelfschauer oder Schneefall nieder, — ein Wetter, das auch den leidenschaftlichsten Angler nicht ins Fieber lockt. Endlich fiel Anfangs März das prächtige warme Wetter ein, das wir im April auf so entsehlige Weise haben entgelten müssen. Schon nach einigen Tagen schrieb



Einheim der Angelschnur

mir mein Freund, der Fischermeister G., daß die ersten Dechte lauchten. Nun hielt mich nichts mehr zu Hause. Noch an demselben Tage sah ich abends auf der Bahn, die mich dem märkischen Höhenzuge zuführte, der sich nördlich des Spreemalbes hinzieht. Dort liegt eine große Zahl herrlicher Seen, nicht gerade tief, aber kristallklar, wie nur ein auf Sandboden stehendes Gewässer sein kann. Den Wagen, der mich sonst von der Bahn abholte, hatte ich nicht bestellt. Ich wollte das Glück, dem Dänfermeier Berlins entronnen zu sein, durch einen tüchtigen Fuhrmann ganz auskosten.

Es war still geworden zur Nacht. Am wolkenlosen Himmel stand die gelbliche Sichel des zunehmenden Mondes, der sich bereits dem Untergang zuneigte. Ernst und schweigsam stand der Wald. Eigentlich verdient die arme, verhungerte, märkische Heide diesen Namen nicht. Wie verkommene Birkensindler stehen die dünnen Kiefernstämme in weiten Abständen auf dem mageren Boden, von dem die törichtesten Bewohner des Landes jede Nadel wegtragen, um sie als Stroh nach Hause zu fahren. Immer trauriger, verkrüppelter wird der Wuchs der Bäume, denen die Nahrungsquelle entzogen wird. Wie ein schwermütiger Dauch liegt es auf der Heide. Kein Singvogel daut in den lichten Kronen sein Nest. Und doch war die Hippodrossel schon da. Sie saß in den Wipfeln der Birken, die außerhalb der Heide an der Landstraße stehen.

Am andern Morgen weckte mich die Sonne mit fröhlichem Glanz. Spiegelglatt lag der See da. Einige vorwiegend Weißfischelein sprangen schon zur Ober-

fläche empor und schlugen kleine Ringe auf, die langsam verästerten, aber noch war keine Wäde da, die sie erhaschen konnten. Vielleicht war's nur die reine Lust am Leben, die sie emporhüpfen ließ. Vergebens spähte ich auf die Fläche hinaus, ob nicht irgendwo das Ausschließen kleiner Fische das Jagen des Dechtes verriet, — nichts rührte sich, die kleinen Gefellen hatten vor dem Räuber Ruhe, der nur mit Hochheitsgedanken am Ufer dahinstrich.

Gemächlich setzte ich mein Angelzeug in Stand. Mein Freund, der Fischer, stand dabei und schüttelte den Kopf, als ich ihm erklärte, daß ich damit Dechte von 10 Pfund und darüber zu fangen gedächte. Mittlerweile war es Mittag geworden. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, als ich bald nach dem Essen auf den See hinausfuhr. Mein Freund ließ es sich nicht nehmen, selbst zu rudern. Er war zu neugierig auf die Spinnangelei. Ich hatte mir von seinem Gehilfen vormittags einige Köderfische, meistens Udele und Gründlinge, fangen lassen, die mit einem Schläge betäubt und dann in eine Formalinlösung geworfen wurden, worin sich ihre Flossen und darüber das Verenden sträubten, so daß der Fisch ein Ansehen erhält, als ob er lebe. Einen solchen Fisch hatte ich in den Spinner gespannt. Mit froher Erwartung tat ich den ersten Wurf. Von dem kräftigen Schwung fuhr der mit Blei beschwerte Köder tausend durch die Luft. In dem Augenblick, in dem er auf das Wasser fiel, hemmte ich den Lauf der Rolle, damit die Schnur sich nicht verwickelte. Nun begann ich mit der Gabel die Schnur wieder aufzuwickeln. Bligend kam der Köderfisch durch das klare Wasser angezogen, aber kein Räuber schoß hinter ihm her, um ihn zu verschlingen. Beim sechsten oder siebenten Male machte ich die unangenehme Entdeckung, daß die Ringe, von denen die Gabel am Stock gehalten wird, das Bestreben zeigten, sich auseinander zu schieben und die Rolle freizugeben. Mit jedem weiteren Wurf erhöhte sich ihre Beweglichkeit, dazu fing die Rolle an, so merkwürdig zu klappern und zu rattern, ja es löste sich sogar eine Schraube und froh aus ihrem Gewinde heraus.

Vergleichen versuchte ich, diese Uebelstände vor meinem Begleiter zu verbergen, sein scharfes Auge hatte sie schon längst wahrgenommen. Er konnte sich nicht enthalten, einige sehr energische Bemerkungen zu machen, die dem Fabrikanten dieser Geräte gerade kein besonderes Lob erteilten, und dann lachte er laut auf: beim nächsten Wurf war die Schnur gerissen, der Spinner flog weit hinaus in das Wasser. In demselben Augenblick hörte ich vor meinen Füßen etwas plumpfen, verbucht sehe ich nach der Gabel, sie ist nicht mehr da, die Ringe haben sie freigegeben. Mit einem eleganten Schwunge ist sie über den Rahnbord in See gesprungen. Die Lohgerber, denen die Felle weschwimmen, können kein verdutzteres Gesicht machen als ich in jenem traurigen Augenblick. Aber was half's! Der „Sport“ war für heute zu Ende. Gütend's fuhren wir nach Hause zurück, denn ich wollte sofort einen reitenden Boten nach dem nächsten



Der letzte Schlag des Hechtes vor dem Enten



**Verendet**  
Nach dem Gemälde von Robert Russ

Verwendet mit Genehmigung der J. Neumann, Neudamm 1875

Städtchen schicken, um von dort telegraphisch von meinem Lieferanten neue, bessere Geräte zu bestellen. Mein Freund tröstete mich. Er hätte einen kleinen See mitten im Walde, an dem ich tun und lassen könne, was ich wollte. Und wenn ich wollte, könnte ich Pechte beim Laichen schicken. Das war in der Tat ein Trost, der sich hören lassen konnte.

Früh am andern Morgen brachen wir zu dem kleinen Waldsee auf, der ungefähr 2 Kilometer entfernt liegt. Einer der breiten flachen Röhre, die so leicht über das Wasser fliegen, wurde auf den Wagen geladen und mitgenommen. Der Lehrling Franz, ein stämmiger Bursche von 16 Jahren, sollte mich begleiten und herbei eilen, wenn ich einen Pechte erlegt hätte. Die Nacht war ziemlich kühl gewesen, über dem See lag ein dünner Nebelschleier, aber am Himmel strahlte die Sonne. Wie verträumt lag der stille Spiegel da, nur ab und zu lief ein leiser Windhauch wie mit Röhrenfischen über seine Oberfläche. Schwiegend stand der dunkle Wald. Zu meiner Rechten alte Tannen, weiter dahinter auf sanft ansteigendem Ufer eine dicke Schonung, und rechts von mir stämmige Kiefern, vermischt mit halbwüchsigen Eichen, an denen noch das kahle Laub des vergangenen Sommers haftete.

Langsam wanderte ich mit gespanntem Gewehr das Ufer entlang. Es war noch etwas zu früh für mein Jagen. Noch lag der Schatten der hohen Waldbäume auf dem Ufer. Hier und da stand ein einzelner Pechte in dem flachen Wasser, aber kaum hatte ich ihn erblickt, dann schon er schon in die Tiefe. Zweimal hatte ich bereits den See umwandelt, ohne den Finger trumm gemacht zu haben. Geduldig war mir Franz in angemessener Entfernung mit dem Rahn gefolgt. Jetzt winkte ich ihn heran. Der Marsch in frischer Luft hatte mir Appetit gemacht. Auf vorspringender Landzunge saßen wir nieder und frühstückten, langsam, bedächtig und ausgiebig. Und wie die Pfeife dann schmeckte! Mittlerweile war die Sonne hoch gestiegen. Deutlich fühlte man die Wärme der Strahlen, die sie entsandte. Nun wurde es rings um uns lebendig. Man sah, wie hier und dort die Pechte im leichten Wasser dahinzogen, um eine Hochzeiterin oder einen Hochzeiter zu suchen. Da — dicht vor mir brodelt eine Waiche auf. Ganz dicht unter der Oberfläche müssen die Fische stehen. Das sind mindestens sechs bis sieben Pechte, die sich zusammengefunden haben, und sicherlich ist ein starker Hognet dabei. Als wenn es locht, so wallt auf der Stelle das Wasser empor und wirft Winge, die langsam weiter wandern, bis sie allmählich verfliegen.

Franz ist zum Rahn gegangen, den er seitab hat stehen lassen. Ich schiebe mich, das gespannte Gewehr in der Hand, mit unmerklicher Bewegung der Füße zum Ufer vor. Jetzt kann ich schon die laichenden Fische unterscheiden. Ein Hognet ist dabei... ein Pechte von doppelter Armslänge... jetzt sind sie dicht vor mir... wieder brodelt das Wasser... langsam bringe ich das Gewehr zur Wade... gut einen Fuß muß ich vor halten, denn die Strahlenbrechung läßt die Fische scheinbar höher im Wasser stehen als in Wirklichkeit. Dröhnend kracht der Schuß, wie ein Hagelwetter schlagen die Schrote aufs Wasser. Sieben, acht Pechte auch ich, die, von dem Schläge betäubt, zum Teil auch von den Schrotten getroffen, die weiße Bauchseite nach oben gekehrt haben. Mit hastigen Ruderschlägen treibt Franz den Rahn heran und holt die Fische mit dem Rächter aus dem Wasser.

In meiner Abwesenheit waren die neuen Angelgeräte eingetroffen. Eine wunderbare Seidenschnur, an der sich ein Lebensüberdrüßiger ruhig hätte aufhängen können, ein neuer Spinner und eine Rolle, die so leicht lief, als hätte sie überhaupt keine Reibung zu überwinden. Neue Hoffnung lag in mein Herz. Nun galt es noch, sie so gut zu besetzen, daß kein Sprung ins Wasser zu befürchten war. Ich dachte an ein Feistwideln mit dünner

Schnur, mein Freund aber hatte eine viel bessere Idee. Er holte einen alten Regenschirm herbei, entnahm ihm den kleinen gebogenen Draht, der beim Herüberstreifen des Ringes in den Stock einweicht, dann aber hervorspringt und das Zurückgehen des Ringes hemmt. Eine Erfindung, aus dem Augenblick geboren, aber so praktisch, daß die Industrie an ihr nicht vorbeigehen kann. In einer halben Stunde war die kleine Feder an richtiger Stelle dem Angelstock einverleibt. Am liebsten wäre ich gleich mit dreindrehendem Dunkel der Nacht noch auf den See gefahren, aber das litt die tüchtige Hausfrau nicht. Sie hatte aus dem Gatter ein schönes Gericht Barsche geholt und mit köstlicher Spreewaldsauce gekocht. Ein herzhafte Gericht, von dem man unglaubliche Mengen vertilgen kann. Seine Hauptzutat ist der Teil, der in der deutschen Küche weitaus mehr verwendet werden könnte, als es tatsächlich geschieht.

Mit großen Erwartungen fuhr ich am nächsten Morgen auf den See hinaus. Mein Freund war noch sehr skeptisch gestimmt. Er wartete mit geheimer Schadenfreude darauf, daß die Schnur wieder reizen und der Spinner mit dem Röhler

stond straff, daß sie lang. Doch nun gibt der Fisch nach. Langsam folgt er dem Zuge der Schnur. Im nächsten Moment macht er eine schnelle Wendung und schießt seitwärts davon. Erst kurz vor dem Röhler gelingt es mir, ihn zum Stehen zu bringen. Wieder schiebt er fest am Grunde, als wäre er dort festgewachsen.

Noch drei, viermal wiederholt sich das Spiel. Dann gibt er nach. Ich habe gefischt. Willens folgt er dem Zuge, und 10 Meter vom Rahn wälzt er sich schwerfällig auf den Rücken, — das Zeichen der völligen Ermattung. Mit gefächtem Griff hat mein Freund ihn den beiden Rächern untergelegt und ihn in den Rahn geboten.

Das Gerät war gut, wie ich noch mehrmals an diesem Tage zu erproben Gelegenheit hatte. Nur eines störte meine Freude: der Gehalt an den Preis der Rolle und der Schnur. Glücklicherweise waren meine Befürchtungen übertrieben. Ich werde also mein Stück durchsetzen können, eine alle Anforderungen genügende Spinnmangel für einen Preis zusammenzustellen, den auch der minder begüterte Sportfreund seinem Vergnügen opfern kann.

Literatur

Nicht nur für die Königsmatrine besteht eine „Vanzfrage“, auch das „arte, leicht verlegliche Geschlecht“ hat eine solche zu beantworten: den Kampf um die Schürbrust, das längst als gesundenheitsmäßig erkannte Korsett. Es erben sich eben nicht bloß Wesen und Recht wie eine ewige Krankheit fort, sondern betrügerische Modetheorien erbsünden, wenn sie sich einmal eingebürgert haben, ein nach viel jückerer Bekanntheitsgraden. Das Korsett ist aber schon uralte, und wenn es auf den 15 und gelangten Ereignissen bildeber Kunst aus der Kaiserin Bertrude Ulrichslands nicht wahrzunehmen ist, so hat das Einschärfen der weiblichen Taille basis auf den viel älteren Völkern der armenischen Zeit um so deutlicher nachgewiesen werden können. Die gegenwärtige Bewegung zur Einführung der weiblichen Reformtucht hat vor allem die Befreiung des schädlichen Schürbrustes im Auge; ganz besonders zeitgemäß ist dabei die soeben bereits in 3. Auflage bei der Teutonia Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Schrift „Korsett aus Wissenschaft“ von Prof. Dr. C. Rosenbach, in der unabweislich nachgewiesen wird, daß fast alle Formen der Kleidung auf den Einfluß zu enger Korsetts zurückzuführen sind. Der als ärztliche Autorität anerkannte Verfasser ist jedoch ein viel zu erfahrener Praktiker, um die sofortige und gänzliche Abkündigung zu fordern; er begnügt sich vielmehr zunächst mit einem Kompromiß, indem er eine vernünftige Art und Anordnung des Schürbrustes als allmähliches Uebergang zu der anstrengenden korsettlosen Gestalt empfiehlt und genau beschreibt. Das durch die Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Ausführungen ungenügend abzurufen wertende Schriftchen ist unsern gereizten Lesern bestens empfohlen; alle Eltern und Erzieher werden es mit großem Nutzen lesen.

Der große bayrische Gelehrte Professor Dr. Joh. Rep. Sepp, der wohl einer der letzten unter unsern Zeitgenossen ist, der die ruhmvolle Epoche König Ludwigs I. als unerschütterlich festhalten will, hat die Ereignisse mit durchlebt, hat die Persönlichkeit gekannt, dem Herrscher, dem er persönlich nahe gestanden und der ihn selbst seiner Aufgabe würdig erachtet hat, ein biographisches Festmal zu setzen. Aus innerer Überzeugung und auch in richtiger Schätzung der großen, aber leider zum Teil in Vergessenheit geratenen aber von der höchsten Generation mit höchstem Verdienste des Königs um Förderung von Kunst, Wissenschaft und Kultur hat er dem fast 1000 Seiten starken Band den Titel „Ludwig Augustus König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Ränne“ (München, Verlagshaus v. J. Neumann) gegeben. Obwohl er danach den Schwerpunkt auf Ludwigs Verhältnis zu den bildenden Künsten gelegt, hat er doch die sonstige Persönlichkeit des Königs nicht außer acht gelassen. Die Darstellung ist so sachlich, er hat sich nicht verübergehehen, wenn er auch den Versuch macht, sie milder zu beurteilen, als es im allgemeinen geschieht. Er hat aber auch nicht den Ortzigst geübt, etwas hartnäckig Ausschließendes zu betonen. Er war nur beschränkt, daß Externale zusammenzutragen und dadurch Mit- und Nachwelt aus der Notwendigkeit einer völligen Revision des jetzt ziemlich allgemein gültigen Urteils über den König zu überzeugen. Das ist ihm, wie wir glauben, vornehmlich durch die Zusammenstellung und Veröffentlichung des nur ihm erduldeten unentzogenen Materials gelungen, mit dem er durch bereits ziffern belegt, welche ungenutzten Summen Ludwig I. für Kunst und Kulturzwecke geopfert hat. In welchem Verhältnis dazu der Kunst hat, der ihm so viel gemordet, braucht man bei der ungeschminkten Darstellung des Dr. Sepp nicht erst zwischen den Stellen zu lesen. Von Historikern, dem es befähigen sein wird, einmal ein vollkommener objektives Charakterbild Ludwigs I. zu gestalten, hat Sepp die vielversprechendsten Vorarbeiten geliefert.

In den reichhaltigen Feiertagen der ständigen Theaterbesucher gehört es, wenn einmal die meisthässlichen Hänge-Sophokleischer Serie von der Bühne herabgeholt. Das ist dieser Genus ab und zu ermöglicht wird, in ein Werk von Kallikrates, dessen Bühnenbearbeitungen die Tragödien des großen griechischen Dichters wohl die meisten Aufstellungen zu Grunde gelegt werden. Fast hat diese Bearbeitungen unter dem Titel „Sophokles“ als Gesamtkollektion erschienen (Königshaus, Leipzig in 3 Bänden, Antiquare und Elektra) zu einem schönen Banden vereinigt bei der G. O. Weidmann Verlagshaus in München erschienen. Es ist ein großes Verdienst Kallikrates, daß er bei seinen Übertragungen, die bei aller Freiheit in der sprachlichen Form doch den Geist der Dichtung zu wahren zu streben trachten. ebensowohl die rhetorischen Fähigkeiten des modernen Schauspielers wie die Aufführungskraft des modernen Publikums berücksichtigend hat. Ferner werden diese Werke der Weidmannsche in dieser Bearbeitung nicht hoch von der Bühne herab, sondern auch bei der Fülle im Falle Theater erleben und erleben.



Aus der Jahresausstellung im Wiener Künstlerhaus: Befragung der Quelle  
Chorgruppe von Joseph Koss (Cort. S. 87)

davonfliegen würde. Aber nichts davon geschah. Mit elegantem Schwung flog der Spinner 40 Meter weit durch die Luft. Mit gleichmäßigem Gang rollte die Waspel die Schnur auf; blinkend kam der Röhlerfisch durch das Wasser gezogen.

Zwei Stunden hatte ich bereits im Schweiß meines Angesichts gearbeitet, aber noch keinen Biß gehabt. Da fühlte mein Freund ein menschlich Mitleiden und fuhr mich zu seiner „Speckkammer“, wie er die stille, von mächtigen Röhlerlampen bedeckte Bucht des Sees zu nennen pflegte. Mitten darin sind weite freie Stellen, auf denen nur im Hochsommer die Wasserlilie wuchert. Durch eine schmale Schneise schob er den Rahn in das Hochlicht. Vor mir lag ein kleiner Wasserspiegel, gerade weit genug, um einen Wurf zu tun. Beim zweitenmal, als ich den Spinner brinabe schon bis zum Rahn eingeholt hatte, wallte das Wasser mächtig auf. Ich fühlte einen starken Ruck und haute gerohrheitsmäßig an... im nächsten Augenblick schoß der Pechte, der gebissen hatte, wie ein Pfeil dem jenseitigen Rande des Hochlichts zu. Jetzt mußte es sich reigen, ob das Gerät etwas aushielt. Noch 10 Meter ließ ich ihn davonstreichen, dann hemmte ich die rasende Wucherung der Rolle, und bald darauf griff ich zur Kurbel, um die Schnur einzuholen.

Wie ein Stein fand der Fisch im Wasser. Die Rute bog sich beinahe bis zum Halbkreis, die Leine

Notizblätter

König Peter von Serbien

Wilhelmsia hat am 15. Juni die serbische Nationalversammlung dem Könige Peter Karageorgewitsch zum König ernannt. Der neue König ist ein Sohn jenes Alexander Karageorgewitsch, der 1842 nach der Absetzung der Dynastie Obrenowitsch zum Fürsten von Serbien ernannt wurde, doch 1860 abgedankt wurde. In Belgien 1843 geboren, folgte König Peter seinem Vater nach Wien und besuchte dort das Gymnasium. Später kam er auf die Kriegsschule zu Saint-Germain und trat dann in das französische Heer ein, dem er eine Zeitlang angehörte. Als im Jahre 1869 einige serbische Offiziere zu Genua die Familie Karageorgewitsch



König Peter von Serbien

einen Club organisierte, der mitsamt wurde auch König Peter in contumaciam zum Tode verurteilt. Im Jahre 1883 verheiratete er sich mit der Prinzessin Jelisavica von Montenegro, Tochter des Fürsten Nikolaus, und lebte seitdem meist in Genua. Bei Ehe entpflanzte eine Tochter und zwei Söhne. Bald nach dem Tode seiner Gemahlin (1890) heiratete er nach Genf über, wollte aber auch häufiger auf seinem ererbten Besitz bei Temeswar. Dem neuen König von Serbien wird nachgesagt, daß er sich viel mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt habe. John Stuart Mills' Werk "Ueber die Freiheit" überlegte er ins Serbische.

Josef Neus Brennengruppe „Befreiung der Quelle“

(Von der Abbildung Seite 666)

Die durch treffliche männliche Mite dargestellten beiden Mienen, die durch die gewöhnliche Kastei ihrer Arme und Beine die schweren Steinblöcke aus dem Felde brachen, amischen denen das Wasser hindurchströmte, stellen die vollen Naturgewalten dar, durch deren Tätigkeit die Quelle befreit wird. Der Schöpfer dieser Gruppe, ein Bauerntöchter aus der Steiermark, hatte solche Arbeit der Naturkräfte in seiner Gebirgsheimat oft genug beobachtet können. Das in Stein ausgeführte Werk mit seinen überlebensgroßen Figuren ist als Brennengruppe gedacht und erregte als Mittelpunkt der heutigen Frühjahrsausstellung des Wiener Künstlerbundes „Dagum“ allgemeines Aufsehen. Der erst siebenundzwanzigjährige Künstler, ein Schüler der Professoren Decker und Jumbach in Wien, erhielt für das Wodewerk der Gruppe den Kompreis. Wie man hört, ist das Wodewerk von der Stadt Wien erworben und dürfte im Wiener Stadtpark Aufstellung finden.

Der neue Dammtor-Bahnhof in Hamburg

Die großen Umgestaltungen der Bahnanlagen in Hamburg schreiten rüstig vorwärts; der neue Dammtor-Bahnhof ist fertiggestellt und am 7. Juni dem Betrieb übergeben worden. Das stattliche Gebäude ist nach den Plänen des Regierungs- und Bauarchitekten Schwarz erbaut worden; es hat eine große Höhe, durch die die vier Gleise der Dammtor-Altonaer Verbindungsbahn laufen, sowie schöne Umfassungsmauern. Die Umfassung der Gleise von dem alten, niedrig gelegenen Bahnhofskörper auf die neue, hoch liegende Bahnstrecke war sehr schwierig, da sie in der letzten Zeit von 1 Uhr bis 5 Uhr nachts geschehen mußte, weil der Betrieb nicht gestört werden durfte, nur zwei Jüge ausfallen konnten, außerdem auch



Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg

Der neue Dammtor-Bahnhof in Hamburg

die Aufkündigung der bisherigen Streckenbahn erforderlich war. Trotzdem ist alles gut verlaufen, und um 6 1/2 Uhr konnte der erste Zug einfahren. Auch die Regelung der neuen Streckenangelegenheiten über den alten Bahnhofsplatz in den Nachmittagsstunden fertiggestellt worden, so daß auch dieser Betrieb seine nennenswerte Unterbrechung erfuhr. Der im südlichen Teile Dammtors nahe der Altonaer Bahnhofs bildet eine große Fierde für die Umgehung.

Fremdsprachlicher Unterricht

Wie viele, die während jahrelanger Konversationsstunden im Englischen, Französischen oder Italienischen gehabt haben, müssen in dem betreffenden fremden Lande die unangenehme Entdeckung machen, daß sie dem raschen Gepräch der Eingeborenen unter sich durchaus nicht folgen können. Um diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, ist an der Kölner Handelshochschule eine sehr einfache und nachahmenswerte Einrichtung getroffen worden. Es sind nämlich durch Professor

Schärer Geprächsübungen eingerichtet worden, bei denen nur die beiden Konversen und der Leiter der Sprachkurse sich unterhalten, ohne Rücksicht auf die Zuhörer, schnell und genau so wie im täglichen Leben, während die Zuhörer im wesentlichen als Beobachter des Geschehens tätig sind. Jeder, der selbst im Auslande gereist ist und empfinden hat, wie wenig brauchbar das ist, was er auf der Schulstunde hat, wird dem Bericht der genannten Hochschule zustimmen, wenn er sagt: „Es ist die wichtigste Vorbereitung für den Aufenthalt im Auslande, die Fremde Rede mit ihrer natürlichen Gestalt im Gehör der Ausländer selbst verstehen zu lernen.“

Berufsarten der englischen Frauen

Ueberraschende Streiflichter wirft das erst kürzlich veröffentlichte Handbuch über die englische Volksabteilung von 1901 auf die Berufsarten der Frauen, die mit den Männern in immer höherem Wettbewerb treten. Man findet darin von Frauen angeführt: 218 als Ärzte, 140 Zahnärzte, 3 Tierärzte, 377 Handlungsbeamtinnen von Rechtsanwältinnen und Journalistinnen, 3009 Malerinnen, 171 000 Schullehrerinnen, 440 Zeichner, 316 Schreiber, 3 Schlichter, 13 Mediziner, 194 Bildhauer, 1317 Köche, 99 Antiquarinnen, 6 Schwärzler, 69 Buchbinder, 4 Kesselführer, 25 784 Gewerks, 600 Buchhalter und Buchhalter, 882 Handlungswesen, 86 Wärmehelferinnen, 1 Pfahler, 285 Wägenführer, 8 Omnibusführer, 1 Taxidriver, 179 Leitende und 64 Kommissar, alle weiblichen Geschlechts. Aufsehenerregend sind den Männern nur noch

folgende Berufsarten unangehörigen überlassen: Soldat, Weibschütz, Lokomotivführer, Köchlein und Chauffeur.

Das schnellste Schiffschiff

Das neue Schiffschiff „Arpad“, das von der Kaiserlich-königlichen Schiffsbauanstalt „Stabilimento Tecnico“ gebaut und vor kurzem der kaiserlich-königlichen Kriegsmarine abgeliefert wurde, hat seine kontroffische Probefahrt in Pola mit außerordentlich glänzendem Erfolge beendet. Die dabei erzielten Resultate lassen den „Arpad“ als das schnellste Schiffschiff der Welt erkennen, indem es bei einer fast sechsständigen Fahrt mit voller Kraft eine Maximalgeschwindigkeit von 30,12 Knoten (37,3 Kilometer) und eine mittlere Geschwindigkeit von 19,65 Knoten (24,4 Kilometer) in der Stunde erreicht hat. Eine verlässige Geschwindigkeit wurde bisher von keinem der gegenwärtig schwimmenden Schiffschiffe der Kriegsmarine erreicht.



Das Denkmal für Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg in Reinhardsbrunn. Von Prof. August Sommer

Das Denkmal für Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg in Reinhardsbrunn

Im Hofe des Jagdschlösschens Reinhardsbrunn bei Friedrichroda in Thüringen, in dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg mit Bewilligung der Kaiserin, im Jahre 1860 auf Veranlassung seiner Witwe, der Herzogin Alexandrine, ein eigenartiges Feindmal errichtet worden. Ein Werk des Bildhauers Professor August Sommer in Coburg, stellt es den Herzog als Jäger dar, begleitet von seinem treuen Hund. In Bronze gegossen, erhebt sich in nahezu 4 Meter Höhe die überlebensgroße Statue auf einem 3 Meter hohen roten Sandsteinsockel, der nur die Inschrift „Ernst II.“ trägt. Kaufmännisch bemalt darunter eine Leuchte hervor.

Römerreste in London

Beim Abbruch des alten Kempster-Gefängnisses wurden unter dem Begräbnisplatz der Dinarischen Teile der römischen Mauer bloßgelegt, die rings die Stadt umgab und von der schon früher Reste an andern Stellen Londons entdeckt worden sind. Sie bestand aus quersäulen Sandstein, Löss und Kalk und wurde ungefähr 206 n. Chr. von Kaiser Konstantin errichtet, um die Stadt vor den Einfällen der Briten und Saken zu schützen. Nördlich von London befand sich damals ein tiefer Wald, worin viele Wildschweine lauten. Um das Jahr 370 nahm Theodosius, Reichherr des Kaisers Valentinian, Kussbesetzungen an der Mauer vor. Während der römischen Herrschaft war London (Londinium) über Londinium kaum größer als der Dage-Parc (167 Hektar). Die Stadt lag damals an 6 1/2 Meilen tiefer als heute. Die Entfernung zwischen dem nördlichen Wall und der Themse betrug eine halbe, die zwischen der südlichen und nördlichen Seite der Mauer eine englische Meile (1,6 Kilometer).

Petroleum gegen Staub

Die Anwendung von Petroleum zur Vermeidung löstiger Staubentwicklung auf stark benutzten Straßen oberhalb von Eisenbahnen ist eine immer größere Verbreitung. Die erste Eisenbahngesellschaft, die in dieser Weise vorgegangen ist, ist die Compagnie française des chemins de fer du Midi-gesellschaft. Auf der Strecke Bordeaux-Bayonne löst sie den Staubkörper mit omdampftem Petroleum besprengen, womit sie ganz befriedigende Resultate erzielt. Die Amerikaner sind in der Anwendung dieser Besprengungsart noch weiter gegangen und haben, wozu sie die große Kundschaft ihrer Gleise von selbst zwang, eigene Besprengungsmaschinen, die von Lokomotiven über den Bahnhöfen gefahren werden, in Gebrauch. Die Rollen einer solchen Besprengung belaufen sich pro Meile



# Über Land und Meer

III. 40



Chemnitz mit Flößerei, im Vordergrund „Kittmann“



Flößertypen



Das Eiseln durch die Herdmanpfähle



Hut der Fahrt



Festmachen des Floßes



Nبرد auf dem floß

Russische Flöße bei Thorn (Text umstehend)



aus Ausland. In letzter Zeit war allerdings die Nachfrage nach Fischen wegen der gewöhnlich hochgeprägten Preise zurückgegangen, aber diese waren nur darauf zurückzuführen, daß der stetig wachsende Bedarf die Fische in erheblicher Höhe vernichtet hat. Jetzt müssen viele Fischer mit der Bahn betriebslos werden. Doch steigt trotzdem noch die Fischei. Der meiste Jachten wurden nur etwa 1600 Tonnellen bei Thon vorübergeführt, jetzt aber meist mehr als dazu. So hat die Fischei noch ihre Bedeutung; sie behält ja nicht den besten Habitus, und die Fische der Fische sind so gering, daß sie immer noch mit allen Transportmitteln fortzuführen können. Man muß nur gefahren haben, in welcher Schiffsart diese Fische leben. Selten belägen sie mehr Kleinfische als eine weite Reibenreihe und ein darüber liegendes blutiges Fische und einen verjüngten Ost. Wenn sie ein bisschen kultivierter sind, kommt dazu wohl noch eine Seite

oder eine alte Fischei. Ihre Schiffsarten liegen in den „Fischen“; das sind natürlich aus Fischei oder aus Schiff gebaute Unterstände, in die man wohl hineinstiegen, doch nicht hineingehen kann. Die und da ist das Fischei des Fischeiers großer und umfangreicher aus Fischen zusammengebaut. Vor diesen Fischen befindet sich die Fischei. Der Fischei ist so primitiv wie möglich. Ein paar Fischei zu einem Fischei zusammengebaut, das heißt, und darauf wird mit trockenem Holz zusammengebaut. Reis oder Korn, an Fischeiern und Schweißfleisch mit Kartoffeln beigesetzt. Jeder Fischei hat sein eigenes Fischei. Es wird dann auch in ausgefallener, aber harter Weise beim Spiel einer Fischei „Fischei“ gemacht. Ten Fischei ist eine natürliche Fischei eigen, und es ist dadurch verblüffend, wie sicher der „Fischei“, der in einem Fischeierfänger fgt. sich auf dem großen

Strom vorwärts bewegt und die Fischei auslacht; aber sie belägen nicht einmal die Seite, Meilen und Meilen, mit denen sie der Fischei unbedrückt durch die Fischei Fischei schaffen können. Es springen dann die Fischei Fischei Fischei ein, die mit ihrem eigenen Fischei ein schönes Stück Fischei verdienen. Sie sorgen auch dafür, daß im Sommer das bei Thon gefüllte Holz so lange im Fischei bleibt, bis die Fischei wieder Fischei haben. Das Holz darf ja nicht austrocknen und auf Fischei geraten, wenn es nachher nochmals als Fischei dienen soll. Und die Fischei können nicht das Fischei Fischei. Sie leben mit die Fischei Fischei verlassen im Fischei ihr Fischei, fischen und fischen bis in den Herbst und fischen beim, um im Winter von dem zu leben, was sie im Sommer gesammelt haben, oder um sich ein Fischei zu gründen. H. G.



## Kaiser-Borax SEIFE

Die beliebteste Kaiser-Borax-Seife mit herrlichem Veilchen-Duft ist unübertroffen als Verschönerungsmittel für die Haut, macht dieselbe zart, rosa und weis. Preis 50 Pf. Vorrätig in den Niederlagen von Kaiser-Borax.

Die Verdauung, welche in Spätstadium ist

## Cascarine Leprince

Bei chronischer Constipation (Stuhlverstopfung) gemacht wurden, zeigen, dass Cascarine wirklich wirksam ist, weil es ohne den Darm zu reizen, denselben zur normalen Tätigkeit zurückführt, indem es die Verdauung fördert. Preis per Schachtel à 50 Pf. in allen Apotheken erhältlich. General-Vertrieb in E. Bloch, St. Ludwig 1.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

## Kaloderma-GELEE SEIFE PUDER

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! E. Wolff & Sohn KARLSRUHE.

In haben in allen besseren Parfümerie-, Drogerie- und Friseur-Geschäften.

### Wenn Kinder Milch verweigern -

Zuweilen vertragen Säuglinge und Kinder die Milch nicht, weil sie im Magen zu schnell gerinnt. Mondamin dagegen besitzt den kostbaren Vorzug, dies zu verhindern. Man koche nur 10 Minuten eine Obertasse Milch mit einem Teelöffel Mondamin gut durch.

Für Säuglinge ist Mondamin, mit Milch gekocht, nur nach Durchbruch der Zähne — ungefähr vom sechsten Monate an — zu raten, weil vor dieser Zeit gute, verdünnte Milch der beste Ersatz für die Muttermilch ist. Wird aber nach dem Zahnen Zusatz zur Milch geraten, dann ist Mondamin, mit Milch gekocht, eine gesunde, leicht verdauliche Speise auch für die lieben Kleinen.

Mondamin zu haben in Paketen à 60, 30 u. 15 Pf.



## Bildschön

Ist ein zartes reines Gesicht mit feinem, pigmentförmigen Aussehen, weisser, sammerweicher Haut und liebenswürdigem Lächeln! Alles dies erzeugt, Radestock **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden, à 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

### UM SCHLANK zu WERDEN

ohne die Gesundheit zu schaden, bedient sich **Pilulos Apollo** auf Basis von Meeresschwamm, was auch der beste Appetitwecker ist. Preis 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

## Justus v. Siebig 1803 - 1903



### Siebig's Fleisch-Extract hat sich seit nahezu einem halben Jahrhundert bewährt.

Für Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende etc. sind **Jaekel's** Blase verstellbare Keilkissen unentbehrlich. Preis 22 M. fr. überallhin. Die Kissen über Krankenbetten, Fahrstühle etc. gratis.

### R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

BERLIN KÖNIGEN Markgrafstr. 21. Blumenstr. 49.



## Weber's Carlsbader Kaffeegewürz

ist die Krone aller Kaffeeverbesserungsmittel. Weltberühmt als der feinste Kaffeezusatz.

Radebeul - Dresden.

### Haben Sie Durst?

So genießen fünf Tropfen **Nicoles Pfefferminzgeist** (Alcool de Menthe de Nicoles) um ein sofort fertiges, erfrischendes und pitantes Getränk herzustellen: die Kosten betragen nur einen halben Pfennig. Sehr empfohlen bei starker Verdauung, Magenleiden, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflaschen mit dem Namen de Nicoles. Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Colonialwaren-Geschäften zu M. 1.25, 1.50 und M. 3.00. Näheres durch das Nicoles-Depot in Frankfurt a. M.

## Sirolin

Wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten als bewährtes Mittel bei **Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvalescenz nach Influenza** empfohlen. Hebt den Appetit und das Körpergewicht, beseitigt Husten und Auswurf, bringt den Nachtschweiß zum Verschwinden. Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmacks auch von den **Kleinsten** gerne genommen. Ist in den Apotheken zur Preise von M. 3.00 per Flasche erhältlich. Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist. **F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach (Baden).**

## Arthur Seyfarth

Königsberg, Preussen. Weltbekanntes Etablissement. Geegründet 1862.



Praktisch alle vorzüglichen Hundeformen zu haben. Preisliste nach unten. **Pracht-Album** u. Katalog Mark 2. Preis interessant. **Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten** — Mark 6 gratis. Preis nach allen Weltteilen.

Einige Rassen, Verzeichnis hierüber u. Verlangen lösen u. postfrei von der Preußen-Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Photograph. Apparate

Nur erstklassige Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen. Auf Wunsch bequemste Zahlungsbedingungen ohne jede Preiserhöhung. Sämtliche Bedarfsartikel. Sämtliche Proben gratis.

### G. Rüdberg jun. Hannover.

## Berkefeld-Filter

Liefere schnell und reichlich mit und ohne Druckwasserleitung bakterienfreies **Trink- & Gebrauchswasser**, selbst in kleinen Haushalten, selbst in kleinen Haushalten.



Berkefeld Filter Gesellschaft **Carl Zeiss** Jena. London, New York, New Jersey, etc.

## HONIG

Nur das beste Honig, das in Deutschland zu haben ist, ist das **HONIG** der **Carl Zeiss** Jena. Preis 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

# Ergänzung der täglichen Nahrung

## Dr. Hommel's Haematogen

(geröstigtes, concentrirtes Hämoglobinn, D. K.-Pat. Nr. 21.397, 700, chemisch reines Eisensulfat 200, Weizen 1000 inkl. Vanillin 0,001)  
 bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**  
**schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamtnervensystems.**  
 Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen. Von Fälschungen im Vereine der In- und Ausländer geschützt.

**Neue Kinder-Nahrung**  
nach Professor von Mering.



**Odda**  
Packet M. 1.25

Hervorragend bei Darmkrankheiten  
Kräftiges Knochenwachstum  
Ueberraschende Gewichtszunahmen.

Generalkommissar  
Schulke & Mayr  
Hamburg

Über **75.000** verkauft



„Bade zu Hause“

Wollwaben-Apparat patent in Deutschland, Österreich, Schweiz, Belgien, Dänemark, Ungarn, Niederlande, Norwegen, Schweden, Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, England, Amerika, Australien, Neuseeland, Südafrika, Japan, China, Indien, Siam, Ceylon, Madagaskar, Philippinen, Ostindien, Südindien, Australien, Neuseeland, Südafrika, Japan, China, Indien, Siam, Ceylon, Madagaskar, Philippinen, Ostindien, Südindien.

**Technikum Mittweida** (Königreich Sachsen).  
 Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinenbau.  
 Elektrotechnische u. Maschinenbau-Laboratorien sowie Lehrstuhl für Werkzeugmaschinenbau.  
 Programme etc. kostenlos durch das Technikum.

**„Lilienmilch Seife Stern des Südens“**  
 Seit 22 Jahren anerkannt: vollendetste Seife für die Pflege der Haut. Ueberall zu 50 Pfennig pr. Stück käuflich.

**Cäsar & Minka, Zahna (Preussen)**  
 Racehundezüchterei und -Handlung.



**Racehunde**

Jeden Genes, als Uner, Deutsche und Hallengren, Herrmann, Seufständer und Windhund, Alpenjäger, Pudel, Kingcharles etc., sowie alle Arten Vorsteh-, Barch- und Drackelhunde, sowie Fletschfänger-Hundekuchen 50 kg M. 1200, 10 kg M. 250, Haasmilch-Hundekuchen 50 kg M. 20, 10 kg M. 250.

Bei der Handhabung ist dabei viel geübt worden und halot wir durch Erhaltung einer eigenen Fabrik dessen Uebelstände abgehoben. Wir stellen und liefern unsere ausgezeichneten Racehunde in allen preussischen Marken von samstags, samstages, dem Organisation der Provinz samstages Freitag her, nur durch unser Institut und im Interesse eines Leistungs einen Vorname erhalten soll.

Das ganze Hinz. Preisverzeichn., auch 60 Bogen, gratis und franco.

**BUCHFUHRUNG**  
 Simon & Schuster  
 F. SIMON & S. BERLIN  
 An der Mühlendamm 10

**Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle**  
 Rich. Mauns, Brede- u. Lichtstr., Catalog gratis, Musterlager, Berlin, Bredestr. 34/35

**Hewel & Veithen,**  
 Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.  
 Köln und Wien.

**Dr. Lahmann's**  
 Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Vorretter für ganz Russland: Red. W. Heuberlich in Riga.

**Ein Sensations-Instrument!**  
 NEU! **DAS TROMBINO**



Sie blasen ohne Unterricht  
 mit einer Kraftanstrengung, die jeder Mensch zu überwinden vermag. Sie blasen ohne Unterricht mit einer Kraftanstrengung, die jeder Mensch zu überwinden vermag. Sie blasen ohne Unterricht mit einer Kraftanstrengung, die jeder Mensch zu überwinden vermag.

Das Trombino ist die sensationelle Erfindung der Welt. Es ist ein Instrument, das jedem Menschen die Möglichkeit gibt, ohne Unterricht zu blasen. Es ist ein Instrument, das jedem Menschen die Möglichkeit gibt, ohne Unterricht zu blasen.

Heinrich Kertész, Wien, L. Fleischmarkt Nr. 18-L.

**RIEGER'S**  
 durchsichtige **Cristall-Seife**  
 Mildeste Seife für die Hautpflege, erhältlich in allen feineren Geschäften.  
 Wilhelm Rieger, Frankfurt a.M.

**Wegergarn**  
 ist das beste baumwollene Strickgarn, Häkel- und Stickgarn.

Max. Verleiher des Negergarns oder Strickgarns mit dem Negergarn.

**Photograph. Apparate**  
 Christian Tauber, Wiesbaden.

**Concert-Zugharmonikas,**  
 Ernst Hess, Klingenthal i. Sa.

**Erfinder**

Können sich an Dr. Oetker's Backpulver à 10 Pfr. ein Vorbild nehmen. Beste Qualität und billigster Preis haben diesen kleinen Artikel gross gemacht, sodass jährlich Millionen Packchen verbraucht werden.

**Hühneraugen**  
 giebt's nicht mehr.  
 Gustav Kirchhoff, Braunschweig.

**Papierlaternen, Feuerwerk, Feuerschiffe, Drahtgitter**

**Lehrfabrik**  
 Prakt. Anstalt v. Volontär-Technikern und Elektro-Technikern.  
 Hermann 1 Jahr, Leitung v. Georg Schmidt & Co., Hainstr. 17.

**PFAFF**



**PFAFF-Nähmaschinen**  
 für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.

Die Pfaff-Nähmaschinen zählen zwar nicht zu den billigen, aber zu den **besten Erzeugnissen** der Nähmaschinen-Industrie. Die **Genaueigkeit und Gediegenheit**, mit welcher sie in allen Theilen hergestellt sind, sowie die **sichere Gewähr** für **unbegrenzte Dauerhaftigkeit** und **Leistungsfähigkeit**. Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerei hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

**G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern.**  
 Geegründet 1862, 1000 Arbeiter.

**EMIL WURSCHÉ**  
 REICK von DRESDEN



**Hand-Kameras**  
 in jeder Art und allen Preislagen  
 Sammelbedarfsartikel  
 Die Photographie im Hause  
 O. Anschütz Lehrbuch für Amateure I. Bd. 2. Aufl. 1899



90. Band. Fünftundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Postgebühren

## Der Schatten

Erzählung

von

**Ernst Bahu**

(Fortsetzung)

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kreuzwirt ist dagewesen und hat die Nagerin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderthalde geholt. Die Violanta weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug wohl tut wie ein Trank Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderthalde, so läuft sie barhaupt in schlichtem, schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berghang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Kahlkopf eine schwarze Schar hoher, hagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Hang liegt im Schatten; aber von ihm blüht sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Netzen in jede Ecke jände: Sieh, das ist schön, und das, und das!

Am Berggraben entlang fährt ein kühler Wind, in den Tannenzweigen ist ein kaum merkliches Reigen und Reigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zer-rissenes Felswerk; der Hang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hin summend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gedankenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann saßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschranke hinab, tiefer hinein in die Wüste, wo kleine Wasserlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Wäden verfließt sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Nagerin vor ihr zurück sein kann, wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzusteigern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihr herniedersteigen; und just,

als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Nagerin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun,“ sagt die Violanta, mit aufgeworfenem

Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: gehst du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlecht-sigendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Fiß aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch



Im der Hofzeit. Nach dem Gemälde von Hans Buchner

anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Da droben, wo du gefanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen.“ sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?“ fragt sie.

„Natürlich,“ murrte er zurück und setzt seinen Weg fort, wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich ums andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber dasselbe und bringt sie nicht weit auseinander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen. „Du bist doch bei der Nagerin?“ fragt da der Adeltich herüber.

„Ja,“ gibt sie zurück.  
Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide.“

„Ich weiß,“ sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstücke knackend entzwei, haben sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht!“ hier und ein „Gut Nacht!“ dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uthwerf!

## V

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Renner-Adeltich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt sein kurzes, langes „Gut Tag“, wenn sie zum Brunnen geht. Auch von einem der Wohnstubenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daber kommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und steht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Renner zu lachen; der hat in seinem Neßpern zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Nagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Kumpfmangen vor Eifer ein tiefes Aet an; sie wird nicht müde, zu rühmen, was der Renner-Adeltich für ein lauterer und arbeitamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer inamer und immer noch und über alle Zeit hinaus lebzig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Buerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung spazieren gehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: Schade, daß du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adeltich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm ans Fenster, als er just der unten in der Straße vorübergehenden Violanta nachsieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Gib,“ sagt er da mit einem tiefen Aetzug.

„Eine schaffige ist sie auch, wie die Nagerin sagt,“ meint seine Mutter, die mit dem Blick dem seinen folgt.

„Schade, daß —“ beginnt der Adeltich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Sippe haben muß,“ vollendet die Rennerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adeltich macht sich dennoch Gedanken. Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner,

kurztaiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. An seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkreuze. An einer Lungentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zurich-Beschis, ihres Vaters Nähe zu Schanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Faser hat noch zwischen ihr und dem Allen gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Juttschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Juttschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit groben, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Tag ist ihr gewesen daheim; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Frühling die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Juttschihütte mag gesehen haben, teilt es ihr mit, verweist zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, verweist selbst zu berichten, daß sie in zwischen schon auf dem Steger Friedhof verscharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Fettel in der Hand, steht einen Augenblick sinnend in der Stube, wo ihr der Briefträger den Fettel gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jetzt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Nagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zu Mut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eignen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmern.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den Matten genommen und das Grün überall angehoben hat. Die von Oberalpen bauen ihre Bienen; auf der weiten Hochtalbene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Nagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigne Kuh stehen und hat von ihrem Besitz eine kleine, schöne Matte nahe am Dorf sich vorbehalten. Dort merkt seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg fährt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Hausen zu Hausen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das seltsam in den frischen Lenztag hinein paßt. Sie hat das Kleid hochgeschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um- und der Straße zuwendet, steht drüben am Holztag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, der Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Renner-Adeltich und schaut sie an. Er nicht, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Laglatte und richtet sich ein, als ob er zu übernachten gedente. Es geht dem Abend zu. Die Wolken, die im Frühling hoch über das Grünthal segeln, leuchten

in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend,“ sagt der Adeltich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffig?“ sagt der andre, als sie noch näher kommt.

„Wie Ihr seht,“ ist ihre Antwort. Darauf hebt er von den Wetter- und andern Ausfichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und steht ihm eine Weile Rede. Er hat nichts Verlegenes an sich; aber so wenig kann er sich vorstellen, daß Violanta ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben, den Winter, gelt?“ wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben,“ nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortfargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Juttschihütte bist?“ sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja,“ antwortet sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feindselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?“ sagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasknacken klingt.

„Warum?“ sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorübergehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta juckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und sticht die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Haus nicht alles sauber; nur, — von einem weiß man's, vom andern nicht.“

Violanta steht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas, daß auch sie sich nicht verstellen und ausdrückt, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in America?“ fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adeltich nicht merken.

„Paßt du den — den Marianus gekannt?“ fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören,“ sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in America, der Marianus.“

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adeltich wandt und weicht nicht, noch immer wirft er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahe kommt. „Nächsten Sonntag tanzen die Schützen,“ sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besondern Anlauf genommen. Violanta ist im Begriff, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja,“ sagt sie gleichgültig.

„Gehst auch?“ fragt Adeltich.

„Zum Tanz? Wolte wissen, mit wem?“ Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht, ihre seine Begleitung anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh ich nicht.“ Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los!“

Als sie näher kommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattenhang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh ich nicht,“ wiederholt er, „da bin ich ja alt. Aber allein etwas mit dir zu reden hätte ich einmal.“

„Mit mir?“ sagt Violanta und löst den Arm vom Holztag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht geht am Sonntagabend wieder

\*) Hör einmal.

gegen den Gurfsenwald hinaus; dort will ich warten," fährt der Renner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick staart den Boden an, und es ist felsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

"Meinst, willst kommen?" fragt der Renner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Gesicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. "Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin," sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am andern Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht in schwerfälligen Schritten dem Dorfe zu. Er hat den Kopf voller Gedanken, denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer grüßt, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Rede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Renner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Dagstelle hinüber, die der Straße am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schöllenschlucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Busen hebt sich rascher unter dem Hemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub mühte eines sein, wenn es nicht erziele, daß der Bauer, der Renner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gleicherkühlt ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Renner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schön tun könnte wie mancher andre; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zu untert aus der Armut heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermanni sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Leutersprossen heraufgestiegen, heraus aus dem Dunkel an die Pelle, aus der Pelle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinausgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinaus, und —

Aber der Marianus! Als käme eine Schlange über die Matte dabergeschoben, kommt der Gedanke gezüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Marianus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedanken-schlacht. Der Marianus! Er, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gerne genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreiet von der Matte hinweg und dorfszu.

Eine Stunde später sieht die Violanta in der Stube der Nagerin und vor dieser, die in ihrem Lehnstuhl hoch und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstaunt; sie fragt kein einziges Mal: Daß auch recht gesehen? oder: Wüdest dir nicht etwas ein, was nicht ist? Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Renner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: "Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch gesagt!" Ein Lob formt

sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Nagerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraus hören, wie hoch sie in der Violanta Vertrauen und Achtung steht.

"Du bist eine, die Glück hat," sagt die Alte. Da hebt die andre den Kopf wieder. "Was meint Ihr," fragt sie laut und fest, "seine Mutter, ob die einverstanden ist?"

"Wenn sie es nicht ist, fragt er dich nicht," erwidert die Nagerin.

"Das ist, was ich selber denke."

Die Nagerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. "Ja, ja," sagt sie nachdenklich, "hast ihn aber auch gern?" fragt sie dann plötzlich.

"Gern?" Violanta stößt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie Blitzen in ihren Augen. "Das Gernhaben, wie Ihr es meint," fährt sie fort, "habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, mich haben will, so will ich vor Gott schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!"

Wieder hängen die Augen der Nagerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Staurens nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Hennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die eheliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz kloppf ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt ihr bei Gott; eine wie die wächst euch nicht alle Tage ins Haus hinein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: "Ja, an die Arbeit muß ich, den! wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwatzt." Damit wendet sie sich der Tür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. "So werde ich gehen am Sonntag," sagt sie; halb ist es eine Frage.

"Und sicher," sagt die Nagerin, "und Glück rünsche ich dir auch."

## VI

Unterhalb des Gurfsenwaldes stehen Violanta und der Renner-Adelrich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adelrich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhaarigen Kleider an, sieht darin ganz statlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Nier ist, gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel schmächtiger weiß abstechen als von anderm Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Marianus ist auch ein paar mal gekommen des Nachts und hat sie schreden wollen; aber eine Schwäche ist sie nicht und weiß, was sie will. Eine angesehenere Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft, tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast frohlich. Sie sieht den Adelrich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Grinsen, als das "Gut Tag" zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Werktagrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hängen über alle Berge herein. An die Gurfsenwaldspitzen sind sie gespießt, von dort her kommt manchmal ein feines Stäubchen kalten, nassen Regens.

"So, bist du?" sagt der Adelrich, dann räuspert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Hag, der die Matte nach dem Weg zu grenzt. "Ein wenig — so! — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich dich habe kommen heißen."

"Ja, das schon," sagt Violanta ganz offen. "Und?" fragt er da, als sei ihm nun alle weitere Rede erspart.

"Was sagt Eure Mutter?"

"Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir."

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. "Ich muß es Euch noch einmal sagen," beginnt sie, "ich bin aus der Zureichbütte."

"Das hat mir zu Anfang Bedenken gemacht, jetzt nicht mehr," sagt der Adelrich ehrlich.

"Die darin gewohnt haben," fährt sie unbeirrt fort, "sind immer vertausen gewesen. Wenn es Euch einmal reuen würde, daß Ihr eine genommen habt, von der die Leute spöttisch hinreden: Daß, nur so eine ist sie!"

"Von die tun sie das nicht," sagt er ernsthaft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein Sturm von Freude in ihr aufspringt. "Ist es Euch ernst?" fragt sie noch einmal.

"Bei Gott, es ist mir ernst, Mädchen," gibt der Adelrich zurück, dabei hebt er zaghaft und sinklich die Hand und sucht nach der ihren. Violanta aber kommt ihm mit der Rechten entgegen; sie legt sie fest in die seine. Als er ihren Druck fühlt, spannen sich seine Finger, eine andre als die starke Violanta könnte es schmeizen, wie er sie zudrückt; was sie nachher nie aussprechen, was sie vielleicht selber nicht klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar für einander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Platz, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. "Komm heute abend zu uns herüber," sagt Adelrich, "da können wir alles besprechen." Damit machen sie sich auf den Heimweg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

"Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit," spricht der Adelrich einmal herüber.

"Mir ist es recht," gibt Violanta lächelnd zurück; "nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben."

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, aber ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebeugten Köpfen dahin. Kurz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. "Euer Bruder, der Marianus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der — ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen."

Adelrich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

"Das muß ich dir noch sagen," hebt er mit gedämpfter Stimme an, "von dem Marianus wird daheim und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich dir alles! Jetzt — ich rede nicht gern über andre, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich dir schon alles."

Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von Kummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: "Ich habe dir auch noch etwas zu beichten, du." Dann aber blickt die Furcht in ihr auf: Und wenn er dich dann nicht mehr haben wollte! So begräbt sie in derselben Stunde wieder, was längst begraben gewesen und was — so will sie es — nicht mehr wach zu werden braucht.

Der Adelrich hat sich umgewendet; sie heben beide an weiterzugehen, er schreiet jetzt dicht an ihrer Seite. So gelangen sie ins Dorf und zu den zwei Häusern, wo sie wohnen. Durch Spießruten neugieriger Blicke sind sie gegangen — jetzt, da sie am Hennerhaus stehen, um sich Ab-

zu sagen, drehen sich alle Vorübergehenden nach ihnen um, und aus den Fenstern der Nachbarhäuser sehen die Köpfe der Gaffer.

„Weißt was,“ sagt Abelrich, „könntest wohl noch schnell mit zur Mutter heraufkommen.“

Violanta nicht nur. Da nimmt er vor den Augen derer, die zusehen, ihre Hand und führt sie ins Haus, und führt sie so durch den schönen gewölbten Flur, über die Treppe hinauf nach der Stube, wo die Kennerin lesend über einem Kalender sitzt. Die große Stube ist leer; das Dienstvonn streicht an Sonntagen auswärts herum. Die Kennerin hat eine Brille an und hält den Kopf tief auf das Buch gesenkt, die weiße Kopfbaut schimmert durch das dünne schlichte Haar, die eine rauhe Strähne über der Stirn hängt ihr ins Gesicht herab. Sie scheint nicht daran zu denken, wer eintreten möchte. Erst als sie das Doppelschreiten fester Füße von der Schwelle her hört und im selben Augenblick der Abelrich sein lautes „Mutter“ sagt, blidt sie auf und steht rasch auf. Etwas wie Stammen malt sich in ihren Jügen, aber dann fliegt ein breites Lachen flüchtig darüber, sie nimmt die Brille ab, ihre träben Augen blicken die Violanta herzlich an. „So schnell habe ich nicht gemeint, daß es ginge,“ sagt sie. Dann tritt sie hinter dem Tisch hervor und streckt dem Mädchen die Hand hin. Sie machen nicht viel Worte. „Sie hat ja“ gesagt, Mutter,“ sagt Abelrich einfach.

„Sei auch willkommen,“ sagt die Kennerin zur Violanta, dann heißt sie sie sich setzen, und die andern lassen sich nieder bei ihr. Ernsthafte Dinge beginnen sie zu besprechen, wie der Haus halt ist und was das Geschäftswesen erfordert; offen, wenn auch ihr Vertrauen noch mehr sparend als der Abelrich, spricht auch die Kennerin. Violanta sitzt geradeauf am Tisch, hat die Arme auf die Platte gelegt und horcht aufmerksam zu. Zuweilen klingt ihre feste Stimme in das Gespräch der andern; was sie sagt, ist just so klar und stark wie die Stimme. (Darstellung folgt)



CHASSEURS D'AFRIQUE

### Tuareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique

Von Taura

Mit fünf Illustrationen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer

Der fast unmittelbar auf den Besuch des Präsidenten Loubet in Algier und Tunis gefolgte Ueberfall des Gouverneurs von Algerien, Jonnart, in der Oase Fijig und das dadurch veranlaßte kriegerische Einschreiten haben die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Besitzverhältnisse und das Vorgehen der Franzosen in der Wüste Sahara gelenkt. Fijig liegt im östlichsten Teil der marokkanischen Sahara, an der Grenze der algerischen Provinz Oran. Die Unterwerfung der Oase und ihrer Bewohner ist rasch und ziemlich mühelos erfolgt; viel

wichtiger für die Franzosen ist aber die Zentral-Sahara, durch die ja die vielbesprochene Saharabahn gelegt werden soll — das Land der kriegerischen Tuareg, von denen nachstehend die Rede ist.

Schon in den Jahren 1852 bis 1854 waren die Franzosen aus der Oase Wistra südwärts bis Tugurt, sowie in das Wadi Ruf vorgedrungen und hatten dadurch ihre Herrschaft weit in die Sahara hinein ausgedehnt. Nach langen Kämpfen (1852 bis 1858) erlagen auch die Völker der großen Oase Laghuat, und die mächtigen Stämme der Beni (Söhne) Mjoh und der Uled Sidi Schleich unterwarfen sich der französischen Herrschaft. Nur der von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrte Sultan Mohammed-ben-Abd-Allah von Wargla im Süden von Laghuat und Tugurt widerrechtlich, bis er mit Hilfe seiner eignen Landsleute, die damit den Franzosen ihre Treue bewiesen



Sahara-Saharaten



Cuareg im Gefecht. Nach einer Zeichnung von Ernst Zimmer



Tuareg-Lager

wollten, geschlagen und Wargla zur französischen Stadt erklärt wurde. Jetzt begannen die Unruhen erst recht. Ununterbrochen empörten sich einzelne Berber- oder Araberstämme, plünderten und raubten bei den mit den Franzosen verbündeten Stämmen und zogen sich stets schnell in die endlosen Sandstrecken der Sahara zurück, sobald eine stärkere Macht der Franzosen oder ihrer Verbündeten erschien. Dies zwang die französische Regierung, noch weiter südwärts in die Sahara vorzudringen, und General Galliffet, der tapferste Kriegsmilitär, erhielt 1873 den Befehl, 462 Kilometer südöstlich von Vaghuat in El Golea die französische Tricolore aufzupflanzen.

Am 30. Dezember 1873 verließ die Expedition Bisra, am 24. Januar 1874 nahm sie El Golea ein. Damit war in der Sahara ein großer Schritt vorwärts gemacht worden, um von Norden her gegen Timbuktu vorzudringen, das lang erstrebte Ziel der Franzosen, das sie auch von Süden, nämlich von Senegambien und vom Sudan aus, zu erreichen suchten. Nun aber kamen sie mit den gefährlichsten Saharabewohnern in Fühlung, den Berberstämmen der Tuareg, und zwar mit den Dogar oder Ahagggar.

Scheinbar endlos dehnt sich im Süden von El Golea die Wüste aus, jene Hunderte und Tausende von Quadratkilometern große flache Sandes, den der Wind zu Wolken aufwirbelt und oft weit hin über Länder und Meere, sogar bis nach Europa trägt. Nur selten steht, wie ein Schiff im Ozean, eine Oase als dunkelgrüner Strich in dem hellgelben Sandmeer. Im allgemeinen sind diese Oasen klein. Ihr Wachstum hängt von der Masse Wassers ab, das an einzelnen Stellen von dem unter der Sandoberfläche verbreiteten Flußnetz aus das Tageslicht kommt, den oben liegenden lehmhaltigen Sand ensinkt und dadurch in vorzüglichen Humus verwandelt. Die meisten Oasen des Tuat sind mit Palmenwäldern von zwei, drei-, bis zehn- und zwölftausend Bäumen bedeckt. So hat die größte in Tuat, nämlich Ain Salah, elf bis zwölftausend Palmen.

In dieser Oasengruppe und in den andern südlich und östlich gelegenen Oasen wohnen nun die uringefessenen Berberstämme der Tuareg und zwischen ihnen auch einzelne eingewanderte Arabertribus, die den Tuareg den Islam gebracht und sie zu fanatischen Mohammedanern gemacht, anderseits aber auch viele ihrer Gebräuche und Sitten angenommen haben. Auch Sudanneger, meist Nachkommen früherer Sklaven und ebenfalls sehr fanatische Muslime, finden sich unter ihnen. Die Tuareg sind große, stattliche, gut gebaute, bräunlich gefärbte Menschen mit langem Haar, die sich äußerlich durch die Tracht des Nizam oder Tejjlameist von allen andern Saharabewohnern unterscheiden. Dies ist ein nur die Augen frei lassendes Gesichtstuch meist von schwarzer oder doch dunkler Farbe. Der Targi (Tuareg) ist die Mehrzahl führt noch mit Vorliebe die Lanze und nur in Ausnahmefällen die Malala, eine lange Steinschloßlanze. In neuen Schußwaffen kann er sich nicht entschließen, weil er die dazu gehörigen Patronen nicht herzustellen versteht und daher für den Munitionserlös

ganz von Europa abhängig sein würde. Die Tuareg selbst nennen sich *Amoschach*. Sie haben sich nur wenig mit andern Stämmen, z. B. arabischen, oder mit Negern vermischt, besitzen ihre eigne, aus dem Altlibyschen stammende Sprache und Schrift, das Tamaschelt oder Tamaschirht, und bewahren sich trotz der fanatischen Anhänglichkeit an den Islam doch manche, wahrscheinlich von ihren gäulischen oder garumantischen Vorfahren stammende Einrichtung. So sind ihre Frauen in freierer Stellung wie bei ihren arabischen Mitbewohnern, und zwar in dem Maße, daß Frauen sogar bei dem Erbe der Herrschaft in Frage kommen. Obwohl sie in den Oasen sesshaft sind, wo sie Palmen, Gerste, Weizen, Baumwolle, Denna, Sena, Biskina, Opium und Tabakpflanzen, sind ihre Lieblingsbeschäftigungen doch Handel mit ihren Bruderstämmen und Raubzüge, die sie auf viele Hunderte von Kilometern ausdehnen. Nebenbei treiben sie Viehzucht und haben es zu stande gebracht, eine ganz vorzügliche, in den Leistungen von keiner andern Gattung erreichte Kamelart zu ziehen, die Meharia. Als Reitkamel verhält sich dieses schlank, hochbeinige Tier zum gewöhnlichen Karawanenkamel wie ein englisches Vollblutpferd zu einem gemeinen Adergaul. Auf seinem Meharia legt der Targi leicht täglich 140 bis 150 Kilometer zurück, und zwar drei bis vier Tage nacheinander. Wenn sein Tier dann 30 bis 40 Stunden gerastet hat, kann es die gleiche Leistung wiederholen. Eine solche für die Sahara riesige Beweglichkeit, gegen die auch die Leistungen der besten Pferde verschwinden, gab und gibt den Tuareg einen ungewöhnlichen Grad von Sicherheit. Sie entgehen dadurch allen Verfolgungen, und da sie außerdem treulos und sehr mordgierig sind, so ist es zu verstehen, daß alle Saharalarabern in steter Angst vor den Tuareg leben und lieber schwere Tribute zahlen, als sich mit den wilden Wüstenräubern in Kämpfe einlassen, bei denen sie doch fast immer unterliegen.

Neuerdings aber haben die Franzosen ein Verfahren eingeführt, das den Tuareg die Lust, auf französischem Gebiet zu plündern, doch etwas benommen hat, obwohl sie sich gerade in jüngster Zeit, unterstützt durch die Wirren in Marokko, wieder unternehmungslustiger zeigen als früher. Die französische Regierung läßt nämlich die Tuareg in ihren Wohnsitzen und Schlupfwinkeln aufsuchen und diese einnehmen, und außerdem folgt jedem Plünderungszug der Wüstenräuber sofort eine Strafexpedition, die sie doch hier und da noch erreicht, wenn sie durch die Wegbringung ihres Raubes an schnellen Bewegungen gehindert sind.

Der schwerste Schlag ist ihnen aber durch die Wegnahme ihrer bedeutendsten Stadt, Timbuktu, zugefügt worden. Dort hatten sie 1863

noch hartem Kampf die aus Senegambien stammenden Fulbe vertreiben und in der alten, von jenen gegründeten Stadt ihre Herrschaft unter dem Scheich Ahmed el-Bahai aufgerichtet. Dessen Nachfolger Sidi Mohammed verteidigte zwar Timbuktu gegen die Fulbe, hielt aber die mit den Franzosen eingegangenen Verträge nicht, und nun rüdten diese vom Senegal aus vor. Am 10. Januar 1894 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt und dadurch das bisher noch feindliche Gebiet der französischen Herrschaft unterworfen. Vollständige Ruhe herrschte zwar noch immer nicht, es wurden sogar noch verschiedene französische Expeditionen niedergeworfen. Die Hauptkraft der Tuareg aber ist doch seitdem gebrochen, so daß es den Franzosen gelang, Timbuktu bis jetzt zu halten.

Im Norden der Sahara sind es vor allen andern Truppen Frankreichs die Spahis und die Chasseurs d'Afrique, die den Tuareg und allen andern räuberischen Stämmen, seien es Berber oder Araber, erfolgreich entgegenreten. An Spahis gibt es in Algerien drei Regimenter zu je sechs Schwadronen und in Tunis eines zu fünf Schwadronen. Es sind ausgewählte eingeborene Afrikaner, meist arabischer, teilweise aber auch berberischer Abkunft, die den Soldatenstand als Lebensberuf betrachten, meist ältere erfahrene Leute, die, wenigstens äußerlich, einen ausgezeichneten Eindruck machen. Ihre Uniform besteht aus einem den Kriegsbedürfnissen angepaßten arabischen Nationalkostüm mit rotem Turban und wallendem roten Burnus. Sie reiten ausgezeichnet, in der Wüste vertraute Berberhengste, sind Mohammebaner, werden aber von französischen Offizieren kommandiert. Ihre Art zu reiten und das Satteltzeug ihrer Pferde sind arabisch, und ihre Übungen haben in erster Linie auch den Dienst in der Wüste im Auge. Ihre Vorführungen erinnern daher oft mehr an eine arabische Fantasia als an eine Truppenübung, immer aber gewinnt man den Eindruck, daß sie gute und ausdauernde Reiter sein müssen. Viele von ihnen sind verheiratet, aber durchaus nicht immer mit Eingeborenen. Ich habe selbst der Hochzeit eines mohammedanischen Spahisunteroffiziers und einer christlichen Französin beigewohnt.

Wenn auch diese Spahis, ebenso wie die eingeborene irreguläre Reiterei der Franzosen, die sogenannten Gums, im Jahre 1870 in den Kämpfen an der Voire nur Märschfolge zu verzeichnen hatten, weil sie auf Deutsche stießen, so sind sie im Liban und in der Sahara doch von unlegbarem Wert. Dort kennen sie Land und Leute und wissen ihre Kampfweise der der Tuareg und Araber anzupassen, und dies ist ja ihre Aufgabe. Freilich, wenn man die französischen Offiziere fragt, ob sie lieber vor der Front eines Regiments Spahis oder vor Chasseurs d'Afrique gegen den Feind in der Sahara anreiten möchten, so gibt es wohl kaum einen, der nicht die Chasseurs vorziehen würde. Diese sind eine leichte, den Bedürfnissen des Dienstes in Afrika angepaßte Reiterei, die nur aus Franzosen besteht. Es gibt sechs Regimenter zu je fünf Schwadronen, die sämtlich in Algerien stehen. Sie tragen die sehr leidliche Uniform der französischen Jäger zu Pferd mit einem besonderen Abzeichen. Gerade bei ihnen dienen freiwillig viele Kavaller und andre Großkämpfer, und es herrscht im allgemeinen in ihren Reihen ein sehr guter Geist. Verilen sind sie ausgezeichnet mit Berberhengsten, die teilweise in dem vorzüglichen Gestüt von Oradah gezüchtet sind. Gerade diese zuverlässigen Truppen werden mit Vorliebe zu den Expeditionen in der Sahara herangezogen, und ihnen verdanken die Franzosen den größten Teil



Camel mit einem Mann

ihret in den letzten Jahren sehr bedeutenden Erfolge in Zentralafrika. Sie sind die ersten Begleiter des Tuareg, und man kann annehmen, daß sie mit der Zeit die ererbte Wildheit dieser noch an 300.000 Seelen zählenden Völkerstämme ganz brechen, in der Sahara Ruhe und Frieden schaffen und die gewaltigen Gebiete für einen sicheren und ruhigen Handelsverkehr geeignet machen werden. Noch sicherer jedoch ist der Untergang der räuberischen Tuareg, sobald die Franzosen ihr großes, schon begonnenes und bis in die Oase Biafra ausgeführtes Friedenswerk vollendet haben werden: die Transsaharabahn nach Timbuktu und Senegambien.

### Warum bellt der Mops den Mond an?

Ein Beitrag zur Tierseelenkunde.

Bei der Beschreibung der Hunde heißt es bei Breten: „Manche eigentümlichen Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte.“ So ganz unerklärlich scheint mir dieser Vorgang nicht zu sein, ich will vielmehr versuchen, die Gründe, die nach meiner Meinung den Hund, also auch den Mops, zu diesem Verhalten veranlassen, vorzuführen.

Wenn man zu einem richtigen Verständnis der Tierseele gelangen will, muß man sich darüber klar werden, daß die Sinnesorganisation zahlreicher Tiere, namentlich die der Hunde, anders als die der Menschen ist. Unser Nase ist stumpf, aber unsere Augen sind vorzüglich. Mit Hilfe ihres Geruchssinnes nun vollbringen die feinnasigen Geschöpfe Leistungen, die uns in Erstaunen setzen. Die Hunde auf dem St. Bernhard finden im dicksten Nebel im Schnee verschüttete Personen auf; Pferde bleiben an Stellen stehen, wo ein Laster verkehrt ist. Bonie erzählt von einem Hunde folgendes Beispiel. Ein Edelmann hatte von einem Bedienten einen Spießbund besonders abrichten lassen und wollte die Probe machen, ob der Hund dessen Spur aufspüren könne. Er schickte den Menschen vier Meilen weit an einen Ort und dann noch drei Meilen weiter in eine Stadt, wo eben Markt war. Einige Zeit darauf ließ er den Hund laufen und schickte einige Diener nach, die ihn überall hin folgen mußten. Der Hund ließ sich in seiner Spur durch die vielen andern Spuren nicht beirren und kam endlich in die Stadt und an das Haus, in dem der Diener, der ihn abgerichtet, im oberen Stockwerk saß, mooson die Nachgeschichten nicht wußten.

Hensel berichtet von zwei Hunden, von denen der eine schlau, der andre stark war, folgende Geschichte: „Oft schon hatte es mein Staunen erregt, wie schnell sich eine für die Hunde wichtige Nachricht unter ihnen verbreitet. Der verwesende Viehstallwacker, nur von einem einzigen Hunde und in abgelegener Gegend entdeckt, wird bald von vielen Hunden besucht worden. Bei dem Futterneide des Hundes ist an abschließliche Mitteilung der Nachricht nicht zu denken. Ich hatte längere Zeit in einem Wirtshaus des Urwaldes gewohnt. Rings um das Gehöft auf der abgeholzten kleinen Hochebene befanden sich viele Heden, innerhals deren das zahlreiche Vieh der Anhielder weidete. Eines Tages sah ich in der Gasse des Hauses mit meinen Hunden und einer ziemlichen Anzahl Menschen. Da öffnete sich die Hintertür des Zimmers, und leise schob sich Bagabond, der schlechteste unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigsten und dummsten Gesichte von der Welt spähte er nach einem guten Plaze, aber heimlich fuhr er nach einmal mit der Zungenspitze über die Oberlippe. In der ganzen Gesellschaft hatten nur zwei dies bemerkt: ich und der Schlaue. Langsam erhob sich dieser und schritt auf den Doreinkommenden zu, obgleich beide sonst nicht in Freundschaft lebten. Dieser merkte sogleich die Absicht. Wie ein ertrappter Beibrücker setzte er sich und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andre trat an ihn heran, berock ihm das Maul von einem Winkel zum andern, senkte sogleich die Nase zur Erde und verließ vorsichtig, aber eilig das Zimmer durch die Hintertür. Ich eilte ihm nach, voll Neugierde, wie sich die Begebenheit weiter entwickeln werde, und sah nur noch, wie der Hund, die Nase auf der Erde, in den Heden verschwand. Als ich ihm folgte und kaum dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich schon das Krachen der Knochen in den Heden; der Schlaue labte sich an dem Kadaver eines Kalbes.“ Aus der jüngsten Zeit fallen mir zwei Geschichten ein, die von Zeitungen berichtet wurden. Ein Herr geht mit seinem Dachshunde an Kanal-

fationsbühen vorbei; da bellt der Zedel plötzlich vor der einen und will nicht fort. Schließlich sieht man nach und findet, daß ein Kind eingekrochen war, das nicht wieder heraus konnte. Im Niesengebiete macht ein Herr mit zwei Mädchen bei großem Wetter eine Partie nach einer Baude. Er geht voran, die Dunkelheit übertrifft sie, und als er oben ankommt, sind die Mädchen verschwunden. Der Baudenwirt holt sofort seinen Hund, der nach kurzer Zeit die schon verloren geglaubten auffindet.

Weil bei dem Hunde die Nase alles, das Auge nur wenig bedeutet, so liegt gar kein Grund zum Staunen vor, das einen Hundebesitzer ergreifen hat, als er folgendes einer Heilungsmeditation mittelste. Im verflorenen Sommer war ich verreist und hatte meinen Hund zu einem Kollegen, einem schon älteren Herrn mit weißem Haar und Bart, in Pflege gegeben. Als ich wiederkam, sprang der Hund bei Spaziergängen jedem uns begegnenden Herrn mit meinem Haar freudig entgegen, jedenfalls wohl in der Ansicht, es wäre sein „Pflegevater“. Hatte er mich durch Versehen des betreffenden Herrn festgestellt, daß er sich geirrt, so machte er jedesmal ein sehr erlauntes Gesicht und sah mich, beimabe hätte ich gesagt, kopfschüttelnd, an. Ebenso lief er, als er ein Jahr alt war, jeder Dame, die ein weißes Kleid trug, nach, weil meine Frau damals hin und wieder ein weißes Kleid anzog. Sein Spiegelbild, das ich ihm mehrmals gezeigt, läßt ihn durchaus kalt, und auch der Weihnachtsbaum mit den brennenden Lichtern machte auf seine Hundeseele weiter keinen Eindruck. Dagegen erregten die am Baume hängenden Süßigkeiten seine ganze Aufmerksamkeit, und er wunderte sich anscheinend, daß ihn bei einem Diebstahlsversuch die spitzen Nadeln empfindlich in die Nase stachen.

Hierzu ist folgendes zu bemerken: Weil das Sehen des Hundes nur schwarz ist, so läuft er sich leicht, wenn er sich nur nach den Augen richtet. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, läuft deshalb leicht zu Personen, die manchmal nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Gesuchten haben. Licht macht auf ihn überhaupt nicht den Eindruck wie auf den Menschen. Da das Anblenden der Weihnachtslichter auf seine Nase keinen Einfluß ausübt, so läßt es ihn kalt. Umgekehrt wittert er die Süßigkeiten und will deshalb sich diese zu Gemüte ziehen.

Wie oft hört man das Erstaunen darüber, daß ein Hund nicht gern in den Spiegel schaut. Eine Dame, die einen sehr gelehrigen Hund besitzt, ist ganz sprachlos darüber, daß dieser nicht vom Spiegel wissen will. Die Erklärung ist sehr einfach; das tun wohl alle witternden Tiere. Sie trauen ihren Augen nicht und orientieren sich mit der Nase. Dem Hund kommt es so vor, als sei dort noch ein anderer Hund, aber seine treue Nase sagt: das ist Schein, ich merke keine Ausdünstung von einem andern Tiere. Dieser Zwiespalt seiner Sinne ist ihm unangenehm, er guckt deshalb höchst ungerne in den Spiegel. Raben dagegen spiegeln sich gern, und Affen, die wie Menschen gut sehen und schlecht riechen, sind rein verliebt in Spiegel. Ebenso schließt man Vögel unter Benutzung eines Spiegels.

Nun haben wir die Erklärung dafür gewonnen, weshalb die Hunde den Mond anbelln. Sie sehen die leuchtende Scheibe — denn der Nachtlichter sieht ja undeutlicher als der Normallichter —, aber sie wissen nicht, was sie damit anfangen sollen. Ihre Nase, ihr Grundsinne läßt sie bei diesem Gesichte ganz im Stich. Der andre Grund, weshalb den Hund der glänzende Mond aufregt, liegt in seiner ursprünglichen Raubtieratur. Wo seine Sinne etwas wahrnehmen, da vermutet er etwas Lebendiges, das womöglich etwas für seinen Magen ist. Deshalb eilt er dem rollenden Hade nach, in der Jugend auch den Sonnenstrahlen und den Schneeflocken. Pflanzenfreßer wissen sehr wohl, daß Pflanzen nicht leuchten. Deshalb hat man noch nie gehört, daß Pferde, Kinder, Hosen beim Anblick des Mondes in Aufregung geraten.

Zum Schlusse möchte ich noch folgende Gründe anführen, welche die hier aufgestellte Theorie einwandfrei begründen dürften. Für Geschöpfe, für die wie beim Menschen das Auge der Grundsinne ist, muß der Aufgang der Sonne, wie überhaupt das Hellwerden von der größten Bedeutung sein. Pferde, Hunde, Kinder läßt es kalt. Vögel dagegen begrüßen frohgemut die wiederlebende Helligkeit. Das Katzen, die wie die Menschen ebenfalls sehr gut sehen, sich nichts daraus machen, rührt daher, daß sie Nachttiere sind. Umgekehrt hört man übereinstimmend von Reisenden, daß die Affenherden das Aufgehen der Sonne mit Geschrei begrüßen. Schon den alten Ägyptern war es aufgefallen, daß die Paviane den Westrnen große Aufmerksamkeit widmeten. In ihren astronomischen Darstellungen, die zumeist an den Decken der Tempel

angebracht sind, wird der Mantelpavian in deutlichster Beziehung zum Monde gezeichnet. Bald tritt er zur Bezeichnung des Mondes selbst ein, bald erscheint er in aufrechter Stellung mit erhobenen Händen, in freudiger Erregung den aufgehenden Mond begrüßend, und ebenso wird das Bild eines sitzenden Pavians zur Bezeichnung der Tag- und Nachtgleichen gebraucht.

Ein andrer Kräftstein ist das Verhalten der Tiere bei Sonnenfinsternis. Ein Beobachter war ganz erstaunt, daß Vögel erschreckt zur Erde flogen, Fische, Rehe, Hasen dagegen ruhig blieben. Er erklärte es damit, daß die Tiere des Waldes eher an das Dunkle gewöhnt seien. Das ist natürlich falsch, denn die Vögel sind ja vielfach mehr im Walde als j. B. der Hase. Umgekehrt macht die Sonnenfinsternis auf Hunde gar keinen Eindruck. Die Erklärung kann eben nur darin gefunden werden, daß das plötzliche Sichtverfinstern der Sonne nur auf Geschöpfe mit guten Augen, nicht auf solche mit guten Nasen, Eindruck machen kann.

Schließlich würde als bester Beweis die Wirkung der Fata Morgana auf Tiere anzuführen sein. Vergänglich habe ich mich jedoch bemüht, hierüber bei Reisenden Aufklärung zu finden. Nach meiner Theorie muß dieses Gebilde auf die kurzfristigen Pferde, Kamele, Hunde u. s. w. wirkungslos bleiben. Denn nur das scharfe Auge erkennt Landschaften, Palmen, Quellen u. s. w. Nur bei Verty habe ich eine Stelle gefunden, wo es von den südamerikanischen Pferden heißt: „In den Rampus lassen sich die Pferde durch die dort so häufige Fata Morgana nie täuschen. Oft verdankt auch aus andern Gefahren selbst der erfahrenste Gaucho seine Rettung nur dem Zustunke des Pferdes.“

Abgesehen davon, daß Verty dieses Sichttäuschenlassen irrtümlicherweise als einen Ausfluß des Instinktes ansieht, während es in Wirklichkeit nur durch das schlechte Sehvermögen bewirkt ist, wird durch diesen Vorgang die hier vertretene Ansicht vollauf bestätigt.

Dem Hunde, der die leuchtende Mondscheibe sieht, ohne daß sein Hauptsinne, die Nase, etwas wittert, ist genau so, als wenn wir Geistesstimmen hören, aber keinen Sprecher wahrnehmen können. Noch zutreffender ist vielleicht folgender Vergleich. Ein Gutsbesitzer und dessen Familie merken plötzlich, daß es überall, und zwar auch im Freien, sichtbar brandig riecht. Obwohl sie alles durchsuchen, können sie nicht den geringsten Grund für diese Erscheinung ausfindig machen. Wer würde sich da wundern, wenn die Familie höchst unruhig, gedüngelte Gesichter machte? Daß die Hunde ihre unangenehmen Gefühle durch Heulen anzeigen, liegt natürlich daran, daß das überhaupt ihr Mittel ist, um gewisse Gefühlslimmungen zum Ausdruck zu bringen.

Ch. Zell.

### Straßenscene in Florenz

(Hierzu das Bild S. 911)

Italien, das Land der Straßensänger, ist auch das Land der Straßenschauspieler. Ueberhaupt gibt es kaum eine Kunst, die man auf der apenninischen Halbinsel nicht unter freiem Himmel genießen könnte. Eine der eigenartigsten Erscheinungen unter diesen fahrenden Leuten ist der Transformista popolare, der öffentliche Verwandlungskünstler. Unser Bild führt uns nach Florenz unter die Säulen des Mercato nuovo, zu dem berühmten Wahrzeichen dieses Plazes, dem Brozzo-Über, der Anderen den Stoff zu einem seiner schönsten Märchen gab. Hier, wo am Tage ein schwunghafter Handel mit Seide und Stroh zur Dufabrikation betrieben wird, pflegte allabendlich ein solcher fliegender Musensohn sein primitives Geschäft aufzuschlagen. Eine Auslese der verschiedensten Perücken und Bärte lag vor ihm, und mit ihrer Hilfe verwandelte er sich unter lauten Geschrei nacheinander in die verschiedensten berühmten und berühmten Persönlichkeiten. Bald stand er als Bonaparte duster vor sich hinbrütend auf seinem Gerüst, bald verkörperte er den seligen Crispi mit der Präsidentenglocke oder Garibaldi, der namentlich durch ein rotes Hemd charakterisiert wurde, und bald nicht er in der Maske des alten fremdlichen Verdi leuchtig nach allen Seiten. Natürlich fehlte auch die Abruzzenromantik in seinem Spielplan nicht, und unser Künstler hat ihn gerade in dem yadenden Augenblick dargestellt, da er als irgend ein großer Straßensänger einen reichen Reisenden niederknallt. Sein Weib, vom Einfall der Soldi ermüdet, wärmt sich eben über dem hinter der Bühne aufgestellten Rohrentopf, wobei aber das Geschäft des Kassierens sichtlich bald wieder aufnehmen; denn auch diese Kunst geht nach Brot.



Torturierung zum Start

### Automobilismus

Aber, wie kann man nur in einem Automobil fahren?! Tiefe Hitze im Sommer, dieses Geräusch, die große Gefahr, der Staub und — wie soll ich nur sagen? — es...

„Ich verstehe, Gnädige, Sie meinen, es riecht.“  
 „Awwohl, ganz recht; ich fand nicht den richtigen Ausdruck. Aber Sie geben das selber zu und möchten mir dann noch empfehlen, mit einem solchen rasselsüden, pfauchenden Ungeheuer zu fahren?“

„Bardon, geschätzte Freundin der jungen Bewegung, die man mit dem holperigen Namen ‚Automobilismus‘ belegt hat, ich gebe gar nichts zu, ich sage im Gegenteil: Sie sind absolut im Recht. Betrachten wir die Sache so, wie sie ist! Vor allen Dingen die Hitze. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß bei einer seltenen Fahrt in irgend einem Wagen selbst im Hochsommer ein Hitzegefühl nicht aufkommen kann, und nehmen Sie nicht Ihren Fächer zur Hand, sobald in der dampfenden Wohnung die Hitze zu groß wird? Nun, auf dem Automobil ist dieser Luftzug, der selbst während der größten Sommerhitze fühlend wirkt, in so intensiver Weise vorhanden, daß man selbst bei einer relativ großen Hitze noch bequemer den Mantel auf dem Automobil verdrägt. Das scheint wertwändig, es ist aber so. Sie sehen, mit der Hitze ist es nichts.“

„Aber das Geräusch — das können Sie doch nicht leugnen!“

„Auch das leugne ich. Die ersten Automobile waren freilich alte Klappertasten, und da der erste Eindruck gewöhnlich der bleibende ist, so haben sich alle Nichtautomobilisten daran gewöhnt zu sagen: Das Automobil macht Lärm.“ Aber betrachten Sie doch nur einen modernen ‚Wagenlinder‘, wie er geräuschlos durch den größten Verkehr dahingleitet, wie er bald langsamer, bald schneller seinen Weg sucht, ohne daß irgend jemand in seiner Nähe mehr vernimmt als das schnurrende Lärmen der Ketten und die sonore Resonanz der Maschine. Der Lärm, der war einmal.“

„Sie sind ein guter Umwall — aber der Staub, was ist's mit dem?“

„Das ist allerdings eine wunde Stelle. Staub wirbelt die Automobile auf, und sie werden ihn aufhoirbeln, solange die Hufe der Pferde die feste Oberfläche der Landstraße zerstampfen; die Pferde machen den Staub, und die weichen Pneumatiks des Motorwagens wirbeln ihn auf. Aber die Sache ist nicht so gefährlich; selbst die mondäinsten Damen sind nicht gekränkt, wenn ihr Haar nach einer schnellen Fahrt von Staub gepudert ist. Wie groß muß also da das Vergnügen der Fahrt sein! Den meisten Staub bekommen übrigens die Fußgänger, und es ist nur ein kleiner Feil, der von dem Luftzug des Wagens in das Wageninnere gezogen wird.“

„Aber die Gefahr?“

„Auch die ist nicht größer als auf der Eisenbahn oder in einem von Pferden gezogenen Wagen. Eigentlich ist das Automobil sicherer als ein Wagen, denn die mechanischen Pferde, die es in seinem Innern birgt, werden nicht sehen und gehen nicht durch. Freilich, wenn der Lenker übermüdet wird und absichtlich die Gefahr heraufbeschwört, dann ist ein Automobil wohl gefährlich; aber trüß das Gleiche nicht bei dem Touristen zu oder bei dem Reiter oder bei sonst irgend jemand, der die Gefahr nicht admet? Die Unfälle, die in den Tagesblättern

verzeichnet werden, sind in den seltensten Fällen Schuld des Automobils, sondern die Schuld desjenigen, der die primitivsten Vorichtsmaßregeln außer acht gelassen hat. Und darüber, daß das wehnsinnige Bahiraffen der ‚Autler‘ nicht scharf genug verurteilt werden kann, herrscht ja — zumal seit dem blutigen Ergebnis der verunglückten Weltfahrt Paris-Madrid — nur eine Stimme. Wie amüsant aber eine in vernünftiger Weise ausgeführte

sein, daß seine Ausführung kann eine tadellose ist. Die drei Herren sind eben auf das eifrigste mit diesen Vorbereitungen beschäftigt. Der vor dem Wagenstehende betrachtet die Fandung der Maschine, der andre füllt Benzin aus einer Kanne in den Wagen, und der dritte ist eben dabei, konsistentes Fett in die Schmierösen zu füllen. Das zweite Bildchen zeigt uns die Reisegesellschaft auf der Fahrt. Die Dame, die auf dem ersten Bilde noch nicht zu sehen ist, wahrscheinlich, weil sie Toilette machte, hat rückwärts auf dem bequemsten Sitz Platz genommen. Das große, mächtige Gefährt folgt spielend den zahlreichen Windungen der kurvenreichen Straße. Aber nicht immer geht die Fahrt so flott von statten. Wie die Lokomotive oder irgend eine andre Maschine, so bedarf auch das Automobil hin und wieder der sorgsamsten Aufsicht seiner Lenker. Unse Abbildung zeigt uns die Situation. Irgend etwas in dem Getriebe ist nicht in Ordnung, und man hat infolge dessen notwendigerweise eine kurze Fahrtunterbrechung gemacht. Der große Keifseloffler, der hinten aufgeschwankt war,



Unruh im Betriebe abhört

Automobilreise sein kann, das gestatten Sie mir durch nachfolgende kleine Serie automobilistischer Bilder zu demonstrieren.

Die Verrichtungen, die auf den Bildern dargestellt sind, haben eine weite Kette mit ihren Wagen gemacht. Sie führen durch Oesterreich, Deutschland und Frankreich, frei und ungebunden, nicht abhängig von Fahrplänen und Dampfschiffverbindungen, sondern ganz wie es ihnen beliebt, in die Welt hinein. Wo es ihnen gefiel, machten sie Maß und suchten jene Punkte auf, die für sie Interesse hatten — sie waren ja an keinen Schienenweg gebunden.

Das erste der Bilder zeigt uns die Zurüstungen vor der Fahrt. Der große Wagen will nämlich auch gefüttert werden, und je genauer man seinen Wünschen in Bezug auf gute Behandlung vor Antritt der Fahrt nachkommt, desto sicherer kann man



Heißer Tag

der Dultoffer von Madame, der Handtoffer, kurz alles ist in der Kiste auf die Straße verstreut worden. Während die Herren eifrig bemüht sind, den Schaden zu beheben, sitzt die Dame bequem auf dem großen Keifselorb und wartet ab, welches Resultat die Unternehmung haben werde.

Schmieriger scheint sich der Schaden beheben zu lassen, mit dem sich die Automobilisten auf dem nächsten Bilde beschäftigen. Sie haben das Fahrzeug wohlweislich von der Fahrstraße auf den nebenbewachsenen Seitenstreifen gefahren, denn es liegt sich hier doch besser als auf dem harten Pflaster. Angenehm ist diese Lage ja gewiß nicht, aber was sein muß, das muß sein! Daß die Reparatur aber nicht allzu schwierig gewesen ist, zeigt uns die nächste Illustration. Die Köffer sind wieder an ihre Stelle gebracht worden, und alles ist in Ordnung. Als Belohnung für die Arbeit wird ein Morgenmüßli im Walde eingenommen. Da die Dame während des Frühstückes an der Stelle des Lenkers Platz genommen hat, so bleibt sie gleich an der Lenkung sitzen und benutzt die Gelegenheit, um selbst in voller Fahrt die zwölf Pferde zu händigen, die sich im Motorkasten befinden. Die Dame ist ihrer Sache sicher, das Lenkrad ruht in ihrer Hand, und der Wagen folgt geschmeidig den Windungen der Straße. Man sieht es dem freundigen, absolut nicht ängstlichen Gesicht der schönen Lenkerin an, daß ihr der 60 Kilometer in der Stunde absolut keine Sorge machen.

Die Pneumatiks! Sie sind ein gar zu verächtlicher Teil des modernen Automobils, und daher wird leicht die Ursache zu einer unvorhergesehenen Pause sein können. Aber wenn sechs mühselige Hände über eine widerwärtige Pneumatikbede gehen, dann ist die Demontage und die Montage in wenigen Minuten durchgeführt. Wie wenig ansprechend der Defekt ist, zeigt die Passagierin, die in aller Gemütsruhe das Morgenblatt, meine Nummer des ‚Schneider-Boten‘, liest und wartet, bis ihre männlichen Bekleiter mit der Arbeit des Pneumatikwechslers fertig sind.



Woh man sich nach dem Weg erkundigt

Die edlen Pferde hegen noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen das Automobil. Warum auch nicht? Gibt es doch selbst noch Menschen, die nicht begreifen können, daß ein Wagen ohne Pferde sich weiterzubewegen vermag. Die Begegnungen zwischen Automobil und Hippomobyl sind nicht immer angenehm. Es kommt nicht selten vor, daß ein Pferd, unbestimmt um die Ursache der Automobilsisten und um die Lenkung seines Reiters, einfach das Weite sucht. Darum ist es gut für die Automobilisten, rechtzeitig anzuhalten, und erfahrene Lenker gebrauchen oft sogar die weiße Vorrichtung, einen der ihren dem Pferde entgegenzustellen, der die Aktionen des Reiters unterstützt.

Es ist nicht immer leicht, sich in der Fremde auf Landstraßen, die kreuz und quer, bergauf und bergab gehen, zurecht zu finden, und die Landkarten sind auch nicht immer von der wünschenswerten Genauigkeit. Keine Gesellschaft hat sich verschrieben; die Landkarte ist auf dem Ventrade ausgebreitet, und die Herrschaften sind eifrig in das Studium der Karte vertieft. Rechts oder links, geradeaus oder am Ende gar zurück? Das ist hier die Frage.

„Nun, sie haben ihr Ziel erreicht, ich weiß es ganz bestimmt. Gnädige, denn ich war ja selbst dabei!“  
Tina

### Der trennlose Professor

**Klaus Rittland**

Die dritte Tür rechts? Also hier?“ Mrs. Brooke jagete ein paar Sekunden, bevor sie anklopfte. Er würde es sehr — ungeniert finden, wenn sie ihn auf seinem Zimmer überfiele. Aber dann klopfte sie doch. Ah bah, sie war ja eine freie Amerikanerin. Mrs. Hanna Brooke war nämlich bald freie Amerikanerin, bald deutsches Weib, je nach Bedarf. Von deutschen Eltern in New-York geboren, war sie in einem rheinischen Pensionat erzogen worden

geföhlt, und später für den glotzäugigen Conte Baldini in Palermo, für Hans Helbert, den diesen Wagnerjünger, für Andrejew, den melancholischen Russen, und — noch in allerletzter Zeit — für Captain Chancer von den Cameron-Highlanders. Gott, das waren ja alles nur Präludien gewesen, einleitende Accorde; jetzt erst hatte ihr Herz seine große, volltönende Melodie gefunden, den Triumphgesang echter Liebe!

Eine Weine und Dual. Ja, eine ganz abscheuliche, nervenaufreibende Quälerei. Früher war alles so glatt und bequem gegangen im Leben der reisenden Hanna, und nun, da sie zum ersten Male so tief und rein empfand, wurde sie gequält von bangen Zwifeln. Dieses ewige Auf und Nieder von Hoffnungen und Enttäuschungen! Damals, in der Mondschneinacht, am Fuße der Weeps-

eintönig vorkommen —, denn damals nicht dieser alberne amerikanische Konsul an ihre Seite gegenwärtig wäre, wahrhaftig, Authord war im besten Zuge gewesen, ihr einen regelrechten Heiratsantrag zu machen. Und nun seit etwa zehn Tagen diese merkwürdige Zerstretheit, dieses tagelange Fernbleiben — und abends, gleich nach Tisch, wieder hinauf an die Arbeit. Das heißt, wenn das nicht eine Ausrede war!

Weshalb mochte er nun heute wieder nicht zum Lunch erscheinen sein? Der schwarze Zimmerkellner hatte doch gesagt, der „Musficar Professor“ wäre von seiner Ausfahrt zurückgekehrt.

Hanna wollte selber einmal nach ihm sehen. Als sie auf ihr Klopfen keine Antwort erhielt, trat sie ohne Erlaubnis ein. Vielleicht hatte er das Pochen überhört, in seine Arbeit vertieft? Aber das Zimmer war leer. Neugierig sah sie sich um. Ein ganz gewöhnliches, banales Hotelzimmer. Aber ihr erschien jeder Gegenstand geheimnisvoll anziehend. Keine, idyllisch, ging sie vorwärts, auf den Schreibtisch zu. Pub, dieser Wust von Papier und Rollen! Und auf dem Nebentisch die Völkspapierabdrücke der altägyptischen Melies aus Sallara. Str., langweilige Finger. Seine Wissenschaft war das einzige Unangenehme an dem hübschen Professor.

Fort, unter dem Mahasterbriefschreiber, lag ein halbbeschriebenes Blatt. Keine schob Hanna den plumpen Würfel beiseite. Ob sie es tat? Eigentlich war es doch unaufrichtig, aber die Neugier! Stürmisch klopfte ihr Herz, während sie über den Brief gebeugt stand und las.

Da ludte sie zusammen. Was — ja, was bedeutete denn das? Ihr Blick fiel auf folgende Worte: „Meher die ziemlich gedrungene, aber sehr ebenmäßige Gestalt. Der hoch angelegte Bufen von überaus weicher Rundung, das Gesicht voll, ein wenig flach, die Augen klein, die Nase scharf gebogen, der Mund von einem köstlich süßen Einfluß umspielt, das Kinnswegs der Munit entbehrt. Nun, mit nächster Post belommt zu die Photographie. Zu kannst Dir keinen Begriff machen von den Freuden dieser letzten Tage. Solche Erlebnisse lobten wohl ein Leben ernster Arbeit, mühseliger Forderung. Und wenn man sich sagt —“

Hier war der Schreiber augenscheinlich unterbrochen worden. Mit zitternder Hand wollte Hanna das Blatt ergreifen, um nach der Anfangseite zurückzuwenden. Da hörte sie Schritte und sprang zurück. Im Nebenzimmer regte sich's. Wenn man sie überraschte, diese Blamage! Schnell huschte sie auf den Korridor. Und dann blieb sie eine kurze Weile stehen, an die Wand gelehnt, die Arme herabhängend, ausdruckslos vor sich hin starrend.

Ein sonderbares Schwächegefühl hatte sie plötzlich überfallen. Also das — er liebte. Daher seine Zerstretheit, daher sein häufiges Fernbleiben.

Er liebte, so viel war klar. Einen Augenblick durchsuchte die flüchtige Hoffnung ihre Seele: wenn doch vielleicht sie selber — aber nein, nein. Auf sie passte die Schilderung nun und nimmermehr. Die stark gebogene Nase? Hannas Nase bildete eine lange, gerade Linie. Der volle, hoch angelegte Bufen? Hannas Bufen war beinahe altzu modern mager und tief angelegt. Und das einsältige Lächeln vollends, — nein, auf Hanna Brooke passte die Schilderung des Verliebten nicht. Aber auf wen?

Eben tauschte freundlich grüßend eine tiefbrünette Dame an Hanna vorüber durch den Korridor, — Madame Karakouides aus Alexandria,



Klaus Rittland



Frühstück im Wägel

und hatte dann als halbes Kind einen wackeligen Hanker geheiratet, einen kleinen abgehehnten, vertrackten business-man, der ihr die Freundschaft erwies, sie nach kurzer unerquicklicher Ehe als schwerreiche junge Witwe zurückzulassen. Nun reiste sie mit ihrer Bekannten, Miss Nitta, in der Welt herum, ließ sich anfeiern, kumperte an allen Sebenswürdigkeiten, studierte die Moden der fünf Kontinente und photographierte alles, was einen Augenblick fühlte.

Momentan befand sie sich unter dem 91. Grad nördlicher Breite, in Kairo, Sheaphards Hotel, und war im Begriff, Professor Muthard anzuschauen, den jungen deutschen Keampologen, mit dem sie nun schon seit sechs Wochen Geskreute in die Wüste unternahm, arabische Bazare durchzuziehen, über moderne Literatur plauderte und ständig kofletierte. Das heißt: sehr war es schon nicht mehr Kofletiererei. Jetzt hatte sich Mrs. Brooke allen Entzies in den jungen Gelehrten mit dem rötlichen rotblonden Vollbart verliebt. Ihre erste Liebe, wahrhaftig, was ihrer 25 Jahre. Denn was sie einst für Mr. Brooke



„O diese Photographie!“ — Madame vernahm sich langsam die Zeit

pyramide, als er ihr die leidenschaftlichen Worte vorbekammerte, wie hatte da seine Stimme gebrüllt, und wie hatte er so heiß ihre zarten, mit Ringen überlätzten Fingerringen geföhlt! Und endlich, auf dem köstlichen Morgenritt nach Turra, als er ihr von seinem geliebten Edelberg erzählt und gemeint hatte, ihr, der verwehnten kleinen Weltbummlerin, würde das schönste Leben einer deutschen Professorin wohl sehr



Verfahren! Vorwärts, rückwärts, links oder rechts?

ble manchmal mit ihrem Gatten in Sheaphards Hotel austauschte und dann plötzlich wieder verschwand. Es hieß, daß der Mann allerlei nicht ganz saubere Geschäfte mache, aber die Frau war eine Schönheit. Erst kürzlich hatte Rutbard von ihrer saulen, üppigen Ovalstengergazie gesprochen. Ob vielleicht sie — ein ängstlicher Legwohn blühte in Hanna Brooke auf. Die gebogene Nase, die unterlegte Gestalt, alles stimmte — aber das einseitige Lächeln? Nein, der schönen Griechin stand die raffinierte Schlaucht auf dem Gesicht geschrieben. Sie konnte nicht gemeint sein. Würde, schwerfällig wankte die junge Witwe auf ihr Zimmer, verriegelte die Tür, um vor Kuttos lästiger Teilnahme sicher zu sein, und warf sich dann schlafend in eine Sofaede.

Also wirklich verführt, betrogen! Mit jedem Blick, jedem Händedruck hatte er ihr Liebe gelogen, eine zarte, ehrfurchtige Liebe, so wie sie der vielumwordenen Weltbame noch nie entgegengebracht worden war. Conte Baldini, Andrejow, der Wagnerfänger — sie waren alle viel feurer, drängender, lechter gewesen, mit dieser Art mußte sie gut fertig zu werden, und auch mit der andern, die es nur auf ihr Geld abgesehen hatte. Bei Rutbard war ihr dieser Verdacht nie gekommen. Vor Rutbard empfand sie Mitleid. Sie hatte einen so hohen Begriff vom echten deutschen Manne. Anfangs war es von ihrer Seite nur eine neue Art Täuschel gewesen, dann aber hatte sie den Mann lieb gewonnen, viel zu lieb. Schül und wertlos war ihr ganzes früheres Leben ihr erschienen. Erst Rutbard hatte ihrem Dasein Inhalt, Bedeutung gegeben, erst durch ihn war sie zum denkenden Menschen gereift. Alles hätte sie ihm opfern können, wahrhaftig alles. Und wenn er von ihr verlangt hätte, daß sie ihr ganzes Vermögen für ägyptische Ausgrabungen oder ähnlichen Unsinn wegwerfen, daß sie käuflich nur Wäfen und Lederstücke tragen und die langweiligen Jahnfranken-Hüte aus dem Bon Marché, daß sie auf alles verzichtet sollte, was sonst dem Leben Reiz und Abwechslung verlieh: auf das Gezeub in Ostende, den Blumenorso in Monza, die Bayreuther Festspiele, die Frühjahrsrennen in Baden-Baden — alles würde sie mit Freuden hingeben haben um ein stilles Leben an seiner Seite, als ernste, pflichttreue deutsche Frau.

Und er? Gezielt hatte er mit ihr, gelogen hatten die treuen Augen, der feste, gültige Mund. Eine kurze Verliebtheit, dann hatte er sie beiseite geschoben, abgeschüttelt, einer neuen Leidenschaft geopfert.

Aber ihr war recht gesehen, ganz recht. Weßhalb hatte sie den Mann so ernst genommen? Man muß nichts ernst nehmen in diesem stüchtligen, schnell dahinaufschwebenden Leben. Rippen an allem, auch genieseln, wenn man Hunger hat. Aber immer mit kaltem Blut, nüchternem Verstande. Ein überlegenes Lächeln für alles und jeden. Gefühle sind ganz angenehm, aber zeitraubend und verdummend, hatte ihr seliger Gatte immer gesagt. Und der war ein Lebenskundiger gewesen.

Als Hanna ihren ersten Schmerz ausgeweint hatte, mußte sie das heiße Gesicht, legte ein wenig Puder auf, zog die neue hellgrüne Pariser Toilette mit dem durchsichtigen Empire-Liebertleid an, betupfte sich mit ihrem neuen Lieblingsparfüm, Bouquet Parthenis, und stieg hinab auf die Terrasse, wo um diese Stunde die Hotelgäste sich in Erwartung des Diners zusammenfanden.

Ein kühles, ruhiges Lächeln lag auf dem Gesicht der reizenden Amerikanerin, aber dabei spähten ihre Augen scharf umher. Sie wollte nicht mehr leiden, nein, ganz gewiß nicht. Der treulose Professor war abgetan für sie. Eine vergangene Episode. Aber wissen wollte sie doch, wer ihr den Streich gespielt hatte.

Auswahl an verführungsbreiter Weiblichkeit gab es genug unter diesem Jugendvogelschwarm. Aber auf wen paßte die Schilderung, das Lächeln stiller Einfall? Vielleicht die zweifelhafte Wienerin, die mit einem „Onkel“ genannten alten Herrn reiste, den niemand für ihren Onkel hielt? Dumme genug sah sie aus. Oder die junge Fürstin Dolgoruki, eine blasse Schönheit mit leeren, müden Augen und fabelhaftem Obje? Aber die Fürstin behandelte den deutschen Gelehrten zu sehr en bagatelle. Nein, um so dumme und erfolglos anzubeten, dazu war er doch zu stolz.

Oder — o, daß Hanna nicht gleich daran gedacht hätte! — eine von den drei Klopsch? Eben traten sie auf die Terrasse heraus, Papa Klopsch, der Dresdener Rentier, seine behäbige Gattin und das Töchterkerblatt, drei lustige junge Gänse, die alles „zum Nachschlagen postfertig“ fanden. Hatte Rutbard nicht vor drei Tagen erst seinen Tischschlag gewechselt und war auf diese Weise Nachbar der jüngsten Klopsch geworden? Und forderten ihn die

Eltern nicht beständig zu gemeinsamen Moscheebesichtigungen auf? Den ganzen Tag war diese Familie unterwegs, genau so wie Rutbard. Eben erzählten sie wieder, sehr erheitert und formenverbrannt, von ihren heutigen Unternehmungen.

„Professor Rutbard war mit Ihnen?“ fragte Mrs. Brooke, zu der Gruppe heranzutreten.

„Ne, beernie!“, antwortete die strohende Mama, „der gute Professor der hat ja jetzt nichts wie Saffara in Koppe. Un immer nur Wüste un Kräwerstadt. Ne, heute hammer uns de heilenden Terwische angesehen. So was macht doch mehr Vertanjen!“

„Zum Nachschlagen war’s“, versicherte Tinchin, die Jüngste, „huc, huc, huc!“ Und die beiden Kellern wollten sich tollachen, wie gut Tinchin den Scillon herausbrachte.

Mrs. Brooke aber war wieder unsicher geworden in ihrem Verdacht auf die kleine Sächsin. Nein, Tinchin hatte wirklich nur die Einfall, sonst nichts. Auch wieder eine falsche Fährte!

Da fuhr ein Wagen vor, und der Gegenstand von Hannas tollerender Sehnsucht sprang heraus. „Abend. Nun, wie geht’s?“ rief er, indem er seiner schönen Freundin die Hand schüttelte; „hm — m! — aber das ist wieder mal eine Toilette, da traut man sich ja gar nicht in Ihre Nähe. Ubrigens, Sie sehen ja so matt aus um die Augen herum. Fehlt Ihnen etwas?“

„Ne!“ Sie lachte gezwungen. „O nein, ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Und Sie — Sie haben wohl wieder einen sehr genussreichen Tag erlebt?“

Er nickte. „Genussreich? Wie man’s nimmt. Für mich, ja.“

Wie blühten seine Augen vor freudiger Erregtheit. Ober war’s von der Wüstensoane? Aber nein, so sah das Glück aus — der Leidenschaftskrausch.

„Ihnen würde mein Lagerwerk wohl sehr langweilig vorgekommen sein“, sagte er hinzu.

„Nun — wer weiß?“ Ein lauernder Blick. Jetzt glaubte sie ihrer Sache ganz sicher zu sein: hier unter der Hotelgesellschaft war die geheimnisvolle Nebenbuhlerin überhaupt nicht zu suchen, die hatte er irgendwo draußen entdeckt. Etwa so eine obskure Levantinerin? Oder — es gab ja auch entzückende Fellahnenmädchen. Wenn man sich an Schmutz und Ungeziefel nicht stieß...

Er tat natürlich, als ob er ganz hingenommen gewesen wäre von seinen Ausgrabungen. Sie buddelten wieder irgend etwas aus dem Wüstenlande hervor, eine neu entdeckte Grabkammer in Saffara, der Totenstadt des alten Memphis.

Mr. Bachelor trat jetzt heran und erkundigte sich in seinem kernischen gebrochenen Deutsch, wie weit die Arbeiten vorgeschritten wären. Mr. Bachelor war ein reicher alter Herr, der zu seinem Privatvergnügen Ägyptologie trieb, sein großer Gelehrter, aber ein verständnisvoller Sammler, der sich mit dem Professor sehr angefreundet hatte. „Dat man wirklich gefunden noch eine hunte Mastaba hinter die andere?“

„Ja, denken Sie.“ Und nun folgte eine lange Unterhaltung über Grabkammern, Kanopen, Mumienbedeckel, reine Hieroglyphenschrift und hieratische Schriftzeichen. Aber wir verstehen Mrs. Brooke,“ unterbrach sich Rutbard, da die Dame sich mit gelangweilter Miene abwandte.

„O nein, Sie wissen ja, wie sehr ich mich für Ihre Wissenschaft interessiere,“ erwiderte sie in spöttischem Tone.

„Nun, ich dachte, ich hätte Sie nicht wieder belästigt seiden.“ war die betrübte Antwort.

Sie lachte. Ordentlich blüher sagte er das. Wirklich, er hatte es ihr immer noch nicht vergeben, daß sie damals, als er ihr im Museum ägyptischer Altertümer das endlose Privatmuseum über die Bedeutung des Gottes Ammon-Ra, des schakalöpfigen Anubis und der lagenlöpfigen Nacht, auch Volt genannt, las, ihn mit krampfhaftem Gähnen unterbrochen und gestraft hatte; „Aber nun haben wir doch wohl alle Götter erledigt? Ich verschmachte vor Durst auf ein Glas Mandelmilch im Edeleisengarten.“ Ihr mangelndes Interesse hatte ihn damals tief gekränkt. Aber daß er es ihr so nachtragen würde, hätte sie doch nicht geglaubt. In der Tat hatte er seitdem im Verkehr mit ihr über seine Wissenschaft geschwiegen. Gott, war es denn absolut nötig, zu heucheln? Wenn sie doch nun einmal nichts für den alten Kram übrig hätte?

Jetzt ertönte der einladende Gongklang, und alles eilte zu Tisch. Die junge Witwe aß so gut wie nichts. Selbst die beliebten „Bon-figues“, die kleinen, auf getriebener Brotkruste angerichteten Vögel, vermochten heute nicht, ihren Appetit zu reizen. Festo lebhafter widmete sie sich der Tisch-

unterhaltung. Captain Chaucer, ihr Nachbar zur Linken, trank eine ganze Flasche Whumm extradry aus Freude über ihr ungemöhnliches Untergangkommen. Und Zeroubachi, der kleine griechische Knacke zu ihrer Rechten, fand den schmachtenden Augenausschlag, mit dem sie ihn bealügte, so befürchtlich, daß er heimlich beschloß, seiner alten Flamme, der olivenfarbenen Kaufkisa, den Laupog zu geben. Diese jarten, beweglichen Amerikanerinnen in ihrer zwanglosen Sicherheit hatten doch einen ganz besonderen Reiz!

Neuerlich war Hanna Brooke heute ganz flotte, flitzende Montedame. Aber innerlich? Ach!

Manchmal richtete ihr Gegenüber, der treulose Professor, einen ernst fragenden Blick auf sie. Erschien es gar nicht zu begreifen, weshalb sie heute so anders war, so kühl und ironisch — und so unglaublich kokett. Und merkwürdig, obgleich sie es doch schwarz auf weiß hatte, wenn die stumme Frage der großen grauen Augen sie traf — dieser kindlich guten Augen! — dann schien es ihr immer ganz undenkbar, daß er ein falsches Spiel spielen könne. Dann wurde ihr weich und weich ums Herz, und sie hörte kein Wort mehr von Captain Chaucers fastigen Wigen. Er erzählte jetzt schon Witze, die in der Offiziersmesse, unter alten Kameraden, mehr am Plage gemessen wären als hier an der Table d’hote vor neblischen Damenorten. Aber die brillant geschmückten rosigen Oebren waren sehr geduldig heute. Nur schade, daß ihre Bestirerin zuweilen an der unrichtigen Stelle lachte.

Aber er wollte sich nicht abschreden lassen. Draußen, in der lauen ägyptischen Sternennacht, schte er nach Tische seine Lebenswürdigkeiten fort. Und Mrs. Brooke sagte sich immer wieder vor, wie viel wertvoller doch Captain Chaucers Persönlichkeit sei als die so eines simplen deutschen Professors. Chaucer war der jüngere Sohn einer alten Adelsfamilie, und sein Bruder, der Baronet, besand sich im letzten Stadium der Schwindsucht. Noch wenige Monate vielleicht, dann konnte der junge Offizier seiner Ermächten den Rang einer englischen Veesgattin bieten!

Jetzt horchte sie ängstlich auf. „Sie gehen wohin?“ fragte Mr. Bachelor den Professor.

„Zum Direktor des Museums. Ich muß etwas mit ihm verabreden für morgen.“

„Ah, well. Und morgen nachmittag darf ich kommen zu sehen?“

„Gewiß, Mr. Bachelor. Guten Abend. — Guten Abend, Mrs. Brooke.“

Sie blieb zurück auf der menschenbelebten, von elektrischem Licht überfloffenen Terrasse und spielte ihre schmerzliche Roudie weiter. Sie plauderte, scherzte, kaufte dem Antiquitäten-Beduinen, der allabendlich die Gäste über’s Ohr hieb, unechte Stabatän ab und dem grauagelben Fuder gravierte Messingkalen, sie lachte über den kleinen, frechen Araberjungen, der seine gezähmten Schlangen produziert und zweifelhafte Messerklingen schlichte, sie bewunderte mit Zeroubachi die Klarheit des südlichen Sternenhimmels und mokierte sich mit dem Ansel der Wienerin über Frau Klopsch’ abscheuliche Sprache und wand sich dabei in trostloser Seelenpein.

Für den nächsten Morgen verabredete sie mit einem englischen Ehepaar, Chaucer und dem griechischen Altacke einen Ausflug nach dem Wüstenbade Heluan. Den ganzen Tag über wollte sie fern bleiben. Der Treulose sollte nicht glauben, daß sie ihm nachweinte wie eine gefühlbuselige deutsche Maid. Und sie verbrachte neun unerträgliche Stunden mit der gleichgültigen Gesellschaft in dem nach ihrer Ansicht äußerst reizlosen Wüstenort, gelollert von einer Sehnsucht, einem Gesterichtsieber...

„Sie ist heute miserabler Laune,“ sagte Captain Chaucer zu seinem Leidensgenossen, dem Griechen. „Amerikanische Millionärinnen dürfen sich Lamm gestatten.“ entgegnete Zeroubachi. Und das englische Ehepaar sprach von „schlechter Erziehung“. Sie war aber auch wirklich unausstehlich, die reizende Hanna.

Am nächsten Vormittag blieb sie einfach zu Witte. Sie war so über alle Begriffe elend. Mrs. Ritty mußte ihr den Tee herbeibringen und sollte Umschläge um die schmerzenden Stien machen. So war es noch am besten, wenn sie nichts hörte nach sah von all den unausstehlichen fremden Menschen und von der ganzen schänden Welt. Aber dann wurde sie der selbstankerklegten Folliehaft doch überdrüssig. Sie wollte mit ihrem Rodak in das arabische Bierde, und malerische Straßenpartien aufnehmen. Da fiel ihr der anscheinliche Vorrat von Aufnahmen in die Hände, die sie bereits in Nairo gemacht hatte. Und fast auf jedem Bilde — er! Rutbard zu Gl. Rutbard, die Pyramide erstigend, Rutbard im

Teppichbazar, Ruthord im Wüstenlande Sesta haltend.

Nun war es wieder vorbei mit jeder Unternehmungslust. Schluchzend barg Frau Hanna das Gesicht in den Händen und weinte — weinte, so wie sie noch nie in ihrem Leben geweint hatte. Nein, so ging das nicht weiter. Dieses Leben war ja ein langsamer Selbstmord. Sie mußte fort von Rairo, fort!

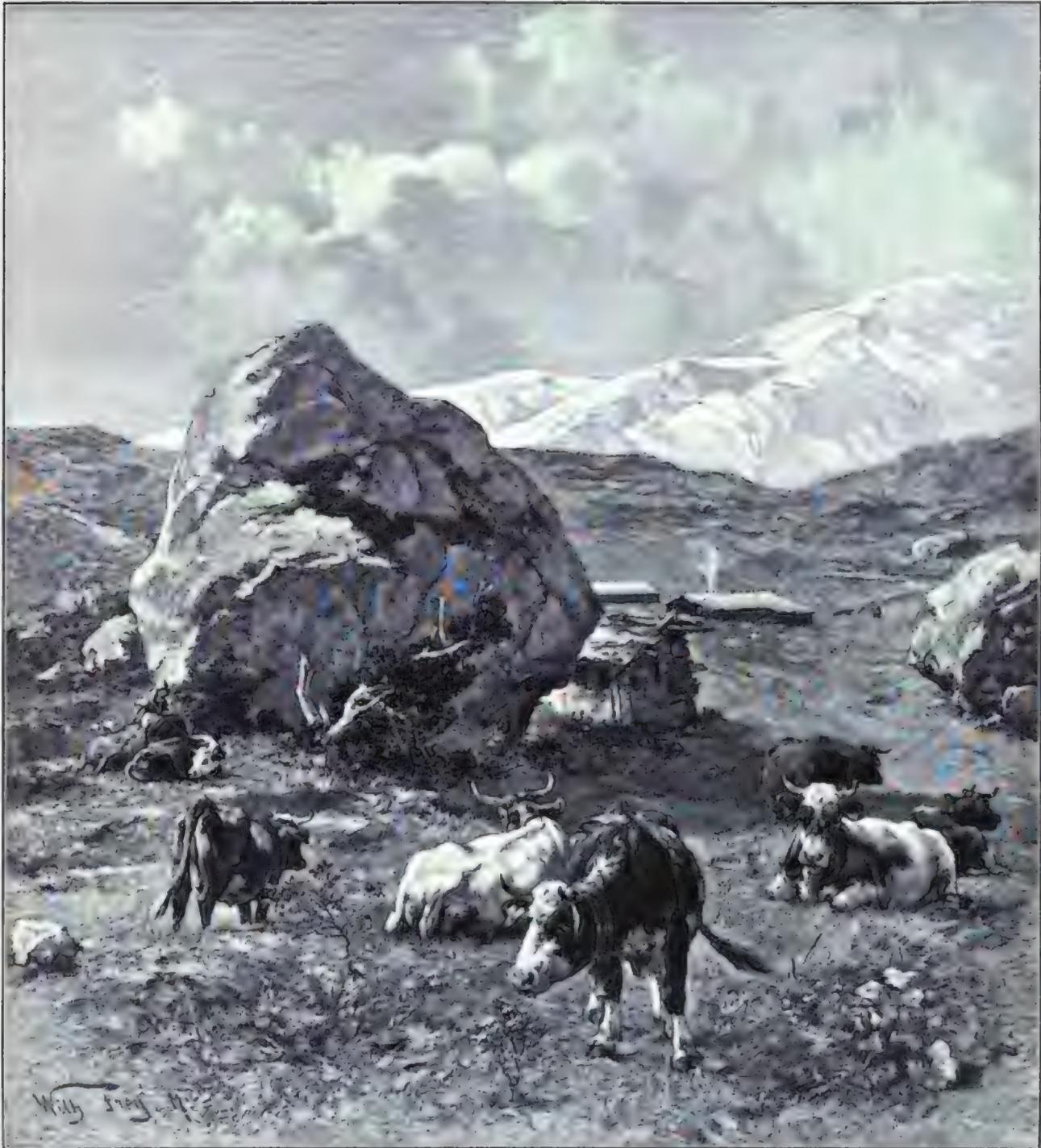
Empfang, Diner, Musik — ich habe schon die zwanzig schönsten Gondeln Venedigs für den Tag gemietet. Und Du mußt kommen, Hanna, Du mußt! Ich erwarte bestimmt Deine zusagende Depesche."

Mrs. Brooke befand sich nur fünf Minuten. Dann trug der braune Boy den Zettel mit „Ich komme!“ auf das Telegraphenamt. So — und nun ein Strich unter den traurig beschämenden

„Und — Sie kommen nicht wieder?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Nein.“

„Ja, aber — weshalb — ich glaube . . . Mrs. Brooke, dahinter steckt etwas anderes.“ Er trat ganz dicht an sie heran und ergriff ihre Hand: „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Aber ich will klar sehen. Weshalb haben Sie mich so behandelt diese letzten Tage, so ganz — unverständlich?“



Jennalpe im Aghenthal. Nach dem Gemälde von Wilhelm Frey

Und wie der Zufall ihr gewöhnlich zu Hilfe kam, so auch in dieser traurigen Angelegenheit. Die Brindisipost brachte ihr am nächsten Morgen einen Brief von Gelia Wingate, die diesen Winter in Venedig verlebte, mit der Nachricht, daß die junge Dame sich mit einem italienischen Mäler verlobt habe und in acht Tagen Hochzeit machen werde. „Eine Hochzeit in ganz engem Kreise, aber fabelhaft stimmungsvoll. Alles auf dem Wasser.

Roman! Hanna war mit Kitty und der Jungfer eben in voller Packtätigkeit, da klopfte es an ihre Tür, und der treulose Professor trat ein — sehr bleich, ganz merkwürdig bleich.

„Der Hoteldirektor sagt mir, daß Sie reisen.“  
„Nun ja.“ Und Mrs. Brooke erzählte ihm vom Anlaß der Reise, ganz kühl, als ob es sich um eine Tagestour handelte, während Kitty und die Jungfer sich diskret zurückzogen.

Die heftige Bewegung, die sich in ihren Hüften malte, ermutigte ihn, und er fuhr fort, ihre Hand leise an sich ziehend: „Ich glaube einmal, daß — ich Ihnen ein wenig lieb wäre; Hanna, sprechen Sie!“  
„Nein, hatte er schon den Arm um ihren Oberkörper gelegt — diese Fertigkeit!“

Energisch bäumte sich die junge Frau zurück. „Und wenn auch, dann — ist jedenfalls nun alles vorüber, denn — zu dumm, nein, wirklich! Sie

hatte recht kühl und majestätisch bleiben wollen, und nun stürzten die Tränen herab? — denn — ich weiß alles."

Verdruht sah er auf die Weinende. „Ein Zufall hat mir alles verraten.“ Und sie erzählte ihm — freilich nicht die volle Wahrheit, die wollte ihr doch nicht über die Lippen — nein, ein Luftzug habe ihr das verhängnisvolle Blatt vor die Füße geweht, als sie sein Zimmer betreten, und beim Aufheben habe sie die Worte gelesen. „Ein Pächter stiller Einsicht umspielt ihren Mund“, zitierte sie, sich bei der Erinnerung erdhigend.

Er nickte. „Um — ja, aber ich verstehe noch immer nicht.“

„Noch immer nicht? Nun, ich dachte, nach allem, was zwischen uns —“

Wieder diese erbärmlichen Tränen! Jetzt verstand er endlich und brach in lautes, herzliches Lachen aus. „Ja — und ahnen Sie denn gar nicht, wer die Dame ist?“

„Wie sollte ich?“

„So hören Sie denn: Nefes-Potev heißt sie und ist fürstlichen Geblüts, Prinzessin aus der vierten Dynastie, in grünem Basaltstein labellos gebildet, aufgefunden zu Salkara in der Mastaba, deren Freilegung während dieser letzten Zeit meine wissenschaftliche Seele derartig in Anspruch genommen hat, daß alles andre, selbst das Edelste, Schönste, für eine kurze Weile in den Hintergrund treten mußte.“

„Nefes-Potev? Aus grünem Basalt? O Herr Professor, und ich —“

Der Jubelton ihrer Stimme war so aufrichtig, daß Hubhard vollkändig vergaß, wie er noch vor wenigen Stunden sich mit ernstem Zweifel gequält hatte, ob es nicht eine große Torheit wäre, ein so verdorren junges Wesen an sein ernstes Dasein zu knüpfen. Nun war jeder Zweifel zerstoßen; er fragte Mrs. Hanna Brooke gar nicht einmal, ob sie sein Weib werden wolle, sondern schloß sie einfach in seine Arme.

Mrs. Selia Wingate in Venedig erhielt drei Stunden später eine neue Depesche, die ihre Vorgängerin widerrief. Und der erste Brautbesuch des glücklichen Paars galt der grünbasaltenen Nefes-Potev, die seit gestern aus ihrer sandverwehten Grabkammer in ein Gewölbe des vielgliedrigen Altekunstmuseums übergeführt war. Dort sah sie steif auf ihrem Sockel, die Füße dicht nebeneinander gestellt, die Hände auf den Knien.

„Spitzbübchen, du!“ sagte Mrs. Hanna Brooke, ihre zierlichen Händchen gegen die steinerne Schöne ballend. „was hast du mich für bittere Tränen gelöst, du mit deiner stillen Einsicht!“ Nefes-Potev aber lächelte dummszufrieden weiter, so wie es sich schied für eine Prinzessin aus der vierten Dynastie.

### Waldeszauber

In tiefen Waldeschweigen  
Lieg' ich in süßer Ruh';  
Die Bäume mit ihren Zweigen  
Fächeln mir Kühlung zu.  
Wolken mit goldenen Baumen  
Schimmern durchs grüne Dach,  
Die Seele eilt im Traume  
Dem wogenden Glanz nach.  
Da kommt der Schlaf verflohen  
Und reich mir die reiche Hand  
Und führt mich auf leichten Sohlen  
Ins alte Märdenland.  
Ich schlammte tief. — indessen  
Kletter ein Pantoffel von Glas,  
So naht die verwunschene Prinzessin  
Und setzt sich zu mir ins Glas.  
Heil einem grauen Jährhunderte  
Hält sie ein Zauber in Gann.  
Halt hoffend, halt verwundert  
Schaut sie den Schläfer an.  
Sie blüht aus großen dunkeln  
Augen und ist so hold.  
Ihre klauen Köcken funkeln  
So hell wie gespannener Gold.  
Leis' klopft' ich durch die Leder,  
Mir ist so wunderbar.  
Da fällt auf die Wangen mir nieder  
Eine Locke von ihrem Haar.  
Ich öffne die Augen, — da sagt sie  
Mit erstem Besuche: „Ich bin's."  
Die verwunschene Prinzessin, — dann fragt sie:  
„Und du? — bist du der Prinz?“  
Und soll' ich heul noch hangen,  
Ich läge: „Hörstest du?“  
Da schiebt es ihr heiß in die Wangen,  
Und sie küssert: „Dann küsse mich!“

Aug. 5. Dlinke



und Gebräuden, ihrer Sprache, ihrer Religion, lebt dort der kleine Stamm der Philippinen, einer den Kastoliten zugehörigen russischen Seite, von der man sagt, daß ihre Satzungen ihnen das Töten in jeder Form verbieten, weshalb sie sich gewiegert hätten, Kriegsdienste zu leisten, und deshalb ihre Heimat verlassen mußten. Gewiß ist dies nicht, da sie selbst unerbürdlichen Schwierigen darüber bewahren. Jedenfalls aber wurden sie aus religiösen Gründen verbannt, und Friedrich der Große gewohnte ihnen, ebenso wie den Schwaben im Gemland, den Salzburgern in Vitauen, nach seinem Grundsatze: „In meinem Reiche kann jeder nach seiner Fasson selig werden.“ Gastrecht in Masuren, seiner entlegenen, damals noch so schwach bevölkerten Provinz. Aber während die beiden andern Volksstämme allmählich ihre Sitten mit den einheimischen vermischten, ihre Söhne und Töchter mit denen der eingesehnen Familien verbanden und so rechte, echte Ostpreußen wurden, deren Abstammung nur noch der Name und vereinzelte Ausdrücke verraten, leben die Philippinen noch heute in harter Abgeschlossenheit in dem ihnen schon damals zugewiesnen Alt-Altta und seiner Umgebung.

Der Reisende, der von Lügen aus mit dem Dampfer die schönen masurischen Seen besucht und sich vielleicht in die Wäldungen verirrt, die um deren Berle, den Niedersee, liegen, ist nicht wenig erstaunt, wenn er plötzlich im Sonnenlicht das doppelte Kreuz der griechisch-orthodoxen Kirche aufleuchten sieht, die wiebelförmigen Kuppeln der russischen Gotteshäuser erkennen, russische Worte hört und von Gestalten mit unverfälscht russischem Teputz umgeben wird; denn so haben sie sich erhalten in ihrem weltabgeschlossnen Winkel, den sie nur zu gewissen Zeiten verlassen.

Wenn nämlich im Frühjahr die Obstbaumblüte vorüber ist und sich winzige grüne Früchte von Rirschen und Pfäumen, Äpfeln und Birnen bilden, dem Laien noch kaum erkennbar, ihnen — den Kennern — aber schon die zukünftige Ernte Martlegend, begeben sie sich auf die Reise. Da sieht man sie in ihren langen Röcken über saltigen Dendern, die weiten Weinleider in hohe Stiefel gesteckt, in Trupps von drei bis sechs (nur ein kleiner Teil bleibt zur Bestellung der Ernte zu Hause) besonders die südliche Hälfte der Provinz durchziehen, um die Obstgärten der Güter und großen Bauerngehöfte zu taxieren und ihre Pachtverträge abzuschließen. Scheinbar erbittert Konkurrenzen, bilden sie doch untereinander einen förmlichen Ring, damit kein anderer diejenigen Gärten erhält, die ihnen als gut und ertragreich bekannt sind. Und man sieht sie immer gern kommen, denn die eigne Bewirtschaftung einer großen Obstplantage ist bei dem so wie so schon schwierigen und weitverworrenen landwirtschaftlichen Betrieb in Ostpreußen nicht leicht und würde kaum lohnend sein. Die Philippinen aber sind — es wird mir schwer, das als Deutsche zu verstehen, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben — unendlich viel gewandtere und liebenswürdigere Pächter als die Deutschen.

### Russische Obstpächter in Ostpreußen

Dies eingebettet zwischen dunkeln, mächtigen Nichtenwäldern und lieblichen Seen liegt mitten im Herzen Masurens ein Städtchen fremden eigentümlichen Wesens. — In treuem Festhalten an ihren alten Sitten

Die Pachtverträge werden jetzt noch häufig — früher aber war das stets der Fall — in der Form abgeschlossen, daß der Pächter neben dem bestimmten Gelddetrage eine festgesetzte Menge Winterobst und den täglichen Bedarf für die herrschaftliche Tafel zu liefern hat, wofür er Futtermittel für seine Pferde, das Material für die Wächterhütten sowie Kartoffeln und Milch erhält. Während aber die deutschen Pächter bei all dem oft die größten Schwierigkeiten machen, ist der Philippone stets mit allem zufrieden und bringt mit freundlicher Bereitwilligkeit seine besten Früchte. Freilich wandern dafür wohl auch manche Gurke, manche Zwiebel von den Gemüsebeeten des Verpächters in die Kochtöpfe des Pächters, aber diese kleine Verdricklichkeit wiegt doch nicht die großen Annehmlichkeiten seines stets bescheidenen und liebenswürdigen Wesens auf.

Sobald die Früchte sich zu färben beginnen, kommen die Philippinen mit ihrer Familie, die auch schon in ihren jüngsten Gliedern ausmerkliche Wächter bildet, und mit ein bis zwei struppigen kleinen Pferden angezogen und beginnen ihr schwieriges Werk. Ich glaube kaum, daß so ein richtiger Obstpächter, von der ersten Kirche bis zum letzten Apfel, jemals aus seinen Kleidern herauskommt oder eine Nacht ruhig schläft. Am Nachmittag wird das Obst abgenommen und sorgfältig verpackt. In der Nacht fahren die Leute damit langsam durchs Land, um am frühen Morgen als die ersten auf den Marktplätzen der oft weilenweit entfernten Städte oder bei Kirmes und sonstigen Volksbelustigungen der unliegender Dörfer anwesend zu sein und nach Verlauf der Ware schnell wieder zurückzufahren, um neue für den nächsten Tag vorzubereiten.

Inzwischen bewachen die Familienangehörigen oder eigens dazu angestellte Wächter die ausgedehnten Obstplantagen, zu welchem Zwecke die Leute an den entlegenen Stellen, wo sie möglichst ungeschen sind, Hütten bauen.

In diesen Hütten, im Volksmunde „Buden“ genannt, die innen mit Stroh und Werten ausgefüllt sind, und vor denen eine Bank und ein Tisch aus ragen Brettern zusammengefügt werden, lebt die Familie monatelang, stets vergnügt und zufrieden, dabei merkwürdig sauber und frisch aussehend in den bunten Kaltumhängenden und Röcken, den grellfarbigen Kopftüchern der Frauen und Mädchen. In einiger Entfernung davor befindet sich eine Feuerstelle, über der ein Dreifuß steht, oder ein aus wenigen Backsteinen aufgerichteter Herd, und in den Zweigen des nächstliegenden Baumes schaukelt meistens eine Kiste an vier Stricken, in der der jüngste Sprößling schläft. Der ganze Platz ist immer frisch gefegt, und oft gibt ein Handtuch mit schön geflickten altrussischen Mustern, das an dem Eingang der Bude hängt, Zeugnis von der Kunstfertigkeit der Frauen. Das Ganze aber, umgeben von Beegen rotbackiger Äpfel und goldiger



Philippinensfamilie vor ihrer Hütte



Strassenszene in Florenz. Nach einer Zeichnung von C. Arriens  
(Taf. 2, 60)

Bienen, die im Grase ringsherum zum Nachreisen aufgeschichtet sind, gibt ein gar anmutiges Bild. Für die Kinder der Gutsherrschaft besigt es natürlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft, die Lehrer und Sonnen oft der Verzweiflung nahe bringt. In meiner Jugend verband uns stets eine innige Freundschaft mit den Kindern der jedesmaligen Pächter, der Stepanida, Tatjana, Marussa oder Belageta, dem kleinen Feodor, Zwan oder wie sie sonst heißen mochten. Unsere Frühstück- und Vesperbrote fielen dieser Freundschaft fast immer zum Opfer, wofür sich dann allerdings unsere Taschen auch wieder mit Äpfeln und Birnen füllten, die, wenn auch oft noch recht unreif, doch unendlich viel besser schmeckten als die ausreifelesten Früchte am Herrschaftstische.

Das Interessanteste für uns Kinder aber blieb es doch, wenn wir nach dem Abendessen noch hinaus durften, um unsern Freunden eine Ranne heißen Tees zu bringen und zuzusehen, wie sie nach des Tages Arbeit um das Feuer lagerten, dessen roter Schein die kleine Dütte und die mächtigen Bäume herum magisch beleuchtete, ihre Kartoffeln aßen und dazu den aus faulen Äpfeln in großen Tonnen bereiteten Kwass tranken, tief melancholische Lieder dabei singend oder feurige Tänze auf der Handharmonika spielend.

Wenn nun im Herbst der Abschied naht, wenn die Bäume leer geworden sind und die letzte Pachttrate gezahlt werden soll, dann spielt sich fast jedesmal dieselbe Scene ab. Der Pächter läßt die Frau oder Tochter des Hauses, von deren weichen Herzen er den meisten Erfolg hofft, bitten, sie persönlich sprechen zu dürfen, und übergibt ihr den vollen Pachtbetrag. Dabei bricht er plötzlich in Tränen aus, die nicht leise in seinen Bart rieseln, sondern in wahren Strömen direkt auf den Boden rollen, und versichert, wenn er vielleicht das alles auszahlen müßte, dann hätte er auch nicht den geringsten Verdienst und müßte mit seinen armen kleinen Kindern im Winter hungern. Obgleich man genau weiß, daß das nur eine, den echten Filipponen charakterisierende Komödie ist und daß er ein sehr gutes Geschäft gemacht hat, so erhält er doch fast immer eine Ermäßigung. Selbst wenn sie nur gering ist, versteht sie ihn in die glücklichste Laune. Er streicht seine langen Haare, die ihm vor Aufregung tief über die Augen gefallen waren, erleichtert zurück und schwört bei allen Heiligen, im nächsten Jahre aber auch ganz, ganz gewiß alles bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen.

Den Winter verbringen die Filipponen in einem wahren dolce far niente. Da liegen sie in ihren Pelzen im heißen Zimmer auf der Ofenbank und vertreiben sich in ihrem Dampfbade, das auch nicht im kleinsten Häuschen fehlt, den in kalten, requirierten Sommer- und Herbstnächten geholten Nerven. Nur ab und zu unternehmen sie einen Jagd- oder Fischzug, auf welchen Sport sie sich meisterhaft verstehen.

A. von Bock

**Nächtliche Ballonfahrten**

Die bedeutendsten meteorologischen Zentralen des Reiches haben in den letzten Jahren ständige aeronautische Observatorien errichtet, deren Erfolge nicht gering waren. Die Erforschung der physikalischen und elektrischen Zustände der Atmosphäre kann sich aber nicht mit den Ergebnissen aus geringen Höhen, wie solche ausgelassene Fesselballons und Drachen liefern, begnügen; es sind vielmehr (besonders für elektrische Messungen) Dauerfahrten in jenen Regionen erforderlich die

Hand eines erfahrenen Aeronauten, veranschaulicht treffend den im Dienste der Wissenschaft auf nächstlicher Fahrt begriffenen Ballon. Das still durch die Mondnacht ziehende Luftschiff trägt drei Passagiere, die, versehen mit dem gesamten Rüstzeug der modernen Meteorologie, emsig an der Arbeit sind. Elektrische Reflektorlampen ermöglichen die Kontrolle der feinstempfindlichen Instrumente. Die dem Abend (Nacht) des Ballons sich entwindenden grünlichen Dämpfe des kristallisierenden Gases künden den Eintritt des Luftfahrzeuges in die Eisregionen an. Die in bläulicher Tiefe ruhende Erde verrät sich nur noch durch das Silberband des Flusses,

der nach dem Horizont hin im nächtlichen Dunstgebilde sich verliert. Der Aérostat steigt beständig; bald ist das Höhengebiet des Caucasus (Mount Everest, 8840 Meter) erreicht, in dem freilich nur der erfahrene Luftschiffer, ausgerüstet mit künstlichem Sauerstoff und mit den Schutzmitteln der modernen Ballontechnik, ohne Gefahr für das Leben verweilen darf.

U. S. J.



Nächtliche Ballonfahrt. Nach einer Zeichnung von C. E. Rodsch

weit über den von der Erde aus sichtbaren Wolken liegen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, vereinbaren die meteorologischen Institute unter bereitwilliger Teilnahme der militärischen Luftschiffkommandos die internationalen Simultanfahrten, wobei an vielen Punkten aufsteigende Ballons und Drachen nach einem systematischen Programm beobachtet und so korrespondierende Resultate über die Vorgänge in der Atmosphäre von höchstem Werte gewinnen. Bei solchen Gelegenheiten steigen bemannte und unbemannte Ballons auf, letztere mit selbstregulierenden Instrumenten ausgerüstet. Die Dauerfahrten der bemannten Ballons entsafeln meist auf einen Teil der Nacht. Unser Bild, von der

bereits die 8. Auflage vor; die fünf ersten waren binnen zwei Monaten vergriffen, und damit dürfte jene abbrechende Beurteilung wohl hinreichend widerlegt sein. In diesem großartig angelegten Roman will Jola das Problem der modernen Volkserziehung darlegen; er verlegt zu diesem Behuf ten Kampf um die Rehabilitation eines unglücklich Verurteilten, zu dem ihm der Leopold-Prozess die „unmöglichen Aufgaben“ liefert, in eine andre Umgewandlung, wobei ihm ein Heldenstück der allerhöchsten mit unerschütterlichem Gefolge vor einigen Jahren in Eike zur Verhandlung kam, als Botschaft diente. Die Roman zeichnet sich Jolas „Bühnen“ durch große Komposition und Reichum der Handlung aus, so daß das Interesse des Lesers mächtig erregt und bis zu Ende nachgehalten wird. Das Werk besitzt aber auch als kulturgeschichtliches Dokument einen hohen und bleibenden Wert und sollte von allen gelesen werden, die an den geistigen Kämpfen der Gegenwart teilnehmen.

**Literatur**

In einer feststehenden autobiographischen Skizze äußert Emilie Jola über ihre literarische Tätigkeit: „Wenn politische und soziale Fragen einen großen Platz in meinen Wägen einnehmen, so geschieht dies, weil ich als bloßer Beobachter von der Ungerechtigkeiten und Entwertung der Zeit betroffen bin, und weil ich als Mann danach strebe, daß mehr Gerechtigkeit und Gütlichkeit unter meinen Mitmenschen herrsche.“ Unter dem Einfluß der politischen und geistigen Kampfbewegung entwirrt sie die polemische Kraft immer mächtiger in ihm, und nicht nur der flammende Brief „J'accuse“ und Jolas Artikel über den Teufels-Handel waren Meisterwerke der Angriffsliteratur, sondern auch sein letzter Roman „Woharheit“, sein literarisches Vermächtnis, ist ein Kampf- und Mahnruf an die Zeitgenossen. Er bildet den dritten Teil der „Aber Erangelien“ und ist, wie der erste und zweite Teil, die Romane „Bruderschaft“ und „Arbeit“, und die übrigen Hauptwerke des großen Meisters des Naturalismus, in einer ganz vorzüglichen Uebersetzung bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen (1901. Weinb. geb. 8 Mk.). Unmittelbar nach dem durch einen tragischen Zufall verfallenen Ende des berühmten Roman-Verfassers stellen seine Wegner, deren er wohl mehr gehabt hat als irgend ein anderer zeitgenössischer Autor, die doppelte Behauptung auf, seine Werke würden, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Romane „Gernot“ und „Der Zusammenbruch“, nimmermehr ein: für einmal der Vergessenheit an gehören. Nun liegt jedoch von der erwähnten Uebersetzung der „Bühnen“, die als geschlossenes Werk erst ein halbes Jahr nach Jolas Tode erschien, augenblicklich



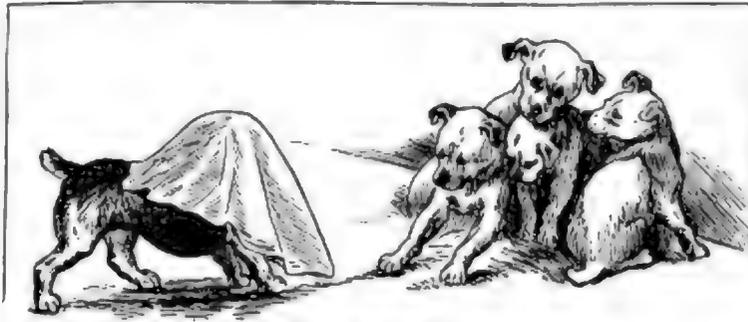




Ill. 41



Ich will's Maassoraten!



Der Butjemann



Peter und Go Cante



Dr. Phylax



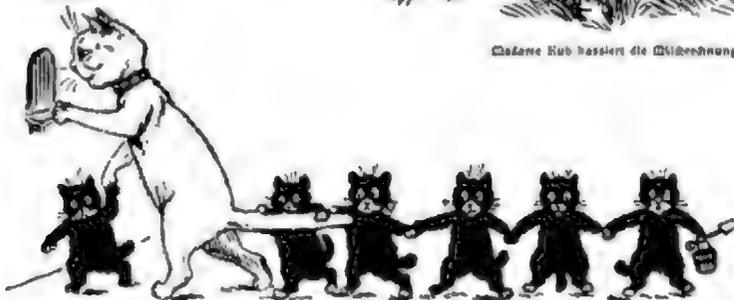
Madame Kuh hassiert die Milchrechnungen von



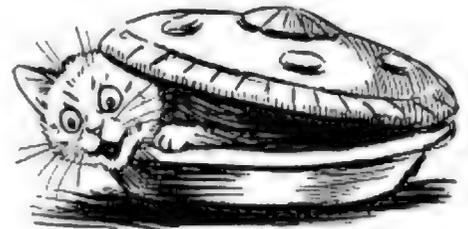
Das ungejagte Ditzchen



Fahrtarten-  
Ausgabe



Halte! euch an meinen Schwanz fest, damit ihr nicht verloren geht!



Kaninchenpastete?

### Aus dem „Ferien-Bilderbuch“ von Ueber Land und Meer

Der Verlag von „Ueber Land und Meer“ bietet den Lesern in diesem Jahre als ganz besondere Sommergabe ein „Ferien-Bilderbuch“, sprühend von Humor und schier unerschöpflich an lustigem Unterhaltungsstoff. Die ganz Kleinen werden an den vielen drolligen Bildern ihr Entzücken haben, die großen Kinder eifrig die niedlichen Gedichte und urkomischen Geschichten lesen, und auch die Erwachsenen werden sich an der originellen, gemütvollen, liebenswürdigen, heiteren Art erfreuen, mit der hier die kleinen Schwächen der Menschenkinder

in den verschiedenartigsten Tierfabeln widergespiegelt sind. Wir zweifeln nicht, daß das „Ferien-Bilderbuch“, das wir unsern Lesern für den geringen Preis von 1,50 Mark überlassen, allgemein mit Freuden begrüßt werden wird, entspricht es doch einem Bedürfnis, das sicher schon mancher in der Sommerfrische empfunden haben wird, wenn bei schlechtem Wetter die Kinder in den engen Stuben sitzen müssen und sich nach Beschäftigung und Unterhaltung sehnen. Diese bietet ihnen das „Ferien-Bilderbuch“ in reichstem Maße.



Bäder und Sommerfrischen

Ein noch viel in neuer bekannter Geländestück der Schweiz in das auf dem Jägerberg gelegene Hotel Jellenegg. Von der Westabdachung des Berges führt ein 1000 Meter über Meer gelegenes, aus guter Gabelsteine in ca. 170 Stufen bestehendes, das Wasser in einem Becken zu fassen der kleine Kuppel mit seinen reichen Kuppeln, gegenüber Hotel und Villa. Wegen der Schönheit der Luft über die feuchtesten Gänge des Berges führt ein die Höhen des Jura und der Schwyz. Die Höhe um das Hotel beträgt in reicher Trochäuslinie und Wald aus, die mannigfaltige, müdele Spalergänge gehalten. Die Luft ist absolut sauber, das Klima frisch, belebend, doch nicht zu sehr anstrengend. Wohlhabende Gäste sind freilich der Bewegung verrückt über.

Schachbriefwechsel

Berichtung. In der Aufgabe von Dr. G. Blücher in Rhein (Nr. 30 Seite 19) ist nach des schwarzen Springers ein schwarzer König e8 zu fERN. 3. G. H. in Rochenbau. Wie wie an anderer Stelle bereits bemerkt, besteht in Nr. 19 der Bericht 1. L67-21 an der Aufstellung e8-c8. N. G. in Blücher. Sie wollen Nr. 10 in zwei Rügen lösen, und zwar durch 1. h8-c8-03 1. f8-f4. Sie überleben, das Schachspiel diesen Mannern durch g8-c8 ein passantes schlagend kann. 2. Ziberti in der h8-d8-g8-d8. Ihre Lösungen zu 11 und 22 sind, wie immer, labil. In ihrer Aufgabe führt in der Not auf 13-16 nicht 2. f8-c8 auf 2. L67-21 von Hile. Wichtige Lösungen fanden ferner ein: Kolibald Kuhn in Chemnitz zu Nr. 14 und 19; G. Wenzel in Hamburg zu Nr. 19; G. Z. in Graz zu Nr. 20 und 31.

Rätselsprünge

Table with 5 columns: groß, an, klein, tel, lor, die. Rows contain letters forming words like 'ent', 'ber', 'Kaf', 'tet', 'den', 'brit'.

Betonungsrätsel

Der Spargelkühler mit Schmwanz geht durchs Feld, drauf steht der Spargel steht; das wird das Feld in Stämmen stehn. Wenn die - - - - - so beginnt. Der ledige Richter sitzt am Welt; er dacht und steht vor Ungeduld; das rote man fertig sein Geduld; - - - - - Tod die - - - - - gelangt ihm nicht!

Silberrätsel

Die Silber Gine-Präl nennen im Kartenspiel ein Spiel; drei geme macht der Feinmann. Ganz Wand und Bahren he hat. Bier-Pfand auch viel es geben. Sol's deutliche Danbert gedehnt; über eines Fächiges lernte. Gine-Präl-Bier-Pfand kann sein! Was liebliche Sommerliche Gine-Präl-Pfand recht ist bekannt; ein Pfand, das so auch hebet. Nimmt man noch gem hat Pfand. Drei-Pfand-Pfand auch auf Gütern Turch Silde und jeder gebt; Gine-Präl-Pfand-Pfand kann man. In höchsten Schloßern sein. A. M. S.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt. Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmässig anwendet, übt die nach dem heufigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Advertisement for Winterstein's Ideal-Koffer. Includes text: 'Solid - Hochelegant - Dauerhaft.', 'NEU! Winterstein's Ideal-Koffer', 'Für jeden Koffer 2 Jahre Garantie.', and a table of specifications.

Im Sommer genügen fünf Tropfen Nicles Pfefferminzöl (Alcool de Menthe de Nicles) um ein sofort fertiges, erfrischendes und vitaminisches Getränk herzustellen, dessen Stoffen nur einen halben Pfennig beitragen. Es mildert den Durst bei schlechter Verdauung, Magenbräuen, Blähungen und Halbschlaf. Nur echt in Originalflaschen mit dem Namen de Nicles. Erhältlich in Trogetten, Parfümerien und feineren Colonialwaarenhandlungen zu M. 1.25, 1.50 und M. 3.00. Näheres durch das Nicles-Depot in Frankfurt a. M.

Advertisement for Stickererei Stoffe. Includes text: 'STICKEREI STOFFE', 'Größtes Lager in Stoffen aller Art für Tapeten, Leinwandstiche, etc.', 'STICKEREI MUSTERBÜCHER', 'STICKGARNE', 'Baumwolle, Leinen, Seide, Waschechte Farben'.

Advertisement for Neue Parfums. Includes text: 'Neue Parfums der Königl. Hoflieferanten J. F. Schwarzlose Söhne', 'Hohenzollern-Veilchen', 'Syringa-Violetta', 'Bouquet-Electa'.

Advertisement for Städtisches Eisen-Moor-Bad. Includes text: 'Städtisches Eisen-Moor-Bad', 'Babination, Schmiedeberg Postbez. Halle', 'F. A. Winterstein, Bad- u. Bade-Verwaltung'.

Advertisement for Gebr. Schmidt's Biscuits. Includes text: 'Gebr. Schmidt's Biscuits sind die besten!'.

Advertisement for Sahn-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits. Includes text: 'Sahn-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits, Feinste Wiener Dessert-Biscuits, Lommatzcher Biscuitfabrik, Gebr. Schmidt, Lommatzsch i. Sa.'

Advertisement for Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolate. Includes text: 'Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, Köln und Wien.', 'Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolate.', 'Vertreter für ganz Russland: Rud. W. Seuberlich in Riga.'

Advertisement for Keine schlaflosen Nächte. Includes text: 'Keine schlaflosen Nächte.', 'wenn Sie abends 1-2 Leithinervin-Pastillen nehmen.', 'UM SCHLANK ZU WERDEN', 'Finales Apollo'.

Advertisement for Basen-Hunde-Zucht-Anstalt Arthur Seyfarth. Includes text: 'Basen-Hunde-Zucht-Anstalt Arthur Seyfarth, Köstritz, Thüringen, gegründet 1884.', 'Lieferant vieler europäischer Hefe.', 'Referenzen aller Länder! Expert nach allen Weltteilen!'.

Advertisement for Sirolin. Includes text: 'Sirolin', 'Wird von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, wie Chronische Bronchitis, Keuchhusten, und namentlich auch in der Reconvaleszenz nach Influenza empfohlen.'

Advertisement for Sirolin (continued). Includes text: 'Wird wegen seines angenehmen Geruchs und Geschmackes auch von den Kleinsten gerne genommen.', 'Man achte darauf, dass jede Flasche mit untenstehender Firma versehen ist.', 'F. Hoffmann-La Roche & Cie., Chem. Fabrik, Basel & Grenzach'.

Advertisement for HONIG. Includes text: 'HONIG', 'zu haben in fast allen besseren Lebensmittelhandlungen', 'Einschmelze enthält 20% Honig', 'Einschmelze von S. F. H. 1903, 1000 Gramm', 'Einschmelze von S. F. H. 1903, 1000 Gramm', 'Einschmelze von S. F. H. 1903, 1000 Gramm'.





90. Band. Fünfundsieziger Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Einmal Postbogen 3 Mark 25 Pfg. ohne Bestellschein

## Der Schatten

Erzählung  
 von  
**Gruft Bahn**  
 (Fortsetzung)

Als Violanta geraume Zeit später das Haus verläßt, ist ihr Schritt leicht; ihrer Lebtag ist sie noch nie so frei ausgeschritten. Das Herz schlägt ihr, wenn sie an das Haus denkt, in das sie kommen soll, an die Kennerin, die gerade, angesehene, an den Bauern, der ihr Mann werden wird! Sie trägt die Brust voll hoher und froher Vorzüge mit fort und fühlt sich stark und jung.

Froh und stark und jung fühlt die Violanta sich ihre ganze Brauterschaft hindurch. Im Dorf hebt ein Sturm von Staunen und Wundern und Neiden an. Haben schon vorher viele die Augen allwärts an der Violanta hängen gehabt, so kann sie jetzt erst recht die Blicke aller fühlen, sobald sie sich im Freien zeigt. Sie weiß, wie sie hinter ihrem Rücken tuscheln und reden, weiß, daß sie nicht eitel Gutes sagen, aber das Flüstern ist ihr fast so behaglich wie ein trauliches Windraunen; während es dauert, drängt sich ihr die Brust hervor; zeigen wirft ihnen, was in dir steckt, Zureich-Violanta!

Als sie am Sonntag nach dem Verspruch zur Kirche geht, trägt sie einen Goldreif am Finger. An den Schwestern hat sie früher solchen Ringschmuck gesehen; sie selber hat nie derartiges getragen; seit ihr Adelrich den ganz schweren, glatten Ring an den Finger gesteckt hat, glaubt sie ihn immer ansehen zu müssen. Die innerliche Freude drängt sie auch auf dem Kirchenweg mächtig vorwärts, so daß die Magerin, die sie führt, einmal ganz unwirlich an ihr hinaussieht und meint: „Du hast es aber einmal eilig heute!“

Kurz vor der Kirchentür halt der Adelrich die zwei Frauen ein; nun kann Violanta unter dem Staunen der Dörfler die letzten Schritte zwischen den zwei wackeren Menschen, der Magerin und dem Adelrich, tun! Ihr ist wohl und sicher zu Mut. Ihre Augen leuchten, und als drinnen in der großen, schönen Kirche der Klang der Glocken mächtiger und weihvoller noch als draußen schallt, zwingt sie etwas zur Decke aufzublicken, und in ihr redet es heimlich: Du, du da oben im Himmel, ich danke dir! Dabei sind, was der Violanta sonst nie geschieht, ihre Augen naß; das Glück macht sie weich.

Ihr Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebesleute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich lieb haben, so zum Fressen, wie das Jungweib in dem Stand sonst liebt, sie würde



Der Bootstieber. Bronzestatue von A. Alberti

ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn ungelehrt scheint Schem zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammen sitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zitterigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eisigen Sprechern zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Gulsein der Violanta gegenüber. Diese schmückt eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anguslossen sei, und die Rennerin tritt hinzu und krant aus allerlei Kasten und Truhen eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!“ Und nachher sitzen sie beisammen und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus kaufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen muß doch, wie wir wohnen werden,“ und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafkammern steigen. Ueber eine weißgelandete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Hauses, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, alt, alle sauber wie alles im Rennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine niedere mächtige Stube. Zwei steife alte Bettstellen stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und eine Bierborde von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Kachelofens, der an der einen Wand steht. „Da schlafen wir,“ sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt hinein, als hielte Schem sie beide zurück. Mit vorgebeugten Köpfen spähen sie hinein.

„Das ist aber schön,“ sagt Violanta mit engem Atem. Sie stehen ganz nahe bei einander, und da sagt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es dir?“ sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und trägt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer andern Tür zugehen. Auch diese öffnet Adelrich, langsamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die Mutter,“ erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um wenig kleiner ist als die von vorher. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Welt hat der Kaiserlicher Renner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Helle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie, in schmucken Rahmen gefaßt: der Marianus Renner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Ruck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da,“ sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegzun, er ist ihr halt immer noch der liebste.“

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr weh tut,“ sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimm du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhilft, wo eines nicht selber herrschaft zuweisen darf.“

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja,“ murmelt er, „das

könnte ich ja — so — könnte ich.“ Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und andern Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, unten aus der Wohnstube tritt, um heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als sie in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichem Stolz steigt, ein Schatten.

## VII

Nun ist es geschehen. Die Nagerin hat eine andre Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Nagerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Renner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gemohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Frühmorgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gesindevolk, und nachher eine Reise ins Taland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adelrich, der zu Rürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimlich geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Rennerin gewähren und hochste, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei kraftvolle Hände sich neu an den Wirbel eines Treibrads legen. Die Rennerin und der Adelrich sehen einander jetzt nach Wochen drei, viermal des Tages mit staunendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Armele aufgeschulpt, in schlichtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Hause umher. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie dem Adelrich nach in die Alpbätten; auf dem Land geht sie den Amedien mit Gabel und Sense voran; wenn es not tut, nimmt sie die Brenne auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein anderer zu holen Zeit hat. „Lasset mich machen, Mutter, gönn' Euch mehr Ruhe,“ das sind die Worte, die die Rennerin tagtäglich zu hören bekommt, und die Alte weiß selbst nicht, wie eine Last nach der andern ihr von den Schultern und der Jungen auf den Rücken gleitet. Dabei leuchtet der Violanta Gesicht, selbst eine leise Röte ist in ihren alabasterfarbenen Wangen um diese Zeit; wenn sie den Blick ihres Mannes und denen seiner Mutter begegnet, lacht sie und wiegt sich im Gehen, und ihre ganze Gestalt schwillt von überschüssiger Kraft; ohne daß sie es sagt, ist ihr von den Lippen zu lesen: viel mehr noch möchte ich schaffen, viel mehr noch kann ich! Die von Oberalpen haben gelernt, den Hut zu ziehen vor des Adelrich Renner's Weib, nicht nur weil sie arbeitet wie zwei, sondern weil sie zu regieren weiß, als wäre sie ihrer Lebtag einem großen Haushalt vorgestanden. Und so gehen die Wochen und die Monate, und kein sichtbarer Schatten ist im Rennerhaus. Auch Violanta steht keinen. Oder doch! Manchmal huscht etwas durch ihren hellen Tag, so flüchtig, daß sie nachher kaum weiß, es sei dagewesen. Was brauchen sie des Marianus Namen zu nennen! So selten seiner gedacht wird, manchmal erinnert doch ein Wort an ihn. Dann kann die Violanta nicht hindern, daß ihr der Herzschlag stockt und nachher um so stärker geht. Aber sie scheidet die Erregung nieder, und es gelingt ihr so rasch, daß, wenn es vorbei ist, keine Erinnerung daran sie lange lört.

Eines Tages kommt sie über den Adelrich, wie er in ihrer Schlafstube oben an einem kleinen Tischchen sitzt und Geld zählt. Es ist sonderbar, daß er das Geschäft da oben abtut, sein Schreibtisch steht sonst unten in einer an die Wohnstube grenzenden Kammer. Sie sieht auch, wie sein Gesicht bei ihrem Eintritt sich rötet; es ist ihm leicht anzumerken, daß er ein Geschäft tut, bei dem er allein sein will. Violanta geht einmal hin, einmal her. „Ist es dir lieber, daß ich gehe?“ sagt sie dann.

„Nein, nein,“ unterbricht er sich hastig mitten im Zählen einer Silberrolle. Nach einer Weile fängt er an, das Geld fest zu verpacken, steigelt

und kriecht mit ungelener Hand eine Adresse auf das Paket. Violanta hat indessen angehoben, die Stube aufzuräumen, sieht nicht nach ihm hin und erschrickt daher fast, als er plötzlich hinter ihr steht und ein: „Da, sieh“ sagt. Sie wirft einen Blick auf das Geldpaket, das er ihr hinreckt. Es ist an ein Vanthaus gerichtet; sie liest die Adresse.

„Die schicken es an drei verschiedene Orte,“ sagt der Adelrich. Sein Gesicht trägt einen seltsamen Ausdruck, halb von Horn, halb von Kummer. „Verpacken muß ich es immer heimlich, damit es die Mutter nicht sieht.“

„Es geht den Marianus an?“ fragt Violanta.

Der Adelrich dreht das Paket in der Hand. Es scheint ihn etwas zu würgen. „Ein Drittel ist für ein Mädchen im Verbot drüben, dem er das Kind erhalten muß,“ sagt er; „ein Drittel geht noch an den Geldverleiher, der ihn einmal in den Fingern gehabt hat; das letzte Drittel schicken sie ihm hinüber nach Amerika.“

Ein Unbehagen faßt Violanta, sie weiß nicht, wohin sie blicken soll. Sie beißt die Lippen zusammen und steht steif und doch unruhig da. Adelrich fährt fort in Absätzen, zwischen denen zitterige Atemzüge liegen, zu sprechen: „Gerade eine Arbeit ist es, bis das alle Jahre aus dem Land heraus ist. Nachher erst kann man an sich denken und Gott danken, wenn für einen selber auch noch etwas übrig bleibt.“

Er wendet sich mit seinem Paket gegen die Tür, kommt aber noch einmal zurück, als Violanta schon wieder nach dem Lappen gegriffen hat, mit dem sie just geht.

„Das ist noch nicht das Schlimmste,“ sagt er, und seine hageren Züge zucken wie in einer mühsam zurückgehaltenen Angst, „aber weißt du, an was ich immer denken muß?“

„An was?“ fragt Violanta. Sie ist jetzt weiß wie das Sterben, aber sie hat sich gefaßt, steht jetzt gerade da und sieht ihm fest ins Gesicht.

„Wenn er einmal heimläme,“ fährt er leise fort, „und wollte sein Geld haben. Es steckt alles im Land. Wie sollte es einer herausbringen! Das Land gilt nichts in den schlechten Zeiten. Und er ist feiner, mit dem man verständig reden kann. Mit ihm zusammen wirtschäften, das ginge auch nicht. Weißt Gott, was da werden müßte! Der Vater ist ein braver Mann, ein Ehrenmann gewesen; aber da, Gott verzeih mir's, hat er schlecht geseht. Ich wollte der Mutter nicht verraten, was an uns kommen könnte, wenn der Marianus will. Aber dir, Frau, du bist eine, der ich alles sagen kann.“

Er ist ganz nahe an Violanta herangetreten, faßt ihre Hand und drückt sie, immer wieder schliefert er die knochigen Finger fest um die ihren. Dann lachen seine braunen Augen sie an: „Bah,“ tröstet er sich selber, „man muß nicht immer an's Schlimmste denken!“

Violanta sieht noch immer unbeweglich. „Du hast selber gesagt, daß er sich wohl hüten wird, heimzukommen,“ sagt sie mit lauter, fester Stimme. Sie weiß nicht, daß sie das sagen muß, weil sie selber es zu hören verlangt. Adelrich nimmt den Trost auf. „Hast recht,“ sagt er und wendet sich zum Gehen, „und jetzt will ich's forttragen, das Geld! Aus dem Haus, aus dem Sinn!“ Damit schiebt er sich hinaus.

„Jetzt ist er einmal noch drüben in Amerika,“ ruft Violanta ihm mit einem ergungenen Lachen nach. „Denk doch, nach Amerika schickt ihn Geld, und das ist weit.“

Als sie nachher allein in der Stube ist, hält sie in der Arbeit plötzlich inne und sieht starr vor sich hin ins Leere. Es liegt ihr eine Last auf der Seele, vor dem Atem fikt ihr's; mühsam und mit einem unterdrückten Keuchen schüttelt sie die Beklemmung ab und tut, was ihr zu tun bleibt.

Diesmal weicht der Schatten nicht so bald wie sonst. Ein paar Tage lang läuft Violanta herum, tut ihre Pflicht, stark und eifrig wie je, trägt aber ein heimliches Jagen in sich, daß einer von dem Marianus reden möchte. Dann aber,



**Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus** (Crist. S. 250)

Nach einer Zeichnung von Alex. Kirchner

wiederum nach Tagen, kommt etwas in ihr Leben, das sie Sorge verjagt. Dem Adelrich, dem Mann, hat sie in derselben Stube, in der sie von dem Wöfen, von dem Marianus, gesprochen haben, das Gute zu sagen, das, daß er ein kleines Korbbett neben die zwei Bettstellen legen soll. Adelrich wird glührot vor Freude und macht vor Freude ein buntes Gesicht und zittert und steht sie immer an wie ein Wunder; dann läuft er ihr davon und sucht die Mutter und erzählt der unter Lachen, was er Neues weiß, lacht vorher, lacht nachher, und hat doch ganz nasse Augen dabei.

Nun ist erst recht das Glück im Hause. Die Violanta ist wie losgelöst von aller Alltagsmühe. Sie geht so leicht hin und her als wie ein tanzendes Mädchen, und geht doch gesegneten Leibes. Sie singt und lacht und arbeitet für vier; und die Monate vergehen darob. Noch am Tag vor der Nacht, in der dem Adelrich sein Mädchenlein, das Fini, zur Welt kommt, ist die Violanta bei der Arbeit wie jede andre im Haus. Zum Verwundern rasch ist sie auch wieder auf den Weinen nachher. „Das ist halt eine, die noch gesund ist.“ sagt die Kennerin von ihrer Schwiegermutter zu ein paar Weibern, die den Säugling anstaunen kommen.

„Das ist halt eine.“ kommt das Echo auch aus dem Mund des Adelrich; seine und seiner Mutter Blicke sind wieder hinter der Violanta her dabei; die helle Lust an ihr leuchtet darin.

Im Korbbett oben liegt das Fini, ein kleines, rundes, gesundes Ding mit zwei großen Augen. Die Augen, als sie im Laufe der Wochen bestimmtere Farbe annehmen, sind weder die kohlschwarzen der Mutter, noch die dunkelbraunen des Vaters, sondern sind so hell und klar wie ein Bergwasser und sehen aus dunkeln Brauen und Wimpern. Die sorglose Zeit fließt weiter. Es ist, als schaute alltäglich durch all die vielen Fenster im Haus die Sonne, schaute herein, auch wenn draußen der Himmel voller Regenwolken hängt oder die ganze Welt von Schneestieben wirrt ist. Das Fini lernt stehen und gehen und reden. Als es zwei Jahre alt ist, muß es das Korbbett oben einem andern kleinen Gast abtreten, dem Adel. Als man erst weiß, was aus dem werden will, liegt ein überall runder, brauner Krauslopf in dem sauberen Bett, mit ein paar Augen groß und braun und klug. Sein Vater, der Adelrich Kenner, geht, was er früher nie getan hat, alle Sonntage nach dem Gottesdienst zu einem Schoppen ins Kreuzgasthaus, nur damit er sich dort sagen lassen kann, was er für ein Glück daheim hat; es tut wunderbar wohl, das von allen Seiten zu hören und zu wissen, daß es noch wahrer als wahr ist. Daneben geht die Arbeit ihren steten Gang, der Adelrich lernt selbst das böse Geld, das alle Jahre einmal fort muß, mit ruhiger Fröhlichkeit verpacken. „Gerne gönne ich's ihm.“ sagt er zu Violanta, die stumm und lächtig dazu nickt und sich andern zuwendet.

Der Marianus gibt kein Lebenszeichen von sich; die Bank, die sein Geld besorgt, weiß, daß er lebt und wo er ist. Adelrich und sein Weib vergessen ihn das Jahr hindurch hundertmal über der Zufriedenheit, die an ihnen ist. Nur die Kennerin seufzt manchmal schwer, ganz selten entfährt ihr auch ein Wort, wie: „Es ist ein Kreuz, ein eigen Kind in der weiten Welt zu haben und so wenig von ihm zu wissen wie jeder Wildfremde.“

Der Adelrich blickt heiterer mit jedem neuen Jahr, und es sieht aus, als halte er sich aufrechter als früher und fühle sich sicherer. „Es fängt an zu lügen.“ sagt er zu seinem jungen Weibe; damit meint er, daß er schon zweimal kleine Summen zur Sparbank hat schicken können. Violanta streicht über die Häupter ihrer zwei Kinder, hält den Kopf hoch und hat strahlende Augen. Sie ist die Gesundheit selber, und wenn sie so die Hände auf den zwei Kinderköpfen liegen hat, ist eine unbeschreibliche Sicherheit, Ruhe und Kraft an ihr. An den zwei Kindern darf sie sich wohl freuen. Dem Fini, dem Mädchen, legt die Mutter das braune Haar in schlichten Zöpfen um den Kopf, und aus dem sauberen Gesichtlein schauen die bergbachklaren Augen. Der kleine Adel ist

mit seinem dunkeln Kraushaar, dem tiefen Blick und der starken hohen Stirn einer zum Malen.

So ist alles gut und schön und recht im Laufe. Und nun geht es wieder gegen den Herbst. Das Geld für den Marianus ist fort; der Sommer ist schön und ertragreich gewesen. Des Adelrichs zufriedenes Lachen löst alle Tage wie ein Glodenzeichen zur Freude durchs Haus. Nun steht der Handel noch vor der Tür, der immer ein schönes Geld ins Haus bringt: das Vieh, das zum Schlachten ausgeschieden wird, soll an den Mann gebracht werden. Eines Tages kommt der Händler aus dem Tal heraus nach Oberalpen gestiegen, mit dem schon der Rathherr Geschäfte gemacht und mit dem auch Adelrich regen Verkehr hat. Er ist ein breitschultriger, lauter Mensch mit einem roten, gedunsenen Gesicht, Händen wie Hämmer, aber ein ehrlicher Folterer. Adelrich steigt mit ihm nach den Gaden, die an der Pfleghne ob Oberalpen liegen, zuletzt hat er mit ihm in dem großen Stall zu tun, der an das Kennerhaus selber angebaut ist. Der Handel kommt zu einem guten Ende, und wie es so Sitte ist, nimmt Adelrich den Mann mit sich in die Wohnstube hinauf, wo die Violanta ihm Essen und Trinken vorsetzt. Der Händler ist ein Schwätzer, das Haus ist von seinem Reden und Lachen laut; das Fini und der kleine Adel, die in den Höden der Mutter hängen, gaffen den Mann mit großen, ängstlichen Augen an. Die Sitte will, daß die Kennerin, die Violanta und der Adelrich ihm Gesellschaft leisten; sie sitzen mit ihm rund um das obere Ende eines der langen Tische, hören ihm zu und tun ihm beim Trinken ein paarmal Bescheid. Allerlei Neuigkeiten tipt er auf; er weiß bei jedem Bauern talauf und ab Bescheid und schwätzt wie ein wandelndes Wochenblatt. Er hat eben eine lange Geschichte zum besten gegeben; nun holt er Atem, tut einen lächtigen Zug von dem schweren Betschwein und steckt einen Bissen in den Mund. Noch lautend und schluckend, stößt er plötzlich ein: „Ja so, kein Eid, das hätte ich fast vergessen.“ heraus. Dann erzählt er: „Euren Bruder habe ich auch gesehen drüben im Vernibiet neulich, Kenner.“

Adelrich schneidet die Hände an einem Käsestück, das er in Händen hält, weg; er hält die Ellbogen breit auf den Tisch gestemmt; als der andre endet, fährt das Messer an Käse ab und hart am Finger vorbei ins Beere. „Meinen Bruder?“ sagt er unweisk. „Mein Bruder ist in Amerika, da werdet Ihr wohl einen andern für ihn angesehen haben.“

„Für ihn angesehen?“ lacht der Händler schallend auf. „Mit ihm gesprochen habe ich.“ „So, so.“ sagt der Adelrich. Er steht auf, um den andern der Mutter zuleich zum Schweigen zu bringen. Aber die Kennerin beugt sich über den Tisch: „Den Marianus habt Ihr gesehen?“ Sie spricht nicht heftig, aber es ist ihr anzumerken, wie ein Verlangen in ihr schreit und sie sich halten muß, um gleichgültig zu scheinen.

Violanta hat sich über die Kinder geneigt, die noch immer sich an sie drängen. Tief hinab beugt sie sich zu des Adel Gesichtlein, flüstert mit dem und tut, als schenkte sie dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Keiner weiß, daß ihr Stirn und Wangen glühen; ihr Gesicht ist so bleich wie sonst.

Adelrich ruft von einem Schranke herüber, wo er sich zu schaffen gemacht, dem Gast ein Wort zu, das er sich mühsam ausgehonnen und das diesen aus seiner Unterhaltung mit der Bäuerin reißt. Er bringt es fertig, daß der Geschwätzige auf andre Dinge zu sprechen kommt. Dann findet er einen Vorwand, ihn, der den Keller von sich geschoben, aus der Stube zu bringen. Die Kennerin geht ihnen nach, als sie zusammen die Stube verlassen. Die Violanta hat sich erhoben, hoch und gefaßt wie sonst, sie hat die Kinder dem Fremden die Hand geben heißen und selber zwischen ihnen gestanden, ruhig jenem Ade sagend. Nun fällt die Tür ins Schloß. Sie aber steht noch immer zwischen den zwei Kindern, deren Hände sie hält. In ihrem Gesicht ist kein Blut mehr, ihr Busen steigt und fällt in stoßweisem Atmen, ihre Augen starren mit einem wilden Blick ins Beere.

„Mutter, Komu.“ drängt der Adel weinerlich, nach ungebildiger Kinder Art. Sie hört es nicht. „Mutter.“ sagt das Fini und blickt ängstlich zu ihr auf. Der Ton des Kindes ist wie das Zirpen eines furchtamen Vogels; es trifft die Violanta. Wie ein Kuck geht es durch ihren Leib. „Ja.“ sagt sie und schiebt die Kinder von sich, heißt sie spielen und hebt an, den Tisch abzuräumen.

„Was hast auch gehabt Mutter?“ fragt das Fini, die ein kluges, weichherziges Ding ist; ihre Augen streifen noch immer alle Augenblicke forschend und ängstlich der Mutter Gesicht.

„Warum?“ fragt Violanta mit einem mühsamen Lächeln.

„So — so — Augen hast gemacht, Mutter!“ Da lacht sie lauter, klappert mit den Gläsern, bricht ein Stück Käse in zwei Krumen und „da, da“ reicht es den Kindern. „Was werde ich, andre Augen machen als sonst!“ sagt sie.

## VIII

Eine Wolke steht im westlichen Himmel vor Oberalpen, eine Wolke in eisel blühendem, scheinendem Blau. Ihre Ränder sind scharf wie der Bug eines weißgestrichenen Schiffes, wo er in klare Wasser taucht. Das Weiß ist so blendend, daß es zu brennen scheint; gegen ihre Mitte verbunkelt sich die Wolke, ihr Innerstes ist schwarz wie schwerer Qualm. Da und dort schaut ein Oberalpener den Himmel an: „Heute könnte es ein Wetter geben.“ meint er. Auf dem freier Platz vor dem Kreuzgasthaus stehen zwei, davor murrte einer dem andern wie unter einem Unbehagen zu: „Da oben am Himmel hängt's wie Hagel.“ „Hagel im Herbst.“ lacht der andre, aber auch er windet sich bei den Worten, als trüge er in der Schwüle schweißfeuchtgewordenes Gewand.

Am Abend zerflattert die Wolke in Fetzen, die flüchtig mit dem Westwind über die östlichen Berge fahren, aber im Norden kracht es; über den Schöllenen ist der Himmel nachtschwarz, der Widerschein im Tal toben der Betschschlachten zuckt daran. „Da unten geht es böse zu.“ sagen die von Oberalpen.

Die Violanta hat aus dem Fenster einer Bodenkammer, wo sie am Morgen Wäsche aufgehängt hat, die Wolke blitzen sehen; seltsam nah ist sie dagestanden, als sollten im nächsten Augenblick ihre Feuerspitze hervorzucken und durchs Fenster niederfahren. Die Violanta hat die Wolke wie eine Erscheinung angestarrt. Wie auf sie geworfen mit aller Macht ist der Vergleich selber in ihren Gedanken, daß auch in ihrem Leben eine Wolke steht. Aber als die am Himmel ohne Schaden zu tun zerflattert ist, steht die ihrige noch da, nur dunkler und schwerer geworden, wie alles dunkler und schwerer wird, wenn es dem Abend zugeht.

Der Adelrich kommt von der niederen Alpe, wo das Vieh jetzt weidet, heim an dem Abend. Ein paar Tage, seit der Viehhändler dagewesen, ist er brummig gewesen, schlecht ausgelegt. Heute bringt er seine ganze frohe Laune mit, scherzt und tollt mit den Kindern schon auf der Treppe und trägt eine laute Fröhlichkeit in die stille Stube hinein, wo die Kennerin über einem Nähzeug sitzt. Er legt Hut und Rock ab, die Kinder fahren ihm um die Beine; er neckt sie; sie schreien, einige Augenblicke herrscht ein tolles Treiben in der Stube. Endlich wirft der Bauer sich außer Atem in einen Stuhl am Tische, der schon die einfachen Bestecke für die Abendmahlzeit trägt. „Wo ist die Mutter?“ fragt er die Kinder. „Holt die Mutter!“ jagt er sie gleich darauf mit Lachen hinaus. Dann wendet er sich der Kennerin zu; der hat sich die schwarze Haube, die sie trägt, auf dem spärlichen Haar verschoben.

„Eure Haube will Euch fort, Mutter.“ sagt er, noch immer scherzend. Die Alte hat einen sinnenden Blick; schon geraume Zeit hat ihre Nadel gerührt. Gedankenlos schiebt sie die Haube zurecht. Dann ist es einen Augenblick still in der Stube; Adelrich schenkt sich ein Glas Wein ein aus der Flasche, die auf dem Tische steht. „Durst habe ich.“ sagt er gleichsam entschuldigend;

er ist kein Weintrinker sonst. Da sieht die Mutter ihn aus ihren trüben Augen an. „Du, Abi,“ sagt sie, „nachfragen sollte man dem Marianus doch einmal.“

Der Adelrich ist mit einem Schlage ernst, er wendet sich seitwärts, legt dann einen Arm auf den Tisch und läßt den Kopf nachdenklich vornüberhängen. „Nachfragen, Mutter?“ sagt er.

„Es könnte ja doch sein,“ fährt die Kennerin stotternd fort, „ich meine halt — wenn einer viel studiert, fällt ihm manches ein, — er könnte sich ja gebessert haben, in — in Amerika drüben, und traut sich jetzt nicht heim.“

Adelrich hat ein Wort auf der Zunge: Der Marianus hat viel Zeit gehabt, sich zu

ihren Sitz hat. Nun sagt er mit plötzlichem Einfall: „Heute muß einmal die Frau den Präsidenten machen.“ Seine gute Laune will zurückkommen, halb aber sind seine Worte ernst gemeint; denn er tut sich nie genug damit, sein Weib auf alle Art hoch zu halten. In dem Augenblick tritt die Violanta ein, sie geht in schlichten, dunklem Kleid wie immer; wer genau hinsähe, möchte sie bleicher finden denn sonst, und um ihren Mund ist ein Zug herber, fast verbissener Festigkeit.

„Guten Abend,“ sagt sie, als sie, die Kinder an der Hand, sich dem Tische nähert.

„Guten Abend,“ antwortet ihr der Gruß des Befindes. Es ist keine einzige leise oder zögernde

klingender Stimme. Alsdann beginnt die Mahlzeit. Der kleine Adel und das Mini klütern und können sich nicht erholen vor Staunen, daß die Mutter so erhöht ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Immer solltest du oben sitzen, Frau.“

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch,“ spricht die Kennerin dazwischen; sie ist keine, die Worte macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Guch selber rühmt Ihr, Mutter,“ sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen.“



Mittag. Nach dem Gemälde von K. Grob

bessern, er hat es nie getan! Aber er bringt es nicht über sich, von dem Bruder schlecht zu reden. „Ja, ja,“ gibt er zu, „nachfragen kann man ihm einmal.“ Seine Antwort klingt vielleicht nicht ganz so bereitwillig, wie die Kennerin erwartet. Aber sie kann nicht weiter sprechen; das Trampeln schwerer Schuhe tönt unten im Hausflur. Eine Magd tritt mit einer Schüssel dampfender Suppe ein und stellt sie auf den Tisch; dann kommen, eins ums andre, die Anechte und Mägde herein-gestampft. Jedes sagt einen kurzen Gruß, geht an den Tisch, rückt geräuschvoll einen Stuhl und läßt sich nieder. So bilden sich die Reihen zu beiden Seiten des Tisches, der Adelrich wendet sich um, und die Kennerin setzt sich ihm gegenüber. Seit er verheiratet ist, hat er den Platz zu Häupten des Tisches inne, noch aber sitzt er heute dort, wo sonst Violanta neben den Kindern

Stimme dabei, vielmehr ist es, als springe ein Gruß dem andern rasch und begierig voraus; Violanta kann alle Tage merken, wie sie im Hause die Erste geworden ist. Sie tritt an Adelrich heran, dem sie mit einem „Guten Abend, du,“ die Hand auf die Schulter legt. „Nun,“ sagt sie dann, während die Kinder auf ihre Stühle klettern, erwartend, daß der Bauer ihr den Platz überlasse. Der nimmt ihr die Arme mit beiden festen Händen und drückt sie auf den Stuhl am oberen Tischende. „Präsidentin sollst jetzt einmal sein,“ sagt er mit Lachen. Sie herrt sich ein wenig; ein leises Glimmen kommt in ihre Wangen, aber ihre Augen blitzen froh; dann setzt sie sich mit einem „Nun denn“, zurecht, lacht den fröhlichen Gesichtern zu, die von unten her sich nach ihr wenden, legt dann die Hände zusammen und spricht das Tischgebet laut, mit

So liegt über dem Beginn der Mahlzeit für alle eine wunderbare Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Löffel klappern, es wird nicht mehr gesprochen.

Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Esser haben keine Schritte auf Treppe und Flur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem jähen Türaufgehen das Geräusch der Löffel. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, klangloser Ton, fast wie das gehässige, heisere Klaffen eines Hundes. (Fortsetzung folgt)

### Spruch

Wenn des Glases Odium wieder  
Tür zum Kuh die Wangen,  
Sehst sie beschhaft und genieß  
Neb bedenkt nicht lange;  
Schul dir Gott ein Resadies,  
Such nicht nach der Zbilange.

Hilf. Rederich



In der Hauptkassette: Raum zum Prüfen, Ordnen und Verpacken des Geldes

## Der Strassenbahn-Nickel

Von Richard Schott

(Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Erich Uebel)

Nach dem Ausspruche eines bekannten Dumoristen ist zwar keine Summe so unbedeutend, daß sie nicht bedeutend werden könnte, wenn man sie im geeigneten Augenblicke nicht hat. Die Scheidemünzen erfreuen sich aber trotzdem im allgemeinen nur sehr geringer Achtung; ahnen doch die meisten Menschen gar nicht, was z. B. aus einem Nickel alles werden kann. Wer denkt wohl, wenn er dem Straßenbahnschaffner seinen bleichgrauen, glanzlosen Obolus überliefert, daran, daß dieses unscheinbare Mitgelt der Münzspitze sich in kurzer Zeit zu einer kapitalistischen Macht entwickeln könnte, die siebenstellig einherstolzert und vielen Menschen Arbeit und Kopfschmerzen verursacht?

Aber „Einigkeit macht stark“, und „viele Wenig geben ein Viel.“ Wie aus dem winzigen Wächlein, das dem Schlosspark zu Donaueschingen entspringt, schließlich, nachdem viele hundert andre Wächlein sich ihm zugesellt haben, der gewaltige Niesenstrom wird, in dem die Paläste der österreichischen Kaiserstadt sich spiegeln und dessen ungeheure Wassermengen es fertig gebracht haben, die großartigen Felsenmassen des Eisernen Tores zu durchbrechen, so wird aus dem millionenfach gespendeten Straßenbahn-Nickel die metallene Last, zu deren Verwaltung die Verwaltungen der großen Verkehrsanstalten eine ganze Reihe umständlicher Einrichtungen haben treffen müssen.

Begleiten wir den Nickel auf der Wanderung, die er vollbringen muß, bis er aus der Ledertasche eines Berliner Straßenbahnschaffners in die große Kleingeldherberge der Reichsbank gelangt, die ihn dann nach kurzer Mast aufs neue auf die Wanderschaft schickt, um ihn später vielleicht noch Duhende von Wälen auf dieselbe Weise zu empfangen und weiterzugeben.

Schon auf der letzten Fahrt vor seiner Ablösung beginnt der Schaffner die einzelnen Stücke zu ordnen und in Künfinarkrollen zu verpacken; denn der Kassensbeamte, mit dem er nach der Ankunft auf dem Bahnhofs abrechnen muß, ist schon ein Mann, der sich, wie Franz Moor, nicht mehr mit Kleinigkeiten abgibt. Allerdings vermahnt er es nicht, gelegentlich kleinere Beträge der sich mit jedem heimkehrenden Wagen mehr ansammelnden Scheidemünzen an Geschäftsleute, Kellner u. s. w. aus der Umgegend einzuwechseln. Die Mehrzahl aber versenkt er in gut verschließbare Geldkästen, die dann am nächsten Morgen nach der Hauptkasse befördert werden, und zwar durch besonders dafür eingerichtete Wagen.

Der Nickel hat es nun also bereits zur eignen Equipage gebracht und führt auch während der nächsten Tage ein Dasein großen Stills. So benutzt er für seinen Eintritt in das Gebäude der Hauptkasse nicht etwa das gewöhnliche Portal. Nein, wie auf dem Bilde „Ankunft eines Geldwagens vor der Hauptkasse“ dargestellt ist, betritt

er durch eine eigens für ihn hergerichtete und mit Schienen und Rollen versehene Maueröffnung den großen Kassenraum, in dem nun die Nickelkompanien zu ganzen Regimentern und Brigaden vereinigt werden. Das obenstehende Bild gewährt einen Blick in diesen Kassenraum, wo natürlich auch die der Elektrischen in die Hände gefallenen vornehmen Verwandten des Zehnpennigers, die Silber- und Goldmünzen und das Papiergeld, sich ein Stellbischen geben. Tie an dem Tische rechts sitzenden Beamten sind eben damit beschäftigt, sie liebevoll zu prüfen und zu ordnen. Aber wenn auch ihre Qualität gehaltvoller sein mag, an Quantität ist ihnen der Nickel doch bei weitem „über“; denn wie klein sind die Häuflein hier im Vergleich zu den Bergen von Zehnpennigern, die, teils noch in Rollen, teils schon in Säcken verpackt, auf den Tischen terrassenförmig sich aufbauen.

Man sieht, der Nickel ist der eigentliche Herrscher in diesen heiligen Hallen, und ihm gilt auch der Besuch der Fremden, die wir hinter den Schaltern bemerken. Allerdings hat meist nicht die Neugierde sie hergelockt, sondern das Geschäft. Das Bedürfnis nach „Wechselgeld“, das in manchen Betrieben namentlich des Sonnabends oft sehr groß ist, war die Triebfeder ihres Kommens, und diesem Bedürfnis ist es auch zuzuschreiben, daß der Straßenbahn-Nickel zum wirtschaftlichen Pfadfinder und Organisator wurde, zum Schöpfer eines besonderen, eigenartigen Zwischenhandels, durch den eine ganze Reihe „fliegender Bankiers“ ihr Brot findet. Es ist freilich ein lazes und mühsames Brot; aber da manche von diesen Leuten von dem Kleingeld, das sie gegen geringen Aufschlag an die Kellner der Cafés und Restaurants wieder abgeben, täglich ganz ansehnliche Summen, oft bis zu 1000 Mark, umwecheln, so kommen sie schließlich doch dabei auf ihre Kosten. Es sind meist sonderbare Käuze; denn seltsam, wie das Geschäft, sind auch die, die es betreiben. So gehört der budeflige „Nickelmann“ zu den bekanntesten Berliner Originalen. Da er sein Geschäft nur in den Nachtcafés betreibt, behauptet der Volkswitz von ihm, er allein wisse, was die „versunkene Glocke“ geschlagen habe.

Auf diese Weise wird an manchen Tagen für 15000 Mark Nickelgeld in der Hauptkasse umgewechselt, und man sollte meinen, daß bei einem solchen Umsatz die Nickelfrage für die Verwaltung bald gelöst sein müsse. Aber dem ist nicht so, und wenn man hört, daß die Berliner Straßenbahn jährlich für mehr als 81 Millionen Mark in Zehnpennigstückchen einnimmt, so wird man sich das auch leicht vorstellen können.

Die Hauptmasse der Scheidemünzen wandert jetzt vielmehr mit den andern Harvordräten erst in die riesigen Tresors, wo die Geldsäcke sich noch weiter anhäufen, und von dort aus geht es dann regelmäßig des Dienstags und Freitags über die



Jahresaufnahme an Dreiein im Vergleich zum Reichsbankgebäude



Ankunft eines Kutschwagens vor der Hauptkasse

Rutschbahn hinab zu den Wagen, die die goldenen, silbernen und nickelnen Klätter nach der Reichsbank oder dem Berliner Kasinoverein befördern. Zur besseren Unterscheidung sind sie mit verschiedenfarbigen Zetteln gekennzeichnet: die goldenen tragen Rot, die silbernen Weiß und die nickelnen Blau. Zur Bequemlichkeit der Passagiere ist diese Einrichtung aber nicht geschaffen; denn sie finden bei den vor trefflichen Sicherheits einrichtungen und der Gewissenhaftigkeit der Beamten hier überhaupt keine Gelegenheit zur Betätigung ihrer Kunstfertigkeit.

Etwa 42000 Geldsäcke nehmen jährlich den Weg über diese Rutschbahn, die jedenfalls die pelminäre ungefährlächste schiefe Ebene ist, auf die man geraten kann, und die kleine Skizze auf S. 928 veranschaulicht, wie hoch der Wagen bespaßt sein müßte, der die ganze Jahresernte der Berliner Straßenbahn an Kehrsperrenständen auf einmal befördern sollte. Wie man sieht, ist der Straßenbahn-Ridel schließlich sogar dem stattlichen Gebäude der Reichsbank über den Kopf gewachsen, der Straßenbahn-Ridel, der in den Augen der meisten Menschen nichts weiter ist als ein Proletariat des Portemonnaies.

während der Floh ein Insekt, eine Art flügelloser, parasitisch lebender Fliege ist, sind diese kleinen Wesen hier Würmer. Wir lösen ein solches festgefaugtes Würmchen von seinem stets gedachten Tisch und betrachten es mit dem Vergrößerungsglas. Sogleich scheint seine Form auffällig. Es

bildet ein kleines Kreuz. Und da wir nachsuchen, wo denn an den Armen dieses Kreuzes der Mund sitzen möge, so der Magen im Innern des einen oder andern Querschnitts steckend, ergibt sich im Verleibsbau dieses Schmaroheres ein unerhörtes Kuriosum. Das Tier hat zwei Mäuler, an jedem der beiden längeren Balkenenden eines. Und es hat ferner in jedem der beiden ganzen Kreuzbalken je einen Magen. Ja es hat, je genauer man es besieht, auch alle andern Organe doppelt. Ein Individuum im ganzen, scheint es doch das Material in sich zu haben für zwei. Das „Doppeltier“ (Diplozoön) hatte man es also zunächst benannt, und wegen seines völlig einzigartigen Doppelmateriale an sämtlichen Organen gab man ihm das Eigenschaftswort des „widerspruchsvollen“, also Diplozoön paradoxum.

Aber ein findiger Naturforscher, von Siebold, wollte sich mit diesem Sachverhalt noch nicht zufrieden geben. Er forschte weiter, und ihm glückte denn auch ein noch viel „paradoxyerer“ Nachweis. Das Doppeltier ist ursprünglich wirklich etwas Doppeltel: es liegen ihm jedesmal zwei wohl getrennte, selbständig lebende Individuen zu Grunde. Aus dem Ei dieser Würmer erwächst zunächst ein einfacher kleiner Einzeltier mit nur einem Munde und einem Magen, entsprechend also dem einen Kreuzbalken des Doppeltieres. Solche Einzeltiere sehen sich als blutsaugende Schmaroher an den Kiemen der Fische fest. Dort aber vollführen sie das eigentliche Wunder. Je zwei und zwei gesellen sich zu einander, verklammern sich mit Hilfe von Saugnapfen und kleinen Köpfen so, daß die Kreuzform des Doppeltieres entsteht, und ver wachsen schließlich regelrecht zu diesem „Doppeltier“: — d. h. sie werden aus zweien eines, verschmelzen zu einem einzigen höheren Individuum.

Spiele dieser Art im Tierreich, so hat man in neuerer Zeit einen andern aus der Pflanzenwelt kennen gelernt, der noch verwickelter, aber auch noch amüsanter ist. Betrifft er doch nicht winzige Schmaroherwürmer, die so leicht sein Laie zu sehen bekommt, sondern ein Gebilde der Natur, das jeder von uns ungezählte Male auf jedem Waldspaziergang, jeder Gebirgstour gesehen hat. Es ist die Flechte. Von altersher hat die Flechte die Aufmerksamkeit

## Doppelwesen

Naturwissenschaftliche Plauderei

von  
Wilhelm Bölsche

In Goethes „West-östlichem Divan“ findet sich ein liebliches Gedicht auf eine wunderbare Pflanze: den chinesischen Ginglo-Baum. Eins und doppelt zugleich seien seine Blätter, und dem Dichter erscheint das als Sinnbild seines durch Liebe getriebenen Wesens. In der Tat wird das schöne, lichtgrüne Ginglo-Blatt durch eine tiefe Einkerbung in zwei gleichartige Hälften gesondert, doch ist das nicht das eigentlich Merkwürdige der Pflanze; den Kenner fesselt vielmehr der Umstand, daß dieser Ginglo-Baum ein Nadelholz ist, nahe verwandt unserm Tanne, und dennoch keine Nadeln, sondern echte Laubblätter, wie eine Buche oder Linde, trägt. Aber an eine ganz andre Reihe naturwissenschaftlicher Dinge mahnt unwillkürlich das Gedicht. Nicht bloß ein Pflanzenblatt und ein Dichterherz haben ihr Loos, daß sie gelegentlich „eins und doppelt“ sind und daß der Vers gilt:

„Ist es Ein lebendig Wesen,  
Das sich in sich selbst getrennt,  
Sind es zwei, die sich erlesen,  
Ist man sie als eines kennt?“

Mit Staunen gewahrt der Naturbeobachter, daß es lebende Wesen von fester Art gibt, die gewohnheitsmäßig in sich eine regelrechte Zweifelt bilden, — Wesen, vor denen die Frage, ob das nun als Individuum eins oder zwei sei, nicht nur eine zulässige wissenschaftliche Streitfrage, sondern oft eine schier unbeantwortbar schwierige wird.

Wir untersuchen die Kiemen eines Süßwasserfisches, einer Karausche, also des gleichen karpenähnlichen Fisches, aus dem die Chinesen durch künstliche Züchtung unsern allbekanntesten Goldfisch gemacht haben. Da hängen an diesen Kiemen winzige Schmaroherwürmer, ungeborene Wälte gleich unserm Floh, und blutjagend wie dieser. Aber



Die Rutschbahn für die Klätter

auf sich gezogen. Was sie tritt unser Fuß bei jedem Schritt ins Waldesdickicht. Aber das Auge begegnet ihr ebenso, wenn es den Baumstämmen aufwärts folgt, da steht sie, klettert sie, spinnst sie sich wie überner Fleiß um jeden Ast. Wo das Gebirge steigt, da hängt sie in langen, graugrünen Bärten wie Geköpfen von den Zweigen herab. Bis endlich den Wanderer auf hohem Granitgrat, an der Schneelippe oder in den Hochalpen, wo jeder andre Pflanzenwuchs schon erstorben ist, vom nackten Fels zuletzt noch ein goldgelber Fleck da und dort grüht: die Flechte, angeklammert als letzter Floras am harten, windgepeitschten, frostzerfressenen Urgestein.

Als zuerst eine systematische Ordnung in der Fülle der Pflanzenformen geschaffen wurde, erschien die Flechte als eine der charakteristischsten Gestalten, sie erhielt ihre besondere Abtheilung im System wie Moos oder Pilz oder Farnkraut oder Nadelholz, und diese Sonderung und Abgrenzung solcher Hauptgruppen schien rein für die Emphase als eine Grundlage aller Systematik gemacht. Spezialisten legten sich auf die Flechtenkunde im Gegensatz zu Mooskennern oder Pilzstellern, Liebhaber sammelten Flechten als Sport, und keiner träumte, daß sich da noch einmal etwas ändern könne. Immerhin merkten diese Spezialisten allmählich doch, daß es mindestens nicht leicht sei, die Naturgeschichte des Flechtensvolks zu schreiben. Das erlaubte sich allerdings Extravaganzen, die auf ein tiefes Geheimnis seiner Organisation deuteten. Schließlich war aber die Natur ja solcher Geheimnisse überall voll, je tiefer man in sie eindringt. Und es schlug also doch wie ein Wetterstrahl ein, daß allen Kunstbotanikern die Ohren hallten, als sich die Kunde von einer ganz revolutionären Entdeckung verbreitete: der Entdeckung nämlich, daß auch die Flechte gar kein einfaches Einzelbeing sei, sondern ein wunderfamstes Mischprodukt, eine Vermählung und Verknüpfung zweier grundverschiedener Pflanzenforten, die jede für sich einer ganz andern Stelle im System angehört. Jede Einzelflechte, wie sie da vom Fichtenzweig herabhängt oder als gelbe Kruste am Granit klebt, war in sich aufgebaut aus zweierlei Pflanzen, was unter ihrer scheinbaren Einheit echt und recht „doppelt“.

Das vergrößerte Mikroskop war der erste Auge Grenenmeister, der uns diese neue Weisheit offenbarte. Unter ihm betrachtet, löst der Laib der Flechte sich schon äußerlich in zwei ganz scharf zu sondernde Bestandteile auf, die zwar beide „leben“ und Zeit ihres Lebens sozusagen einander in den Armen liegen, die aber jeder für sich eine besondere Pflanze von treu bewahrter Eigenart darstellen. Denken wir uns im Bilde einmal so ein vergrößertes Stück Flechtens als eine Stiderei, — es hat in Wirklichkeit einige Aehnlichkeit damit. Diese Stiderei besteht aus Sternen und verbindenden Manteln in verschieden gefärbtem Garn: die Sterne etwa aus grüner Seide, die Mantel aus weißer. Das Ganze hängt zusammen und ist doch ein Zweierlei verschiedener Garns. In der Flechte nun ist dieses weiße Garn, das das eigentliche Mantelgerüst bildet, das innere Geäst eines Pilzes. Die grünen Sterne, darin aber sind die eingelagerten Zellen einer ganz andern Pflanzenform, nämlich einer sogenannten Alge, also einer Verwandten jener grünen Wasserfäden und braunen Seetange, die jeder wohl einmal einzeln schon gesehen hat.

Pilz und Alge, obgleich beides Pflanzen, sind in ihrer Lebensart nun an und für sich wohl die stärksten Gegensätze, die sich denken lassen. Die Alge ist eine „grüne“ Pflanze. Diese grüne Farbe, hinter der ein bestimmter Farbstoff steckt, ist nicht bloß eine schöne Naturdecoration zur Freude des Malers, sondern sie hat eine tiefste Beziehung zum Leben ihrer Trägerin. Wenn die Pflanze grün ist, so besagt das: sie trägt ein lösliches „Tischlein deck dich“ in sich. Unter dem Einfluß des Sonnenlichts weiß sie aus Kohlenäure und Wasser, also aus rein anorganischen Substanzen, die selber mit Leben nichts zu tun haben, edle Nährstoffe des Lebens zu bereiten, mit denen sie sich erhält. Es ist diese Gabe, mit der sie sogar einen Vorzug hat vor Tier und Mensch. Diese würden mit reinem Naturstoff allein verhungern und Alge unter ihnen ein ganzer Planet an Stein, dehnte sich rings um sie ein Weltmeer an Wasser, wölbte sich über ihnen ein blauer Luftdom und schiene die Sonne noch so hell dazwischen. Tier und Mensch haben eben jene direkte Nahrungsaufnahme aus dem Anorganischen nicht: sie brauchen schon verarbeiteten Stoff, der einen lebenden Körper passiert hat, also eben die Pflanze selbst oder auch wieder ein Tier, das schon aus zweiter Hand so ernährt ist. Gerade der Pilz aber sieht nun wieder dieser tierischen Nahrung nahe, er hat, obwohl er Pflanze ist, kein

Blattgrün und also auch kein „Tischlein deck dich“ jener Art. Ein geborener Schmarotzer ist er, der sich ein fremdes Leben heranzumachen muß, um von dessen Kraft und dessen Tischlein, wo es gedeckt steht, mitzutheilen.

Aus diesem Sachverhalt sollte wohl dem raschen Anschein nach nur eines resultieren: daß nämlich die beiden alles eher sein könnten als liebreiche Freunde, die Wuseln an Wuseln leben. Die Alge braucht den Pilz nicht, denn ihr Tischlein steht ihr durch eigene Kraft gedeckt. Der Pilz möchte bei der Alge vielleicht gern mitessen, aber als Schmarotzer auf ihre Kosten. Was näher also, als daß sie ihn nicht nur nicht sucht, sondern gar, wenn er ihr nahe läme, als unbedenklichen Missethater nach Kräften abwehrt. Wir sehen denn auch grüne Pflanzen sonst genug, die mit den raffiniertesten Schutzmaßregeln gegen etwaige Tafelgäste auf ihre Kosten von Seiten der Pilze vorgehen. — hier ist der Krieg offen, und wenn der Pilz doch siegt, so bedeutet es stets, daß die grüne Pflanze eine schwere Niederlage erlitten hat, krank und marstig ist und dem Verfall überhaupt entgegen geht. Im Fall Flechte aber ist trotz alledem die Sache anders verlaufen, und zwar auch das wieder aus plausiblen Gründen.

Der Pilz hatte eine Eigenschaft, die doch auch die Alge gebrauchen konnte. So ein Pilz ist zwar kein feiner chemischer Herrensleiter, der aus Sonne, Luft und Wasser ein „Tischlein deck dich“ zu zaubern weiß, aber er ist in seiner Art ein derber, solider Arbeitermann. Er weiß sich mit harten Fäusten an den jäherten Fels anzuklammern, mit rauher schmelzer Kapselzunge leckt er daran, bis das Gestein sich löst, und wenn das geringste feuchte Pflöcklein weht, so vertritt er sich mit Wasser daraus zu verpropanthieren bis zum Stutzen. Es geschah, daß grüne Algen von solchen Pilzen gepackt und umhospent wurden. Wohl mußten sie plötzlich ihr Tischlein, wie es ihre gute Kunst ihnen deckte, mit hungrigen Barbaren, denen die Kunst absolut fremd war, teilen. Aber diese groben Kerle erwiesen sich zugleich als brauchbarste Handlanger. Sie pumpen der Hauterkrüme im Algenkübel Wasser zu, wenn sonst alles dürr war, sie siphonen geheime Mineralische, mit denen sie selber als rohe Geister nichts anfangen wußten, die aber den feinen Zwergen gerade im buchstäblichen Sinne Stoff für ihre Suppe darboten, die sie trugen Köche und Küchen auf ihrem eisernen Raden, wo sonst jeder Hauch die zarten grünen Männlein mit all ihrer Sonnenküche verweht und vernichtet hätte. Anstatt zu leiden, grünten diese Algen im Pilzarm in nie träumer Fülle und Herrlichkeit auf, und leicht genug wurde es ihnen, die hungrigen Freißfäden der Pilze aus ihrer so ärgis verlogenen Lebensküche mit zu ernähren, also daß beide Parteien sich äußerst wohl dabei befanden. Der Erfolg war eine dauernde Genossenschaft auf Gegenseitigkeit. Pilz und Compagnie hier, Alge und Compagnie dort, beide zu wachsendem Wohlstand der Firma. Und so entstand die „Flechte“, dem Ursprung nach ein Doppelmwesen, der Lebensarbeit nach eine Einheit.

Reinerliche besondere Anteiligen beider Teile, die das Ganze „genutzt“ hätte, war in diesem Falle nötig. So oft am gleichen Fleck Alge und Pilz zusammenkamen, ergab sich mit der Sicherheit eines Uhrwerks der gleiche Verlauf, millionenmal und abermillionenmal. Der Pilz umging gewaltsam die Alge, erst wie ein reines Beuteobjekt. Er heischte, aber zugleich gab er auch im einfachsten Maf. Die Alge gab und empfing zwangsweise, aber Soll und Haben gleichen sich glatt aus, sie starb nicht am Pilz, sondern florirte durch ihn. Und das hielt sich.

Das heißt: es hielt sich bis wohin? Eines Tages erzeugte der Pilz seine Pilzsporen, die sich weithin austreuten, auf daß neue Pilzpöcker daraus würden. Und ebenso eines Tages brachte die Alge durch einfache Teilung grüne Algenzellen hervor, die der Wind fortwehte und irgendwo als neuen Algenproß ansetzte. So wäre jedesmal doch die Firma Flechte im jungen Nachwuchs wieder zertrübt gewesen, und es hätte dem Zufall überlassen bleiben müssen, ob er irgendwo wieder einen dieser Jungpflanze mit einer Jungalge zu neuer Firmabildung zusammenführen wollte. Hier ist es denn im Wahrheit der höchste Triumph der Festigkeit im Bündnis Pilz und Alge gewesen, daß es selbst das durchbrochen und die alte Doppelfirma sogar in die Fortpflanzung hinein gerettet hat. Schon in der ausstärkenden, vom Winde entführten Jugend findet sich tatsächlich bei der Mehrzahl der Flechten die Doppelnatur angelegt, indem entweder der junge Pilz sich seine Alge oder die junge Alge gleich ihr Stück Pilz mit auf die Reise nimmt. Sondern sich von dem Algenteil der Flechte die jungen, losgerissenen Algenzellen, die

bestimmt sind, eine neue Generation zu bilden, so erweisen sie sich jede einzeln oder gleich mehrere zusammen schon als umspinnen von seinem Pilzgeflecht. Obzogen in ihm wie im Korbe eines Ballons, lassen sie sich mit ihm vom Winde verfrachten, und wo der Wind sie dann absetzt, so daß sie selber sich zu neuer Alge auswachsen können, da wächst, als sei nichts geschehen, um diese Alge fröhlich weiter auch das glücklich mitgeflogene Stück Pilzgeflecht: die „Flechte“ entsteht ohne besonderes Zusatztglück sofort von selbst als neue Doppelfirma. Oder aber, ein auch vorhandener Weg: es hängen sich wandelustige junge Algenzellen unmittelbar an die reifen Pilzsporen, also die werdenden Jungalge werden mit diesen ausgestreut und präsentieren sich alsogleich als bereit zur Firmabildung, sobald der neue Pilz selber irgendwo zu wachsen beginnt.

Erst dieser letzte, eleganteste Schachzug hat die Flechte zur vollen Einheit, zur Dauerinheit gemacht, daß sie uns entgegentritt wie eine echte, durch Fortpflanzung immer wieder treu erhaltene Pflanzenform gleich Alge oder Pilz selbst. Nur so war es dauernd möglich, daß ganz bestimmte Pilzarten stets mit ganz bestimmten Algenarten sich vereint zeigten, — ein Umstand, der wieder bewirkte, daß sich weit über tausend verschiedene, aber in sich immer wieder beständige Arten von Flechten unterscheiden lassen.

Wir aber besitzen uns angeichts solcher Leistungen der Natur auf ein andres Geisteswort, das vielleicht noch mehr dazu paßt als jenes Eingelobtes: „Wir sind umgeben von Geheimnissen.“

### Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus

(zu dem Bilde S. 925)

Mitten zwischen den Trümmern von Akradina, dem schönsten Stadteil des alten Syrakus, liegen die Katakomben, die berühmten und berühmtesten Steinbrüche, in denen einst nach der Schlacht bei Himera Kriegsgefangene Karthager arbeiteten, um das Material zum Bau der Tempel und Paläste von Syrakus herbeizuschaffen, und wo 67 Jahre später, nach dem Falle des Nicias und Demosthenes, 413 v. Chr., die 7000 gefangenen Athener schmachteten. Heute dient dieser gewaltigste aller Kerker stüblicheren Zweck. Die Stützpfiler, die man beim Ausböhlen des Gesteins hatte stehen lassen, sind geblieben, die Felsen eingestürzt, und in den jetzt dem Tageslicht geöffneten Schluchten haben, 18 bis 25 Meter unter der Erde, die Kapuziner die herrlichsten Gärten angelegt. Einen eigenartigeren und großartigeren Kontrast kann man sich kaum denken. Ringsumher die schauerlichste Steinwüste, ein unabsehbares Labyrinth von Felswänden, die stellenweise mehr als 25 Meter hoch senkrecht emporsteigen, ein düsteres Durcheinander von weiten Felsenhallen und engen Schluchten, um deren großartige Steingruppen uralter Geu sich zum Lichte emporrankt, und dazwischen die äppigsten Gärten mit leuchtenden Orangen, feuerclammenden Granaten, Myrten, Nebengehängen und den köstlichsten Gemäsen und duftigsten Blumen: ein Paradies an den Pforten der Hölle! Aber auch, wo die Gärten der Kapuziner ausföhren, die den alten Steinbrüchen ihren heutigen Namen gegeben haben, hat sich allerdand blühendes Geträuch ausgebreitet. In den Gesteinspalten wuchern Lorbeer und Oleander, und dazwischen ragen schlanke Cypressen oder phantastische Pinien hoch empor. Ja, selbst das Gestein scheint mit den Gemäsen an farbiger Pracht wetzieren zu wollen. Bald leuchtet es in dem Goldgelb, das wir oben in Akradina selbst an den Ruinen bewundern, bald schimmert es in zartem Rosenrot, bald ist es schwarz. Kurz, in enger Verbindung mit der schauerlichsten Großartigkeit der Felsenwinde entfaltet sich eine solche überreiche Farbenpracht, daß man die große Vorliebe wohl begreifen kann, die von jeder die Natur für diese eigenartige phantastische Scenerie an den Tag gelegt haben.

### Wie einst

Es war wie einst. In Dämmerung versunken Die alte Stadt, der Abend schleicht herbei, Um uns summt eine kleine dächtertrunken, Von ferne hallt der Kinder froh Geschrei.

In diesem Windhauch sich die Hebrun neigen, Und zwitschernd streifen Schwärden hin und her — Es war wie einst — wir sehn uns an und schweigen, Von Not und Kummer wissen wir nichts mehr!

Elmar v. Münsterberg-Münchhaus



**Besuch eines Kriegsschiffes im Kieler Hafen**

Nach einer Zeichnung von H. Storch

## Wie ich sitzen blieb

Novellette

von

Jenny Ris-Neumann

„Armes Kind,“ sagte Papa; Horn erstickte seine Stimme, so daß sie von ihrer gewohnten, klangreichen Baritonlage in die tiefsten Bapregionen sank. „Armes Kind,“ hauchte Mama leise, ganz leise, wie ein von plötzlicher Heiserkeit befallenes Echo. „Armes Kind,“ knirschte auch Bruder Otto und krallte die Finger zusammen, als sei er entschlossen, jemand auf der Stelle zu erwürgen.

Dieser jemand war mein Ex-Bräutigam Fritz Berger, Sohn des Herrn Kommerzienrates Robert Berger, und seiner Gemahlin, geborenen von Rudenau.

Noch keine acht Tage sind es her, da hatte mir Papa freudbestrahlend die Kunde gebracht, daß ich ein ganz phänomenales Glück mache — „pyramidal“, verbesserte damals Otto, ob Mama schien diese Ansicht voll zu teilen, da sie abwechselnd vor Freude schluchzte und vor Wahrung lachte.

Vormittags war der Herr Kommerzienrat, freilich in Schwarz, bei Papa gewesen und hatte diskret angefragt, ob sein einziger Sohn und Erbe Fritz, falls er um meine Hand anhalten würde, jener Aufnahme sicher wäre, die zu erwarten er berechtigt sei. Papa hatte Herrn Berger junior den gebührenden Empfang zugesagt, dann fand eine längere Konferenz zwischen Papa und Mama statt, endlich wurde auch ich gerufen, und man teilte mir die überwältigende Neuigkeit mit, daß Fritz Berger und ich ein Paar würden.

Mama und Papa gratulierten mir mit berechtigtem Elternstolz, und ließen, gleich den Perlen eines kostbaren Halsbandes, unaufhörlich die mannigfaltigen Vorzüge dieser Verbindung an mir vorbeirölen: der Schwiegervater Kommerzienrat, angesehen, ungemein reich, die Schwiegermutter so elegant, vornehm, Präsidentin von neun Wohlthätigkeitsvereinen, noch mit einem Fuß in der Aristokratie stehend, der sie entsprossen; Fritz Berger, ein so wohlgezogener, hübscher junger Mann, intelligent, selbst ein zukünftiger Kommerzienrat. Bei dieser Perspektive übermannte die Fährung Mama vollends, und mit der entzückten Ansprache „Frau Kommerzienrätin Berger“ schloß sie mich aufs neue in die mütterlichen Arme.

Ham maßlosen Entzücken meiner Eltern legte ich eine, wie es schien, unzeitgemäße Klugheit an den Tag: „Warum will mich denn Fritz Berger plötzlich heiraten? Er kennt mich ja kaum.“

Mama war entsetzt, als ob ich einen alten teuren Freund verleugnet hätte. „Wie, Fritz!“ — Mama nannte ihn bereits vertraulich bei seinem Taufnamen — „sollte dich kaum kennen? Habt ihr nicht vor vier Jahren miteinander Tanzstunde gehabt?“

„Gewiß, Mama, aber er hat damals nicht dreimal mit mir getanzt, und vor einigen Wochen, auf dem Jungen Mädchen-Ball bei Rudenaus, hat er mich zu keinem einzigen Tanz engagiert.“

Mama zuckte mildeidig die Achseln. „Natürlich, er wollte nicht mit dir tanzen, um dich unauffällig beobachten zu können.“

Punkt halb ein Uhr erschien Fritz Berger in einem mittelgroßen Gehrock, dessen Schnitt Ottos höchstes Entzücken erregte. Kurze Zeit darauf wurde ich in den Salon gerufen und, inklusive Fritz, von Papa und Mama feierlichst gesegnet. Fritz ließ diese Zeremonie phlegmatisch über sich ergehen, ich guckte ihn verstoßen von der Seite an: er war ebensowenig beglückt, nun mein Bräutigam zu sein, wie ich in meiner neuen Situation als Fritz Bergers Verlobte und Kommerzienrätin in spe eine Quelle besonderer Wonne erblicken konnte. Verlobt war er nicht in mich, das stand fest — wenn ich nur gerührt hätte, warum er mich heiraten wollte?

Zwei Stunden nachdem uns Fritz verlassen hatte, brachte sein Diener Jean einen monumentalen Korb, dem, von Till düstlig verchüllt, schneeige Hältern entstieg; am nächsten Tage kam ein mächtiger weißer Fliederbusch, dann wieder ein Strauß bleicher Rosen und Kellen, zur steigenden Verliebtheit Mamas, die diese endlose Melodie der Symphonie in Weiß geradezu in Ekstase versetzte, und auch zur sichtlichsten Freude unsers Stubenmädchens Anna, die den stereotypen Befehl, dem Jean ein Glas Wein zu kredenzen, mit einer Machtheit ausführte, deren sich unsre sonstigen Wänche und Befehle weniger rühmen konnten.

Im allgemeinen konsolidierte ich, daß der Zustand als Braut, wenn er auch nicht im entferntesten jener Seligkeit gleich, die Romanschweifsteller

zu schildern pflegen, doch seine Annehmlichkeiten mit sich brachte. Mein Garderobeschrank wurde durch einige reizende Toiletten bereichert, und Mama, die sonst bei der Wahl meiner ähneren Hüllen abnungsvoll der kommenden Rechnungen gedachte, ging jetzt mit einem Lichtsinn vor, der selbst mich zu Warnungen veranlaßte. Aber Mama lächelte überlegen: „Du mußt dich in deine neue Situation hineinfinden, als Kommerzienrätin wirst du noch ganz andre Toiletten tragen.“

Ich stand eben vor dem Spiegel und probierte ein weißes Kleid, auf das es Silberfalter gerechnet und das mir als Uebergangsstadium schon recht vorgeschritten deuchte, da kamen Papa, Mama und Otto in mein Zimmer geschlichen mit Armesündermienen, die beinahe etwas Komisches hatten, und teilten mir nach enblossenen Vorbereitungen die zweite überraschende Kunde mit: Fritz Berger sei plötzlich nach Italien gereist und werde mich nicht zur Kommerzienrätin machen! Und wieder fragte ich neugierig: „Warum will er mich denn auf einmal nicht mehr heiraten?“

Laulose Stille. Dann sagte Mama mit jenem verlegenen Tonfall, mit dem sie in früheren Jahren auf meine Frage, woher die kleinen Kinder kommen, zu antworten pflegte: „Das kann man dir noch nicht sagen, warte, bis du —“ Mama brach plötzlich ab, beinahe hätte sie zertrübt die stereotype Endphrasen dazu gesagt: „Bhalte, bis du verheiratet bist.“ allein die paßte heute nun gar nicht, und Mama schwieg.

Papa, Mama, Otto verschwanden nacheinander, in gleichem Maße verlegen und niedergeschmettert, aus meiner Kemenate und überließen mich meinen philosophischen Betrachtungen.

Wir erging es wie einem Individuum, das von einer beträchtlichen Höhe herabgestürzt ist. Mein erster Gedanke war ein egoistischer: ich belastete mich ringsum, die Diagnose fiel beruhigend aus: nein, was tat mir nichts, auch nicht jene Stelle, die das für Leben und Lieben so wichtige Organ, das „Herz“, beherbergt.

So konnte ich den Fall ruhig überdenken, wie wenn er mich gar nicht näher beträfe, und mein ganzes Empfinden spitzte sich zu der einen Frage zu: „Warum?“

Papa, Mama, Otto würden mir diese nicht beantworten, das stand fest, wahrscheinlich paßte des Rätsels Lösung nicht für mich. Now aber waren sie doch, wenn sie glaubten, daß ich, Susel Armau, achtzehn Jahre alt und vermutlich nicht dümmer als andre, Herrn Fritz Berger gestatten würde, sich mit mir zu verloben, ohne daß ich jemals erfahren, warum er diesen Schritt getan, und acht Tage darauf den Bund zu lösen, wieder ohne mir zu melden, was ihn zu diesem diametral entgegengesetzten Schritte veranlaßt. Nein, meine Familie kannte mich wirklich nicht, trotzdem unsre sehr intimen Beziehungen nun schon über tausend Wochen bestanden.

Ich klingelte. Anna erschien, sie hatte rotgemeinte Augen, sie riefte also bereits! Anna war ein recht gutmütiges Mädchen, aber so eingebildet war ich nicht, zu glauben, daß die gestohlenen Tränen meinem Mißgeschick gestollten. Anna musterte mich verstohlen, sichtlich erstaunt, mich so gefragt zu finden.

Sie berichtete wortreich, daß die gnädige Frau in ihrem Zimmer eingeschlossen sei, Migräne habe und schon drei Antiprinpulver genommen, daß Herr Otto eine Wase zer schlagen habe und der gnädige Herr ausgeritten sei.

Ich ging direkt auf das Ziel los: „Jean wird keine Blumen mehr bringen.“

Anna brach in trampfhaftes Schluchzen aus, — mein System bewährte sich. Ich beruhigte Anna, so gut ich konnte, und meinte voll Teilnahme: „Sie können ja den Jean auch weiter sehen, nicht wahr?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, allein wenn er so täglich herkam, war's doch viel netter.“

Ohne mich an diese kleinen Gefühlsnuancen zu kehren, entwickelte ich meinen Schlachtplan. Ich zog meine Börse, entnahm ihr einige Goldstücke und überreichte sie Anna: „Sie müssen den Jean für morgen zu einem Rendezvous bestellen, wo möglich noch im Laufe des Tages, geben sie ihm dann süßigst Matz und fragen Sie ihn, warum Herr Fritz Berger...“

Ich suchte einen Moment nach den richtigen Worten, doch Anna half mir aus: „Warum der junge Herr das gnädige Fräulein hat sitzen lassen?“

Da war es heraus, es lang nicht sehr schmeichelhaft für mich, aber es war plastisch deutlich, und mußte erwiderte ich: „Ja, Jean soll Ihnen ganz im Vertrauen erzählen, warum mich der junge Herr hat sitzen lassen!“

Anna ließ die Goldstücke in ihre Tasche gleiten — ich gab ihr noch einen Bogen recht stimmungs-vollen Briefpapier und eine Freimarke.

Der nächste Tag verging viel rascher, als ich erwartet hatte. Ich muß gestehen, daß es meine Familie an zarten Aufmerksamkeit nicht fehlen ließ, um meine herbe Lage als verlassene Ariadne erträglich zu gestalten. Bei Tisch defilieren einige meiner Lieblingspeisen, und ich tat ihnen alle Ehre an, was Mama zu dem Ausrufe veranlaßte: „Das gute Kind zwingt sich zu essen, um uns nicht zu beunruhigen.“

Otto brachte mir einen Sack Bonbons, vermutlich wollte er nicht durch eine Blumenspende meh-mütige Erinnerungen in mir wecken, und Papa hatte Bilette zu einer Matinee unter meine Serviette gelegt. Man gab ein französisches Lustspiel, das, wie ich schaudernd bemerkte, nicht so ganz für mich paßte, aber in seinem Dergensdrange, mich zu erheitern, hatte der gute Papa vergessen, sich vorher zu erkundigen, wie viele Anbeter die Heldin im Verlaufe der drei Akte beglücken werde.

Vor dem Nachessen machten wir noch rasch einen Besuch bei Mamas bester Freundin, die ihren Jour fixe hatte, vermutlich nur, um ihr und den versammelten, darob sichtlich enttäuschten Damen zu zeigen, daß wir noch nicht völlig geknickt seien. Zum Souper gab es Wachstein, auf römische Art in Weinblättern gebraten, und Mandarinenreis (für mich der Gipfelpunkt kulinarischer Genüsse), dann bat ich um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.

Mama küßte mich mit einem neuen Ausbruche der Rührung, nannte mich ein wackeres Kind, das seinen geübten Eltern nicht das Schauspiel seines Nummers bieten wolle; Otto lud mich ein, mit ihm am nächsten Tage eine Motorfahrt zu machen, und Papa studierte wieder die Theaterzettel, anscheinend seit entschlossen, etwas recht Lustiges zu finden. Die nächste Zukunft eröffnete sich mir also unter ganz freundlichen Auspizien.

Ich schlüpfte in mein Zimmer. Dort fand ich Anna, die, wie sie mir verriet, schon seit einer Stunde meinen Hut bärtete, der bei dieser Operation seine ursprüngliche Form zum größten Teile eingebüßt, allein Anna mußte etwas schaffen, um bei einem etwaigen Erscheinen Mamas ihre Anwesenheit in meinen Gemächern zu rechtfertigen.

Annas vergnügte Miene verriet, daß sie Jean gesehen habe und ohne Trennung fürs Leben von ihm geschieden sei. Gespannt fragte ich: „Haben Sie etwas erfahren?“

„Alles!“ sagte Anna.

Ich konnte einen Ausbruch der Freude kaum unterdrücken: endlich, endlich sollte ich wissen, warum mich Fritz Berger hatte sitzen lassen!

Behaglich vernekte ich mich in meinen Lieblingsfauteuil, und Anna begann: „Jean läßt dem gnädigen Fräulein für das viele Geld schönsteu banten, und er hat mir dringend aufgetragen, dem gnädigen Fräulein zu sagen, daß es für ihn ein harter Schlag war, als er hörte, daß er nicht mehr in dieses ehrenwerte Haus kommen dürfte. Bevor er mir aber erzählen konnte, warum der junge Herr das gnädige Fräulein sitzen lassen, mußte er mir erst erklären, wie es gekommen, daß sich sein junger Herr mit unserm Fräulein verlobt.“

„Allo das wußte er auch — ich war entzückt.“

„Jean sagte mir, daß die ganze Geschichte eigentlich nicht für die Ohren des gnädigen Fräuleins passe, daß er sich unter andern Umständen niemals erlaubt hätte, sie dem Fräulein wissen zu lassen, da aber Fräulein dabei doch so eine Hauptrolle gespielt, würden Sie das Unforteste.“ — Anna junzte eine Weile nach diesem Worte — „seines Vorgesens entschuldigen.“

Ich erklärte Anna, daß ich nach dem französischen Lustspiele ziemlich gewappnet sei, daß also Jeans Gewissen ruhig sein könne, dann lauschte ich mit atemloser Spannung der Offenbarung, die mir werden sollte.

Anna holte tief Atem und begann: „Also, der junge Herr hat seit vier Jahren eine Bekanntschaft mit einer Dame vom Balkett. Es ist eine Wienerin, sie heißt Marie Huber, wird aber nur die „dick Mißi“ genannt.“

Ich war sprachlos: so interessant hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt.

„Diese Mißi brauchte ziemlich viel Geld, der Herr Kommerzienrat sah das Verhältnis höchst ungern, und besonders die Frau Kommerzienrätin war meist außer sich, und gnädiges Fräulein können sich vorstellen, was die Frau Kommerzienrätin treibt, wenn sie außer sich ist.“

„Und ob!“ sagte ich, wider Willen von Annas Schwung hingerissen.

„Da der junge Herr nicht von der Mißi lassen

wollte, beschloß man, ein altes bewährtes Mittel anzuwenden; man sperrte die Gelbquelle, in der Hoffnung, daß diese Maßregel beim Ballett wirken werde. Dann sagte der Herr Kommerzienrat dem jungen Herrn eines Tages — Jean hat's gehört, er puzte im Nebenzimmer die Spiegel —: „Frei, du verfinst moralisch und physisch, wir wollen dich wieder erheben; heirate ein junges Mädchen aus unsern Kreisen, dann mache ich dich zum Compagnon und gebe dir außerdem eine größere Summe, damit du deine Schulden begahen und dein Verhältnis als Ehrenmann lösen kannst. Willst du nicht, so bekommst du die Farbe meines Geldes, solange ich lebe, nicht mehr zu sehen.“ Der junge Herr wehrte sich lange, aber da er schließlich nicht mehr viel Kredit hatte und die Mihi unglücklicherweise auch nicht da war, um ihn aufzumuntern (sie war nämlich zur Hochzeit ihrer Schwester nach Wien gefahren, die einen Fischlermeister geheiratet hat), gab der junge Herr mit Ach und Krach nach und hat sich in dieser trostlosen Stimmung mit dem gnädigen Fräulein verlobt.“

Kapitel I war in Ordnung, ich wußte nun, wie es gekommen, daß Frei mein Bräutigam geworden, ich war eine Art Gegenpart gewesen, das ihm Herr und Frau Kommerzienrat verschrieben. Wenn ich jetzt noch erfuhr, warum mich Frei verlassen, blieb mir nichts mehr zu wünschen übrig.

„Der junge Herr,“ fuhr Anna fort, „schrieb dann Fräulein Mihi einen Abschiedsbrief, daß er mit Rücksicht auf den Namen Berger heiratet und eine Familie gründen müsse, und sandte ihr den von seinem Herrn Papa unterschriebenen Scheck. Vorgesetzt nun kam die Kammerfrau von Fräulein Mihi, auch eine Wienerin, aber schon alt, atemlos zum jungen Herrn gelangt, denn die Sache hatte eine böse Wendung genommen. Beim Empfang des Briefes war Fräulein Mihi direkt von der Hochzeit weg in einen Wagen gesprungen, hatte noch mit Mühe und Not den Gürtel erreicht und war in der reinsten Verzweiflung hier angekommen. Dann hat sie von zweiundzwanzig Bündelchen die Köpfe abgeschabt und sie der Menge nach geschickt.“

„Ich sprang auf und faßte Annas Schultern: „Wirklich, vergißt hat sie sich?“ In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine so wunderbar spannende Geschichte gehört — was geht? Erlebt hat sie ich sie, ich war ja bei dem Drama auch beteiligt.“

„Wichtig erfaßte mich wilde Angst: „Sie ist doch nicht gestorben?“

„Nein,“ antwortete Anna voll Seelenruhe, „der junge Herr brachte gleich drei Professoren mit, die Fräulein Mihi wand sich in Krämpfen, als er kam, sie rief immer: „Mama dein Geld zurück! Die Doktoren meinten, sie rede im Fieber, denn bei Veranlassung sage eine Ballerine so etwas nicht, — man gab ihr starke Gegenmittel, und so wurde es bald besser.“

„Gott sei Dank,“ flüsterte ich, „die arme Mihi!“ Entsetzt schauerte ich zusammen: die Köpfe von zweiundzwanzig Bündelchen, wie mußte die den Frei lieben! Mich hatte er doch auch verlassen, aber die Idee, Bündelchen zu essen, wäre mir nie gekommen. Arme, arme Mihi!

„Und dann?“ fragte ich leis.

„Dann,“ berichtete Anna, „schwor der junge Herr, sie niemals zu verlassen. Gestern früh ist er mit ihr nach Italien gereist und hat dem Herrn Kommerzienrat geschrieben, daß er das gnädige Fräulein nicht heiraten werde, weil er seine geliebte Mihi nicht verlassen könne. Der Herr Kommerzienrat tobte, die Frau Kommerzienrat hatte einige Nervenanfalle, der Herr Medizinalrat war schon fünfmal dort, aber tun können sie doch nichts, denn der junge Herr ist bereits als Compagnon eingetragen worden, gleich nach seiner Verlobung mit dem gnädigen Fräulein. Jetzt hat er im Geschäft die gleichen Rechte wie sein Papa, und da wird es dem Fräulein Mihi in Zukunft auch nicht schlecht gehen.“

„Ich starrte lange vor mich hin, wie erdrückt von der Last der auf mich einwirkenden Erfahrungen. Blühhlich packte mich wieder ein bekanntes Gefühl: die Neugierde, und ich fragte hastig: „Ist die Fräulein Mihi schön?“

„Anna schien diese Worte erwartet zu haben: „Jean sagt, was Erziehung und Benehmen betrifft, könne sie sich natürlich nicht mit dem gnädigen Fräulein vergleichen, aber sie sei, was man „einen lieben Art“ nennt. Ganz jung ist sie nicht mehr, etwas älter als der junge Herr, vielleicht achtundzwanzig, aber prachtvoll gewachsen, üppig, blond, lebhaft, voll Lebenslust.“

„Voll Lebenslust,“ und sie wollte doch für ihn sterben!

„Da gnädiges Fräulein so splendid mit Jean waren, suchte er auch gefällig zu sein, und weil er dachte, Fräulein würden neugierig sein, die Mihi zu sehen, und bei der modernen Erziehung doch keine Gelegenheit hätten, den Ballettdamen näher zu kommen, so schick er dem gnädigen Fräulein ein Bild der diden Mihi.“

„Anna hob den Vorhang auf und überreichte mir ein großes, vieredriges Palet, das sie dort vor inaktiven Blicken verborgen hatte. Ich zögerte, es zu erhasen, wirklich und wahrhaftig, ich zögerte, allerdings nur eine Viertelstunde, dann fragte ich: „Wie kommt Jean zu dem Porträt?“

„Er hat es im Zimmer des jungen Herrn genommen.“

„Wie man das nicht bemerkt?“

„Anna lächelte: „Jean hat mir die Junggefellenswohnung des Herrn Frei gezeigt, sie ist im Hintertrakt; dort befinden sich vielleicht zweihundert Bilder von Mihi, in allen erdenklichen Stellungen, da bemerkt man eines mehr oder weniger nicht.“

„Anna machte einen Knicks, ihre Mission war zu Ende. Sie nahm mein englisches Kostüm in der löblichen Absicht, es im Korridor zu büstern, ich hielt sie zurück: „Anna, ich danke Ihnen, und ich lasse auch dem Jean herzlich danken. Sie haben beide viel für mich getan. Ich hoffe, Ihre Liebesgeschichte wird gut ausgehen, dann liefern ich das Brautkleid. Damit Sie aber, wenn Sie mit Jean wieder einmal „zufällig“ zusammentreffen, ihm recht gut gefallen, behalten Sie das Kleid, das Sie eben mitnehmen.“

„Anna strahlte glücklich und verchied mich mit meiner äußeren Hülle. Ich konnte leicht freigeig sein, mein Ex-Brautstand hatte mir zwei reizende neue Kostüme gebracht, die, aus soliden, echt englischen Geweben geschnitten, seine ephemere Dauer lange überleben werden. Dann bröchte ich alle Flammen meines kleinen elektrischen Lüfters an, löste energisch das Band und kühlerte kampfbereit: „Jetzt zu uns meinen, Fräulein Marie Huber!“

„Ich stellte das Bild vor meinen Toilettespiegel und setzte mich gerade davor, dann verglich ich Punkt für Punkt: „Gerechter, unparteiischer Brutus, steh mir bei!“

„Ein lachendes Gesicht sah mir entgegen: „Donnerwetter, die ist schön!“ Otto rief das zuweilen, wenn wir in Tiergarten einer häßlichen Frau begegneten, hier hätte er es mit seiner bewunderndsten Intonation angebracht. Arme Susel, der Gesamteindruck war für sie, da zog ich den Kürzeren.

„Nun ins Detail übergehend, verglich ich mein Porträt, das der Toilettespiegel sorgenvoll wiedergab, mit dem ihren. Wieder eine Niederlage — meine Schultern sahen ganz armäßig neben diesem prachtvollen weißen Raden aus, — aber Victoria! — das Rinn war eigentlich recht vulgär. Auch der Mund war groß, aber er ließ zwei Reichen herrlicher Zähne hervorblinlen. Jetzt zur Nase! Die war dick, — über mein Gesicht wühlte ein Lächeln des Triumphs —, punkto Nase war ich ihr bei weitem überlegen, mein Profil präsentierst sich sein geschmilt, das offenbar mir täglich mein dreiteiliger Spiegel, ihr Profil war nicht klassisch: „Sie werden gut tun, Fräulein Huber, sich bei Ihrer Nase immer nur en face zu zeigen.“ Die Augen strahlten groß und schön, aber auch ich habe schöne Augen, ich kann sie nur nach nicht so recht benehnen. Die Stirn vermochte ich nicht zu beurteilen, wäre Locken seien darüber. „Frisiert sind Sie reizend, Fräulein, morgen werde ich versuchen, ob mich diese Coiffüre kleidet, und wenn ja — so adoptiere ich sie!“

„Lange starrte ich auf das Bild: „Fräulein Mihi, Sie haben mir doch meinen Bräutigam genommen, und ich hätte das Recht, Ihnen die Augen auszukraben, allein ich kann keinen Groll empfinden. Wirklich, ich bin Ihnen nicht böse, gar nicht böse.“

„Wie von einem Traum befangen löschte ich die Lichter, dann schlüpfte ich ins Bett — schlafen konnte ich nicht, beim besten Willen nicht. Mit offenen Augen lag ich da und schaute und schaute. Die Wände schienen zurückzutreten, immer weiter wurde es um mich herum, wie ein Garten breitete es sich aus. Dieser Garten hob an zu blühen, gleich Hlederbust umgab es mich, gleich tosendem Wellenratem.“

„Und mein Garten war nicht tot, Vogelsang durchschwirte ihn, Verkentriker, Nachtigallenschlag; die Zukunft, meine Zukunft intonierte leise ein wunderbares Lied. Und alles überklang ganz deutlich eine Männerstimme; sie schien mir fremd und doch so vertraut, als wäre sie mir allein bestimmt, als müßte ich sie immer wieder hören. Frei Bergers Stimme war es nicht — die Stimme lautete: „Ach liebe dich!“ und das haite Frei nie zu mir gesagt, aber jetzt wußte ich es ganz genau,

daß ich diese Stimme wieder hören würde, vielleicht bald, vielleicht später, was tat's — ich war ja meiner Sache sicher!

Der Monatschein fiel hell auf Fräulein Mihis Bild, neidlos gelang ich's ein, sie war schön, sehr schön sogar, viel schöner als ich.

„Ich setzte mich in meinem Bette auf und warf dem Porträt eine Kupfhand zu: „Liebes Fräulein Mihi, ich danke Ihnen! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich werde es Ihnen nie vergessen. Ich will die Ereignisse der Ballettwelt jetzt genau verfolgen, und beim ersten Anlasse, der sich in Ihrer Künstlerlaufbahn bietet, sende ich Ihnen anonyim einen Kranz, wie ihn in solchen Dimensionen selbst die Prima-Ballerina noch niemals empfangen. Gute Nacht, Fräulein Mihi, und seien Sie glücklich mit Frei Berger, dies wünsche ich Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde!“

„Mamas Seidenschlafrock tauchte durch den Korridor — fast unhörbar postete sie an meine Türe: „Schläfst du, Susel?“

„Nein, Mama.“

„Armes Kind,“ seufzte Mama, sie zögerte einen Moment, dann verlor sich das Raufchen.

„Armes Kind,“ — was sie nur wollen? Schon morgen werde ich ihnen den Standpunkt klar machen!

„Armes Kind“ — Dergott, achtzehn Jahre war ich alt, und die Welt lag vor mir. Ich dehnte und streckte mich, mir schien es, als würde ich größer, wie drückende Fesseln fiel es nach und nach von mir. Dann hob es wieder an zu singen, zu klingen, innen und außen jauchzte es, ich faltete die Hände und hielt ganz still, dann lachte ich vor mich hin, in drohlich-erleuchteter Erkenntnis: wahrhaftig, in meinem ganzen Leben war ich noch nicht so übermenschlich glücklich gewesen wie seit gestern — seit ich sitzen geblieben war.

## Basenbauten in Deutsch-Südwestafrika

Das Verkehrswesen in Deutsch-Südwestafrika befindet sich in rascher Entwicklung. Am 1. Juli v. J. wurde die Eisenbahnlinie Swalopmund-Windhoek sowie der Posttelegraph fertiggestellt, während der Bahntelegraph bereits am 1. August 1901 Windhoek erreicht hatte. Nachdem der Süden der Kolonie im Jahre 1901 heliographisch mit dem Hauptorte verbunden worden war, erhielt auch der Norden von Karibib bis Duijo eine heliographische Verbindung, die im September v. J. dem Betrieb übergeben wurde. Auch die Postverbindungen erfahren eine wesentliche Verbesserung, so namentlich die Linie Karibib-Duijo durch Einstellung einer Poststarre.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Vollendung des Molenbaues in Swalopmund, der die unheimlichen Landungsverhältnisse dieses Haupthafens der Kolonie wesentlich bessert und dadurch eine bedeutende Erleichterung des Handelsverkehrs ermöglicht. Bisher mußten die Dampfer wegen der Untiefe und starken Brandung 500 bis 1000 Meter von der Küste Anker werfen und konnten Menschen und Güter bei mittelstarker Brandung nur unter großen Gefahren ans Land setzen; bei stürmischen Wetter mußten die Schiffe sich sofort von der Küste entfernen und auf hohe See gehen, weshalb sie stets unter Dampf liegen. Siet das ungünstige Wetter an, so bedurfte die Dampfer zur Löschung ihrer Ladung statt 3 oder 4 Tagen, wie in anderen guten Häfen, einen vollen Monat, was natürlich die Expeditionskosten ungemein erhöhte. Aber selbst bei schwacher Brandung kam es regelmäßig vor, daß die gefährlichen Brandungswellen, die sich 100 bis 200 Meter von der Küste seewärts ausdehnten, in die mit Kronegarn bemantelten offenen Brandungsboote hineinschlügen, die Ladung durchdrängten und einen beträchtlichen Teil davon verbarben. Däufig wurden auch Personen aus den Booten geschleudert, und zahlreiche Menschen kamen in der tosenden Brandung um.

Nach längeren Verhandlungen bewilligte der Reichstag 1899 die Summe von 1200000 Mark für die Schaffung einer Hafenanlage, die es ermöglichen sollte, daß auch bei mittelstarker Brandung Güter jeder Art und Form mit Leichtfahrgeräten von 50 bis 100 Tonnen Tragfähigkeit stets sicher gelandet und entladen werden können; daß ferner Segelschiffe und kleine Dampfer bis etwa 100 Tonnen Ladefähigkeit unmittelbar an einem Kai löschen und laden können, und daß dessen Erweiterung später möglich ist, ohne daß die jetzt zu schaffende Anlage aufgegeben oder zeitweise außer Betrieb gesetzt werden muß.

In dem von dem Regierungsbaumeister Ortloff eingereichten Erläuterungsbericht zum Entwurfe



Leuchtturm und Zellengebäude

für diese Hafenanlage wird bemerkt, daß zwischen der weit vorspringenden Halbinsel der Balsfischbai und der 15 Kilometer nördlich von Smalopmund gelegenen Rockbai die Küste eine fast landeinwärts gebückte Kurve bildet, die verschiedene Vorsprünge und Einbuchtungen aufweist. Der Strand von Smalopmund, der sich nun in der Mitte dieser Kurve befindet, ist im Abbruch begriffen, besonders ist die Hochwasserbegrenzung landeinwärts geschoben, wie dies auch die Neuaufnahme der Lagepläne gegen die früheren Aufnahmen zeigt.

Als Baustelle für den Hafen konnten nur zwei Plätze in Betracht kommen und zwar die Einbuchtungen vor dem alten und dem neuen Fohlschuppen. Die letztere ist durch ihre Nähe von der 1 Kilometer südlich gelegenen Smalopmundung der Verlandung im hohen Grade ausgesetzt. Auch sind vorgelagerte schützende Kliffe an dieser Stelle nicht vorhanden, und an der andern Stelle liegt eine Klippenreihe, die gegen Brandung und Verlandung einigermaßen schützt. Der granitene Meeresboden bildet einen guten Baugrund. Die Wellen haben hier fast immer dieselbe Richtung aus Südwest, ungefähr 125 Grade gegen die Nordlinie, und werden, wie an jeder Küste, nur vom Ufer durch dessen Unregelmäßigkeiten abgelenkt. Die Höhe der Wellen ist bis jetzt auf 3 Meter beobachtet worden. Durch die vorgelagerte Klippenreihe werden sie abgeschwächt und treffen nicht mehr in voller Stärke das Ufer. Der Flutwechsel übersteigt selten die Höhe von 1,5 Metern, und bei

auf das Ufer angetrieben wurden. Die Schwimmer in 500 Meter Entfernung trieben parallel zum Ufer, d. h. in der Richtung von Süden nach Norden, und zwar durchschnittlich mit 0,088 Metern Geschwindigkeit in der Sekunde, die Schwimmer in 700 Metern Entfernung ebenfalls in derselben Richtung mit durchschnittlich 0,102 Metern Geschwindigkeit, und in 1000 Metern Entfernung wiederum von Süden nach Norden mit durchschnittlich 0,097 Metern Geschwindigkeit. Beobachtungen fanden statt bei leichtem Südwestwinde, Stärke 2 nach der Beaufort'schen Skala, und bei mäßigem Wellengang. Demnach herrscht hier eine von Süden nach Nor-

den gerichtete Meeresströmung (der kalte Benguelastrom) mit einer Geschwindigkeit von rund 0,1 Meter in der Sekunde. Andre Strömungen wurden nicht beobachtet.

wurden in je 200 Metern Abstand 20 Meter hohe Stangen errichtet; hinter diesen und parallel zu erstgenannter Linie wurden ebenfalls Stangen aufgestellt und an je zwei zusammengehörigen, hintereinander stehenden Stangen gleichzeitig gleiche Flaggen gehißt, wenn eine Richtung in See in dem durch diese Stangen bezeichneten Profile vorgenommen werden sollte. Im Boote wurde bis zu 6 Metern durch Peilstangen, darüber hinaus durch Lot die Tiefe ermittelt, während gleichzeitig durch den Sextanten gegen die dem Profile benachbarten Stangen die Ortsbestimmung vorgenommen wurde. Innerhalb und kurz vor den vielen am Ufer befindlichen Felsgruppen wurde statt eines Bootes ein elastisches Floß verwendet. An den Ufern für eine Hafenanlage besonders in Frage kommenden Stellen, vor dem jetzigen und dem ehemaligen Fohlschuppen, haben besondere Aufnahmen stattgefunden, und zwar in Profilen, die nur 50 Meter voneinander entfernt lagen. Vergleicht man diese 1899 neu gemessenen Tiefentwürfe mit früheren Aufnahmen aus den Jahren 1893 und 1896, so läßt ihre Uebereinstimmung darauf schließen, daß eine merkliche Veränderung und somit eine Sandbewegung in den letzten Jahren kaum stattgefunden haben kann. Besonders gilt dies von der Strecke vor dem ehemaligen Fohlschuppen, die



Festort vor Neufällen am Hafen

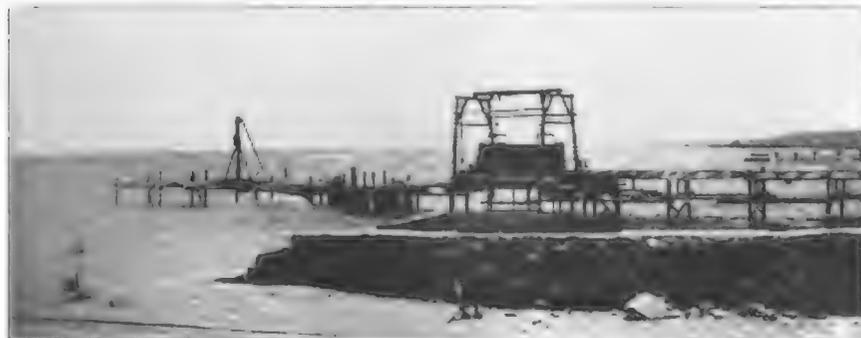
1000 bis 1400 Meter vom rechten Smalopufer entfernt ist. Weit mehr ist dies der Fall bei der andern, der Flussmündung näher gelegenen Einbuchtung, die während der nach je 3 Jahren eintretenden Wasserperiode des Smalop durch dessen Sand- und Schluffablagerungen rasch verflacht wird.

Trotz dieser für die Mole vorläufig günstigen Beobachtungen ist

Zur Bestimmung der Meereszeiten vor Smalopmund wurden Peilungen vorgenommen und zwar von der Smalopmundung an bis 5 Kilometer nördlich davon. Auf einer durchgehenden Geraden

es als sicher anzunehmen, daß auch hier der Meeresgrund durch die Sinkstoffe des Smalop wie auch durch den herrschenden Ostwind, der den Flugland weit in das Meer trägt, der Verlandung preisgegeben ist. Die Gefahr läßt sich zwar dadurch vermindern, daß auf dem halben Wege von der Flussmündung bis zur erbauten Mole eine neue Mole in die See gebaut wird, die in kritischen Zeiten als Sandfänger dienen soll, aber neue Dunderttausende kosten wird. Ob Vagern diese Schutzmaße vor Ueberdeckung durch Sand wird bewahren können, ist noch eine offene Frage.

Die bereits fertiggestellte Mole ist 373 Meter lang und besteht aus einer Steinschüttung, die von dem durchschnittlich 4 Meter tiefen Meeresgrunde bis zur Wasseroberfläche und zwar zu deren niedrigstem Stande hochgeführt wurde. Auf ihr wurde eine 5 Meter hohe Rüstungsmauer gebaut, deren untere Hälfte aus Beton, die obere aus Bruchsteinmauerwerk besteht. Während das erste Drittel der Mauer 5 Meter breit ist und als Zufahrt zur eigentlichen Hafenanlage dient, werden die übrigen zwei Drittel als Wellen-



Der Bau des Hulschloppers

Springzeiten ist bisher nie eine Höhe über 1,65 Meter beobachtet worden.

Um die Richtung und Geschwindigkeit der hier herrschenden Meeresströmung näher kennen zu lernen, wurden „Schwimmer“ aus Rindholz von 0,25 bis 0,30 Metern Durchmesser und 1 Meter Länge hergestellt. Nach oben zu trugen sie an einer dünnen Stange von 1 Meter Länge ein verschiedenartig bunt gefärbtes Holzkreuz. Die Schwimmer waren an ihrer Unterseite durch Gürtelringe darauf beschwert, daß nur das obere 10 Centimeter breite Arcus aus dem Wasser ragte. In der Nähe der bisherigen Landungsstelle wurden in einer Zeitreehten in der hergestellten Richtungslinie die Schwimmer in verschiedenen Entfernungen vom Ufer unter Notierung der Zeit in Wasser gebracht und beim Durchlaufen der folgenden Profile beobachtet. Es ergab sich, daß die bis 500 Meter vom Ufer entfernten Schwimmer keine Bewegung längs der Küste zeigten, sondern durch die Brandungswellen allmählich und fast in den Graden senkrecht



Die neue Mole



**Canjergnügen in Oberbayern: Der Kreuschlager** (Cant. S. 916)

Nach einer Skizze von G. Frosan g. gezeichnet von R. Mohn

brecher benutzt. Die Krone des Damms, die aus 11 Meter hohen, in Zementmörtel verlegten Bruchsteinen besteht, liegt 25 Meter über Niedrigwasser. Der Molentopf, an dem noch gearbeitet wird, ist halbkreisförmig und wird ein Signalküchlein mit einer Positionslaterne tragen. Eine unregelmäßige Anfüllung von Betonblöcken, deren jeder einen Inhalt von 10 Metern und ein Gewicht von 600 Zentnern hat, wird den Kopf und den von der Brandung am heftigsten angegriffenen Teil des Dafenammes bedeckt.

Zur Verwältigung des Fösch- und Ladeverkehrs dienen 5 Leichter von je 50 Tonnen Ladefähigkeit.

Ferner der „Pilot“, ein kleines Dampfboot, das die Leichter aus dem Hafen zu den Schiffen führt und sie nach Einnahme der Ladung durch die Brandung zurückschleppt, ferner ein Hand- und ein Dampfkan von 1500 und 2500 Tonnen Tragfähigkeit. Eine kleine

Schmalspurbahn bringt die Güter in das Zollgebäude und von da in die Stadt und auf den Bahnhof. Ein Patentaußschlepper von 80 Metern Länge führt vom Strande aus mit einem Gefälle von 12:1 in das Meer und dient zur Ausbesserung der

Hafenfahrzeuge und kleiner Dampfer, die bei Hochwasser mittels eines Gangpills über- und mit dem Mortonschen Wagen aufgezogen werden. Auf einem Plateau unweit der Bandungsstelle befindet sich neben dem Zollgebäude ein Leuchtturm mit Signalmast, während die nördliche Grenze der Einfahrt nachts durch eine Leuchtböje kenntlich gemacht wird. Das Baumaterial wurde in einem nahen Granitbruch gewonnen und auf einer kleinen Mollbahn mit Lokomotivenbetrieb auf den Bauplatz gebracht.

Nach dem vom Reichstage genehmigten Bauprojekt sollte der Bau bei einem Kostenaufwande von 1 200 000 Mark in

ipäterens drei Jahren vollendet sein. Allein die Kosten belaufen sich mittlerweile auf mehr als 2 000 000 Mark, da der durch die Brandung verursachte Schaden und unvorhergesehene kostspielige Schutzbauten bedeutende Mehrausgaben nötig machten, und an dem Bau wird nunmehr bereits das vierte Jahr gearbeitet. Raum zwölf Monate hindurch konnte während dieser Zeit an der Mole selbst gearbeitet werden, da die ungemein heftige Brandung jede Tätigkeit auf dem Steinbauwerke vereitelte, ja diesen selbst angriff und teilweise, namentlich an der Spitze, verfrägte, wobei die Wellen sogar Granitblöcke von 10 bis 15 Tonnen Gewicht von der Steinschüttung in das Meer wälzten. Noch Ende November v. J. wurden an der Spitze 7 Meter Brüstungsmauer und 15 laufende Meter von der See weggerissen und unter der Mauer ein Loch von 10 Metern Länge gewühlt.

Da das Dafenbecken gegen Westen hin ungeschützt lag und die von Ost nach West streichende

Raimauer (auf der Mole), sowie die an ihr liegenden Leichter und der „Pilot“ von hereinerschlagenden Brandungswellen öfters beschädigt wurden, so sah sich der Regierungsbaumeister genötigt, an die Nordseite der Mole senkrecht von Süd nach Nord einen Querturm von 30 Metern Länge, 8 Metern Breite und 3 Metern Höhe über Niedrigwasser zu bauen, der sich bisher bewährt. An dem Bau arbeiteten 80 deutsche Handwerker und rund 500 Schwarze; von den letzteren zeichneten sich namentlich die Dvambos durch Fleiß und Verwendbarkeit aus. Dem öffentlichen Betriebe wurde die Mole am 12 Februar d. J. übergeben. Mögen sich die

tagabends seinen Maßkrug oder seinen Schoppen Tröler statt in der „Herrensüb“ in der etwas rauchigen und keineswegs sonderlich aromatischen Leutesüb einzunehmen, so kann man auch noch den echten Schuhplattler zu sehen bekommen. Allerdings ist das, was hier die Burschen mit der Schenldirn tanzen, nur ein Bruchstück, gleichsam eine einzelne „Tour“ des beliebten Nationaltanzes, den die Städter als Ganzes meist nur in der Nachahmung auf den Festen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins oder in den Vorführungen der sogenannten Bauerntheater zu sehen bekommen. Wer aber einmal Gelegenheit hat, ein großes Volksfest mitzumachen, bei dem die ganze Dorfbewohnerschaft sich im Gemeindevorstande zusammensindet, der wird auch den „Kreuzschlager“ kennen lernen, das Hauptstück der tanztüftigen Gebirgsjugend. Der „Kreuzschlager“ gehört zu den schwierigsten Volkstänzen; selbst der an Gledervorstellungen so reiche Gaxaboz der Pustkenbewohner erfordert kaum so viel Kraft, Ausdauer und Gewandtheit wie er. Namentlich zur Ausführung der „Mühle“, die auf unserm Bilde dargestellt ist, gehört außerordentliche Uebung. An der Figur, die, wenn sie gut getanzt wird, außerordentlich hübsch ausfällt, sind acht Paare beteiligt. Die Burschen tanzen in der Mitte und die Mädchen drehen sich im Kreise um sie herum, und zwar in so ruhiger und gleichmäßiger Weise, daß ihre Hösche dabei die Form von Gloden annehmen. Auf diese „Glode“ wird sehr viel Wert gelegt, und manches Pärchen hat sich damit schon einen Schatz herbei geläutet. Hier von den Burschen bilden in der Mitte ein Kreuz, indem sie sich rückwärts bis dicht über die Erde niederlassen, die Schuhsohlen gegeneinander stemmen und sich gegenseitig an den Händen halten. So drehen sie sich denn, und zwar in der entgegengesetzten Richtung wie die Mundtänzer und Tänzerrinnen. Jugend und Jodelnd schauen die übrigen zu, und wenn die acht Paare ihre Sache gut gemacht haben, so findet sich fast immer ein wohlbegüterter Bauer, der dafür sorgt, daß der schöne Turst, den sie sich beim Tanzen gehohlet haben, auch in würdiger und befriedigender Weise gelöscht werden kann.



Der Bismarck-Sarkophag im neuen Dom zu Berlin. Von Prof. Reinhold Beggs

an diese kostspieligen Dafenbauten geknüpften Hoffnungen erfüllen? **Franz Seiner**

**Der Kreuzschlager**

(S. 1274 des Bildes Seite 124)

Der alles gleich machende Zug der Kultur, der die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Volkslebens mehr und mehr verwischt, hat sich bis in die Dörfchen der Alpen noch nicht hinaufgewagt. Zwar bringt auch hier die alljährlich wachsende Touristenhochflut der Ursprünglichkeit mancherlei Gefahr, aber bis jetzt hat die „Gemsleberne“ doch fast überall noch der langen, langweiligen Stadthöfe standgehalten, und der Kirchgang in einem oberbayerischen Gebirgsdörfchen bietet noch immer ein buntes, festes Bild. Auch der Jähreschlager ist in den Wäldern noch überall eine stehende Figur, und wenn man sich nicht scheut, des Sand-

was in der entgegengesetzten Richtung wie die Mundtänzer und Tänzerrinnen. Jugend und Jodelnd schauen die übrigen zu, und wenn die acht Paare ihre Sache gut gemacht haben, so findet sich fast immer ein wohlbegüterter Bauer, der dafür sorgt, daß der schöne Turst, den sie sich beim Tanzen gehohlet haben, auch in würdiger und befriedigender Weise gelöscht werden kann.

**Notizblätter**

**Der Bismarck-Sarkophag im neuen Dom zu Berlin**

Nur die Tentativskizze des Berliner Domes, wo die Sarkophage seiner Vorfahren, darunter Werke von Schinkel und Wobens Schinkel, neu aufgestellt werden, hat Kaiser Wilhelm II. auch einen Sarkophag Bismarcks bestimmt, als eine besondere Ehreung des großen Kanzlers. Professor Reinhold Beggs ist mit der Ausführung betraut, und er hat dafür sehr eine Lösung gefunden, die einen an Wohlklang der erinnernden Zug aufweist und an die berühmten Grabmale der beiden Medici anzuliegen kann. Dabei hat das Werk ein



Von Helber Kraus, Kiel

Das deutsche und amerikanische Geschwader vor Hielr Hafen (Carl S. 934)

durchaus eines Geistes. Mit lebendig existiert auf dem Polament die Statue Bismarcks dem Sarkofag. Bewundernswert ist die Haltung, die Unschlossenheit des ganzen Lebens, wie ein klassischer Jektor, dessen Blick die Zeiten durchdringt, so steht der alte Hede da, wie der getreue Hüter des Vaterlandes. Nach dem Wunsche des Kaisers ist er als deutscher Ritter dargestellt; um den löwengetriebenen Eisenpanzer legt sich frei und groß ein togeantiges Gewand. Rechts lehnt sich eine stumme Kranengefäß an den Sarkofag, verzieht in das Buch der Geschichte. Zur Linken verfährt eine von christlichem Schwung bewegte Jünglingsgurt auf der Welsaune den Wahn des Helden; sie hebt zugleich den Schleiter von dem Sarkofag und enthält ein vorzüglich nur Kaiserliches Heiligtum; in stiellichem Zuge haben Reichthums Hürden, und füttern übertrifft ein Auge der thronenden Germania die vielhergebrachte Kaiserkrone. Das ganze in Marmor aufzuführende Werk ist in seiner wunderbar einheitlichen Komposition von einer solchen Ausübung, daß es den besten Schöpfungen des Meisters angezogen werden kann. **H. K.**

**Graf Karl Khuen-Héderváry**

Der neue ungarische Ministerpräsident Graf Khuen-Héderváry wurde am 23. Mai 1849 als Sohn des Grundbesizers Grafen Anton Khuen-Belesy zu Gräfenberg in Oberösterreich geboren. Das Gymnasium absolvierte er in Fünfkirchen, die Rechtsstudien in Agram. Bald nach Beginn seiner öffentlichen Laufbahn im Komitatsdienste wurde er zum Abgeordneten in den kroatischen Landtag gewählt, in dessen Vertretung er in den ungarischen Reichstag delegiert wurde. Als Erben des letzten Grafen Hing von Héderváry wurde ihm 1874 gestattet, seinem Familiennamen anstatt des Namens Belesy den Namen Héderváry beizufügen. Die Hédervárys gehören zu den hervorragenden Familien Ungarns und stammen von jenem Reichlichen Ritter Hedrich ab, der im 12. Jahrhundert mit

ihnen Reihigen nach Ungarn kam, wo er der Reich ein Leben erricht und der Burg Spodoverer erbaute. Graf Karl Khuen-Héderváry vertrat von 1875 bis 1878 den Bezirk der Komitat im ungarischen Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1879 wurde er Obergespan des Komitates Haab. Seit 1880 er sich namentlich zur Zeit der Reichstagsversammlungen als hervorragende administrative Kraft. Im Jahre 1888 wurde er zum Komitat der Länder, Slavonien und Istrien ernannt. Der Schwerfälligkeit seiner neuen Stellung überwand er mit Aufmerksamkeits und Energie. Er betrug die ethischen Grundsätze, welche die



Minist. Graf Karl Khuen-Héderváry

vermittelten Parteiverhältnisse und führte in der Verwaltung und im Unterrichtsreisen Reformen ein. Die viele Verdienste wurde ihm der Eisene Kronenorden erster Klasse verliehen. Außerdem wurde der Komitat Reichlicher Weheimer Kom. l. u. l. Kommitter und im Jahre 1891 Ritter des Goldenen Hirsches. Er nahm auch an der ungarischen Politik Anteil. Im Jahre 1894 sprach er im Magnatenhaus für die kirchenpolitischen Gesetze. In den Jahren 1894 und 1896 wurde er mit der Kabinettsbildung betraut, die aber am Widerstande der liberalen Partei scheiterte. Tiesmal ist ihm diese Aufgabe unter sehr schwierigen Verhältnissen gelungen.

**Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hamburg**

Das am 20. Juni in Hamburg enthüllte Kaiser Wilhelm-Denkmal, ein Werk von Prof. Johannes Schilling, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals, stellt den Reichgründer des Deutschen Reiches in seiner erhabenen Schönheit dar. Das Denkmalplateau nimmt 1000 Quadratmeter Grundfläche des Marktplatzes ein. Das Kaiserbild hat eine Höhe von 6 Metern auf einem 6 Meter hohen Sockel. Die Vorderseite des letzteren trägt das Reichswappen mit Krone und Schwert. Die Seitenflächen sind mit allegorischen Heiligtümern geschmückt, die das Deutsche Reich zu Lande und auf dem Meer veranschaulichen. Nach die granitnen Brüstungen, die seitlich nach dem Hintergrunde zu das Denkmalplateau umgrenzen, tragen Bronzereliefs; sie veranschaulichen die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871 und den Trappeneinmarsch in Hamburg vom 17. Juni 1871. Vor dem vorderen Ausläufer der Brüstungen stehen allegorische Bronzegruppen, das einheitliche Heiligtum, das Wille, Wohl und Gerechtigkeit, die Westkriegsfolge und das Fortschreiten darstellend. Auch der Schmuck der das Denkmal flankierenden Säulen und Verankerungsmatten weist auf die Macht des Reiches wie auf die Bedeutung Hamburgs als Weltverkehrsstadt hin.



Von dem Thier, Hamburg

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Hamburg. Von Johannes Schilling



Die Zahnradbahn im Jersgebirge: Bahnhof Ober-Dörsen mit Häuterng

Das deutsch-amerikanische Geschwader im Kieler Hafen

Eine ganz besondere Bedeutung erhielt die diesjährige 'Kieler Woche' durch die Anwesenheit des amerikanischen Geschwaders, das schon am 21. Juni unter Admiral Cullen im Kriegshafen zu Kiel eintraf...

Eine Ausstellung für Erfinder

Der Zentral-Verein der 'Germania' hat durch im Herbst dieses Jahres in Nürnberg eine allgemeine Ausstellung, um Patente und Gebrauchsmuster mit Erfolg zu vermerken.

beschämender und über 140000 Patente; die Hälfte davon wurde aber nicht der öffentlichen Benutzung übergeben...

Fünftürnige Giraffen

Wichtige ethnologische und zoologische Ergebnisse hat die Expedition des Westenden von Haroldo, Herrn Johnson, durch Australien geliefert...

Seltene Pferdenamen

Auf Zeitungsseiten oder Meldungsblättern bei der Benennung von Pferden, denen man in allen partikulierenden Ländern begegnet, macht Dr. W. Friedländer aufmerksam...

Eine Zahnradbahn im Jersgebirge

Fast an Naturschönheiten überaus reiches Jersgebirge wird sowohl diesseits als jenseits der Reichsgrenze immer mehr gewürdigt...

führt, daß die vorerwähnten Beobachter des Hialeas, Hialeas, Gmoh u. f. w., eher das Wild Stieren, als es lazen, beim Eindringen in den auch von Hialeas erwiderten letzten Kongowald...

Die Bekämpfung des Heuliebers

Das Heulieber oder Heulieber, diese alljährlich beim Beginn der Gras- und Kornblüte die dazu disponierten Personen belästigende Krankheit, scheint hauptsächlich in Rußland, Ungarn, ungarischen Viehten und Afrika...



Die Zahnradbahn im Jersgebirge: Brücke über die verregnete Dese und Brander Canal



Die Zahnradbahn im Jersgebirge: Bahnhof Claßbach-Dessembach mit Ansicht von Dessembach

von Orkital nach Tammswald (Hleckenberg), nicht nur dem Geschäftsvorkehr durch die Verbindung von zwei ungemein reichen Industriezweigen, sondern auch dem Handelsverkehr...

Der größte Obstgarten der Welt

In den Oaxtebergen von Ranfad hat ein 'Truch' nicht weniger als 200000 Acre angekauft, um auf diesem gewaltigen Gelände ausschließlich Apfelplant zu betreiben...

Colenschan

- Bürgermeister Albert Gromling von Bremen, 84 J. + 28. Juni. Paris. - Baron Bronnslus von, vormalig Oberleutnant des Preussischen Kavallerie, 66 J. + 23. Juni, Rom. - Dr. William Kohde, Direktor der Landwirtschaftsschule zu Elberfeld, 66 J. + 23. Juni, Wien. - Hermann von Winterlin, vormalig Präsident im württemberg. Generaloberleutnant, 69 J. + 23. Juni, Stuttgart. - Antonio Piccolo, vormalig königlicher Geheimrat, 60 J. + 23. Juni, Rom. - General der Kavallerie Hugo Senff von Pilsach, 62 J. + 27. Juni, Wilmshorst bei Dresden. - Oberstleutnant Friedrich von Bücher, 1870 Generaladjutant Kaiserlicher Hofkammer, 67 J. + 23. Juni, Berlin. - Prof. H. Wagnier, vormalig Mathematiker, 68 J. + 23. Juni, Berlin.

Redaktion aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird ausschließlich verlegt. - Verantwortliche Redaktionen: Ernst Schöberl in Stuttgart. - Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. - Biele und Bedingungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. - ohne Preisveränderung - zu haben.



### Der Stapellauf des Panzerkreuzers „Hoon“ in Kiel

(zu der Abbildung auf vorerwähnter Seite)

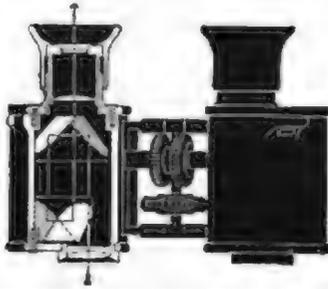
Im Heilen des Kaiserpaars und seiner säkularischen, zur „Kaiser Woche“ anwesenden in- und ausländischen Gäste fand am 27. Juni auf der Kaiserlichen Werft in Kiel der Stapellauf des Panzerkreuzers „Graf Kaiser“ statt. Der dabei noch dem verdienten Heerorganistator des preussischen Heeres und Kriegsdirektor Kaiser Wilhelms I. den Namen „Hoon“ erhielt. Das neue Schiff, das seiner Bestimmung gemäß in den großen Panzerkreuzern, die durch den Einsatz ihrer einen Weltläufer tragen und überbaut ihren ganzen Anlage nach den Schiffsbauformen so ähnlich sind, daß sie sich von blickten nur schwer unterscheiden lassen. Seine Besatzung waren: „Prinz Sigmar“, „Prinz Heinrich“, „Prinz Adalbert“ und „Prinz Friedrich Karl“. Der Stapellauf erfolgte um 10 Uhr vormittags; der vorläufige feierliche Schiffscampf mit roter Wasserlinie lag, mit Wasser und der Kriegsflagge geschmückt und mit den Abzeichen der auf der Werft in der Kaiserlichen Werft, mit dem Deckschlag zur Wasserlinie

geführt, so daß der Flag hoch emporgaht. Tausend erhob sich die Leuchttürme, leuchtete stand der Panzerkreuzer und langes Steuerbord sahen sich die Tribünen an. Nachdem das Kaiserpaar und die übrigen Fürstlichkeiten und Zeit getreten waren, hielt Graf Holstein die Taufe und geschloß am Bug eine glatte Wasserlinie (Schwanz). Darauf ging der Absatz des riesigen Schiffscampt unter Aufsicht des Kapitäns und dem Salut der Kriegsflagge glatt von fluten. Der Kreuzer „Hoon“ soll 1905 in Dienst gestellt werden und bildet mit seinem Schwesterkreuzer „Graf Teuffelbach“, das noch auf der Hamburger Werft von Holm & Vogt auf Stapel liegt, einen neuen Typ. Seine Gesamtlänge beträgt 138 Meter, die Wasservertiefung 9,50 Meter; das Schiff hat 1900 Pferdekräfte und eine Höchstgeschwindigkeit von 22 Seemeilen in der Stunde. Es erhält 24 Kessel Besatzung und führt 28 Schnellfeuergeschütze von 21,15 und 48 Centimeter, 10 Maschinenkanonen, 4 Maschinengewehre und 4 Torpedoboot. Nach der Fertigstellung trägt der Panzerkreuzer die hintereinanderlebende Schutzkette, die ihm, überzogen von zwei Geschützmalten, ein besonders haltfähiges Aussehen geben werden.

### Literatur

Das Schicksal zweier Menschen, die füreinander bestimmt schienen, aber durch die Verhältnisse getrennt sind, behandelt die Titelerin, die unter dem Namen Franz Stefan schreibt, in ihrem Roman „Die Frau Valerion“ (Kreidler, O. Pictor). Die junge Gutsbesitzerin ist zwar durch den Tod ihres Vaters frei geworden, aber der Vorrat, dem sie ihre Stellung gegenüber und der die sie im Stillen erwidert, ist gebunden, und zwar an eine Frau, von der er sich nicht trennen glaubt. Inbalden blickt sie in dieser schlichten Frau ein viel tieferes Empfinden, als er denkt, ist sie doch aus Liebe zu ihm bereit, zu denken der Verurteilung zu verzichten. Zu welchem Ende kommt es jedoch nicht, denn mit der Warte, so bestimmt sich die Frau Valerion auf das bessere Schicksal, und wenn die Verlobung ihnen auch Schmerz bereitet, so lernen sie doch überwinden und gelangen wieder zu einem Glück. Der soeben erschienenen Handlung entspricht der Roman, jedoch jedoch durch wohlgeordnete Stimmung und gute Zeichnung der Charaktere an.

# Goerz' Triöder-Binocles



und Monocles, Prismenfernrohre von höchster optischer Leistungsfähigkeit, ausserordentlich grossem Gesichtsfeld, grösster Klarheit und Schärfe. Kleines handliches Format. — Vergrößerungen 3, 6, 9 und 12mal, für Theater, Jagd, Rennen, Reise, Sport, Militär- und Marine-Zwecke. — Ausführliche Beschreibung kostenfrei. Preise: Binocles Mark 125.— bis 200.—, für ein Auge Mark 50.— bis 80.— Spezial-Modell für Theater: 2 1/2 x Vergr. Mk. 95.—, 3 x Vergr. Mk. 100.—

Zu beziehen durch jeden grösseren Optiker des In- und Auslandes oder direkt ab Fabrik.

## Optische Anstalt C. P. Goerz, Berlin-Friedenau 54

London: 18 Holborn Circus, Paris: 22 rue de l'Entrepôt, New-York: 82 East Union Square.

### Bekanntmachung.

Wir beehren uns hiermit zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, dass am 8. Juli d. J.

in Bad Ems, Römerstrasse 20,

unser grosses, modern und comfortable ausgestattetes

### Inhalatorium

eröffnet wurde. — In demselben stehen die von dem bekannten Wiener Kliniker Hofrat von Schrötter auf dem XIV. internationalen Aerziecongress in Madrid so günstig besprochenen Inhalationsapparate von Dr. Anton Bulling, Bad Karchenthal, dem Patente zur Verfügung.

Mit dem Wunsche, dass diese neue Inhalatorium dem wäherühmten Kurorte Bad Ems zahlreiche neue Gäste zuführen möge, versehen wir mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Bulling-Inhalatorium

Die Direktion: Albert von Scanzoni.

Bad Ems, im Juli 1903.

Kleinig & Blasberg  
Leipzig  
Illustrierte Preisliste  
elektrischer Artikel  
für Starkstrom-Anlagen  
Elektr. Klingel, Ventilator, und  
Elektr. Nennel-Schaltungs-  
Anlagen  
Elektr. Lehrmittel u. Apparate



## Ferienreise zur SEE nach Portugal

vermittelt der Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen D. Ges., der Deutschen Ost-Afrika Linie und der Hamburg-Amerika Linie zum Besuche der interessanten Städte Oporto, Lissabon und Madrid, der Sommer-Residenz Oporto und der Bäder am Tage und am Atlantischen Ozean.  
Fahrpreis erster Klasse Hamburg-Lissabon 4. 100.—, Rückfahrkarte 4. 20.—.  
Alles Nähere enthalten die Prospekte Amslungen senden entgegen die Abteilung Passagierverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg und deren Vertreter

1903 München 1903  
Jahres-Ausstellung  
von Kunstwerken  
im kgl. Glaspalast.  
1. Juni bis Ende October  
täglich geöffnet von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends  
Die Münchener Künstlergenossenschaft.

SANATORIUM OBERWAID, ACT.-GES.  
BEI ST. GALLEN (SCHWEIZ)  
Kuranstalt ersten Ranges, unter ärztlicher Leitung, für Erholungsbedürftige, Nerven- und Verdauungs- sowie Bluthochdruck (Hert, Rheumatismus, Diabetes, Fettleibigkeit, Anwendung des gesamten Wasserleitersystems, von Luft-, Sonnen-, Sand- und elektrischen Bädern; Massage und Heilgymnastik. Spezielle Diät. Probenlose Lage über dem Holensee, hervorragende Luft, grosser Waldpark, sehr ruhiger Landaufenthalt. Die Einrichtungen entsprechen allen Anforderungen der Hygiene und des Komforts. Prospekte durch die Verwaltung.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Soeben erschienen: Neu!  
Stadterweiterungsfragen  
mit besonderer Rücksicht auf Stuttgart.  
Ein Vortrag von Prof. Theod. Fischer.  
Mit 82 Abbildungen.  
Gebunden M. 1.20.  
Die Frage der Stadterweiterung ist in den letzten 20 Jahren für nahezu alle grossen Städte brennend geworden. Wenn im Mann von der historischen Bedeutung der Städte — seine Tätigkeit für die moderne Volksgesellschaft — in früherer Erinnerung — die Stimme erhebt, so gewinnen seine Ausführungen über Stadtart hinaus allgemeine Bedeutung. Beispiele und Gegenbeispiele in Bildern, die der weite Blick des Verfassers gewährt, bilden schlagende Beweise zu seinen Worten. Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Stellung. Existenz. Prospect. Privat. Franco.  
BUCHFÜHRUNG  
Decke, Corrosion, Lenzart  
Stenographie, Schenck-Schick-Schrift.  
Grosse Prospect. Big grosser  
Klein Prospect. Klein grosser  
Otto Siede — Elbing.

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine  
verbunden mit Pensionat.  
Stuttgart, Kaiserstrasse Nr. 2  
Dirigent: Oes. Hanke,  
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Maschinenbau und Elektrotechnik  
Jugend- und Technik-Kurse  
Ingenieur- und Techniker-Kurse  
Praktische Ausbildung

PHOTOGRAPPHEN  
gegen monatlichen Monatsraten  
verschiedenklass. Systeme  
BIAL & FREUND  
BRESLAU II

Wiesbaden.  
Lassen das ganze Jahr  
Weltbekannter Kur- & Badort.  
Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Städtisches Eisen-Moor-Bad  
Bahnhofsstation. Schmiedeberg Posthorn, Halle  
Prospecte durch die Kurverwaltung  
Vorzug. Erfolge bei Nerven-, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten, Genuß Waldgenuß, Sonnen- u. Waldbäder, Prospekte durch die Kurverwaltung u. Badverwaltung, Dr. med. Schmidt

Prospecte durch die Kurverwaltung  
Kohlensäure Sprudelbäder.  
Glänzende Erfolge bei Herzkrankheiten  
Vollendete Inhalations-Einrichtungen.  
Altbewährte Trinkkur  
bei  
Katarrhen der Luftwege u. des Magens.  
Soden  
am Taunus.  
Kurzeit April-October.  
Sodener Warmbrunnen N° 3.  
verschieden gezeichnet bei  
chron. Nierenkatarrh u. Erkrankg. d. Athmungsorgane.  
Quellen N° 4, 6 u. 15. bei chron. Magen- u. Darmkatarrhen.  
Wasserversorgung u. Brunnensystem durch Wasserversorgung A. m. B.



Briefmappe

Fräulein A. O. in C. bei Hannover. Wir freuen uns, Ihren Wunsch zu erfüllen...

Sigmund St. in Nürnberg. Mit Dank abgelesen, da wir auf längere Zeit hinaus zurück versetzen muß.

Dr. G. in Neu-Ulm. Aber die Umschichten haben uns keine angenehmen Angaben zur Verfügung...

Karl G. in Salzburg. Folgende bühne Lebenregel, die Sie befolgen sollen...

Dr. R. in Magdeburg. Das die beiden Stillingfeierstage mit demal auf den 21. Mai sind...

Remenios, Wert in Berlin, 2. 2. in G., 2. R. in Leipzig. Mit Dank abgelesen.

Schach (Sachverständiger E. Schallopp) Partie Nr. 21

Zuletztpartie, gespielt zu Monte Carlo am 19. März 1903.

Höchstehohes Damengambit Weiß: H. J. Martell (Woodton), Schwarz: G. D'Arco (Gubapeh).

Table with 4 columns: Zug, Weiß, Schwarz, Zug. Moves include e4, e5, Nf3, Nc6, Bc4, Bb7, etc.

Dr. S. Tarrasch erklärt 7-6 für die einfachste und beste Verteidigung. Weiß erhält einen vorzüglichen Bauern...

Schachbriefwechsel

Wichtige Schachzüge fanden ein: o. Dohligsmund in Berlin zu Nr. 21; Lambert in Kassel zu Nr. 21 und 22; Paul Albedin in Tübingen, G. Hentel in Hamburg, Karl Brende ebenfalls in Tübingen am 19. März.

Füllrästel

Ein Fluß durch kumpfiges Tiefland fließt Und dreht in die Kurve sich leicht...

In Wäldern, auf Bergen traf einst an Man's Ohr wohl rufen frommen Mann...

Wenn ein solcher Mann, doch ohne Ruh, Sich flücht in jenen nöthigen Fluß...

Gitarrenrästel

Was muß ein armer Rastmüß alle leiden, Dem oft verbannt ist der Saeser Klang?

Anagramm

Mein Wort verhält den Fuß zugleich, Ein dem es laßt gelegen...

Verstehst du den Doppelpfeil, Verhaltend aus die Zeichen...

Was oft geschicht's im Leben nie, Lech die, so ihn getragen...

PETER'S UNION PNEUMATIC advertisement with large stylized text and logo.

Kölnische Unfall-Versicherungs-Actien-Gesellschaft advertisement with details on insurance rates and conditions.

Sommersprossen advertisement for a skin treatment product.

ENGADIN MALOJA PALACE advertisement for a hotel in Maloja, Switzerland.

Advertisement for 'Die Kleinwelt unsrer Väter' by Antonio Fogazzaro, featuring a portrait of the author.

Pfaff-Nähmaschinen advertisement featuring an image of a sewing machine and descriptive text.

Gütermann & Co. Näh-Seide advertisement with a large logo and text.

Photograph Apparate advertisement for photographic equipment.



### Ergänzung der täglichen Nahrung

## Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 22.391, 70.0, chemisch reines Glycerin 20.0, Wein 20.0 incl. Vanillin 0.001)

bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**

schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich Dr. Hommel's Haematogen. Von Fälschungen von Ärzten ist zu warnen! Ausländer können bestellbar sein!



## Dr. Lahmann's

### vegetabile Milch



der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von

**Hewel & Veithen, Köln u. Wien.**  
Vertreter für ganz Russland: Rud. W. Seaberlich in Riga.

Über **75.000** verkauft

**Bade zu Hause!**

Wärmendes Badesalz parat in Deutschland, Österreich, Schweiz, Belgien, Italien, Dänk., Niederl., Schw., und weit Dampfbekanntes Schwabland. — Preis für Körperbäder 300 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 40 Mk., 175 cm 38 Mk., 160 cm 35 Mk., 145 cm 32 Mk., 130 cm 30 Mk. — Preisliste über alle Badeschwämme beifolgt. Sanitätsverke. Mörsdorf & Hochhäuser, Berlin 124, Köpenicker Landstraße.

**STUTTGART**

Württembergs prächtige Haupt- u. Residenzstadt zu kürzestem und längstem Aufenthalt bestens empfohlen.

Ankünfte jeder Art kostenfrei durch die Auskunftsstelle d. Vereins f. Fremdenverkehr Stuttgart, Königstr. 28, Buchhandlung von H. Wieg.

**Er ist sitzen geblieben!**

sagte die Köchin vor Jahren von den Kuchen, welche klein geblieben waren und einen Strich hatten. Heute missträht kein Kuchen mehr, wenn das edle Dr. Oetkers Backpulver & 1/2 Tlg. benutzt wird.

**Sparsame Hausfrauen**

Umbach's Dampföpfen

Heißer Kochtopf. Erhöhter Schmachtsfähigkeit aller Speisen. In allen europäischen Geschäften; sonst direkt vom Fabrikanten.

Chr. Umbach, Bietigheim (Württemberg)

**Leichte Sommer-Flammeris**

Wenn die warmen Tage kommen, schwinden die heißen Puddings. Leichtere Speisen, die das Blut nicht erhitzten, sondern kühlend und erfrischend sind, werden dann bevorzugt. Eine der gesündesten von diesen, den Kindern wie auch Grossen immer willkommen, ist ein Milch- oder Frucht-Flammeri aus Mondamin. Die Verwendung gekochter Früchte wird hierdurch erfreulich vermehrt.

Siehe Rezepte auf den Mondamin-Paketen à 60, 30, 15 Pf.

**Mondamin**

Anerkannt das beste Mittel für wohl-schmeckende Flammeris etc.

**EMIL WUNSCHÉ**

REICK in DRESDEN

Uelierung und die Handlungen der Branche

**Ludolphi's Spiritus- und Petroleum-**

Heiz- u. Kochöfen

Adolph Ludolphi, Hamburg

**Neue Kinder-Nahrung**

nach Professor von Mering.

**Odda**

Hervorragend bei Darmleiden, Kräftiges Knochenwachstum, Ueberaschende Gewichtszunahmen.

Schulke & Mayr, Hamburg

**Südd. Heilanstalt für Lungenkranke**

Schöenberg bei Wildbad (Württ. Schwarzwald)

500 m. ü. d. Meer, herrlich schön u. gesündete Lage, Gleichm. Temperatur, starke Beseunung. Moderner Anstalt, Grotte, Garten, Wald, See, alle Wasserleitung, Inhalatorium, Bad, etc. Vorzügliche Verpflegung und ausgezeichnete Unterhaltung. Zwei Vereine im Hause. Congress und Winterheim ganz bequem. Mässige Preise. Niederbesitzliche, Lehrer, Beamte etc. besonders Vergünstigungen. Dispositionen gratis u. frei durch den leit. Arzt. Die Directoren, Dr. med. Weber.

Jede Schrift muss schön werden durch den brieflichen **Lehr-Cursus** mit dem **Potentillien** **Schönschrift-Halter**. H<sup>o</sup> 139410. Deutsches Reichspatent.

Probieren Sie gratis! Abnahme für briefl. Unterricht.

F. Simon BERLIN O 27

Prof. Dr. Soxhlet's **Sterilisir-Apparat** für Kindermilch mit selbstthätig wirkendem Luftdruck Verschluss

DR-P-N 57524

Verkaufsstellen an allen bedeutenderen Orten Deutschlands.

Wer nicht ermitteln, wende man sich direkt an die Firma.

Nur der **Original-Soxhletapparat**, gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich wertlosen Nachahmungen, ermöglicht die erfolgreiche Sterilisierung der Säuglingsnahrung nach Soxhlet.

**Actien-Gesellschaft Metzeler & Co.** Gummiwarenfabrik und Asbestwerke

München. Wien VII/2, Mariahilferstrasse 12 u. 14

**KÖHLER Nähmaschine**

Anerkannt bestes Fabrikat der Gegenwart.

Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES

Zur Kunststickepei ganz besonders geeignet

Hermann Köhler Altenburg NÄHMASCHINENFABRIK

**Die Freundin.**

Roman von Anna Hartenstein.

Heft 21. 2. Ergänzung des 1. Bandes.

Neu! Sehen erschienen! Neu!

Druck: Druck und Verlag des Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Unter den Eichen 111/112



99. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pf.  
 Beim Fortbezug 3 Mark 25 Pf. ohne Herstellung



Papst Leo XIII. Gemälde von Franz von Lenbach. (Text S. 958)  
 Nach einer Photographie im Verlag der Verlags-Kunstalt F. Bruckmann N.-O. in München

## Der Schatten

Erzählung

von  
Gruß Balzu

(Fortsetzung)

**D**u?" sagt die Kennerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adelrich dreht sich um. Noch einmal löst das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassisten Gliedern. Die Nase, die er trägt, reicht kaum an die Schuhe, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei fallen lassen. Die Nase ist schwach, verlottert. Verlottert ist der Kopf, auf den Schultern und über den Rücken hinaus ist der ehemals dunkle hell gebrannt von der Sonne, verfarbt vom Regen. Ein schmutziger und gerissener Hemdkragen schaut daraus hervor; der sehnige Hals und das Kinn sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurrbart ist gewachsen, ist stark und kohlschwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu bleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, knorrig.

"Da bin ich," sagt der Marianus. Mit dem einen Bein langt er rückwärts nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einhaltend, heran. Zwischen Adelrich und dem Platz der Violanta löst er sich an Tische nieder, ohne Fragen, klogig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

"Ich habe Hunger," sagt er, "gibt es noch etwas für mich?"

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Marianus. Jetzt setzt sie sie vor ihn hin auf den Tisch. Sie ist seltsam anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Nerv an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Marianus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf, die Schüssel niederzustößen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum kracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Marianus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann kichert er jedesmal in den Keller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn anschreien: "Aus meinem Hause, Teufel, du!" Das Gesinde hat es mit den Räs- und Brotbissen eilig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß, daß die oben an Tische allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem andern willig hinaus. Die Kennerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Marianus. "Woher kommst? Bist weit gegangen?" und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Nichern, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch steht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Scheu vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verschüchtert den fremden Menschen anstarren. "Wünscht der Großmutter gute Nacht," sagt sie; da trippeln die zwei Kleinen zu dem verkrüppelten

Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

"Sie weint," sagt das kleine Fini, als es sich von ihr abwendet, "warum weinst du?" Niemand gibt Bescheid; die Kennerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Dann will das Mädchen dem Marianus, vor dem sich der kleine Adel fürchtet, die Rechte hinrecken, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, faßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

"Nacht, Dadi!" ruft unter der Tür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

"Der Vater kommt zu euch," sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinaufsteigt. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Bescheid. Während sie die Kinder entkleidet, hört sie die Kennerin schweren Schrittes heraufkommen; die geht an der Tür vorüber, langsam, müde, nebenan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmern die Schläfen, ihre Gedanken jagen einander! Unten in der Stube sitzen die Brüder bei einander, was werden sie reden? Was wird der erzählen, der — der Lump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die jetzt in einer gemeinsamen großen Bettstatt, darinnen sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Fini an ihrem Gesichte hängen; ausß Beten warten die zwei. Da kniet sie nieder, faltet die Hände, und der Bub und das Mädchen legen die ungegeschickten kleinen Finger zusammen. Die kleine Fini spricht das Gebet, schlicht:

"Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Violanta heißt die Zähne zusammen, es ist ihr, als müßte sie schreien. Mit den Blicken verschlingt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Rippen. Das Herz klopf ihr zum Zerpringen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie, wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwer. Der Adelrich muß es sein. Wird er — was will er —, wird er es wissen, das, was der — der Lump erzählen kann?

"Gut Nacht," sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Tür zu; ihre Häufte ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Tür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig betäubt, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie steht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt ans Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er späht mit ihnen, der Adel kichert, das Fini stößt einen kleinen Schrei aus.

"Et," macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes "Schloft jetzt!" und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

"Er ist fort," flüstert er.

"Fort?" fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend. Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

"Das ganze Geld, das der Händler dagelassen hat, hat's gelosiet," sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem leichten blauen Widerschein der verfuntenen Sonne übergoßen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gewahren, wie düster das andre blickt.

"Sein Erbe hat er heraus verlangt," flüstert Adelrich wieder, "ich habe es immer gedacht

und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufrieden gestellt, aber schwer Geld hat's gelosiet."

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

"Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Dant," sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Berührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verschlingen sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere edige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnens hinaus an den fernem Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände fast schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

"Der Mutter muß ich es jetzt sagen," unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger lösen sich, und er geht, so saft es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

"Mutter," hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. "Kommt herunter, Mutter." Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in der Stube, die immer dunkler wird, sonst ruht sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schlaftrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Glieder. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfällt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und haften. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Marianus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. Jetzt wankt alles das, was du dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark hast du gemeint, bist du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wieder kommen könnte. Hast in der selber den Wurm vergefien, der an deiner Kraft frist, daß du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergefien, Violanta!

Sie starrt aus dem Fenster. Im Talboden ist es Nacht, Schatten streuen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorthin, wo die Schöllenschlucht ist und es kalte geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl der Jätschichtte bist auf den Berg der Gutherit gestiegen, und jetzt lang's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengefunkenen Stellung auf, ihre Finger kahlen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blickähnliches, mildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchmal gekommen. Aber — zu spät ist es zum Weichen! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschmutzt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er geruht hat, woher sie kam. Aber: "Nicht, wo du her bist, was du bist, frag' ich," hat er einmal gesagt. "Und du bist eine, vor der ich fröhdich den Hut ziehen darf!" Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder geht's, um ihn, um das ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder heißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals saft und sorglich zurück.

Abelrich streckt den Kopf herein. „Wo bleibst auch?“ fragt er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen,“ sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linsförmige, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt,“ sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, fast unbewußt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —“ sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verknürrt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?“ fragt Abelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir,“ flüstert sie im Hinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Marianus.“

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas andres auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher,“ sagt auch er. Sie seufzen beide tief aus dem Innersten heraus. Dann treten sie unten in die Stube.

## IX

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blüht nur manchmal herein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Kennerin und des Abelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Anechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Kennerin süßt den Abelrich an: „Was ist mit deiner Frau? Die überschafft sich, die überfragt sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgewaschte Wand im Hausgang!“

„Ja, ja,“ nickt der Abelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, du mußt nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder eine Magd weniger und alles nimmst auf dich!“

„Laß mich, laß mich,“ antwortet sie mit sonderbar gepreßter Stimme, reißt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!“

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. Wenn ich dich nicht hätte, fährt es ihm durch den Sinn, was du für eine bist, du! So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen vom Marianus. Er sei das Herumstreichen satt! Geld will er haben, oder heim will er kommen! Den Winter über laßt er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Kunde vom Abelrich zur Kennerin, von der zur Violanta. Die Kennerin stöhnt. „Laß ihn kommen,“ sagt sie zum Sohne, der den Kopf auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrauk nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da,“ sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das.“

„Für wie lange wird's gehen,“ sagt der Abelrich und wiegt den Kopf hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!“ tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Kennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Abelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist er-

kauft. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Nagerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläst ihr die Würdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe besinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Nagerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiefältige Gedanken verfunken, daß sie die Klinke ohne anzulopen ausdrückt und plötzlich vor dem schwächlichen, in seinen Lehnstuhl am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen,“ flammelt sie.

„Sag doch nichts,“ beschwichtigt die andre eifrig, „es ist ja so recht, daß du wieder einmal kommst. Sey dich doch!“ Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. Auch sie mag dich leiden, muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Ich — ich muß gleich wieder gehen,“ sagt sie. „Ich habe Euch nur grüßen wollen.“

„Wie geht's?“ plaudert die Nagerin, „aber nicht fragen muß man dich! Wer so mitten im Blick wie du! Zwei Staatskinder hast.“

„Ja,“ sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein auflockerndes und zusammenfassendes Licht.

„Und der Abelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er dich hat,“ scherzt die Nagerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Anderhalten?“ fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was die Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie tut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräutern, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

„Gelt, da siehst's schön aus,“ sagt da die Nagerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Bergführer; er bringt mir noch immer, wenn ich so brauche.“ Sie steht auf, humpelt an den Tisch dabei und fängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Nagerin Steckensperd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trocknen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf dolliert.

„Schöne Sachen hat er mir gebracht diesmal,“ spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst das noch?“ unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weichen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja,“ sagt sie, „güßig.“

„Wer sollte das glauben,“ plaudert die Alte, in den Anblick der Pflanze verfunken. „Oben so schönen Blüht und unten den Tod.“

„Wieviel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?“ fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Nagerin die Antwort von den Lippen fangen.

„Ein Tropfen,“ erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Nagenschmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt.“

„Ja, ja,“ fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurfchen oben wachsen sie.“

Das letzte ist keine Frage mehr; die Nagerin nickt dazu; da nimmt die andre die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So“ der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe,“ reißt der Nagerin die Hand und schreitet der Türe zu. Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der andern; es liegt eine seltsame Zärtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ab,“ sagt sie zur Nagerin und wehrt ab: „Bleib doch,“ als diese ihr noch immer folgt; ihre Wlde gehen indessen über die Alte hinweg und streifen nach einmal den weissen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinaufsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Nagerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, summt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschütigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Abelrich tritt aus der Haustür, als sie eben in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm allweil schwer, wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben,“ sagt er.

„Der Marianus?“

„Jetzt will er da bleiben!“

„So soll er,“ sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie aneinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Marianus just aus der Wohnstube. Er tut völlig dahinter wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener aussteht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder,“ sagt er zur Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erste Mal gezeigt hat. Fast scheint es, als liege ihm daran, Freundschaft im Haus zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist wie an seine Kette gehängt, tanzen kann er dich machen, wenn er will!

Der Marianus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Anechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Abelrich macht einen Versuch, einen Frieden zu stande zu bringen. „Jeden Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zufallen soll,“ sagt er zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Marianus das nicht und jenes nicht; dem Abelrich geht die Geduld aus; er beginnt, die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andre überzählig beiteile stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, späht sieht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwall im Rennerhaus. Die Kennerin geht mit verbissenem Lippen herum; ihr weicht der Marianus aus; es ist, als ob er die Qual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie haben sich an ihrem Weibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft,

stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins Klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche auf; der Adelrich ist nicht daheim, die Kennerin sitzt in der Wohnstube und spinnet. Der Marianus muß sie, die Violanta, haben hinaufsteigen sehen. Raun daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichenden Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen Augenblick lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. „Jetzt“, fährt es ihr durch den Kopf. Sie wählt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er herein komme. Der Estrich ist lang, vom Balkengefüge des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelsetzen herein, losgerissen aus den Schwaden, die über das Dach hin streichen.

„Schafft?“ sagt der Marianus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß. Stalldunst bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Hals steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärmel sind zurückgekrempt, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrauten Höhlen glänzen seltsam.

Die Violanta hat ein Wäschestück in der Hand; sie steht aufrecht da und ist größer als er. „Was willst?“ fragt sie. „Nach's kurz,“ sagt ihr Blick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Häufte ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern, und die Nästern blähen sich. „Du,“ sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerrten laß' ich mich von dir, verstanden!“

„Hoho,“ sagt der Marianus laut und höhnisch. Violanta ist plötzlich unheimlich ruhig. „Es muß jetzt einmal ausgemacht werden, zwischen uns beiden,“ sagt sie.

„Was?“ fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen.“

„Es ist jetzt einmal so, daß ich deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist — zwischen dir und mir — das — du wirst an die Kinder denken und an — an den Adelrich —, sie dürfen nichts wissen!“ Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen; aber sie hält sich. Jedes Wort würgt sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Jegen ihres Lebens gehen mit.

Marianus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will,“ sagt er.

Die Violanta überläuft es kalt; einen Augen-

blick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbissen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo du redest, Bub, gib't ein Unglück!“

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhaltenen Grimm. Marianus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du,“ sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher.“

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbärmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schak, wie früher,“ flüstert er zutraulich.



Papst Leo XIII. als Bischof (1844) [Cort S. 958]

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß' mich,“ sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich geworden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und“ — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heifer, stürmischer geworden. „Du,“ stößt sie noch heraus, „du, das sag' ich dir noch einmal, wenn du redest, gib't ein Unglück!“ Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Vogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Voz Donner,“ murmelt er hinter ihr her, halb erstaunt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Gier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichtür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Marianus redet nicht, aber die Furcht, daß er

rede, sieht ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter verlieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den kahlen Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurgischen oben zu tun zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgene weiße Wurzelknollen trägt. Einige Tage später steht in einem Schafte ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Ruhegefühl. Es ist ihr zu Mut wie einem, der, von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle lehnt: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Jemand wie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergdrust trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Hochtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Kennerhaus weicht nicht. Zwei Mägde haben nacheinander das Haus verlassen: kein ehebäres Mädchen will mit dem Marianus unter einem Dache bleiben. Adelrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber lastet, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, dich kannst zu Grund richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' dich hinaus!“

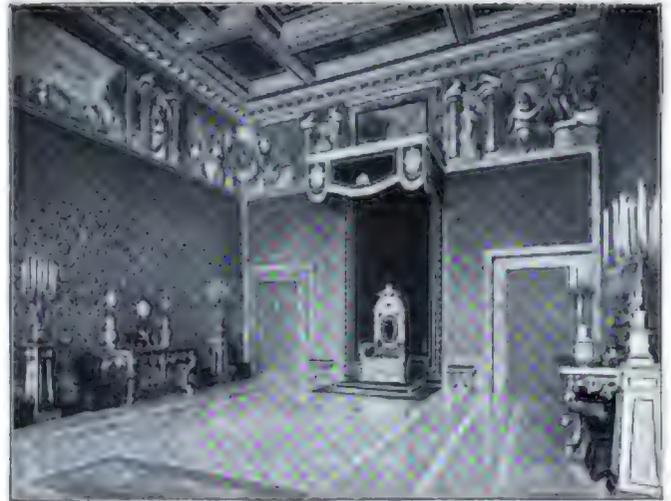
„Verluch's,“ murrte der andre, an ihm hinauflauert; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld,“ sagt er dann, „so geh' ich schon!“

„Gib mir mein Geld.“ An den Worten zersplittert dem Adelrich seine Macht, zerfällt alles, was die im Kennerhaus über den Marianus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Ruhe gefunden hat! Jetzt host er in

den Schenken. Wenn er heim kommt, schwanken ihm Kräfte und Verstand. Schulden macht er, die der Adelrich bezahlt, weil — weil der andre Recht auf Geld hat. Die Kennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Marianus allein zu sein, bettelt, daß er sich bessere, bettelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Marianus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefletschender Käter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich hin gehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshausbocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhindern, daß der Adelrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich verirrt.



Privatbibliothek Leo XIII.



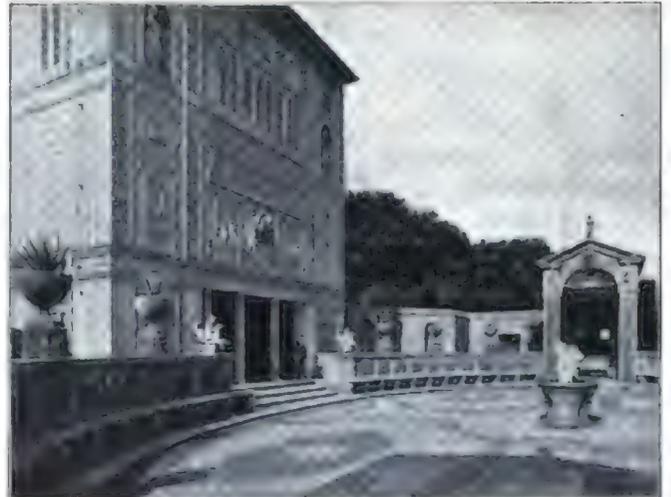
Audienzsaal im Vatikan



Die Peterskirche in Rom



Empfangssaal für Pilger



Hof des vatikanischen Mäusen  
Zu dem Krüchel: Leo XIII. (S. 958)



Rindertafel. Bronze

**Neue Werke von Ernst Moritz Geogger**

In der Kunstgeschichte unserer Tage wird Professor Ernst Moritz Geogger seinen Platz behaupten. Er hält sich abseits vom Streit um alte und neue Richtung und schafft im Geiste edelster Tradition, indem er zugleich feilsch, liebevoll und scharf die Wirklichkeit betrachtet. So ist er ein Künstler von erstem Geschmak. Und in seinem unversalen Können sucht er seinesgleichen; mit echt künstlerischem Ernst greift er jede Aufgabe an, die er sich stellt, sei es auf welchem Gebiete. Bis zum 20. Lebensjahre war er vorwiegend Maler, der in Bildnissen, Stillleben, Tierstücken sich erfolgreich versuchte und nach dem Vorbilde Verhachs an den alten Meistern seine Kraft übte. Noch neulich traf ich Geogger in der Gemäldegalerie und sah aus flott und großzügig ausgeführten Kopien, wie sicher er noch jetzt die Palette zu handhaben weiß. Ein Jahrzehnt etwa widmete er der graphischen Kunst; der „Frühling“ nach Botticelli, an dem er vier Jahre nach, und die Affensputation, die er nach eigenem Entwurf als einer unserer besten Tierkenner schuf, bilden hier die Krone seiner Schöpfungen. Seit 1891 hat er nicht mehr rabiert. Er betätigt sich jetzt vorwiegend als Bildhauer und betrachtet die Plastik nun wohl als seine weitere Lebensaufgabe. Im Kleinen wie im Großen ist ihm hier schon mancher treffliche Wurf gelungen. Zu seinen besten monumentalen Schöpfungen gehört die vom Kaiser angekaufte, seinerzeit von uns abgebildete Prachtfigur des Bogenschützen, der im Park von Sanssouci einen geradezu idealen Platz gefunden hat.

Inzwischen haben sich neue Werke angereicht, schöne und reizvolle Proben seiner Kunst; in unsern Bildern geben wir eine Auslese davon. Drei dieser Arbeiten charakterisieren den bewährten Kleinplastiker. Was man an Geoggers graphischen Blättern rühmte, namentlich am Frühling nach Botticelli: die wunderbare Feinheit selbst der kleinsten Formen und Details, der Gewänder, Blumen und Schleier, — dieses Moment zeichnet auch seine Kleinplastik aus. Ein minutiös durchgeführtes Stück dieser Art ist das Kollier aus Silberguß. Geogger modellierte das Gehänge zur Erinnerung an die Geburt seines Sohnes; in dem anmutenden Idyll erkennt man den Freund der Kindesseele: da schmiegt sich der Kleine zärtlich an den Storch, dessen Flügel ihn umschließen, und wie er den Kopf an sich drückt, scheint er dem Tier mit lallendem Kindeslaut ein Geheimnis zuzufüstern. Beide stehen auf einem Triebblatt, an dessen Stengel eine weiße und eine schwarze Perle hängen als Sinnbild von Freud und Leid. Die Natürlichkeit in der Haltung des Kindes ist so bewundernswert wie die Feinheit des Gefieders, die man in gleicher Vollendung wohl nur in den Meisterwerken Japans wiederfindet. Und dabei hat der Künstler das Wachmodell in gleicher Kleinheit geschaffen; während sonst immer große Modelle hergestellt und mechanisch verkleinert werden, ein Verfahren, bei dem natürlich die künstlerische Wirkung leidet.

Nicht minder schön offenbart sich die Eigenart der Kleinbildnerischen Kunst Geoggers in dem Einsteckrahmen, dessen ovale Fläche zu einem Relief

ausgebildet ist. Zwei Amoren mit großen Flügeln halten das Pferd eines Kitters, der offenbar hinter dem Feigengebüsch zärtlicher Minne sich hingibt.

Der eine Amor hält wie Schweigen gebietend die Finger an die Lippen und umschließt mit dem andern Arm den Kopf des Pferdes, der sich im jutraulichen Anschmiegen auf seine Schulter legt. Der zweite Knabe hält in der Linken die Base der Fische, aus der die Liebesflamme lodert. Auf dem Boden liegen Panzer und zerbrochene Lanze, Helm und Garbe; im Hintergrunde schimmern die Berge Toskanas. Das Gold des Reliefs vereinigt sich mit der Einfassung aus violetten Emailen, Saphiren und Smaragden zu einer hübsch abgestimmten Farbewirkung. Auch bei dieser köstlichen Arbeit handelt es sich um die allerfeinsten und allerfeinsten Formen.

Als Kleinplastiker par excellence, den man nur mit Benvenuto Cellini vergleichen kann, erscheint Ernst Moritz Geogger in dem dritten bedeutendsten Stück, dem herrlichen Silberpiegel. Gleichwertig tritt dieses Werk dem andern mittelalterlichen Spiegel des Künstlers zur Seite, den die Kaiserin und die Nationalgalerie besitzen. Die Hauptfläche zeigt eine gewaltige, sich überwälzende Welle; sie ist gleichsam als Verkörperung wühlender Leidenschaft gedacht und trägt ein Menschenpaar auf ihren Fluten. Magisch gebaut ist der Mann von dem Zauber des Weibes, in dessen Haargelock sein Kopf sich vergräbt; fortgerissen von ihrer Schönheit, das Auge gebendet von dem funkelnden Stein in ihrer Hand, gleitet er ohnmächtig hernieder, und das Weib



Ramm. Silberergölter auf Schildpaß



Jubil.-Frauenbild. Bronze mit Sandsteinpostament

drückt ihn noch herab. Die Bewegung der Figuren ist von einer entzündenden Meisterhaft. Von außerordentlichem Reiz erscheint auch der halb architektonisch, halb realistisch behandelte Aufbau. Die Welle gibt ein fesselndes Bild des alles vernichtenden Meeres mit seinen Ungötinnen; auf dem Grunde schlummert hier auch ein Weib, von den Wellen verschlungen. Den Griff des Spiegels bildet der aus dem Meere aufsteigende Seeleng, der in der harmonischen Linie der Welle weitertrinkt und von einer Fülle schimmernder farbiger Steine belebt wird. Auf der Spiegelfläche ruht unten am Griff ein Jüngling, der in einer Muschel seinen ewigen Schlaf tut. Das Ganze steht auf einer Platte aus lapis Lazuli.

Auch dieses wundervolle Werk ist gleich den beiden andern wirkliche Kleinplastik, im Gegenlatz zu den Maschinenverfeinerungen auch der in den Himmel gehobenen skandinavischen Meister; jede Linie, jedes Detail zeigt getreu die Handschrift des Künstlers.

Alle drei Arbeiten Geoggers sind von dem bedeutendsten Gießer Frankreichs in Metall hergestellt und stehen auch rein technisch auf der Höhe. Die Vitrine, die in der Großen Berliner Kunstausstellung diese und ein paar andre Kleinodien birgt, ist der Glou der ganzen kunstgewerblichen Abteilung.

Auch aus dem sonstigen Schaffen Geoggers als Bildhauer führen wir drei Werke vor, jedes ein vollgültiges Zeugnis seiner reifen Kunst. Der drollige Bärenbrunnen, den die Stadt Breslau als Schmuck vor ihrem alten prächtigen gotischen Rathaus erworben hat, zeigt einen glatthaarigen Malaienbären mit vorgestrecktem Kopf und lang herniederhängender Zunge, die als Eimerhalter dient; mit allen vieren hoch das Tier in komischer, aber der Wirklichkeit abgelauchter Haltung auf einem Baumstamm. Nicht man an dem Ringe des Halsbandes, so prustet der Bär zwei Wasserstrahlen aus der Nase. Das Ganze ist aus dunkelfarbiger Bronze und ruht auf einer Platte aus rotem, gestocktem Granit. In ihrer drollig naiven Auffassung erinnert die Skulptur an die Wasserpeier der gotischen Dome. Es ist eine ausgezeichnete Tierdarstellung, die Geoggers frühere Werke dieser Art, die graphischen Arbeiten sowohl wie die monumentalen Gruppen (Kampf von Hilsfeld und Löwe, Marwanerier im Reiz der Stadt Berlin), um ein sehr originelles Stück vermehrt.

Als Schöpfer von Hüften kennt man den Künstler, der gefesseltlich nur selten ausstellt, in der Offenheit noch wenig. Daß aber auch hier seine Meisterhaftigkeit sich nicht verleugnet, beweisen die in seinem Atelier befindlichen Charakterköpfe von Robert Diez und W. von Seidlich-Dresden. Und wir erkennen sie nicht minder in der trefflichen Kinderbüste mit dem von uns abgebildeten, so scharf sich zeichnenden Profil. Der kleine pausbodige Rest ist das Söhnchen des Künstlers im Alter von acht Monaten. Schon die Kopfform verrät, daß das darstellte, sehr entwidelte Kind ein Knabe ist. In dem Köpfe spiegelt sich sowohl das Rauhe wie das Kindlich Gute. Die vorzügliche französische Wachsausschmelzung zeigt in der Bronze jede

Einzelheit, jeden Fingerdruck. Das Werk ruht auf einem Sockel von genuineschem Marmor.

Ein ideales Gepräge hat die Frauenbüste aus Bronze mit dem geschmackvollen Sandsteinpostament. An den Ecken ranken Feigenstämme auf, die sich zu einer ovalen, üppigen Fruchtkrone vereinigen; das Grau des Sockels wird dekorativ belebt von einer kleinen alt-römischen Porphyrvase. Die Fruchtkrone aber trägt das Bild eines schönen, reifen Weibes, mit dem nach rechts gewandten sinnenden Antlitz und dem aufsteigenden, rhythmisch bewegten Haar. Das so apart aufgebaute, in den feinen Linien der Renaissance gebaltene Werk zielt jetzt den Ehrensaal der Berliner Kunstausstellung.

Auch die neuen Arbeiten Professor Goggers spiegeln seine Eigenart, seine große, vielseitige Kraft, seine feine und scharfe Beobachtung der Menschen- und Tierwelt, seinen von der Weisheit des Mittelalters geläuterten Schönheitsinn, seine künstlerische Freude an der Natur in charakteristischer Weise wider. Dr. A. Kämer

**Gut Heil!**

(Hierzu die Silber Seite 942)

Während die Sommerfrischler überall in den Bergen herumtragen, sich in den Seebädern tummeln oder auf dem Auto oder Zweirad die Landstraßen unsicher machen, versammelte sich am 18. Juli die deutsche Turnerschaft zum frisch-fröhlichen Bundeswerke im schönen alten Nürnberg.

Zum zehnten Male kamen in der dritten Juliwoche die deutschen Turner und mit ihnen Tausende von Bundesbrüdern aus Oesterreich, der Schweiz, Italien, England, Skandinavien, Schweden, Nord- und Südamerika zusammen, um in friedlichem Wettstreit ihre Kräfte gegeneinander zu messen und auch vor der Öffentlichkeit zu beweisen, daß der alte Geist, mit dem vor nun bald hundert Jahren Vater Jahn die deutsche Turnerei besetzte, auch heute noch ungeschwächt in seinen Jüngern lebt und Früchte trägt. Trotz der großen Verbreitung, die neuerdings die aus England ein-



Collier, Silberguss wie Berlin

geführten Arten des Sports, Cricket und Croquet, Tennis, Fußball u. s. w., auch bei uns gefunden haben, ist das Turnen immer noch die vollständigste Leibeskunst der Deutschen geblieben, und wenn auch die großen Turnfeste heute nicht mehr die politische Bedeutung haben wie vor dem Jahre 1870, wo sie vor allem der Ausdruck des wiedererwachenden Nationalgefühls und der allgemeinen Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung der deutschen Stämme waren, so tragen sie doch immer noch dazu bei, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken und Nord und Süd einander näher zu bringen. Bei keiner Gelegenheit kommt es der Jugend so wie bei den Turnfesten zum Bewußtsein, daß ein einziger großer Gedanke alle Gauen unsers Vaterlandes zur Begeisterung entflammt, und daß der Treueschwur der Eidgenossen auch von uns immer wieder erneuert werden muß:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Das Breinstürmen, das in Deutschland in den vierziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts aufkam und zuerst in Sachsen, am Niederrhein und in Württemberg lebhaften Anklang fand, hat seitdem unaufgesetzt an Boden gewonnen. Nachdem im Jahre 1859 kaum 100 Vereine bestanden hatten, stieg ihre Zahl nach den für den deutschen Einheitsgedanken so bedeutungsvollen Turnfesten in Koburg (1860), Berlin (1861) und Leipzig (1863) bis zum Jahre 1864 auf nahezu 2000 mit über 200 000 Mitgliedern, und im Jahre 1896 gab es an über 5000 Orten bereits 6261 Turnvereine, deren Mehrzahl sich in der „Deutschen Turnerschaft“ zu einem großen, einheitlich organisierten Bund von über 550 000 Angehörigen zusammenschloß. Seitdem haben diese gewaltigen Zahlen sich immer weiter vergrößert, und welche Macht die „Deutsche Turnerschaft“ heute umfaßt, sieht man so recht an den großen Turnfesten, die gewöhnlich alle fünf Jahre die einzelnen Vereine zusammensühren.

Daß der Bund diese seine Macht auch öffentlich zeigen will, kann man ihm nicht verdenken, und so beginnen die Turnfeste gewöhnlich mit zwei großartigen Veranstaltungen, die in erster Reihe für die Öffentlichkeit bestimmt sind: mit einem Festzug und

einer Vorführung allgemeiner Freiübungen, bei der sämtliche zum Feste erschienenen Turner beteiligt sind.

Auf das große Publikum übt natürlich der Festzug die größte Anziehungskraft aus, und daß er in diesem Jahre ganz besonders glänzende und festliche Bilder vorführte, kann bei dem herrlichen Rahmen, den das alte Nürnberg mit seinen vielen malerischen Straßenscenerien darbot, nicht wundernehmen. Wir haben auf unserer Beilage die vier besonders wirkungsvollen historischen Gruppen des mit rühmlichem Geschmack von Nürnberger Künstlern angeordneten Fuges, an dem gegen 30 000 Mann teilnahmen, in Illustrationen veranschaulicht und können daher darauf verzichten, hier noch einmal auf Einzelheiten einzugehen, die uns bei der Fülle prächtiger Erscheinungen auch viel zu weit führen würden.

An den Festzug schlossen sich die allgemeinen Freiübungen, für die von dem technischen Ausschuss der Deutschen Turnerschaft diesmal Übungen mit Eisenstäben ausgewählt worden waren. Die einzelnen Bewegungen waren vier Wochen vor dem Feste den Vereinen mitgeteilt und von diesen eingeübt worden, und nun klappte alles auf die Kommandos durch Glockenzeichen und Fahnenbeweisen so vortrefflich, daß man hätte glauben mögen, diese 30 000 Turner, die doch hier zum ersten Male gemeinsam auf dem mächtigen Festplatze auf dem Ludwigsfelde in der Vorstadt St. Peter standen, hätten schon jahrelang zusammen geturnt. Diese Übungen, die in vier Gruppen mit zusammen 18 Einzelstellungen erst in langamer Aufeinanderfolge, dann in gleichmäßigem Marschschritt gemeinsam ausgeführt wurden, boten in ihrer Wolkengewirkung einen wahrhaft imposanten Anblick dar.

Lebhafte Teilnahme erweckte bei dem sich nun anschließenden Turnen der Kreise — die Deutsche Turnerschaft ist in 17 Kreise eingeteilt — die Höhe „All-Deutschland“, die nur ältere Turner in sich vereinigt, da für sie die niedrigste Altersgrenze das vierzigste Lebensjahr ist. Sie gab in den verschiedensten Übungen Proben ihrer Mäßigkeit und entsetzte oft stürmischen Beifall. Für die Fachleute bildete das eigentliche Wertturnen den Höhepunkt der Veranstaltung. Es beteiligten sich daran etwa 750 Mann, die in drei vollständigen Übungen, im Steinstoßen, Laufen und Springen um den Eichenzweig kämpften.



Siegel, Silberguss



Ernst Moritz Oppers Bildnisse vor dem Rathaus in Berlin



Quelle: *Die Kunst des Mittelalters*, S. 100

German

Nach dem Gemälde von



schlacht

J. Ivanovics (Zeit 2. 1866)

## Der Garnisonsschreck

Humoreske

Leo von Torn

Schon als Leutnant von Granichstetten von seinem Freunde Joachim Schlegow den Brief mit der bewußten Mitteilung erhalten, hatte er den Kopf geschüttelt und gesagt: „Das verstehe ich nicht.“ Als er ihn dann von der Bahn abholte, war sein erstes Wort der Begrüßung: „Das verstehe ich nicht.“ Und als sie sich ein paar Stunden später im „Wilsner“ gegenüberfasen, schüttelte Günther von Granichstetten immer noch den Kopf und beantwortete den ihm mit erhobenem Glase dargebrachten Männergruß anstatt durch das übliche Prost mit einem in Tiefinn billig verlorenen: „Das verstehe ich nicht.“ Baron von Schlegow ließ nach dem guten Schluck einen Seufzer des Besagens hören und setzte das Glas mit der Voracht eines dankbaren Genusses nieder. Dann lispelte er die Schäumföckchen von der blonden Schenke auf der Oberlippe, kreuzte die Arme auf dem Tisch und schaute dem Freunde in die nachdenklich gerundeten Augen. Es nahm sich so vergnügt und listig aus, daß jeder andre gelacht hätte — aber Günther Granichstetten lachte nicht. Er lachte nie, wenn er vor großen Rätseln stand. Nicht einmal bei der ersten Rekruten-Instruktion. Schließlich fragte er lägernd und vorsichtig: „Hast du was ausgekostet, Joachim?“

„Ne.“  
 „Enttäuschung und Zusammenstinken des lauernd aufgerichteten Oberleibes. Nahe. Schließlich fand Granichstetten ganz langsam die Spur einer neuen Möglichkeit: „Ober foltest du plötzlich verrückt geworden sein, Joachim?“

„Auch nicht.“  
 „Dann bin ich's!“ schrie der Ratlose derart müllend und unvermittelt, daß der Picolo aus seinem Nachmittagsnidergehen aufstiehe und mit dem Kopf gegen den Pfeiler stieß, an dem er lehnte. Er rieb sich erschrocken die schmerzende Stelle und schwänzelte heran: „Wesh'n?“

„Vorläufig noch nichts, mein Sohn; schlafe weiter.“ winkle Schlegow ab und citierte dem Freunde mit sanfterm Pathos: „Stör nicht den Schlummer des Kindes, heilig ist seine Ruh!“ Außerdem, mein Lieber, ist es ungeschickt, eine so betrübende Eventualität, wie du sie eben geäußert hast, gleich in alle Welt zu trompeten. Beizeiten man sich richtig, dann kommen die Leute früh genug selbst dahinter; ist man aber nur ein Hypochonder des Intellekts — und für einen solchen habe ich dich nach älteren Beobachtungen — so wird ein Tertium schnell verbreitet, aber nicht so leicht dementiert.“

„Nach keinen Schmus, sondern rede endlich!“  
 „Es kommt schon. Laß mich nur noch vorausschicken, daß du die seineren Zusammenhänge der Lebenserscheinungen nie recht erkannt hast. Günther. Wenn der Barometer fällt, so schließt du allerdings mit ziemlicher Sicherheit auf eine Temperaturveränderung; wenn dich ein Hund beißt, so beurteilst du seine Gemütsstimmung sehr richtig als eine unfreundliche, und wenn jemand Schnittlauch isst, wird es dir begreiflich erscheinen, daß er eine Zeitlang danach aus dem Munde riecht. Wenn aber ein Offizier unter Anwendung aller nur möglichen Kräfte und Pflöcke es durchsetzt, vom 2. Garde-Regiment zu Fuß in ein märzisches Nest versetzt zu werden, das eigentlich nur aus Courtoisie im Kursbuch verzeichnet ist —“

„So macht er entweder Parakiti oder er ist verrückt — aber aber er ist mit seinem Geld zu Ende, was ich mir jedoch bei deinem sündhaften Vermögen nicht vorstellen kann.“

„Das sind die größeren Zusammenhänge und Möglichkeiten. Kannst du dir gar keine intimeren vorstellen?“

„Nein.“

„Te — te — te —“ Baron von Schlegow schüttelte den Kopf. Dann stärkte er sich aus seinem Glase und fragte, wie man ein begriffsstutziges Kind fragt: „Sag mal, Günther, ist dir in der letzten Zeit in deiner Garnison nichts aufgefallen?“

„Veränderung — allerdings. Der Chateau Laßte im Kasino ist wegen der gelegneten Blaubereiztheit des vergangenen Jahres um zwei Groschen die Flasche billiger geworden; Frau Hauptmann Valentin hat ein Baby bekommen, und Stadtrat Ebenhoch läßt seinen Haam frisch anstreichen. Sie sind noch dabei.“

„Und weiter ist dir nichts aufgefallen? Du hast nicht bemerkt, daß seit einigen Wochen alles viel schöner geworden ist? Daß die Sonne hier

so herrlich scheint wie nirgend wo anders in der Welt — selbst wenn es regnet? Daß über jedem Winkel und über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Rosie liegt, der das Herz auch des traurigsten Bötters ergreift und aus seiner Stumpfheit aufrüttelt muß?“

„Allmächtiger!“ hauchte Leutnant von Granichstetten entgeistert in sich hinein. Dann nahm sein Antlitz den Ausdruck schmerzlichsten Mitempfindens an; solches vibrierte auch in dem weichen Tremolo seiner Stimme, als er sagte: „Joachim, mein lieber alter Junge, das ist ja furchtbar traurig. Deine armen Eltern! Was hat denn der Stabsarzt gesagt, als du fortgingst?“

Schlegow ließ diese Frage, wie auch die Hand, die vorsichtig nach seinem Pulse angellte, unbeachtet. Er schaute verzückt durch das offene Brandfenster auf den Markt, wo ein paar verpöngte Bühner vikten; um den hölzernen, von vier verstaubten Linden flankierten Brunnen spielten Kinder; das kleinste hatte man aus dem Wagen genommen und auf ein rotlariertes Bettstück gesetzt; es trahle und jappelte einem Offiziersburschen entgegen, der ihm denn auch im Vorbeigehen den Zeigefinger unter das Kinn bohrte und du-du-du machte.

„Welch eine reizende Pflanze!“ schwärmte der Baron, indem er die sorgenvolle Hand des Freundes unter geschickter Ausnutzung der brennenden Zigarre endlich beiseitigte. „Und drüben ist eine Konditorei, nicht wahr?“

„Eigentlich ist es nur ein Bäder. Aber Sonnabends werden auch Kuchen gebacken — auf Vorrat; die Woche über werden sie nur frisch abgestaubt. Das Rauchzimmer ist vor der Tür, hinter dem Geoparavand.“

„Da also wird sie häufig sitzen,“ nickte Schlegow vor sich hin, indem er mit der strahlenden Begierde eines Meßkapitlers, der zum ersten Male die Raaba erschaut, nach dem Fensterchen hinüber spähte, an dem ein Plafat sogar „Geisternes“ angeleht. „Du mußt nämlich wissen, sie ist leidenschaftlich gern Kuchen! Und nicht zu knapp. Durchschnittlich zwei Mohrenlöse und ein Weißer. Dabei macht sich das beiße nicht gefällig. Im Gegenteil, es ist entzückend, mit anzuweichen, wie die weißen Mausegähnen das alles so wegnabbern. Na überhaupt, man muß blid oder ein Barbar sein, um nicht alles witzig an ihr zu finden: das wunderrosle, aschblonde Haar, die lustigen graublauen Augen —“

— die beiden Gräßchen oberhalb der Mundwinkel, die fast aufgesetzte Nase u. s. w. Am reizendsten aber finde ich die Unverfrorenheit, mit der du mich wegen der kleinen Majorstochter auf die Folter spannst. Da sagt man doch einfach: ich bin verliebt, und damit sind dann sämtliche Dummheiten, die ein ausgewachsener Mensch ansprechen kann, auf die einfachste und natürlichste Weise erledigt — zum Donnerweiter nochmal.“

„Sei nicht so laut, Günther. Der Kellernabe ist schon wieder aufgemacht. Sage mir mit der Ruhe und Besonnenheit, die dich zurecht auszeichnet: weshalb ist mein Garnisonwechsel eine Dummheit? Ganz abgesehen davon, daß unser Plan nur in der Nähe Kombeds Nähe erträglich hersehbar erscheint — das Städtchen ist doch sehr hübsch und gemüthlich; dabei hat es nahezu zwanzigtausend Einwohner, wie ich gehört habe.“

„Die sind auch danach,“ knurrte Leutnant von Granichstetten bissig. „Das ist aber nicht das Schlimmste. Kennst du unsern Major von Kombed?“

„Nach nicht. Er soll ein forcher Herr sein.“  
 „Kannst du deinen Leuten aus dem Klimmzug heraus einen langsamen Wandaufschwung nach Hählen vormachen?“

„Ich hab's noch nicht probiert.“

„Kannst du —“ der Frageton wurde immer dräuender — nach einer sechsständigen Felddienstübung im Regen mit nassen Kleidern herumlaufen, bis du durch die eigne Körperwärme wieder trocken geworden bist?“

„Das kommt auch auf einen Versuch an.“

„Du mußt das können, mein Lieber. Du mußt! Wenn du das nicht kannst oder die sonst das Feinste zu schulen kommen läßt, was irgendwie nach Schlappheit aussieht, bist du erschossen. Der Mann hat den Schneidigkeitssinn in der 7ten Potenz. Und der Herr von der Garde nimmt er sich ganz besonders an. Sie sind ihm zu patent, zu glatt — deinen weißen Hemdstragen wird er dir schon abgewöhnen! Nun aber die Hauptsache: kennst du den General von Kombed? Den Divisionär von der Zweiten?“

„Harun al Raschid! Selbstverständlich habe ich von dem schon gehört. Er erscheint überall wie der Druwal auf Gummistüben. Aber mit dem habe ich doch in der ersten Division nichts zu tun.“

„Nichts zu tun?“ heulte Granichstetten in den Hisseltönen häßlicher Verhöhnung auf. „Siehst du, das kommt davon, wenn man sich vorher nicht erkundigt bei einem alten Freunde. Darum al Raschid ist der Vater des Majors, der Großvater deiner Liebe, der Schreck der Garnison! Der Familiensinn dieses Menschen ist unser Verhängnis. Alle Woche mindestens einmal schwirt er an, meist Sonnabends, wo er dann über Sonntag bleibt. An diesen Tagen ist alles, was blaue Knöpfe trägt, in Sorge und Unruhe. Der Mann sieht alles, und was er nicht sehen soll, sieht er doppelt. Er geht extra abends spazieren, um den Beuten aufzulauern, die etwa nach Japanstreich kommen und deren schreie Gele auf den Mangel einer Urlaubskarte schließen läßt. Natürlich stroit er nicht selbst. Dazu hat er kein Recht. Aber seinem Schicksal entgeht niemand. Die Straßengehe nahen derart überhand, daß das Regiment schon aufmerksam und von hinten herum höheren Orts vorstellig geworden ist. Jetzt kommt er meist in Zivil, und der Effekt ist noch schlimmer. Man erkennt den Garnisonsschreck immer erst, wenn es zu spät ist. Kein Mensch ist mehr vor ihm sicher. Joachim, ich sage dir, bei deinem goldenen Lechtinn bist du in vier Wochen geliefert.“

„Wart du geblieben doch auf deiner Seiden.  
 Dann hätte du nichts gewußt von all den Lei—eden!“

Schlegow reichte dem Freunde die Hand über den Tisch und sagte lachend: „Seine wohlmeinende Absicht ist besser als dein Gehalt, mein Teurer. Jedenfalls danke ich dir von Herzen. In zwei Punkten aber hegt deine sorgende Seele irtige Voraussetzungen: ich wäre gekommen, auch wenn ich alles gewußt hätte. Daß mir hier nicht ettel Rosen blühen würden, habe ich Hermine von Kombed angemerkelt, als ich ihr mein Vorhaben in Berlin mitteilte. Sie hat die Nachricht mit einem jubelnd glückseligen und einem nassen Auge aufgenommen und ziemlich verdrängigt betont, daß Papa gegen Gardeleutnants eine gewisse, ihr vollständig unerschütterliche Abneigung habe. Ich bin also nach der Richtung einigermassen vorbereitet. Zum andern irst du dich hinsichtlich meines Lechtinns. Das war einmal. Ich fürchte euren Garnisonsschreck nicht, weil ich gar nicht die Absicht habe, mir was zu schulden kommen zu lassen. Mir ist nicht nach Scherz und Spiel, mein Lieber, sondern wirklich ernst und feierlich zu Mut, denn in diesem kleinen Neste soll sich mein Lebensglück entscheiden.“

Diese bedeutungsvolle Perspektive hinderte den Baron von Schlegow aber nicht, beim Liebergeiten des Marktplatzes dem munteren kleinen Walg auch seinerseits den Zeigefinger unter's Kinn zu bohren und du-du-du zu sagen. —

Schon die erste Vorstellung beim Major ließ keinen Zweifel, daß die Warnungen Granichstettens und das nasse Auge der Geliebten ihre volle Bezeichnung hatten. Major von Kombed machte aus seinem Herzen nicht einmal diejenige Mördergrube, die auch ganz gemüthlos Vorgesetzte einem Jüngling aus der Garnison gegenüber sonst zu beobachten pflegen. Er äußerte unumwunden sein Urteil über die Herren von der Garde, die mit unvorschriftsmäßig hohem Uniformtragen und starren Präzisionsen in die Provinz abgeschoben werden. Und der arme Schlegow sah sich nicht einmal in der Lage, darauf hinzuweisen, daß er nicht gegangen worden, sondern selbst gegangen war. Das hätte den Bataillonschef, der ohnehin ein laises Mißtrauen der dem bewußten Seite hin erkennen ließ — wenigstens schien es dem Leutnant so —, erst recht flugs und dann wohl noch widerborstiger gemacht. Deshalb schluckte der Baron tapfer hinunter, was er reingewürgt bekam. Auch hätte ihn die Hoffnung ab, daß er nun endlich die Geliebte wiedersehen würde, nach der er sich in den zwei Tagen seines Hierseins die Augen vergeblich ausgeschaut.

Aber er schlug die Gaden bereits zum zweiten Male zum Abschied zusammen, und der Major machte immer noch keine Anstalten, ihn der Familie zu präsentieren. Im Gegenteil, er verabschiedete ihn mit einem sauer zusammenlaufenden Mäkeln: „Adieu, Herr Leutnant; ich hoffe, Sie werden sich einleben. Was ich dazu tun kann, um Sie sehr bald mit den doch etwas veränderten Ansprüchen des Dienstes vertraut zu machen, wird geschehen. Apropos, meinen Damen kann ich Sie im Augenblick leider nicht vorstellen. Sie sind ausgegangen. Ein andermal. Uebrigens haben Sie meine Tochter ja wohl schon kennen gelernt?“

„Ju Befehl, Herr Major, ich hatte die Ehre.“  
 „Ihr Fräulein Schwester ist eine Pensionssfreundin meiner Tochter?“

„Sehr wohl, Herr Major. Die Damen begegneten

sich zuweisen in einer bekannten Familie und erneuerten ihre Freundschaft."

"Ja, ja, es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so wiedertrifft. Ganz merkwürdig. Und nun sind Sie gar noch hierher verlagert. Was ich übrigens noch sagen wollte — ganz recht, ich habe schon mit Ihrem Herrn Kompagnieschef gesprochen. Morgen ist eine größere Familienfeier bei Herrn Hauptmann Valentin — Kindtaufe —, zu der das ganze Offiziercorps geladen ist. Sie werden an Stelle des Herrn Leutnants von Schlegel, der ein Vetter der Familie ist, Bataillons-du-jour und Ronde übernehmen."

"Zu Befehl!"  
"Ich will Ihnen Gelegenheit geben, gleich von vornherein Umriß und jenen Schneid zu betätigen, den ich bei meinen Herren Offizieren ganz besonders schätze. Ich danke Ihnen, Herr Leutnant. Adieu. Auf Wiedersehen."

Baron von Schlegel dankte auch — nämlich seinem Schöpfer, daß er ihm ein so reiches Maß von Selbstbeherrschung verliehen und ihn verhindert hatte, gleich vor den Augen des Majors einen Calcülalk des Horns und der Enttäuschung anzuführen. Er hatte Termine von Rombed nicht nur nicht gesehen, sondern auch die Aussicht verloren, ihr auf dem Feste zu begegnen. Das war denn doch zu viel auf den ersten Dieb.

Aber Leutnant von Schlegel gehörte zu den glücklichen Naturen, die auf eine Enttäuschung stets eine frische Hoffnung zu setzen wissen. Er war nicht leicht klein zu kriegen. Außerdem mußte er am nächsten Tage die Ohren möglichst steif halten. Der Da-jour-Dienst in einer noch mildfeuchten Garnison war eine harte Aufgabe. Wenn er sich nicht genau informierte und nicht sehr umsichtig voringing, dann konnte er noch viel früher in die Wurst kommen, als Freund Granichstetten ihm prophezeit hatte. —

Es war ein dunkler, regnerischer Frühsommerabend, als Leutnant von Schlegel die Feldbinde umlegte und den nun nicht mehr mit dem Garbieren geschmückten Helm aufs Haupt drückte, um bald nach dem Hauptstreich die ausgebeulte Ronde anzutreten.

So klein das Nest war, gab es doch eine ganze Menge zu bewachen, teils als Notwendigkeit, teils aus lieber Gewohnheit. Ein alter Pulverturm vor der Stadt enthielt zwar schon seit Jahrzehnten kein Pulver mehr, sondern einige Heringstonnen und Büchsenpatronen, die sein Pächter dort aufbewahrte, aber er hatte immer noch einen Posten. Während Schlegel mit seinen zwei Leuten dahinmarschierte, mußte er an den berühmten Wachtposten der Kaiserin Katharina denken, die neben ein am Wege blühendes Weibchen einen Garbisen gestellt hatte, damit es nicht zertritten werde. An der nämlichen Stelle wurde dann noch zweihundert Jahre geschildert, ohne daß ein Mensch wußte, weshalb. Solche Weibchen blühen auch heute noch.

Der Offizier hatte schon einige Posten revidiert und bog in die Vorstadt ein, um die Gefängniswache — neben der Hauptwache die verantwortliche — zu besuchen.

Auf diesem Wege wurde ihm das Herz ein wenig schwer. In der Vorstadt wohnte nämlich Hauptmann Valentin. Schlegel begegnete verschobenen Kameraden, die erst später zum Feste zogen; darunter auch Granichstetten, der ihn tiefer bewegt die Hand drückte und fragte: "Wie geht es dir, mein Herzchen? Nun merkst du erst, daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgendwo anders in der Welt — selbst wenn es dunkel ist und regnet, nicht wahr? Daß über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt —"

Er vollendete nicht, denn trotz der Dunkelheit bemerkte er eine verdächtige Armbewegung des Freundes, der er sich zu entsiegen wünschte. Aber er fügte in der Eile doch noch hinzu: "Und paß auf den Garnisonschef auf! Er ist zwar mit eingeladen und sonnt sich wohl schon in der Liebe unster Wassengefährten, aber man kann nie wissen, wie der Ralmus piept."

Der Baron knurrte einen zweifelhaften Segenswunsch und setzte sich in Sturmschritt, teils weil ihn eine lebhaftere Gemütsbewegung dazu trieb, teils auch, weil er seine zwei Mann einholen mußte. Kurz vor dem Gefängnis erreichte er sie.

"Halt — werrt da?!"  
"Ronde!"

Nachdem der Offizier sich dem Posten zu erkennen gegeben und sowohl das Herausrufen wie auch das Präsentieren abgewinkt, betrat er das dicht an der Straße belegene Wachlokal, um sich Meldung erstatten zu lassen und das Postenbuch einzusehen. Während er damit beschäftigt war, hörte er durch die geöffneten Fenster von der Straße

her, daß jemand mit dem Posten ein Gespräch anknüpfte. Ein Gespräch, das Leutnant von Schlegel mit Ohren und Augen aufhorchen machte.

"Aber so nehmen Sie doch, lieber Mann, trinken Sie nachher ein Glas Bier dafür," sagte eine knarrende Stimme.

"Das darf ich nicht."

"Und wer verbietet Ihnen das?"

"Meine Instruktion als Posten vorm Gewehr."

"So. Aber eine Zigarre dürfen Sie doch jedenfalls nehmen — hier sind zwei Zigarren!"

"Ich darf nicht."

"Es sieht doch niemand!"

"Ist egal."

"Sie sind eigentlich ein rechter Schafskopf, daß Sie sich ein paar gute Zigarren entgehen lassen. Was würden Sie übrigens als Posten vorm Gewehr tun, wenn Sie jemand wirklich einen Schafskopf schickt?"

In diesem Augenblick trat Leutnant von Schlegel mit seinem ehrnsten Dienstgesicht vor die Tür und wandte sich zunächst an den Posten:

"Der Mann hat Ihnen Geld angeboten?"

"Zu Befehl, Herr Leutnant."

"Und Zigarren?"

"Zu Befehl, Herr Leutnant."

"Dann hat er sie durch das Schimpfswort Schafskopf beleidigt..."

Da der Posten nicht gleich antwortete, sondern seinen Blick wie verstäubt von dem Ronde-Offizier auf den Zivilisten richtete, hauchte ihn der Leutnant grimmig an: "Antwort, zum Donnerwetter! Beleidigt? Ja oder nein!"

"Zu Befehl, Herr Leutnant."

Schlegel trat an den hämisch lauernden alten Herrn heran und berührte seine Schulter mit der Hand. "Sie sind mein Vetter! Wie heißen Sie?"

"Ich bin der General von Rombed."

"Das kann jeder sagen... Wachthabenber!"

"Der Leutnant!"

Dieser Herr wird sofort, unter Bedeckung von zwei Mann und einem Bekreuzten als Transportführer, zur Hauptwache geschafft! Dann wandte er sich an den Zivilisten, dessen Haltung nun doch eine gewisse Unsicherheit ausdrückte: "Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Transporteure bei dem leisesten Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen. Bonahe sich zu richten. Antreten!"

"Aber, Herr Leutnant, sollerte der Alte, ich bin der General von Rombed. Man kennt mich hier allgemein."

"Wachthabenber, kennen Sie den Herrn? — Posten, Sie? — Und einer von euch anderen?"

Ein dreifaches, ordentlich mit Werve hervorgerostenes "Nein!" erschallte.

"Sie sehen also, man kennt Sie nicht. Im übrigen ist es auch mehr als unwahrscheinlich, daß ein hoher Offizier einen Posten zu strafbaren Handlungen zu verleiten sucht und ihn außerdem beleidigt."

"Aber ich wollte den Mann doch nur prüfen, das ist doch klar! Uebrigens bin ich sofort zu relognoszieren durch meine Entlein, die Tochter Ihres Herrn Majors von Rombed, die nur ein paar Schritte vorausgegangen ist. Wir sind auf dem Wege zu einer Festlichkeit. Da kommt sie schon zurück — Verminne!"

"Wo bleibst du denn, Großpapa?" fragte das junge Mädchen, fremdbet, indem sie näher trat. Gleich darauf suchte sie zu nicken, und ihr Gesichtchen überflog eine glühende Röte.

"Sag dem Herrn Leutnant, wer ich bin, mein Kind. Er will mich hier festhalten."

"Aber um Gottes willen, das ist doch Großpapa!" hauchte die Kleine entgeistert.

Leutnant von Schlegel schlug die Haden zusammen und salutierte. Obwohl ihm das Herz biß in den Hals schlug, befiel er Ernst und Ruhe.

"Mein gnädiges Fräulein," sagte er verbindlich, "ich bedauere unendlich, auf Ihre Aussage allein diesen Herrn nicht freigeben zu können. Sie lassen sich möglicherweise nur von Ihrem guten Verzeihen leiten. Ich bin im Dienst und muß streng pfllichtgemäß verfahren. Also vorwärts, zur Hauptwache!"

"Achim!" schrie die Kleine nun auf und hing sich zitternd an den Arm des Offiziers, "mach uns nicht unglücklich! Er ist es wirklich!"

"Es tut mir leid, meine Gnädigkeit," erwiderte Schlegel stockernst, aber mit etwas erchlümmter Stimme. "Ich kann es nicht glauben, daß ein Offizier, und noch dazu ein solcher in Zivil, einen Posten vorm Gewehr deartig provoziert! Nur wenn ein Offizier der Garnison mit Ihre Angabe bestätigt, dürfte ich von der Festnahme absehen."

Darauf beharrte er unerschütterlich. Und während der zwanzig Minuten, die es dauerte, bis der Major, von seiner Tochter gerufen, herbeistürzte, saß der

General von Rombed, Divisionär der Zweiten, in der Wachtstube. Und die Mannschaft machte dabei ein Gesicht, als wenn ein jeder von ihr einen Taler geschenkt bekommen hätte — und zwar einen erlaubten.

Nachdem der Dästling relognosziert war, trat Leutnant von Schlegel in starrer Haltung vor ihn hin: "Bebaure das Mißverständnis auf das lebhafteste, Excellenz. Aber Excellenz wissen selbst, daß ich nicht anders konnte!"

Der General schmolte ihn von der Seite an und brumnte etwas Unverständliches in den Bart. Dann wandte er sich an seinen Sohn, dessen Gesichtszüge sich merkwürdig aufgedellt hatten, nachdem er die ganze Sachlage erfahren.

"Die Mine hat übrigens Achim" und "du" zu ihm gesagt, und wenn ich nicht irre, hat sie ihn sogar umarmelt."

"Darüber wollen wir morgen reden," sagte der Major, indem er nicht an Schlegel herankat; "kann nicht sagen, daß mir das übel gefallen hätte. Schmeiß! Bitte, besuchen Sie mich morgen noch einmal und richten Sie sich zu Tisch ein..."

Der Garnisonschef ist nicht wiedergekommen, nicht einmal zur Hochzeit von Mine Rombed mit Joachim von Schlegel.

### Germanenschlacht

(Zu dem Bilde Seite 953 und 954)

Ein römisches Heer ist ins Germanenland eingedrückt, um Rache zu üben für die Grenzankfälle. Aber nirgends war der Feind zu finden, nur verlassene Hütten und Spuren weggetriebenen Viehs zeigten von den Bewohnern, die sich in den Wäldern versteckt hielten. Der kurze Sommer war im rauhen Waldlande bald vorüber, man mußte an den Mähdung denken. Unwetter trat ein, Regengüsse und Sturm machten die schmalen Pfade grundlos. Und jetzt ward auch der gesuchte Feind sichtbar; bald da, bald dort erschienen auf den Höhen, zwischen denen die Römer dahinzogen, kriegerische Gestalten und verschwand wieder. Mühsam ging der Marsch vorwärts. Der Abend ist schon heringebrochen, und das römische Heer befindet sich in einem tiefen Waldtal — da erklingt ringsum auf allen Höhen das furchtbare Kriegsgeschrei der Germanen. Pfeile und Speere fliegen aus dem Dickicht in die Reihen der Römer — da und dort brechen einzelne Germanen mit hochgeschwungener Waffe hervor, um nach raschem Angriff leichtfüßig wieder zu verschwinden. Ein niederprasselnder Regen kommt ihnen zu Hilfe. Unter schmetterndem Hörnerklang stürzt jetzt die Masse der Germanen zum Angriff heran, ihre Steinbämmer und Keulen tragen auf die Helme und Schilde der römischen Soldaten, ihre schwere Rüstung ist der letzte Schutz, bis der strahlende Fuß den Gall verliert. Ringsum wirbeln Kampfgelöse und Waffengeräusch, bis die Nacht hereinbricht und den Sieg für die Germanen entscheidet. In ungemein packender Weise veranschaulicht das Gemälde von A. Ivanowitsch dieses wilde, lobesmutige Ringen der beiden Heere.

### Goldhaar

Mein Lieb strahlt sich ihr goldenes Haar,  
Die Sonne kommt gegangen;  
Sie schaut das Haar und denkt bei sich:  
Das leuchtet schöner ja als ich,  
Das macht, das macht — es hat ein Strahl  
Von mir sich drin verlangen.

Mein Lieb strahlt sich ihr goldenes Haar,  
Da kommt der Wind gegangen;  
Der freut sich auch des goldenen Scheins  
Und denkt: was tu's? Du nimmst dir eins —  
Und husch und husch — da liegt eins hin  
Und bleibt am Birnbaum hängen.

Nun kommt der Fink aus seinem Nest  
Und sieht das Härlin hängen;  
Er denkt: ei sieh! Das passt mir gleich,  
Warm polstert sich's damit und weich —  
Und husch und husch — ins Nest damit,  
Die Arbeit anzufangen...

Was singt denn heut der Fink so laut,  
Die Sonn' ist doch gegangen? —  
Und ging sie auch, so schämmer's doch  
Im Finkensteden goldig noch —  
Was macht, das macht: der Liebsten Haar  
Strahlt hell wie Sonnenprangen!

Rilhard Zoormann



## Entenjagd

Mauserei

von  
Fritz Skowronnek

Lange Zeit war von den Naturforschern bezweifelt worden, daß die Märgente auf Bäumen nistet. Es ist aber tatsächlich der Fall. Mitten im Walde auf einer hohen Kiefer mit dürrer Wipfel baut sie ihr Nest, scheut sich auch nicht davor, einen verlassenen Pabsthorst oder gar die Wohnung eines Eichhörnchens zur Wochenstube einzurichten. Das Brutgeschäft fällt bei den Entvögeln nur den Weibchen zu. Der Herr Erpel sucht während der Zeit die Gesellschaft seiner Artgenossen auf, mit denen er sonst nicht viel zu tun haben mag, um sich durch Teilung des Leibes über die trübe Zeit hinwegzuhelfen.

Ein „Märchen für artige Jäger“, das ich in „Wild und Hund“ fand, erzählt, daß der Erpel zur Zeit, als noch unser Herrgott auf Erden wandelte und Noah gerade aus dem Kasten gekommen war, ein sehr lockeres Leben führte, während seine Frau hungrig auf den Eiern brütete. Er flirtete mit der Frau Nohrbommel, obwohl sie eine böse Klatschbabe war und sich furchtbar verstellen konnte. Um ihr zu gefallen, ließ er sich freistellen und seine Federn auf dem Rücken wie eine Boa kräuseln. Wenn er dann nach Hause kam und die arme Ente ihn fragte: „Wo warst du? Wo warst du? Wo warst du?“ dann antwortete er frech: „Bei der Klara! Bei der Klara! Bei der Klara!“ und auf den Vorwurf: „Alter Narr! Alter Narr! Alter Narr!“ sagte er nichts weiter als ganz herzlich: „Schaf, Schaf, Schaf!“ und wackelte mit dem beweglichen Kürzel, als wolle er damit alle Vorwürfe von sich abschütteln. Zur Strafe dafür legte ihm der liebe Herrgott während dieser Zeit das Mauserei auf. Seitdem sitzen alle Erpel, wenn Frau Ente brütet, trüblich bei einander im dichten Nohrlamp, der sie vor den Nachstellungen der Jäger schützt, und warten sehnlichst darauf, daß ihnen die neuen Federn wieder wachsen, um dann als ehrliebe Hausväter sich mit Frau Ente in die Sorge um die junge Brut zu teilen. Nur vier gelochte Federn auf dem Kürzel erinnern ihn noch an die böse Zeit, in der er ein sehr lockeres Vogel war.

Viele Jäger halten es für richtig, die Mauserei wegzuschneiden. Das ist ebenso unrichtig, als

wenn man auf der Hübnerjagd beim Aufsuchen der Nette zunächst die beiden Alten wegzuschneiden sucht. Dann bleiben eben die Jungen, ihrer natürlichen Führer beraubt, schutzlos zurück und fallen leicht ihren Feinden zum Opfer. Es soll sogar vorkommen, daß man den eben aus dem Ei geschlüpften jungen Enten die Mutter wegschießt. Das ist ungemein leicht auszuführen, denn das treue Tier setzt unbedenklich für ihre Kinder ihr Leben ein. Es steht dicht vor dem Punde auf und flattert so langsam vorwärts, als wenn es krank und leicht zu greifen wäre. Das geschieht, um den Feind von den Jungen wegzulocken. Ist die List gelungen, dann eilt die Entenmutter in rasendem Flug zu ihren Kindern zurück und führt sie schwimmend weit davon.

Es ist roh und heillos, die alte Ente wegzuschneiden, und die Nasjägererei hat meistens nur den Erfolg, daß der Fuchs oder ein gestühlter Häubler die Jungen bis zum letzten wegholt. Man will durch dies unweidmännische Vorgehen meistens verhindern, daß die alte Ente ihre Jungen von dem Bruch oder Tümpel, an dem sie erbrütet sind, weit weg auf größere Gewässer führt. Aber auch dieser Zweck wird nicht erreicht, denn die jungen Enten treten selbst, noch ehe ihnen die Schwinger zu wachsen anfangen, zu Fuß den Weg nach dem nächsten größeren Gewässer an. Was ihnen den Weg dahin weist, ist wohl kaum zu ergründen, denn das Wort „Instinkt“, mit dem man alle solche Vorgänge erklären will, sagt gar nichts.

Einsichtige Jäger warnen schon lange vor dieser Nasjägererei, die zur Verminderung der Wildbahn viel beiträgt. Noch lauter müssen sie ihre Stimme gegen einen Missetäter erheben, der mit der Jagd nichts zu tun hat und nur auf eine zum Zwecke des Erwerbs ausgeübte Massenschlächterei hinausläuft. Wir entrichten uns darüber, daß unsere Singvögel in südlichen Ländern auf dem Zuge im Frühjahr und Herbst in Massen weggefangen werden, aber wir dulden die Vogeljojen auf den Nordsee-Inseln, auf denen alljährlich viele Tausende von Enten, die in den skandinavischen Ländern heimatberechtigt sind, hingenorbet werden. Der Ertrag dieser Jagdplätze ist in den letzten Jahrzehnten ganz rapide zurückgegangen, woraus man mit voller Sicherheit schließen kann, daß die Menge der Entvögel, die aus dem Norden kommend, Deutschland passieren, merklich abgenommen hat.

Aber noch immer werden in den Vogeljojen auf Gull, Föhr, Arnum u. s. w. in jedem Jahre 50000 Enten gefangen, während in früheren Zeiten eine einzelne solche Anlage in einem Jahr die doppelte Anzahl von Schlachtopfern lieferte.

Dicht hinter dem Seebüsch, wo in der Einsenkung des Geländes süßes Grundwasser zu finden ist, werden die zwei bis drei Morgen großen Teiche angelegt. Die ausgehobene Erde wird ringsum zu einem hohen Wall aufgeworfen und mit dichtem Weidenbüsch bepflanzt. Nach jeder der vier Himmelsrichtungen legt sich der Teich in eine Länge, immer enger werdende Saugasse, „Wiese“ genannt, fort, die zu zwei Dritteln ihrer Länge mit Ness überspannt ist. Die „Wiese“ mündet in eine aus

Ness hergestellte Kammer, die völlig abgeschlossen werden kann. Zur Zeit, wenn die Enten auf ihrem Zuge nach Süden einzutreffen beginnen, darf sich niemand in der Nähe dieser Anlage aufhalten, auch kein Schuß darf dort abgefeuert werden, um die Ruhe des Teiches nicht zu stören. Nur der Jäger lauert in einer kleinen, mit Strauch völlig verdeckten Hütte auf die fremden Gäste. Seine Gehilfen bei dem Nohrbüsch sind einige weibliche Hausenten, die in ihrem Gesieder völlig der wilden Märgente gleichen müssen. Harmlos schwimmen diese Vögel auf der Teichfläche umher und lassen gewohnheitsmäßig ein leises lodendes Quaken ertönen, wenn die wilden Genossen in der Luft vorüberziehen. In den meisten Fällen folgen diese dem Stimmruf, kreisen einige Male mit pfeifendem Flügelchlag über dem Teiche hin und her und fallen dann, wenn sie nichts Verdächtigendes bemerkt haben, ein.

Nun beginnt die zahme Ente ihr falsches Spiel. Sie ist daran gewöhnt worden, in der Fangkammer gesättigt zu werden, und führt nun ihre wilden Genossen unter einladendem Quaken in die nächste Wiese. Sind sie erst unter dem Bereich des Nesses angelangt, dann macht sich der Jäger am Ufer der Wiese hinter ihnen bemerkbar, so daß sie eiligst vorwärts schwimmen und nicht umzuwenden wagen. Steigen sie jetzt etwa schon auf, dann fangen sie sich in den Wäldchen des Nesses. Meistens jedoch rudern sie eiligst vorwärts bis in die Kammer hinein, worauf der Jäger blitzschnell eine Netzwand herabläßt, die ihnen das Entweichen unmöglich macht. Im nächsten Augenblick ist er mitten unter ihnen, ergreift eine nach der andern und dreht ihnen mit schnellem Schwunge das Genick ab.

Die Fangresultate der Vogeljojen erreichen regelmäßig im Oktober auf dem Wildbretmarkt der großen Städte. Sie werden aber nicht gern gekauft, da sie nicht selten einen trügerischen Geschmack besitzen. Deshalb hat man in den letzten Jahren die gefangenen Enten gleich an Ort und Stelle zu Konserven verarbeitet, die in der Hauptmenge nach dem Auslande exportiert werden. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Massenschlächterei, unter der auch die heimische Wildbahn zu leiden hat, ein Ende gemacht würde. Der Bestand an jagdbaren Entvögeln nimmt so wie so von Jahr zu Jahr ab. Das beruht aber auf einem natürlichen Prozeß, der mit der Zunahme der Landesmeliorationen in Verbindung steht. Die Brüche und Moore werden durch Tiefertlegung des Grundwasserspiegels entwässert, so daß die Enten ihre Brutstätten verliern. Vielleicht hängt damit die Tatsache zusammen, daß die Stoch- oder Märgente häufiger als bisher auf Bäumen brütet. Ein alter Grünroß, der nicht nur schloß, sondern auch die Natur mit liebevollem Auge beobachtete, hat mir in diesem Frühjahr auf einem Weidgange mindestens ein Duzend auf hoher Kiefer brütender Märgenten gezeigt. Die Nester lagen vier bis fünf Kilometer von dem nächsten Wasser entfernt. Der alte Weidmann hat es mehrfach beobachtet, wie die Ente ihre Jungen zur Erde herabbringt; sie ruft sie nicht einfach aus dem Nest



„So — schön! Hopp!“

Die Suche auf Enten im Sommer macht bei gutbesetztem Mevier viel Spaß. Sie ist aber nicht ganz gefahrlos. Der Jäger muß auf schwankem Wiesensboden, der unter seinen Schritten durchzubrechen droht, einherwandern. Noch mehr aber muß er sich manchmal vor unvorsichtigen Jagdgenossen in acht nehmen, die blindlings auf jede Ente schießen, die emporsteigt. Auf den großen Seen ist es neuerdings üblich geworden, mit einem gewaltigen Aufgebot von Jägern und Mähnen ganze Treibjagden auf Enten abzuhalten. Da ist es doppelt notwendig, daß der Jagdbherr von vornherein allen Teilnehmern unter Androhung einer hohen Geldstrafe verbietet, in wogerechter Richtung einen Schuß zu lösen. Falls diese Regel nicht befolgt wird, kommt es nicht selten vor, daß ein Jagdgenosse, den man wegen des hohen Schilfes nicht sehen kann, auf 30 oder 40 Schritt mit einer vollen Ladung Schrot überschüttet wird.

Solche Massenjagden mögen für viele Schützen ein großes Vergnügen bedeuten, aber der richtige Weidmann wird seine Kunst am liebsten allein oder mit einem erprobten Kumpan ausüben. Es genügt ja auch vollständig, wenn bei der Suche ein Jäger am Ufer wandert und der andre mit dem Rahn am Rande des Rohrdickbuchs entlang fährt. Allenfalls ist noch ein dritter Jäger erforderlich, der sich einige hundert Schritte nach vorn an einer durch das Rohr geschnittenen Schneise aufstellt,



Der ermüdete Hund gleitet vom Rahn ab

wie man in manchen Büchern lesen kann, sondern trägt sie, wenn sie drei oder vier Tage alt sind und schon etwas laufen können, kopfläßig am Schwanzel auf die Erde herunter. Die viel kleinere Strickente brütet bei uns nur im dichten Schilf.

Etwa Anfangs Juli herum haben die jungen Enten ihr erstes Flugkleid völlig angelegt. Damit beginnt für die große Zahl derjenigen Jäger, die mit Schluß der Hasenjagd ihre Plüme an die Wand hängen müssen, ein fröhliches, mit Strapazen reichlich gekennetztes Weidwerk, und für den braven Doktor bietet sich jetzt die beste Gelegenheit, daß in beschaulicher Nähe reichlich angesammelte Feiertage wieder los zu werden. Die Aufgabe, die seiner harrt, ist nicht klein. Er soll hundertlang sich durch dickes Rohrgebüsch hindurcharbeiten, in dem er weder gehen noch schwimmen kann. Oft schneidet er sich an abgetrockneten Rohrstiemen die Hände wund oder Holt sich gar einen heftigen Rheumatismus. Deshalb haben manche Autoren, wie z. B. der Altmeister Lissel, empfohlen, den wertvollen Dübnerhund nicht zur Entenjagd zu verwenden, sondern sich mit Frikolieren zu behelfen, die fast alle leidenschaftlich gern im Schilf fiebern. Man müßte dann allerdings die unangenehme Tatsache mit in den Kauf nehmen, daß diese Küter die halbwüchsigen Enten, die sie bei ihrem Stöbern antreffen, erdrücken und im Schilf liegen lassen. Andre Jäger wieder meinen, daß man einem Dübnerhund diese Anstrengung wohl zumuten kann. Man braucht ihn ja nicht in unmenschlicher Weise abzuhetzen. In meinem Elternhause hat eine Hündin zwanzig Jahre ihren Dienst getan und alljährlich zur Sommerzeit sehr eifrig jede Wasserjagd mitgemacht, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden. Sie wurde freilich, wenn sie mit wunden Läufen aus dem Wasser kam, nicht wieder hineingeschickt, sondern sorgsam gepflegt.



Die erste Gans geht hoch

wo er meistens die vor den Hunden flüchtenden Enten zum Schuß bekommt.

Eine Jagdart von eigenartigem Meis ist das „Muckellen“ der Enten. Im Herbst, wenn auf den großen Seen Norddeutschlands Tausende von Enten auf ihrem Zuge nach dem Süden rast halten, begleitet man einen Rahn so dicht mit Strauchwerk, daß die scheuen Wasservögel ihn nicht zu erkennen vermögen. Man läßt man sich vom Winde langsam auf das Wild zu treiben, oder man bewegt den Rahn mit einer kleinen Relle vorwärts. Die Enten lassen sich durch das Strauchwerk täuschen, sie schwimmen sorglos neugierig näher, um sich die fonderbare Erscheinung anzusehen. Dann kann man eine Doublette mit gutem Erfolge anbringen.

Für jeden Weidmann, der für die Natur ein Herz hat, ist der Anstand auf die im Herbst ziehende Ente das schönste Vergnügen. Es gibt nichts Meisvolleres, als an einem stillen Wasserlauf das Herabfliegen der abendlichen Solke mit zu erleben und die Tierwelt zu beobachten, die erst zur Nacht erwacht und nur in der Dämmerung ihrer Nahrung nachgeht. Allmählich verstummt das Tagesgeräusch, das Abendrot verbleicht. Dann sausen die Enten, die tagsüber auf dem See gelegen haben, in rasendem Fluge heran, ziehen einige Male über dem Wasserlauf hin und her, bis sie das Plätzchen gefunden haben, das sie zum Einsinken laßt. Jetzt wackelt dem Jäger das Blut auf. Vorsichtig hebt er die Plinte zur Wade, krachend dröhnt der Schuß, und mit hartem Klatschen heben sich die Enten empor. Ein zweiter Schuß holt noch eine von ihnen aus der Luft herab, — im nächsten Augenblick stürzt sich der Dübnerhund, der die ganze Zeit über schon in fieberhafter Erregung zu den Füßen seines Herrn gesessen, in das kalte Wasser... Weidmannsheil!



Die helfende Hand des Herrn

### Leo XIII.

(Fortsetzung des Bildes Seite 945, 946 und 947)

Das Pontifikat Leos XIII. gehört, wenn auch nicht, wie man es wohl darzustellen versucht hat, zu den glänzendsten, so doch zu den bedeutendsten, die die letzten Jahrhunderte gesehen haben. Leo XIII. war der erste Papst, der zur Herrschaft gelangte, nachdem eine völlig neue Zeit angebrochen und das Papsttum der weltlichen Herrschaft beraubt war; dazu gehörte er zu der beschränkten Anzahl römischer Kirchenfürsten, denen es ernstlich darum zu tun war, sich in Einklang mit dem Geiste ihrer Zeit zu setzen. Den höchsten Glanz erreichte seine Herrschaft, als ihm vom Deutschen Kaiser die Entscheidung in dem Streite über die Karolinen-Inseln übertragen wurde; ihr größter Erfolg war die Beilegung des kirchlichen Streites, des einst so viel genannten Kulturkampfes in Preußen.

Wenn Leo XIII. die Hoffnungen nicht erfüllte, die von liberaler Seite an seinen Regierungsantritt wie ähnlich an den seines Vorgängers geknüpft wurden, so lag das nicht an ihm, sondern an Verhältnissen, die zu ändern er nicht in der Lage war. Seitdem es ein „politisches“ Papsttum gibt, d. h. seit den Tagen des Konzils von Trient, wird die tatsächliche Regierung der katholischen Kirche des Abendlandes nicht von dem jeweiligen Träger der obersten Autorität ausgeübt, sondern von den Vertretern einer Strömung, die man mit Beziehung auf Italien den Ultramontanismus nennt, die man aber richtiger als die des spanischen Katholizismus bezeichnet, denn mit dem Katholizismus speziell italienischer Gesprächs hat sie, trotzdem die unter ihrem Einflusse zur Herrschaft gelangten Päpste fast ausschließlich Italiener waren, wenig oder gar nichts zu tun. Das spezifisch italienische Papsttum war das der Renaissance gewesen; es hatte einen weltlichen, wenn man will, sogar einen heidnischen Charakter an sich getragen. Typische Vertreter dieses Papsttums waren Männer wie Leo X., Julius II., Alexander VI. gewesen, gegen deren Moral sich vielleicht manches einwenden läßt, die aber Liebhaber und Beschützer der Künste und zum Teil selbst Künstlernaturen waren. Unter ihrem Einflusse wurde wesentlich das Großgötzen, was wir heute noch, wenn nicht als christliche, so doch als kirchliche Kunst bezeichnen. Ein ganzes Jahrhundert lang (von 1455 bis 1550) war unter der Herrschaft derartiger Männer die päpstliche Politik ein Ausfluß dessen gewesen, was die Häuser Borgia, della Rovere, Medici und Farnese angestrebt hatten. Das alles änderte sich wie mit einem Schlage durch die Bewegung, die wir die Gegenreformation zu nennen pflegen. Mit Paul III. und dem Konzil von Trient erscheint in der Geschichte ein Papsttum, wie man es bis dahin nicht gekannt, das politische Papsttum, das in einem ebenso scharfen Gegensatz zu dem weltlichen wie zu dem kirchlichen vergangener Zeiten steht. Dieses Papsttum aber ist ganz und gar von der spanischen Auffassung des Katholizismus durchdrungen, der Philipp II. aus dem Konzil von Trient zum Siege verholfen und die Inquisition dem Jesuitenorden sein Hauptausbreitungs- und sein Festigungsmittel verliehen und diesen Orden tatsächlich zum Leiter der Geschäfte des römischen Katholizismus gemacht hat. Seit der genannten Zeit hat die Gesellschaft Jesu trotz ihrer vorübergehenden Aufhebung unter päpstlicher Sanktion einen so unbegrenzten Einfluß auf den Vatikan ausgeübt, daß man ihn nach dem Worte eines hervorragenden italienischen Politikers nicht mehr für eine religiöse, sondern für eine politische Einrichtung anzusehen genötigt ist.

Den Einflusse des spanischen Katholizismus, d. h. dessen, was man die „vaticanische Welt“ nennt, vermag sich kein Papst mehr zu entziehen, und es würde sich auch nicht anders verhalten, wenn tatkräftigere Naturen zu dem Stuhle Petri gelangten, als es die meist schon im vorgerückteren Alter stehenden „Papabili“ sind, und wenn ihnen eine längere Regierungsdauer als die durchschnittlich nur so kurz bemessene verstattet wäre.

In hervorragender Weise hat sich das bei Leo XIII. gezeigt, in dessen Regierung wir zwei ziemlich scharf voneinander getrennte Perioden unterscheiden müssen, die von seinem Regierungsantritt bis zur Übernahme des Staatssekretariats durch Kardinal Rampolla im Jahre 1887, und die von jenem Zeitpunkt bis zur Gegenwart reichende. Während der ersten dieser Perioden tauchen immer noch die liberalen Neigungen des ehemaligen Kardinals Bacci auf, und das intransigente Element des Vatikan vermochte keinen nachhaltigen und entscheidenden Einfluß auszuüben, weil ihm ein leitender Geist fehlte. Seit aber Rampolla zum Staatssekretariat gelangt

und Leo XIII. allmählich derart gealtert war, daß er sich nicht mehr mit allen Angelegenheiten des heiligen Stuhles befassen konnte und deshalb notgedrungen unter fremdem Einflusse geraten mußte, d. h. von 1887 an, ist die Politik der römischen Kurie stets von äußerster Unverständlichkeit gegen Italien, von Unterwürfigkeit gegen Frankreich, von Freundschaft gegen Spanien und von ausgesprochener Gegenschicklichkeit gegen Deutschland erfüllt gewesen.

Die erste Periode, die die ersten zehn Jahre der Regierung Leos XIII. umfaßt, weist als bedeutendsten Schritt den Friedensschluß mit Preußen auf. Zu dem gleichen Schritte Italien gegenüber sollte es nicht kommen, obgleich es lange Zeit den Anschein hatte, als wolle der Vatikan ernstlich seinen Frieden mit den neuen Verbündeten schließen und sich mit Italien ausöhnen. Als sich am 21. Februar 1878 in Rom die Kunde davon verbreitete, daß Kardinal Bacci, dessen liberale Gesinnung man kannte, zum Nachfolger des heiligen Petrus erwählt worden sei, versammelte sich gegen Abend eine große Volksmenge auf dem Platze vor St. Peter an, in der Erwartung, der neue Papst werde sich, getreu dem alten Brauche, auf dem Balkone in der Mitte der imposanten Wappfassade von Sankt Peter zeigen, um dem Volke seinen Segen zu erteilen. Diejenigen, die mit der Geschichte des Konklave vertraut waren, das Leo XIII. gewählt hatte, haben stets behauptet, daß sie wirklich die Absicht des neuen Papstes gewesen, denn dieser habe den aufrichtigen Wunsch gehabt, sein Pontifikat mit einer Handlung zu eröffnen, die tatsächlich die Anerkennung der Einheit Italiens mit Rom als seiner Hauptstadt in sich geschlossen haben würde. Aber die hochherzige Handlung Leos XIII. sei durch die Partei derjenigen vereitelt worden, die man die Intransigenten des Vatikan zu nennen pflegt, und diese habe schließlich zu dem gewalttätigen Mittel ihre Zuflucht genommen, den Korridor nach dem großen Balkon der Fassade von Sankt Peter mit einer Barrikade aus herbeigeschleppten alten Möbeln verperrten zu lassen. Wie dem auch sei, nach Jahren noch trug sich Leo XIII. ernstlich mit der Absicht, den Frieden mit dem Quirinal zu machen. Bekannt ist, daß noch im Jahre 1887 der hochangesehene Vizekönig von Neapel mit der Absaffung einer Schrift über das Versöhnungswort betraut wurde, aber wenige Monate nachher, d. h. nachdem Rampolla, der niemals die sechs Jahre das verlaufen können, die er als Nuntius in Madrid zugebracht hat, Staatssekretär geworden war, stand das Buch, das in der vatikanischen Druckerei erschienen war, und an dessen Text notariisch Leo XIII. Änderungen durch Streichungen und Zulätze vorgenommen hatte, auf dem Tische! Von jetzt an war es mit dem Einflusse der Männer vorbei, die auf eine verständliche und speziell auch gegen Deutschland freundliche gesinnung vatikanische Politik hingearbeitet hatten, eines Franchi, Nina, Jacobini und Galimberti. Die intransigente Partei des spanischen Katholizismus, die bis dahin mangels einer einheitlichen und zielbewußten Leitung nur vereinzelte Vorstöße gewagt hatte, war zur vollen Herrschaft gelangt, und es drohten sogar die Tage des Kulturkampfes wieder aufzuleben. Das Hauptziel der von dieser Partei vertretenen Politik ist die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums, und dieses Ziel hat fast ausschließlich alles das bestimmt, was sich vom Jahre 1887 an mit dem Namen der Politik Leos XIII. hat denken lassen. Eine Annäherung an Deutschland schien nach Beilegung des Kulturkampfes von gar keinem oder nur von untergeordnetem Werte, der Kampf gegen Italien aber mußte um so heftiger entbrennen, als das Wiederaufleben des Papst-Königthums als der große Zweck galt, zu dessen Erreichung alle Kräfte anzuspannen seien. Die Rücksicht auf die Verwirklichung dieses Ideals hat in den letzten Jahrzehnten mehr als alles andre der vatikanischen Politik Leos XIII. ihr Siegel aufgedrückt, und es wäre eine Täuschung, wenn man glaubte, durch glänzende Neuheerlichkeiten, wie sie während der jüngsten Zeit erlebt worden sind, könne an diesem Stande der Dinge irgend etwas geändert werden. Die im Vatikan maßgebenden Gewalten erblicken in Frankreich die einzige Macht, die ihnen zur Verwirklichung ihres Lieblingswunsches verhelfen kann, und sie gehen bei ihrer Berechnung durchaus nicht von irtigen Faktoren aus, denn zu einer Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes könnte außer Frankreich keine einzige der großen Weltmächte die Hand bieten. Daher eine Gesügigkeit gegen dieses Land, die seit dem Staatssekretariat Rampollas immer größer und größerer Dimensionen angenommen hat. Wir haben schon betont, daß Leo XIII. stets ein Mann war, der den Ideen

seiner Zeit nicht unzugänglich war, aber wenn er den Frieden mit der Demokratie in Frankreich schloß und es ruhig gesehen ließ, daß 1890 Kardinal Lavignerie das französische Geschwader in Algier mit einem Trümpfpruch begrüßte, in dem es hieß, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, war dabei doch, was sein Handeln bestimmte, nicht Duldsamkeit, sondern lediglich das Verlangen, mit Frankreich unter allen Umständen auf gutem Fuße zu bleiben. Daher ist es auch gar nicht so unfaßbar oder verwunderlich, wie man glaubt, wenn die römische Kurie bisher alles das ruhig hingenommen hat, was seit einiger Zeit in Frankreich gesehen sehen. In dieser Hinsicht hat sich schon vieles vollzogen, das weit unfaßbarer und verwunderlicher gewesen ist. Hat doch unter Leo XIII. der Vatikan, jahrhundertalte Vorurteile überwindend, seine Vorliebe für Frankreich auch auf dessen Bundesgenossen Rußland, den ältesten seiner eignen Rivalen, übertragen. Es sei nicht nur an die feierlichen kirchlichen Veranlassungen erinnert, mit denen der Vatikan seinerzeit unter Abfindung des alten ambrosianischen kirchlichen Lob- und Triumpfgesanges den Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland beglückte ließ, sondern auch der weit schwerer wiegenden Tatsache gedacht, daß die von Rampolla inspirierte päpstliche Regierung es ruhig hat gesehen lassen, daß nach Abschluß der russisch-französischen Allianz das Protektorat über die Christen im Orient mehr und mehr von Frankreich an Rußland übergegangen ist, trotzdem Leo XIII. früher niemals ermüden konnte, das Protektorat Frankreichs, die Christen des Orient unter seinen Schutz zu nehmen, aus einer historisch-rechtlichen Grundlage abzuleiten. Im äußersten Osten würde das Anwachsen der deutschen katholischen Missionen unter dem Protektorat Deutschlands den katholischen Interessen sehr zu statten gekommen sein, jedoch nur auf Kosten der russischen Orthodoxie. Leo XIII. oder die unter seinem Namen betriebene Politik hat daher lieber die Interessen des Katholizismus opfern, als das Mißfallen Rußlands, des Verbündeten der französischen Republik, erregen wollen.

Leo XIII. verfügt wirklich über eine überlegene Bildung und einen überlegenen Geist und hat, wenn auch unter dem Banne des Einflusses, den das Intransigententum des Vatikan auf ihn ausübte, keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, daran zu erinnern, daß auch er eine politische Autorität behaupte. Während der letzten Periode seiner Regierungs- und Lebenszeit hat er immer und immer wieder die Notwendigkeit der Vereinigung der weltlichen mit der geistlichen Macht betont, wie sie in früherer Zeit bestanden habe. Ob der Kirchenfürst jedoch wirklich daran gedacht hat, daß die alte Zeit wiederkehren und die weltliche Macht wieder wie einst eine Dienerin des Papsttums werden könne, möge dahingestellt bleiben. Das aber läßt sich nicht bestreiten, daß durch die von ihm und unter seinem Namen ausgeübte Politik das Ziel erreicht worden ist, das Papsttum mit neuer Lebenskraft zu erfüllen; denn seit den letzten Jahrzehnten ist unbestreitbar das päpstliche Rom zu einem Faktor im politischen Leben Europas geworden, wie er unter den Vorgängern Leos XIII. nicht denkbar gewesen wäre.

Unsre Bilder auf Seite 949 veranschaulichen außer der Peterskirche die in der letzten Zeit am meisten genannten Oertlichkeiten der päpstlichen Umgebung. In der Privatbibliothek arbeitete der unermüdete Kirchenfürst bis zum letzten Tage vor seiner Erkrankung, im Lesezimmer empfing er vor wenigen Monaten den Besuch unseres Kaisers, in dem Empfangssaal für die Pilger, der berühmten, mit herrlichen Kunstwerken geschmückten Sala Clementina, nahm er noch am Tage vor seiner Krankheit die Audienz einer großen Schar ungarischer Pilger entgegen, und bei einem Spaziergang in den vatikanischen Gärten war es, wo ein Ohnmachtsanfall zuerst seine Umgebung auf den bedenklichen Zustand des anscheinend so rüstigen Greises aufmerksam machte. Das auf diesem Bilde dargestellte zierliche Renaissancegebäude ist das sogenannte Kasino Bias IV., das Leo XIII. mit Vorliebe als Sommeraufenthalt benutzte. Die Fontaine vor diesem Gebäude gehört zu den schönsten Plätzen in den an herrlichen Landschaftsbildern so reichen vatikanischen Gärten, in denen der vielbeschäftigte Greis oft und gern Erholung suchte. Von den vielen prachtvollen Gemälden des Vatikan hat Leo XIII. in den 25 Jahren seiner Regierung die meisten nur sehr selten benutzt. Als Freund einer einfachen Lebensführung begnügte er sich für gewöhnlich mit einem Schlafzimmer, einem Speisezimmer und einem Salon, der zugleich als Kapellapelle eingerichtet ist.

Ludwig Richter

Notizblätter

Kontreadmiral Herz, der neue Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg

Zum Nachfolger des vor einigen Monaten in den wohlverdienten Ruhestand getretenen Direktors der Deutschen Seewarte in Hamburg, Admiralitätsrat Professor vom Neumann, hat der Kaiser seinen Willen geäußert, indem er einen höheren inaktiven Seemannsbeamten, bei seiner jüngsten Anwesenheit in Hamburg eröfnete Kaiser Wilhelm II. dem bisherigen Direktionsmitglied der Seewarte, Kapitän z. S. Herz, hat er ihn zum Direktor der Seewarte ernannt und ihm gleichzeitig den Charakter eines Kontreadmirals verliehen habe. Der neue Direktor der Deutschen Seewarte ist im Jahre 1860 geboren und 1882 als Kadett in die preussische Marine eingetreten. 1879 zum Leutnant z. S. befördert, wurde Herz 1873 Ober-



Kontreadmiral Herz, der neue Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg

Leutnant z. S. 1878 Kapitänleutnant, 1885 Korvettenkapitän und 1891 Kapitän z. S. Nach seiner Beförderung zum Stabskapitän wurde Herz zunächst erster Offizier des Kreuzers "Albatros", später nachher Kommandant des Panzerkreuzers "Rudolf", der Panzerschiffe "Cölnburg" und "Deutschland". Höchstens fand er in Landstellungen Verwendung; als Abteilungs-Kommandant bei der zweiten Maritimen Division und als Vorstand der Rentrolle der Reichsmarineamt. 1894 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, wurde er zum Rottenbergsinspektor für das Elbe- und Wesergebiet ernannt und vermaßte fast neun Jahre hindurch diese schwere Amt, das ihm mancherlei beherrschende Fingerringe für seine jetzige Stellung gegeben hat. Er wurde dann zunächst ein Jahr zur Stabsstellenleitung an die Seewarte berufen und arbeitete dort unter von Neumanns Leitung.

Die Einnahmen der deutschen Post

Die größten Einnahmen von sämtlichen Postverwaltungen der Welt hat nach einer Statistik des Weltpostvereins zum Jahre 1901 das Deutsche Reich. Es betragen die Posteinnahmen in Millionen Franken in Deutschland 698, dem Vereinigten Königreich von Nordamerika 675, Großbritannien 604 1/2, Frankreich 274 1/2, Rußland 215, Österreich 115, Italien 64, Ungarn 50, Japan 48, Schwiz 38, Belgien 28 1/2, Spanien 22 u. s. w.

Das Mammut in Petersburg

Seit letztem ist im zoologischen Museum zu Petersburg das Mammut aufgestellt, das im Jahre 1800 im Holmsund entdeckt und im vorigen Jahre auf Veranstaltung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg durch eine Expedition, die zehn Monate unterwegs war, nach der russischen Pazifikhalbinsel gebracht wurde. Das wichtigste bei diesem Funde ist, daß das Tier, von einzelnen Beschädigungen abgesehen, so wunderbar erhalten war, daß sogar sein Fell aufbewahrt werden konnte. Trotz der Jahreslänge, die er in der Erde gelegen hatte, enthält der Körper noch fleischige Teile, zwischen den Zähnen liegen sich Speisereste nachweisen und an einzelnen Stellen war das Fell noch mit Wurzeln eines langhaarigen Fleises bedeckt. Eine so gute Erhaltung war dadurch möglich geworden, daß das Tier, auf einer Eisinsel liegend, vollständig von der getrockneten Erde Nordrusslands bedeckt gewesen war. Erst durch einen Sturm, an der Spitze war der Kopf zu Tage getreten und glücklicherweise gleich demerkt worden, so daß die Einwirkung der Luft und die wilden Tiere nicht allzu viel Schaden anrichten konnten, während die früheren Mammutfunde meist schon zerstört waren, bevor die Expeditionen zu ihrer Bergung eintreffen.

Städtische Schulabzählkassen

Am 15. Oktober 1902 ist durch die unermüdeten Bemühungen des Privatdozenten an der Straburger Universität, Dr. med. Jessen, was durch das vorabhinübergegangene Zusammen des Straburger Gemeinderats der erste städtische Schulabzählkassen eröffnet worden, die den Volksschulkindern unentgeltliche Untersuchung und Behandlung der Zähne gewährt. Dr. Jessen weist wie in früheren Schriften, so auch jetzt wieder auf den unabwehrbaren Wert für die allgemeine Volkshygiene durch frühzeitige Prophylaxe von Zahnerkrankungen schon bei den Schulkindern hin. Das Ergebnis seiner Untersuchungen ist in der Tat geradezu erschreckend: in Straburg wurden in einem Jahre 10841 Volksschulkindern untersucht, von denen nur 165, also nur 1,5 Prozent, ein gesundes Gebiß hatten! In der Zeit vom 1. Oktober 1902 bis 15. März 1903 wurden in der 166 Leben gerufenen Straburger Schulabzählkassen 3841 Kinder untersucht und 1896 im jährliche Behandlung gekommen. Dem Beispiel Straburgs in Errichtung einer städtischen Schulabzählkassen ist Larnach und Wien gefolgt. Aber es ist dringend erforderlich, daß auch andere große Gemeinden das Gleiche tun.

Die Goldherzeugung der Welt

Von dem Australischen Hunger nach Gold ("Aurum lamesi"), diesem gleichnamigen Metall, nach dem, wie Griechen klug, alles drängt, ist schon die Virgil die Rede. Die Goldsandlager in Kleinasien und Arabien, von denen Herodot und Strabo berichten, sind natürlich längst erschöpft, deshalb sind viele reiche Fundstätten, die im 18. Jahrhundert von den Spaniern in Amerika ausgebeutet wurden. Die Goldproduktion ist überhaupt selten Schwankungen unterworfen, die in erster Linie durch die Geldbedürfnisse bedingt werden. Von Anfang des 16. bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hat das produzierte Silber das neu gewonnene Gold an Wert überwiegen, und erst in neuester Zeit ist diese Verhältnis geändert. Die Goldherzeugung der Welt betrug nach Sorbier von 1666 bis 1890 im Jahresdurchschnitt 2400 Millionen im Wert von 10 182 000 Mark. Sie hat sich, zufolge einer Zusammenstellung der Vereinigten Staaten, seit der Entdeckung der Neuen Welt durch Kolumbus bis zum Jahre 1900 auf 84200 000 Pfd. Sterl. oder 18 Milliarden und 14 Millionen Mark belaufen. In reinem Golde würde diese Summe ein Gewicht von 16370 Tonnen betragen und einer Masse von ziemlich genau 1000 Kubikmetern entsprechen. Man könnte daraus einen massiven dreieckigen Turm aus reinem Golde bauen, der bei einem Turmhöhe von 6 Metern eine Seite von 25 Metern



Das Goethe-Denkmal in Darmstadt. Von Ludwig Habich und Adolf Zeller

Basreliefs und andre skulpturale Veranaltungen angebracht. Der bauliche Rahmen des Denkmals in die umgebende Landschaft eingepaßten Monumenten rührt von dem Bauleitungsbauingenieur Adolf Jelle, Lehrer an der Technischen Hochschule, her; in diesen geschickten von Jelle dann Professor Ludwig Habichs Bauleitung dem städtischen Kern aus Stein und Erz. Eine Pergola umschließt in leicht geschwungener Grundrissform zwei gefälliger Säulenstellung einen mittleren pfeilerartigen Aufbau, der das Hauptbild des Denkmals der Kunst trägt. Auf seine Bestimmung weisen auf der Wand des Tempels angebrachte Verse aus dem Vorspiel des Goetheschen Faust hin. Dem Vorwur- unterbau der Statue schmücken die Porträtsmedaillons des jungen Goethe, seines Larmstädter Freundes, Kriegsrat Johann Heinrich Merck, und seiner Freundin Katharine Plagel, die zu Larmstadt in Goethes Freundes Verber ihren Garten fand. Bornheim und westwärts hebt sich die ganze Anlage als eine dem Genius Goethescher Poesie geweihte Stätte von dem dunklen Laub des Hintergrundes ab.

Die Kirchenglocken

Für die älteste mit einer Jahreszahl versehenen Glocke gilt die von Jaggendorf in Bayern aus dem Jahre 1164, obgleich der um die Wodentunde sehr verdiente Volkreidiger Schreiber in Bälentals eine Glocke in Trögnsdorf für die älteste erklären und auf ihr die Jahreszahl 1166 heranziehen wollte. Es haben sich jedoch über die Leistung der Jaggendorf so harte Zweifel erhoben, daß man die Schriftzeichen auf dieser Glocke gegenwärtig nach an den ungeschliffenen Mäßen wird rechnen müssen. — Auffallend häufig finden sich auf Glocken sogenannte Kuppelogramme, unleserliche Inschriften, denen auch der Vereinfachter keinen Sinn unterlegt. Solche Glocken werden jedoch nach den Ermittlungen D. Bergners in Dr. Edwin Tildes deutschen Geschichtsblättern nicht über den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zurück; sie stammen von Weibern, die des Lesens unfähig waren und deshalb die Buchstabenformen für den Wodentag in wilder Mischung aneinander reihen. Besonders ein dem Namen nach unbekannter Weiber in Jena hat um 1350 in dieser Kunst geübt und eine Menge Glocken hinterlassen, die den Entzifferern der Wodentagschriften unermüdetliche Schwierigkeiten bereitet haben.

Frauenstudium

Die Zahl der an den deutschen Universitäten studierenden Frauen ist gegen das Vorjahr erheblich zurückgegangen. Während im Winterhalbjahr 1902/1903 an den deutschen Universitäten im ganzen 1271 Frauen zum Besuch von Vorlesungen berechtigt waren, sind es in diesem Halbjahr nur gegen 850.



Das Skelet des Petersburger Mammut

Das Robert Franz-Denkmal in Halle a. S.

In dem städtischen Museum zu Halle, unweit des Stadtschlosses und der Universitätsbibliothek, wurde am 28. Juni, dem Geburtsstage des Berühmten, ein Denkmal für Robert Franz, den berühmten Liederkomponisten, enthüllt. Auf schlan-



Das Robert Franz-Denkmal in Halle a. S. Von Fritz Schaper

Wärmestadel erhebt sich die von Professor Fritz Schaper modellierte Säule, die den Meister in reiferem Lebensalter darstellt. Je wie ihn die Gemeinde seiner Verehrer aus dem prächtigen Stuhl im Robert Franz-Album kennt. Die Vorderseite des Sockels zeigt im Relief die Muse des Gesanges.

Vom Festspiel aus Anlass der sargauischen Centenarfeier

Dundert Jahre sind verfloßen, seit der Kanton Sargau, innerhalb dessen Grenzen die Hüfen der einst so stolzen Pöschburg keine noch zu sehen sind, dem Schmelzerbunde angehört. Im Laufe der früheren Zeiten war der Kanton der Schauplatz blutiger Kriege und Kauerntämpfe. Erst der Marktspruch Hovelskond flügte ihn am 4. Juli 1808 dem Bund der Schmelzerkantone ein. In Erinnerung an diesen Tag veranstaltete der Kanton in seiner Hauptstadt Karcou eine glänzende Feier, deren Höhepunkt ein Festspiel von W. Richter bildete, das großartigste seiner Art, das bis jetzt zur Auf-führung gelangt sein dürfte. Nicht weniger als 1700 Personen mußten dabei auf der Bühne mit. Die Zuschauer waren ohne Ausnahme Bürger des Kantons Sargau. Die Ein-staubung besorgte ein Leutlicher, Theaterdirektor Kender.



Das Festspiel in Sargau

Der Festplatz liegt etwa 10 Minuten vom Bahnhof entfernt und fast 10000 Personen. Die offene Bühne selbst befindet sich am tiefsten Punkte der Gegend und ist so angelegt, daß die Kunst fast unmerklich in die umgebende Natur übergeht. Im Vordergrund ragen der Düngebügel, der Egg und der Wästerhuh auf, zu beiden Seiten bilden die Türme von Karcou Hügel, und weiter draußen schlängelt sich das silberne Bild der Mars durch das hübsche Bild. An die vier Ecken des Festplatzes reichte sich noch ein Säulenhilf, das allerdings die Ausnahme der Karcou in den Schloß der Mutter Pietista darstellt. Von allen Türmen Karcou und der umliegenden Ortschaften erdübten bei diesem Säulenhilf die Wäden und erhöheten mit ihrem reichvollen Klänge den Windrud dieses Festplatzes, das in prächtiger Weise die Geschichte des Kantons an dem Jubiläum vorbeiziehen läßt.

Elektrische Beleuchtung der Peterskirche in Rom

Die ehrwürdige Peterskirche, in der viele Jahrhunderte lang in den Turmschranken nur altberühmte Kerzen ihr flackerndes Licht verbreiteten, wird jetzt einer Erleuchtung der Neuzeit teilhaftig: sie erhält elektrische Beleuchtung. Eine elektrische Station für San Pietro in Vaticano ist fertiggestellt worden und vermag, den Abmessungen des ungeheuren Bauwerkes entsprechend, für 30000 Lampen von je fünf Kerzen Leuchtkraft den Strom zu bieten; vorläufig freilich sind erst 2000 Lampen in verschiedenen Teilen der Kirche angebracht worden.

Eine sinkende Stadt

Die Hauptstadt von Massachussets, Boston, sinkt mit ihrer ganzen Umgebung langsam zum Meerespiegel hinab, wie Dr. J. W. Freeman, der Ingenieur des Metropolitan Water Board, in einem Bericht über die Ausführbarkheit des Plans, den Charles-Harbor, an dessen Kühlung in die Bosphorus des Atlantischen Ozeans die Stadt liegt, einräumt, mitteilt. Tiefe Senkung beträgt etwa 1/2 Zoll (engl.) jährlich oder einen Fuß während eines Jahrhunderts. Freeman führt Statistiken über Vermessungen zu verschiedenen Zeiten an, um zu beweisen, daß eine große Fläche der Stadt schließlich von Ueberschwemmung bedroht ist.

Die neue evangelische Christuskirche in Mainz

Am 2. Juli ist in Mainz ein zweites evangelisches Gotteshaus, die neue Christuskirche, feierlich eingeweiht worden. Sie erhebt sich auf einem 6000 Quadratmeter großen Gelände der Kaiserstraße und ist nach den Plänen des am 11. März 1897 verstorbenen Mainzer Stadtbauamteilers, Bauat Hroffig, unter Leitung des Architekten Franz Frederikson aus Mainz ausgeführt worden. Am 26. September 1895 erfolgte die Grundsteinlegung; 1901 waren die mit Strussen bekrönten Giebel errichtet und der mächtige Turm bis zu der Höhe gebracht, wo das Viereck in ein Jochfeld übergeht, und im Frühjahr 1902 waren alle Gewölbe und Treitertreppen fertig, so daß man die Aufstellung des Giebelgießes der Haupt- und der vieren Krüger für die Lateren in Angriff nehmen konnte. Die hochragende Kirche, die ein Vorgarten hier, liegt nach allen Seiten frei; sie zeigt den Stil der italienischen Hochrenaissance, als Material diente elassischer Sandstein. Die turmartig aufgebauete Kuppel erreicht eine Höhe von 80,15 Metern. Die Kirche faßt im ganzen 1700 Personen und zählt somit zu den größten in Deutschland. Sie von einem Privatmann gestiftete Orgel, die 30000 Mark gekostet hat, befindet sich über dem Hauptgang. An bildwerkreichem Schmuck zeigt die innere Fläche der Hauptkuppel in vier Reliefs: die Speisung Hungenber, die Weisung Sargauer, die Krantenspege und die Tröfung Sargauer. Die den Raum herbeiführend reichenden Wandmalereien stellen dar: das Weisbild Maria und Joseph, die Dinnelkakt Christi, die Bergpredigt, die Taufe Jesu im Jordan, die Via dolorosa,



Die neue evangelische Christuskirche in Mainz. Erbaut nach Plänen von Bauat Hroffig

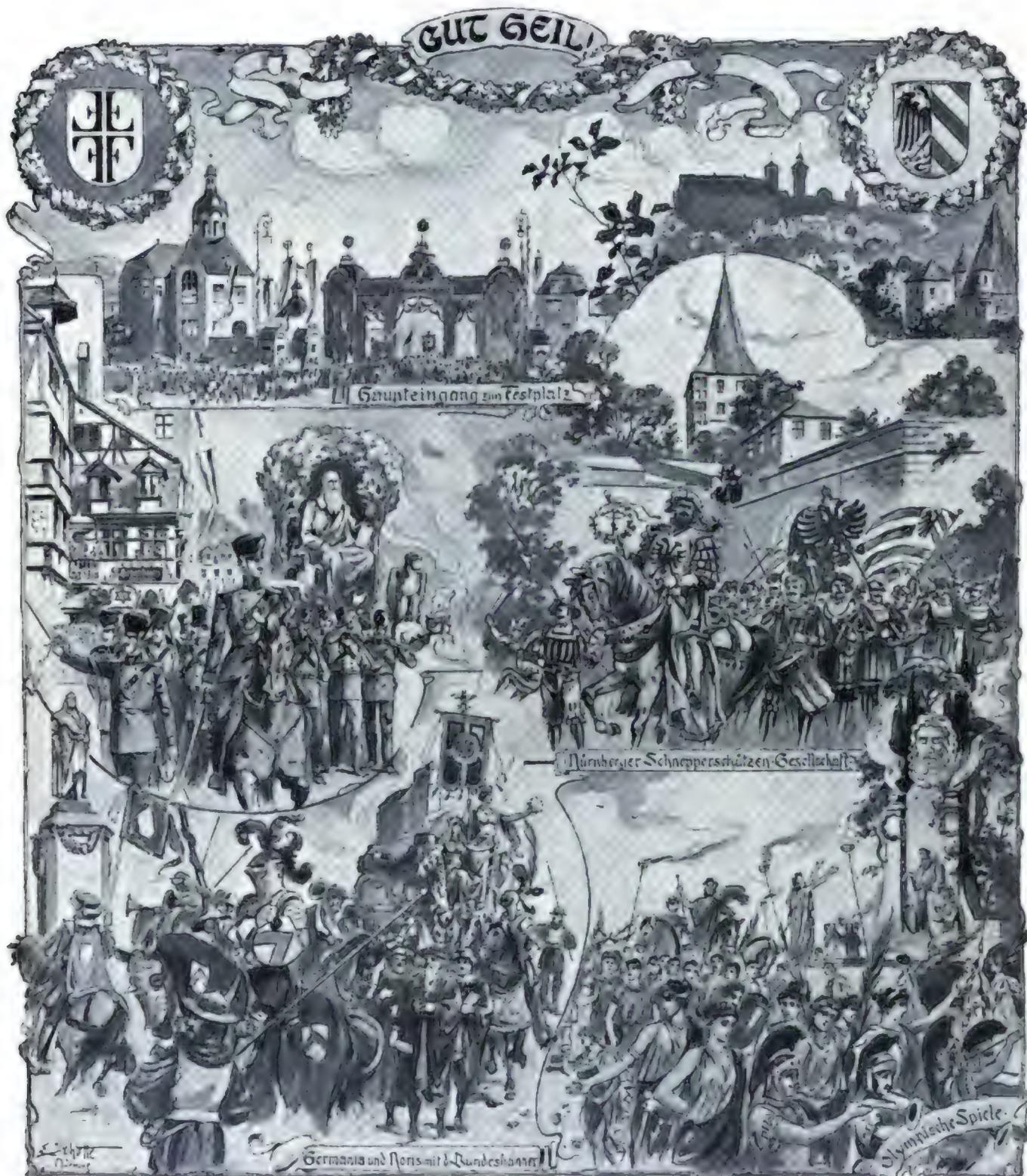
Johann, Paulus, Luther, Calvin u. a. m. Vereine und Privat-verlägen historien die Abendmahlsgesellschaft, das silberne Tournival, die Ritter-Brüder, silberne Kreuze, Kronen, Kronen, Kronen u. a. m. Die Wäden, die in 20 Metern Höhe über dem Stadenniveau hängen, besitzen ein Gesamtgewicht von 4000 Kilogramm. Eine offene Säulenhalle führt von der Kirche zu den Anbauten mit den Wohnungen der Weislichen, Sargauer und Karcoumännchen, Feuerwohnung u. a. m. Die Weislichen des mächtigen Baus betragen sich auf eine 1800000 Mark; die von der Stadt gekaufte Fläche hat eine Schätzungswert von 600000 Mark.

Colosschen

Professor Francisco Wepere, des Rechtslehrer, 60 J., † 28. Juni, Neapel. — Dr. Otto Wäcker, Chefredakteur der Staatsbürgerzeitung, 68 J., † 2. Juli, Berlin. — Landschaftsmaler Prof. Hugo Wäcker, 60 J., † 3. Juli, München. — Albert Wäckerburg, normals Lieberkammermeister von Wäcker, † Godesberg. — Baron Max Washington, bel. Mitglied des kaiserl. Herrenhauses, 71 J., † 4. Juli, Gies. — Major J. Scheidert, bel. Militärattaché, 72 J., † 4. Juli, Kärnten bei Berlin. — Bildhauer Friedrich Albert Jungermann, 76 J., † 4. Juli, Berlin. — Elementar-Organisations-Verband, bel. Mitglied, Direktor der polnischen Staats-organisations-Verband, † Lemberg. — Anton Schmitt, bel. Wäcker-Redakteur, 68 J., † 6. Juli, Wien am Gebirge. — Gemeinrat Heinrich Flach, damals Verwalt des bezogt, naheliegenen Karcou, 68 J., † 6. Juli, Wäcker. — Hofrat Prof. Wäcker, bel. Botaniker, † 7. Juli, Wäcker. — Direktor Fritz Leon, Inhaber des Wäckerbundes Wäcker, † 7. Juli, Berlin. — Reichert Emil Wäcker, bel. Wäcker, Wäckerbundes-Verbandsleiter, 62 J., † 7. Juli, Wäcker. — Polizeipräsident a. D. von Wäcker, 73 J., † 7. Juli, Frankfurt a. M.

# Über Land und Meer

III. 43



Vom X. Deutschen Turnfest zu Nürnberg. Originalzeichnungen von Eduard Schotte (Text S. 99)

Briefmappe

Es ist in Wien. Die Zahl der Briefmarken für Europa...

Die Briefmarken für Europa...

Der Schiffer

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

Die Schiffe werden im Hafen...

von 4 Jahren bis zum nächsten 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

in 2 bis 3 Stunden, wachsende 10 Stunden...

Schach (Beantwortet von G. Schallupp)

Aufgabe 28

Von R. G. Schach in Neustadt (Obersachsen)

(Weiß)

Schach



Weiß spielt an, legt also den dritten Zug aus.

Auflösung der Aufgabe 27

Bl. 1. L47-c4

Bl. 1. T4e4-c4

Bl. 2. L4-c4 mat

A.

Bl. 1. T4e4-c4

Bl. 2. L4-c4 mat

B.

Bl. 1. K4e4-c4

Bl. 2. L4-c4 mat

Mat andre Zug

erfolgt bei 47

gleichfalls durch 4

44 oder 45

Während der Obstsaison

pendigen fünf Tropfen Nicales Pflaster...

Hollins' echt englisches Vigogne Strickgarn advertisement with logo and text.

Neue Parfums J.F. Schwarzlose Söhne advertisement listing various scents like Veilchen, Violette, and Electa.

KALODONT ZAHN-CRÈME advertisement with a large logo and text about dental hygiene.

HOTEL KITZBÜHEL Kitzbühel, Tirol, 800 M. über d. M. ...

RIEGER'S durchsichtige Crystall-Seife advertisement featuring an illustration of a woman and text.

Magerkeit advertisement with text and a small illustration.

Photograph. Apparate advertisement for Christian Tauber in Wiesbaden.

Schreibmaschine advertisement for the 'DIAMOND' system by F. Schrey.

Hewel & Veithen, Dr. Lahmann's Nährsalz advertisement with a logo and text.

Keine schlaflosen Nächte advertisement for Loetlin's medicine.

Polytechnisches Institut advertisement for Friedberg.

Von den Königen und der Krone newest Roman von Ricarda Fuch advertisement.

KALODERMA advertisement for skin care products by P. Wolff & Sohn.







90. Band. Fünfundertzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

## Der Schatten

Erzählung  
 von  
**Ernst Zahn**  
 (Schluß)

Eines Sonntagabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Kennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Marianus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adelrich und Violanta, die gemeinsame Sorge besprechend, bei einander

sitzen. Er ist seiner Füße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein lüchliches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja,“ sagt sie, als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Komm, Adel.“

„Um,“ hustet der Marianus mit offenem Mohn. Der Adelrich reckt sich zu seiner hageren Höhe; er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochenden Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Um,“ hustet Marianus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?“ lallt er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Zorn stürmt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhls und weiß, wenn der Marianus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adelrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des andern nicht. Zur Tür geht er.



Der Versöhnungskuss. Nach dem Gemälde von D. Stebervy im Pariser Salon 1903

„Komm,“ sagt er zur Violanta und geht ihr voran, hinaus. Da wendet sich auch die Frau und folgt ihm, zögernd, noch inuner gewärtig, daß das Unheil komme, das seit Wochen und Wochen droht.

„Om,“ hustet der Marianus hinter ihr her.

X

Am folgenden Morgen, als der Adelrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schwülen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Kennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!“

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?“ fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und schüchtern. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und inuner seinen geraden Weg geht: „Leber die Geschichte vom Rain habe ich heute nacht nachdenken müssen, und — und es kann dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Rain verstreben, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!“

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Nein, du,“ sagt die Violanta schauernd, „solches muß nicht denken.“

Er brauchte nur die oder den Kindern etwas antun zu wollen,“ zuckt er aus neuen Grübeln auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sich von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagwerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Marianus tun wird, geht Violanta dem Adelrich nach. Aber der Marianus weiß nichts mehr von den im Raufsch herausgestoßen Worten oder tut, als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermals Frust. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ansprung; wenn der Marianus redet, gibt es ein Unglück!

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Berggipfeln. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter im Gletscherscheitel des ewigen Schnees ragen und strahlen.

Statt zu reden, geht der Marianus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Wägen im Haus und die Wägen im Dorf läßt er laufen; nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann, so werden dem Adelrich auch ohne Reden die Augen ausgehen. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Marianus muß aus dem Leben derer, die im Kennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß sie gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Gläschen fallen ihr ein. Aber was nützt es, wenn sie geht! Der andre bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem alle Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Marianus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten, großen Anstrengung. Adelrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrichtigkeit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langem auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will. Das Gesicht der Violanta ist blasser geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzverbeiß ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen feberigen Glanz. „Was hast auch?“ fragt Adelrich; „immer schmaler wirst, immer elender.“

Die Violanta steht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht,“ sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen.“

„Ja, ja,“ sagt der Adelrich. Dann spricht er davon, daß sie die nächste Woche miteinander

ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voller Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja“ zu allem.

An diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Auffahrten. „Nach der Hütte am Gurschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinauf,“ sagt Adelrich. Dann scheint ihm einzufallen, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Hütten gestiegen ist; ein plötzlicher Plan springt ihm auf. „Oder willst du gehen?“ fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte dir gut tun, so eine Bergfahrt. Bis am Abend längstens bist wieder zurück.“

„Ich — geh du,“ sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adelrich gerade jetzt zu Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurschen ausmalt, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Heiligkeit und Ruhe, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohltun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie bestimmt sich. „Am Ende hätte ich doch Freude zu geben,“ sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Marianus hoht daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Adel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Hände um sie und gräbt den braunen Totenkopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angeschmiebt, der Bub, aber er gibt sich zufrieden und lacht aus tränennassen großen Wudern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurschenhütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Immer noch liegt ihr irgend eine Arbeit im Weg, ehe sie fortkommt; sie ist einmal so, daß sie alles schon glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wieder kommt,“ pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlaffen braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Händen zurückgestrichen, einen Stock in Händen und den Hütenschlüssel in der Tasche, wegsfertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigem Schlot gestossen und im Blau plötzlich zur Unberechenbarkeit erstarrt.

„So, ade,“ sagt die Violanta zur Kennerin oben in der Stube.

„Komm gut wieder heim,“ grüßt die Alte, „und ja du,“ fügt sie hinzu, „nimme dich in acht am wilden Stug; oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort.“ Violanta blickt mit einem schlächtigen Nicken zurück. „Es ist ein Weg wie ein andrer.“

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hinreckt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: „Um dich ist mir nicht angst,“ fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade,“ sagt Violanta.

„Ade,“ grüßt er zurück. Ihre Hände ver-schlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hoht der kleine Adel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Weinen, nur Pöcklein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen sehen sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welligen braunen Haare liegt die Sonne. Er sieht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ich mitkommen,“ sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linse. Dann kommt das Zini hinter dem Hause hervoragend.

„Mutter — Mutter — utler, gehst jetzt?“

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelbsten Böpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Komm! Bis hinter's Dorf könnt ihr mit,“ sagt Violanta. Den Adel an der Hand, das

Zini am Nocke, schreitet sie durch's Dorf. „Tag!“ geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Zini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg, dem Bub, durch's Dorf,“ mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er juchet vor Lachen, läßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!“

Das Zini nimmt den Bub bei der Hand. Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorfgasse einbiegen. Wie in einem dunkeln Höhlengang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Gang zu, an dem hinan der Weg nach der Gurschenhütte führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, versprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Es ist ihr nach und nach so ins Herz hinein gewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, süß, fest. So mit hundert Jahren, daß es kein Losreisen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt fester, enger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken, und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stille tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalpplannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Wägen stehen zwischen den dunkeln Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Flammen aus der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben; der Tag in der Gottesfreiheit, wo der Marianus nicht ist, der seinen Schatten alle Stund' in ihren Weg wirft, muß ihr wohl tun; stärker wird sie am Abend zurückgehen.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneespitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und stiert das fadenlos silberige Weiß des St. Annagletschers. Violanta tritt auf Alpgras, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige steile Seite. Als die letzten Spitzen der Waldstämme ihr zu Füßen stehen, tönt ihr ein „He du!“ im Rücken.

Eine Stimme in der Vergesslichkeit! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengezuckt. „Ich komme auch mit, wenn's erlaubt ist,“ tönt es wieder, leuchtend, denn der es sagt, kommt gerade über den streifen Alpgrund aus dem Walde heraufgestiegen. „Tag,“ sagt der Marianus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hofe und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Beil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschreckten Augen an; ihre Kniee zittern. Dann packt sie der Zorn. „Wohin mit?“ fragt sie. „Da oben wirst wohl kein Polk mehr schlagen wollen.“

„Das — er schüttelt lässig das Beil — „habe ich nur so mitgenommen, falls mich einer sieht! Ich will dir keine Unlegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei.“

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken stürmen in ihrem Gehirn.



**Abend**

Nach dem Gemälde von G. von Canal

„Es hat mich kein Mensch gesehen,“ fährt der Marianus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin.“

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn. Der Marianus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes überloht. Etwas wie Wut hebt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder läßtst mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas daheim.“

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt. Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Nüchlich sagt sie: „So komm!“ Es klingt kaum verständlich; vielleicht löst die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Außerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Marianus lacht. „So,“ sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungehindert reden können miteinander.“

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäh und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel sieht eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie einsteht, wie sie in seinen Händen ist. Das Blut stürzt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Kühle sie beide an, der Weg hat sie um den Berg herumgeführt, immer steiler fällt die Halde zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurfischen und dem Nachberg ist hier ein tiefes, enges Tal gerissen. In seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinigen Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt verdeckt, wie in Fesseln tobend, in andre Engen hinein, der Bändner Bergseite zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schatz!“ sagt der Marianus, seine Stimme hebt, er legt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur flarrt, wie eine Turm-mauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zischende Linie sichtbar, der Wildbach. Die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!“ Es ist kurz, heftig, ein Laut wie ein Schuß, der jäh sich entläßt. Sie dreht sich um, ihr Stock fällt weg, und beide frei gewordenen Hände schlägt sie dem Marianus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust. Ein Stoß beider Fäuste! „Jetzt,“ sagt sie noch einmal, diesmal leucht ihre Stimme, weil sie alle Kraft zu dem Zusammennimm, was sie tut. Der Marianus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er taumelt schon, stürzt; stumm, die Züge verzerrt, fährt er dem Stock der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schluckt, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zurück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder grüner Alpgrund vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ausliegen ins Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag; sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurfischenhütte: graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe ver-tannelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und geradeauf, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gelüft hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eignes Leben hinein und rechnet.

Jetzt! — Was wie ein Blitz ihr in die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was geschehen ist, — gleichviel was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jühes Verlangen ihrer eignen sündigen Seele, gleichviel — es ist geschehen! Was da unten im Bach unterm „wilden Stug“ liegt, von dem weiß kein Mensch, das sucht kein Mensch, das findet keiner! Die Wildwasser zermalmen und zer-mahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab... Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Kraft, Kraft, Herrgott, Kraft. Die will sie haben! Die Violanta Zureich — vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Kenner-Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelhub und des Fini — nicht mehr ihre Mutter, — die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Läden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Sonn und die Knechte heraufkommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es; sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinauf und streut die Stücke ins Almagras; die Geier und Fälsche mögen sich legen! Dann geht sie zurück, langsam schließt sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal hersehen, was sie sich eingelernt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die Tage schon ausgesehen! Manches eines stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gescheh hat! Was — und sie lächelt — wer wollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die alte Babeseppe, die Debamme, die das ganze Talvoll deckert? Am Herzen hat es ihr gescheh, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehle!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läßt ihnen nach, unbewußt, froh; denn die Gedanken sind auch froh. Sie läuft wie blind vorüber am „wilden Stug“, als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Kennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, edige, seelengute Mensch, dem das Leben so sauer geworden ist. Wie wird er jag-haft staunen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fort-bleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wieder kommt! Und die Kennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Kennerin eines Tages von dem Ma-rianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Kennerin, ruhig und froh, und aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Fini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Demen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird sich das Leben der andern glätten wie der See hinter einem Schiff, das ihn durch-schnitten. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unablässig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurfischen-waldtannen kommt, kehrt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Stopfstuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein sanfter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht dem Abend zu. Die Violanta

legt die Hände in den Schoß. Möglich fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Grube bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es zu spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

In den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite.

Jetzt schlafen die Kindlein! Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie, wie in Frösteln zitternd, unsicheren Ganges hinab-steigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Wegs entgegen.

„Bist es?“ ruft der Adelrich von weitem. „Wo bist auch gewesen so lange?“ Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammentreffen, hält sie nicht an. Sie über-sieht seine Hand — er mag meinen, daß es in der Dunkelheit geschehen — und drängt vor-wärts. „Komm heim,“ sagt sie, und die Zähne schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht.“

Da geht er schweigend, ängstlich von der Seite nach ihr schauend, neben ihr.

„Komm nur,“ ermuntert sie, sieht ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heim-kommen,“ sagt sie.

„Ja, ja,“ stimmt er ihr bei. „Hast es auch schon so gehabt, gelt?“ sagt er nun und fährt zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zu Mute gewesen sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja,“ gibt die Violanta zurück; da-zwischen hinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist — ist der Marianus daheim?“

Sie fiebert, denkt der Adelrich. Hastiger schreiten sie weiter.

Der Himmel ist wolkig, aber die Luft still, manchmal zwischen schwarzen Wollenbergen steht in einem Fälschen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Kennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich am Türpfosten halten muß. „Sag — sag der Mutter, daß ich mich gleich lege,“ flüstert sie, und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Wohnstube will sie vorübergehen, als die Kennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?“ spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen.“ So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nicht ihnen zu: „Ade! Morgen bin ich wieder zuweg,“ und steigt die Treppe hinauf.

„Die Babeseppe will ich rufen,“ sagt der Adelrich.

„Keine Rede,“ ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg.“

Adelrich und die Mutter lassen sich be-ruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr ich mit ihr zum Doktor,“ sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, gerade-wegs ohne Umhauen, zum Schran, wo im Winkel ein Fälschen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fälschen, hebt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt

an den Tisch, wo die Waschgesehäre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett, wo offen allerlei Arzneizug steht, mitten hinein zwischen andre Flaschen und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Bis jetzt hat alles Eise gehabt, nun hat sie Zeit!

Ihr Blick fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Fini, friedlich, da der Adel, die dicken Pöschhändchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menschlein zu werfen. Schreien will sie: mein Leib ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Eisengitter, an das sie die Brüste preßt und das ihr den Juweg wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann taumelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgegangen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Tritt der schweren Schuhe zu dämpfen. Sacht öffnet er die Tür: „Schläfst du schon, Frau?“

Sie hebt sich ein wenig im Bette auf, ihre Züge sind rubig, eine seltsame Klarheit liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Sterze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimme, rasende, aber so groß ist ihre Kraft und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zucken verrät, was ihr ist.

„Ist dir jetzt besser?“ fragt der Adelrich, herein-tretend.

„Es kommt schon besser,“ sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, hemdärmelig, lang und bager, mit seinem erschrocken, gutmütigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor,“ sagt er. Die Violanta nickt. Und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Magerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hinter-gangen hat sie doch alle! Die Sünde, das, was zwischen dem Marianus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühme! „Adel,“ fährt sie auf, „du — hör.“

Er neigt sich herab. „Was ist? Kann ich dir etwas tun?“

Sie stemmt beide Häufte auf den Betttrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!“

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Zirkelhütte —“

Sie röhelt.

„Ich, und —“

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich, jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal bäumt sich der Leib im Krampfe auf. „Jesus, Jesus,“ stöhnt der Adelrich und hält sie. „Frau, Frau!“ stammelt der Unbekohlene, vorwurfsvoll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Bittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz still.

In einer andern redet die Babeseppe, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemütliche Frau: „Am Dergen hat es ihr geschit, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende.“

Das Mästern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitsame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!“

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Marianus nicht im Hause sei, nach dem schon der eine und andre gespäht hat. „Schon gestern ist er fort gewesen,“ heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärts,“ vermutet einer. Groß fragt ihm keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz ver-malmt von Kummer, der lange Mensch, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend.

„Was das für eine gewesen ist!“

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühmen, die Violanta!

Sie rühmen sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewünscht hat. Es wird stille und son-nig im Kennerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Gestorbene vergißt, und helfen den andern lernen. Und der Marianus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich herumtreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Kennerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rüh-men sie wieder die Violanta. Die Kennerin sieht die Kinder an. „Immer mehr gleicht das Fini der Mutter,“ sagt sie.

„Es soll nur werden wie die,“ sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Staunen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist!

**Einmal doch!**

So arm ist keines Menschen Leben,  
Einen bunten Kranz,  
Einen hellen Glanz  
Sah es ihm einmal doch gegeben,  
Ein lasses Glück.  
Das den Weg zu ihm hin und den Weg zurück,  
Die ihm legen in Nacht und Dunkel,  
Ubergiebt mit Duff und Sonnenstanker

Aug. v. Erl. 1892



Wohnzimmer-Strang von Georg Querfurt in München

Felerabend. Nach dem Gemälde von Mathias Schmid

„Jesus Maria — jetzt — jetzt —“ stottert der Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur. „Mutter!“ schreit er hinab.

In ihren Betten erwachen die Kinder.

In der Kennerin ihrer Kammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Sterzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön,“ stammeln ein paar halb-gewachsene Mädchen, die in das wachsbliche Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie,“ flüstert ein Weib in einer Ecke.



Der Chalkontarisch. Nach dem Gemälde von Jan Steen



Van Dyck's Gattin, Maria Ruitbroen. Nach dem Gemälde von Van Dyck

## Die Kunst und die Frauentracht

von  
Alfred Mohrbutter

Vor hundert Jahren gab es ein reizendes Gesellschaftsspiel: Statuenstellen. Alte kolorierte Kupferstiche zeigen uns die ganze Anmut dieser Unterhaltung, wie der Herr sich bemüht, der Dame eine prächtige oder feierliche Stellung zu geben, in der sie unter dem Beifall der Anwesenden eine kurze Zeit verweilt. Das Kempterleid hatte dieses schöne Spiel geehrt, mit ihm zugleich verschwand es. Unrettbar lächerlich hätten die Schönen ausgesehen, die zehn Jahre später in ihren steifen Röcken und gebauchten Ärmeln versucht haben würden, als Solitude, Sehnsucht oder Hoffnung zu posieren.

Das Spiel würde auch heutzutage nicht möglich sein. Auch heute bringt jede unprogrammatische Bewegung eine Dame aus dem Arrangement; ein fallender Schirm, ein eigenwilliger Hut können Schreckliches zeitigen, und wehe dem Unglücklichen — nur ein Unverheirateter könnte eine solche Darmlosigkeit begehen! —, der in der Garderobe seiner Dame das Jactell vor dem Hute reichen wollte!

Die weichen und anmutigen Bewegungen der Mecamier, der Gestalten Tizians und Böcklins sind heute unaussäherbar für eine

Dame, und vergebens würde sie versuchen, etwa die einfache und ungewundene Haltung der Maria Ruitbroen, der Gattin van Doods, oder der Frauen auf den Bildern Jan Steens nachzuahmen. Die wenigen glänzenden Frauenbildnisse der letzten hundert Jahre zeigen uns daher kaum eine einzige Frau in dem Kleide ihrer Zeit. Die Frauenbildnisse in zeitgemäher Tracht erscheinen uns in den meisten Fällen vielmehr lächerlich. Sie können an sich noch so hübsch, noch so ähnlich sein, immer hört man von ihnen sagen: „Schade, daß man damals solche abscheuliche Mode hatte!“

Dabei vergißt man nur leider, daß auch aus heute morgen wird, und daß unsre Enkel von den in unsern Moden gemalten Frauenbildnissen einmal dasfelbe sagen werden: „Schade, daß man damals solche abscheuliche Mode hatte!“ — Ja, die Mode, was vermögen die Warnungen der Ärzte, die Spottlieder der Satiriker, die Anregungen der Künstler gegen ihre Macht! Irgendwas, von irgendwem gemacht, geht sie ihren Weg, eine schredliche Tyrannin. Und das schlaueste ist, diese Tyrannin ist noch dazu talentlos, ohne einen einzigen schöpferischen Gedanken von jeher. Sie hat nichts vermocht, als etwa das, was heute lang, weit und larriert war, morgen kurz, eng und gestreift zu machen.

Mit einem traurigen Durcheinander von allerhand Nichtigkeiten, von sinnlos angebrachten Schleifen und albernem Glitter sucht sie ihren Mangel an Stillegefühl zu verdecken, und ihrem raschen Wechsel vor allem ist die Minderwertigkeit, Unhaltbarkeit und Ausdruckslosigkeit der meisten modernen Stoffe zu verbanken, die uns nur erträglich erscheinen, wenn sie mit allem möglichen feinsten Bierat bedeckt sind. Was ist all dieser Krimskräms gegen die schlichte Vornehmheit der Frauenkleider, die wir auf den Bildern der alten Meister dargestellt sehen! Ihre Wirkung beruhte auf der geschmackvollen Auswahl von höchstens zwei gebiegnen Stoffen, oft sogar nur eines



Madame Julie Récamier. Nach dem Gemälde von J. E. David



Brautkleid aus labalaktarier Chormantel



Tauschkleid aus roher Seide



Brautkleid aus grauem Satin

Stich entworfen Alfred Hochhäuser ausgeführt von Gertrud Wersat und U. W. Kämter

einzigen, der dann allerdings anders geartet sein mußte als der, aus dem das berühmte schwarzseidene Staatskleid unserer Bürgerfrauen gebaut zu sein pflegt.

Die Künstler bekämpfen die heutige Frauenmode also nicht nur wegen des Korsetts und wegen der Taille — diese haben berufenere Gegner —, sie bekämpfen sie vor allem wegen ihrer Stillosigkeit und wegen der geistlosen Mittel, mit denen sie in Szene gesetzt wird. Sie sehnen sich wieder nach Farben, die dem Auge wohl tun, und nach dem Faltenwurf der weichen, herrlichen Stoffe, wie sie die Frauen auf den alten Bildern tragen. Es ist gegenwärtig allerdings sehr schwer, solche Stoffe zu bekommen, und nur in England werden schon seit Jahren wieder weiche und nicht rauschende Seidenstoffe verwendet. Aber mit dem Wunsche, sie zu besitzen, werden sie bald von selbst wieder auf dem Markt erscheinen, und dann wird es darauf ankommen, auch unabhängig von den fünf

Modifarben, die die Handelskammer von Lyon für jede Saison uns Deutschen aufzuzwingen pflegt, den Stoff und die Farbe zu finden, die den Forderungen des Kleides und dem Wesen der Trägerin entspricht. Dann wird man auch dem zuerst gewählten Stoff einen zweiten anzupassen wissen, der schon vermöge seiner Eigenart als Gewebe zu dem andern in einem geschmackvollen und interessanten Gegenfuge steht, und nicht etwa, wie es jetzt zu geschehen pflegt, erst mit Schleifen und Rosetten aufgerüstet werden muß. Die Kleider werden dann durch die kluge und feinsichtige Wahl der Farben schöner, durch das wertvollere Material dauerhafter werden; denn von einem Gewande, dessen breite und farbige oder zarte Stickerei mit so viel Liebe auf dem schönen Stoff angebracht wurde, wird man sich nicht so leicht trennen wollen wie von den flüchtigen Gebilden der Mode.

Wir genießen mit Bewunderung die Schönheit unserer Frauenwelt auf Künstlerfesten, wo Volkstrachten oder Kleider aus vergangenen Zeiten getragen werden. Hier wird die einfache und malerische Wirkung scharfer Stoffe offenbar, hier kommt ein schlichter und feierlicher Faltenwurf zur Geltung, der bei jeder Bewegung der Frauengestalt neuen Reiz verleiht, anstatt sie, wie die Modelleider, steif und klastenmäßig zu umschließen. Die lebendige Schönheit eines Stoffes besteht in seiner geschmackvollen Farbe und in seinem edlen Faltenwurf, und diese beiden wieder zu gewinnen, ist das Ziel der Künstler, die sich neuerdings die Aufgabe gestellt haben, die Frauentracht aus den Banden der Mode zu befreien und ihr wieder ein mehr künstlerisches und mehr persönliches Gepräge zu verleihen. Die moderne Reformkleidung, die wesentlich von hygienischen Gesichtspunkten ausgegangen ist, deckt sich mit diesen Bestrebungen bisher leider noch nicht immer, aber sie unterstützt sie doch in mancher Hinsicht und wird sicher dazu beitragen, die Tyrannei der Mode zu brechen, namentlich seitdem auch die Franzosen, die in dieser Beziehung noch immer maßgebend sind, angefangen haben, sich dafür zu interessieren. Erst in letzter Zeit hat Marcel Proust im „Figaro“ zu dieser Frage das Wort ergriffen und sich dem Protest gegen das Korsett und die unnatürliche Linienführung der weiblichen Kleidung angeschlossen. Den hygienischen Vorzug der Reformkleider läßt er ohne weiteres gelten. Aber, fragt er, sind sie auch kleidsam? Für wen wollen denn die Frauen sich schön machen? Für die Männer. Nun herrscht die Furcht, ob diese Männer nicht die Frauen vorziehen werden, die nach der alten Art sich kleiden. Da macht nun Proust eine treffliche Bemerkung: Kaum einer unter zehn Männern betrachtet die Toilette einer Dame aufmerksam; er behält vielmehr nur einen allgemeinen Eindruck. Unsere ungebildeten Augen behalten nur

die Erinnerung an eine hübsche Form, an eine Farbe, an die Silhouette einer Heißhuden, oder von der Ueberraschung eines Morgenbesuches her den Eindruck der ungewohnten Anmut, die ein Frauenkörper im einfachen, losen Morgenengewand zeigt. Die Männer bevorzugen offen oder heimlich die Kleider von einfachem Schnitt. Darum brauchen die Trägerinnen der Reformkleidung ihre Mivalinuen nicht zu fürchten, solange sie nicht darauf verzichten, geschmackvoll sich zu tragen!

Die Reformkleidung wirklich geschmackvoll zu gestalten, ist nun das Ziel der Künstler, und es ist sehr erfreulich, daß neuerdings verschiedene große deutsche Modemagazine, wie die von Hermann Gerson und P. A. Winter, sich entschlossen haben, mit ihnen gemeinsam an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten. Die nebenstehenden Bilder veranschaulichen eine Anzahl von Kleidern, die nach Entwürfen des Verfassers von diesen beiden Magazinen angefertigt worden sind.



Straßenkleid aus grau-rosa Cash



Brautkleid aus sechsfarbigem Cash

## Der Horussperber

Humoreske

Karl Herold

Sie wohnten in San Giovanni bei Neapel, waren Nachbarn und konnten einander nicht ansprechen. In ihre Pantierungen ließen sich beide nicht hereinsehen, und wenn einer den andern auf neugierigen Blicken nach den Nebengebäuden, in denen gearbeitet wurde, ertappte, so war's gewiß, daß am nächsten Tage eine neue Schutzmaßregel geschaffen wurde, die das Erkunden der Geheimnisse des Hauses völlig unmöglich machte.

Signor Barnaba Santi war gegen die Fünfsig alt; seine Frau Isabella war eine beliebte fromme Dame und Ninetta, die einzige Tochter, das hübscheste Mädchen in ganz San Giovanni. Der Nachbar, Andrea Minotoli, hatte noch nicht die Dreißig und suchte jede Gelegenheit, der schönen Ninetta zu begegnen.

Signor Barnaba war Steinschneider. Früher hatte er nur die schönsten Silber in die großen Muscheln geschnitten, die man brünnen in Neapel an die Fremden verkauft. Aber das Geschäft in dem Artikel hatte sehr nachgelassen, und so war er rechtzeitig auf Ersatz bedacht gewesen, und ein günstiger Zufall hatte ihn auf die Starabäen aufmerksam gemacht. Er hatte in Ägypten einen Importeur gefunden, der ihn mit den nötigen Modellen versorgte, und seit jener Zeit lieferte er in größeren Quantitäten die „echten“ antiken Starabäen, die von den Fremden so gern gekauft werden. Das war ein flottes, lohnendes und einfaches Geschäft, und er machte mit Eiferjacht darüber, daß man ihm darin nichts abhebe. Und dem Andrea gegenüber mußte er sich dabei besonders in acht nehmen, denn dieser verfertigte auch allerlei; er war ein Künstler, der die schönsten „antiken“ Schalen, Lampen und ähnliche Sachen fabrizierte, und man konnte nie wissen, ob sich der nicht auch vielleicht auf die Starabäen werfen und ihm das Geschäft verderben würde. Signor Barnaba hielt diesen Schwerverdächtig mit dem flotten schwarzen Schnurrbart, mit der schmeichelnden Romanenstimme und mit den geschickten Händen für jeder Schandtat fähig, und eine Schandtat wäre es gewesen, hätte er auch Starabäen verfertigt! Dabei war die Ninetta so vertraulich zu Andrea. Signor Barnaba hatte die beiden zu seinem größten Reiz schon oft zusammenstehen und plaudern sehen, und wenn auch Ninetta nicht in die Geschäftsgeheimnisse ihres Vaters eingeweiht war, immerhin wußte sie doch so viel davon, daß sie den Andrea auf die Fährte bringen konnte. Madonna Isabella sprach sich gegen ihren Gatten dahin aus, der Andrea sollte möglicherweise die Ninetta heiraten, deshalb suche er ihre Gesellschaft; aber Signor Barnaba erklärte ihr darauf, daß Andrea die Gesellschaft aller hübschen Mädchen um den ganzen Hof herum suche, er habe ihn bereits mit mindestens fünfzig schon tun sehen, und da er leider — man könne das nicht leugnen — auch ein hübscher Mensch sei und augenscheinlich sein gutes Auskommen habe, so werde er ganz sicher eine reichere heiraten als Ninetta. Denn Isabella suchte darauf nur, nahm ihren Hofenfranz und setzte sich auf diese Weise mit der unangenehmen Geschichte abzufinden.

Eines Abends erzählte Ninetta den Eltern ganz unbedarft, daß der Nachbar Andrea am Morgen mit der „Regina Margherita“ nach Ägypten abgereist sei, in Geschäften, habe er gesagt.

Ihr Vater wurde aufgeregt. Woher sie das wisse? fragte er. Andrea habe es ihr selbst erzählt, bereits vor einigen Tagen, und sie habe es schon immer sagen wollen, doch stets vergeblich.

Signor Barnaba sprach sich dann misgünstig über die Inferiorität des weiblichen Geschlechts aus, runde für einige Tage sehr nachdenklich und verständigte schließlich den Seinen, daß er mit der nächsten „Regina Margherita“ ebenfalls nach Ägypten gehen werde. Er wolle sich doch das schöne Geschäft nicht von diesem Menschen vor der Nase wegschnappen oder verderben lassen.

Isabella war betümmert über diese Reise, aber was war da zu machen? Sie betete also recht fleißig, daß alles gut gehen möge, und tat im geheimen für die glückliche Rückkehr ihres Mannes ein Gebilde, von dem sie sich eine große Wirkung versprach.

Signor Barnaba reiste also ab und fand drüben, daß ihn der Nachbar bisher noch nichts geschadet hatte. Aber er bedauerte deshalb die Reise nicht;

sie hatte ihm doch mancherlei Neues gezeigt und ihm weitere Perspektiven für seine Kunst eröffnet. Besonders war da eine, die er sehr nutzbringend auszubenten gedachte: Bei einem Föbeler hatte er einen alten Horussperber gefunden, für den er sich sehr interessierte, nicht weil er antik und der heilige Vogel — das Symbol des jungen Gottes Horus — war, sondern weil man ihn ausgezeichnet imitieren konnte. Die Figur war aus Metall, roh und doch von künstlerischem Geiste inspiriert und ließ sich in Stein ausgezeichnet nachmachen. Besonders wenn man sie etwas größer und feiner in der Ausführung lieferte. So wäre das, entgegen so vielen andern Altentümern, „eine Tierde für jeden Salon“, und sein Engländer, der seine Ägyptenreise gemacht, würde ohne solch einen Vogel heimkehren, der neben dem Reiz einer künstlerischen Darstellung auch noch den Vorzug hatte, „echt antik“ zu sein. Leider erries sich der Dändler bezüglich des Preises unerbittlich; der Vogel war eben erst gefunden worden, und der Fellahe, der ihn aus einem alten Schutthügel ausgegraben hatte, kam zufällig dazu und konnte nur bestätigen, daß es sich da um ein ganz seltenes altes Stück handele, das für drei Pfund gerabun verkauft sei. Barnaba hätte jedoch dieses Geld gern gespart, denn er hoffte, den Vogel aus dem Gedächtnis nachahmen zu können. Aber es gibt bei diesen antiken Sachen so vieles zu berücksichtigen, was man nicht im Kopfe behalten kann, und das, wenn unbekannt geblieben, die Fälschung zu deutlich verrät. Darum lohnte es sich doch wohl, die Ausgabe zu wagen. So wurde der Sperber erworben, und Signor Barnaba machte davon seiner Gattin Mitteilung in dem Briefe, in dem er ihr seine baldige Rückkehr anzeigte; er habe einen wunderschönen Horussperber gekauft, der so wohl ihr als Ninetta viel Vergnügen bereiten werde. Dabei empfand er jetzt schon eine innere Freude, wenn er sich die enttäuschten Gesichter von Frau und Tochter vorstellte beim Erblicken dieses antiken Kleinods, denn selbstverständlich würden sie einen lebenden Vogel erwarten.

Bei der Abfahrt in Alexandrien gewahrte Signor Barnaba, daß ein wirbriges Geschid den Nachbar Andrea mit ihm auf das gleiche Fahrzeug gebracht hatte, und er bemühte sich, den jungen Mann möglichst früh zu behandeln. Dieser jedoch schien das gar nicht zu bemerken, er war im Gegenteil die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst, und da es ihm gelang, sich innerhalb weniger Stunden das Wohlwollen der ganzen Schiffsgesellschaft zu erlangen, so widersand auch Signor Barnaba dem Einflusse seines Nachbarn nicht, und es bahnte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen an. Wer hätte auch einem Menschen diese sein können, der die schönsten Niedrigtallieder, von ganzen fünfundsiebzig Jahren her, sang; und für einen Tenor mit guten hohen Tönen schwärmte Signor Barnaba wie jeder richtige Italiener.

Sie waren also Freunde geworden, und gegen Ende der Fahrt plagte den Älteren doch die Neugier nach dem Zweck der Reise seines Nachbarn. Er wußte daher das Gespräch geschickt darauf zu bringen, aber Andrea wich ihm aus, und so fand er es für angezeigt, durch ein Entgegenkommen ermutigend auf den jungen Mann einzuwirken.

Es war am letzten Nachmittage; sie saßen auf dem Verdeck, und eine kleine Pause war in der Unterhaltung eingetreten. Da ging Signor Barnaba hinab in seine Kajüte, holte den Horussperber herauf und zeigte ihn Andrea mit einem gewissen Stolz. Dieser besah das Kunstwerk, lobte es sehr und fragte nach dem Preise. Barnaba, der von dem Werte seines Sperbers überzeugt war, schlug schnell zwei Pfund drauf und sagte Andrea, daß er fünf Pfund gelöst habe.

Der junge Mann lächelte. Lieber Herr Nachbar,“ sagte er, „wenn ich gewußt hätte, daß Sie sich dafür interessieren, so hätte ich Sie schon lange eingeladen, in San Giovanni nur eine Türe weiter zu gehen. Sie hätten da diese schönen Vögel zu Dutzenden haben können, das Stück zu drei Lire. Und ich hätte dabei noch recht gut verdient. Diese Horussperber werden in meinem kleinen Atelier ausgebrütet.“

Mit dem Preis von drei Lire hatte Signor Andrea ebenfalls zugezogen, nach unten zu, aber er wollte seinem Nachbarn das Nachmachen gründlich verhindern, und so lag es nur in seinem Interesse, den Preis so niedrig als möglich anzugeben. Barnaba war enttäuscht und ärgerlich, aber er suchte sich so wenig als möglich davon merken zu lassen. Andrea, der sich seine Verhummung denken konnte, wollte ihn davon abbringen, und ging nun, das zu holen, was er selbst eingekauft hatte. Es nahm wenig Platz ein: in einem Schächtelchen brachte er eine Kravattenadel und eine Brosche, beide einen

Starabäus als Mittelpunkt der gestülpten Sonnenscheibe tragend.

„Das ist eigentlich noch das einzige, was man echt drüben bekommt — die Starabäen,“ sagte Andrea belehrend, „es gibt ihrer so viele, daß es sich nicht lohnt, sie nachzumachen. Ich habe vierzig Pfaster für das Stück gezahlt und sie dann lassen lassen!“

Barnaba betrachtete jetzt mit einem gewissen Hochgefühl die beiden Kleinode. „Du,“ sagte er, „wenn Sie sich in San Giovanni die Mühe gegeben hätten, eine Türe weiter zu gehen, so hätten Sie die beiden Tinger da für eine Lire kaufen können. Diese Sorte Käser wächst in meinem Studio. Sie hätten sich dann vielleicht die Ausgabe für die Goldfassung gespart!“

Der junge Mann lachte nur darüber. „Was wollen Sie mit der Brosche beglücken?“ fragte Barnaba.

Jener richtete sich etwas auf. „Wenn man siebenundzwanzig Jahre alt ist, darf man doch an einen Schatz denken!“ sagte er heiter. „Und dem darf man doch etwas mitbringen von der Reise!“

„Wenn Sie jedem von Ihren Schätzen solch ein Ding mitbringen wollten, wär's ein gutes Geschäft für mich,“ erwiderte Barnaba, „denn ich denke, daß Sie doch schon mit mindestens hundert Mädchen schön getan haben!“

„Wenn man die Beste und die Schönste haben will, muß man eben alle ansehen,“ sagte Andrea.

Um die gleiche Zeit waren Signora Isabella und Signorina Ninetta in großer Aufregung. Die Mutter hatte sich überall erkundigt, was für eine Art Vogel ein Dorussperber sei, aber niemand konnte ihr darauf genügende Auskunft geben. Ninetta war der Meinung, es sei eine Art Papagei, denn sie hatte sich schon lange einen solchen gewünscht. Ein Bekannter, der aus einem noch unaufgeklärten Grunde im Ruf großer Gelehrsamkeit stand, sagte, es müsse eine Art Wüstengeier sein, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen. Ein solch nutzloses und häßliches Vieh würde der Vater gewiß nicht mitbringen.

Aber darüber waren sich die beiden Frauen einig, daß der Dorussperber, da er nun einmal mitkomme, auch untergebracht werden müsse, und so wurde beschloffen, einen Käfig für ihn zu kaufen. Ninetta besorgte allerdings einen Ständer mit Stange, an der man den Sperber durch ein Stetzchen befestige, da die Sperber auf diese Weise untergebracht zu sein gewöhnt wären, aber die Mutter bestand auf einem Messingkäfig. Das war reinlicher und sah auch schöner aus. So wurde also der Messingkäfig schnell gekauft. Er war groß, damit der Vogel Raum habe, und etwas teuer; aber man tröstete sich, daß der Vater in der Freude des Wiedersehens über diese nicht im voraus bewilligte Ausgabe ein Auge zudrücken werde. Deshalb brachte er überhaupt ein solches Tier mit! Zwei seidene Kleider, für Mutter und Tochter, waren viel willkommener gewesen!

Dann war das Schiff angelangt und der Empfang ein so lauter gewesen, als sei Signor Barnaba aus einer andern Welt zurückgekehrt. Der Nachbar Andrea, der die neue Freundschaft ausnützte und sich dicht neben Barnaba hielt, bekam auf diese Weise auch sein Teil an dem herrlichen Empfang ab.

Als die Droschke bestiegen werden sollte, die sie hinaus nach San Giovanni führte, erinnerte sich Ninetta des Vogels. „Wo ist denn der Sperber?“ fragte sie, „wir können ihn doch nicht hier auf dem Schiff zurücklassen!“

„Ich habe ihn im Koffer!“ antwortete Barnaba würdig und im Innern verknüpft über den Erfolg seiner Rede, denn die beiden Frauen sahen ihn ganz bestürzt an.

„Im Koffer? Ist er denn unterwegs gestorben?“ „Gestorben?“ fragte Barnaba. „Aber ein Dorussperber ist doch nicht lebendig, der kann doch nicht sterben! Wist ihr denn das nicht?“ Signor Barnaba sprach, als ob jedes Kind das wissen müßte, oder als ob seine Damen ägyptische Altentumskunde studiert hätten.

„Und ich habe ein großes Messingbauer um vierzig Lire für ihn gekauft!“ brach Signora Isabella los. „Was ist das eigentlich, ein Dorussperber?“

Signor Barnaba trieb zum Einsteigen, denn es wurde ihm ungemütlich. Dann stand auch Signor Andrea dabei, der zwar das Gesicht nicht verzog, von dem er aber genau wußte, daß er ihn auslachte und vielleicht gar die ganze Geschichte weiter erzählen werde. So fuhr denn die Droschke davon, und die Insassen betrachteten einander verlegen und ungehalten, ein jedes mit der unangenehmen



**Gefechtsessen auf Seeschiffen an der Nordseehüste**

Nach einer Skizze von G. Fosang (Zeit S. 476)

Gewißheit, daß nun zu Hause eine dramatische Serie folgen werde.

Signor Andrea nahm mit seiner Droschke einen kleinen Umweg durch die Stadt und trieb sie sehr zur Eile an. Er wollte noch etwas besorgen und doch nicht viel später ankommen als die Santis. Es gelang ihm auch: Signor Barnaba war noch nicht dazu gekommen, seiner Meinung über den Messingklöppel Ausdruck zu geben, als die Droschke draußen schon hielt und Andrea in das Zimmer trat. Er trug einen wunderbaren bunten Papagei auf der Hand, den er Signora Isabella überreichte als Zeichen seiner hohen Verehrung, und als er darauf Signorina Rietta die schöne Starabausdroschke gab als Zeichen seiner tiefen Zuneigung, war die Mama auch darüber sehr glücklich, und der Papa fand schließlich nichts mehr einzumenden. Denn Andrea schlüßte ihm lachend ins Ohr: Ich habe sie alle studiert und kann beschwören, daß sie die Beste und die Schönste um den ganzen Golf herum ist."

Den Vorurheber brauchte Signor Barnaba nicht zu kopieren. Nachdem die beiden Herren ihre Anekdoten näher kennen gelernt hatten, fanden sie, daß es viel besser sei, diese zu vereinigen, anstatt einander Konkurrenz zu machen, und so ist die Signora Santis und Minotoli entstanden, die dafür sorgt, daß der Reisende stets die edelsten, besterhaltenen "Antiquitäten" in Kgypten findet. Und den Papagei hat Frau Rietta, die Schönste und Beste am ganzen Golf, die Worte sprechen gelehrt: Ich bin ein Vorurheber! wozu er sich jedoch, in Anbetracht der offenen Unwahrheit dieser Behauptung, erst nach langen Bemühungen bereit finden ließ. Jetzt ist er aber beinahe selbst davon überzeugt.

## Der Arzt als Pionier für Vordwärtsentwicklung

Von

Geh. Sanitätsrat Dr. Konr. Häster-Berlin

Wer die Tatsachen der Naturerkenntnis nicht bloß mechanisch in sich aufgenommen hat, sondern logisch Folgerungen aus ihnen zieht, der kann unmöglich verlernen, daß die unter uns herrschenden Anschauungen größtenteils falsch und veraltet sind. Wir sind alle groß geworden in einem engstirnigen Formalismus auf allen geistigen Gebieten, ja in der Wissenschaft selbst. Es hat dies nicht nur eine Vordwärtsentwicklung verhindert, sondern ist auch Ursache unserer krankhaften wirtschaftlichen Verhältnisse geworden. Ungeheuer viel Jammer und Elend ist über die Menschheit nicht durch unabwendbare Naturgewalt, sondern durch Menschenschuld infolge geistiger Irrungen gekommen.

Es wird deshalb für die Zukunft notwendig werden, daß wir vor allen Dingen die Vorgänge des Lebens (Biologie und Soziologie) richtig erkennen, so daß sich daraus ein Wissen des Lebens und eine Kunst des Lebens entwickelt, was beides für uns noch unbekanntes Gebiete sind. Schon fühlen sehr viele infunktionsmäßig, daß wir an einem Wendepunkt unserer geistigen Entwicklung angekommen sind, sie ahnen wenigstens, daß wir bisher auf Irrwegen gewandelt sind. Es muß die Aufgabe der Zukunft sein, diese Abkehrung in ein klares, überzeugtes Erkennen überzuführen. Dann erst wird es möglich sein, von den Irrungen abzukommen und den richtigen Weg zu geistiger und wirtschaftlicher Gerechtigkeit zu betreten.

Gehen wir die verschiedenen Berufe durch, so ist wohl kein Stand so geeignet, Pionier für diese Vordwärtsentwicklung zu sein, wie der ärztliche. Einzig und allein der Arzt hat die geeignete Vorbildung für diese Tätigkeit erhalten, er allein hat Gelegenheit, dauernd die Vorgänge des Lebens zu beobachten, denn er bringt mit seinem forschenden Auge nicht nur in die körperlichen Vorgänge der Menschen ein, sondern auch in die seelischen. Ihm ist das Buch der Welt kein Buch mit sieben Siegeln; er sieht es schwarz auf weiß, daß alles Lebende auf der Erde sich von den einfachsten Ursprüngen an langsam und allmählich emporgereignet hat bis zum Menschen, daß wir sicher aber noch nicht bis zur Krone der Schöpfung, wie der jetzige Mensch irrtümlich schon genannt wird, gekommen sind, sondern daß der Mensch sich noch weiter aufwärts entwickeln muß.

Dem Arzte vor allem erwächst neben seiner eigentlichen Berufstätigkeit noch die gewaltige Auf-

gabe, dafür einzutreten, daß diese naturwissenschaftliche Weltanschauung die herrschende wird. Und es bieten sich ihm hierzu genügend Gelegenheiten, freilich hauptsächlich nur in seiner Eigenschaft als Hausarzt. Ein langjähriger Hausarzt wird stets der Freund der Familie; er kann und muß einen Einfluß auf alle möglichen Dinge ausüben, auch auf solche, die nicht direkt mit dem ärztlichen Beruf zusammenhängen. Unter seinem kritischen Auge werden die Kinder groß. Ihm liegt es ob, für eine gesunde körperliche und geistige Erziehung dieser heranwachsenden Jugend zu sorgen, er hat auf die Eltern und besonders auf die Mütter einzuwirken, daß hierbei nicht grobe Fehler gemacht werden, wozu leider nur zu häufig die Neigung besteht. Er ist im Stande, geistige Kämpfe, Zwistigkeiten und Unsicherheiten harmonisch auszugleichen; oft genug ist er zugleich auch seelischer Berater, dem es gelingt, die so häufigen ehelichen Zwistigkeiten zu schlichten, ehe sie unheilbare Formen annehmen. Er kann stets frei und offen seine bessere Erkenntnis veründen, während der Lehrer, der ja eigentlich zum Erzieher durch seinen Beruf bestimmt ist, nicht immer frei nach seiner Ueberzeugung lehren darf, sondern nur das, was amtlich anerkannt und zugelassen wird.

Wir erwähnten aber schon, daß der Arzt nur als Hausarzt dieser bedeutungsvollen Aufgabe gerecht werden kann. Es ist deshalb um so mehr zu bebauern, daß sich in den letzten Jahrzehnten vielseitig Bestrebungen geltend gemacht haben und Umstände eingetreten sind, die diese so hochwichtige Einrichtung in Mitleidenschaft gebracht haben. Es hat hier zwar noch eine Entwicklung stattgefunden, aber nicht nach vorwärts, sondern, wie so häufig bei krankhaften Zuständen, nach rückwärts und abwärts. Und in krankhaften Zuständen leben wir. Es hat sich bei den Ärzten in den letzten Jahren vielfach ein wirtschaftlicher Notstand entwickelt, der sie dazu verführt, mehr auf Bezahlung der Einzelleistung nach der in letzter Zeit erhöhten Tare zu bringen. Dies hat zur Folge gehabt, daß die Hausarztstellen mit ihren Vauschsummen hinfiel wurden, daß beim Publikum sich die Ansicht verbreitete, die Ärzte selbst wollten keine Hausarztstellen mehr, und daß ferner die Neigung entstand, nur in ernsteren Fällen zu dem Arzt zu schiden, um möglichst das Honorar zu sparen. Ja, nicht selten kommt der Arzt, wenn er häufiger Besuche macht, in den Verdacht, bloß ein möglichst hohes Honorar erzielen zu wollen. Alles dies muß die Stellung des Arztes untergraben und entzieht ihm vollständig den Boden, auf Verhütung von Krankheiten einzuwirken und auf schlechtere geistige und körperliche Neigungen einen günstigen und vorbedenden Einfluß auszuüben.

Fast noch schädlicher hat die Zersplitterung der Ärzte in Spezialisten eingewirkt. Das Spezialistentum der Gegenwart ist ein allgemeines Leiden, zugleich ein besonders starkes Zeichen unserer krankhaften Zustände und Irrungen. Es sind dies Folgen der verderblichen Ansicht, daß Wissenschaft Selbstzweck sei und nicht die Aufgabe habe, die Wahrheit zum Wohle der Menschheit zu erforschen. Hat doch selbst ein Birkow gegen die Errichtung hygienischer Lehrstühle gesprochen, weil dies nur angewandte Wissenschaft sei. Die Wissenschaft aber soll praktische Zwecke verfolgen. Letzteres weisen die Gelehrten zurück. Sie halten es für genügend, Bausteine und immer wieder Bausteine herbeizuschleppen; sie übersehen dabei, daß sie in solcher Tätigkeit nur Handlanger sind, aber nicht Bauherren, die mit weitem Blick aus den vorhandenen Materialien ein großes Haus zum Wohle der Menschheit erbauen. Auch das ärztliche Spezialistentum lüdet dazu, daß der Teil zu sehr in den Vordergrund tritt und der Körper als Ganzes darüber zu wenig in Betracht kommt. Ein Arzt darf aber seine Behandlung nur unter Berücksichtigung des ganzen Körpers vornehmen. Das Publikum freilich trägt selbst Schuld an der ungeheuerlichen Vermehrung des Spezialistentums unter den Ärzten. Für jeden Teil seines Körpers sucht es nur zu häufig einen besonderen Arzt auf. In großen Städten ist daran ja kein Mangel. In jeder Straße fast kann man einen Spezialisten für jeden auch noch so winzigen Teil des Körpers finden. Wenn die Spezialisten nicht für ihre besondere Behandlung meist so außerordentlich hohe Preise fordern, so würde die Spezialistenbehandlung wohl ganz allgemein sein, und den Hausärzten bliebe nichts andres übrig, als sich Spezialisten für den ganzen Körper zu nennen. Selbstverständlich sind Spezialisten notwendig für alle die Fälle, bei denen es sich um eine hervorragende Technik handelt, die man nur durch längere Übung erlangt, wie bei allen eingreifenden Operationen, besonders auch bei

Augenoperationen u. s. w. Das Publikum hat es sich bisher noch nicht klar gemacht, wie sehr es sich mit der Befestigung des Hausarztwesens schädigt, selbst wenn man nur die rein ärztliche Seite betrachtet. Von einer Gesundheitspflege, von einer Verhütung von Krankheiten kann bei der immer mehr aufkommenden Art, den Arzt nur bei schon wirklich eingetretenen Krankheitsfällen um Rat zu fragen, nicht mehr die Rede sein. Die Kinder werden gewöhnlich nach Methoden erzogen, die sich der Vater, ohne auf dem Boden der Naturerkenntnis zu stehen, zurechtgelegt hat, während die Mutter nur ihr Herz walten läßt, ohne irgend eine Methode sich zurecht zu legen. Das Kind soll so sein, wie es der Vater sich wünscht. Auf seine Anlagen, auf die Befähigung wird keine Rücksicht genommen. Hier fehlt der denkende, erfahrene Hausarzt nur zu sehr, um schäden, hemmend oder befördernd einzugreifen. Die Gelegenheits-, Wissen und Kunst des Lebens zu verbreiten, geht natürlich ganz verloren.

Auch auf den Arzt selbst wirkt das Schwinden des Hausarztwesens nachteilig ein. Er gewöhnt sich, geschäftsmäßig die einzelnen Fälle zu behandeln, er verlernt und vergißt es, daß er höhere, wichtigere Aufgaben hat, als von Fall zu Fall zu behandeln. Er hört auf, über Lebenskunst nachzudenken und sein geistiges Auge zu vervollkommen, weil er keine Gelegenheit hat, es zu verwerten, weil er keine Anregung hat, es zu schärfen.

Soll daher der Arzt als Pionier für Vordwärtsentwicklung weiter wirken können, so darf die wichtige Einrichtung des Hausarztwesens nicht verschwinden, sondern sie muß sehr noch als früher für unumgänglich wünschenswert und notwendig erkannt werden.

## Im Zwielicht

Geld durch die fensterscheiben schaut

Des Vollmonds Rundgesicht, —  
Wir sitzen stumm, wir sitzen traut  
In seinem sanften Licht.  
Der laute Tag allmählich  
Stirbt hin zur Abendruh' —  
Alte Mädchen erzählt' ich,  
Du hörst andächtig zu.

Da plötzlich, horch! was pocht und klopt  
Ans Fenster draussen sacht?  
Jst's Regen, der herniedertropft,  
Jst es ein Geist der Nacht?  
Jch glaub' nicht an Gespenster!  
Ob es ein Vogel war?  
Jch öhne schon das Fenster —  
feinsliebchen, graut dir gar?

Da steh! 's war der Kastanienbaum,  
Der pochend zu uns sprach;  
Der Kenj war's, der aus tiefem Traum  
Die wissen Knospen brach.  
Kein Geist war's, der dich schreckte,  
Noch eines Vogels Flug —  
Der Kenj war's, der uns neckte  
Mit lieblichem Betrug!

Hoch unsers Herzens Blüte soll  
Im Kenj sich reich entfalten:  
Jch will dich treu und liebevoll  
In starken Armen halten.  
Nun wird die Welt mit freuden  
Bald wieder jung und schön —  
Alte Sonne wird uns leiten  
Die Liebe am Himmel stehn . . .

Geld durch die fensterscheiben schaut  
Des Vollmonds Rundgesicht;  
Wir sitzen stumm, wir sitzen traut  
In seinem sanften Licht.  
Dein Auge still und selig  
Strahlt in beglückter Ruh' —  
Von unser Liebe erzählt' ich,  
Du hörst andächtig zu!

Richard Zoopmann

Lichttelephonie



Abb. 7: Hören einer sprachenden Photographie mit dem Photophon

Während die Funken Telegraphie mittels Hertzscher Wellen in kurzer Zeit die hervorragendsten Erfolge erzielt hat, sodaß Nicola Tesla und Marconi bereits das Ende der Drahttelegraphie in Aussicht stellen, ist die Anwendung der elektrischen Funkenwellen zur Übertragung von Sprechwörtern durch den Luftraum bisher noch nicht gelungen. Eine physikalische Unmöglichkeit, die Hertzischen Wellen für eine Telephonie ohne Draht nutzbar zu machen, liegt kaum vor; das Problem dürfte durch Konstruktion eines Starkstrommikrophons zu lösen sein, das geeignet ist, die Funkenwellen im Maximum der Sprechstromwellen durch den Luftraum zu versenden. Ein geeigneter Empfangsapparat für die Funken telephonie scheint in der sprachenden Bogenlampe des Professors Simon und den neueren sogenannten Mikrophonströmern der Funken telegraphie auch bereits vorhanden zu sein.

Die bisher angestellten Versuche zur Lösung des Problems der drahtlosen Telephonie kommen in der Hauptsache darauf hinaus, die Übertragung der Schallwellen durch den Luftraum mit Hilfe von Lichtstrahlen zu bewirken; d. h. auf der Senderstation werden die Schallwellen in Lichtwellen umgesetzt, und auf der Empfängerstation diese wieder in Schallwellen.

des Sprechens in die Ferne mit Hilfe von Lichtstrahlen praktisch bewiesen wurde. Es gelang Bell mit Hilfe seines Photophons zwischen zwei Wohnhäusern in Washington auf eine Entfernung von 200 Metern eine sichere Sprechverständigung zu erzielen. Bell benutzte als Geber eine versilberte Spiegelnde Membran, die am Ende eines Sprachrohres befestigt ist. Von der Membran werden die parallel auf sie fallenden Strahlen einer intensiven Lichtquelle (Projektionslampe) nach dem Bestimmungsorte reflektiert. Hier werden sie in einem Hohlspiegel aufgefangen und in dessen Brennpunkt, in dem eine Selenzelle angeordnet ist, vereinigt. Die Selenzelle in Verbindung mit einem Fernrohr und einer elektrischen Batterie bildet den eigentlichen Empfangsapparat.

Das Selen gehört zu den Metallen, es hat in kristallinischem Zustande die wunderbare Eigenschaft, daß es Lichtschwankungen in elektrische Widerstandsschwankungen in der Weise umsetzt, daß der elektrische Widerstand bei zunehmender Beleuchtung abnimmt.

Wird auf der Geberstation in das auf der Rückseite der Spiegelmembran des Photophons sitzende Sprachrohr gesprochen, so gerät die Membran in Schwingungen; die von ihr reflektierten Lichtstrahlen führen entsprechende Schwingungen um ihre Ruhelage aus. Die Lichtschwankungen pflanzen sich im Äther fort, sie treffen auf die Selenzelle der Empfängerstation und ändern deren elektrischen Widerstand derart, daß in dem mit ihr in Verbindung stehenden Telephonstromkreise Stromwellen entstehen, die mit den auf den Geber wirkenden Schallwellen in Bezug auf Schwingungszahl und Schwingungsweite genau übereinstimmen. Das in dem Geber Gesprochene wird also im Empfangstelephon gehört. Da hier nur die auf mechanischem Wege in Schwingungen versetzten Lichtstrahlen die Träger des gesprochenen Wortes durch den Luftraum sind, so wird man diese Übermittlungsart zweckmäßig einfach als Lichttelephonie oder Flammen telephonie bezeichnen können.

Ein großer Fortschritt auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie wurde im Jahre 1897 durch den Professor Dr. Simon am physikalischen Institut

lampe mit der Leitung des Induktions eine Strecke parallel lief. An diese Beobachtung knüpfte sich die Simonsche Entdeckung des „sprechenden Flammenbogens“. Professor Simon schaltete in die Leitung einer elektrischen Gleichstrombogenlampe ein Mikrophon ein und erzielte dadurch, daß der



Abb. 8: Hohlspiegel mit Lampe und Empfangstelephon

elektrische Lichtbogen die in das Mikrophon hineingesprochenen Worte laut und deutlich wiedergab. Die von dem Mikrophon erzeugten Stromschwankungen — Wechselströme — lagern sich über den Gleichstrom der Bogenlampe und bedingen das Sprechen des Flammenbogens. Man erklärt sich diese atypische Wirkung dadurch, daß die über den Spreizgleichstrom der Bogenlampe gelagerten schnellen Stromschwankungen analoge Veränderungen der in Wärme umgesetzten Elektrizitätsmengen im Flammenbogen bilden. Die Temperaturschwankungen des Flammenbogens bedingen gleichartige Schwankungen des Volumens der Flammenbogengase, die sich dann in dem Luftraum als Schallwellen ausbreiten.

Nach den für die Strahlung glühender Körper gültigen Gesetzen hat aber jede Veränderung der Flammentemperatur eine gleichartige Veränderung der Intensität der von der Flamme ausgehenden Licht- und Wärmestrahlen zur Folge. Die schnellen Temperaturschwankungen oder Oszillationen des sprachenden Flammenbogens bedingen also, daß auch die von ihm ausgehende Licht- und Wärmestrahlung oszilliert. Für die Geberstationen der Telephonie ohne Draht kommen aber nur die Oszillationen der Lichtstrahlen in Betracht. Da diese auf elektrischem Wege erzeugt werden, so wird man diese Art der drahtlosen Telephonie zweckmäßig als lichtelektrische Telephonie zu bezeichnen haben. Der mit einem Mikrophon verbundene elektrische Lichtbogen wird hierbei in dem Brennpunkte eines Hohlspiegels angeordnet. Der Hohlspiegel sendet die Lichtstrahlen parallel nach dem am Empfangsorte aufgestellten Hohlspiegel, der sie auf einer in seinem Brennpunkte befindlichen Selenzelle vereinigt.



Abb. 11: Empfangsstation für drahtlose Telephonie am Waasser-Wir

Abb. 9: Sendestation für drahtlose Telephonie auf dem Hochstromrohr „Serrants“ der Hochstromfabrik H.-G. Bögen

der Universität Erlangen erzielt. Er machte die Beobachtung, daß der Lichtbogen einer elektrischen Wechselstrombogenlampe jedesmal mit einem eigentümlichen Geräusch ertönte, wenn in einem benachbarten Zimmer ein Induktionsapparat in Tätigkeit gesetzt wurde. Als Ursache ergab sich, daß die Wechselleitung der Bogen-



Abb. 4: Empfangsstation für Lichttelephonie bei Grünau

Der elektrische Widerstand sinkt infolge der Beleuchtung ganz erheblich. Wird gegen das Mikrophon gesprochen, so bringen die in den Bogenlampenstromkreis induzierten Sprechströme den Schallwellen entsprechende Oszillationen der vom Flammenbogen ausgehenden Lichtstrahlen hervor. Diese Oszillationen werden durch die Hohlspiegel der Sende- und Empfängerstation auf die Selenzelle übertragen und betätigen das mit ihr zusammengehaltene Telephon.

Durch Versuche auf Entfernungen von 2 bis 3 Kilometern hat Professor Simon auch bereits nachgewiesen, daß er das Problem der drahtlosen Telephonie auf lichtelektrischem Wege nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gelöst hat. Wenn aber trotzdem bisher weder die Lichttelephonie noch die lichtelektrische Telephonie eine praktische Verwendung für die Zwecke der Nachrichtenübermittlung gefunden hat, so mag dies einerseits daran liegen, daß die Größe oder die Intensität der benutzten Hohlspiegel und Lichtquellen nicht groß genug gewesen sind, und besonders, daß andererseits genügend lichtempfindliche Selenzellen nicht vorhanden waren. Anfänglich war man schon zufrieden, wenn der elektrische Widerstand einer Selenzelle im Sonnenschein auf die Hälfte oder ein Drittel ihres Widerstandes im Dunkeln herabging, und bis vor kurzen änderten die hochempfindlichen Zellen ihren Widerstand von dunkel zu hell noch im Verhältnis von 10:1.

Knewbings ist es dem Elektrophysiker Ernst Ruhmer in Berlin gelungen, nach langjähriger Versuchen eine Selenzelle von außerordentlich hoher Lichtempfindlichkeit herzustellen, die verhältnismäßig niedrigen elektrischen Widerstand besitzt und im Gegensatz zu den meisten bisher gebräuchlichen Selenzellen von fast unbegrenzter Lebensdauer ist. Die Ruhmerische Selenzelle hat außerdem die Eigenschaft, daß sie nach der Belichtung außerordentlich schnell auf ihren ursprünglichen Dunkelwiderstand zurückkehrt und auf die Wellenlänge der zur Verwendung kommenden Lichtstrahlen abgestimmt werden kann. Eine solche abgestimmte Zelle erzeugt noch

eine deutliche Lichtsprache bei 6 Kilometern Entfernung, wenn eine gewöhnliche Zelle bereits bei 2 Kilometern versagt. Dabei hat die Zelle nur eine zylinderförmige lichtempfindliche Fläche von 18 Millimetern Durchmesser und 23 Millimetern Länge. Ihr Dunkelwiderstand sinkt bei der Beleuchtung durch eine gewöhnliche Glühlampe bereits auf 1/10; zum Schutz gegen Beschädigungen ist sie in eine luftleere Glasbirne eingeschlossen.

Gelegentlich der vorjährigen Motorbootausstellung auf dem Wannsee bei Berlin hat Ruhmer die ersten Versuche mit seiner Selenzelle zum Lichtsprechern auf größter Entfernungen gemacht.

Die Empfängerstation (Abb. 1) war am Ufer des Wannsees, die Senderstation auf dem Accumulatorenboot „Germania“ der Accumulatorenabteilung H. G. Hagen (Abb. 2) zur Einrichtung gekommen. Für die Versuche wurden im wesentlichen die von Professor Simon angegebenen Schaltungen benutzt. Die lichtempfindliche Ruhmerische Zelle wurde in einem Parabolspiegel von 50 Centimetern Durchmesser (Abb. 3) angeordnet; als Empfangstelephone dienten zwei hochempfindliche Telefone mit schwachem Hufeisenmagnet und empfindlicher Membran. Die Senderstation auf dem Accumulatorenboot war mit einem kleinen Schuderischen Torpedobootschraubwerfer von 35 Centimetern Durchmesser ausgerüstet. Um die Tragweite der von den Lichtstrahlen getragenen Sprache zu ermitteln, fuhr das Accumulatorenboot bei den verschiedenen Versuchen immer weiter in den Wannsee und die Pappel hinaus. Das Endergebnis der Versuche war die Möglichkeit einer lichtelektrischen Telephonie auf mindestens 7 Kilometer Entfernung bei Nacht und auf rund 3 Kilometer bei Tage. Bei dem Versuche auf 7 Kilometer Entfernung war die Empfängerstation auf der Plattform des Kaiser Wilhelm-Turmes auf dem Karsberg im Grünewald aufgestellt worden. Angezogen durch die günstigen Ergebnisse der Wannseeversuche hat Ruhmer jetzt versucht, mit der lichtelektrischen Telephonie noch größere Entfernungen zu überbrücken. Diese suchte er erfolgreich im Abschluß gekommenen Versuche fanden



Abb. 6: Lichtsprachener Filmstreifen

zwischen Berlin und Grünau auf eine Entfernung von 15 Kilometern statt. Auf der Senderstation bei Berlin kam ein Schuderischer Schraubwerfer mit Glasparabolspiegel von 50 Centimetern Durchmesser und auf der Empfängerstation bei Grünau (Abb. 4) ein Parabolspiegel von 90 Centimetern Durchmesser mit der Ruhmerischen hochempfindlichen Selenzelle zur Anwendung. (Abb. 5) Die letzten Versuche haben ergeben, daß es möglich ist, auf Entfernungen von 15 Kilometern die Lichttelephonie zu benutzen, und es steht zu erwarten, daß mit besseren Hilfsmitteln, insbesondere größeren Spiegeln und Lichtquellen, man noch weiter kommen wird. Ruhmer wird deshalb in nächster Zeit mit Unterstützung der Reichsmarineverwaltung seine Versuche im Kieler Hafen fortsetzen.

Um die Lichttelephonie auch für die Zwecke des Landheeres, z. B. für Festungen, Vorpостendienst u. s. w. nutzbar zu machen, beabsichtigt Ruhmer, einfache, billige und leicht transportable Apparate für Entfernungen von 1-3 Kilometern zu konstruieren und für diese als Lichtquelle Acetnlicht zu verwenden. Den Empfangsspiegel hofft Ruhmer bei der Empfindlichkeit seiner Selenzellen auf kürzere Entfernungen ganz entbehren zu können.

Eine weitere praktische Verwertung für die Lichttelephonie eröffnet sich noch in Verbindung mit der Photographie durch die Herstellung „sprechender oder singender Photographien“. Ruhmer schuf solche Photographien auf folgende Weise: er stellte vor der sprechenden oder singenden Flamme einen lichtdichten Kasten auf, in dem sich ein photographischer Film wie bei dem Kinetographen

durch den Antrieb eines kleinen Elektromotors von einer Rolle ab- und auf eine andre aufwickelt. Auf den mit gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegten Film fallen durch eine Objektivlinse die Strahlen der sprechenden Flamme. Es werden auf diese Weise die Oszillationen der Lichtstrahlen umgesetzten Töne auf dem Film photographisch fixiert. Bei der photographischen Entwicklung des Films treten die Lichtschwankungen als stärkere und schwächere Linien hervor (Abb. 6). Führt man den Film in gleicher Weise und mit gleicher Geschwindigkeit vor einer intensiven Lichtquelle vorbei und ordnet hinter dem Film eine Selenzelle an, so bringt die verschieden schwarze Färbung des Films eine den aufgenommenen Schallwellen entsprechende Belichtung der Selenzelle hervor, die sich in der vorbeschriebenen Weise wieder in Schallwellen umsetzen läßt. (Abb. 7.) Man erhält so einen neuen Phonographen, der sich vor dem Wachstafelphonographen durch außerordentlich deutliche Lautwiedergabe vorteilhaft auszeichnet. Ernst Ruhmer nennt die von ihm angegebene Ausfühung zum Unterschiede von dem gewöhnlichen Phonographen und dem elektromagnetischen Phonographen oder Telegraphen des Dänen Baldemar Poulsen das Photographon. Gegenwärtig sind Versuche im Gange, das Photographon mit dem Kinetographen in der Weise in Verbindung zu bringen, daß auf einen und denselben Film die Bewegungen und die Musik bezw. die Sprache festgehalten und ausgezeichnet werden. Das Gelingen dieser Versuche dürfte nach den bisherigen Erfolgen nur eine Frage der Zeit sein.

Wilo Jentzsch

### Geschießen auf Seescheiben an der Nordseeküste

(Siehe die Abbildung Seite 973)

Eine neue, in Deutschland erstmals wahrgenommene Erscheinung war die Mitwirkung der Marine bei den Kaisermanövern im Jahre 1901. Nachdem die „blaue“ Flotte die „rote“ in der Tauniger Bucht geschlagen hatte, verfolgte ein Teil von ihr diese, während der andre und die Schiffe, die Avarie erlitten hatten, auf der Herde von Neufahrwasser ansetzten. Von hier griffen die auf Köhnen wechselfelaufwärts geschleppten Schiffsbefestigungen, das 1. Ersatzbataillon und 1200 Matrosen mit 12 Maschinengewehren und 12 Maschinengeschützen überrauschend in den Kampf auf dem Lande bei der Entschcheidung ein.

Angriffsmanöver auf unsre Küsten haben bereits in früheren Jahren bei Cuxhaven stattgefunden, dann im Jahre 1901 bei Solt und 1902 bei Worum, ihr Zweck war die im Interesse der Landesverteidigung gebotene genaue Erkundung der betreffenden Küstenstellen im Hinblick auf einen feindlichen Angriff, um die dort abzuwartenden Verhältnisse genau kennen zu lernen und danach die richtigen Maßnahmen treffen zu können.

Die Ostseeküste bietet an vielen Stellen ihres gegen 1000 Kilometer langen Strandes günstige Gelegenheit für feindliche Landungsversuche, so z. B. in der Lübecker und der Kieler Bucht, an der Küste von Hinterpommern, West- und Ostpreußen. Besser ist es um die Nordseeküste bestellt, die infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit wie wegen der starken Befestigungen an ihren Hauptzugängen (Jade, Wejer- und Albedümdung) als sehr schwer angreifbar gilt. Immerhin rechnet man aber auch hier mit allen Möglichkeiten und faßt die wenig wahr-scheinlichen Fälle gleichwohl ins Auge. So werden beispielsweise höchst interessante kombinierte Uebungen zwischen Flotte und Landheer an der Nordseeküste als Neuerung zum Schutze der Küste gegen Landungsversuche der Kriegsschiffe veranstaltet. Die Truppenabteilungen des Landheeres stellen die Garnisonen der Küstenstädte. Die Landungsboote der Marine werden durch Seescheiben markiert. Letztere zerfallen in Kolonnenscheiben, die großen Boote darstellen, in niedrige langgestreckte Scheiben mit aufgesetzten Figurenscheiben, die die kleineren Boote darstellen, und in Einzelscheiben. Letztere sind auf Schwimmern befestigt, die großen Scheiben auf Prahmen. Alle sind verankert, damit sie vom Wellengang nicht durcheinander geworfen werden. Die Entfernung der Scheiben vom Ufer, wo die Infanterie postiert ist, um den Landungsversuch abzuwehren, ist nicht bekannt und muß durch Kontrollschiffe erst ermittelt werden. Es wird Einzelfeuer, Schnellfeuer und Salvenfeuer, letzteres ausschließlich auf die Kolonnenscheiben, abgegeben. Die erzielte Anzahl der Treffer läßt dann Schiffe zu: wie stark eine derartige Verteidigungstruppe sein muß, um einen Landungsversuch der Kriegsschiffe mit Erfolg abzuwehren.

G. Kaiser



Abb. 5: Empfangsspiegel mit lichtempfindlicher Zelle auf Booten Grünau



## Moderner Empfangsraum

Das Kunstgewerbe, das früher im Reiche der Künste nie ganz für voll angesehen wurde, hat sich neuerdings einen ebenbürtigen Platz neben Architektur, Malerei und Plastik errungen. Es lassen sich die an und für sich ziemlich willkürlich gezogenen Grenzen zwischen Kunst und Kunstgewerbe auch kaum noch feststellen, so namentlich auf dem Gebiete der Kleinplastik. Wo hört z. B. an den reizenden Bronzen und Silberarbeiten von Ernst Morik Geyer, die wir kürzlich in unsern Lesern vorführen, die Kunst auf, und wo hängt bei ihnen das Kunstgewerbe an? Je mehr das Kunstgewerbe sich entwickelt, um so mehr nähert es sich der Kunst, und schon heute wird kaum noch eine größere Kunstausstellung veranstaltet, auf der nicht auch den künstlerisch entwickeltesten Zweigen des Kunstgewerbes, namentlich denen, die mit der Architektur Hand in Hand gehen und der Innendekoration gewidmet sind, ein ansehnlicher Platz eingeräumt wurde.

So ist denn auch in der vorliegenden Großen Berliner Kunstausstellung das Kunstgewerbe ziemlich reichlich vertreten, und namentlich ist man darauf bedacht gewesen, immer eine kleine Anzahl

originell ausgestatteter Wohnräume vorzuführen, in denen die Besucher und besonders auch die Besucherinnen mancherlei neue Gedanken für die künstlerische Ausschmückung ihres eignen Heims finden, und die man schon deshalb gern aufsucht, weil sie den vom angestrengten Betrachten der Bilder müde gewordenen Augen Abwechslung und neue Anregung bieten.

Gleichsam als Ausgangspunkt für die Wand-

lung durch die verschiedenen Zimmer ist mit großem Geschick ein moderner Empfangsraum angeordnet, der aus dem Atelier von Arthur Wiberfeld stammt. Seine Einrichtung, die durch unsere Abbildungen von drei verschiedenen Standpunkten aus veranschaulicht wird, ist von eigenartigem Reiz und künstlerisch deshalb besonders bemerkenswert, weil hier mit Glück eine Belebung des sogenannten Niedermeierstiles durch ganz moderne

Linien und Formen versucht wird. Das bequeme Sofa in der Ecke ist in origineller Weise mit zwei Teilschichten verbunden. Gut erfunden ist auch der mit gebulstem Eisenblech verkleidete Kamin. Bequeme Stühle umgeben ihn. Die Holzmöbel sind in Übereinstimmung mit dem Glanzblech des Kamins in Silberbrunne gehalten. Die aus demselben Material bestehenden Beleuchtungskörper sind als Kassen über die gesamte Zimmerdecke verteilt und geben dem Raum ein warmes, mildes Licht, weil sie grelle Lichtquellen und starke Schlagschatten vermeiden. Auch die Art, wie die Türgehänge gerastri sind, ist sehr geschmackvoll und eigenartig, so daß dieser Raum in dem Beschauer einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt.



# Die Albulabahn

(Siehe die Abteilungen S. 971)

Von den neuesten Eisenbahnbauten in der Schweiz sind es drei, die allgemeines Interesse beanspruchen. Unmittelbar das gewaltige Simplonunternehmen mit dem größten Tunnel der Welt, die pittoreske Jungfrauabahn, die trotz des Todes ihres genialen Schöpfers sich immer höher in die erhabene Gletscherwelt hinaufarbeitete, und endlich die am 27. und 28. Juni freierlich eingeweihte Albulabahn. Letztere darf man schon an und für sich als „great attraction“ bezeichnen, so lebenswichtig ist ihre Anlage, und noch ist sie nur dazu bestimmt, die Weltanschauung mit noch größeren Lebendwürdigkeiten zu vermitteln.

Der Bau war nichts anderes als ein jahrelanger ununterbrochener Kampf menschlichen Schweißes mit der wilden und stürmischen Natur des Hochgebirgs. Zur Kennzeichnung der außerordentlichen Schwierigkeiten mögen einige allgemeine Daten dienen: Von der rund 82 Kilometer langen Strecke liegen nahezu 18000 Meter oberhalb der Meereshöhe in Tunneln. Außer dem großen Albulatunnel mit 5905 Metern sind noch 40 kleinere vorhanden. Dazu kommen 40 Viadukte und Talübergänge mit einer Gesamtlänge von über 2700 Metern. Sehr wesentlich war ferner die sehr erhebliche Höhen Differenz, die auf der verhältnismäßig luxurien Strecke von Tausch nach St. Moritz (82 1/2 Kilometer) überwinden werden mußte. Sie beträgt auf der Nordseite zwischen Tausch und dem Scheitelpunkt des Albulatunnels, also auf eine Entfernung von etwa 45 Kilometern, nicht weniger als 1123 Meter, auf der Südseite 115 Meter. Infolgedessen mußte auf der Nordseite stellenweise eine Steigung von 26 pro Tausend in Anwendung gebracht werden. Nicht reichlich aber auch nicht aus, so daß die Differenzen oft durch künstliche Entlastungen und Kehrtunnels ausgeglichen werden mußten. Der Krümmung in den sauberen, luftigen und hellen Bögen der Bahn dahinein, kann sich keine Vorkehrung mehr machen von den Krümmen und Gefahren, die die Anlage dieses Schienenweges erforderlich.

Gleich das erste Teilstück, von Tausch nach Tiefenbach, war das schwierigste und auch kostspieligste der ganzen Linie. Von der 12 1/2 Kilometer langen Strecke liegen 4100 Meter oder 33 Prozent in Tunneln, während die 27 Talübergänge und Zehnviadukte 1300 Meter oder 15 Prozent der offenen Strecke ausmachen. Die Baukosten betragen dabei auch über 275000 Franken pro Kilometer bei dieser Strecke, die allerdings von ungewöhnlicher Schönheit ist. Man hat man die Station Tausch verlassen, so paßiert man auf einer 60 Meter langen eisernen Brücke — der einzigen dieser Konstruktion — den jungen Rheinstrom, der trocken der engen Ummarmung der Via mola entnommen ist. Während sich der Zug der Station Tausch nähert, genießt man einen schönen Überblick über das Rheintal mit seinen unzähligen Tälern und den vielen sagen- und geschichtreichen Burgen und Schlössern. Dann noch ein kurzer Rückblick auf Tausch und die hoch darüber aufragende Pyramide des St. Gotthard, dann tritt man unvermerkt durch einen kleinen Tunnel in eine fremde Welt. Die Bahn führt an feinsten, moosigen Felswänden hin. Tunnel rückt sich an Tunnel, und dennend eilt der Zug über Brücken und Viadukte hinweg. Tief unter dem Schienenweg aber, in der schattig schönen Schlucht, rauschen und brausen die Fluten der wilden Albula. Baldwegs nach Tiefenbach hat die Bahn, die bisher tief unter der Straße angelegt war, das Strahlenmoos erreicht und führt nun vom rechten auf das linke Ufer der Albula über. Dieser Übergang ist einer der großartigsten Bauwerke der ganzen Linie. Auf einem Viadukt von 140 Metern Länge, dessen mittlerer Bogen eine Spannweite von 40 Metern besitzt, überquert die Bahn in einer Höhe von 100 Metern die Albula. Die weitere Strecke bis Tiefenbach führt durch eine bisher unzugängliche Schlucht, von deren bismalhoher Terrasse man schöne Kirchen und Schmucke, welche Töchter schimmernd kehl. Nur der Tiefenbach steilen die steilen Bergwände etwas zurück, und grüne

Matten geben dem Landschaftsbild ein freundlicheres Aussehen. In Tiefenbach kreuzen sich die beiden bisherigen Routen nach dem Engadin, die Julier- und die Albulastrasse. Die zweite Teilstrecke, von Tiefenbach bis Filisur, ist die einfachste der ganzen Linie. Das Tal ist ziemlich erweitert, so daß man einen freien Überblick über die Landschaft genießt. Erst zwischen dem Wab-Wännen und Filisur beginnt der Kampf mit den Hindernissen auf neu. Zwei grauliche Schluchten tun sich auf und scheinen dem Wanderer Dali zu gebieten. Es war eine harte Aufgabe der Bahnbauer, mit ihnen fertig zu werden, zumal gleichzeitig noch eine scharfe Kurve angebracht werden mußte. Die erste, das „Schmittentobel“, wird mit einem 140 Meter langen und 30 Meter hohen Viadukt überbrückt, die zweite, die „Kandwäterschlucht“, macht einen 120 Meter langen und 60 Meter hohen Viadukt erforderlich. Am letzten schließt sich noch ein Tunnel, nach dessen Verlassen man einen schönen Überblick genießt, und zwar nicht nur über die bereits durchfahrene, sondern auch über die gegen Bergün zu vorliegende Strecke. Bei der Station Filisur, die bereits eine Höhenlage von über tausend Metern besitzt, wird wieder die von Tausch her projektierte Bahn eingeführt werden.

so sieht man rings an den Berghängen Schlenenwege, die wieder in Tunneln verschwinden, bald fährt man langsam, bald rasch, selbst der Sonne, die fast so sicher flüchtet, scheint sich über und lustig zu machen, denn bald scheint sie von Norden, bald von Süden, Osten oder Westen, kurz, es ist ein Gaukelspiel, das erst wieder verschwindet, wenn die Bahn die Hochfläche von Felsob erreicht hat. Und wozu dieses stännerwütende Auf- und Ab? Es ist die Lösung eines schwierigen Problems, das den Ingenieuren mancher Kopfzerbrechen machte. Der Höhenunterschied zwischen Bergün (1376 Meter) und dem Tunnelportal in Felsob (1792 Meter) beträgt 416 Meter. Um diesen zu überwinden, wäre bei 25 pro Tausend Steigung eine Länge von 12 Kilometern erforderlich. Die westliche Entfernungs beträgt aber nur 6,5 Kilometer, und so mußte das fehlende Stück von 5,5 Kilometern durch Einsparung von großen Entlastungen gewonnen werden, von Schienen und fünf Kehrtunnels, die dann zusammen auch reichlich eine Bahnlänge von 12,2 Kilometern ergaben. Natürlich ist dieses Kunststück ziemlich kostspielig gewesen, besonders da noch mehrere große Viadukte und umfassende Schuttbauten gegen die Lawengefahr erforderlich waren. Jeder Kilometer dieser Strecke hat 290000 Franken gekostet.

Durch den 5905 Meter langen Albulatunnel führt die Bahn ins Breiser Tal und ins Engadin. Der Tunnel behält bis zur Mitte eine Steigung von 10 pro Tausend und erreicht mit 1925 Metern seinen Scheitelpunkt und zugleich den höchsten Punkt der Bahn, 2117 pro Tausend Gefälle mündet er bei Spinas (1514 Meter) wieder aus. Auch am Albulatunnel gab es, gleich wie am Simplon, wegen enormer Wasserabdränge eine kritische Zeit, und der Unternehmer erklärte sich außer Stande, die Arbeiten weiterzuführen. Es übernahm die Bahn den Tunnelbau selbst in Regie, und es gelang ihr, den beträchtlichen Baukosten bis auf einen Monat wieder weitzumachen, so daß der ursprünglich geplante Eröffnungstermin doch noch eingehalten werden konnte.

Jenseits des Albulatunnels bot die Strecke keine nennenswerten Hindernisse mehr, mit Ausnahme der Jannschlucht bei St. Moritz, wo noch zwei Tunneln von 500 Metern Gesamtlänge notwendig waren. Von Spinas bis Bevers führt sie auf einem hohen, aus dem Tunnelmaterial erbauten Tonne, um gegen die Lawinen geschützt zu sein. Während die Bahn sich dem Jannale nähert, lauden rings die schneegehangenen Häupter der Engadiner Begrüßen auf, das Tal wird freundlicher und belebter, vorbei fliegen die weißen Lärme von Samaden, Celerino, und ehe man sich in der plötzlich auftauchenden Felschlucht noch zurückziehen, hält der Zug am schönsten Punkt der Alpenwelt, am grünen See von St. Moritz.

Doch! So weit werden wir allerdings erst über's Jahr sein. Vorerst gehen die Räder nur bis Samaden, eine Stunde von St. Moritz. Aber auch jetzt schon bedeutet der Einzug des Dampftrasses für das Engadin einen kulturellen und wirtschaftlichen Wendepunkt, der von vielen mit Freuden erwartet wurde, obwohl es manche gibt, die nicht alles Teil von ihm erwarten. Die beschauliche Ruhe des Tales ist denn auch in der Tat dahin, und viele, die bei der bisherigen Art des Verkehrs ihren Erwerb fanden, müssen sich nun nach anderer Beschäftigung umsehen. Vor allem werden hier von die Werte der an der Landschaft liegenden Gatteln betroffen, die nun, wo die Felsen es in den weissen Hüllen vorziehen werden, die Gatteln dazu zu denken, statt in der engen Felschlucht zu sitzen, oder die weit Wanderung über die Albulastrasse zu wählen, aus noch selten auf Jahrbruch werden rechnen können. Man kann es ihnen schließlich nicht verdenken, daß sie in dem Dampftrass ihren schimmernden Heim erblinden und die neue Verkehrsstrasse mit ihren Augen ansehen. Auch das reuliche Volkswesen wird nun auf der Blumenzeit und in ihrer Wildheit hoch so ersten Höhe der Albula nicht mehr erliegen. Kein Kesseln schwingt mehr die lastende Yvette über fernem murrernden Hirsgepaar. Schneller und bequemer kommt man jetzt über den Albula hinweg. Aber es ist doch auch wieder ein Stückchen Romantik mehr für immer dahingegangen.



Freifrau von Urubiller  
Statuette von Walter Schottl (Zeit S. 920)

Das nächste Teilstück Filisur-Bergün kann als Beginn der eigentlichen Bergstrecke betrachtet werden, denn von hier an kommt mit Ausnahme der längeren Tunneln durchweg die Maximalsteigung von 20 pro Tausend zur Anwendung, um den Höhenunterschied zwischen beiden Orten (223 Meter) zu überwinden. Da die Länge der Strecke aber hierfür nicht ausreichte, mußte noch eine künstliche Entlastung von 1200 Metern eingeschaltet werden, und zwar durch Anlage eines Kehrtunnels oberhalb Filisur, durch den die Bahn in eine beträchtliche Höhe über der Talsohle gelangte. Wie aus der Besichtigung sieht man auf die tief unten schäumende Albula und die sich das Tal hinziehende schmale Albulastrasse, während man in der Höhe die Felsen und Schneefelder des Bis d'Vela in der Sonne glänzen sieht. Graulich ist der Blick in die unheimliche Tiefe, und es scheint unfahrbar, wie die Ingenieure und Arbeiter hier oben leben lassen konnten. Eine schöne Partie des Weges, die Schlucht am Bergwerkstein, geht den Bahnreisenden leider verloren. Durch einen Tunnel gelangen sie direkt in das freundliche Hochtal von Bergün, und nach wenigen Augenblicken hält der Zug bei dem stattlichen Torf, das wie eine Kasse in die umgebende starre Hochgebirgswelt absteht.

Dinter Bergün beginnt nun der großartigste Teil der Bahn, mit seinen Brücken, Galerien, Abzweigungen und Kehrtunnels, welchen demnach der Reisende schließlich kaum noch zurechtfinden kann. Kaum hat man einen Tunnel verlassen,



Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Notizblätter

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Am 3. August begeht Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg...

mit dem Prinzen Albrecht von Preußen. Et weiten seitdem...

Die Bismarck-Säule in Friedrichsruh

Die feierliche Einweihung der von der deutschen Studentenenschaft auf dem...

Eine Blume für 35 000 Mark

Auf der im Wald abgehaltenen Auktion der Londoner Königl. Gärten...

Opiumraucher in Frankreich

Auf dem letzten Kolonialkongress in Paris...

Toulon und Marseille, mit steigender Schärfe verbreitet...



Die Bismarck-Säule in Friedrichsruh

Wissen das Zeichen, sich in das Rauchzimmer zu begeben...

Freifrau von Uarnbüler, Statuette von Walter Schott

Unter den jungen deutschen Bildhauern ist Professor Walter Schott...

Oskar Meding (Gregor Samarow) †

Mit dem am 11. Juli in Charlottenburg gestorbenen...



Eine neue Erscheinung im Berliner Straßenleben: Zweirädriger Hansom-Carrieger

Erzählung sehr zu gute kamen; eine erhebliche Anzahl seiner Werke, die zum weitaus größten Teil bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind, gehörten zu den meistgenutzten und meistverkauften Romanproduktionen ihrer Zeit. Sie trugen zuerst das Pseudonym „Gregor Samarow“, und als unter diesem Namen der erste Romanzyklus „Im Jopler und Aronen“ in „Heber Land und Meer“ erschien, erzielte er ungemessenen Aufschwung in den weitesten Leserkreisen. Die folgenden Abteilungen dieses Zyklus waren betitelt: „Europäische Wälder und Bergkuppen“, „Zwei Kaiserinnen“, „Areny und Schwert“ und „Weib und Kaiser“. Von



Gregor Samarow (Oskar Meding) ?

Medings späteren Werken seien noch genannt: der soziale Roman „Oden und Tiesen“, der Roman „Wälder und Abgrund“, „Der Adjutant der Kaiserin“, „Unter dem weißen Adler“, „Im Mann der Presidentin“, „Unter fremdem Himmel“, u. a. m. Das Werk „Samarows Werke“ auch heute noch gern gelesen werden, beweist aus Umdeute die Tatsache, daß die von der Deutschen Verlags-Anstalt jüngst veranlassete illustrierte Ausgabe des frisch und flott geschriebenen

deutscher Studentenromans „Die Sargbaronen“ in dieser neuen Auflage den gleichen Erfolg und Erfolg gefunden hat wie seinerzeit die erste Ausgabe. Meding hat auch interessante Memoiren zur Zeitgeschichte in drei Bänden geschrieben.

**Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg**  
 Würzburg, die unterfränkische Kreisstadt, hat zu ihrem größten Schmuckstück an die im 18. März 1861 erfolgte Geburt des Prinzregenten Luitpold von Bayern die ihm ein eigenartiges Denkmal errichtet. Umgeben von einem einen Parkreis bildenden Säulenbau, steht auf einem Steinsockel die in Bronze gegossene Figur des Fürsten, der in großer Generäleuniform, leicht rechts den Helm im Mantel erfassend, mit der Linken den Säbel haltend, erscheint. Luitpold, Prinzregent von Bayern, lautet die Inschrift. Eine zweite, auf dem Mittelpfeiler des Säulenbaues gleichfalls in vergoldeten Buchstaben einseitig angebracht, lautet: „Dem edelsten Sohne der Stadt Würzburg zum 80. Geburtstag in Liebe und Treue gewidmet 1901.“ Darüber erhebt sich auf einem Postamente, von zwei Säulchen und einem goldenen „L“ geschmückt, die 2,2 Meter hohe eiserne Gestalt der Würzburgin. In halb knieender Stellung schließt sie um das zu ihren Füßen in der Höhe ruhende Königskind Luitpold den schimmernden Mantel, mit der rechten Hand ihm die lächelnde Gesichtshälfte zeigend. In gleicher Pose mit diesem Bildwerk erheben sich auf dem Hauptbalken des Hauses zwei Gruppen anderer kleinerer Königskinder. Über den beiden abschließenden, das bayerische und das Würzburger Wappen tragenden Säulchen sind jene angebracht. Ein Aries, in seinen Fingern links die in Stein gearbeiteten Embleme von Weltfrieden, Wissenschaft, Kunst und Musik, rechts diejenigen von

Schiffahrt, Obstbau, Landwirtschaft, Gartenbau, Kriegswissenschaft, Goldschmiedekunst, Fischerei, Jagd und Industrie tragend, bekrönt die Säulengruppe. Der mittlere Pfeiler weist, von Palmen und Lorbeer umschlossen, das Emblem des Weinbaues, der Spitzsäule Würzburgs, auf. Das Prinzregenten-Denkmal, inmitten der gärtnerischen Anlagen des Parks am Bahnhofspassage stehend, ist die Schöpfung des königl. Akademieprofessors Heinrich Ferdinand von Müller in München, die Architektur hierzu hat Werk des Kunstpaters am königl. Nationalmuseum Klingermaier. S. 7.

**Fossile Zwerggelefkanten**

Auf Ceylon hat der englische Zoologe Horatio Mejer neuerdings Reste fossiler Zwerggelefkanten entdeckt, die meistens in den Werten des Kergala im Norden der Insel. Sie gebären zwei Arten an, wovon die eine kaum 1 Meter, die andre so hoch wie ein kleiner Hund war. Hoch Wälder, die als Mitglied der Royal Society auf die Angaben Dr. Horatio Mejers Untersuchungen auf Ceylon, Syrien und Malta verweist, bestand dort in prähistorischer Zeit auch eine Diposotomus-Art von Schweinegröße. Man wird aus den Fossilien schließen, daß einzelne Fossilien sich im Laufe der Zeit, fast zu enormen, bedeutend größer entwickelt haben.

**Ein bewohnter Krater**

Etwa 60 Kilometer von der japanischen Stadt Kusomoto liegt im Krater eines wenigstens seitensbar existierenden Vulkanus eine große Ortschaft mit gegen 20000 Einwohnern. Sie nimmt sich in dieser Größe 1868 malerisch aus, weil sie vom Rande des ehemaligen Kraters mit einer fast kreisförmigen hohen Mauer rings umgeben wird. Die Bewohner dieser einzigartigen Ortschaft leben sehr abgeschieden und kommen selten aus ihrer Kraterhöhle heraus, deren Boden, wie bei erloschenen Vulkanen gewöhnlich, von reicher Fruchtbarkeit ist. In einem so gefährdeten Lande wie Japan kann es natürlich als durchaus nicht unwahrscheinlich gelten, daß dies Jäh ein neues Ereignis durch einen neuen Ausbruch vulkanischer Gewalt ein jedes Ende haben.

**Das Hettelbeck-Guelisenau-Denkmal in Holberg**

Ein unvergängliches Ruhmesblatt in der geschichtlichen Geschichte ist die heldenmütige Verteidigung der Stadt Holberg in den inangigen Kriegsjahren 1807. Als die Franzosen die Einschließung der Festung begannen, bestand Gefahr, daß der alte und militärisch schwache Kommandant diese dem Feinde übergebe, ohne den äußerten Widerstand zu versuchen. Diergegen empfand sich die mutige Bürgerwehr, an ihrer Spitze Joachim Hettelbeck, der eine Eingabe an den König richtete.



Das Hettelbeck-Guelisenau-Denkmal in Holberg. Von Georg Meyer

in der um Ernennung eines andern Kommandanten ersucht wurde. Der König entsand dem Wunsch und entließ den Major Hettelbeck und Guelisenau, der im April 1807 die See in Holberg einzog und sofort eine energische Verteidigung einleitete. Als Bürgeradjutant fand ihm Hettelbeck zur Seite, und diesen beiden Männern, deren Beispiel den Mut in Verbindung mit der Entschlossenheit anleitet, war es zu danken, daß die Stadt dem König erhalten blieb. Der Hettelbeck stand, dem dem Feinde vom Turm voranzuging, machte die Belagerung, während deren die Stadt fast in einen Schmelzofen verwandelt worden, ein Ende. An dem Tage nur, 26 vor 16 Jahren sichtlich die feindlichen Kanonen verunmachtet (2. Juli), wurde vor dem altertümlichen Marienbrunnen (2. Juli), wurde vor dem altertümlichen Marienbrunnen, der 1807 ebenfalls wiederholt von Geschossen getroffen war, das Guelisenau-Denkmal der beiden Helden enthüllt. Es ist ein Werk des Berliner Bildhauers Georg Meyer und in Gießlingen in Bronze gegossen. Die Höhe der Figuren beträgt anteilhaft 1,2 Meter.

**Fernheizung**

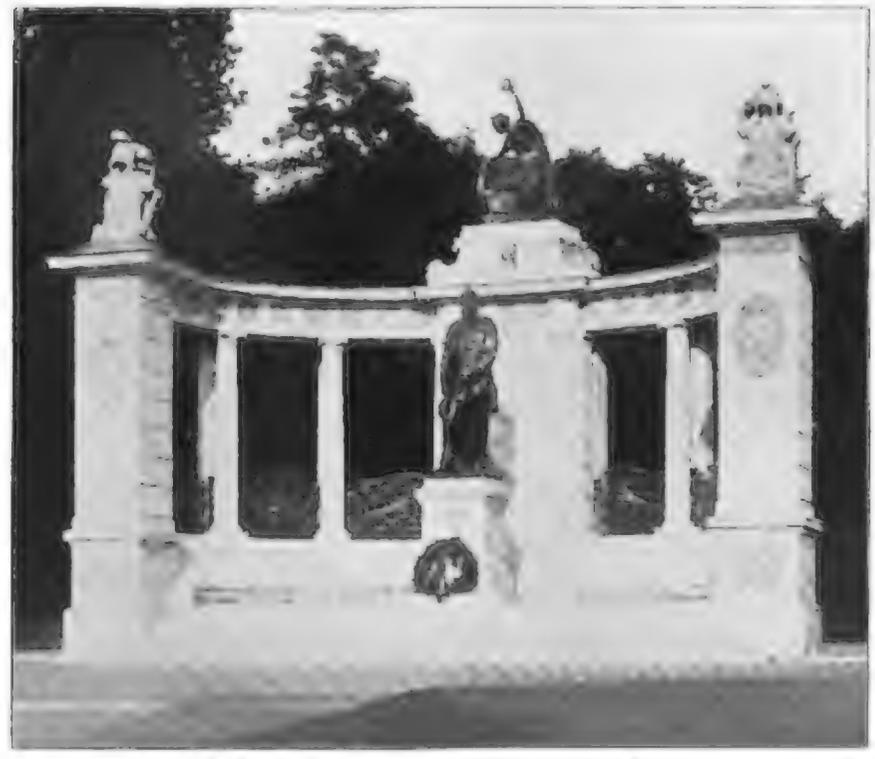
Nach dem Vorgange amerikanischer Städte ist nun auch in Frankfurt, und zwar in Trebsen, ein Fernheizwerk errichtet und in Gebrauch genommen worden. Das Trebsener Fernheizwerk ist in einem stattlichen, auch äußerlich ansprechenden Holzgebäude untergebracht. In den Kesselanlagen erzeugte heiße Wasser wird mittels Pumpwerke durch Hochleitungen dem feindlichen Schloß, im Winterabgebunden, dem Postamt, den Museen und andern Gebäuden zugeleitet.

**Coltenschan**

- Minnie Corsetti-Raffli, geb. Coper, und Kompositoren, 30 J., 7. Juli, Wien. — Ministerialrat Julius von Fauler, Direktor des ungarischen Staatslotteries, 62 J., 2. Juli, Buda-Pest. — Reichsgerichtsrat a. A. Dr. Viktor Stenglein, Herausgeber des „Rechtswörterbuch“ und der „Deutschen Juristenzeitung“, 78 J., 2. Juli, Regensburg. — Gali Ganem, Führer der jüdischen Partei, 67 J., 1. Juli, Paris. — Ministerialdirektor Dr. Ludwig von Wärfel, vormaliges Mitglied der Anlaufkommission der dort. Staatsgalerie, 78 J., 1. Juli, München. — Prof. Hippolyte Renard, der. Geologe, 81 J., 2. Juli, Genéve. — Generalmajor Anton von Wärfel, vormaliges Kommandant der 13. Feldartilleriebrigade, 68 J., 11. Juli, Stuttgart. — Rechtsanwalt Benjamin von Kallias, 64 J., 12. Juli, Wien.

**Zur Beachtung!**

Am 4. August findet in Berlin auf Einladung der deutschen Regierung eine Konferenz zur internationalen Regelung der Funkentelegraphie statt, der Teilnehmer von Österreich-Ungarn, Italien, Russland, Frankreich, Spanien, Nordamerika u. s. w. beizutreten werden. Sonderboten werden England keine Vertretung zu den Beratungen erlaubt, die vorzugsweise auf die Frage der Gleichberechtigung der Funkentelegraphensysteme im Weltverkehr erstredet werden. Über die derzeitige Lage der Funkentelegraphie veröffentlichen wir in der nächsten Nummer einen ausführlichen Aufsatz, aus der sich die Bedeutung dieser internationalen Konferenz an der Entwicklung der deutschen Funkentelegraphie 1903 heraus an mit tätig geworden ist.



Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg. Von Ferdinand von Miller

# Über Land und Meer

III. 44



Bild R. Krumm, Zürich      Postkutsche vor dem Hüblihospi      Blick auf Chösis mit der Via mala  
 Kollidbrücke über die Hübliesschlucht im Schynpass      Cirlenhospi am Kreuzungspunkte der Routen Chur-Jüller und Chösis-Hübliapass      Entwässerung der Bahn in der Schlucht zwischen Bergen und Dreda  
 Blick auf Dreda am Eingang des grossen Hübliatunnels      Umwälzungshäuser und Hebetunnels unterhalb Dreda

Die Hübliabahn (Curt S. 978)

Briefmappe

Dr. H. in Dr. Kurz der Nechthalt wird Ihnen...
Blumenliebhabern in Salzburg...
Der Pfiff Reiter bin ich genannt...

18000 Einwohner, außerdem besteht eine Klasse für...
besonders hohen Hochwasserständen...
Das hiesige Technikum zu Sternberg...

Eingegangene Bücher und Schriften
(Besprechung einzelner Werke vorbehalten...
Kanonikalfach von Kitzler...
Bibliografie der Orientalistik...

Moment-Aufnahme mit Goerz-Anschütz-Klapp-Camera
Objektiv: Goerz Doppel-Anastigmat...
Neben- und Hauptobjektive...
Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften...

TOLA SEIFE
Berlin W. 30, Altonenstr. 12.
Vorbereitungsanstalt von Dr. Dr. Fischer...

Vegetabilisches Kopf- und Haarwasser
PHILODERMINE
von F. WOLFF u. SOHN KARLSRUHE
Ist das Beste aller Haarwasser!

PHILODERMINE
Stärkt und reinigt den Haarboden und verhindert die Schuppenbildung.
Goldene Medaille Paris 1900.
Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften...

Bingen a. Rh.
Rhein. Technikum für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Prüf. frei.

Korpulenz
Fettleibigkeit ist Zerstörung und Gefahr...
„Graziana“ ist die Lösung...
Otto Reidel, Berlin SO. 9.

Trinke zu Hause
ein Glas Runderwasser mit fünf Tropfen...
ein Glas Runderwasser mit fünf Tropfen...
Näheres durch das Runder-Typet in Frankfurt a. M.

LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT.
Illustration of a woman and child.
Babestation Schmiedeberg...
Vorzug: Erfolge bei Gicht, Rheumatismus, Nerven- u. Frauenkrankheiten...

MARIENBADER RUDOLFSQUELLE
NATÜRLICHES GICHTWASSER
ZUR HEILUNG von GICHT, RHEUMATISMUS, NEURALGIE, MIGRAINE, BRONCHITIS, ASTHMA, COPPERUS, GRAVIDITÄT, MENSTRUATIONEN, KOPFSCHMERZEN, NERVENLEIDEN, HEMORRHOIDEN, ERGÄNZUNG DER NÄHRSTOFFE...

Bildschön
Ist ein zartes reines Gesicht mit rosigen, jugendlichem Lächeln...
Steckenpferd-Altenmilk-Seife von Bergmann & Co., Redebul- Dresden...

Ein Sensations-Instrument!
NEU! DAS TROMBINO
Sie blasen ohne Unterricht und ohne Notentrichtung...
„Das Trombino“...
Heinrich Kertész, Wien, L. Fleischmarkt Nr. 18-L.

HOTEL KITZBÜHEL
Ritzbühel, Tirol, 800 M. über d. M.
Beliebter klimatischer Höhenkurort mit dem als sehr heilkräftig bekannten, vielbesuchten Mineral-Moorbad Schwarzsee...
Ritzbühel, Tirol, 800 M. über d. M. Beliebter klimatischer Höhenkurort mit dem als sehr heilkräftig bekannten, vielbesuchten Mineral-Moorbad Schwarzsee...







90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1912—1913  
 Größtenteils jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 80 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ohne Beleggeld

## Heimkehr

Erzählung  
 von  
 Otto Hödler

**V**erwüstet der Strand, niedgerissen die Badehütten, weit hinweggeschwemmt die lustigen Verbindungsstege: bis tief in die Dünen hinein hatte die Sturmnacht den Bogenprall entfendet. Nun, da am Himmel zwischen ungestüm dahinjagenden Wolkenseken die Morgenröte aufstieg und die schwerrollende See tintenschwarz erscheinen ließ, hatte sich die Bevölkerung des Fischerdorfes an den Strand hinausgewagt. Alt und jung standen sie untereinander, wortlos und verschlossen starrten sie auf das unter den wütenden Streichen der immer neu auflebenden Windsbraut wild sich bäumende Meer; lauter stämmige Männer in warmen Flaumkitteln, die flatternden Tuchspizeln um das Kinn geschlagen, im Munde den unvermeidlichen qualmenden Ralstummel.

Gottilob! Keiner vom Dorfe hatte über Nacht draußen geweilt — zu seinem Glück, denn schwerlich hätte ihm sonst einmal ein Ruheplatz zugeschaukelt zu werden brauchen auf dem engen Friedhofe, dessen Kreuzlein und Gedenksteine über den niedrigen Bretterjaun zur Düne herunterblinkten. Anders war es nicht so gut beschieden gewesen, das zeigten die vielen Holztrümmer an, die das Meer auf den Strand warf, um sie mit neuer Wellengewalt von ihm wieder loszuwaschen. Da mochte manche brave Teerjacks in der rabenfinsternen Nacht mehr Salzwasser als belämmlich geschluckt haben — aber das war nun einmal Seemannslos, und von den eben in heller Erregung in die Meeresweite starrenden Fischern starben sicherlich die wenigsten im warmen Federbett. Der treibenden Schiffstrümmer wegen hätte es sich wahrlich nicht verlohnt, hinter der warmen Ofenede hervorzukriechen, wo sich die aufgedrungene Raft so köstlich und behaglich saul verträumen ließ. Der stolze Viermaster erregte die Aufmerksamkeit der Fischer, der weit draußen am Eingang der muldenförmigen Bucht vor dem Winde lavierte, alle Segel bis auf die Sturmklappen gereißt hatte, bald unter den hochgetürmten Wasserbergen verschwand und dann wieder auf gischtgefrönter Wellenspitze himmelhoch stieg.

War jaust kein häufiges Ereignis, einen fremden Wimpel über den Wasserten der ihrer Riffe und Sandbänke halber verschrienen Bucht zu sehen, deren vielfach gewundene Fahrtrinne genau zu kennen sich nur die Minderzahl der Eingeborenen rühmen konnte. Wer von diesen sich bei solchem Unwetter im schwanken Fischerboot den Eingang zum schirmenden Hafen mit heiler Paul erwartete, kam sich schon wie ein Held vor. Nun gar mit

solch gewaltigem Ueberseeelasten die Einfahrt gegen Sturm und Bogenprall ertroyen zu wollen, das erschien den in immer noch wachsender Erregung Gaffenden wie heller Wahnsinn. Es mußte einen schlimmen Ausgang nehmen, darüber waren sie

sich alle klar. Einer von der Inselbevölkerung konnte es nicht sein, der das Steuer führte; von denen waren zurzeit nur wenige unterwegs, die waren auch nicht sonderlich „berühmt“ und fuhren auf deutschen Volksschiffen oder dienten in der



Vorbildung des (1911) (1911) in Dresden.

Rothköpchen. Nach dem Gemälde von M. Wunsch

Marine, der Viermaster draußen aber zeigte im Top das Sternenbanner der Union. Was konnte solch smaragder Panzer auf der von allen Naturreizen entblößten fargen Nordsee sein, die ihren Eingeborenen kaum ein dürftiges Auskommen bot?

Ab und zu ging ein verhaltenes Murmeln der Bewunderung durch die Reihen.

Ein Teufelskerl mußte es sein, der das Steuer auf dem Schiff regierte. Meistlich gewann er dem Wind einen Faden um den andern ab, rückgleich wurde volles Leinen ausgelegt, das schimmerte im grauen Tag wie eines Riesenschwans Gefieder. Dann blies und stieß der Sturm und legte sich in die Segel, und wie das Schiff voranschob, sich hoch aufblähte und gleich darauf in die gleich einem Trichter aufgewühlte Meerestiefe hinunterboberte, da flatterte auch seine Handbreit Leinwand mehr. Mit des Ozeans tiefen Atemzügen hob und sank das Schiff, mit den Wellen wie verwaschen und doch immer auf der Lauer, um im rechten Augenblick unter dem Druck des Steuers in kurzer Kurve an den starrenden Felsengängen der Bucht vorüberzufahren.

Unter bellommendem Schreien hatten die am Strande das tollkühne Manöver mit den Wägen verschlungen. Nun standen sie wie im Traum, rieben sich die Augen und blinzelten einander zu. Der Männer staunende Erregung teilte sich den halbwüchsigen Juben und Mädchen mit; die waren ja alljährlichen Fischerkinder und kannten jene gefahrstarrere Stelle wohl, wo sich unter dem Wasser die Felsen zusammenschoben, so daß nur eine ganz schmale Fahrerinne übrig blieb, die schon bei ruhigem Seegang mit bänglich klopfendem Herzen genommen wurde, geschweige heute, wo alle Teufel auf dem Wasser tanzen, und obendrein von einem fremden Schiff, das keiner kannte; es war einfach unbegreiflich und sicherlich nicht geheuer.

„Nur einen kenn' ich, der hätte es auch getan!“ brummte einer der ältesten Fischer und schob dabei die Kalkpeise von einem Mundwinkel in den andern. „Kap'tan Schilling, wißt ihr, aber der hockt seit einem halben Menschenalter im Stuhl und regt die Glieder nimmer; traf ihn zu hart, als sein Vetter, der Gänther, Salzwasser schlucken mußte. Wißt ihr's noch? Renterte mit seinem jungen Weibe vier Wochen nach der Hochzeit.“

„Wollte es dem wilden Klaus nachtun,“ fiel ein gleichalteriger ein, „hätte die Hand davon lassen sollen, war nicht besser als wie Fischer alle. Der Klaus freilich hatte es von seinem Vater, ist ja fremdes Blut, der Kap'tan hat auf die Insel nur hereingeiratet.“

Ein dritter trat an die Gruppe heran. „Das muß schon lange her sein, ich ging noch in die Schule damals.“

„Heut auf den Tag fünfzehn Jahre,“ sagte der erste wieder, nachdem er sich beonnen. „Gob's nicht Nord und Totschlag damals? Das Mädchen stand zwischen den Brüdern, war dem Klaus versprochen und verriet ihn dann um den jüngeren, nicht?“

Der Alte nickte. „Aehnlich war's. Aber genau ist's heute auf den Tag fünfzehn Jahre, daß er durch die Lappen gegangen ist, der wilde Klaus.“ Er winkte die in einer Sondergruppe stehenden Jüngeren heran. „Wer von euch weiß es noch? Drei, vier vielleicht, die damals schon Männer waren, mehr nicht; die andern all schon hinüber, lauter Nachwuchs sonst. Das Grobzeug dort lag noch in den Windeln, und ihr Männer von heut waret noch nicht trocken hinter den Ohren. Der Stiene war es damals böß verbadt worden, ein jeder meinte, sie wär' wunderbar glücklich mit dem Klaus. Ihr wißt doch noch, sie war des alten Lehrers Tochter, des Peterjen; er war lahm und stieße durch die Wellen, und getrunken hat er auch. . . Na ja, da war er eines Tages tot, und die Stiene war mit der Erla ganz allein; die war damals man 'n lüttiges Ding, fünf Jahr alt, nicht mehr, nun ja, da nahm der alte Kap'tan die beiden zu sich ins Haus. Die Stiene war ja schon so gut wie seine Tochter, und für die Kleine zu sorgen war ihm Christenpflicht; er war immer 'n ansändiger Kerl, das muß man sagen, war

aber doch gefehlt. Das war so. Der Klaus war mit seines Vaters Bartschiff nach dem Norwegischen herauf, eine Fracht Holz zu holen, und mittlerweile war der Gänther heimgekommen vom Seminar; war doch statt des Vaters der Stiene Lehrer geworden hier bei uns, da waren sie täglich beisammen, und der alte Kap'tan war unerbittlich stolz auf den Jungen, den Gänther. Klug snaden hat er freilich können, und so 'n häßlicher, weiblicher Kerl war er auch, glatt und rund — das muß du doch noch all wissen, Jens, wir schimpften ihn nur noch den Professor.“

„Wer 'n höllisch feiner Kerl, und 'n Racker auf die Weiber, die war'n wie toll, weil er sich so erbaulich ausdrücken konnte. Ich hab' ihn nicht gemocht, der Klaus war mir lieber.“

„Wie kam's denn weiter, Vater Willings?“ fragte der Jüngeren einer.

„Ging der Tanz los, als der Klaus zurückkam, kann's euch versichern, Jungen, es war ein höllischer Spettakel. Die Eltern hielten mit dem Gänther, war von jeher ihr Liebungssohn gewesen, nun hatten sie's abgemacht, daß schnell Hochzeit gehalten werden sollte, noch eh' der Klaus vom Nordland heimkehrte; aber am Tag vor der Hochzeit war er wieder da, und nun ging der Tanz los. Vom Altar weg hat Klaus noch die lüttige Dirn reißen wollen; sah nach Nord und Totschlag aus, sage ich euch, und gegen den eignen Vater stellte sich der Klaus; war Blut von seinem Blut, so hitzig und heiß wie nur der Alte je, und eine Kraft, sage ich euch, der nahm's mit dem Teufel auf. Und wie er nun, rasend vor Zorn und Horn, wider seinen Vater die Hand erhebt, und der ihm mit geballter Faust gegenübertritt, den schrecklichen Fluch auf den Lippen, da brach auch der Klaus zusammen wie vom Bliz gefallt, und in derselben Nacht noch war er verschwunden, in die weite Welt gegangen, ober ins Wasser, das weiß der Herrgott allein, keiner hörte wieder von ihm.“

Einer im Kreise stieß den Alten an und deutete verstoßen auf eine Gruppe junger Mädchen, die langsam näher kam. „Stienes Schwester ist dabei,“ raunte er, „sei still, die Dirn besonnt' gleich mit dem Heulen, hört sie von ihrer Schwester reden.“

Sie verstummten und ließen die Mädchen an sich vorüber. Als diese dann in der Höhe des Dänenbügels das Schauspiel draußen besser verfolgen zu können, sprachen die Männer gedämpft weiter.

„Ein schnurrig Ding, wißt ihr's?“ wisperte ein junger Fischer, von dem die Rede ging, daß er sich lange vergeblich um die schlank, schöne Erla beworben. „Der neue Lehrer bringt sie ins Geschrei, gerad wie bei ihrer Schwester, meint ihr nicht, Vater Willings? Daß wir immer so junge Lehrer kriegen, eine Schande ist's!“ Ingrimmig verzog er das häßliche, gedunene Gesicht.

„Sie hält' dich auch ohne den Lehrer nicht genommen, Jung,“ bemerkte Willings unter der verständnisvollen Gellerkeit der Umstehenden. „Unsern neuen laß man aus deinem gottlosen Maul, Binner, das ist 'n christlicher Mann, ein guter Mann. Und warum soll er die Erla nicht freien, he? Sie ist mannbare. . . laß schau. . . fünf Jahr damals. . . und fünfzehn. . . richtig, zwanzig Jahr ist sie alt. . . Ei, wie die Zeit vergeht!“ fuhr er behaglich fort, so gut zu sich selbst wie zu lässigen Zuhörern sprechend. „Ich seh' sie noch. . . man so groß“ — er bückte sich und deutete mit der Hand erdwärts. „Unzertrennlich war sie vom wilden Klaus; lag der vor Anker verstaubt, saß sie immer in seinem Ruderboot, war 'ne mutige Dirn; aber seit selbigem Nachmittag, wo des Kap'tans Kutter niederging mit ihrer Schwester drinnen und dem Gänther. . . Es war der schwächste Fischkutter, der je vor dem Wind gesloren ist; ich sage euch, der Kap'tan war höllisch stolz auf ihn, er und sein Klaus regierten ihn allein, da war kein Wetter zu böig, die beiden zwangen den raschen Segler zum Hasen. . . Der Gänther wollte es nachtun, war aber sein Bruder nicht, war eben kein Schifferblut in ihm. Du lieber Gott, gegen heute der reine Sonnenschein, eine steife Brise vom Wasser her, und die Wellen lodten. . . nun

ja, weiß noch wie heute, da am Strand stand der Kap'tan, guckte sich die Augen aus dem Leib, winkte und schrie dem Gänther zu, wie er's machen sollte, als ob er ihn hätte hören können, und als es dann den Rasten wider den Felsen warf und die Planken trieben, da brach er nieder, und seitdem ist er lahm! Eine Schande ist's, solch ein Riesenterl und nun ein Wrack!“

Das schlankste Mädchen mit dem krausen Blondhaar und den sinnigen Weichsingen im bleichen Gesichtsbowl hatte sich von ihren Gefährtinnen gelöst, war näher an die Männer herangetreten und hatte auf des Alten Erzählung mit bewegtem Mienspiel gelauscht. Nun trat sie mit tränen-schweren Augen an ihn heran und faßte ihn zutraulich beim Arm:

„Vater Schilling schick mich, sie haben ihn von dem Schiff draußen in der Bucht erzählt, und nun kennst er sich vor Erregung nicht aus. Drei Nächte hintereinander hat er von seinem Sohne Klaus geträumt, keiner als der könne durch die Klippen steuern, meint er nun.“

Der Angesprochene hatte sich wieder nach der Wasserant gemendet und eifrig ausgepöht. Nun nickte er eifrig.

„Der Kap'tan hat recht!“ rief er und nickte wieder. „Ist der wilde Klaus nicht tot, dann trägt ihn und keinen andern der Schiffsboden dort. Aber wie soll's nur möglich sein nach so vielen Jahren! Sag einmal, Erla, kannst du dich noch auf ihn besinnen, gar nicht, was?“

„Ich seh' ihn vor mir stehen, als ob es gestern zum letztenmal gewesen wäre, daß er auf starkem Arm mich vom Boot nach dem Strand getragen,“ entgegnete das Mädchen, und dunkle Röte durchflammte ihre zarten Äste. „Vater Schilling meint, heute und an keinem andern Tage kam sein Sohn zurück, heute vor fünfzehn Jahren hat meine Schwester Hochzeit gemacht.“

„Das weißt du doch noch, hast es treu behalten; aber so heul doch nicht, närrische Dirn, warst ja noch so jung damals, und die Schwester ist gut aufgehoben.“

„Datum mein' ich nicht!“ entgegnete das Mädchen herb. „Aber mich brennt's, daß meine Schwester den Klaus frieblos gemacht, ihn aus der Heimat getrieben hat. So jung ich damals auch war, ich habe ihn in meinem ersten Schmerz gesehen und weiß genug.“

Der Alte hatte kaum auf ihre Worte geachtet. Unablässig hatte er hinaus auf die lodende See gestarrt. Nun fuhr er mit einem Ausruf äußerster Ueberraschung herum. „Und der Klaus ist's doch, kein andrer sonst!“ rief er. „Das macht ihm keiner nach, schaut nur, schaut!“

Den andern brauchte er das wahrlich nicht anzubefehlen. Die standen mit offenem Munde und starren. Ihre geschärften Wäde hatten es ganz deutlich empfunden, wie von dem Viermaster, der inzwischen hinter den ragenden Klippen in das ruhige Wasser eingebogen war, die Ankerketten herunterfielen. Im sicheren Port, wenn auch gleich einem ungebürdigen Füllen an der stählernen Fessel auf und nieder steigend, lag das Schiff.

Nun wurde von ihm ein schmales Boot ins Wasser gelassen. Mit atemloser Spannung verfolgten die Harrenden das Treiben der dunkel vom Horizont sich hebenden Männergestalten an Bord des Schiffes. An haardünn scheinendem Seil ließ ein einziger sich in die Ruffschale hinunter, die auf den sprühenden Wogen tanzte.

Gleich darauf flatterte auch schon ein winziges Segel auf. Weit ab vom Schiffe lenkte der Mann mitten hinein in den brandenden Gisch, auf und nieder, verberbenumspröht und doch von stahlharter Mannesaufsteterei vor dem Winde gehalten, gerade wieder in den Lauf der Fahrerinne hinein und dann auf dieser entlang dem Lande zu.

Eine Stunde langem Zuwartens verstrich abermals.

Fuß um Fuß lämpfte der Segelnachen, über ihm schlugen die Wellen zusammen, Hartfischen von den Seiten her, preßten und würgten. Aber der im Schiffein saß, hatte ihren guten Weggenossen, den Sturm, zu seiner Fren gezwungen. Bei, wie der Segelstern tanzte, herüber, hinüber, immer die Stürn breit dem Winde zu. In

trauere Zickzackaufe schoß das Boot haaricharf bis zu den Felsen hin, die eben von der hochragenden Wasserflut täuschlich verborgen gehalten wurden. Aber noch im letzten Augenblicke, als die Windsbraut schon schadenstroh aufbeulte und die Wasser im letzten triumphierenden Vorstoß ihr ihnen sicher verfallenes Opfer vollends zum Verderben schleudern wollten, flog der Segelstehende wieder herum, und wenn das Boot auch unter der Wucht des rasend blasenden Orkans sich tief zur Seite neigte, im nächsten Augenblicke richtete es sich wieder schlanke auf und letterte an just

bei solchem Wetter landju Kurs zu halten, und so oft sie es auch selbst probiert, immer hatten ihnen die dicken Angsttropfen auf der Stirn gestanden, und ein dumpfes Gefühl hatte sie gewiegt, als ob der bleiche Tod ihr Bootgenosse und nur von seiner Puld es abgegangen, ob sie wieder festen Boden unter den Sohlen spüren würden.

Der aber dort im Schiffslein saß und steuerte, verlachte die Gefahr, er suchte sie auf und spielte mit ihr, statt sie zu vermeiden. Immerzu segelte er in des Verderbens weit offenen Schlund, und

Er hatte die Hand muschelförmig an den Mund gebracht, und immer von neuem schrie er aus Leibeskraft durch den Wogenbraus, um die Aufmerksamkeit des kühnen Seglers zu erwecken.

„Boot ahoi — Klaus Schilling — wilder Klaus — trieb es dich in die Deimat zurück?“ Aber er hatte gut rufen. Schon die nahebei Stehenden hörten ihn kaum, geschweige der noch mitten in der Brandung Treibende, wenngleich dieser dem Lande schon so nahe gekommen war, daß ein Steinwurf ihn hätte erreichen können. Von einem zum andern schritt Billings, lebhaft



Ein trüber Tag. Nach dem Gemälde von Max Schilling

derselben Woge bis zur Spitze, die ihm zum nassen Grabe hatte werden wollen.

Näher und immer näher heran kam das Boot. Mit sieghafter Beharrlichkeit segelte es seinen gewundenen Kurs landeinwärts.

Nun konnte man den einzelnen im Boote schon erkennen. Ein breitschulteriger, schwarzbärtiger Mann. Wie aus Stein gemeißelt saß er, nur die Hände spielten mit den Segelleinen. Ein kurzer Auck, und das Boot gehorchte gleich einem edlen Renner, beugte und duckte sich, setzte an zum weitausholenden Sprunge, schoß in die Tiefe und tauchte gleich einer badenden Ente wieder auf.

Oft stand den Männern am Strande das Herz still, und der Schrecken lähmte ihre Lippen. Sie wußten es alle, daß es um das Leben ging,

hatte dieses ihn beinahe schon gepackt, wirbelte er das Boot herum, daß es kreiselgleich auf den empörten Wellen schwirrte, und gleich darauf war er dem Lande doch wieder ein Stück näher gekommen.

Vater Billings konnte sich nimmer vor Erregung; seine steifgewordenen Knochen schlackerten, und die plumpen Füße tanzten ordentlich auf der Stelle. Nun haschte er nach der Hand des neben ihm stehenden blonden Mädchens. Mit der weit ausgestreckten Rechten wies er auf das nahe herangekommene Boot.

„Mädel, das ist der Glückstag, wahrhaftig, es ist der wilde Klaus. Wie sein Vater schaut er drein, als der noch zwanzig Jahre jünger war. . . Holla ho, Schiff ahoi!“ schrie er mit voller Lungenkraft.

gestikulierend und auf den Segler draußen deutend.

Seine Erregung hatte sich auch dem lieblichen Mädchen neben ihm mitgeteilt. Zuerst war Erika ungeschlüssig gewesen, ob sie nicht stüchtigen Fußes zum Hause ihrer Pflegerinnen zurückeilen und ihnen die kaum glaubliche Kunde schleunigst berichten sollte. Aber dann überwog doch die Spannung in ihr. Mit unterwandten Blicken starrte sie auf den reckenhaften schwarzbärtigen Mann, und wie ein Schauer überkam es sie, je näher er den schwanken Nachen zum Lande zwang.

Daheim in der Eltern Schlafstube hing ein Bild, das den sagenhaften Holländer darstellte, wie er nach ruheloser, unsteter Wanderung über die Wasserrüste nach sieben langen Jahren

endlich zum Hafen lenkt, düster, schwer tragend an seines überharten Schicksals Riesenbürde, aber trotzig, ungebogen, stählen die Züge und marmorhart die Stirn. Der da im Boot saß und seinen Blick für die am Strande harrten Männer übrig hatte, sondern fallensgleich den springenden Wind belauerte und unablässig die Segelrinnen spielen ließ, war dem Wilde unheimlich gleich. Nun entsann sie sich auch, wie Vater Schilling einmal scherzend gemeint, die Mutter habe in der Stadt das Bild gesehen und erstanden, weil es ihm so ungemein ähnlich gesehen habe; und nun war es der in voller Manneskraft Heimkehrende, der des friedlosen Holländers Rüge trug.

Da schnürte ein banges Weh des Mädchens Derg zusammen, sie wußte selbst nicht warum. Aber in ihrer Seele erwachte eine Not, die ihr die blanken Tränen herabpreßte, und jagend schoß es ihr durch das junge Hirn, daß sie heute zum erstenmal die große Schwester völlig begriff, die den stolzen Bruder an den sanften verraten hatte. Sie hätte den trotzigen Mann dort auch fürchten müssen; hatte doch schon der bleiche Holländer dabei auf dem Wilde ihre Einbildungskraft erhitte und sie bis tief in ihre Träume hinein verfolgt. Und wie sie noch sann und dachte, da ging ihr auch schon ein banger Schauer durch die Glieder, und in ihrem jungen Herzen schrie es so verzagt auf, als sei es das Schicksal selbst, das eben über knirschenden Sand mit dumpfem Ruck zum Ufer stieß.

Gelassen, als ob es sich um eine Alltagsfahrt gehandelt hätte, sprang der Ankömmling vom Boot ins knietiefe Wasser, stampfte mit den schenkelhohen Seemannsstiefeln hindurch, den Nachen hinter sich an der Fiangschnur. Nun wickelte er diese bedächtig um den nächsten Pfahl, knüpfte den Seemannsnoten und wendete sich vollends zum Strande.

Da erst schien er die stattliche Ansammlung zu gewahren. Aber in seinem männlich schönen, düstern Gesicht regte sich keine Muskel. Gelassen streifte sein fallenscharfer Blick über das Häuflein der in schweigender Erwartung Stehenden.

Musternd schritt er an den nächsten vorüber. Dann nickte er dem Alten mit dem flatternden Weißhaar kurz zu. „Na, Willings, guten Tag auch,“ sagte er in tiefem Bass, „abgetaktet und im Winterquartier, was? Mann, bist höllisch alt geworden, sonst aber hast du dich nur wenig verändert.“

Der Angesprochene stand in großer Erregung. Er hatte die Hände des andern erfasst und schüttelte sie lange.

„Wirklich und wahrhaftig der wilde Klaus!“ rief er und schaute stolz in der Runde umher. „Sag! ich es euch nicht . . . Klaus oder der Teufel . . . kein andrer mach's ihm nach. Junge, laß dich betrachten, — ist es die Möglichkeit! Da steht er heil und gesund, der Milchbart von damals, schwarz und verbrannt, man möchte sich fürchten! Ho, ho, dein Alter wird tiefen, das hast du prächtig gemacht.“

„Das da?“ fragte der Heimgefundene zurück, indem er geringschäßig mit der Achsel nach der brandenden See deutete. „Das Wasser ist 'n bißchen unruhig heute, ja, aber wozu lernt man segeln?“

Er hatte mittlerweile einige andre entdeckt, die ihm bekannt schienen, die mit ihm jung gewesen und nun schon alt und verwittert im harten Berufe geworden waren; bleicht die See doch frühzeitig die Haare und welkt die Haut.

Nun umdrängten sie ihn, und es gab ein gewaltiges Händeschütteln und Befrage. Klaus Schilling lachte nur dazu, war nicht übermäßig freigebig in seinen Händedrücken, hatte so was Ueberlegenes in seinem ganzen Auftreten, wie eine rechte Herrennatur, und tat nicht anders, als ob er eben von einer Spazierfahrt zurückgelehrt sei.

„Kommt heute abend zum Krüger; ist's der alte Kohl noch? Nein, der ist tot? Was, der rote Heinrich, des Schneiders Aeltester, hält den Krug? Na, um so besser, den kannte ich früher gut! Aber nun eine Frage für mich! Euch will ich zur Nacht im Krüge Hebe sehen und euch die Rehlen schwenken, so viel und mit was ihr

wollt; aber nun sagt“ — seine Stimme wurde plötzlich belegt — „finde ich die alten Leute noch in ihrem Pause oder schon dort?“ Er wies mit der Rechten nach den Dünenhügeln hinauf, wo der Friedhof lag. „Hun, Willings, bekomme ich Antwort?“

„Die beste, was Vater und Mutter anbelangt; dein Bruder freilich —“

Ein heißer Blick loberte über den Schmahenden und ließ diesen jäh verstummen.

„Von dem schweig mir, an dessen Haus geh' ich vorüber!“ sagte der Heimgekehrte grollend, und unverföhlich feindlich tauchte es dabei vom mächtigen Grunde seiner Augen auf.

Der alte Fischer deutete erst mit der Hand nach dem Kirchhof droben.

„Mit deinem Bruder Wänter magst du Frieden machen,“ sagte er fast feierlich. „Dort trugen wir ihn an einem Tag mit seinem jungen Weib zu Grabe. Sie liegen zusammen bis zum jüngsten Tag. Mit meines Vaters Rutter fuhren sie nieder, war auf den Tag vier Wochen, nachdem sie Hochzeit gehalten hatten.“

In Klaus Schillings ehernem Gesicht regte sich keine Miene. Kein weicherer, verfühlicher Zug milderte den abstoßend finsternen Ausdruck. Er ließ die Augen fragend weiter in Kreise schweifen. Da aber suchte er auch schon zusammen, und sein tiefgebräuntes Antlitz entfärbte sich bis auf die Lippen, während die Linie in großer Erregung nach dem Herzen fuhr.

Sein Blick war auf das schlanke Mädchen gefallen, das sich scheu hinter den breiten Fischerrücken verborgen gehalten hatte, nun aber doch erwartungsoll seinem Blick begegnete.

„Stiene, die Stiene!“ kam es da auch schon tonlos von des Heimgekehrten Lippen.

Durch Sekunden stand er noch wie angewurzelt und schien die liebliche Mädchengestalt mit glühendem Blicke förmlich verflüchten zu wollen. Gleich darauf schnellte er auch schon voran und ergriß mit festem Drucke die beiden Hände der erschrocken Abwehrenden.

„Du bist Erila, der toten Stiene kleine Schwester! So sah sie selbst aus, als ich von dannen zog, und genau so trug ich ihr Bild im Herzen.“

Rauh und ungesüß entzogen sich ihm die Worte. Aber aus ihnen äitterte solch tiefes Menschenweh, daß es das Mädchen erschauernd ansah und sie in unwillkürlichen Mitgefühl wärmer zu ihm aufschaute.

„Du bist also die Erila, mein kleiner Weggenos von damals? Weißt du noch, wie oft du mit mir im Boote fuhrst?“ Er sagte es weich, wie traumverloren. „Hät' nicht geglaubt, daß du schon so groß, so schön und so ähnlich deiner Schwester unlerdes geworden bist!“

„Ich soll ihr viel ähnlich sehen, meinen die Ältern immer,“ sagte sie erötend und setzte beflommen hinzu: „Gute Ältern meine ich; ich lebe bei ihnen, sie nahmen sich meiner an.“

Aber der Heimgekehrte hörte kaum auf sie, sondern schaute sie noch immer an. „Es ist wunderbar, Linie um Linie, bis auf den laubensansten Blick.“ Er sprach es ganz leise und nachdenklich, mehr zu sich selbst gewendet. „Das soll ein gutes Heimkehrzeichen sein, Erila,“ setzte er tönend hinzu.

Er nahm ihr leichtes Erzittern wahr, und plötzlich trat ein weiches, sanftes Rächeln auf seine Lippen, das seinen herrischen Zügen einen ganz andern Ausdruck verlieh.

„Was zitterst du, Kind! Brauchst dich vor dem heimgekehrten Onkel nicht zu fürchten, denn so muß ich mich wohl nennen, was? Sei nicht so scheu wie deine große, tote Schwester, die zitterte freilich auch immer vor dem wilden Klaus, wie sie mich nannten; aber der ist tot, den haben die Wellen verschlungen, und wahrlich, sie hätte nicht vor mir zu zittern brauchen!“

Als sie nur fortfuhr, wortlos bang zu ihm aufzuschauen, setzte er in verändertem Tone hinzu: „Willst du mich wohl zu deiner Schwester und meines Bruders Gräbern geleiten, Erila? Ich möchte erst Frieden mit ihnen machen, ehe ich zu den Ältern heimlehre. Du eilst dann wohl voraus und sagst es dem alten Mann, es wolle einer kommen, der Sehnsucht habe, seine Hand zu fassen.“

Die dicht um ihn gedrängt Stehenden wollten ihn so leichten Kaufes nicht fortlassen. Jeder von ihnen war begierig, ihm zu fünden, was er von seiner eignen Sippe noch nicht wissen konnte. Aber Klaus Schilling hatte eine eigne Manier, sich ihrer zu erwehren. Ein kurzes Aufleuchten in seinen Augen, eine kaum merkliche Handbewegung und auch die Vorkausteten schwiegen und traten zurück.

Klaus hatte des Mädchens Rechte nicht losgelassen. Hand in Hand mit ihr schritt er nun durch die sich rasch bildende Menschengasse dem Dünenhügel zu.

Hinter ihn her steckten sie die Köpfe zusammen. War ein passiger Patron, hochfahrend und kurz angebunden. Segeln konnte er freilich, und ob der stolze Viermaster draußen in der Bucht sein eigen war? Annehmen sollte man es, denn sonst hätte er doch nicht das schmude Schiff über Klippen und Sandbänke zum Hafen führen können, nur um nach langer Zeit der Heimat wieder nahe sein zu dürfen. War's so, dann hatte er freilich draußen in der Fremde sein Glück gemacht.

Aber dumm brauchte man sich darum doch nicht kommen zu lassen, warf Hinier ein, der sich zum Wortführer der Mißvoergnigten und Enttäuschten aufgeschwungen hatte.

Beifällig nickte man ihm zu. Die Mehrzahl der Männer wußte laun, ob es sich überhaupt lohnen würde, sich am Abend im Dorfkrug zusammenzufinden. Zeit hatte man freilich, denn der Sturm hielt an, da war man ohnehin mitten im Feiern, und wären die Groschen nicht so dünn gefät gewesen, hätte man ohnedies den roten Heinrich in Nahrung gesetzt. Nun, man konnte es sich ja noch bis zum Abend überlegen. Jedenfalls gab es jetzt am Strande nichts mehr zu schauen, und die Männer erinnerten sich des beglücklichen Osterwintels daheim, wozu die raube Sturmflut nicht bringen konnte.

Wald lag der Strand verödet, und der heulende Orkan konnte den sprühenden Gischt der schwer sich heranwälzenden Wogen nicht länger schadentrotz in die weitergebräunten Gesichter peitschen.

## II

Aus dem Munde der neben ihm einher schreitenden Erila erhob der Heimgekehrte das herbe Geschick, das seinen Vater betroffen hatte. Wortlang und düster lauschte er dem Bericht. Keinerlei Bewegung sprach aus seinen Zügen.

„Aber meine Mutter ist noch immer tüchtig, ja? Sie könnte nicht leben, vermöchte sie im Hause nicht herumzubantieren, meinst du?“ Er lachte kurz auf. „Daran erkenne ich die gute Mutter! Treue Seele, sie fehlte mir oft in der Sturmnacht, und oft sprach sie von mir und gedachte meiner? Loh'n es ihr der Himmel! Aber mir sagte es allezeit das eigne Herz: eine Mutter kann ja nimmer vergessen. Mein Bruder war freilich immer ihr Liebster. Damals tat mir solche Erkenntnis oft wehe, und all die Jahre habe ich seiner oft im Horne gedacht, weil er's zu meistern wußte, daß aller Herzen sich ihm zuwenden, und nun ich weiß, daß ich einen Toten gehaft und er so frühe schon von seinem Glück hat lassen müssen, da möchte ich ihn auferwecken können, nur damit sie ihn wieder lieb hätten!“

Mit einem tiefen Seufzer brach er ab und schritt stumm weiter, achlos des teilnehmend fragenden Blickes, mit dem ihn die blauen Mädchenaugen von der Seite her oft streiften.

Wortlang blieb er, bis sie das niedrige, schwarzgestrichene Holztor erreicht hatten, durch dessen Lattenstäbe der Blick auf die schmale Sandfläche des Friedhofs fiel.

Ein kurzer Ruck am Niesel, und die Pforte tat sich Inarrend auf. Gleich bei der hölzernen Grabkapelle wölbte sich der Doppelhügel, unter dem der Bruder und sein junges Weib gemeinsam schliefen. Ungleich den schmucklosen Nebengräbern zog sich eine Steinumfassung um den Hügel, und darauf war eine Grabtafel mit dem Namen schon stark ausgewaschenen Goldbuchstaben beschriftet.

Das Mädchen beugte die Kniee und strich zärtlich über den dichten Efeu, der gleichmäßig den



Clirshaus in Bourneville  
Privathaus in Bourneville  
Strasse in Bourneville

Heinrichs-Schule in Bourneville  
Vorstadthäuser von Bourneville  
Amerikanische Gartenstadt aus der Vogelschau

Gartenstädte (Cont. S. 990)

Hügel deckte und auch die entblätterten Kronen der schlankegenden Rosenstämme wir umstrickte. Klaus Schilling hatte den dreiträndigen Sturmhut aus der Stirn gerückt. Nun stand er mit verschränkten Armen und starre schwerig auf das neben ihm knieende Mädchen, von dessen blondem Scheitel das schäumende Kopfschiff gefallen war und auf den nun ein verirrter Sonnenstrahl süchtig niedergrüßte, um gleich darauf wieder hinter den frieblos jagenden Wolkenmassen zu verschwinden.

Zu einer Ewigkeit hatten sich die Jahre gestaut, die Klaus fern von der Heimat gehalten hatten. Vertraut mit der Gefahr und sie verachtend, hatte er rastlos die Weltmeere durchgemessen und im unausgesetzten Kampfe mit der Mißgunst der Elemente das Einst seiner Jugend völlig vergessen gehabt. Und wie er nun auf dieser magern, reißlosen Erdscholle stand, da schrumpfte die Ewigkeit seiner Wanderjahre zu weissen Traum zusammen. Dort hatte Stiene an ihres Vaters Grabe gekniet, nur zwei Schritte trennten ihn vom Hügel, und nun deckte sie selbst so lange schon der Hasen, und ihr flatterhaftes Herz war still geworden. War's denn wirklich schon so lange her? Oder hatte er nur geträumt? Wenn er nun die Augen aufmachte, dann sah er in Stienens Liebes, lässes Gesicht und spürte ihren Händedruck.

Wie sein törichtes Herz sich zusammenkrampfte und die lange schon vernarbt geglaubten Wunden wieder bluteten! Wie hoffnungslos die Erkenntnis ihn niederdrückte, daß all das Heimweh langer Jahre in ihm nichts gewesen als die Sehnsucht nach dem Weibe, das er lieb gehabt. In seinem vielbewegten Leben gab es nur einen Ruhepunkt: jene kurze Zeit bräutlicher Liebe, voll von löstlicher Zukunftshoffnung und seligen Träumen, und nun er gekommen war, um nur noch ein einziges Mal in die untergegangenen Liebessterne schauen zu dürfen, stand er an einem Hügel, und wie seine Liebe war auch sein treuloses Lieb nur noch ein wesenloser Traum von gestern, war wie die Flamme erloschen und wie der Wind verweht.

Vom Strande her donnerte die Brandung, und heulend strich der Wind über den stillen Kirchhofrieden. Aber die in ihm schliefen, fragten nichts mehr nach dem lauten Lärm der Welt. In dem düstern Manne regte sich ein Verlangen, sich zu den stillen Träumern legen zu dürfen. Eine Saite war in seinem Herzen gesprungen, die noch vor einer Stunde mächtig in ihm gellungen, zu jeder seiner Gemütsbewegungen getönt, bald im Horn machtvoll gerauscht und bald im ungeheuren Trange heißer Sehnsucht voll süßer Schauer geklagt hatte. Nun war sie gesprungen, und mit der aufstrebenden Ungewissheit langer Jahre war auch die Hoffnung gestorben. Er hatte es sich nie eingestehen wollen, daß nur diese ihn all die Jahre aufrecht erhalten. Nun wußte er, daß er immer noch auf ein Wunder gehofft, das ihn in die Heimat zurückführen und die Geliebte aus sonnigen Jugendblagen ihm neu schenken würde.

(Fortsetzung folgt)

### Das Barometer

Man schaut dem Wetter eine Seele Und gab ihm auch ein Angesicht, Dass es mit klärlidem Bericht Nicht die geringste Regung hehle.

Seitdem kann jedermann es lesen, Ob Donner droht, ob Sturm, ob Schnee, Ob bald der Himmel heiter steh'. Von schwerer Calamität genesen.

Doch was bestimmt die Zeigergänge Der kluggebauten Wetteruhr? Ach, niemand bringt uns auf die Spur Der wirkungskräftigen Uranfänge.

Wir tasten überall Verstecktes. Es sei des Wetters Rätselreich, Es sei die Seele, das ist gleich: Der letzte Grund ist ein Verstecktes.

Ernst Willeh

## Gartenstädte

Von  
Hans Ostwald

(Zu den Bildern Seite 944)

Die Kulturtenenz der letzten Zeit war, Großstädte zu schaffen — Großstädte mit gewaltigen Mengen von Einwohnern, mit einer Anzahl von Straßen, die niemand alle miteinander kennen kann, mit zusammengebrängten Wohnungen und mit all den Uebeln, die solcher Massenanhäufung anhaften. Die letzten Jahre haben einen Rückschlag gebracht. Der Zentralisierung folgt jetzt bereits die Dezentralisierung. Die Großstädte breiten sich zwar immer noch aus, ihre Bevölkerungszahl steigt noch unaufhaltsam, aber zugleich melden sich die Anzeichen einer neuen Zeit: ganze Viertel werden zu Geschäftsvierteln umgebaut, wie das Berliner Konfektionsviertel am Hausvogteiplatz. Die Wohnräume verlegt man in eine andre, gesündere Gegend. Und viele Fabriken verlassen den teuren Boden der Großstadt ganz. Draußen im freien Lande, in den Tälern und kleinen Städten finden sie Baugrund für ihre Fabriksäle, für ihre Werkstätten und Laboratorien, der weit billiger ist als der Großstadtboden und nicht so viel Kapital festlegt. Auch die Arbeitskräfte sind da draußen meist billiger, denn dort braucht der Arbeiter nicht so hohe Miete zu zahlen, er lebt meist einfacher und wohlfeiler.

Das alles spielt im Kampfe um den Weltmarkt, im Kampfe um ein großes Absatzgebiet eine wichtige Rolle. Hinzu kommt, daß die Arbeitererschaft, die nicht in den engen, düsternen und nur allzu häufig in jeder Beziehung unzureichenden Großstadtwohnungen ihr Leben verbringen muß, sondern draußen im Grünen wohnt und stets frische Luft genießt, weit bessere Gesundheitsverhältnisse aufweist, also auch leistungsfähiger ist. Und dann die Jugend, die Kinder! So ein Mensch, der im Frühlingsergrün und im Sommermorgenlicht groß geworden, der die Freuden des Herbstes und des Winters im freien Lande erlebt, der ist ja ein viel innigerer, festerer, gesünderer Mensch als das Kind der Großstadt. Das gibt einem ganz andern Nachdruck für die Arbeitererschaft als in der degenerierenden Großstadt.

Aber nicht allein große Fabrikunternehmen haben die Vorteile der Flucht aufs Land eingesehen. Auch der Beamte, der Geschäftsmann, der Mittelstand wollte sich nicht ganz und gar in Stein und Märl, Asphalt und Zement einsperren lassen. Er wollte Blattgrün und Gebüß, Blumenfarbigkeit und Fruchtgeruch behalten und erbaute sich die Villenorte, wie sie alle unsere Großstädte besäßen: Dresden hat Loschwitz, Wladowitz, Striesen u. s. w., Hamburg seine Alstervororte, Berlin hat Grunewald, Steglitz, Friedenau, Lichterfelde und zahlreiche andre.

Aber alle diese Städte und Orte sind nur gewissermaßen Ergänzungen der Großstadt. Sie sind nach keinem bestimmten Plan angelegt. Rein der Großstadt direkt entgegengesetztes Prinzip ist in ihnen niedergelegt, sondern nur die so hervorragenden entwickelten und aufgebauten Verkehrsmittel erlaubten es, der Großstadt diese Dependenzien anzufügen. Fast alles, was in ihnen wohnt, arbeitet in der Großstadt oder hängt zum mindesten wirtschaftlich von ihr ab.

Da ist es nun eine ganz besondere Fortsetzung des ja immerhin auch in den Vororten zum Ausdruck kommenden Zentralisierungsdranges, wenn sich Gründungen zeigen und bewähren, die in einen bewußten Gegensatz zu der heutigen Form der Großstädte treten: die Bewegung zur Gründung der Gartenstädte. Sie sollen vor allem der Landflucht steuern. Wie aber ist das Rückströmen der Bevölkerung auf das Land zu bewerkstelligen? Die Befürworter der Gartenstädte sagen: wenn das Land, das doch eine so große Anziehungskraft hat, sich entvölkert, so hat das seinen Grund darin, daß die Städte eine größere Anziehungskraft auszuüben verstanden. Die Frage kann nur gelöst werden, indem ein stärkerer Magnet, als Stadt und Land sind, geschaffen wird. Dieser stärkere Magnet ist die neue Landstadt — die Gartenstadt. Diese Stadt soll die Vorteile, die Vorzüge von Stadt und Land vereinen. Ein Diagramm von dem Engländer Howard veranschaulicht das recht deutlich.

In einem zweiten Diagramm hat Howard seine Grundideen dargestellt. Es ist zwar nicht diese geometrische Konstruktion, die das Wesen der Gartenstadt ausmacht. Doch bedarf eine Stadt, die für

30000 Einwohner gedacht ist und diese Zahl nicht überschreiten soll, die ein gut Teil Industrie und Handwerk beherbergen, sehr weitgehende Ansprüche und die Bedürfnisse der Bewohner auf gesunde und bequeme Behausung befriedigen soll, eines vorher wohlbedachten Planes. Und ein solcher Plan wird stets etwas Geometrisches haben, wenn er allen Erfordernissen moderner Verkehrstechnik, genügender Wasserversorgung, Kanalisation und Beleuchtung entsprechen soll. Aber dieses Geometrische, so auffallend im Grundriß, verschwindet für den Sehenden in der Wirklichkeit, wenn die Gartenflächen des Zentrums nur groß genug sind, um nicht den Blick auf die sechs großen Boulevards mit einem Male zu gestatten, wenn die Häuserzeilen der Boulevards nicht aus vier- und fünfstöckigen Häusern bestehen, sondern aus Einfamilienhäusern, die von den Anlagen ihrer eignen Gärten und den Anpflanzungen der Boulevards überträgt werden. Doch, wie gesagt, Dornard sieht in diesem Entwurf nicht das Wesentliche, sondern betrachtet ihn nur als eine Anregung. Der Boden soll dem mehr den Ausschlag geben, dem Terrain sollen die Entwürfe angepaßt werden.

Nach Howard hätte das Gesamtareal der idealen Gartenstadt eine Größe von 2400 Hektar. Nur ein Sechstel ist für die eigentliche Stadt bestimmt. Fünf Sechstel bleiben für allerlei Gesehungs- und Erholungsgebiete, für Kirschgärten, Schulen, Obstplantagen u. s. w. Sechs großartige Boulevards sollen die Stadt durchschneiden und sie in sechs gleiche Teile trennen. Im Mittelpunkt soll sich ein 1/2 Hektar großer prächtiger Garten befinden. Um ihn herum gruppieren sich das Rathaus, die Bibliothek, das Theater, das Museum u. s. w. Weiter der Peripherie zu liegt der Zentralpark, der 88 Hektar bedeckt. Er ist in der Nähe eines jeden Wohnortes gelegen und soll dem Alter und der Jugend genügend Raum zu erfrischenden Spaziergängen und zum erheitenden Spiel gewähren. Der Zentralpark soll von einer großen, fortlaufenden, kreisförmigen Glasgasse eingeschlossen werden. In diesem Gebäude finden die sämtlichen Verkaufsstellen Platz, und sie gleicht so einem Universalkaufhaus. Der nicht verwendete Raum soll als Wintergarten und zum Zuspruchort für die Parkbesucher dienen. An die Glasgasse schließen sich mehrere ringförmige Straßenzüge an. Der mittlere Straßenzug, auf dem Plan die dritte Avenue genannt, soll eine Breite von 130 Metern haben und einen zweiten Park vorstellen. In diesem Park sollen Kirchen, Schulen und ähnliche Institute erbaut werden.

Die Häuserzeilen sind für Behausungs-, d. h. für Wohnzwecke in 5500 Grundstücke aufgeteilt, deren durchschnittliche Größe 15 Quadratrußen beträgt. Mit Einfamilienhäusern bebaut und die Familie zu 6 Personen berechnet, ergibt sich eine Einwohnerzahl von 30000 Menschen. In dieser Zahl wollen die Gartenstädter streng festhalten, doch dürfte sie gerade das schwerste Problem bieten. Es wird eben doch nicht immer gleich eine neue Stadt gegründet werden, sobald die eine ihre 30000 Einwohner hat. Ueberhaupt ist diese Begrenzung der Einwohnerzahl das, woran die Gartenstadtbewegung am meisten zu leiden haben wird. Es ist ein Unsin, alle die Vorteile, die kulturellen und zivilisatorischen Erzeugnisse, die eine Großstadt bietet, radikal aufgeben zu wollen.

Allerdings haben die Gartenstädter auch einen Plan für eine Großstadt bereit. Mehrere kleinere Stadtviertel sollen sich um eine Zentralstadt gruppieren. Aber dieser Plan gewährleistet noch lange nicht alle Vorzüge der wirklichen Großstadt, wenn er auch viele ihrer Mängel ausschaltet. Und so wird es wohl in Zukunft auch kommen: unsere Großstädte werden gesundheitlich besser ausgebaut, sie werden vor allem Handels-, Unterrichts- und Parlamentsstädte werden. Neben ihnen aber wird sich ein neuer Stadtypus ausbilden. Gemisse Grundzüge des Howardschen Planes werden diesem Typus eigen sein. Aber der Aufstieg darf nicht, wie geplant, mit Fabriken, Werkstätten und Lagerplätzen besetzt sein; sondern diese notwendigen Einrichtungen müssen da errichtet werden, wo der Wind ihren Qualm, ihre Ausdünstungen nicht in die Stadt treiben kann. Die Eisenbahn, die die ganze Stadt umkreist und also von jedem Viertel aus leicht zu erreichen ist, dürfte ein ganz wesentlicher Vorzug der kreisförmigen Anlage sein. Und die Ländereien, die sich an die Eisenbahnen anschließen, die vielerlei Betriebe und Anstalten, Nachtgrundstücke und Heimstätten sind auf diese Weise nahe aneinander gerückt.

Die Gartenstadt steht nicht bloß auf dem Papier. In England sind bereits einige Experimente nach der Richtung und mit packendem Erfolg unternommen worden. Eine bekannte Kalkofirma kaufte

ein Gut von 500 Morgen, bestimmte 100 Morgen für die Fabrik und 400 Morgen für Anstehlungs-zwecke. Wer wollte, konnte in der schmutzigen Stadt wohnen bleiben. Wer aber draußen wohnen wollte, der kam. Alle kamen freiwillig. Und die Firma schenkte zuletzt den Boden, der etwa 5 Millionen wert war, den Ansiedlern. Und eine Seifen-firma schuf in der Nähe von dem rauchigen Liverpool ein ähnliches Anwesen, das sie auch nicht zur Abhängigmachung der Arbeiter von der Firma benutzte.

So ist denn eigentlich die Gartenstadt als Möglichkeit bewiesen. Und größere Gründungen, die in nächster Zeit verwirklicht werden sollen, werden sicher noch stärkere Beweise schaffen, über-haupt nach ästhetischer Richtung. Denn die Un-ebenheiten des Terrains werden möglichst beibehalten und die ringartigen Straßenzüge werden so ein äußerst reizvolles Bild schaffen.

Der englischen Gartenstadt-Gesellschaft gehören bereits fast 2000 jahrende Mitglieder an: Philo-logen, Politiker, Gelehrte, Künstler, ohne Unter-schied der Partei und der sozialen Stellung. In Deutschland ist eine Gartenstadt-Gesellschaft erst vor kurzem mit dem Sitz in Schlachtensee-Berlin gegründet worden. Sie hat auf deutschem Boden eine viel schwierigere Arbeit zu leisten. Denn wenn auch im Deutschen Reich mancher Fabrikant seinen Arbeitern gewisse Wohnungsverhältnisse bietet, wie z. B. die Krupp'schen Werke, so ist der Grund und Boden doch sein Eigentum. Das aber ist dieser gewaltige Vorteil der Gartenstadt: jeder wohnt in seinem eigenen Heim, jeder auf seinem Grund und Boden, jeder hat seinen eigenen Garten, pflanzt, sät und erntet in seinen eigenen Beeten, und die Vermählung von Stadt und Land, die die Garten-stadt darstellen soll, wird eine neue Vermählung des Menschengeschlechts mit der Mutter Erde!

### Marconi und die deutsche Funken-telegraphie

Durch die Gründung der Gesellschaft für draht-lose Telegraphie, die am 15. Juni d. J. in Wirkksamkeit getreten ist, hat der Konkurrenzstreit zwischen den Funkentelegraphensystemen Braun-Siemens und Slaby-Arco endlich seinen Abschluß in der von mir wiederholt auch in „Ueber Land und Meer“ befürworteten Weise erreicht. Die nach dem System Braun-Siemens eingerichteten Stationen werden in Zukunft mit diesen, und die mit dem Slaby-Arco-System versehenen ebenfalls mit dem bisherigen System weiterbetrieben. Neueinrichtungen erhalten ein System, das noch in der Ausarbeitung begriffen ist und die Vorzüge des Braun-Siemens- und des Slaby-Arco-Systems in sich vereinigen soll. Ich wiederhole meinen früheren Vorschlag, dieses vereinigte System kurzweg „das deutsche Funkentelegraphensystem“ zu nennen. Welche Be-deutung dem Zusammenschluß der beiden Systeme beizumessen ist, leuchtet am besten die Würdigung an höchster Stelle. Der Kaiser hat dem Herrn Rathenau von der Allgemeinen Elektrizitätsgesell-schaft und dem Herrn von Siemens von der Aktien-gesellschaft Siemens & Halske auf die Meldung von der Begründung der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie seine Anerkennung mit dem Wunsche ausgesprochen, daß die neue Vereinigung zum Heile und Segen Deutschlands wirken möge.

Für die Gründer der neuen Gesellschaft heißt es nun mit vereinten Kräften den Kampf mit den Monopolbestrebungen der Marconi-Gesellschaften aufzunehmen, denn ein solches Monopol verleiht nicht nur die Interessen aller seefahrenden Nationen, sondern es widerspricht auch den Gesetzen der Humanität. Soll die Rettung eines Schiffes auf hoher See deshalb unterbleiben, weil seine funkentelegraphischen Apparate nicht dem Marconi-System angehören und die nächste Schiffs- oder Landstation, die Hilfe vermitteln könnte, mit dem Marconi-System ausgerüstet ist und daher die Anrufe einer Station mit fremdem System nicht beantwortet darf?

Wie durch eine internationale Verständigung die Anerkennung der Gleichberechtigung aller Funkentelegraphensysteme im Weltverkehr erfolgt, wird zweifellos die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie den Weg der Selbsthilfe zu betreten haben. Durch die in allen Weltteilen zu erfolgende Errichtung einer Anzahl großer Funkentelegraphenstationen von der Stärke der Marconi-Stationen für den transatlantischen Verkehr würde das Marconi-Monopol wohl am besten zu bekämpfen sein.

Woraus die Gründer der Marconi-Gesellschaften eigentlich die Berechtigung zu ihrer Monopolforde-

rung ableiten, ist unerfindlich. Ist denn Marconi der alleinige Erfinder der Funkentelegraphie, und sind denn seine Verdienste so groß und ge-waltig, daß sie alles andre in Schatten stellen? Wenn man die Marconi-Presse liest, deren Phanta-sien leider auch von der deutschen Presse vielfach ohne Kommentar nachgedruckt und so dem Leser als Tatsachen mitgeteilt werden, so wird freilich die Antwort bejahend lauten müssen. Zu anderer An-schauung wird man kommen, wenn man Urteile aus sachverständigen Kreisen hört, nicht nur aus deutschen, sondern auch aus englischen.

Unser Landsmann Heinrich Herz fand in den Funkensellen das Mittel zur Versendung von tele-graphischen Zeichen durch den Äther, Branly ent-deckte mit seiner Metallfädenströhre — später Kohärenz und Fritter genannt — das elektrische Auge für die Wahrnehmung der im Äther pulsierenden elektrischen Wellen, und Popoff wendete zuerst die Antenne oder Luftleitung an, um die elektrischen Wellen seines Empfangsapparates leichter zu-zuführen. Mit diesen drei Erfindungen war das Problem der drahtlosen Telegraphie gelöst. Als Verdienst Marconis bleibt übrig: die geschickte tech-nische Zusammenstellung dieser drei Erfindungen zu einem System und die Anwendung der Empfänger-antenne Popoffs auch als Senderleitstrahl, um die Ausstrahlung der elektrischen Wellen in den Äther zu erleichtern. Gewiß ist die Arbeit Marconis nicht zu unterschätzen; war er doch der erste, der mit der Funkentelegraphie praktische Erfolge auf weitere Entfernungen erzielte. Diese Ehre wird ihm all-seitig gern zugestanden. Das wesentlichste Verdienst an der weiteren Entwicklung der Funkentelegraphie zu ihren heutigen Erfolgen gebührt jedoch den Ar-beiten der deutschen Professoren Slaby und Braun.

Marconi-Schwärmer werden freilich diese Be-urteilung einfach durch die Schlagwörter „Marconis Ozeanfunkenentelegraphie“ und „Marconis iontische oder abgestimmte Telegraphie“ abtun wollen. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß Marconi für seine Ozeanfunkenentelegraphie den Braunschen geschlossenen Schwingungskreis verwendet. Jedes Funkentele-graphensystem muß nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft ein iontisches sein; in allen seinen Strombahnen muß vollständige Nelsonanz herrschen, und jeder Stromkreis des Systems muß in gleicher Weise elektrisch schwingen, also auf dieselbe Wellen-länge abgestimmt sein. Das beste aber der bisher bekannten Mittel für die Herstellung der Nelsonanz, also für die Einrichtung einer iontischen Tele-graphie, ist der Braunsche Leidenerschenstromkreis.

Es erscheint jetzt auch einmal wieder an der Zeit, den wunderbaren Nimbus, in den man die Ozeanfunkenentelegraphie Marconis gesittentlich ein-hüllt, etwas zu zerstreuen. Die unglaublichen Ge-mische von ein wenig Wahrheit, aber viel Dichtung und Phantasie werden hierüber selbst von an-gesehenen deutschen Zeitungen verbreitet. So ging in diesen Tagen folgende Mitteilung auch durch die deutsche Presse:

Es ist bekannt, daß bereits seit Monaten zwei Weltstationen an den beiden Enden des Atlantischen Ozeans, die eine in Südwestes bei Faldhu, die andre bei Kap Cobe in Kanada im Betriebe sind. Diese Stationen korrespondieren unter sich. Sie sind aber weiter auch in der Lage, den Schiffen während der ganzen Fahrt über den Ozean Nach-richten zukommen zu lassen. Freilich ist die Leistungs-fähigkeit der Schiffe, die natürlich nur mit einem, noch dazu verhältnismäßig niedrigen Luftdruck ausgerüstet werden können, nicht annähernd so stark wie diejenige der rüstigen Landstationen. Die Schiffe können daher auch nur auf etwa eine Tagereise vom Land ab antworten. Nachricht erhalten aber können sie während der ersten Hälfte der sechs-tägigen Reise vom hinter ihnen liegenden Funken-turm, während der zweiten Hälfte vom vor ihnen liegenden. So sind heute die Dampfer im Atlantik ständig mit den beiden ersten Weltstationen in Ver-bindung, und diese Möglichkeit dürfte wohl mehr als ein deutsches Schiff veranlassen, Marconi-Apparate an Bord zu führen. Nun sind die beiden Weltstationen noch kein halbes Jahr im Betrieb, und bereits ist durch ein von der italienischen Kam-mer angenommenes Gesetz die Einrichtung einer dritten Weltstation auf dem Monte Mario bei Rom beschloffen worden. Der entsprechende Gesetz-entwurf verlangt ausdrücklich, daß diese neue Station nicht nur nach Faldhu oder Kap Cobe, sondern noch weiter bis Südamerika sprechen soll, und zu dem Zwecke legt das Gesetz der Marconi-Gesellschaft die Verpflichtung auf, den Bau einer vierten Station in Südamerika vor Ablauf der nächsten drei Jahre in Angriff zu nehmen. Wir dürfen also mit vier Marconi-Stationen, die ganz Europa, das gesamte Bezen des Atlantischen Ozeans

und bedeutende Teile von Nord- und Südamerika beherrschen, als mit einer absoluten Sicherheit rechnen. Ueber die fünfte Weltstation, die in Kapstadt ge-plant ist, sind ebenfalls Nachrichten bekannt ge-worden, die ihre sehr baldige Einrichtung wahr-scheinlich machen. Vorläufig können nun auch Schiffe mit fremden Apparaten noch die Marconi-schen Telegramme aufnehmen. Es ist aber wohl bekannt, daß es Mittel gibt, um die Telegramme eines bestimmten Systems nur für eben dieses System verständlich zu machen. Die Gesellschaft kann also, sobald es ihr gutdünkt und der Erfolg das Opfer lohnt, die Inhaber anderer Apparate von der Korre-spondenz ihrer Kistenstationen ausschließen.

Was ist nun Wahres an dieser Mitteilung? Die wirtliche Sachlage ist folgende: Die Nieren-Stationen Faldhu und Kap Cobe sind zwar im Be-triebe, ein regelrechter Nachrichtenendienst zwischen beiden mittels der Funkentelegraphie über den At-lantischen Ozean hat aber noch nicht stattfinden können. Es mögen hier und da einige Zeichen, unter Umständen sogar ein Telegramm übermittelt worden sein, das ist aber der ganze Erfolg bis jetzt. Skeptiker behaupten sogar, daß noch nicht ein ein-ziges Funkentelegramm hätte über den Atlantischen Ozean geschickt werden können. Jedenfalls ist Marconi mit seiner Ozeanfunkenentelegraphie heute noch nicht viel weiter als vor einem halben Jahre bei der ersten von ihm gemeldeten Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans durch Funkentelegramme von Faldhu nach Kap Cobe. Es mag dies wohl der Grund sein, daß die kanadische Regierung der Marconi-Gesellschaft die in Aussicht gestellte Subvention von 80 000 Dollar für die Einrichtung der Ozean-funkenentelegraphie kürzlich entzogen hat, und daß auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika deren Subventionierung abgelehnt haben.

Ebenso wenig wie die Kistenstationen Faldhu und Kap Cobe miteinander in betriebsfähigeren Funken-telegrammverkehr stehen, ebensowenig unterhalten sie dauernde Verbindung mit den Ozeandampfern. Nach den Ergebnissen der vom italienischen Schlach-tschiff „Carlo Alberto“ aus voriges Jahr angefertigten Versuchen hat die Station Faldhu nur eine Reich-weite von etwa 1000 bis 1200 Kilometern; in Wirklichkeit gelingt aber die Telegrammübermittlung nur selten sicher und zuverlässig auf solche Ent-fernungen. Wenn also die geplanten fünf Welt-Stationen ganz Europa, das gesamte Bezen des Atlantischen Ozeans u. s. w. beherrschen wollen, so müssen ihre Transmitteranlage etwas, und zwar etwas beträchtlich stärker angelegt werden als Faldhu und Kap Cobe. Der jetzt ausstehende Tele-graphiebereich dieser beiden Stationen erstreckt sich tatsäch-lich nur auf 300 bis 400 Kilometer, denn die ein-zelne Telegraphie in der Richtung vom Lande nach den Schiffen, bei der es nicht immer, sondern nur zeitweise gelingt, ein Telegramm auf größere Ent-fernungen zu befördern, hat vorläufig keine praktische Bedeutung.

Eine betriebsfähigere Funkentelegraphie auf 300 bis 400 Kilometer genügt aber auch vollständig für die Schifffahrt, und sie könnte allerdings die deutschen Schiffe veranlassen, das Marconi-System an Bord zu nehmen, wenn nicht die übrigen Systeme das-selbe leisteten. Dies ist aber bei den deutschen Systemen durchaus der Fall. Wenn heute ein deutsches Schiff eine Marconi-Station an Bord führt, so hat es sich lediglich dem Terrorismus der Marconi-Gesellschaft beugen müssen. Die Marconi-Stationen haben strenge Weisung erhalten, jede Korrespondenz mit Stationen fremder Systeme zu vermeiden. Da nun die Marconi-Gesellschaften überall in der Nähe der Hochstraßen der Ozean Marconi-Stationen teils schon errichtet haben, teils noch errichten wollen, wie aus ihrem bekannten Ver-trage mit dem Britischen Lloyd hervorgeht, so be-steht tatsächlich jetzt schon ein geschäftliches Monopol. Hierfür folgendes Beispiel: Der Schnelldampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie ist auf seinen Reisen sehr oft in die Lage gekommen, mit Marconi-Stationen in funkenentelegraphische Ver-bindung zu treten. Sobald aber die Marconi-Stationen festgestellt hatten, daß sie es mit einer Station fremden Systems zu tun hatten, wurde sofort die Korrespondenz abgebrochen, wenn auch noch so wichtige Telegramme vorlagen. Die äußersten Konsequenzen hat allerdings die Marconi-Gesell-schaft bei ihren Monopolisierungsbestrebungen noch nicht gezogen; die Stationen haben die Abnahme von Telegrammen in Not geratener Schiffe bis jetzt noch nicht verweigert. Als derselbe Dampfer „Deutsch-land“ vor etwa anderthalb Jahren bei den Scilly-Inseln das Steueruder gebrochen hatte, sandte er unaufgefordert die funkenentelegraphische Botschaft in den Äther: „Deutschland ahident, Deutschland ahident!“ Der Marconi-Apparat auf den Scilly-

Jasela nahm den Hilferuf auf, antwortete und vermittelte die Nachrichten zur Hilfsendung. Dieser Vorfall gibt aber nicht allein Zeugnis davon, daß die Marconi-Gesellschaft noch nicht auf den Standpunkt gelangt ist, die Gesetze der Humanität ihren Geschäftsinteressen zu opfern; er besagt auch, daß ein Nebeneinanderarbeiten und Miteinanderarbeiten der verschiedenen Funkentelegraphensysteme durchaus möglich ist. Hierfür kann ich auch noch einen ekklatanten Beweis aus jüngerer Zeit anführen.

Die dem Norddeutschen Lloyd gehörige Funkentelegraphenstation Vondballe-Bremerhaven ist mit dem Slaby-Arco-System ausgerüstet; sie hat aber

stets nach den elektrischen Dimensionen ihres Erregers. Die Empfangsstation dagegen muß, soll sie möglichst gut arbeiten, auf den Weber abgestimmt sein, d. h. die elektrischen Dimensionen des Empfängers müssen denen des Senders entsprechen. Weiß also z. B. ein Schiff, daß diese oder jene Landstation mit 200 Metern oder mit 800 Metern Wellenlänge arbeitet, so richtet es seinen Empfänger stets auf die betreffende Wellenlänge ein. Die Regulierung bietet praktisch absolut keine Schwierigkeiten. Man kann also nicht ausdrücklich genug betonen, daß zwei Stationen verschiedenen Systems sehr wohl miteinander arbeiten können. Es muß

dieser Behauptung kann ich auf die Tätigkeit des englischen Telegraphenbauingenieurs Nevil Maskelyne gelegentlich der Carlo Alberto-Versuche mit der Station Boldhu verweisen. Maskelyne hat die ganze Korrespondenz abgefangen, machte mit oder ohne Syntonismus gearbeitet werden.

Von Seiten der Marconi-Gesellschaft wurde anlässlich dieser Tatsache entgegen, daß bei den Carlo Alberto-Versuchen ohne Syntonismus gearbeitet worden sei. Die Richtigkeit dieser Behauptung mag dahingestellt sein; Marconi hat übrigens später die Möglichkeit des Auffangens dieser Telegramme selbst zugegeben. Gegenwärtig liegen die



Der Schwörtag im alten Strassburg

mit der Marconi-Station auf dem Norddeutschen Lloyd-Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ bei dessen letzter Ausfahrt einen betriebssicheren Telegrammdienst auf 225 Kilometer unterhalten. Die von der Marconi-Welt in Tagesblättern und Fachzeitschriften noch unlängst verbreitete Ansicht, daß ein Zusammenwirken verschiedener Systeme unmöglich sei, wird hierdurch praktisch widerlegt. Auch wissenschaftlich läßt sich die Möglichkeit des Zusammenarbeitens verschiedener Systeme leicht klar machen.

Bei der Nachrichtenübermittlung durch die Funkentelegraphie handelt es sich um das Ausstrahlen und um das Auffangen elektrischer Wellen. Die von der Erregerstation erzeugten elektrischen Wellen sind bei den heutigen Systemausführungen von ganz bestimmter Art; ihre Länge richtet sich

natürlich der gute Wille vorhanden sein; dieser scheint aber der Marconi-Gesellschaft zu fehlen. Das geht auch aus dem Berichte über die sechste Generalversammlung der „Marconi Wireless Telegraph Company“ vom 31. März 1903 hervor; hier liest man wörtlich: „Marconi betonte, daß die italienische Regierung sich verpflichtet habe, innerhalb der nächsten 14 Jahre kein anderes System drahtloser Telegraphie als das Marconische für kommerzielle Zwecke zu benutzen oder in Zusammenhang mit den Marconi-Stationen benutzen zu lassen.“

Es erübrigt nun noch, der Behauptung der Marconi-Gesellschaften entgegenzutreten, daß es bei der Syntonischen Funkentelegraphie Marconis unmöglich sei, die Marconi-Telegramme abzufangen, oder die Korrespondenz durch andre Funkentelegramme zu stören. Bezüglich des ersten Teiles

Verhältnisse jedenfalls so, daß kein Funkentelegraphensystem, wenn es brauchbar sein soll, nicht ohne Syntonismus arbeiten kann, und daß es jeder Funkentelegraphenstation ein leichtes ist, mit einem von dem Grafen Arco erfundenen Wellenmesser innerhalb weniger Minuten die Länge der von einer andern Funkentelegraphenstation benutzten Wellen festzustellen und dann ihren Empfangsapparat auf diese Wellenlänge einzuregulieren, ihn also in Syntonismus mit dem Sender zu bringen. Folglich kann jedes Marconi-Telegramm aufgefangen werden. Die weitere Behauptung, daß die Korrespondenz der Marconi-Stationen durch andre Funkentelegraphen nicht gestört werden könne, hat derselbe Nevil Maskelyne auf ebenso drastische als unabweisbare Weise widerlegt. Bei einem von Professor Fleming im Royal Institution in

London vor einem auserlesenen Publikum von Gelehrten und hohen Regierungsbeamten gehaltenen Experimentalvorträge über die synonische Funkentelegraphie Marconis am 4. Juni d. J. wurden Funkentelegramme von der Riesenstation Wobhu nach London gegeben und mit den in dem Vorlesungsfaale ausgestellten Marconi-Apparaten aufgenommen. Plötzlich kamen statt des Marconi-Telegramms von Wobhu ganz andre Zeichen auf dem Empfangsapparate an, unter andern mehrfach der Ausdruck „Kats“, ein Wort, das wir mit Dumbug, Aufschneiderci oder Schwinbel überlegen können. Daß hierüber Professor Fleming und die

Funkeminiductor erzeugte Mastelone kurze Funkenwellen mit schneller Schwingungszahl, um gerade damit zu beweisen, daß auch auf diese der Marconi-Apparat des Professors Fleming, der auf die langen Funkenwellen geringer Schwingungszahl der Wobhu-Station eingestellt war, ansprechen müsse. Dieser Beweis ist Mastelone gelungen, so viel hinterher auch von den Marconi-Leuten dagegen geredet werden mag. Die Behauptung, daß die Station des Professor Fleming auf die Wobhu-Station nicht abgestimmt gewesen sei, hätte lieber unterbleiben sollen, sie mutet etwas feltjam an, da es sich doch um einen Experimentalvortrag über die

Stationen an Bord genommen, und jetzt fügt sich auch die Hamburg-Amerika-Linie dem von der Marconi-Gesellschaft ausgeübten Zwange. Aus einem Schreiben der Hamburg-Amerika-Linie vom 18. Juni d. J. an die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie führe ich hierzu folgendes wörtlich an:

Ich bestätige Ihnen gern,  
1) daß die Versuche mit den Apparaten Ihrer Gesellschaft in technischer Beziehung ein befriedigendes Resultat ergeben haben,

2) daß für unsere Entscheidung, das Marconi-System einzuführen, andre als Gründe technischer Natur maßgebend waren, nämlich die Rücksicht auf



Landgemälde von Carl Jordan (Cet S. 998)

Marconi-Leute furchtbar erschüttert sind, ist zu verstehen. Andererseits blieb Mastelone kein andres Mittel, die Behauptungen der Marconi-Gesellschaft praktisch zu widerlegen. Zudem hat Mastelone die von der Station Wobhu übersandten Marconi-Telegramme, die er sämtlich aufgefangen und mitgelesen hat, erst gegen Ende der Vorlesung und nur auf so lange Zeit unterbrochen, als es zur Erreichung seines Zweckes erforderlich war. Von besonderem wissenschaftlichen Interesse ist es, daß Mastelone für die Störung der von der Riesenstation Wobhu nach London versandten Telegramme nur einen kleinen Funkeninductor braucht, dessen Primärwindung bloß mit etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Ampere gespeist wurde, während man sonst für eine Funkentelegraphie auf mittlere Entfernungen im allgemeinen 8 bis 10 Ampere verwendet. Mit diesem kleinen

abgestimmte Marconi-Telegraphie handelte und die Abstimmung an der Funkentelegrammübermittlung zwischen Wobhu und London gerade gezeigt werden sollte. Der unbefangene Sachverständige kann aus dem ganzen Vorfall nur einen Schluß ziehen: die vielgerühmte synonische oder abgestimmte Telegraphie Marconis hat versagt, wie schließlich bisher alle Versuche zur Wahrung des Telegraphengeheimnisses bei der funkentelegraphischen Verbesserung gescheitert sind und voraussichtlich auch in Zukunft scheitern werden.

Mehr Erfolge als auf wissenschaftlichem Gebiete hat das Marconi-System in wirtschaftlicher Beziehung zu verzeichnen. Die Marconi-Stationen beherrschen zurzeit bereits die transatlantische Schifffahrt. Der Norddeutsche Lloyd hat schon seit längerer Zeit für seine großen Dampfer Marconi-

eine möglichst große Verwendbarkeit der Stationen im Weltverkehr.

Dieses Schreiben bedarf keines Kommentars; es weist der deutschen Gesellschaft für drahtlose Telegraphie unabweisend den Weg an, den sie gehen muß, wenn eine internationale Anerkennung der Gleichberechtigung aller Funkentelegraphensysteme nicht zu erreichen sein sollte: sie muß beweisen, daß sie auch auf große Entfernungen daselbe und noch mehr leisten kann als Marconi. Sie muß also rigne große Weltstationen errichten und vor allem zunächst solche, die die transatlantische Fahrt beherrschen. Plaz an der deutschen, holländischen oder französischen Küste und an den Küsten der Vereinigten Staaten von Nordamerika dürfte sich für diese Stationen wohl finden lassen.

Ello Dentik

Montecchi und Capuletti auf See

von  
Hermann Rückner

Es war ein Glück, daß Claus Wunderlohs Emer „Eintracht“ bereits auf See segelfertig lag, als Jan van Tungein, der Erbsind der Wunderlohs, mit seiner Ruff „Hoffnung“ von See kommend, den Schleusenloren zusteuerte. Damit war einem unlieblichen Zusammentreffen der beiden Fahrzeuge, deren Besatzung sich gegenseitig nicht ausweichen konnte, vorgebeugt. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn nicht unglücklichweise Kriskan de Boer, der Bestmann der „Eintracht“, mit seinem Proviantfack direkt an der „Hoffnung“ vorbeigekommen hätte, um zu der Fosse hinter dem Vollenlopf zu gelangen, die ihn an Bord bringen sollte. Kriskan machte große Augen, als er sich ganz unerwartet der feindlichen Ruff gegenüber sah. Natürlich hätte er eine Begegnung leicht dadurch vermeiden können, daß er um die Vorkantation in einem Bogen herumging, aber einerseits glaubte er es sich selbst und den ruhmvollen Traditionen seines Gewerks schuldig zu sein, daß er den Leuten der „Hoffnung“ mit seinem Schritt aus dem Wege ging, und andererseits mußte er annehmen, daß er bereits bemerkt sei und daß man sein Ausweichen als Freigebit auslegen könnte. Feig war aber Kriskan de Boer nicht. Er wußte, daß er sich auf seine Fäuste verlassen konnte. Deshalb sagte er den Proviantfack fester, schob die Vinte in den Hosenbund und schritt hart an der Reimauer und der „Hoffnung“ vorbei, auf deren Achterdeck der Dalbmann Enno eben mit Kartoffelschalen beschäftigt war, während der Matrose Gilerit Lahusen auf dem Vordschiff die losgeworfene Fock in manierliche Falten ordnete.

Enno Wiemten, ein robuster Bengel von siebzehn Jahren, hatte ein besonders scharfes Auge, wenn es die „Eintracht“-Leute galt. „Kiel, Gilerit, rief er, „dar is en von de Wunderlohschen Schachschieder!“

Krischan stunkte ein wenig, aber er schritt gleichmäßig weiter. Er war von Haus aus friedliebend und wollte keinen Streit vom Zaune brechen. Auch wußte er, daß der Gewer draußen auf See auf ihn wartete, und sein Schiffer hielt sehr auf Pünktlichkeit. Schon war er halb an dem Schiff vorbeigekommen, da rief Gilerit: „Dat de seigen Vump doch lopen, Enno!“

Krischan mußte wohl oder übel stehen bleiben. Er fühlte es heiß in sich aufsteigen. „Wat, du verdammten Snöfel, du schimpfst mi en seigen Lump?“ „Gilerit, id glöv, de Kiel hät Hunger! Wat meenst du, smiet mi em 'n paar Kantufften an'n Brägen?“ Seinen Worten ließ er sofort die Tat folgen. Die erste Kartoffel ging daneben, aber die zweite traf. Kriskans Wäke wollte auf die Flieten und von da ins Wasser. Das war zu viel, selbst für den sanftmütigen Kriskan. Mit zwei Sähen war er neben der Ruff.

„Ni Vumpenbagage! Ni wölst en urrechtlichen Mirschen de Müh in't Water smieten!“ Den Laufsieg überschreiten und dem frechen Jungen ein paar kräftige Maulschellen und einen wohlgebrachten Fußtritt versehen war eins. Dann ging er ruhig zurück an Land, allerdings mit der festen Überzeugung, daß diese Angelegenheit noch ein kleines Nachspiel nach sich ziehen werde.

Der Junge hielt sich brüllend die Nase, während Gilerit, anfangs verdutzt über die beispiellose Kühnheit des Gegners, mit mächtigen Sähen hinter Kriskan herfürunte: „Stopp ens, mien Jung! Wat häst du up uns' Schipp to säulen?“

Krischan setzte ruhig seinen Proviantfack an die Erde und erwartete den Gegner. Ihm lag daran, seine Nase so lange wie möglich zu bewahren. Sie waren beide ohne Waffen, d. h. ihre Fäuste waren Waffen genug. Der kleine, aber kräftig gebaute Gilerit war dem langen Kriskan gegenüber anfangs im Nachteil. Vergebens suchte er seinen Gegner zu unterlaufen oder ihm ein Bein zu stellen. Die Diebe fielen auf beiden Seiten kräftig, doch waren die schnell herbeigelaufenen Zuschauer der Ansicht, daß Kriskans Faust schwerer traf. Der Kampf brochte in sein letztes, entscheidendes Stadium einzutreten, als einer der Umstehenden plötzlich schrie: „Mchtung, Kriskan, dreih di um!“

Es war zu spät. Kriskan hatte nicht auf den rachsüchtigen Enno geachtet, der mit erhobener Sandspade hinter ihm stand und ihm einen Pieb über den Kopf verfeigte. Er taumelte und stürzte zu Boden, und noch dazu unglücklicherweise mit dem rechten Arm auf eine im Wege liegende Ankerkette.

Noch immer traute sich keiner der Umstehenden einzugreifen, als plötzlich ein hochgewachsener Mann sich durch die Zuschauer drängte: „Na, wat hä Ji dor?“

Ein Blick hatte genügt, um ihm die Situation zu erklären. Mit festem Griff packte er den auf seinem Opfer liegenden Gilerit am Genick, hob ihn empor und warf ihn wie eine Kage einige Schritte seitwärts auf die Erde. Dann versetzte er dem verblühten Jungen eine Maulschelle, die ihn neben seinem Kameraden zu Boden warf, und sagte ruhig: „Wer is dat? — So, von Wunderlohs? Na, sat mal an, Jungens, und bringe den Mann an Bord!“ Als er sah, daß Kriskan bestimmungslos war, ging er selber zur Pumpe und holte Wasser in seiner Mäke.

Gilerit hatte sich inzwischen von seinem Schrecken erholt und drehte sich wild nach seinem neuen Gegner um. Aber da legte sich die Hand eines alten Fahrersmannes auf seinen Arm: „Bäst wol mall (verzeht), Gilerit! Dat is ju Haro van Tungein, de Sähn von dien' Schipper! De dreht di alle Knoeden in'n Dief!“

Gilerit pffte durch die Zähne: „Dei is dat! Säh! Jawoll, de Ode segt so wat, dat de Jung hier Potsmann wär! Dat is ju en verdammten Kiel wor'n.“

Haro van Tungein leitete umsichtig den Transport des Gemütskranke. Er war ungewöhnlich groß. Selbst unter den umstehenden freisichigen Matrosen ragte er um Kopfeslänge hervor. Seine Schultern entsprachen vollständig seiner Größe. Das Gesicht zeigte einen weichen, angenehmen Ausdruck. Er hatte freundliche blaue Augen und einen krausen, dunkelblonden Backenbart. Bekleidet war er mit der blauen Lotsentracht und der beim Lotsenkommando allgemein eingeführten blauen, fleisamen Tuchmäke.

Die Umstehenden machten ihm ehrerbietig Platz und befolgten bereitwillig seine Anordnungen. Bald nachdem er seinen Schätling im Boot untergebracht hatte, ging Haro zur alten Schleuse, wo das Boot eines dänischen Schöners, den er nach der Anwesenheit lassen sollte, auf ihn wartete. — Wenige Minuten nach dem Vorfall beschloß auch Klaus Wunderlohs, seinen Gewer unter Segel zu bringen. Allerdings erschien ihm der Zustand seines Matrosen keineswegs unbedenklich, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, Kriskan de Boer an Land zu schaffen und allein mit seinem Jungmann Dein Klaffen über See zu gehen, denn auf einen sofortigen Erlahmann für Kriskan konnte er nicht rechnen. Auch hielt er die Verletzung nicht für so schwer, daß sich bei einiger Ruhe nicht alles von selbst wieder hinziehen würde.

„Lot em man irst buten sein, dann gimt sid dat all wedder!“

Klaus Wunderlohs „Eintracht“ war ein echter Küstenschoner mit hoch auflaufendem Bug und ganz glatten Spiegel. Das Schiff hatte einen starken Fockmast und einen kleineren Besan. Die braunroten Segel, das Gelschirr und das ganze laufende und stehende Gut zeugten dafür, daß Klaus was von seinem Gewer hielt und ihn nicht verkommen ließ. Nicht vor der Ruderspinne besaß die „Eintracht“ ein kleines Decksgie, das teils als Wohnraum, teils als Küche diente. Die eigentliche Kajüte, an der auch die Rufen lagen, bestand sich ganz im Achterteil des Schiffes und war durch ein Decksluk zugänglich. Das Logis für die Leute befand sich im Vordschiff. Der ganze übrige Raum war zur Aufnahme der Ladung bestimmt.

Natürlich mußte Klaus Wunderlohs, ein sehniger Mann von etwa fünfzig Jahren, hager und über mittelgroß, die Hauptarbeit beim Segeln der Segel und Ankerlichten selber tun. Doch über sich langend, heißte er das schwere Gasselfegel auf, während der Junge den Besan setzte. Wald hing der Anker unterm Bug, das Seitenschwert wurde herabgelassen und die Stagfack gekehrt; dann fiel die „Eintracht“ etwas vom Winde ab und nahm mit vollstehenden Segeln, etwas übergeneigt, ihren Kurs nach See auf.

Hein Klaffen stand am Ruder und verfolgte mit hirschamen Widen seinen Derrn und Weiser, der an Deck auf und ab lief und während seiner Tabakspast über Bord schütte. Sein packte höflich auf, denn er wußte, daß beim geringsten Rillen des Segels der Räder an seiner Seite stand, und ein Teilt mit den schweren Holzschuben konnte tagelang schmerzen, wie er aus Erfahrung wußte, ebenso wie eine gepfeiferte Wunderlohsche Maulschelle. Zum Ueberflus fing auch der Wind an zu drehen, und von See her zeigten sich die Vorboten eines aufstehenden Nebels.

Der alte Klaus, der in seinem eng anliegenden dunkelblauen Sweater am Ankerspül lehnte, hatte

den ungebetenen Gast ebenfalls bemerkt. Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Noch wenige Minuten, und von allen Seiten zog dicker Nebel heran. Der Wind stand jetzt direkt von Norden, und die „Eintracht“ hätte die ganze Tour bis zur Außenjade kreuzen müssen, was bei dem schwierigen Fahrwasser der Jade und bei dem Nebel keineswegs ungefährlich war.

„Doll 'n beten mihe af, Gein, wi gat in de Sengparker Walke to Anker! Paf, god up, dat Fuerschip mut glids verut ligen!“ In diesem Moment tauchte aus dem Luf des Mannschaftslogs der Kopf eines blonden jungen Mädchens auf. Der Alte trat rasch näher.

„Na, wo geht 't mit Kriskan, Greetje?“

„Es wäre mir lieb, Vater, wenn du mal runter kommen wöchstest. Der Arm ist bid angeschwollen. Wenn er sich die Schulter nur nicht ausgefallen hat! Die Brüste auf dem Kopf sieht auch böse aus, und er siebet stark. Ich mach ihm immer kalte Umschläge, aber es scheint nicht viel zu helfen.“ Der Alte wirgte einen Fluch hinunter und ließ sich, eine Bemerkung gegen die van Tungeins marmelnd, in das Logis hinab.

Der brave Kriskan lag tatsächlich im Fieber. Neben seiner engen Kage sah auf einer Backstie Greetje Wunderlohs mit ihrem Waschbeken, in dem sie ihm die Kompressen ansuckete. Der Alte taute an seiner Lippe. Das sah allerdings böse aus. Er blickte fragend auf seine Tochter, als erwarte er von ihr eine tröstende Äußerung.

„Vater, er muß an Land!“

Der Alte trat blick vor Kriskan und blickte ihm lustig in das schmerzlich verzogene Gesicht. „Na, wo geht, Kriskan?“

Der Kranke flüsterte mühsam: „D, et geht all betex — Greetje malt mi dat so licht!“

„Vater, glaub ihn nicht! Sieh mal hier den Arm und sihl mal seine Strin!“

„Na, Greetje, wenn hei amer sälmen seggt, dat hei sid good sählt?“

„Vater!“

„Ja, mien Deern, id seh dat woll! Amer totorig lönn' wi doch nich wedder! Wenn dor kloß en wir, de sid up so wat versteht!“

„Vater, id wühte eine Nat! Wir sind ja nicht so weit vom Fuerschip...“

„Käp'n Wunderlohs, wi sün in de Walke inloopen,“ rief der Junge von Deck herunter.

Klaus ging nach oben, überzeugte sich, so gut es ging, von der Lage des Gewerks und ließ den Anker fallen. Das Bergen der Segel überließ er dem Jungen.

Greetje war auch an Deck gekommen. Mit Erstaunen nahm sie den Nebel wahr, der das Schiff von allen Seiten wie eine Mauer umgab.

„Vater, wie ich vorhin schon sagte, das Geniusbank-Feuerschiff muß dich bei uns liegen. Der Schiffsführer hat ja 'ne Apotheke an Bord und ist sicher im Krankendienst ausgebildet. Was meinst du, wenn wir den Schiffsführer bälten, mal an Bord zu kommen und Kriskan anzuheben? Schlimmstenfalls schaffen wir ihn auf's Fuerschip, und von da kann er leicht durch einen Lotsendampfer an Land gebracht werden. Nicht wahr?“

Der Alte sah ein, daß der Vorschlag seiner Tochter das einzig Vernünftige war, und nach kurzen Jögern erklärte er sich einverstanden, daß sich Greetje von Hein Klaffen in der Fosse nach dem Fuerschip rudern lasse. Er selbst wollte bei der durch den Nebel bedingten Gefahr sein Schiff nicht verlassen. Die Fahrt nach Geniusbank hielt er für ganz ungefährlich, da die Fosse bald in den Schallbereich der Fuerschipflogelode kam, die bei Nebel in regelmäßigen Zwischenräumen angeschlagen werden mußte. —

Auf Geniusbank befinden sich fast nur ältere Leute, d. h. solche, die den Fünfzigern oder Sechzigern näher als den Vierzigern sind. So der Älteste, dicht vor der zwangsmässigen Pensionierung stehende Schiffsführer, der Älteste, dicht vor der Beförderung zum Schiffsführer stehende Steuermann und die Ältesten Matrosen des Lotsenkommandos, die hier, dicht unter Land und in geschützter Lage, fern von den schweren Seen der Außenjade, auf der die andern Jadeschiffe liegen, die dunkle Zukunft getroffen an sich heranlassen.

Während Greetje ihre Nebelfahrt antrat, befanden sich an Deck des Fuerschipes zwei Matrosen, von denen der eine mit philosophischer Ruhe seinen Ausgucksposten auf dem Vordschiff eingenommen hatte, während der andre nach kurzem Gang über Deck die Nebelglocke ansah. Es waren Karl Sammers und Edo Enken, beide sehr grau, sehr ortsittet und äußerst fragmentarisch bekleidet. Der letztere Umstand machte auf dem Fuerschip

nichts, es würde überhaupt schwer gefallen sein, auf Geniusbaut jemand durch die Originalität seines Anzuges in Verwunderung zu setzen.

Karl Kammerer und Edo Döns unterhielten sich, so oft letzteren sein Gang über Deck nach dem Vorderschiff führte. Ihr Gespräch drehte sich vorwiegend um das Wetter.

„Karl, id glöw, de Nebel ward 'n beten lichter!“

„Ja, dat mag woll!“

„Karl, id glöw, de dänische Schöner is nich viel kamen!“

„Ae, wo ward hei denn bi de Mäg!“ (Mist = Nebel.)

„Karl, jäst du wat?“

„Ae, id hebb' mir seggt!“

„Na, dor sprät doch wer?“

„Wüt woll 'n beten unklau! Id segg' doch teen Burt, wenn du mi nich frogt, Edo!“

„Ja, dat 's woll recht! Dann is das up 'n Schipp oder Boot wesen, dei dicht bi is. Wo ens un pingel 'n beten (läute ein bißchen), Karl.“

Als der Paul der Glöde verklungen war, vernahm man deutlich das gleichmäßige Klappen von Rudern in den Tollen, und bald darauf tauchte eine Holle dicht leeward vom Feuerschiff auf, in deren Achterteil die hohe Gestalt Haro van Tangelus das Steuer führte, während zwei Matrosen des Türens ruderten.

„Hallo! Käpt'n an Bord?“

„Dei Käpt'n is van Bord. Dei Stürmann häst sien Törn (vertritt ihn).“

Mit sicherem Sprung erreichte Haro das Seejakrepp, ergriß das Halsttau und stand wenige Sekunden darauf an Deck.

„Hallo? Wer 's dat?“

In dem Kajütsniedergang auf dem Achterdeck war die dreißchulterige Gestalt eines älteren Mannes von hohem Wuchs aufgetaucht. Er trug eine stark verflochtene, fleckige, ausgefranste und in den Nähten nicht mehr ganz tafelfeste graue Joppe, die bis dicht unter das Kinn schloß und jede weiße Wäsche entbehrlich machte, vielfach geflickte Beinkleider und an den Füßen Holzpanzern mit Lederlappen eigener Fabrikation. Auf dem Kopf trug der Herr Steuermann, denn er war es, eine Schirmmütze einfachster Konstruktion. Sein hageres Gesicht mit dem grau melierten, wenig gepflegten Backenbart und den infolge andauernden Gebrauchs des Schagabals etwas schief nach unten hängenden Mundwinkel erhielt Leben und Ausdruck durch ein paar kluge, listig und freundlich blickende Augen, die dem Fremden ohne weiteres verrieten: trau dem Stürmann nicht, das ist ein Spaßvogel!

Der Steuermann war langsam an Deck geklettert und begrüßte den Ankommenden in seiner lauten, etwas polternden Weise. „Ah, du büst dat, Haro? Sun Dag, mien Jung! Na, wo geiht' - So? Mit den Dansker? Ja, de heb' id woll vörbi lopen sehn. Süß mal, bei is to Anker? Dat was recht, und du büst na dat Fär-schipp kamen, und dat was sehr vernünftig; nach dem Nebel kreg wi Storm, glöw id. - Na, komm ens Dal, mien Jung!“ Steuermann Rasmussen konnte Haro bereits seit seiner frühesten Kindheit und hatte das „Du“ ihm gegenüber beibehalten.

Nach dem üblichen Begrüßungstrunk langte der Steuermann aus dem schmalen, in die Wand eingelassenen Bäckerspind ein blaues Nest hervor, das er vor sich niederlegte. „Dat 's good, dat du kamen büst, Haro, id wil bi gien mal wat fragen.“

„Na, los!“ Haro wußte, daß Rasmussen ein eifriger und keineswegs ungeschickter Seegeschichtensreiber war, der mit seinen kleinen plattdeutschen Nordhumoresken bereits recht nette Erfolge erzielt hatte. Er vermutete also mit Recht, daß die Fragen, die der Steuermann an ihn zu richten hatte, mit dessen schriftstellerischer Tätigkeit im Zusammenhang standen.

Er hatte sich nicht geirrt. Der Steuermann schob ihm das blaue Nest zu, so daß sein Blick auf den Titel fallen mußte. Da stand: „Die Montecchi und Capuletti auf See.“

Haros Blickte sein Gegenüber fragend an: „Wat 's dat?“

„Mien Jung, dat heit: Die Wunderloß und die van Tangelus auf See! Versteihst du dat ok nich?“

Harosuckte die Achseln.

Rasmussen holte aus dem Bäckerspind einen abgegriffenen Band Shalespeare hervor, den er aufgeschlagen vor Haro niederlegte: „Süß, mien Jung! Das ist 'n Trauerspiel und heit Romeo und Julia! Das kennst du doch, nich?“

Wenn Rasmussen bozierte, sprach er nur hochdeutsch.

„Süß, das dacht' ich mir schon, daß du von

die Herrschaften mal was gehört hast. Und die Eltern von die Herrschaften heißen Montecchi und Capuletti, die schon lange Jahre in Feindschaft leben, just wie eure beiden Aiten auch! Und dann kommt Haro van Tangelus als Romeo, und Wunderloßs Gretze...“

„Stürmann, Sie woll'n doch nich etwa unsern Familienstreit...“

„Jawoll wil ich das, mein Jung! Nich wahr, der Streit ist doch wegen driner Mutter entstanden? Ja? Na, das dacht' ich mir, obschonsten aus euren Aiten darüber nie was rauszukriegen war. Also, ich wil euch in der Geschichte zeigen, wie damlich sich so 'n Familienstreit ausnimmt und wie man ihn am besten beilegt, indem man Romeo und Julia...“

„Dall, stowv, Stürmann! Wenn aber Romeo und Julia nich wollen?“

„Ja, mein Jung, deshalb wollt' ich dich ja gerade fragen! Du warst doch mal mit Gretze recht gut Freund, als sie noch 'ne lütte Krabbe so von fünfzehn Jahren war. Dann gab's ja wohl 'nen Krach mit deinem Aiten ihretwegen, und...“

„Und ich bin seit fünf Jahren deswegen mit meinem Aiten auseinander. Stimmt!“

„Na, nu gib acht, wie ich den Kram in die Hand nehmen wil. Es fängt mit 'ner bestigen Prügelei an...“

„Nichtig, Stürmann! Von 'ner Prügelei lommen' ich just her. Zwei Leute meines Aiten haben einen Mann von Wunderloß halb tot geschlagen, und ich kam noch gerade im rechten Augenblick dazwischen, sie auseinander zu bringen!“

„Siehst du woll! Genau wie hier im Buch! Da, gud mal her!“

Dies wurde der Steuermann leider unterbrochen. Einer der wachhabenden Matrosen meldete, daß sich eine Felle dem Feuerschiff näherte, und er folgte dem Manne an Deck. Haro blätterte unterdessen in dem Bande Shalespeare. Was der Steuermann ihm da von den Montecchi und Capuletti erzählt hatte, interessierte ihn anfangs wenig. Aber je weiter er in der Felleure kam, um so vollständiger geriet er in den Bann der großen Dichtung, so daß er bald alles um sich her vergaß und ganz überhörte, wie der Steuermann, gefolgt von einem neuen Gast, die Kajütskreppe wieder herunterkam. Erst des Steuermanns lautes: „Gestatten die Herrschaften, daß ich vorstelle?“ veranlaßte Haro, von seinem Buch aufzusehen.

Vor ihm stand Gretze Wunderloß!

(Schluß folgt)

Dreischusterspiz! In stolzer, unnahbarer Majestät, den breiten Fuß gestützt auf üppig grüne Matten und dunkle Felsen, die feringliederte Fackelkrone aber habend im lichten Kether, steht sie da, frei und lähn, als wolle sie den Reisenden, die im engen Bahnrücken das Tal durchziehen, bedeuten: „Blickt her zu mir, denn ihr seht in mir die Schönheit unter den Schönten der Dolomiten, die unvorhüllt



Die Dreischusterspiz, vom Eingang ins Innerfödal aus gesehen

zu schauen euch gegönt ist auf eurer Fahrt! Neben der 3160 Meter hohen Dreischusterspiz baut sich in langer Fackelreihe der Haunold auf; im Hintergrunde zeigen der Eisföfel und die Sektener Dolomiten ihre Häupter. Den Wanderer, dem es gegönt war, dieses Bild in ungetrübler Schönheit zu schauen, wird die Erinnerung daran wohl nie verlassen. Und doch vermögen Sektens Berge ihn noch Schöneres zu bieten. Um dies zu schauen, muß er sich entschließen, einige Stunden im Bannkreise der Dreischusterspiz zu verweilen. Dann möge er näher an die Berge herantreten, er ziehe hinein ins wildschöne Sektental oder ins prächtige Innerfödal und blüde zu abendlicher Stunde empor zu jenen stolzen Höhen. Aus den Tälern kriecht die Nacht empor und hüllt Tal und Gelände ein in zarte violette Schleier; die Gipfel aber flammen dann unter dem Scheidebug der Sonne auf, sie erglühen in prächtigem Purpurglanz, und in ehrfurchtsvoller Schen blickt das Auge empor nach jenem wunderbaren Leuchten. Sind dann endlich die Schatten der Nacht an den steilen Wänden emporgestommen und haben sie mit ihrem kalten Hauch die glühende Wiesenfackel dort oben zum Verlöschen gebracht, dann will es dem Wanderer scheinen, als wäre gleichwohl etwas von jener wunderbaren Helle zurückgeblieben: tief drinnen in seiner Seele, die sich eben an reiner, erhabener Schönheit erfreut!

Dem Dichtouristen sind die Sektener Dolomiten ein Gebiet, an das sich für ihn interessante Reminiszenzen in Fülle knüpfen. Die Dreischusterspiz, der mächtige Torwächter des Sektentales, lenkt seine Gedanken zurück an jene längst verklungenen Zeiten, wo die Alpen noch ein mit allen Reizen des Unbekannten und Unberührten umflößtes Gebiet waren, wo der Bergsteiger noch so wenig vom Sportsman und so unendlich viel vom Forscher an sich hatte. Damals — am 18. Juli 1869 — konnte Paul Grohmann, der unermüdliche Alpenpionier, als erster seinen Fuß auf den Gipfel der Dreischusterspiz setzen. Der breite Haunold drüben weckt die Erinnerung an Emil Higgmonds, den Bahnbrecher der fahrerlosen Richtung im alpinen Sport: er war der erste Dolomitgipfel, den der tatkräftige junge Alpinist ohne Beihilfe eines Führers erstieg. Jahrzehnte sind darüber vergangen; ein neues Geschlecht von Alpinisten ist herangemachsen, das im



Vom Kälzle & Eden, Sektener Parke des Sektens

### Wanderbilder aus den Sektener Bergen

von Hans Biendl

Dunkle Rauchwolken entweichen dem Schlot der mächtigen Berglokomotive, die die Last des Pustertaler Glanges von Trient bergwärts zu schleppen hat. Die Bergwände ringsum widerhallen von dem schweren Puffen und Krachen, unter dem die Maschine ihre Arbeit tut. In scharfer Steigung fährt das Schienenband von dem 676 Meter hoch gelegenen Trient nach dem nur 16 Kilometer entfernten, dabei aber um 535 Meter höher gelegenen Toblachferelde.

Das idyllisch liegende Sillian sowie das nette Dörfchen Biersbach sind an dem Auge des Reisenden vorübergezogen, da fährt der Zug um eine Kurve — und tiefenrauh wächst in diesem Augenblicke eine wundergleiche Felsengestalt empor: die



Alpensteintal gegen das Hölleisloch

Fluge die Glanzleistungen seiner Vorfahren überholte. Und so hat denn auch der aus-geprochene Hochtourist, der heute in die Sextener Dolomiten

nicht, andre Aspirationen als weiland Dr. Emil Jägerskiöld und Ludwig Purtscheller. Der majestätische Zwölferkofel wurde mit einer Reihe von neuen Anstiegsrouten bedacht, seine Walfallen, der Kleine und der kleinste Zwölfer, wurden unter großen Schwierigkeiten erklettert, ein wilder Felssturm im Oberbadertale erstiegen und mit dem Namen „Eisfeturm“ belegt, die mächtige Wand des Einsers-



Der Damerhofel

lofels, die sich in furchtbarer Steilheit aus den Schuttkaren des Altensteintales aufbaut, durchstiegen und Anstiege auf die Große Rinne von Osten und auf die Kleine Rinne von Norden her erzwungen. Damit sind die Sextener Dolomiten in alpin-sportlicher Beziehung wieder in den Vordergrund geschoben worden; sie bieten dem Bergsportsman Aufgaben, die in nichts gegen jene zurückstehen, die etwa in den Hofengartendolomiten und in der Palagruppe seiner harrten.

Noch nicht nur für jene, die gewöhnt sind, sich den Naturgenuss im harten Kampfe mit den widerstrebenden Gewalten der Hochalpennatur zu erzwängen, bieten das Sextental und seine Berge reiche Genüsse, auch der einfache Sommerfrischler und jene Alpenwanderer, die die „Meister vom Fache“ mit wohlwollender Verablassung als Tal- und Hochbummler bezeichnen, werden das Gebiet der Sextener Dolomiten als ein solches kennen lernen, das wert ist, gekannt und geliebt zu werden. Die Wege- und Dättenbauten des Oesterreichischen Alpenklubs und der Sektion des Hochpustertal und Sillian des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins haben das Gebiet in einer Weise erschlossen,

daß auch jene Sterblichen, denen die moderne Wissenschaft der „Fels-technik“ ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist, sich an den prächtigen Schaustücken der Sextener Dolomiten zu erfreuen vermögen. An sie ist auch die Einladung gerichtet, im Geiste den Schreiber dieser Zeilen auf einer harmlosen und mühelosen Wanderung zu begleiten, die sie mitten ins Herz dieser großartigen Hochgebirgsgruppe und an Landschaftsbildern vorüber führen wird, die mit nie verlassenden Farben in der Erinnerung jedes Alpenfreundes, der sie einmal geschaut, eingegraben bleiben.

Verlassen wir in Innichen das enge Coupé des Gillygates und wandern wir das gute Fahrsträßchen entlang, das durch das Sextental zum Kreuzbergpaß, der Grenze zwischen Oesterreich und Italien, hinan und dann hinüber in die Gebiete des cadortischen Comelico führt. Zur Linken begleitet unser Weg ein breiter grüner Bergzücken: der Helm, eine von jenen vielgerühmten Aussichtswarten Tirols, die auch dem bequemsten Bergfreunde zugänglich sind.

Einhalb Stunden Weges von Innichen mag der Wanderer etwa benötigen, bis auf seinem Gange durch prächtige Berglandschaft vor ihm ein Kirchdörflein auftaucht; an dieses reihen sich bald schmucke Häuschen, und wenige Minuten später steht er vor dem traulichen Postgasthose von Sexten.

Sexten oder Sankt Veit ist der Hauptort des Sextentales. Es liegt 1310 Meter über dem Meere und gehört zu jenen Ortschaften, die ein freundliches Bild in der Erinnerung jedes Alpenfreundes zurücklassen, der einmal dort gewilt.

Wenn steigen wir nun auf guten Pfaden zu den im Waldedunkel versteckt liegenden Sperrforts hinauf, oder wir folgen dem Fahrwege, der sich am Gehänge des Helms hinanwindet, so lange, bis uns unser Standpunkt gestattet, den freundlichen Ort und die schönen Berge ringsum mit einem einzigen Blick zu umfassen. Doch wir dürfen nicht allzulange weilen, denn wir stehen erst am Beginne unsrer Wanderung, und des Schönen gibt es noch gar viel zu schauen auf unserm Wege.

So ziehen wir denn auf dem Fahrsträßchen weiter. Immer mehr entrollt sich das Panorama in Hintergrunde des Tales, wüste, abenteuerlich geformte Farnen tauchen auf: der Kleinke und der

Kleine Zwölfer, dann der Zwölferkofel, der stolze Gipfel im Gebiete, und rechts davon, dem Auge näher, der Einsers mit seiner jähen, riesigen Nordwand. Eine halbe Stunde talaufwärts von Sexten liegt reizend schön am Waldeande Bad Moos. Schon etwas früher hat von unserm Sträßchen ein Fahrweg nach rechts abgezweigt: er führt ins prächtige Felsental. Bald umringen uns hochstämmige Bäume, dann aber öffnet sich der Wald zu einer breiten Lichtung, und zugleich erhebt vor unsern Augen ein Bild voll märchenhafter Schönheit und erster Majestät. Den weiten grünen Wiesenplan, auf dem wir stehen, umgibt ein Kranz hochragender Tannen und Fichten; über diesen aber türmen sich ringsum wilde Felszinnen in schreckhaft jähler Steile empor, und ihre gericharten Gipfel zeichnen sich scharf ab vom strahlenden Blau des



Einsteig in die Felten der Urlochsteilgräfte

Firnamentes. Rechts von uns bauen sich die Altensteinpyren und daneben, über den riesigen Schuttkaren der Weislahn, der massive, in seinem obersten Teile in seine Faden gespaltene Stod der Treischwitzerpyre auf. Gerade vor uns strebt in riesenhaftem Aufbau die mehr als 1000 Meter hohe Nordwand des Einsers empor. Staunend gleitet der Blick an dieser gigantischen Felsmauer entlang,

und nur schwer vermögen wir die Kunde zu glauben, daß menschlicher Mut und menschliche Kraft sich auch an dieser Wand empor einen Weg erzwungen. Dem Einsers gegenüber stehen die stolzen Zinnen der Sextener Nordwand und des Eisfurfels; beide empor steil in ihrem Aufbau und mit dem Schein der Unangreifbarkeit umgeben. Ganz im Hintergrunde ragt die Kronkuppel des ganzem gepaltigen und wunderbaren Felsgebäudes, die ebelgeformte Pyramide des Zwölferkofels, himmelwärts. Möge der Wanderer dieses Bild schauen, wenn es die Morgen-sonne mit goldigem Strahle verklärt, möge er es sehen, wenn es sich ernst und drohend von düsterem Wolkengrunde abhebt, während der Sturm



Das Moos

Nebelregen über die zerhackten Grate jagt, möge er es purpurrot erglänzen sehen im Scheine des scheidenden Tagesgestirnes oder silberweiß umflossen von den Lichtwolken des Mondes: erhaben und groß wird stets der Eindruck sein, den es in seiner Seele zurückläßt!

Noch ein Stück weiter führt der Pfad fast eben im Tale dahin, dann teilt er sich. Wir wenden



Im Allersenthal

unser Schritte dem schluchtartigen Oberbachern-tale zu, das zwischen die Felsmassive des Eisfers und Elferkofels eingebettet liegt. Ein guter Pfad leitet uns rasch zur Höhe, und bald stehen wir am Fuße eines spitzen Felsobeliskens, der, einem riesenhaften Heißzähne gleich, mitten aus dem Tale aufragt: „Dochleist“ ist sein Name. Hinter uns — weit draußen im Pustertale — gewahren wir den Ramm des Toblacher Pfannhorns, und darüber blinken die eisigen Firne der Hohen Tauern. Aus dem dem Elferkofel vorgelagerten Stare zu unserer Linken aber erhebt sich eine feingebaute,



Partie vom Eingang in das Innerschichtal

fühne Felsnadel, der „Elferturn“, der jüngste Sportgipfel in den Dolomiten, dem die Ehre zu teil ward, in dem immer dickschiger werdenden Ungetüm „Alpine Literatur“ einen Platz zugewiesen zu erhalten.

Unser Pfad steigt nun energischer an; in wenigen Minuten haben wir so viel an Höhe gewonnen, daß wir die ganze Formation des Dochleist überblicken können. Und nun sehen wir, daß dieser so grimmig scheinende Felssturm ein ganz zahmer Geselle ist, dessen Südfanke fast eben in die benachbarten Schuttflure verläuft. Wer philosophisch angelegt ist, mag aus dieser Erscheinung eine Nutzenanwendung für das Leben ziehen: er wird auch dort manchem begegnen, der dem Niedrigstehenden ein drohendes, schroff abweisendes Gesicht zeigt, während der Höherstehende nur dessen gewölbten Rücken zu sehen bekommt.

Wenige Minuten später stehen wir vor der Hymondb-Hütte des Oesterreichischen Alpenklubs. Ihre Lage ist einzig schön; schön ob des großartigen Bildes auf den Bergkranz in ihrer nächsten Umgebung, nicht minder schön ob der Aussicht über das Pustertal hinüber auf den eisbeladenen Groß-

venediger. Hinsichtlich ihrer leichten und bequemen Zugänglichkeit von der Bahn aus dürfte die Hymondb-Hütte von keiner Schutzhütte in den Dolomiten übertroffen werden: ein flotter Fußgänger erreicht sie von Fimichn aus ohne sonderliche Anstrengung in vierenhalbstündigem Marsche. Diese Marschdauer läßt sich jedoch durch Wagenbenutzung bis ins innerste Fischeleintal so kürzen, daß nur ein anderthalbstündiger bequemer Anstieg verbleibt.

Von der Hütte zieht der schöne, breite Pfad weiter zur Höhe. Er ermöglicht uns eine der bequemsten, schönsten und lohnendsten Wanderungen, die die Dolomiten zu bieten vermögen, er macht uns vertraut mit den prächtigsten Reizen der Sextener Bergwelt und leitet den empfehlenswertesten Uebergang vom Sextentale zum berühmten Ampezzotale ein. Angesichts der Felsbauten des Eisfers und Zwölfers und ihrer Basalten führt er uns in kaum einer Stunde zur Höhe des Oberbachernjoches, das in den vom Sandebühel zur Oberbachernspitze ziehenden Kamm eingeschnitten ist, hinan.

Wir wollen nun Lanschau halten und steigen zu diesem Behufe ein paar Schritte abwärts vom Wege bergan. Der mächtige Sorapis und die zerfahrene Gruppe der Cadini di San Lucano, die dreigipfelige Monte Cristallo liegen vor unsern Blicken. Der mächtige Sorapis und die zerfahrene Gruppe der Cadini di San Lucano, die dreigipfelige Monte Cristallo liegen vor unsern Blicken. Der mächtige Sorapis und die zerfahrene Gruppe der Cadini di San Lucano, die dreigipfelige Monte Cristallo liegen vor unsern Blicken.

herüber grüßt die lange Reihe der Marmarosi, zwischen diesen und dem Zwölfer, der sich von hier aus als gewaltiger, trohiger Turm präsentiert, tauchen in der Ferne die Berge von Comelico auf; hinter uns liegen der Elferkofel, die Hochbrunnerschneide, einer der leichtest erreichbaren Hochgipfel der Dolomiten, und der kahne Zahn des Elferturnes. Unser Pfad senkt sich nun etwas in die Tiefe; der erste Schritt, den wir auf ihm tun, führt uns auf italienischen Boden. Aber unsers Bleibens dort ist nur kurze Zeit; nur wenige Meter weit führt der Weg unter die Rammhöhe — die die Grenzlinie zwischen Oesterreich und Italien bildet — hinab, und schon eine Viertelstunde nach dem Verlassen des Oberbachernjoches und nach kurzem Anstiege überschreiten wir im 2504 Meter hohen Wäldelejoch die Rammhöhe und damit die Grenze neuerdings. Der Blick von hier gegen Süden und Südwesten ist jenem vom Oberbachernjoch ähnlich; wieder sind die Fadenkette der Marmarosi und der majestätische

Zwölferkofel die prächtigsten Schaustücke des Panoramas. Der Elferkofel ist nun den Blicken entschwinden; dafür hat das Auge im Norden einen Ersatz gefunden in den Felsgestalten der mächtig emporstrebenden Treischuster Spitze, des Baumob und ihrer Trabanten. Ueber mächtige Schuttflure weidet sich nun der Pfad hinab. Grüne, üppige Matten und kleine, blinzelnde Seen zeigen sich dort unten: der Toblinger Nebel, in dessen Plan die kleinen, tiefgrünen Bädenseen eingebettet liegen. In einer halben Stunde sind wir zu ihm hinabgestiegen. Wilde Felskaden zur Linken, die „Bödennoten“ genannten Ausläufer des Vaterkofels haben unsern Weg begleitet und unserm Auge nur beschränkten Ausblick gelassen, dann aber tauchen mit



Blick in das Thäertal

einem Schlage, wie aus dem Boden geaubert, die Riesentürme der Drei Zinnen vor uns auf, und wir schauen erstaunt eines der bekanntesten, aber zugleich eines der schönsten und eigenartigsten Bilder in den Dolomiten

Zugleich erblicken wir die gastliche Treizinnenhütte, das der Sektion Hochpustertal des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins gehörige Schutzhäus, in dem Sepp Innerkofler, einer der kühnsten unter den kühnen Dolomitenführern, die Wirtschaf führt.

Von der Treizinnenhütte stehen uns nun verschiedene Wege zur Weiterwanderung offen; wir können durch das Tal der Schwarzen Riesn hinabziehen zur fashonablen Hotelfolonie Lando oder Schludersbach, wir können zwischen den Felsgratzen



Ein Blick gegen Retzard und Eitelhof

des Paternkofel und der Kleinen Jinne hindurch hindüberwandern nach Kimbianco, „der schönsten Alpe der Welt“, und dann weiterziehen zum prächtigen Mirunasee, oder wir können durch das wildschöne Innerfeldtal, am Fuße der Treischusterspize und des Hannold vorüber, hinabsteigen ins Sertental und nach Innichen. Auf allen diesen Wegen werden wir mehr als einmal stillhalten und bewundernd um uns blicken, freudig bewegt und ehrfurchtsvoll staunend ob der lieblichen Weize und der hehren Majestät, die die mächtige Bauberin Natur über die Sertener Berge ausgegossen hat.

Wir wählen zu unrer Wanderung keinen von den oben angegebenen Wegen; wir schreiten durch das nicht minder schöne Altensteintal, angesichts des mächtigen Turmbaus des Einfersfels zur Rechten und der jactigen Altensteinspize zur Linken, auf gutem Pfade zu Tal. In anderthalb Stunden stehen wir wieder auf der weichen Matten des Nischeleinsbodens; unsre Rundtour durch die Sertener Berge ist beendet. Sie hat uns einen etwa fünfständigen, mühe- und gefahrlosen Marsch gelostet, und aber das Schönste gezeigt, was die Sertener Berge ihr eigen nennen, und uns zugleich eines der reizvollsten Gebiete der Dolomiten kennen gelehrt.

Der Tag ist inzwischen zur Neige gegangen, die Sonne hat sich hinter der Fadenreihe des Schusters verdeckt und wirft von dort ihre letzten Strahlen auf die lable Felsenstirn des Elfers, daß diese in Purpur erglüht. Wir blicken empor und warten, bis diese Blut in zartem Violett verbänmert, wir warten, bis die Felsen noch einmal hell ausleuchten, ehe die Nacht sie umfängt. Dann streicht von den Höhen ein kühler Hauch, und der fähet spielend durch die Kronen der hochragenden Fichten und Bärchen ringsum. Und dann flütert's und lispelt's in diesen Kronen, ein geheimnisvolles Rauschen und

Esterspalz

Tuffsteingebäude



Die städtische höhere Mädchenschule in Straßburg

Rausen zieht durch den Wald! Dem Wanderer, der ihre Sprache versteht, erzählen die zitternden

Blätter und Nadeln die uralte Geschichte, daß die Welt so schön sei: viel schöner, als Tausende und Abertausende ahnen, viel schöner, als sie alle je zu sehen, die wohl mit den Augen, nicht aber mit dem Herzen zu schauen gewohnt sind.



Der Undine-Brunnen in Baden bei Wien

Der Undine-Brunnen in Baden bei Wien

### Zu unsern Bildern

Straßburg im Elsaß, die „wunder schöne Stadt“, hat bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine bedeutende und angesehene Stellung erlangt, und das 16. Jahrhundert sah sie auf der Höhe ihrer freireichstädtischen Blüthe. Ihre Verfassung hatte noch manigfachen Wandlungen und Rämpfen in dem sogenannten „Schwörbriet“ von 1482 folgende vor nun an die lebende Ordnung erhalten: der Rat, an dessen Spitze ein für ein Jahr gewählter bürgerlicher „Ratemeister“ und vier in der Amtsführung vierteljährlich abwechselnde ablige „Ratemeister“ standen, wurde auf je einem Vertreter der 12 Hälte und 10 den Geschlechtern entnommenen „Konkasslern“ geteilt. Man war stolz auf diese wohlgeordnete Verfassung, die jedes Jahr an einem bestimmten Tage von den Bürgern neu bejahoren werden mußte. Diesen Tag, den ersten Donnerstag nach Neujahr, kannte man den „Schwörtag“. Vor dem Wankler war ein mit Teppichen und Fahnen in den habsburger Farben (rot und weiß) reichgeschmücktes Gerüst errichtet, auf dem der neugewählte Ratemeister (Bürgermeister) im Beisein der Stadtrichter, des abrigen Rates und des Abels vor der versammelten Bürgerschaft dem Eid auf die vorgelesene Verfassung ablegte. Hierauf nahm er dann leinereits die Eideleistung der Bürgerschaft entgegen, die sich, nach Jähren eingeteilt, mit wehenden Fahnen zu dieser feierlichen Handlung vor dem Gerüst aufgestellt hatte. Im Auftrag der Stadt Straßburg hat Kunstmaier Karl Jordan, Lehrer an der dortigen Kunstschule, einen solchen „Schwörtag“ im alten „Straßburg“ auf einem hohen, von und auf Seite 21228 wieder gegebenen Wandgemälde (8 zu 5 1/2 Meter) dargestellt, das die Aula der neuerbauten städtischen höheren Mädchenschule in Straßburg ist. Abbildung schmückt.

Vor kurzem hat die amstliche Karstall Baden bei Wien in dem von dem Wiener Bildhauer Joseph Kasian wiederhergestellten Undine-Brunnen einen schönen bildnerischen Schmuck erhalten. Der Monumentalbrunnen, von dem man, wie vieler Abbildung gewahren läßt, einen ungemein malerischen Eindruck empfangt, ist zur Erinnerung an die Vollendung der städtischen Tiefableitung und der Kanalisierung im Badener Karstall errichtet worden. Sein Schöpfer hat darin eine der schönsten Szenen von Hans Sachs' „Undine“ plastisch verortet. Der grüne Röhleborn reichet den Nidelnern, die den Schlauchkannen öffnen sollen, die Arbeit, indem er aus der Erde herosströmt, um die Jüherne zu zertümmern. Von dieser Feuer erhalt steigt aus der Brunnenöffnung Undine gleich einer weißen Wasserfäule empor. Zu den Füßen der aus weißem karstischem Marmor hergestellten Figur liegen drei Eisen eines Helgen. Auch diese Figuren sind aus Marmor gemacht. Für den übrigen Teil des Brunnens aber, wo die aus der Tiefe herausdringende Wädel des Röhleborn bestimmt, wurde der gelblich-bräune Margarethenstein verwendet. In den Jähren Röhleborns kommt das Saltride dieses Lösses zu lebendigem Ausdruck. Rings um ihn gruppiert sich eine Menge Wassergeräthe. Ein paar von ihnen haben den aus dem Undine-Nädelchen wohlbekannten Rebenreifer erwählt, umfassen ihn, und einer fesselt ihm Wassertrichter ins Gesicht. Auf der entgegengelegten Seite wieder sieht der Wasserträger wie vor Schreden gebannt da und Karst zu der beiden weitlichen Gestalt Undinens empor, die der Jüherne empfangt.

Literatur

Die die Statistiker nachweisen, dauert das Anwachsen unserer hässlichen Gemeinwesen noch immer fort, und fast überall leben daher Städteveränderungsfragen auf der Tagesordnung. Weitens ist der Ausgang sehr verschieden, und man kann es somit dem Interesse nicht verzeihen, wenn sie ihn nach Möglichkeit auszukunnen suchen. Sobald dabei eine gewisse Grenze überschritten wird, leidet dann freilich die Schönheit des Landschaftsbildes einer Stadt oder doch gewisser Viertel und Straßen darunter. Entgegen der einseitigen Geltendmachung praktischer und materieller Interessen bei der Vergrößerung der Städte wird nun andererseits die dringende Notwendigkeit der städtischen und ebenso die ländlichen Hässlichkeiten in den Vordergrund zu stellen. So kommt es, daß die An-

robriferzeugnis dem andern, und wenn er die ästhetischen Rücksichten mit denen der Ökonomie und Hygiene zu verbinden sucht. Seine allgemeinen Gesichtspunkte, wie die im einzelnen gehenden Vorrichtungen über die Anlage und Ausführung der Häuser, Straßen u. s. w. werden von Fachleuten und Laien mit gleichem Interesse zur Kenntnis genommen werden und Händ und anregend wirken. Besonders gewährt uns die durch 22 Abbildungen erläuterten Beispiele und Gegenbeispiele, die das Verhältniß wesentlich erleichtern. — Unter dem Titel „Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Fichtung“ bietet Rudolf Gdard eine mit Geschick und Sorgfalt ausgewählte Sammlung deutscher Fichtungen aus älterer und neuerer Zeit (Stuttgart, Metz Neumann). Die jugendlichen Frauengehalten der alten Germanen, berühmte Frauen des Mittelalters und der Neuzeit,

55 Kilometer südwestlich von Kioto an der Bai von Cfsa und an der breiten Wundung des schiffbaren Jodogamo, in einer ungemein fruchtbaren Ebene. Das Ausstellungsgebäude befindet sich im Südwesten der Stadt, auf zwei Seiten begrenzt von ihren volltreidlichen Vierteln, in denen die Theater, die belebtesten Restaurants („Teedäner“) und ein großer Bazar liegen. Auf der ersten Ausstellung erregte das japanische Kunsthandwerk die Bewunderung aller fremden Besucher, während die modernen Industrieerzeugnisse diese Hochschätzungen von teilweise recht schwacher Beschaffenheit waren. Die Ostasien-Ausstellung läßt deutlich genug die Fortschritte erkennen, die seitdem gemacht worden sind. In das Japan, wenn es auch noch nicht original und erfindertlich geworden ist, doch in Ostasien bereits in erfolgreichem Wettbewerb mit Europa und Amerika zu treten vermag. Die Ausstellung ist nicht nur



1. Das Kunstgebäude — 2. Der Haupteingang — 3. Springbrunnen vor dem Kunstgebäude — 4. Gebäude für das Erdbebenwesen — 5. Reklameturm einer Bank — 6. Eingang zur Formosa-Russwähnung

Die fünfte Industrieausstellung Japans in Osaka

sichten oft weit auseinander gehen und daß in den städtischen Korporationen wie in der Welt über diese Punkte mitunter heftig hin und her gestritten wird. Es ist deshalb von hohem Wert, über die „brennende“ Frage der Städtevergrößerung die Anschauungen und die Erfahrungen einer anerkannten Autorität kennen zu lernen. Professor Theodor Fischer, der in jahrelanger städtischer Arbeit sich um die Kunst des Städtebaus bemüht hat und dessen Tätigkeit für die moderne Städtebaulehre unläugend anerkannt worden ist, hat kürzlich in Stuttgart einen Vortrag gehalten, der jene Frage eingehend in sich über und hochst ansichender Weise behandelt und der soeben in Buchform unter dem Titel: „Städtevergrößerungsfragen“ (Preis geb. 1,50 Mark) bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Professor Fischer bezieht die wichtigsten dabei in Frage kommenden Grundzüge zunächst im Hinblick auf die schwebende Dampfstadt, allein seine Ausführungen dürfen beanspruchen, auch in allen andern Städten vernommen und beachtet zu werden. Wäre dies nicht von dem Verfasser beabsichtigt, wenn er die nur zu häufig anzutreffende moderne Städtebauerei verurteilt, die es verstanden, daß so viele neuerer Städte oder Stadtteile einander gleichen wie ein

Rüchinnen, Künstlerinnen und andre durch hohe Tugend hervorragende deutsche Frauen treten uns im Kleide entgegen. Was Walter von der Vogelweide, Goethe, Homer, Nidert, Weibel, King, Taha und viele andre zum Preise der deutschen Frauen gefahren, ist hier in einem harmonischen Bilde vereint. Der Geist und Gemüt reichhaltige Inhalt läßt das Buch als eine schone Gesangs für die Frauenwelt erscheinen.

Notizblätter

Die fünfte Industrieausstellung Japans in Osaka

Gegenwärtig findet in Osaka die fünfte Industrieausstellung Japans statt; die erste nationale Ausstellung des ostasiatischen Industriezweigs wurde vor 20 Jahren in Kioto eröffnet, die drei folgenden wurden in Tokio veranstaltet. Die Ausstellung in Osaka ist am 1. März eröffnet worden, als Schlußtermin ist der 31. Juli festgesetzt. Osaka ist eine der bedeutendsten Städte Japans und immer noch der erste Platz für seinen Binnenhandel; es liegt auf der Südwestküste der Hauptinsel,

größer als die vorigen und gibt eine unvollendere Vorstellung von dem Charakter und Können der Japaner, sondern sie hat auch dadurch einen etwas internationalen Charakter erhalten, daß sie zum ersten Male ein Gebäude für die Erzeugnisse fremder Nationen enthält, in dem neben Europa und Amerika besonders China und Korea vertreten sind. Auch die Insel Formosa hat eine besondere Abteilung. Im übrigen umfaßt die Osaka-Ausstellung, deren Hauptingang ein faszinierendes monumentales Tor mit drei Türschwüngen bildet, folgende Bauzugruppen, von denen jede ihr eigenes Gebäude besitzt: Alderbau, Porzellan, Meereserzeugnisse, Industrieerzeugnisse, Maschinen, Erfindungsgegenstände, Kunst, Werkzeuge und Zoologie. Vor dem Kunstgebäude steht ein prächtiger Springbrunnen. Auch die Kunst der Reklame auch in Japan erreicht ziemlich ausgebildet ist, beweist u. a. der hochragende Reklameturm, den ein Bankinstitut errichtet hat. Das Alderbau- und das Kunstgebäude werden mit besonderem Interesse von den fremden Besuchern in Japan beäugelt; sehr lebhaft ist auch das Interesse, das gleichfalls zur Ausstellung gehört, obwohl es sich nicht in Osaka selbst, sondern in Tokio am Ufer eines Binnensees befindet.





III. 45



1. Seraphin Yannucci — 2. Angelus di Pietro — 3. Alfons Capelatro — 4. Dominikus Sampa — 5. Alois Oreglia di Sacco Stefano — 6. Hieronymus Maria Gotti — 7. Antonius Hgliandi — 8. Marius Cocconi — 9. Joseph Sario — 10. Dominikus Ferrata — 11. Martin Kampolla del Einsaro

Die Papstkandidaten unter den Kardinälen (Cxxi umstehend)

Die Cardinali papabili oder Papstkandidaten

(Siehe die Abbildungen Seite 1000 und die Fortsetzung auf dem nächsten Blatt)

Der Tod des greisen Pontifex im Vatican ist nicht nur ein... sondern auch ein wichtiges politisches Ereignis... in dem eine Neuerungperiode abblüht und eine neue eintritt.

In Rom geboten. Schon mit 14 Jahren trat der im... in Neapel zu einem vorzüglichen Jüngling in den Orden... des heiligen Augustinus ein, dessen Venerabiliter er vor...

Wahrscheinlich entstammt einer alten bergamaskischen Adelsfamilie... und wurde am 11. September 1824 in Bologna als Cesare...

KALODONT BESTE ZAHN-CRÈME erhält die Zähne rein, weiss, gesund.

K. Konservatorium für Musik in Stuttgart, zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel.

Beginn des Wintersemesters 11. September 1903, Aufnahmepflichtung 9. September. Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Musik...



Bilz Naturheilstaht Dresden Raddeburg. Gute Heilerfolge.

Schimberg-Bad. 1482 m ü. M. Naturschwefelbad. 1. Juni bis 31. Sept. Kurort in Baden-Württemberg.

Es gibt nichts Besseres für die Pflege der Haut als regelmäßige tägliche Anwendung der CREME SIMON.

Gegen Blutarmut! In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik (Reisingergarten) seit Jahren fortwährend in Anwendung.

LICHT bringt das UNION-KARTEN REGISTER für Jedermann! Es gewährt sofortige Uebersicht über alles Wünschens- und Wünschenswerte im Geschäfts- und Privatleben!

MARIENBADER RUDOLFSQUELLE NATÜRLICHES GICHTWASSER. GICHTWASSER. GEORGENBRUNNEN. TADELLOS EXPORTRANG. DURCH DIE MARIENBADER MINERALWASSER-VERSENDERUNG.

Dr. Lahmann's vegetabile Milch. der Nahrungsmittelmeisters, bildet das für Mütterlichkeit über höchstwertigste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Neue Parfums der Königl. Hoflieferanten J. F. Schwarzlose Söhne BERLIN, Markgrafstr. 24. Hohenzollern-veilchen. Syringa-Violetta. Bouquet-Electa.

Schönheit. Cremes, Salben, Kosmetika. Creme Benzoe. Runzeln. Die Schönheitspflege.

Lysoform. unentbehrlich in jeder gebildeten Familie. ein Antiseptikum für den Haushalt.

Viel Geld verdienen. Bilden Sie sich durch ehrenvolle Interessante Nebenbeschäftigung. Verlangen Sie gratis Musterhefte.

BRENNABOR. Die bedeutendsten Rennfahrer des In- und Auslandes. Kudela, Heller, Scheuermann, Althoff, Orla Nord, Broca, Krause, Mulder, Hoorn, Samson, Mandt, Salzmann, Josef Fischer, Lasalle, Görnemann, van Schoonhoven, sowie die Hervorragendsten Fahrer benutzen zu allen Rennen in der Saison 1903 die berühmte Marke BRENNABOR.

PHOTOGRAPHIE. gegen kleine Monatsraten. nur erstklassige Systeme. BIAL & FREUND. Breslau II.







90. Band. Fünfundertzigster Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Elektronische Zeitung aus dem Verlag der B. G. & C. G.

Porträtstudie. Von Franz Studt

# Heimkehr

Erzählung

von  
Otto Höcker

(Vortsetzung)

Klaus Schillings Blick streifte Erika. Sie hatte sich erhoben und war an ihres Vaters Grab getreten. Warum klopfte sein Herz plötzlich so bang und doch so glückselig? War in jenem holden Mädchen dort nicht sein holdes Lieb neu aufgelebt? Wenn ihn nicht sein heimwehkrankes Herz allein zurückgeführt, sondern mächtiger Schicksalswille ihm den Weg gewiesen hätte, und wenn er in der Heimat finden sollte und dürfte, was die Fremde ihm versagt hatte, das Glück?

Schwindelgleich überwältigte es ihn, er mußte die Augen schließen und die Lippen zusammenpressen, denn bis zum Zerspringen pochte sein Herz. Aber als er von ungefähr die Augen wieder öffnete, begegnete er auch schon dem auf ihn gerichteten Blicke des Mädchens. Schen, fast angstvoll mutete ihn dieser an. Da neigte er sich auch schon mit festem Rucke zum Hügel nieder, während ein bitteres Lächeln seine Lippen umzuckte, — ah, er kannte diesen schänen Blick sehr. Hätte er ihn doch früher schon zu deuten gewußt, als er aus Stienns Augen so beredt zu ihm gesprochen hatte. Ja, dann hätte er freilich auch gewußt, daß sie ihn nie lieb gehabt hatte.

Wie hatte diese Erkenntnis ihn gestern noch gemartert, wie hatte er um ihretwillen den Bruder gehaßt! Noch heute früh war es beschlossene Sache bei ihm gewesen, fremd und kalt an Günther vorüberzugehen. Was dieser ihm angetan, das löschte nichts aus, da baute sich seine Brücke zur Vergebung, und hatten ihn draußen in der Fremde wirklich einmal mildere Gedanken erfaßt, dann waren sie wie Spreu vor dem Winde unter der qualvollen Vorjellung seiner letzten Aussprache mit dem Bruder verfliegen. Noch sah er, der ahnungslos von friischer Fahrt Zurückgekehrte, sich in Verzweiflungsnut, herausgerissen aus all seinen Glückshimmeln, vor dem andern auf den Knien winden und diesen anflehen, ihm sein Liebste nicht zu stehlen. Noch hörte er, wie all die langen Jahre über, das höhnisch abweisende, siegesfrohe Lachen des im sicheren Besitze Schwelgenden. Aber wo war der Paß, der ihn damals schier zum Bruderermorde getrieben haben würde, wäre er nicht vor sich selbst in die weite Welt hinaus gelassen? Der da unten schlief, war sein Bruder wieder, der liebe, sanfte Dacktopf, dessen mädchenhafte schlanke Glieder sein und der Eltern Entpuzzen ausgemacht hatten. Und da hörte er auch schon wieder Günthers Stimme, diese süße, lockende und überredende Stimme, die ihn zu so vielen Tollheiten angestiftet. Ah, wie hatte er den Knaben lieb gehabt mit seinen leuchtenden Blauaugen und den Wächchen, weiß und rot und pfirsichhart. Wie hatte er gern selbst dem Horn des Vaters oft getrotzt und war für den Bruder eingetreten, nur um eines dankbaren Blickes willen, ja, händisch treu hatte er den Bruder geliebt. Die Kehle würgte es ihm, und heiß stieg es in seiner Seele auf; was ist die Liebe nur, daß sie vergehen mag wie Rosenhauch, und warum dauert Menschenliebe nicht länger als süßer Vogelruf?

Längst war Erika schon neben ihn getreten. Als sie nun jaghaft seinen Arm berührte und er rasch herumfuhr, wurde sie rot und blaß und schaute besangen unter sich. Da erschien ein trauriges Lächeln in seinen Miemen, und er strich mit der Hand über die heiße Stirn. Fort mit den Träumen, die wecken toll die Liebe nimmer wieder auf. Straff und stark wendete er sich vom Grabe.

„Nun, Erika? Die Zeit war dir lang, was?“

„Ich dachte nur, die Eltern daheim sind gewiß ungeduldig.“ meinte das Mädchen schüchtern. „Daß du nichts dagegen, so eile ich voran, falls du dich zurechtfindest.“

Sie erröte unter dem eignen Lächeln, das seine härtigen Lippen unschlich, und brach verwirrt ab.

Sein Lächeln blieb; wenn er sich zurecht fand, hatte sie gemeint. Als ob man der Heimat so entfremdet werden könnte, um fehl in ihr zu gehen! Hatte ihn die Erinnerung an sie nicht in die Ferne hinaus begleitet, hatte vom andern Weltende her seine Seele nicht oft den Flug genommen zu diesem erdbezorenen Grimmafest? Und doch hatte das Mädchen nicht unrecht, denn in der Vorstellungswelt, die ihre Heimat umschloß, war er ein Fremder, und als ein solcher stand er auch auf diesem meerumschalten Küstenstrich. Doch da durchzuckte es ihn auch schon heiß, und ihm war's, als faßte er warme, liebevoll gereichte Hände. Noch winkte ihm ein sicherer Vert: der linke Mutterarm und des Vaters treuer Händedruck.

Er nickte Erika zu. „Voran, junges Blut!“ sagte er scherzend. „Aber spüte dich, denn noch habe ich selbst das Laufen nicht verlernt!“

Mit stillem, leisem Lächeln schaute er ihr nach, als sie zierlich und leichtfüßig davon eilte, um bald darauf hinter den ersten Häusern des Strandbordes zu verschwinden. Gelassen stapfte er hinter ihr her durch den feinen, feuchten Sand.

Auf der Höhe der Dünen blieb er wieder stehen, reckte sich, und mit handbeschalteten Augen ließ er den scharfen Blick weit über das Meer schweifen. Er nickte dem guten Schiffe zu, das, sicher eingebuchtet, fern draußen auf den Wellen schaukelte. Dann wendete er sich wieder und schlug eine raschere Ganganart ein.

Bald hatte er die Dorfstraße erreicht, zu deren beiden Seiten sich zwanglos die Häuser reiheten, zumeist niedrige, schilfgedeckte Häuten, selten ein Steinhaus dazwischen. Ein scharfer Wind trieb sein Anwesen in der breit angelegten Straße mit ihrem nichtsruhigen Pflaster und hielt von ihr alle Lebewesen fern. Dagegen drückten sich an den meisten Fensterstößen Gesichter breit, und neugierige Blicke verfolgten den rüftig seinen Weg Fortsetzenden.

Da war schon das alte, liebe Haus. Auch in der Erinnerung war es klein erschienen, aber die Wirklichkeit bestärkte ihn trotzdem. So klein, so alt, so hinfällig war das Häuschen! Ueber den Baupfählen des Vorgartens hingens irdene Geschirre zum Abtropfen, daneben sah eine Kage mit krummem Buckel und schielte lustern auf die Spaken, die sich zwischen den Regenspähnen tummelten, gravisätisch führte der Haushahn seinen gackernden Harem spazieren.

Unter dem Torbogen stand ein altes, verhuseltes Mütterchen, wie aus Rabagoni das Gesicht, die Ärmel der warmgefütterten Jacke aufgetrennt, darunter die Arme hart und sehnig, die Hände dorb und verkrampft. In wortloser Erregung starrte sie auf den beschleunigt Näherkommenden, und dann, als er dicht vor ihr stand und die Hände ihr entgegenstreckte, ging ein heiferes Schluchzen aus ihrem zahllosen Munde. Sie packte ihn bei den Armen, wie um ihn festzuhalten, faßte ihn beim Kopf, läßte ihn, schaute ihn in die Augen und küßte ihn wieder.

„Mein Jung, mein lieber Jung!“ sagte sie fassunglos, „sie haben mir schon von dir erzählt, und ich hab' es doch gar nicht glauben können, es ist all schon so lang her, und nun hab' ich dich wieder, und so sein siehst du aus, so schmutz, mein Jung, lieber Gott! Und das seine Tuch am Ärmel. Jung, lieber Jung, leichtsinnig bist du noch immer, wie hast du nur so 'ne vornehme seine Ausrüst bei so 'nem Hundewetter anlan mögen, die ist hin, Jung, und — und wie du gewachsen bist. Ne, über den Bart, gerad wie dein Vater, Jung; ne, der wird Augen machen, komm doch rasch, höre nur, wie er ruft!“

Sie nahm ihn, der zum Sprechen zu bewegt war, bei der Hand und zog ihn geschäftig durch den Gang. Vor der Zimmertür blieb sie wieder stehen, und dann schluchzte und lachte sie in einem Atem.

„Lieber Gott, ich soll wieder einen Jungen haben, daran ist man ja gar nimmer gewöhnt, und so 'n schönen Jungen, 'n richtiger, aus-

gewachsener Mann!“ Sie schrie ordentlich hinaus. „Jung, was hab' ich um dich gebangt! Ich hab' es nimmer geglaubt, daß ich dich noch einmal sehen würde, und nun hab' ich dich wieder; und gelt, nun gehst du nicht mehr fort, das verspricht du deiner Mutter?“

Klaus Schilling konnte ihr nicht antworten, er vermochte keinen Ton von sich zu geben, ihn drückte und würgte es in der Kehle, er hätte laut schreien müssen, hätte er auch nur die Lippen geöffnet. Ach, nun wußte er es, daß es doch die Heimat war, zu der er zurückgefunden hatte. Hier lebte ihm noch die eine, die ihn sah, wie er einst gewesen, und wie er nun neben der Greisin und Hand in Hand mit ihr weiter schritt, da war es ihm zu Mut, als habe er an längst gerissene Bande wieder angeknüpft, als sei es gar kein halbes Menschenalter her, sondern gestern erst gewesen, als er zum letztenmal sich von der Mutter hatte führen lassen.

## III

Drinne in der Stube lärnte ein mächtiger Männerhaß.

„So kommt doch, kommt, wo steckt der Klaus denn? Ich hab' es ja gewußt, er kommt wieder. Daß ich es euch nicht immer gesagt? Und nun ist er da.“

Bei, wie das Herz des Heimgefundenen da klopfte, wie das Blut ihm heiß und ungemüht durch den Körper schoß und er mächtig vorandrängte. Da hörte er des Vaters Stimme wieder, und nicht jorneastflett, heißer, wie sie ihn durch all die langen Jahre in den Ohren geklungen, sondern so sanft und lieb, wie sie sonst dem blonden Günther nur gegolten hatte.

Und dann, als er vor dem gelähmt im Lehnstuhl Fockenden auf den Knien lag, da konnte er doch nicht einen Jammersruf von den Lippen fernhalten. Wie diese Sekunde des Wiedersehens grauam die Erinnerung an den riesenhaften Mann tigte, der so straff und selbstbewußt mit hoch erhobenem Haupte durch das Leben geschritten war, als sei er gegen dessen Tücken gefeit. Und nun gebückt zum Tod, die Wangen fehl und well, die Perrenaugen trüb und glanzlos, fortgewischt aus den von überlangem Siechtum greulich entstellten Zügen jegliches Kraftbewußtsein. Ah! dieser Schatten eines Mannes war sein Vater. Dieser ganz Starke, zu dem der Knabe schon aufgeschaut hatte, und dessen Hand er so oft gespürt hatte. Sein Vater, den des Knaben Träume als Mittelpunkt der Welt gedacht und in schrankenloser Liebe direkt neben den lieben Gott gestellt hatten! O Gott, was konnte nütziger sein als ein Menschenleben. Während er in der Fremde draußen stark und zum Manne geworden war, da hatte die Heimat sein Idol verfallen lassen und es all seiner Mannesherrlichkeit entkleidet!

Die beiden alten Leute wußten sich nicht zu fassen, nicht zu beruhigen. Unausföhrlich betasteten sie ihn, strichen ihm die Wangen, schauten ihm tief in die Augen. Soldaten echten Herzensjubil kenni nur selbstlose Elternliebe, der überharte Schicksalsmacht alles geraudt hatte. Nahmen sie seine Rückkehr nicht gleich einem köstlichen, unverdienten Geschenk, dessen Reichtum ihren Sinn verwirrte? Da war kein Fragen, kein Forschen nach dem Woher und Warum. Der Sohn hatte heim gefunden, und das Glück war wieder da.

Dann war es die allzeit geschäftige Mutter, die sich zuerst wieder auf die Wirklichkeit besann. „Mein Jung, du hast dir ja den Tod in den patzdnassen Kleidern,“ rief sie vorwurfsvoll. „Da gud nur, Alter, er ist immer noch der nämliche. So'n feines Tuch in solchem Wetter anzuhun! Du mußt dich sofort umziehen, und inzwischen mach' ich dir was Warmes zurecht!“

„Laß doch, Mutter,“ lachte der Sohn, „bist doch eine alte Seemannsfrau. Wie oft hat der Vater naffes Zeug am Leib gehabt. Und Hunger oder Durst hab' ich auch nicht!“

Aber die besorgte Mutter ließ keine Widerrede gelten. Da hing oben im Schrank des Vaters guter Ärmel aus früherer Zeit, der Alle war gar sparsam in seinem Gebrauche gewesen. Nun sollte Klaus ihn anziehen.



**Aus der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Eine Gewissensfrage**

Nach dem Gemälde von Ferdinand Brütt (Cest. S. 1018)

„Mußt Mutting zu Willen sein. Hääh, parieren muß man, Jung, da wird nicht gemüßt!“ meinte nun auch mit behaglichem Nicken der Vater vom Lehnstuhl her. „De, kennst ihn noch, den alten Klaus mit den blanken Silberknöpfen?“ empfing er dann den Sohn, als dieser umgelleidet wieder in die niedrige Stube trat, deren Dede sein Haupt fast streifte.

Klaus lächelte still. Ob er ihn kannte! Nur an den höchsten Feiertagen hatte der Vater ihn anzusehen dürfen, er war immer der Mutter ganz besonderer Stolz gewesen, sie hatte das Brabanter Tuch selbst gekauft, und der Schneider hatte sich damals beim Anfertigen scharf auf die Fingerringe lassen müssen, in die „Dölle“ war auch nicht das kleinste Schnitzelchen gewandert.

„Fahrt er nicht wie angemessen?“ lüchelte der Alte vergnügt. „Klaus, was bist du höllisch in die Breite gegangen! Da, kiel nur, Alle, so schaute ich auch mal aus. Hohoho, wer's heute noch glaubt, zaht 'n Taler. Selbst einer möchte man wieder werden, sieht man den Bracklerl so vor sich stehen. Selbst wieder jung und stark!“

Schier andächtig betrachtete er den Sohn, und dann nickte er der Pflgetochter zu, die sich inzwischen eingefunden hatte und der Mutter beiläufig war, den schweren Eidentisch vor den Ofen zu rücken und ihn mit schneeigem Linnen zu decken.

„Welt, da schaust, du junges Blut. Ist 'n höllisch stat'scher Jung, mein Klaus, was? Ja, so kiel' ich als 'n Junger auch mal aus. Was dich einmal anfassen, Jung.“ er lüchelte vergnügt. „Wetterjung du, da spannt der Kittel, da unter den Armen und läßt der Brust. Bist mir doch noch über. Da, laß mal paden und kniefen. Hääh, Mutting, hat der Klaus Maskeln. Wie 'n Pferd, sag' ich dir. Da steck' Kraft drin, was? G, du Goldbleet, warum bist so lang ausgeblieben, hatten dich ja gar nimmer erhofft. Nun gerade du, mein Liebling von jeher. Kanna dir's ja heute ruhig sagen, du warst mir doch der allerliebste. Unabändig stolz war ich auf dich. Warst so recht von meiner Art. Aber gejeigt hab' ich dir's nicht. Und nicht um's Sterben, nein, so was darf so 'n stat'scher Burck nicht merken. Mußt' dich ohnehin stramm genug halten. Gattest immer Wellwind in der Tafelage, hääh. Aber heimlich getreut hast mich, warst immer so 'n Strammer. Nicht gemüßt, wenn's eins gab. Hääh, damals war mein Arm noch stark, gelt?“

Schnäselig streckte er die Hände nach dem Sohne und zog ihn dann mit zütrigen Fingern wieder dicht an sich. „Jung, ich kann es nicht fassen, nicht begreifen, daß du wieder da und bei uns bist. Der Herrgott sei gelobt, er macht's richtig. — er — er.“

Und als Klaus in übergroßer Bewegung neben dem Vater wieder in die Kniee sank und den starken Arm um dessen Nacken schlang, da schluchzte der alte Mann plötzlich laut auf.

Dann saßen sie zusammen am Tisch. Klaus würgte ein fremdes Gefühl, er konnte trotz der Mutter jubringlichem Eifer und ihrem herzlichsten Nötigen kaum einen Bissen hinunterschlucken. Wie er zwischen den Eltern saß, Erka ihm gerade gegenüber, da kam es ihm wieder träumend an. Die alte Zeit stieg von neuem herauf, und es war ihm zu Mutte, als ob er noch halbflügelig sei, die Füße noch immer unter Vaters Tisch streckte und seine Liebste nicht treulos gewesen, nicht tot und begraben sei, sondern frisch lebendig und in wohnigem Liebreiz ihm gegenüber am Tische saße. Er war sich kaum bewußt, wie befreundlich sein unausgesehtes, naiv trunkenes Anstarren dem Mädchen erscheinen mußte. Wohl sah er sie erblaffen und erröten, aber er freute sich ordentlich darüber, er empfand dabei ein lange nicht mehr gekanntes Gefühl wohligh süßen Entzückens.

Es waren lauter schlechte Gesser am Tisch. So stand Erka schon bald auf, um die Schüsseln wieder in die Küche zu tragen. Da war es ihm nicht anders, als sei ihm einer in die Sonne getreten, so dunkel und unfreundlich schien es plötzlich im Zimmer geworden zu sein.

„Warst schon draußen bei den Kindern? Das

war recht lieb von dir!“ sagte die Mutter eben wieder und haschte nach seiner Hand; die andre hatte der Vater, ließ sie nicht los, sondern streichelte sie in einem fort zärtlich.

Als Klaus nickte, fuhr die Mutter fort: „Bei der Erka hast 'nen Stein im Brett, die ist viel hinter den Gräbern her, sie pflegt und hegt, gießt und pflanzt und kann sich nicht genug tun. Ist überhaupt ein wunderliches Wes. Gar nicht wie ihre Schwester.“ Ihre Augen feuchteten sich, und sie nickte schwermütig. „Gerad auf den Tag fünfzehn Jahr, daß du gegangen bist. Wer mir's damals gesagt hätte, daß ein Wiederkommen ist! Man hält's es doch leichter ertragen. Weißt, lieber Jung, solange man noch hoffen kann, ist man nicht verloren. Aber wenn's da drinnen in der Brust so kalt ist, gerad wie 'n Ofen, in dem das Feuer nicht mehr brennt, ein unnütz Stück Hausrat, ob Mensch oder Ofen. — meinst nicht auch?“

„Ich hab' durchgemüßt,“ meinte Klaus. „Traußen pfißt es scharf, und aus Erfahrung kenn' ich ja den Kader; bläst der erst einmal von der Kant, dann bleibt er wie 'n störrischer Gaul auf dem Fleck. Jungens,“ sag' ich zu meinen Teerjaden, haltet die Ohren steif, denn nun gilt's. Hab' mir's in den Kopf gesetzt, morgen zu Mittag mit den alten Eltern dabein zu sitzen, so sie der Herrgott mir gnädig erhalten hat. Und nun mag's biegen oder drehen, durch müssen wir und kommen wir, dafür laßt mich nur sorgen. Aber weh dem, der nicht wie 'n Bliß dahin oder dorthin schießt, wie das Kommando ihn trifft, denn ich kenn' die Bai. Das Schiff und unser aller Leben hängt an einer Sekunde. Ein jeder hat uns allesamt in der Hand. Aber ich kenn' euch, ihr tut eure Schuldigkeit. Und da schrien sie hurra, und ihre Pflicht haben sie auch getan. Und da sitz' ich nun bei euch und bin quitsch-vergnügt!“

„Hääh, du Jung. Immer forscht!“ schmunzelte der Vater. „Ja, das Wasser leinst du wie kein anderer, laßt ja auch immer drauf. Weißt's noch, Mutting, wie ich dir's immer gesagt hab', aus dem Jungen wird was? Der hat's in sich, genau so wie ich. Aber ein Wagemut ist er, ein nichts-nutziger, und der ist er geblieben. Holla, Jung,“ er drohte ihm neckisch mit der zütrigen Faust, „dein Vater wird dich kuranzen. So 'n schönes Schiff in Gefahr bringen. Wie lang fuhrst hier nimmer zu Land, und kaum kehrt er wieder, fährt er den andern allen Schiffsrum vor der Haj' weg. Nun sag' noch einer, ist's nicht ein Teufelsjung?“ Und er lachte vergnügt wieder über das ganze Geschick.

Dann kam er auf eine andre Frage, die er schon lange auf dem Herzen hatte. „Was ist's denn für 'n Schiff? Es soll 'n Viermaster sein, ein Riesenkasten, he?“

„Stumm, Vater. Eiern Bollschiff, ich hab's drüben bauen lassen.“

„Gehört doch nicht gar dir, Junge?“

„Aber natürlich, Vater. Hab' Geld gehabt draußen. Weißt ja, ein Vertuer war ich nie, und mein Handwerk kann' ich auch. Da ging's voran, erst 'n Hafenboot, dann 'n alter abgetafelter Kasten, auf dem sich keiner mehr hinaus getraute. War damals gerade viel Handel und die Schiffe knapp. Na, da waren wir forsche Jungens, warfen unsre Groschen zusammen und heuertien das Schiff. War ein hartes Jahr, Vater. Aber es klappte, und so Jahr um Jahr, schließlich hatt' ich Geld genug und ließ mir was Rechtes bauen. 2300 Tons, Alter, vierundzwanzig sind wir an Bord, und da ist kein Kasten auf dem Salzwasser, der's mit meiner „Stiena“ aufnehmen.“

„Stiena heißt sie?“ fragte die Mutter mit einem neugierigen Blick auf den Sohn. „So hast du also noch immer nicht vergessen?“

Unter dem Tische suchte er ihre Hand. „Mutter, was wär' eine Liebe, die vergehen könnte,“ sagte er leise. Sie schauten sich still in die Augen und begriffen einander.

„Paßt auch vergeben, Klaus?“ flüsterte die Mutter mit zuckendem Munde. „Sie haben nicht recht gehandelt an dir. Ich war die einzige, die dem Günther wehrte. Aber er hörte ja nicht auf

mich. Den hatte die Liebe ganz von Sinnen gemacht. Und als das Unglück dann kam, da wußt' ich es, daß wir gegen den Himmel gefrevelt hatten. Ach, mein Jung, man muß treu sein; ich mein' in meinem dummen Kopf, ohne Treu' geht die Welt zu Grund!“

Bestorgt schaute Klaus nach dem Vater. Er wußte es ja, daß diesen der Schmerz um des Lieblingssohnes jähen Tod gefüllt hatte. Ihm war bange, wie er dies Nühten an seines Dergens großer Wunde aufnehmen würde. Aber wider Erwarten blieb der alte Kapitän gleichmütig. Er hatte sich wohl auch noch immer mit dem Schiffe des Sohnes still beschäftigt und die letzten Worte seiner Lebensgefährtin nur so obenhin gehört.

„Je nun, sterben müssen wir alle,“ sagte er und nickte dazu. „War in seiner Art auch 'n guter Jung, der Günther. Aber sieh, er war ein Verneffener, er hatt's in sich, die andern an sich glauben zu machen, aber so was Rechtes hat nicht in ihm gestekt; dabei hat er immer geglaubt, alles besser machen zu können. Er war immer ein spielerig' Kind, Gott sei es geklagt, kein rechter Mann, der sich bescheidet, aber ganz tut, was er kann. Davan ist er auch zu Grunde gegangen mitham seinen jungen Weibe. Gab' sie Gott selig, ist mir gar nahe gegangen. Aber Jung,“ er sagte des andern beide Hände und zog sie an sein Herz, „darum brauch' ich nicht nieder selbigesmal; wie ich den guten Kasten am Riff zertrüben sah und nicht helfen konnte, dacht' ich an dich. Und daß ich hart und ungerecht an dir gehandelt und dich in die weite Welt getrieben, das warf' mich hin. Denn gemüßt hab' ich es in jenem schrecklichen Augenblick, daß ich dich am meisten lieb gehabt hab', nur dich, mein Jung, — nun hab' ich dich wieder. Gott sei's gelobt und gedankt. Laßt die Toten schlafen, wir weden sie doch nimmer auf!“

Als ob er nicht recht gehört habe, starrte der Heimgesundene ihn an. Um den toten Bruder tat es ihm wehe, ihn also sprechen zu hören.

Die Mutter aber winkte ihm heimlich zu.

„So ist der Vater schon, seitdem er krank ist,“ raunte sie, mit einem zärtlichen Mitleid auf den greisen Lebensgefährten, der still und erschöpft nach der ungewohnten Anstrengung des langen Lebens in seinem Stuhle lehnte. „Den Günther hat er beinahe vergessen, er spricht nur immer von dir, und oft wirft er's dem Günther vor, daß er dich hinausgetrieben habe. Und sieh, mein Jung,“ — ihre Stimme begann zütrig zu werden, und ihre Augen füllten sich langsam wieder mit Tränen. — „ich bin doch gewiß von Herzen froh, daß du wieder da bist. Aber der Günther war doch auch mein Jung, und ein guter Jung auf seine Art. Ich kann ihn noch immer nicht vergessen, er hat uns gar so einsam zurückgelassen. Denn siehst du, das Mädel, die Erka, ist gewiß ein braves Kind, aber halt so jung, und wir sind nun schon gar so alt. Da fehlt die Bräde, um zusammenkommen zu können, verstehtst mich, mein Jung, und da war ich halt viel traurig. Aber nun bist du da, mein Junge.“

Sie lächelte ihm zärtlich zu. Gleich darauf aber lag ihr schon wieder blasser Schreien in den Nieren. Sie griff mit der Hand nach der Stirn. „Aber wie ist mir denn, du hast ja dein Schiff. O mein lieber Gott, du willst doch nicht schon wieder fortgehen, Kind; das wär' ja noch schlimmer zu tragen, als wenn du gar nimmer heimgekommen wärest!“

Gerührt lächelnd streichelte der Sohn ihr die Wangen. „Mutting, ich kann doch nicht immer hinter dem Ofen sitzen bleiben, da bin ich noch zu jung dafür, und es litte mich auch gar nicht dabeim. Bist doch eine Seemannsrau, Mutting, weißt doch, unsereiner kann nicht lassen vom nassen Element. Aber ich hab' heim gefunden,“ setzte er hinzu, als die alte Frau leise vor sich hin zu schluchzen begann, „morgen und übermorgen denk' ich auch gar nicht ans Abschiednehmen. Meine Jungens machen sich draußen 'n guten Tag, und will's Gott, so komm ich immer wieder. Hab' den Raum voll feinster Amerikafohle, die lösche ich in Hamburg, und dann bleibt mein gutes Schiff im Winterhafen, ich aber komm'



Vorbereitungen zur Jagd  
Nach dem Gemälde von Adolf Eberle

Adolf Eberle München

Illustration des Herrn Eberle in München

wieder heim zu Mutter und lass' mich hätscheln. Ist's recht so?"

Er streckte ihr die Hand hin, die sie in überwollender Bärtlichkeit ergriff und nimmer wieder lassen wollte.

Von der andern Seite nahm ihn schon wieder der Vater in Beschlag und schmunzelte ihm durchtrieben zu. „Dör, mein Jung, hast dich schon vor Anker gelegt irgendwo draußen, he? Ich meinte,“ erläuterte er, als Klaus ihn verständnislos anschaute, „hast eine Frau, wohl auch Kinder, was?“

Klaus schüttelte erst mit dem Kopfe. „Wie sollt' ich, Vater. Ich kann nicht vergessen.“ „Hahaha,“ lachte der Vater und rieb die Hände gegeneinander. „Dast das Mädel schon betrachtet, die Erika, he?“ Er gab ihm einen Nippenstoß. „Ist sie nicht der Stiene wie aus dem Gesicht geschnitten?“

„Man möchte denken, die Stiene selbst zu sehen,“ räumte der Sohn ein, „aber —“ „Kein Aber, Jung! Weist was, da legst dich vor Anker. Purzech, das wär' ein Glück für uns Alte.“ Er zwinkerte seiner Frau zu, die nur leise mit dem Kopfe schüttelte und von der plötzlichen Gesprächswendung nicht erbaut schien. „Die Stiene hat dich nicht gemollt,“ fuhr der Alte fort, „so nimmst du ihre Schwester. Ach, düstst' ich das auf meine letzten Tage noch erleben, dich bei uns und glücklich zu wissen, mein Jung, und vielleicht noch 'n paar Kinderchen, die zu mir Großvater sagen.“ Er lächelte ordentlich verklärt und lehnte sich mit einem tiefen Atemzuge zurück.

Klaus war bleich geworden. Ihm war es, als entwirre der Vater in seiner herb und rücksichtslos zugreifenden Art sein eignes hoffnungsfrohes Fühlen, das flüchtig am verflochtenen Vormittag wie freundliches Sonnenlicht vor ihm aufgestiegen war.

„Ich bitt' dich, Vater, wie magst du nur so reden, sagte er traurig. „Das Mädel kenn ich ja gar nicht, und ich könnte bald ihr Vater sein. Ich meine, sie würde Augen zu einem solchen Vorschlag machen. Davon wollen wir nicht weiter reden, ich denke, zum Heiraten gehören immer zwei. Und siehst sie ihr auch viel ähnlich, so ist sie doch nur der toten Stiene Schwester.“

„Schnicksnack!“ redete der Alte sich in Eifer. „Ein gutes Mädel ist sie; wollte Gott, die Stiene hätte ihr geglichen, denn wäre viel Unglück nicht über uns gekommen. Und sie hält was auf dich, Jung. Jauner hat sie mitgeredet, kamen wir auf dich zu sprechen, und in Schuh hat sie dich genommen! Lehre mich das Mädel nicht kennen, die ist von rechter Art!“

Ein Lächeln erhellte des Sohnes ernste Züge. „So hat sie mich nicht vergessen gehabt?“ sagte er leise. „Da war sie treuer als ich, denn ich habe draußen nur an die Stiene gedacht. An das kleine Mädel von damals erinnerte ich mich erst heute wieder, da freilich sah ich sie wieder vor mir im Krausen, blonden Jottelhaar, und da grüßte es mich auch so warm wie lieber Sonnenschein aus ihren Augen. Aber an eine Heirat nun gleich zu denken! Ich bitte dich, Vating, das sagt man so in der ersten Freude.“

„Dast recht, mein Jung,“ mischte sich nun die Mutter wieder ein, die bisher einfüßig auf ihrem Plaise mit in den Schatz gefalteten Händen geseffen hatte. „Vater spinnt gern 'n Worn, das weißt du doch.“

„Mache mich nicht wild!“ begehete der Alte in hellem Eifer auf. „Wäre es nicht ein schönes Paar, Mutter, was? Sie möchte sich doch alle Jinger ledern, die Kleine, so 'n Prachtler zum Manne zu kriegen!“ Dabei nickte er dem Sohne väterlich-stolz zu.

„Das muß halt der liebe Gott fügen,“ lenkte seine Frau ein und klopfte ihm begütigend die Schulter. „Sei doch nicht gleich so 'n Ditzkopf, Allerchen, unfer Klaus ist ja eben wieder hiesig geworden. Du siehst: ist: der: Stube, aber ich komme überall herum und hülte die Augen offen. Warum meinst denn, daß der junge Lehrer immer kommt? Aber das weißt du ja recht gut, es geschieht nicht, um sich immer wieder die alten Geschichten von dir erzählen zu lassen.“

Dröhnend fiel des Kapitans Faust auf den Tisch. „Du meinst doch nicht gar, der Schuljuchz streicht dem Mädel nach?“

„Aber warum nicht? Ich müßte mich sehr täuschen, sähe ihn nicht auch das Mädel gern.“ „Das Donnerwetter soll ihn regieren, Alte!“

„Sei so gut, Vating, und suche nicht so unchristlich, da gibst' doch wirklich nichts sich dabei aufzuregen. Jungblut poßt sich zusammen, meinst nicht auch, Klaus?“ Und als dieser stumm nickte und dabei unverwandt in die dunkelste Zimmerdecke schaute, als ob es in dieser Wunder was zu sehen gäbe, fuhr sie fort: „Es taugte sich mit den beiden auch gar nicht ungeschickt. Das Mädel hat nur uns, wir sind aber doch alte Leute, und der liebe Gott kann uns täglich abrufen, aber so alt ich auch bin, scharf sehen tu' ich, und zwischen den beiden hat sich etwas angebändelt, das ist sicher.“ Sie wendete sich wieder zum Sohne. „Du weist den Lehrer ja kennen lernen; ein guter, rechtschaffener Mensch, er kommt viel auf unsern Gänther selig heraus, und ich meine, Erika findet gerade an seiner stillen, stumigen Art Gefallen. Ist ja selbst nur so 'n zartes, verträumtes Dingelchen.“

Gewonnen lachte Klaus wieder auf. Aber mitten im Lachen brach er ab, ihm war es auf einmal so bedrückt und schwer zu Mute, er begriff den Grund selbst nicht.

„Siehst du wohl, Vating, da hast du mal wieder die Rechnung ohne den Wirt gemacht, oder ich bin zu spät gekommen!“ Es sollte scherzend klingen, kam aber doch ernst heraus.

Sein Vater sagte nichts, sondern brumnte nur wie verdrießlich in den Bart. Der Mutter helle Augen aber ruhten auf dem Sohne und verfolgten ihn liebevoll aufmerksam, als er sich nun mit raschem Rude erhob und einmal durch das Zimmer schritt. In diesem breiteten sich schon die langen Abendschatten, die Gegenstände verschwammen, und die Gestalt des ruhelos Wandierenden schien mit der Zimmerdecke zu verwachsen.

„Dast was, mein Junge?“ fragte die Mutter nach einer Weile ärtlich.

Klaus schüttelte heftig mit dem Kopfe. „Was soll ich haben, Mutter? Froh und glücklich bin ich, es ist nur heiß im Zimmer. Bin halt Seelust gewöhnt. Ist's euch recht, so nehme ich einen Mundvoll frische Luft.“ Er ging auf die Tür zu.

„Wo steht Erika?“ fragte der Vater. „Sie soll doch die Lampe bringen.“

Was die Mutter darauf sagte, konnte er nicht mehr hören, denn er war bereits auf den Gang hinausgetreten und hatte die Tür hinter sich zugezogen. Dafür aber schlug andrer Stimmenklang an sein Ohr. Sein geschärfter Blick nahm sogleich im Halbdunkel zwei Gestalten wahr, die dicht vorn beim Ausgang standen und bei seinem Nähertraten rasch verstummten.

Erika war es und neben ihr ein junger Mann, städtisch gekleidet und, soweit Klaus zu unterscheiden vermochte, von angenehmer Gestalt, schlank und mittelgroß.

Der Weimgesichte begriff das Gefühl jorniger Aufwallung selbst kaum, daß sich in ihm urplötzlich gegen den ihm doch völlig Unbekannten regte. Aber ein Verlangen trieb ihn an, zwischen das Mädchen und den Fremden zu treten. Ein sicheres Gefühl sagte es ihm, daß kein anderer als der junge Lehrer es war, der im vertrauten Gespräch mit dem jungen Mädchen von ihm überrascht worden war und nun bei seiner Annäherung höflich grüßend den Hut zog. Seine ersten Worte ließen ihn die Richtigkeit seiner Vermutung erkennen.

(Fortsetzung folgt)

## Die Biene als Mathematiker

Wohl begrüßten bunte Blumen, munterer Vogelgesang und das helle Summen emsiger Bienen den Menschen schon bei seinem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz dieses Erdendaseins — blühten die Blumen aber ebenso schön wie heute; sang die Nachtigall bereits zu Adams Zeiten ebenso bezaubernd wie jetzt; hatte sich das Geschlecht der Donigbiene schon zur Zeit des ersten Menschen-

paars zu der vielbewunderten musterhaften Volksgemeinschaft entwickelt, die uns heute noch Rästel über Rästel bietet? Wir wissen es nicht! Ob wohl vor Jahrtausenden der Vogel ein ebenso vollkommenes Nest schloß, die Spinne ein so sinnreiches Gewebe machte und der Biber und die Honigbiene dieselben kunstvollen Bauten errichteten wie jetzt — wer wollte das heute entscheiden? Sind alle diese Meisterwerke die Frucht eignen Nachdenkens oder nur die Ergebnisse eines dunkeln Naturtriebes; bleiben die Arbeiten dieser Baukünstler stets die gleichen, oder können sie ihre Arbeit vervollkommen und ihre Geschäftigkeit durch neu erworbenen Kenntnisse steigern?

Alle diese unzähligen Aeußerungen des geschäftigen tierischen Lebens sind von der alten Naturanschauung dem alles zweckmäßig ordnenden Instinkt zugeschrieben worden; die moderne Naturforschung aber hat die mannigfachen wunderbaren Werke tierischen Schaffens, die so bequem dem unbedenklichen Naturtriebe zugeschrieben wurden, durch physiologische und mechanische Ursachen erklärt und sie dadurch des Geheimnisvollen entkleidet, ohne daß damit unfre hohe Bewunderung für die Schöpferweisheit an den Werken der Natur irgendwo Einbuße erleiden konnte.

Wohl das erstaunlichste Werk tierischen Schaffens ist die Bienzelle, die wegen ihrer größten Regelmäßigkeit schon frühzeitig die Aufmerksamkeit des Menschen erregt hat. Bereits im vierten Jahrhundert n. Chr. bewies der alexandrinische Mathematiker Pappus, daß die Bienen die denkbar beste aller Formen für ihre Zellen zu finden wüßten, indem die regelmäßigen sechseckigen Bienezellen bei gleichem Inhalte das wenigste Material zum Aufbau erforderten bei gleichzeitig größter Raumersparnis. Im Jahre 1611 schrieb auch der Astronom Kepler eine Untersuchung über die Bienezellen unter dem seltsamen Titel: „Das Neujahresgeschenk, oder über die sechseckigen Schneefiguren“, worin er neben einer Beschreibung der Schneefiguren auch die Formen der Bienezellen schildert und sie mit dem Zwölfflächer der Granaten (Rhombendodekaeder) vergleicht.

Das Problem war aber damit noch keineswegs gelöst, denn man hatte sich nur mit der Form der sechseckigen Säule befaßt, ohne eine Erklärung dafür zu erbringen, warum die Bienezellen ursprünglich so beschaffen sein müßten; den Zellboden aber hatte man gar nicht berücksichtigt, und gerade dieser bietet die meisten Schwierigkeiten des interessanten Problems, zu dessen Erörterung die jüngst stattgehabte interessante und reichhaltige Bienenzuchtausstellung in Wien die Anregung gab.

Die Bienezellen unterscheiden sich von denen der verwandten Insekten durch die Art und Weise, wie die Zellen in doppelten Reihen geordnet sind. Die Wespenn und Hornissen bauen einfache, waagrecht stehende Waben, in denen die Zellen senkrecht zu ihrer Mündung nach unten gerichtet sind, während die geschlossenen oberen Enden einen Boden bilden, auf dem die Wespenn einhergehen können, um die Brut in den Zellen der darüberliegenden Wabe zu füttern. Bei den Bienen dagegen liegen die Zellen waagrecht und in doppelter Reihe in den senkrecht stehenden Waben, so zwar, daß die zusammenstoßenden Zellböden eine Mittelwand in der Wabe bilden, während die Zellöffnungen nach entgegengesetzten Seiten gerichtet sind.

Wenn man Fingerhüte waagrecht so nebeneinander legt, daß sie mit ihren geschlossenen Enden aneinander stoßen und die Mündungen nach entgegengesetzten Seiten gehen, so gibt dies ein anschauliches Bild von der Lage der Bienezellen, nur ist zu beachten, daß auf den Waben jedes Fingerhütes der einen Seite immer drei Fingerhüte der andern Seite stoßen. Wären nun allerdings die Bienezellen rund wie die Fingerhüte, so würden große Zwischenräume übrig bleiben und somit eine bedeutende Raumverschwendung und Wachsvergeudung stattfinden. Die denkbar einfachste Weise, diesen Uebelständen vorzubeugen, ist die, die Zellen sechseckig zu machen, wie es von der Biene auch geschieht; nun könnten die zusammenstoßenden Zellböden einfach von einer sechseckigen flachen Walle ausgefüllt werden, so daß die von der Gesamtheit aller Zellböden gebildete Mittelwand (Mittellamelle) der Wabe eine ebene Fläche bilde. Die Donigbiene aber hat viel komplizierter gebaut. Beacht man die Seitenwände einer Bienezelle weg, so beobachtet man, daß der Zellboden einen kleinen Napf bildet in Gestalt einer dreiseitigen Pyramide aus drei rautenförmigen (rhombischen) Wachsplatten, die sich ganz gleich sind und stets genau dieselben Winkel bilden. Indem nun die Rauten der Basis jeder Zelle zugleich einen Teil der Basis von drei andern Zellen bilden, wird nicht nur

Baumaterial gespart, sondern auch die Festigkeit der Waben außerordentlich vermehrt, denn die Kanten, die durch Vereinigung zweier Kanten gebildet werden, stellen Strebebeulen dar, die genau dieselben Funktionen erfüllen wie die Strebebeulen an einem Gebäude oder an den Telegraphenmasten. Rein menschlicher Baumeister könnte sicherere Bauwerke ausführen als diese kleinen Geschöpfe. In den Bodenpyramiden liegt nun überhaupt das eigentliche Problem der Bienezelle, an das sich eine interessante Geschichte anknüpft.

Der französische Astronom Maraldi, der im Jahre 1712 eine Abhandlung über die Bienen herausgab, war so überrascht von der Tatsache, daß die rautenförmigen Platten immer dieselben Winkel bildeten, daß er sich Mühe gab, sie zu messen, wobei er fand, daß die stumpfen Winkel 109 Grad 28 Minuten, die spitzen Winkel dagegen 70 Grad 32 Minuten meßen. Der bekannte Reaumur, nach dem wir noch heute die Grade des von ihm erfundenen achtygigen Thermometers zu zählen pflegen, wurde durch Maraldis Entdeckung zu dem Gedanken angeregt, daß diese Gleichmäßigkeit der Winkel in Verbindung stehen könne mit der bewunderungswürdigen Raumersparnis in den Bienenwaben. Im Vergleich mit dem Honig, den die Zellen aufnehmen sollen, ist das Wachs eine seltene Substanz, die in sehr kleinen Mengen mühsam gesammelt wird, und deren Erzeugung viel Zeit erfordert; es kommt daher beim Wabenbau darauf an, möglichst viel Honig unterzubringen und möglichst wenig Wachs zu verwenden. Darauf legte Reaumur der wissenschaftlichen Welt die Frage vor: „Gegeben ist ein sechsseitiges Gefäß, dessen Boden begrenzt ist durch drei rautenförmige Platten; welche Winkelgröße müssen die Kanten der Zellböden haben, damit die Zellen möglichst viel Raum umfassen bei dem geringsten Aufwand von Baumaterial?“

Der Mathematiker König von der französischen Akademie der Wissenschaften machte hierauf seine Berechnungen und fand, daß die Winkel von 109 Grad 26 Minuten und 70 Grad 34 Minuten seien, was fast genau mit den Messungen Maraldis übereinstimmt, so daß Reaumur bedrückt war, daß die Biene beinahe das schwierige Problem gelöst habe, indem ein Unterschied von 2 Minuten zwischen Messung und Berechnung ihm so gering erschien, daß er praktisch bei der Konstruktion eines so kleinen Gegenstandes, wie der Bienezelle, gar nicht in Rechnung zu ziehen sei. Die Mathematiker waren entsetzt von ihrer Unternehmung; zeigte sie doch, wie schön praktische Wissenschaft durch theoretische Kenntnis unterstützt werden könne, und die Bienezelle ward fortan ein berühmtes Problem im Haushalt der Natur.

Lange Zeit blieben diese Angaben unbestritten und unangefastet, bis dem schottischen Mathematiker MacLaurin 1743 Bedenken an den bisherigen Angaben aufstiegen; sie stimmten zwar annähernd überein, aber doch nicht ganz, und es erschien ihm wenig einleuchtend, daß gewissermaßen ein Fehler im Bau der Bienezelle liegen solle. So untersuchte er von neuem die ganze Frage und fand durch Berechnung die Messungen Maraldis genau und richtig, die Berechnung Königs aber falsch. Nun entstand die neue Frage: woher war diese Verschiedenheit in der Berechnung entstanden, und wie konnte einem Mathematiker wie König ein solcher Rechenfehler unterlaufen? Bei genauerer Prüfung fand man dann rein zufällig, daß der Fehler in den Logarithmentafeln lag, deren sich König bedient hatte, und der entdeckt wurde, als man den Ursachen der Strandung eines Schiffes nachspürte, dessen Kapitän sich derselben Tafeln bedient hatte, um seinen Längegrad zu berechnen.

Die Biene hatte also das Problem mit mathematischer Genauigkeit gelöst und die ökonomischste von allen überhaupt möglichen Formen für den Bau ihrer Zellen und Waben herausgefunden; nicht gelöst aber war die naturwissenschaftliche Frage: warum und wie entstehen diese Formen so und nicht anders? Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat der französische Naturforscher Buffon den Versuch einer mechanischen Erklärung der Form der Bienezelle gewagt. Er sagte nämlich: Tausende von gleich großen und mit gleichen Kräften begabten Wesen bringen mit Notwendigkeit ein regelmäßiges Werk zu Stande, wenn sie in einem beschränkten Raume sich ausweichen müssen. Dies ist bei den bauenden Bienen der Fall; sie stellen dabei Zellen her von derselben Form, wie man sie erhält, wenn man in eine mit Wasser gefüllte Flasche möglichst viele gleiche Erbsen hineinwirft und die Flasche dann verschlossen in lockendem Wasser stellt. Indem jede Erbsen beim Aufquellen einen möglichst großen Raum ein-

zunehmen sucht, werden sie alle durch den gegenseitigen Druck, also eine rein mechanische Ursache, sechsseitig. Ebenso werden nach Buffons Ansicht die Bienezellen lediglich durch den gegenseitigen Druck sechsseitig.

Buffon hatte also klar erkannt, daß die Regelmäßigkeit der Form als eine Wirkung von rein mechanischen Ursachen angesehen werden müsse; die Ursachen im einzelnen aufzufinden blieb ihm versagt, auch ist seine Darstellung nicht in allen Stücken vollständig und genau, denn die Form der Bienezelle ist keineswegs die einer einfachen sechsseitigen Säule, sondern sie stellt eine Säule dar mit dem aus drei Rhomben gebildeten pyramidalen Boden. Darwin nahm später im Sinne seiner Abstammungslehre an, daß die Vorfahren der heutigen Biene anfangs kegelige, einzeln stehende Zellen, wie jetzt noch die Hummeln, gebaut hätten. Zufällig zusammengebrängte kegelige Honigköpfe seien an den Berührungsfächen eben geworden, und der Instinkt habe dann die Tiere gelehrt, stets eine ebene Wachsplatte als gemeinsame Scheidewand aufzubauen. So seien die Bienen mit der Vervollkommenung ihres Instinkts zum Bau der einseitigen Waben, wie sie die Meliponen (wilde Bienen in den tropischen Ländern) bauen, und dann zum Bau der zweifächrigen Waben übergegangen — eine durch nichts bewiesene Vermutung.

Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ist es dem durch seine Arbeiten über den Vogelzug und die Momentphotographie auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Physiologen Professor Müllenhoff in Berlin gelungen, das Problem der Bienezelle in seiner Allgemeinheit wie in allen seinen Einzelheiten durch eine scharfsinnige, aber einfache Erklärung zu lösen. Die erste Anlage der Honigwabe ist eine Wachsleiste, die von den Bienen an der Decke durch Aneinanderreihen von Wachsklümpchen hergestellt wird. Sobald eine der wachsliefernden Bienen ihren Platz verläßt, drängen sich sofort von beiden Seiten andre Bienen mit ihren Kiefern gegen die Leiste und drücken und heben runderliche Vertiefungen hinein; das losgebundene Material wird mit neu hinzukommendem teils auf die Hohlräume zwischen den Vertiefungen aufgetragen, teils zur Vergrößerung der Leiste benutzt. Durch diese Verdünnung und die von beiden Seiten erfolgende Erweiterung bis zu 37° C. wird die Wachsleiste allmählich immer weicher; schließlich, wenn ihre Dicke nur noch  $\frac{1}{2}$  Millimeter beträgt, erreicht die Beweglichkeit des Materials den höchsten Grad, und die Tiere halten mit der Verdünnung der Wand inne, weil letztere der Tätigkeit der Kiefer nachgibt. Dann erfolgt durch bloße Dehnbarkeit des Materials die Anordnung des Wachses zu Säutchen gleicher Stärke, die Erbnung der Wände und die Bildung der Flächenwinkel von 120 Grad. Nicht der Druck der einander entgegenarbeitenden Tiere, wie bei den quersenden Erbsen in Buffons Versuch, sondern die Kontraktibilität des Materials ist also das eigentlich Formbestimmende; sonach entsprechen die gesamten Eigenschaften der Bienezelle, wie Müllenhoff festgestellt, genau den Gesetzen, die der belgische Physiker Plateau für die Flüssigkeitshäutchen aufgestellt hat; diese sogenannten Plateauschen Gleichgewichtszustände veranschaulicht man sich am einfachsten, wenn man eine Flasche Bier recht schnell ausgießt, indem dann der in der Flasche zurückbleibende Schaum regelmäßige Figuren bildet, und zwar so, daß in jeder Kante drei Flächen zusammenstoßen, die unter sich Winkel von 120 Grad bilden; im Innern aber schneiden sich immer nur vier flüssige Kanten unter stets gleichen Winkeln von 109 Grad 28 Minuten — genau wie bei der Bienezelle. Nachdem die Maraldischen Vorarbeiten als Zellböden mit darangesetzten kurzen Prismenseiten fertiggestellt sind, werden diese letzteren in genau derselben Weise verlängert. Hat die Zelle die Länge der Arbeitsbiene erreicht, so wird sie von der Königin mit einem Ei belegt und mit einem Deckel versehen, indem die weichen dünnen Zellwände zusammengebogen werden.

Auch das Verhältnis zwischen Länge und Durchmesser der Zellen von Bienen, Wespen, Hummeln u. s. w. ist ein gesetzmäßiges, und zwar derart, daß in Rücksicht auf den gegebenen Rauminhalt der Zellen die Oberfläche möglichst klein, also die Ersparnis an Baustoff möglichst groß wird. Entsprechend ist in der zweifächrigen Wabe der Biene nach Müllenhoff die lange Kante der sechsseitigen Säule 2,4mal so lang wie der Radius des um den Säulenquerschnitt umschriebenen Kreises. Die Bienen lösen somit auch in dieser Hinsicht gewissermaßen eine mathematische Minimumaufgabe, wenigstens bei den Brutzellen, während die Honigzellen erheblich länger sein können. Die einschichtigen Waben der Hummeln und Wespen entsprechen

denselben Anforderungen der Zweckmäßigkeit durch eine geringere bzw. größere Länge der Zellen; das Verhältnis zwischen Kante und Radius ist hier gleich 2 bzw. 3,5, wie es die Minimumrechnung verlangt.

Noch ein andres Moment wird für die bewußte Tätigkeit unserer Künstlerin angesehen: alle Zellen sind anfänglich um 5–10 Grad gegen die Mittelebene der Wabe geneigt, wodurch ein Verlust des späteren Inhaltes vermieden wird. Auch dies ist eine natürliche Folge des Arbeitsmechanismus. Da der Hinterleib der Biene etwas dünner ist als ihre Brust, so müssen die Tiere in dem dichten Gebränge naturgemäß eine etwas geneigte Stelle einnehmen, also auch in schiefer Richtung bauen; später wird die Neigung der Zellen durch nachträgliche Verschiebungen der Wachsflächen so ziemlich wieder ausgeglichen.

Die Unerblichkeit der Bienen an der Form ihrer Kunstwerke beschränkt sich sonach darauf, daß sie durch ihren Körper das Maß für die Größe der Zellen, durch ihr Gebränge die Gestalt in allgemeiner, durch ihre Körperwärme die Temperatur liefern und durch Abreiben und Fortdrücken der Wachsstücke die Wände so weit verdünnen, bis sie nachgeben und ihre Kontraktionsfähigkeit und Beweglichkeit hinreichend groß wird. Alles andre, also die Anordnung zu Säutchen von gleicher Dicke, die Erbnung der Wände, deren Verschiebung, bis daß unter gewissen Winkeln für einen konstanten Rauminhalt die Flächenausdehnung ein Minimum erreicht hat, erfolgt „von selbst“ aus physikalischen Gründen, als Ausfluß der gesetzmäßigen Bewegung der kleinsten Wachsteilchen.

Der Glaube an eine besondere Kunstfertigkeit und hervorragende Begabung, ja an ein besonderes Wunder bei der Biene muß sonach zwar schwinden, ohne daß die Entstehung dieser höchst zweckmäßigen Zellenformen weniger wunderbar wird, dadurch, daß man sie auf rein physikalische Ursachen zurückführt. Sogar das Wunderbare des Instinktes selbst, mit dem die Bienen ihre Arbeit nach gewissen Regeln verrichten, wird durch die mechanische Erklärung der daraus sich ergebenden physikalischen Folgen nicht berührt. Der Instinkt ist zwar nicht bewußte, aber immanente Kunst; der Naturtrieb führt die Bienen zu ihrer Beschäftigung und ist zur Erhaltung der Art ebensowohl in ihr Wesen gelegt wie die Funktionen ihres Körpers und dessen wunderbare Einrichtung. Die Einsicht aber, daß das überhaupt nur denkbar Zweckmäßigste ganz von selbst entsteht als Ausfluß des ewigen, gesetzmäßigen Wollens in der Natur, löst uns auch das Wunder der Bienezelle nur um so größer erscheinen.

Schiller-Bild

## Der alte Glockenturm

Eine Glocke hängt im Glockenturm,  
Lächelte mir Frieden ein und Sturm,  
Klang so klar und sang so süß mir zu  
selbsten Morgenruß und Abendruh'.  
Reis im Orte schwingt mir nach der Zeit,  
Aber lange, lange schweigt sie schon,  
Und die schwanfenden Gräser wuchern wild  
Um die stille Pforte, walderhüllig;  
Ein Fleckenrande langt und steigt  
Nach der Glocke, die im Turme schweigt.

Einmal, nach Jahren, durch den schwarzen Tann  
Schreitet spät ein hoher Wandersmann.  
Durch die Pforte nimmt er ernst den Gang,  
Sah mit starker Hand den Glockenstrang,  
Horch, und wie aus schwerem Schlas erwacht,  
Hebt es an zu klären, schar und sacht,  
Wächst und schmilzt, daß über Abendwald  
Fierlich und roll die Stimme schallt,  
Jandzt und jubelt, flagt und flümt und grohlt,  
Tief und erzen, hell wie klingend Gold;  
Und die Menschen, erdenlärmträchtig,  
Läuschen dem Geläute summen entzückt.

Nieder auf den Läntern von der Wand  
Leise, leise rührt der lose Sand;  
In Gebälk und Fugen moosch und grau  
Wundersam durchdrückt's den alten Bau.  
Donnernd in des Glöckes Feiertum  
Stürzt zusammen Glock' und Glockenturm...

In die Dämmung durch den schwarzen Tann  
Schreitet still der hohe Wandersmann.

Stih Ebdner



Craber beim Craining

### Die „Qual“ im Sport

Von  
**Kurt Doerry**

Von den vielen Tausenden und Abertausenden, die sich heutzutage mit der Pflege eines Sports beschäftigen, sind es verhältnismäßig nur wenige, die sich ihm mit der Absicht widmen, sich körperlich zu vervollkommen oder den Körper zu Höchstleistungen zu befähigen. Der Sport ist heute mehr oder weniger Modesache; es gehört zum guten Ton, Lawn-Tennis zu spielen, zu reiten oder Automobil zu fahren. Der Aufschwung, den manche Zweige des Sports bei uns in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen haben, ist sicherlich nicht bloß auf den Nachahmungstrieb, den namentlich alles Ausländische erfahrungsmäßig zu werden pflegt, sondern auch auf die Eitelkeit zurückzuführen. Sobald in gewissen Gesellschaftsklassen einzelne Personen damit beginnen, glauben zahlreiche andere nicht zurückbleiben zu dürfen. Der echte, wahre Sport jedoch, dessen Begründer die alten Hellenen gewesen, der Wettkampf um ideale Güter, um den Ruhm des Sieges, um einen Lorbeerkranz, wie er einst im grauen Altertum dem Olympiasieger die Stirn umkränzte, ist in der Neuzeit erst wieder im Entstehen begriffen. Unser materielles Zeitalter hat nicht viel für ideale Bestrebungen übrig, und allein die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, daß unser geistig hart arbeitendes Geschlecht durch Pflege irgend einer Körperübung der drohenden physischen Degeneration vorbeugen müsse, ist im Stande, dem Sport in seinen vielerlei Gestalten immer wieder neue Anhänger zuzuführen und sie ihm zu erhalten.

Der Weg zu der körperlichen Vervollkommenung, die eine eifrige Pflege des Sports uns verspricht, ist aber nicht ohne Dornen; der alte Satz „per aspera ad astra“ findet auch hier berechnigte Anwendung.

Wer im Sport etwas leisten will, wer eine Höchstleistung, einen Rekord erzielen oder eine Meisterschaft erzwingen will, muß sich meist eines monatelangen Trainings und so mancher Mühseligkeit unterziehen, und man kann mit vollem Recht

von einer „Qual im Sport“ sprechen.

Als der ehemals weltberühmte Rennfahrer August Lehr vor einer Reihe von Jahren nach Amerika gegangen war, um dort einige Wettkämpfe auszugetragen, hatte er sich drüben auch einen Trainer von Beruf anvertraut, der den Altmeister nach allen Regeln der Kunst trainierte. Lehr kehrte später, nachdem er in Amerika erfolgreich debütiert hatte, nach Deutschland zurück, um hier noch einmal sein Glück auf der Rennbahn zu versuchen. Ich hatte damals wiederholt Gelegenheit, die Art seines Trainings kennen zu lernen, und muß gestehen, daß sie eine ziemlich anstrengende Ausrüstung des Körpers darstellte. Vor allem hielt Lehr eine strenge Diät ein; seine Hauptmahlzeit, an der ich bei Gelegenheit einmal teilnahm, bestand aus gebratenem Hammelfleisch, Reis und Obst. Alkohol und Tabak waren, da sie beide die Leistungs-

fähigkeit des Organismus beeinträchtigen, durchaus verpönt. Noch anstrengender ist das Training unfreier moderner Rennfahrer, vor allem der Dauerfahrer, die während des Sommers fast Tag für Tag in scharfen Übungsfahrten auf der Rennbahn an ihrer körperlichen Vervollkommenung arbeiten müssen; in Eilzugsgeschwindigkeit laufen sie hinter ihren einsitzigen Führungsmaschinen her, 60, ja 70 Kilometer in der Stunde zurücklegend, wobei sie stets Gefahr laufen, durch einen Sturz auf den harten Fennert ihre gesunden Gliedmaßen zu schädigen. Allerdings kann man ja von unsern modernen Rennfahrern nicht behaupten, daß sie den Sport um ideale Güter betreiben; ihnen ist der Sport Beruf, obenein ein recht gefährlicher.

Die „Qual im Sport“ dürfte besonders ein Augenblicksbild aus einem Dauerrennen über 6, 12

oder gar 24 Stunden illustrieren. Tief auf ihre Lenkstange niedergebückt, umkreisen die Rennfahrer, ihren einfüßigen Führungsmotoren in schwindelndem Tempo folgend, die Bahn. Heiß brennt die Sonne hernieder, in Strömen rinnt der Schweiß am Körper herab, mit trockenem Gaumen und schmerzenden Gliedern jagen sie um die Bahn, einzig und allein von dem Gedanken besetzt: vorwärts, zum Siege! Bei einem der bei uns verpönten Sechstagerennen, die jenseits des Ozeans so beliebt sind, ist es vorgekommen, daß verschiedene Teilnehmer vor Erschöpfung vom Rade fielen und mehrere sogar eine vorübergehende geistige Störung erlitten.

Garmaltesen Charakters, aber doch anstrengend sind andre körperliche Übungen. Im Weltgehen und Laufen z. B. sind die Anforderungen an die Energie und die Ausdauer des Sportjägers keineswegs gering. In allen Sportarten, in denen eine Kraft- oder Ausdauerprobe der Zweck des Trainings ist, handelt es sich hauptsächlich darum, die Energie und den Willen bis zum äußersten Grade ihrer Leistungsfähigkeit zu entwickeln und zu stärken. Distanzmärsche wie der vorjährige von Dresden nach Berlin stellen größere Anforderungen an den Geist als an den Körper. Wenn letzterer ermatten droht, erhält ihn der Wille aufrecht, und die letzte, unter Aufbietung der äußersten Energie dem Körper abgerungene Anstrengung ist es oft, die den Sieg sichert.



Jocher bei der Morgenarbeit

In dieser „Qual des Sports“ liegt ein gewisser Reiz; es reizt einen starken Charakter, alle Anstrengungen des Trainings zu überwinden und aus dem schweren Kampf siegreich hervorzugehen. Es gibt Menschen, die dem Sport aus diesem Grunde mit Begeisterung hulbigen. Ein Beispiel hierfür ist der berühmte englische Schwimmer Montague Dolben, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, den englischen Kanal von Calais nach Dover zu durchschwimmen und so die Leistung des besann-

ten Kapitäns Webb, der bisher als erster und einziger über den Kanal schwamm, nachzumachen. Schon mehrmals hat Dolben seine Schwimmtour über den Kanal versucht, aber geblüht ist sie ihm noch nie. Früher ein berühmter Rennfahrer, verfügt Dolben über eine außerordentliche Energie und Fähigkeit, die er sich durch langjährige Übung angeeignet. Immer wieder und wieder versucht er es, den Kanal zu durchschwimmen, und auch in diesem Jahre ist er schon wieder in eifrigem Training. Im vorigen Jahre wäre ihm das Wagstück beinahe gelungen; nachdem er 23 Stunden ununterbrochen geschwommen, mußte Dolben, nur noch 1 1/2 Kilometer von der englischen Küste entfernt,



Der Schwimmer Eitelstein wird Kety vor dem Versinken aus dem Wasser gezogen



Rüchermarschall auf der Übungsfahrt

seinen Versuch aufgeben. Obwohl er sich, um den Körper einigermaßen vor der Kälte des Wassers zu schützen, vollständig mit Del eingerieben und die Augen mit einer Schutzbrille gegen das salzige, brennende Seewasser versehen hatte, war er doch nach dem dreiundzwanzigstündigen heroischen Kampf gegen die Wogen so ermattet, daß ihn seine Freunde, die ihn nebst seiner Frau auf einem Dampfer begleiteten, in ein Boot aufnehmen mußten, um einer Katastrophe vorzubeugen. Und obwohl halb erstarrt, hatte Holbein doch noch eine so lebendige Energie und einen so eisernen Willen zur Durchführung seiner Tat, daß er nur widerstrebend den wohlgemeinten Ratschlägen seiner Freunde, die ihn zum Aufgeben seiner Tour bestimmen wollten, Folge leistete.

Weniger anstrengend ist der athletische Sport, wenigstens diejenigen seiner Abarten, bei denen es sich um Ausbildung einer Kunstfertigkeit, wie z. B. das Springen, handelt. Hier kommt es vor allem auf Geduld und Ausdauer an. Gerade bei diesen Übungen heißt es: unermüdlich sein, unermüdlich an der Erreichung des Zieles arbeiten. Hundertmal mißlingt ein Sprung, endlich aber glückt er, und um so größer ist dann die Befriedigung, wenn der Erfolg die Ausdauer belohnt.

Kann man hier von einer „Qual“ nur im bildlichen Sinne sprechen, so darf man es in der ganzen Bedeutung des Wortes beim Training des Jockeis tun. Beim Jockei handelt es sich, soweit das Training in Frage kommt, weniger darum, die Pferde in der Morgenarbeit zu reiten und sie so auf die Rennen zu präparieren, als um die eigene körperliche Vorbereitung des Reiters selbst. Das Trainieren bedeutet für einen Jockei im Grunde genommen weiter nichts, als daß er sich durch eine zweckentsprechende Lebensweise in einen Körperzustand versetzt, der ihn trotz des notwendigen

niedrigen Gewichts zu hohen Kraftleistungen befähigt. In England, wo das Trainieren seit langem in großer Vervollkommnung betrieben wird, nennt



Endlich gelangen!

man es fachtechnisch „wasting“. Das bedeutet weiter nichts als „abnehmen, schwinden“; der trainierende Jockei hat also sein Augenmerk nur darauf zu richten, daß sein Körpergewicht abnimmt, denn je leichter er ist, desto besser kann er, bis zu einer gewissen Grenze wenigstens, die Chancen seines Pferdes ausnutzen.

Es gibt verschiedene Mittel, die Verminderung des Körpergewichts zu erzielen. Die meisten Jockeis unternehmen während der Trainingszeit tagtäglich längere Fußmärsche, wobei sie sich in warme Sweater einhüllen und außerdem dicke wollene Handschuhe anziehen. Nach Beendigung des Marsches nehmen sie dann ein türkisches Bad, wobei sie noch ein schmeichtreibendes Mittel, z. B. ein Glas heißen Wassers mit Wacholderbranntwein, genießen. Nach dieser Wiederkehr pflegen sie meist 2 bis 3 Pfund abzunehmen. Selbstverständlich dürfen sie die Wirkungen dieses Trainings nachher nicht etwa durch üppiges Leben abschwächen; in den meisten Fällen üben sie dazu noch eine strenge Diät. Viele Jockeis leben tagelang von Toast, geröstetem Brot, und Champagner. Ein anderes Mittel, um eine Gewichtsabnahme zu erzielen, ist das Training „on physic“; es besteht im Gebrauch von geeigneten Arzneimitteln. Allerdings ist das ein gefährliches System, und Jockeis, die sich seiner bedienen, pflegen meist nicht lange zu leben.

Der berühmte Jockei Fred Archer, der größte Reiterkünstler, den England je befeßen hat, ist an dem übermäßigen Genuß solcher Mittel zu Grunde gegangen. Der englische Sportschriftsteller Custance erzählt in seinen „Recollections“: „Ich kenne Archer

ziemlich genau und habe ihn selten etwas Solideres essen sehen als einen Streifen Toast, ein Wislitt oder einen Apfel. Eine Tasse Tee und ein Glas Champagner genügten, um seine Bedürfnisse an Nahrungsmitteln für einen ganzen Tag zu befriedigen. Und dann nahm er leidet stets Medizin. Leider, sage ich, denn jede dieser Arzneien hat die Eigenschaft, daß sie auf die Leber nur dann wirkt, wenn die Leber allmählich vergrößert werden. Es ist eine alte und bekannte Geschichte, daß ein geachteter und namhafter Turfbesitzer, der Archer einst auf einer Reise nach Irland begleitete, sich beinahe ums Leben brachte, als er eines Tages aus Scherz einen Teelöffel voll von Archers Mistar trank. Und Archer trank von diesem Gift täglich mehrere Weingläser voll.“

Archers trauriges Ende ist in der Geschichte des Turfs bekannt. Die übermäßigen Anstrengungen in seinem Beruf hatten ihn schließlich derart mitgenommen, daß er in ein typhöses Fieber verfiel, in dessen Verlauf er sich in einem Augenblick geistiger Umnachtung durch einen Revolvererschuß tötete. Ganz England trauerte um den Tod dieses vollständigen Jockeis.

Weniger ernste Bilder bieten uns andre Sportzweige, wie Fechten, Lawn-Tennis und Rudern, aber überall enthüllt das ernsthafteste Training ein Moment der Qual. Besonders im Rudersport ist dies der Fall, denn hier begegnen wir dem schärfsten Training unter allen Amateursports. Das rennmäßige Rudern der üblichen 2000 Meter-Strecke stellt so hohe Anforderungen an den Körper, daß dieser, um nicht durch Ueberanstrengung Schaden zu nehmen, auf das sorgfältigste vorbereitet werden muß. Sechs bis acht Wochen lang muß der „Kaceman“ den Freuden des Lebens Valet sagen; der Genuß von Bier, Wein und Nikotin ist auf das strengste verboten, und Tag für Tag geht es in flotter Übungsabart über die Rennstrecke. Trotz dieser sorgfältigen Vorbereitung kommt es vor, daß Ruderer nach einem scharfen Endkampf ohnmächtig im Boot zusammenbrechen. Bis zum Ziel hielt sie das lebende Kommandowort des Steuermanns, der aufstehende Jura der Zuschauer aufrecht und ernstlich ihnen den letzten Funken sprühender Kraft. Jetzt ist das Ziel erreicht und der Sieg errungen, und nach dieser letzten gemaltigen Anstrengung entfällt der Riemen der ermatteten Hand; erst der jubelnde Beifall der Massen bringt dem mankenden Kämpfer zum Bewußtsein, daß die Mühe nicht vergebens gewesen, und so wird ihm für die „Qual“ des Kampfes der Vorherr des Sieges als Lohn zuteil.



Wartgeber beim Übungsparade



Rhythmus bei der Kräftigung des Oberkörpers

### Montecchi und Capuletti auf See

Hermann Rückner

(Zuletzt)

Haro hatte das Mädchen sofort wieder erkannt, trotzdem sie vor fünf Jahren etwa, als er sie zum letzten Male gesehen hatte, noch ein dralles, flachs-blondes Ding von etwa fünfzehn Jahren war. Fastig fuhr er von seinem Sitz empor, und ohne zu bedenken, daß der niedere Stamm für Enalssöhne seines Kalibers nicht gebaut war, rannte er mit dem Scheitel so kräftig gegen den niederen Deckbalken, daß er eine halblaute Verwünschung nicht unterdrücken konnte. Durch diesen Umstand ward sofort die anfängliche kleine Verlegenheit beseitigt. Haro lachte, der Steuermann protestierte lebhaft gegen die Demolierung seiner frisch gestrichenen Kajütendecke, Greetje lachte auch über das verbugte und verlegene Gesicht ihres Jugendfreundes, und noch während des Lachens strackten sich die beiden die Hände entgegen und blickten sich frei ins Auge.

Der Steuermann benedete seine Vorstellung: „Greetje Capuletti — Haro Montecchi! Ne Strickleiter ist auch da, sie geht rauf in den Mast und ist gut geteert, wenn ihr nachher Bedürfnis nach einer haben solltet. Nachtigall hab' ich nicht, aber viellecht tun's ein paar Vriestauben! — So, mein Deern, nu sett di dal — bleib sitzen, Haro! Das lange Mess' sieht mir sonst noch die ganze Farbe von der Decke! Das sag' ich euch aber, laugt mir nicht etwa eure berühmten Familienhändeleien hier an! Das ist 'n kaiserliches Feuer-schiff!“

„Na, Haro, was hat er denn da wieder für 'n Unflut ausgeheckt?“ fragte Greetje.

Haro wurde etwas verlegen. „Ach was, 'nen bummeln Snad! Du kennst ihn ja! Da hat er so was gelesen, und das muß er nu gleich in seine Döntsjes (scherzhafte Erzählungen) übertragen.“

„So? Was hat er denn gelesen? Das da? Ah — Romeo und Julia! Und da sollen wir wohl...“

Greetje errödete und schob das Buch schnell beiseite.

Haros Blick ruhte oft und lange auf den frischen Zügen des schlant gewachsenen Mädchens. Ihr Gespräch drehte sich natürlich um gemeinsame Erlebnisse aus der Vergangenheit.

„Sag mal, Deern,“ unterbrach sie der Steuermann, „was süßt dich denn eigentlich in dem ver-wünschten Nebel an Bord des Feuerschiffes? Ihr habt euch doch nicht etwa hinter dem Rücken eurer Alten hier ein Rendezvous gegeben?“

„Aber nicht doch! Sehen wir nach so was aus? Aber Herr Gott, ja — das hält' ich ja bald vergessen! Und ich siße hier und verplaudere die Zeit, noch dazu in Gesellschaft meines Tod-feindes, und ich soll Sie, Herr Kasanissen, doch gleich zu uns an Bord holen! Kriskhan de Boer, unsern Matrosen, Sie kennen ihn ja, den haben zwei Leute von Haros Vater so geschlagen! Er kann kein Glied rühren und mag wohl was ge-brochen haben. Dann hat er auch 'n großes Loch im Kopf, und Fieber hat er auch. Sie wissen ja mit so was Bescheid und sind ja 'n halber Doktor, und Verbandzeug haben Sie ja auch hier an Bord.“

„Ja, mein klein Deern, das geht man nich so! Ich darf nicht von Bord!“

„Aber wir liegen doch gar nicht weit, drüben in der Sengwarber Baje!“

„Nein, Kind, geht nicht, geht absolut nicht! So gern ich euch 'n Gefallen tu — aber ich darf nicht von Bord. Der Vorkommandeur ist mit dem Sonnenleger draußen und kann jeden Augen-blick zurückkommen und Geniusbank anrufen. Das wär' dann nett, wenn das Feuerschiff im dicken Seenebel ohne Führer wäre. Viellecht komu' ich später mal rüber, wenn der Kommandeur vorbei is! Aber stopp, mein Deern, — den da! Den nimu' mit! Das isch lann, das versteht er auch, und ich glaub' nicht, daß er sich lange sträuben wird, mit dir zu fahren. Was, Haro?“

Haro zog die Brauen zusammen. Der Steuermann fuhr fort: „Schlimmstenfalls schaffst ihr den Mann hierher aufs Feuerschiff, und der Vorkom-mandeur bringt ihn an Land. Aber nachsehen mußst du auf jeden Fall, Haro!“

Greetje streckte ihm bittend die Hand entgegen. „Früher hättest du dich nicht so lange bedacht, mit mir zu fahren!“

„Nein, Greetje, das ist es nicht. Aber dein Vater! Ich glaub' nicht, daß er übermäßig froh sein wird, wenn ich zu ihm an Bord komme!“

„Haro,“ fiel der Steuermann ein, „vielleicht ist das der richtige Moment, um die ganze Sache wieder ins Lot zu bringen. Junge, nu gerade mußst du fahren!“

„Haro, ich seh die dafür, daß du bei uns...“

„Halt, Greetje, versprich nichts, wofür du nicht aufkommen kannst. Aber gut, ich fahre mit. Schlimmstenfalls bin ich doch selber Mann genug, um für mich einzustehen. Steuermann, laß doch gleich den Verbandskasten in die Jolle schaffen.“

Als der Steuermann die Kajüte verlassen hatte, trat Haro rasch zu Greetje, die bereits auf der untersten Stufe der Treppe stand. „Greetje?“

Sie blieb stehen. Haro erblickte das liebe, von der Seeluft gebräunte Gesicht, das ihm zulächelte, dicht vor sich. Er legte ihr mit einer gewissen Glückseligkeit, von der er sich in diesem Moment selber keine Rechenschaft ablegen konnte, die Hände auf die Schultern.

„Greetje, was meinst du vorhin mit Romeo und Julia?“

Statt aller Antwort schaute sie ihn nur weiter lächelnd an, bis ihr mit einemmal die Tränen in die Augen traten. Sie nahm langsam seine Hände: von ihrer Schulter und rittete an Deck. Haro folgte ihr langsam.

„Wenn das man good geiht!“ sagte Heim Klassen, als er Haro von Tungein zu Greetje in die Jolle steigen sah.

Als das Boot eine kleine halbe Stunde später, durch das Nebelsignal der „Gintrachi“ geleitet, an dem Ewer anlangte, glaubte der alte Wunderloch natürlich zunächst, daß der Mann im Masterteil des Bootes der Feuerschiffsführer in eigener Person sei.

„Hallo, Kap'n? Is good, dat Sei kamen! Mien Kriskhan... Na, wat's denn dat?“

Er hatte Haro von Tungein erkannt.

„Greetje, wat bringst du mi de Rikl dor an Bord?“

„Water...“

„Ach wat, em wil id nich an Bord hebben!“

Haro dachte einen Augenblick nach, dann, einem ausmutternden Blick Greetjes folgend, schwang er sich über die niedere Reling an Bord des Ewer. Ruhig sagte er, den Alten fest ins Auge fassend: „De Steuermann von 'i Feuerschiff darf sien Schipp nicht verlaten, um miel id just an Bord von Geniusbank wir...“

„Hab' ich ihn gebeten, uns zu helfen, Vater,“ fiel Greetje ihm in die Rede, „er versteht das, und du wirst...“

„Nu id' loag, id' brukt keine Hilfe von een von dei van Tungeins! Versteiht du mi? Wein, du sohst de Mann glids wedder forrag. Wi seilt mit uplopenden Water wedder nah Wilhelmshaven.“

Haro nahte an seiner Unterlippe. Sein Gesicht hatte eine buntele rote Färbung angenommen. „Kap'n, id' bin nich tom Spast mitkamen, awer ut Menschlichteit mit dien...“

„Nu ga ut Wunschlichteit wedder von mien Schipp! Greetje, gab weg von den Rikl!“

Greetje wies Haro einen stehenden Blick zu. Ruhig sagte er: „Wenn Sei miene Hölp nich brukt, dann kann id ja wedder afsteden, awer dat Verbandsstüg von 'i Feuerschiff...“

Ein Griff des alten Wunderlochs, und der Verbandskasten flog über Bord ins Wasser. Er hatte ihn offensichtlich in die Jolle werfen wollen.

Haro hatte hastig einen Schritt vorwärts gemacht, aber Greetje ergriff bittend seine Hände.

„Tu! Wenn dat nich wegen dien Deern war...“

„Na, wat denn? He? Du drohst mi woll up mien eigen Schipp? Soll id di as 'n Hund von Bord bringen?“

Greetje trat dicht vor ihren Vater. „Nähr ihn nicht an, Vater! Ich hab' ihn gebeten, und er is freiwillig zu uns an Bord gekommen, und er soll auch ungelänkt wieder von Bord gehen!“ Und sich zu Haro wendend, sagte sie herzlich: „Nu geh zurück nach Geniusbank, Haro, ich dank' dir herzlich für deinen guten Willen!“

Aber noch ebe der junge Mann die Hand des Mädchens ergreifen konnte, sprang der Alte mit erhobener Faust dazwischen. Sein Schlag traf die Rechte Haros, der plötzlich seine mühsam bewachte Nase schwinden fühlte.

„Du verdammter alter Narr! Ins Tollhaus gehört' ihr mit Eurem verwünschten Familienhah!“

Er hatte das Handgelenk des Alten gepackt und schlenkerte dessen Arm kurz zur Seite. Aber schon im nächsten Augenblick fühlte er den eiserernen Griff des alten Wunderlochs an seiner Kehle. Es war: Haro bei seiner großen Körperkraft ein leichtes gewesen, seinen Gegner mit der Faust niederzuschlagen, aber das wollte er nicht, einmal Greetjes wegen, die jammernd die Hände rang, und dann war

er sich wohl bewußt, daß er den jähzornigen alten Mann durch sein Bleiben unnötig gereizt hatte. Zudem hatte Wunderloch ihm sofort beim Betreten das Schiff verboten! Den Gerichten gegenüber würde Haro also zweifellos als der Schuldige angesehen werden. Es war aber nicht so leicht, den Alten von sich abzuschütteln. Er mußte fort, wenn der Handel nicht schlimm für einen von ihnen enden sollte.

Mit Ausbietung aller Kraft warf er seinen Gegner beiseite, aber unglücklicherweise so stark, daß der Alte zunächst über eine Taurolle stürzte und dann, noch ehe ihm jemand beispringen konnte, über das niedere Schanzkleid ins Wasser fiel.

Haro, der bei seiner gewaltigen Anstrengung ebenfalls zu Fall gekommen war, stand sofort wieder auf den Füßen und trat Anstalten zur Rettung des Alten.

„Greetje, den langen Bootsbalen und den Rettungsring! Heim, sofort eine Wurfscheibe bereit-halten, wenn er wieder hochkömmt!“

Er selber sprang in die Jolle, die er mit ge-waltigen Ruderschlägen auf die andre Seite des Ewers trieb. Der alte Wunderloch war nämlich an der der Jolle abgewendeten Seite über Bord gefallen.

Bereitens standen Greetje und Heim auf dem Achterdeck mit Haken und Wurfscheibe bereit. Der Rettungsring trieb dahin, ebenso wie die Jolle mit Haro, der der Strömung folgte und aufrechtstehend das Wasser absuchte. Es war umsonst, der Alte kam nicht wieder an die Oberfläche. Eine Viertel-, eine halbe Stunde war vergangen, da lehnte Haro bleich und erschöpft mit der Jolle jurid.

Greetje brach bei seinem Anblick in kramps-haftes Schluchzen aus. Sie brauchte ihn nicht zu fragen. Versetzt stierte er an Bord, mechanisch befehlige er das Boot am Poller. Dann schrie er sich völlig gebrochen auf den Rand der Reling und stützte den Kopf in die Hände. Es ließ ihn kalt, als Heim Klassen als echter Wunderlocher ihm zurief, er wolle es vor Gericht beschwören, daß er den Alten über Bord geworfen hätte.

Noch einmal ergriff Haro den Haken und preiße die Tiele um das Schiff. Kein Grund! Und die Strömung lief mit rasender Beschwindigkeit vorbei. Zweifellos hatte sie den Alten längst aus dem Bereich des Schiffes gerissen, als er mit der Jolle an der andern Seite des Ewer anlangte.

Der Gedanke an Greetje, an sein soeben erst erträumtes Glück trieb ihm die Tränen in die Augen. Da fühlte er ihre Hand auf seiner Schulter! „Haro, du hast keine Schuld, die hab' ich ganz allein! Ich hab' dich an Bord gebracht, Haro, weine nicht, ich kann den Jammer nicht mit an-sehen. Wir hatten's doch so gut gemeint!“

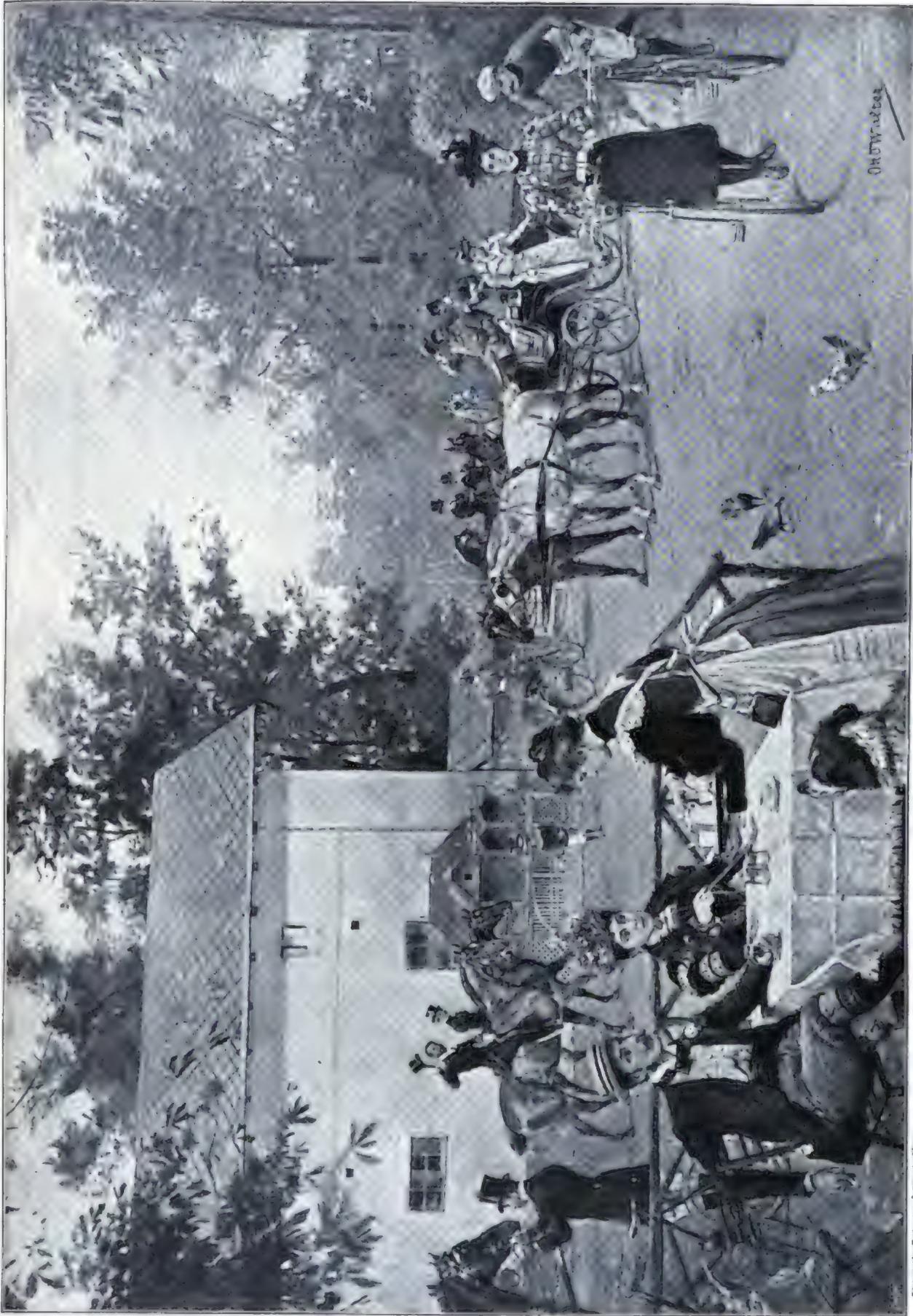
Er ergriff ihre Hände und preiße sie gegen seine Augen. So saßen sie noch lange und sprachen kein Wort. Das ganze Furchbare ihrer Lage hatte ihnen Sprache und Denkvermögen geraubt.

Da wurde die Stille durch einen Bebruch vom Vorkerschiff her unterbrochen. Es war Kriskhan de Boer, der sich im Logis in seinen Schmerz zu wand. Rasch einklinkend nahm Haro den Verbandskasten, den Heim Klassen glücklicherweise mit dem Haken wieder aufgefischt hatte, und ging zu dem Verwundeten. Mit kundiger Hand untersuchte er seine Verletzungen, reichte ihm den Arm wieder ein und legte einen festen Verband um das schmerzende Glied. Als er sich nach Wasser umsah, bemerkte er Greetje, die ihm stillschweigend gefolgt war und bereits alles Erforderliche bereit hielt. Sie brachte ihm eine Schere, um die vom Blut zusammenge-geliebten Haare abzuschneiden, und wusch die Wunde nochmal auf sein Scheiß mit Karbolwasser aus.

Als sie wieder an Deck kamen, sagte Haro: „Wir müssen natürlich sofort nach Wilhelmshaven zurück und Anzeige erstatten. Mich werden sie wohl gleich da behalten. Und du wirst auch bis zur Verklarung liegen bleiben müssen.“

Der Junge weigerte sich, irgend einen Befehl Haros auszuführen. Deshalb ging er selber an die Arbeit, um den Ewer unter Segel zu bringen. Die Luft war, wenn auch noch nicht klar, so doch etwas sichtiger geworden. Einige hundert Meter Stromabwärts ging oben eine Kluft zu Anker, und Haro erkannte darin zu seinem Erstaunen die „Hoffnung“ seines Vaters, die er vor wenigen Stunden erst in Wilhelmshaven hatte einlaufen sehen.

Sein Entschluß war sofort gefaßt. Er mußte hinüber und seinen Vater von dem Gefahrenen in Kenntnis setzen. Gleichzeitig wollte er ihn ver-anlassen, sich Greetjes anzuschließen. Er empfand trotz des furchtbaren Grades der Lage eine gewisse Bemutung, seinem Vater zeigen zu können, wohin der blinde Haß die beiden Familien geführt hatte. Nachdem er sich mit Greetje verständigt hatte,



**In der Kriau**  
Nach dem Gemälde von Otto Walter

Ölgemälde von O. Walter, 1890

sprang er in die Jolle und ließ sich hinabtreiben. Sein Vater stand an Deck. „Hallo, Haro? Wo kommst du her? Ist glöw, du kommst von Wunderloh sien Greer? He?“

„Vater, ich hab' mit dir zu reden.“  
„Süh! Dat 's mal nett! So vel Jahr häst du nig mit mi to snacken und nu up comol? Na, komm man an Bord, mien Jung.“

„Vater...“  
„Ne, mien Jung, wat du mi to seggen häst, dat brufen de annern nich to hören! Nich wahr, du weist doch Greetje Wunderloh friegen?“

Der Alte schob Haro, der bei den letzten Worten zusammengeuckt war, vor sich her durch die niedere Tür in das Deckslögis.

Da sah jemand und rauchte. Haro wollte umkehren, aber als er einen Blick auf den Mann warf — alle Wetter, das war Klaus Wunderloh in dem guten blauen Tüffelanzug seines Vaters. „Komm in, jung sailorman.“ rief er, „komm in!“

Hinter ihm wollte sein Alter sich halb ausschütten vor Lachen, und Eilert Lohusen und Enno Wiemken grinsten ebenfalls zur Tür herein.

Da streckte der alte Klaus Haro die Hand entgegen. „Bi sün quitt, Haro! Du häst mi in 't Water smeten, und bies of Wadder häst mi wedder rut halt.“

„Ja.“ erklärte der alte van Tungen, „dat wir man so 'n Glück, dat uns' Makter för mi 'ne goode Fracht in Bremerhaven hatt' und dat id glicks na de Eintracht wedder in See gung und bi dem Nebel en End achter Genusbank to Anker gung. Wat glömt du, wi mi to Maud wir, as id dor den ollen Kiel mit sien Handspad vorbidriwen sah. Taurist dacht' ich: „Jungebi, de häst sien Teil, de argert di nich mihr. Tunn aber segg' id to mi, ne, dat 's nicht! Du müst en ruthalen. Ist segg' di, Haro, de Olle trekt' as 'n Steamer vörbi, he worp umlich en Bugwelle up, un sien Kielwater was so hoch, dat mien Kuff sington as up de Atlantik. De Olle was to End' mit sien Reast. De Joll' was nich glicks stor und id röp Eilert, mi glicks nah to kamen, dann sprung id mit de Boje em nach! Hin in't losse Boter! Und nu hebb' id natte Füü fregen. Ist segg' di, de Olle was ganz steif as 'n Bidelshering, as wi em in de Jolle hüvten!“

Draußen wurde ein Boot angerufen. Der alte van Tungen ging hinaus.

„Hallo — wohnen?“

„Na de Eintracht! Dor is 'n kranker Mann an Bord, de hebbt ji Kombies to Schaunen malt!“

„Ja.“ rief der alte van Tungen, „dat 's ju ganz recht! Man isst kamt mal hier an Bord! Hier is of en kranker Mann!“

„Das ist der Steuermann vom Feuerschiff!“ rief Haro, während er häutig hinauslief.

„Na, denn hölpt dat nich!“ Und wenige Sekunden später tauchte die breitschultrige Gestalt des Steuermanns in der Logistür auf.

„Gott's den Dummer! Wat 's dor passeert? De heiden friedlich bi de Snapsbuddel? Na, da hüet doch allens up!“

Haro trat zu dem Steuermann: „Ower Rosmussen, Ihre Jolle ist noch klar. Drüben sith Greetje Wunderloh, die ängstigt sich halb zu Tode. Lassen Sie mich schnell mit Ihren Leuten hinüber und sie holen. Doch noch eins! Kap'n van Tungen, ich hebb' en Wurd mit Sei unner vier Augen to reden.“

„Ja, Haro, dat glöw' id woll. Na, kam man rin in 't Logis!“

### Wo noch Abendsonne liegt

Hinter jenen fernen Flügeln,  
Wo noch Abendsonne liegt,  
Siebt vielleicht mein Glück und wartet,  
Still an einen Baum geschmiegt.

Soll ich wandern, es zu holen,  
Daß es endlich werde mein?  
— Sehnsücht belet schon die Flügel,  
Wehmut spricht: O laß es sein!

Schnadht ruft: Nun will ich eilen,  
Heute noch gehört es mir!  
Wehmut spricht mit träbem Lächeln:  
Ist es nicht schon Angst bei dir?

Glück ist — schon nach fernen Flügeln,  
Wo noch Abendsonne liegt  
Und das Meer stillte wartet,  
Still an einen Baum geschmiegt!

Stans Carl Causler



Abb. 10: Gairolands als Cirsium

### Moderne Blumenkunst

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man heutigen-tags von einer „Blumenkunst“ spricht, und auch für weitere Kreise dürfte es von Interesse sein, einiges Nähere darüber zu vernehmen, nach welchen Grundsätzen und mit welchen Mitteln sie ihre Kunstwerke aus Floras Kindern gestaltet.

Am frühesten ward die Vollendung in der Formenscönheit der Blumenzusammensetzungen erreicht. In raschem Wandel

entsfaltete die Form sich aus geirrteter Künstlei zu freier künstlerischer Gestaltung, die innerhalb des Blumenkunstgewerbes zu allgemein anerkannter, gleichsam klassischer Vorbildlichkeit gelangte. In dieser nie versagenden Formensicherheit sehen wir z. B. in der Blumenkunst die Werkstatt von J. C. Schmidt in Berlin walten. Aus ihr ging der Palmenstrauß (Abb. 1) hervor. Die Linien fließen in ruhigem Rhythmus, die Farben sind bald gleichmäßig, bald mild leuchtend auf einen Ton gestimmt, dann wieder in den zartesten Abstufungen verlaufend. In unerhöplicher Fülle bringt die genannte Wärtnererei (Steglich bei Berlin) all die Farbenpracht hervor, die vielfach durch gemüthvolle Sinnbildlichkeit der Blumensprache vergeistigt wird: Palmen und Lilien, Sieg und Frieden“ verknüpfen den abgebildeten Kranz das „Arcis“-Sinnbild eines abgeschlossenen Lebenslaufes, dessen Inhalt Lorbeer und Rosen waren, „Erlolg und Liebe“.

Während mit Formenscönheit, Farbenpracht und Sinnbildlichkeit die Kunstmittel der Blumengebilde erschöpft scheinen, verbreitet sich immer mehr die Erkenntnis, daß eine noch tiefere Harmonie der Blumen empfunden wird, wenn sie ihrer natürlichen landschaftlichen Geselligkeit entsprechend vereinigt werden. Dann führt das Blumen-gewinde unser Sinnen hinaus

in die Landschaft, der es zu entstammen scheint, an den träumerischen See, in die Höhenluft der Berge, auf heimliche Wiesensphäre, in Großvaters Hausgarten, in die Träume der Kindheit. Ein Duft ruft alte Bilder ins Leben zurück, erntet und heitere; die Schätze der Gewächshäuser zaubern uns Urwaldschatten und Tropenlicht hervor; die treibende Kunstgärtnerlei führt uns mitten im Winter in ein Phantasieland ewigen Frühlings. Weil aber die Kunstgärtnerlei alle Jahreszeiten mit Blumen umrankt, die ihnen von Natur verweigert sind, liegt die Gefahr nahe, auch in Blumengebilden wahllos zu vereinen, was die Schöpfung getrennt halten wollte. Wenn Kunst die Natur weisern will, wird sie künstlich und hört auf, künstlich zu wirken.

Nur wenn die Blumenkunst die natürlichen Lebensgemeinschaften der Pflanzen in sarknen und formschönen Bildern zur lebendigen Anschauung bringt, ist sie auch seelischer Wirkungen sicher. Am einfachsten wird dies Ziel erreicht, wenn nur eine Blumengattung zur Darstellung gelangt, und unser wahllos zu vereinen, was die Schöpfung deutlich, wie scharf aber bewußte Kalküllichkeit der Zusammenstellung bestreiden kann. In ihnen tritt uns inbelsien ein weiteres Kunstmittel entgegen: die Beziehungen des Gefäßes zu den Blumen. Könnte wohl die Ampyora aus dem Dreifuß (Bild 2) eine andere Blume schöner schmücken als die schlanke, klassische Vase? Rosen bagegen, als Liebtinge der ganzen Welt und aller Zeiten, blühen im Tongefäß von heimisch-ländlicher Form so gern wie im Bambusrohr des Japaners (Bild 3). Die Korbvasen des vierten und fünften Bildes muten uns an, als seien sie aus feinstem Palmrohr mit einer Geduld gefertigt, die nur unter tropischem Himmel möglich ist, weil dort Zeit noch nicht Geld bedeutet. Darum geben Orchideen mit jertlichem Laubgeschlecht, wie es unsre kalte Sonne nicht zu weben vermag, biden erotischen Gefäßen harmonischen Inhalt. Hierzu trägt auch das Band (auf dem vierten Bilde) bei, indem es die rauhe Gewebeart der Naturdülle in ziegelroter Erbsfarbe nachzubilden sucht. Die schönste Seide würde diese Zusammenstellung vielleicht prächtiger und teurer, sicher aber nicht so künstlerisch einheitslich gestaltet haben.

Das gleiche Formeneidale wie im Palmensstrauß des ersten Bildes sehen wir im vierten und fünften; doch ist im letzteren eine lang herabhängende Orchidee-



Abb. 11: Palmenstrauß



Abb. 7: Strauß

traube über alles andre Maß gleichsam in übermütiger Laune hinausgeschleudert. Dieses „Capriccio“ der Formen ist für die künstlerische Art von Otto Mähle, Berlin, bezeichnend, dessen Gestaltungen unsre weiteren Abbildungen wiedergeben. Aus der Ähnlichkeit der Bilder 6, 7, 8 ist zu ersehen, daß deren Form zu einer fest geprägten Ausdrucksweise geworden ist, woraus wiederum die Möglichkeit einer individuellen Wirkung auch für die Blumenkunst erwiesen ist. Liegt doch diesen Gebilden ein ganz andres Formenideal zu Grunde, sie unterliegen andern Gesetzmäßigkeiten als der Palmenstrauß im ersten Bilde. Während in diesem die Mittellinie der Gliederungen aus einem gemeinsamen vereinigen Stiel herauszumachen scheint, ähnlich wie die Ader eines schön gegliederten Blattes, wird es uns bei den letzten Bildern schwer, anher dem deutlich betonten Vereinigungspunkt aller Linien die gegenseitigen Beziehungen der Glieder zu entdecken. Und doch liegt auch in diesen Formen ein Schönheitsplan. Nicht Unregelmäßigkeit, Unordnung tritt uns entgegen, sondern eine versteckte Gesetzmäßigkeit freien Gleichgewichtes, die Grundbedingung einer Schönheit, die alle empfinden werden, denen die offenbare Gesetzmäßigkeit des Gleichmaßes nur noch wenig zu sagen weiß.

Dem persönlichen Gefühl bleibt überlassen, dem einen oder dem andern Formenideal den Vorzug zu geben. Doch ist es für die Zusammenstellung der Blumen ein gutes Zeichen ihrer künstlerischen Art, daß sie in ihrem auf naturalistischer Grund-

lage gewonnenen, oben klassisch genannten Formenschatz nicht erstarrt, sondern an dem warmen Lebensstrom allgemeiner moderner Kunst teil hat. So scheint denn dem mannigfachen Linienpiel in unsern abgebildeten Straußen (6, 7, 8) alles übrige untergeordnet: die Farben halten sich in trüben Tönen, der Inhalt ist in jedem Falle auf wenige Blumenarten beschränkt, die mit allen Eigenheiten ihres Buchtes voll zur Geltung gebracht werden. Bevorzugt sind darum Blumen, die in ihrer lebendigen Plastik ganz aus Linien zu bestehen scheinen: Schwertlilien, riesige Narzissen, Calla, Orchideen, die gefalteten Trichter tropischer Nachtschattengewächse — Blüten, die eine frühere Zeit wenig anmuteten. Neben breiten, starren Bastischleifen dient selbst ein papiererner Hintergrund mit lebhafter Fältelung dazu, die Linienwellen noch lebhafter durcheinanderschlagen zu lassen.

Man könnte fürchten, die Poesie der Straußbindeerei ginge über der „Linie“ verloren, wie dem



Abb. 8: Strauß



Abb. 9: Korbstrauß mit Orchideen und Eschschölchen

Modernen ja so viel sinnige Anmut zum Raube wird. Doch werden wir reich entschädigt durch andre Gestaltungen mit jenen einfachen Mitteln, an denen noch die jüngst verfloßene Zeit achtlos vorüberging. Kein Teil des Volkes ist heute der Natur so freundlich gesinnt wie der Großstädter, der sie entbehren muß. Für ihn belauscht der rechte Blumenkünstler das erste heimliche Spritzen an Birkenreis und Haselstrauch, vereint er frühe Lenyboten mit Herbstlaub, das mit schneiger Decke der Winter geckigt hatte: rasch, ehe wärmere Sonne es wellen läßt! Und durch die sommerliche Weide, den herbstlichen Wald streift er mit suchendem Blick, raubt den Vögeln die lockenden Beeren, um im Strauß dem Städter in sanfter Vereinigung der Jahreszeiten einen Gruß von der geliebten Mutter Natur zu bieten.

Ueber die Berechtigung symbolischer Formen der Blumengebilde ist oft gestritten worden. Wenn diese Formen ahnungsvolle Erinnerungsbilder für Unausprechliches, Undarstellbares bieten wollen, dann ist nicht einzusehen, warum nicht auch Blumen hierzu helfen sollen. Ihre Zweige brauchen nicht gezwungen zu werden, es genügt ja, wenn sie die Formen in freier Entfaltung begleiten. Kreuz, Anker, Herz, die ersten Sinnbilder für Glauben, Hoffnung, Liebe, oder Stern und Mondstichel für hoffnungsvolles Glück — wer wollte den Blumen wehren, ihnen Leben zu lehren? Ein Beispiel für

die Tiefe der symbolischen Sprache, die ein Blumengebilde zu reden vermag, bietet unser neuntes Bild. Der „römische“ Kranz, der die „Lilie“ am „Kreuz“ umschlungen hält, verfestigt uns in die Zeit, da der Glaube noch stark genug war, selbst das Leben zum Opfer zu bringen.

Neben den feinsten Regungen der eignen modernen Seele bringen uns ja Forscher und Künstler auch das Sehnen, Glauben, Lieben und Hasen vergangener Völker nahe zum lebendigen Nachempfinden. Auch diesem Zeitstimm weiß die Blumenkunst zu folgen, Jahrtausende miteinander verknüpfend. Sie bildet Behänge, Kränze, bandumschlungen in ornamentalen Formen, wie sie uns von antiker Baukunst überliefert sind. Silberne und goldene Vorbereitungen in der strengen Kugel- oder Pyramidenform, zur Jubelfeier gerichtet, schmücken mit blumenvollen Gefäßen antiker Gestaltung die Wohnung des ersten Gelehrten. Dem Handelsherrn und Seemann schlingt Blumenkunst Ranken des Seemooses in Fischweze, füllt Reusen und Rörbe mit Meerstranddisteln und Längelgäfern — seinem Heim ein Einuern an die blaue Flut, aus der sein Wohlstand quillt. Die Diele des ländlichen Hauses schmücken Erntekränze und bäuerliche Guirlanden mit bunten Bändern. Sonnenrose und Klatschmohn, Astersyren und Nalven grüßen hier aus bäuerlichen Tongefäßen, Krügen, Schüsseln, Kräusen, Tellern, für die unsre Thüringer Jahrmärkte eine wohl bald verfallende „volkskünstlerische“ Quelle bilden.



Abb. 10: Dreifuß und Mephora mit Lilien



Abb. 11: Congee mit Rosen





und hoher Kreisel: die besten Zeuge aber sind an sehr reiche Leute im Ausland, in England, Amerika und...

Das Grab Hannibals

Die letzte Ruhestätte des großen Hannibals, der im Jahr 181 v. Chr. selbst den Tod durch Gift suchte, als er sich von dem König Ptolemäus von Syrien an die verfolgenden Römer...

Eine neue Frauenzeitung

"Zehn Minuten" ist der Name einer neuen Frauenzeitung in New York. Die Herausgeberin und geschäftliche Leiterin ist Mrs. Frances Tinsion, Ehefrau des Dr. Daniel Sturges...

Die beste Lage beim Schlafen

Unter Körper soll, wie Casale in der "Strassenpflege" angegeben ist, beim Schlafen möglichst Muskelentspannung genossen. Die beste Lage ist deshalb eine möglichst horizontale auf nicht zu weicher Unterlage...



Das Fremdenrestaurant der Station Eigerwand



Station Eigerwand (1887 Meter)

lage der Station, die ganz aus dem Felsen gehauen worden ist, ist an sich schon sehr interessant, erhält ihre Bedeutung aber erst durch die prächtige Festsicht, die sie eröffnet. Nicht nur das materielle Eigerwaldtal, sondern das ganze Mittelland...

Colosschau

Auch Adam Zapfeha, Mitglied des österr. Herrenhauses, 75 J., † 21. Juli, Reichsbad. — Tier- und Genetiker Friedrich Reinfeld (Reinfelder-Rosch), 63 J., † 21. Juli, Wars. — Feldmarschall-Leutnant A. T. Josef Graf Waldstein, Mitglied des österr. Herrenhauses, † 21. Juli, Trebitz. — Kommerzienrat Moriz Beer-Eisen, herodr., Kommandant des Infanteriebataillon, 77 J., † 22. Juli, Marienbad. — Generalmajor v. E. Rudolf Baackewitz, zuletzt Inspektur der 3. Art.-Abt., 65 J., † 22. Juli, Wiesbaden. — Schriftführer Leopold Mosner, ehemals Verlagsbuchhändler, 66 J., † 22. Juli, Wien. — Redakteur Conrad Verfürth, langjähriger Hauswartlicher Kaiser Friedrichs III., 87 J., † 21. Juli, Hamburg. — Rechtsanwalt Friederich W. Politz, herodr., 70 J., † 22. Juli, New York. — Sanitätsrat Dr. Wilhelm von Seubert, bel. Wiss. und Honorarprof. in Göttingen u. Jena, 74 J., † 23. Juli, Darmstadt. — Bildh. 1862, Max Karl H. v. Jacobi, früher Staatssekretär des Reichsdonauamt, 75 J., † 21. Juli, Jülich. — Wasserbauingenieur Paul von Pascha, † 21. Juli, Konstantinopel.

Holz, wie dies in England, Frankreich und Italien üblich ist. Auch diese soll nicht zu breit, am besten aufknirschbar eingerichtet sein, damit die Muskulatur öfter auch vom Hauspersonal aufgeweckt werden können. In der Mitte soll sie etwas abgeflacht sein zur Nackenlinie in Rückenlage; bei Seitenlage werden die seitlichen, etwas höheren Teile benutzt. Die hohen Kopfsteile, die nicht nur den Kopf stützen, sondern den ganzen Oberkörper stützen, sind ungewöhnlich, weil sie in einer unangenehmen Muskelspannung stehen, die gerade vermieden werden soll. Set verurteilen auch gar nicht selten Hüftschmerzen durch permanente, wenn auch leichte Lehnung der Hüften nach hinten und stehen im Laufe der Zeit der Muskulatur (besonders der Rückenmuskulatur) zur Last. Nur Verletzungen mit Ausschlag oder Wundbrand nach dem Kopf abgeben hoch gelagert. Wulstige, geistig viel Arbeitende dagegen recht niedrig.

Radiumstrahlen und Bakterien

Die Wiener Ärzte H. Pfeiffer und G. Friedberger veröffentlichten die Resultate ihrer Versuche, die sie mit 25 Milligramm Radiumbromid an Bakterienkulturen gemacht haben. Wenn Anobisbakterien durch die mit Radiumbromid versetzte Lauge getötet werden, so werden sie getötet oder doch in ihrer Entwicklung gehemmt. Ebenso werden die Bakterien der Gasea und die — sonst sehr widerstandsfähigen — Sporen des Milzbrandes durch Radiumstrahlen abgetötet. Zur bakterienabtötenden Wirkung der Röntgen-Strahlen wird von einigen Autoren behauptet, von andern bestritten: sie sind jedenfalls, trotzdem die Röntgen-Strahlen eine viel tausendfache höhere Strahlungsintensität erzielten als die geringste Radiummenge, sehr gering. Diese Beobachtung über die Krankheitskeime in besprochenem Sinne. Auf Grund dieser Versuche empfiehlt sich die Anwendung, die Radiumstrahlen bei Infektionskrankheiten der Luft, insbesondere bei Typhus, mit Erfolg zu verwenden.

Restaurant Eigerwand an der Jungfraubahn

Das letztere ist ein neues Teilwerk der Jungfraubahn dem Verkehr übergeben worden. Die neue Station Eigerwand liegt mit 2000 Metern Seehöhe dort schon 1000 Meter über dem Ausgangspunkt der Bahn auf der Schindberg. Die An-



Das neue Heim des hannoverschen Künstlervereins (Zeit 5. 1903)

# Über Land und Meer

III. 46



Portai



Esszimmer



Römer Saal



Grosser Saal



Stuhl Saal

Stuhl im Esszimmer



Speiszimmer

Das neue Heim des hannoverschen Künstlervereins (Zeit umstehend)

Das neue Heim des hannoverschen Künstlervereins

(Fortsetzung der Seite 1020 und 1021)

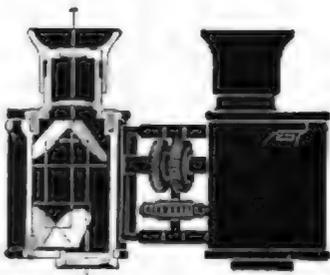
Der hannoversche Künstlerverein blüht auf ein mehr als dreißigjähriges Bestehen zurück, eine Zeit, in der er der Brennpunkt eines geistig angeregten Lebens gewesen ist...

Dannover den durch verschiedene Umbauen erweiterten Gebäudekomplex für die Summe von 2 1/2 Millionen, die den Grundstock für den Bau des festlichen neuen Brunnens...

Strohmärkte ein eleganter Saal, im Seitentrabe ein gemütliches Festzimmer und hinter diesen die große Bibliothek...

Goerz' Trieder-Binocles

sind in deutschen Heere, in vielen ausländischen Armeen offiziell eingeführt und finden auch beim Privatpublikum (Touristen, Sportleuten, Theaterbesuchern etc.) immer grösseren Absatz...



grosse Preisermässigung

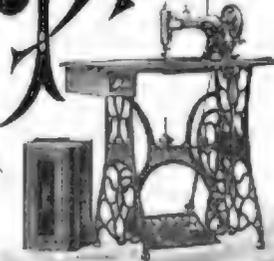
eintreten zu lassen. Trieder-Monocles von M. 45. - Trieder-Binocles von M. 90. - an.

Optische Anstalt C. P. Goerz,

Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau 4.

NEW YORK: 82 East Union Square. PARIS: 22 Rue de l'Entrepôt. LONDON: 18 Holborn-Circus, EC

Pfaff-Nähmaschinen für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke.



Die Pfaff-Nähmaschinen stellen zwar nicht zu den billigsten, wohl aber zu den besten Erzeugnissen der Nähmaschinen-Industrie...

Die Pfaff-Nähmaschinen sind zur Kunststickerel hervorragend gut geeignet.

Niederlagen in fast allen Städten.

G. M. Pfaff, Nähmaschinen-Fabrik, Kaiserslautern. Gegründet 1862. 1100 Arbeiter.

Aromatisch

sehr ausgiebig und daher billig ist Dr. Oetkers Vanillin-Zucker à 10 Pfg. Vorrätig in den Geschäften, welche Dr. Oetkers Backpulver führen.



Grosse Augen

machen die Damen, wenn ihr Teint beim Waschen mit Riegers durchstobiger Crystalseife auffallend saar und frisch bleibt...

W. Rieger, Frankfurt a. M.

Technikum Mittweida

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinenbau...

Ferienreise zur SEE nach PORTUGAL



vermittelt der Dampfer der Hamburg - Südamerikanische O. - Ges. der Deutschen Ost - Afrika - Linie...

Korpulenz

Fettleibigkeit bei Frauen und Kindern der Natur mit ohne Nebenwirkung...

Photograph Apparate

schon von 20 Mk. an, bis zur neuesten Entwicklung...



Maschinenbau und Elektrotechnik Ingenieur-Techniker-Kurse

K. Technische Hochschule in Stuttgart.

Die Vorlesungen des Wintersemesters beginnen am 13. Oktober...

Advertisement for Weber's Carlsbader Kaffeegewürz, featuring a portrait of Otto E. Weber and text describing the product as 'Weltberühmt als der feinste Kaffeezusatz'.

SCHÖNE BÜSTE

Um eine schöne Büste zu erhalten, gebrauchen Sie die PILULES ORIENTALES...



Advertisement for Bildschön, a skin cream, and Steckenpferd-Ellenmilch-Seife, a soap, with text describing their benefits.







90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
Oktober 1902—1903  
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

## Heimkehr

Erzählung

von

Otto Höpfer

(Vortsetzung)

**L**ehrer Kleinan," stellte der Unbekannte sich vor. „Gestatten Sie, daß ich Sie gleich zwischen Tür und Angel willkommen heiße, Herr Schilling. Ich bin ein Freund des Hauses und war zum gewohnten Abendbesuche gekommen.

Der Zufall ließ mich Fräulein Erika unter der Tür treffen, und da kamen wir ins Klauern." Er hatte mittlerweile die Hand des Heimgekehrten gefaßt und schüttelte sie nun herzlich. „Willkommen in der Heimat, mögen Sie Glück und den lieben Sonnenschein mit sich gebracht haben, den Eltern wäre es zu gönnen!"

Vorkarg und gemessen antwortete Klaus. Ihn ärgerte es, daß er auf die herzliche Begrüßung des andern keine freundlicheren Worte finden konnte. Was sollte der von ihm denken, er konnte ja nicht wissen, wie es in seinem Herzen ausschaut, und war es nicht der Jugend Recht,

sich der Jugend zugezogen? Als ob dies frische Mädel auf sein Kommen geharrt hätte, sofort bereit, ihm an den Hals zu fliegen. Sie hatte ihm ohnehin am Morgen genugsam gezeigt, welcher Art das Gefühl war, das er ihr einflößte.

„Es war im Zimmer drinnen heiß," sagte er mit widerwillig gehorchender Zunge, „es läte mir leid, falls ich Sie im Gespräch gestört hätte, will mich aber sofort wieder zurückziehen."

„Wenn Sie gestatten, schließe ich mich Ihnen an, ich möchte gern den lieben Eltern auch meinen Glückwunsch aussprechen." Das klang herzlich und unbefangen, und als die jungen Leute nun



Aus der Münchener Jahresausstellung 1902: Im Hotelier. Nach dem Gemälde von Walter Chon

neben ihm durch den Gang schritten, war es Klaus, als müße er den beiden im stillen Abbitte leisten.

Draußen brannte die Lampe, und ihr traulicher Schein erfüllte das Zimmer; das sah im Schmucke der weißen Gardinen, mit den Bildern an den Wänden und der altmodisch bequemen Einrichtung doppelt behaglich drein.

Beim Eintritt konnte Klaus es nicht unterlassen, mit raschem Blicke seine Begleiter zu mustern. Erilas Wangen waren gerötet, sie schien sich in leichter Verwirrung zu befinden. Der junge Lehrer dagegen war unbefangenen, ein wirklich angenehmer, hübscher Mann mit einem ausdrucksvollen, klugen Gesicht, freundlichen braunen Augen und ebenfolchem leichtgelochten Haar.

„Da bringe ich zwei Arrestanten,“ versuchte Klaus zu scherzen. „Draußen standen sie im kalten Wind.“

„Aber nicht lange,“ meinte das Mädchen rasch, das sich am Ofen zu tun machte. „Ich war gerade erst unter die Tür getreten.“

Der Lehrer hatte inzwischen die beiden Alten begrüßt. Der Kapitän schien über sein Kommen nicht erbaunt zu sein. Aber die gewinnend freundliche Art Kleinaus meisterte sofort seinen aufsteigenden Ärger. Der Lehrer setzte sich ohne weiteres zu ihm.

„Heute sind die Schmerzen sicherlich ausgeblieben, Herr Kapitän?“ fragte er herzlich. „Ja, das macht die Freude, die ist der beste Arzt.“ Er wendete sich zu dem Heimgelahrten. „Das ganze Dorf ist voll von Ihrem Ruhm, Herr Schilling.“ äußerte er. „Das will bei unjern Fischern viel heißen, denn sie bilden sich etwas auf ihre Segelkunst ein. Aber Sie sollen ja ein Bravourstück ohnegleiches vollbracht haben. Ich verstehe leider selbst nicht viel davon, bin eine unerfahrene Landratte und weile erst kurze Zeit hier am Meere.“

Klaus hatte sich zu den Männern gesetzt. „Es ist nicht so gefährlich, wie es aussieht, man muß nur mit dem Wasser vertraut sein und den Wind kennen. In Ihrer Schule würde ich wieder schlecht genug bestehen. So hat ein jeder seine eigne Pflicht; die natürlich muß man ganz tun.“

„Ein schönes Wort, Herr Schilling.“ Der junge Lehrer schien ganz glücklich; er wendete den Kopf und schaute sich nach dem Mädchen um, das noch immer beim Ofen stand.

„Nun, Fräulein Erila, wollen Sie sich nicht uns beigesellen? Sie wissen doch, ich habe es gar zu gern, wenn Sie und Mutter Schilling bei uns am Tische sitzen; da plaudert es sich noch einmal so gut. Die Stricknadeln raseln geschäftig, und Ihre fleißigen Hände sticheln immerzu in die Leinwand. Sie müssen nämlich wissen, Herr Schilling,“ wendete er sich an Klaus, „Fräulein Erila ist eine wahre Künstlerin im Sticken, man wird nicht müde, ihr zuzuschauen.“

Die Mutter drohte lachend mit dem schon herbeigeordneten Strickstrumpf. „Wir schauen Sie erst gar nicht zu, Herr Lehrer,“ scherzte sie. „Aber lassen Sie's nur gut sein, so 'n rechter gestrickter Strumpf hat auch sein Gutes.“ Sie fuhr herum und schaute den Sohn jählich an. „Da hab' ich was für dich!“ jagte sie und strahlte ordentlich. „Armer Jung, wie lang hast keine Socken von Mutters Hand mehr am Fuß gehabt!“

Geschäftig erhob sie sich, eilte zur Kommode und lehrte gleich darauf mit einer ganzen Schürze voll Wollstrümpfen zurück, die sorglich paarweise zusammengelagert waren. „Da lies, Jung, das soll alles dir gehören, ich habe immer an dich gedacht, wenn ich für die armen Fischersleute gestrickt habe. Sollen dir gut tun, was?“ Und zugleich beugte sie sich über ihn und küßte ihn herzlich.

„Gute Mutter!“ Er nickte ihr gerührt zu. „Aber so viel Strümpfe, da muß ich mich rasch wieder auf die Socken machen, sonst trag' ich sie mein Lebtag nicht auf.“

„Sei so gut!“ schnähte die Mutter. „Da bleibst du . . . ach Gott!“ Sie wurde ernst. „Kannst ich dich doch für immer halten!“

„Neul nur nicht, der Jung ist ja all da!“ knurrte ihr Mami, in dessen Augen es selbst feucht schimmerte. „Aber was ist 'n eigentlich heut los

mit der Erila? Poh Blis, Mädel, ich möcht' eins rauchen, aber 'n hüchen für! Laßt dir's doch sonst nicht nehmen, mir die Pfeife zu stopfen!“

Ganz erschrocken fuhr das Mädchen zusammen, das noch immer im Hintergrund des Zimmers gewellt hatte. Nun wollte sie hurtig das Versäumte nachholen, aber bereits war Klaus aufgesprungen. Er hatte sich vor die Stirn geschlagen.

„Wie kann man nur so vergeßlich sein, aber das macht die Freude!“ Er beugte sich über den Vater. „Smokst noch, Alterchen? Ei, das ist brav, da wart mal ab, ich hab dir was mitgebracht, ganz was Schönes!“

Hurtig war er aus dem Zimmer, und gleich darauf hörten die Zurückgebliebenen ihn schon im Oberstod rumoren.

„Ist's nicht 'n Prachtjung?“ wendete der Kapitän in seinem Vaterstolz sich an den Lehrer.

„Ah, was die Freude nicht tut; tanzen möcht' ich am liebsten.“ Sein Blick fiel auf die Pflegetochter, die sich inzwischen mit an den Tisch herangesetzt hatte und nun dabei war, die Nadel einzufäden. „Ei zum Daus, Mädel, was bist du heute verquert, man kennt dich nicht; hab' ich nicht recht?“ fragte er den Lehrer von neuem. „Weich und rot, und so scheu. Noch nicht 'n einziges Mal hat sie heute gelacht und ist doch sonst immer so zutunlich.“

„Das macht die Freude,“ antwortete Kleinau an Erilas Statt, die sich mit seltsam besangenen Wesen tiefer über ihre Stickerarbeit beugte. „Das war ja eine große Ueberraschung, gelt, Fräulein Erila?“ Und als er keine Antwort bekam, setzte er hinzu: „Ganz unrecht hat Vater Schilling nicht. Sie haben sich gewiß heute morgen am Strand verliht.“

„Schmidtschnack!“ brummte der Kapitän, „was sollt' dann der Klaus erst sagen; der kam so nah wie 'n Walfisch angelegt, der Prachtjung. Ja, ja, nun hab' ich's; weicht, Mutter, gerade wie unjer Bild oben, der fliegende Holländer. Sagtest immer, mir schaut es ähnlich, mein' aber doch, der Klaus und kein anderer ist's.“

Er nahm das jäh Erbleichen des Mädchens, den seltsam angstvollen Blick aus den Waaugen nicht wahr. Wohl aber hatte der Lehrer ihn aufgefangen; sein hübsches Gesicht erschien leicht beunruhigt, wie fragend wendete er sich an das Mädchen, das sich eben wieder tief über die Stickerie beugte.

Da wurde die Tür geöffnet, und Klaus trat wieder ins Zimmer.

„Da schau her, Alterchen, das kommt' ich gerade in die Tasche stecken. Morgen oder übermorgen rudere ich zum Schiff und hole eine ganze Kiste voll, hab' auch allen was mitgebracht. Sie sollen auch nicht zu kurz kommen, Herr Lehrer; man fährt nicht umsonst in der weiten Welt umher.“

Dabei hatte er auch schon eine prächtige Meerschamupspeise und eine Kanne köstlichen, echten Vaninastasters vor dem erstauerten Vater auf den Tisch gelegt. „Was, den hast schon lange nicht mehr gesmolzt?“ fragte er unter einem glücklichen Lächeln, sich dabei behaglich an dem vergnüglichen Schmuzzeln des Vaters weidend. „Ist auch drüben nicht leicht zu kriegen, da muß man schon seine Beziehungen haben. Aber zu man tau, will dir was zurecht schneiden, hab' ein scharfes Messer bei mir.“

„Ei der Daus,“ sagte der Alte ordentlich lässern. „Das ist 'n höllisch teures Kraut, ich hab' es kaum einmal gesmolzt, und die prächtvolle Meerschamupspeise, ölgesotten und so fein silberbeschlagen. Jung, bist du 'n Verschwenker; komm her, gib mir 'n Kuß, du lieber, guter Jung, du!“

Er litt es nicht anders, der Sohn mußte das eigne Weischen auch hervorziehen und stopfen. Der Lehrer rauchte nicht, aber der Alte paffte darum in um so machtvolleren Zügen. „Nun noch 'n Grog, und ich bin im Himmelreich,“ gestand er und zwinkerte dem Sohne zu. „Na, Jung, wie wär's mit so 'nem Altten?“ Der wärnt, was? Und Sie, Schultmeister, Sie trinken mit. Mein Grog wär' zu stark, sagen Sie? Unsiinn, Menschenkind. Sie sind man bloß zu schwach dafür. Aber heute gibt's keine Entschuldigung, da wird mitgetrunken.“

Frau Schilling und die Pflegetochter hatten sich bereits erhoben. „Hast auch 'n guten Rum, Rutting?“ fragte der Sohn. „Morgen kriegt' 'n ganze Kiste voll; ich will auch verproviantieren.“ Er lachte über das ganze Gesicht.

„Laß man gut sein, Jung,“ der Alte schmunzelte, „wir haben 'n Cognac, großartig; natürlich unvozzollter, hähä,“ er lachte bedeutsam, „also, Rutting, man tau, und mach ihn man swat, nur 'n lüttjen Schuß, Wasser natürlich.“ Wieder lichterle er vergnügt, und dann erging er sich von neuem im Lobe der herrlichen Meerschamupspeise.

„Ist's nicht 'n quitschvergnügter Abend?“ fragte er nachher, als die Punschgläser mit ihrem dampfenden Inhalt vor ihnen standen. „Jung, wer mir das gestern gesagt hätte; ich hab' von dir geträumt, dreimal hintereinander; aber daß ich heute schon dasitzen würde und tränk' 'nen steifen Grog mit die . . . hähä, mein Jung, halt' mich schon beschiden, dachte, es wär' ein Zeichen, daß ich bald Feuergeiß vom großen Feuerbas über den Sternen kriegen und dich dort wiederfinden sollte. Aber es ist doch schöner so! Wer weiß, ob's dort oben so 'n süßen, swalen Grog gibt, hähä!“

Auch die Frauen mußten mithalten: das Mädchen zierete sich ein wenig, aber schließlich trank sie doch Bescheid. Madyle sie auch nur nippen, so röteten sich ihre Wangen doch unter dem Einfluß des starken Getränks, und sie beteiligte sich auch am Gespräche. Gespannt hing oft ihr Blick an den kühnen, ehernen Zügen des Heimgelahrten, wenn dieser auf der Eltern Witten immer wieder noch mehr von den ausgefandenen Gefahren und Abenteuer erzählt mußte, aber traf sie sein Blick, so war die alte, stille Scheu in ihren Zügen wieder da, sie ließ den Blick sinken und arbeitete anscheinend teilnahmslos an ihrer Stickerie weiter.

Darüber vergingen die Stunden. Es war bald neun Uhr geworden, und der Kapitän fing an, müde zu werden. „Bin halt 'n Brack,“ sagte er unter einem herzhaften Gähnen. „Ist nicht mehr viel los mit so 'nem alten, abgetakelten Fahrzeug. Mutter und ich kreuhen in der Regel zugleich mit den Hühnern auf Stängelchen.“

„Ich muß ohnehin aufbrechen,“ entgegnete Klaus. Er stand auf und streckte sich. „Ich habe die Männer in den Krug bestellt, sie wollen doch auch 'n Gagn gesponnen haben.“ Er schaute nach der Mutter um. „Wird wohl spät werden, muß mir schon den Hausschlüssel geben.“

Der Vater lachte und packte vor Vergnügen in die Hände. „Den Hausschlüssel, liel einer so 'n unsoliden Jungen! Mutter, was meinst, wollen wir ihm den Schlüssel geben?“ Dabei lichterle er unbändig.

Seine Feiterkeit steckte die alte Frau an. „Ne, Jung, 'n Hausschlüssel kriegt nicht, den hast auch früher nicht kriegt, weißt noch?“ Und als sie sein verblüfftes Gesicht sah, da lachte sie, bis ihr die hellen Tränen in die Augen traten. „Kannst ihn nicht kriegen, Jung, wir haben nämlich keinen; kennst nicht mehr den Drücker an der Tür? Den mußst doch von außen abziehen und mitnehmen.“

„Dahaha,“ lachte der Alte dröhnend, „hal der Jung das richtig vergessen. Es ist zum Schreien! Treibt sich so 'n Seehund aus allem Meeren herum, kommt heim und will den Hausschlüssel, als ob er den von seinem Schiff immer in der Tasche nachsträgle!“

Nun mußte auch Klaus lachen. Seine Feiterkeit wirkte auch auf die jungen Leute, schließlich standen sie alle im Zimmer umher, lachten und wußten kaum recht, warum.

Dann hielt der Vater seine beiden Hände. „Hab' auch vielen Dank für dein Kommen. Das war heute der erste frohe Tag seit vielen Jahren; ich hab' das Lachen ganz vergessen gehabt, glaubte, es wär' schon all lang verroffet, und ist doch prächtig gegangen, nicht? Wär' ich nur nicht so hilflos! Aber sieh, Jung, nun muß mich Mutter aus dem Stuhl buddeln und achterwärts ins Bett schieben. Hät' gern dein Schiff gesehen — du kannst mir's nachjühlen, wenn man nie



Sehling 72

**Aus der Grossen Berliner Kunstausstellung 1903: Auf der Hochseitsreise**

Nach dem Gemälde von Edell Schabitz

und nimmermehr ehelichen Schiffsboden unter sich wissen darf."

"Si was, Vater, das sollst du haben. Sobald es ruhig und klar draussen ist, vielleicht schon übermorgen."

"Als ob ich ins Boot steigen könnt', Jung; ich kann ja keinen Schritt mehr machen, ist ja all vorüber."

"So trag' ich dich durchs Wasser, Vater, hab' ja starke Arme."

"Das wär'..." schmunzelte der Kapitän wieder vergnügt. "Ich glaube fast du kriegst es fertig, aber ich bin ein schwerer Sterk; die Knochen sind noch all da, aber das Mark ist raus, keine Kraft mehr drinnen, Jung."

"Dass schau'n!" Ehe der Alte noch wusste, was sein Sohn vorhatte, da hatte sich dieser schon gebückt und hob ihn nun sanft und lotrecht mit samt dem Hockstuhl hoch. "Meinst, daß es gehen wird?" Er hatte ihn wieder niedergelegt, so leise und behutsam, daß auch die geringste Erschütterung vermieden wurde. Nun stand er, zwar rot im Gesicht, aber sonst ohne eine Spur der gehabten Anstrengung, und atmete frei und ruhig wie immer.

Der Alte blickte ihn leuchtend an. Dann schaute er im Kreise umher. "Das ist mein Jung und von meiner Art!" sagte er und nickte dazu. "Auf den ist Verlaß, was, du Kleinbiewelt?" wendete er sich an Erka.

Diese hatte erschrocken dem plötzlichen Beginnen des Heimgelehrten zugehört. Angstvoll beinahe hatte sie die Hand auf das Herz gepreßt, immer in der Meinung, die Kraftprobe möchte einen bedrohlichen Ausgang nehmen, nun atmete sie erleichtert auf, aber ihre Wangen blieben bleich und ihr Blick scheu. Sie mußte mit rätselhaftem Ausdruck bald Klaus, bald den jungen Lehrer, der neben des erstereu Hüngegestalt schmal und unscheinbar erschien. Dann, als Klaus an sie herantrat, ihr gute Nacht zu sagen, senkte sie befangen das Kinn.

"Wie steht's denn eigentlich mit der Jungfer Wunderlich?" scherzte der Kapitän wieder in seiner berben Weise. "Bistst als Onkel, Bruder oder als sonst was, he? Du, Erka, gib mal meinem Jungen einen rechtsschaffenen Kuß."

Aber da wurde das Mädchen blutrot im Gesicht, wendete sich in großer Verlegenheit und eilte aus dem Zimmer.

"Ein wunderliches Zeug!" brummte der Alte. "Was?" Er schaute seine Lebensgefährtin ordentlich aufgebracht an, als diese ihm sanfte Vorhaltungen machte. "Was? Hojo, die Schürzen halten doch immer zusammen; bist' dich, was ist denn dabei, ist das Wädel nicht unsre Tochter und der Prachtkerl hier nicht unser Junge?!"

"Aber Bruder und Schwester sind sie darum doch nicht," warf Frau Schilling ein, "und Onkel spielen soll mein Jung noch lange nicht, da ist er doch zu schab für und auch noch viel zu jung," septe sie voll mütterlichen Stolzes hinzu.

Klaus stand wie zerstreut. Es war ihm eben unter dem bangen, scheuen Blick des Mädchens schauerlich durch die Seele gegangen. Schreckhaft durchzitterte ihn die Gewissheit, daß der toten Schwester Ebenbild ihm in den kurzen Stunden viel, viel mehr geworden war, als er sich selbst einzugestehen wagte. Unwillig über sich selbst blickte er auf. Nahebei stand der Lehrer, und auch über dessen Stirn schienen Schatten zu brüten. Aber er wußte sich doch getäuscht haben, wenigstens wendete sich Alteinan in der nächsten Sekunde artig an ihn. "Gestatten Sie, so begleite ich Sie zum Krüge, Herr Schilling."

"Es soll mir eine Freude sein," entgegnete Klaus, gewaltig die innere Unruhe niederklämpfend und in dem Bestreben, dem häufigen Gast im Elternhause etwas Fremdbildliches zu sagen.

Noch ein Scherzwort des Vaters, der ersichtlich abfiel und müde im Stuhl lehnte, ein treuer Handdruck, dann geleitete die Mutter den Heimgelehrten und dessen Weggenossen aus dem Zimmer.

Draußen im Gange fiel sie dem Sohne mit glücklichen Lachen um den Hals. "Bleib nicht gar zu lang, es macht' dir nicht gut sein, und segne dich der liebe Gott, mein Jung. Du hast

und recht, recht glücklich gemacht!" Und damit huschte sie wieder ins Zimmer zurück.

#### IV

Nicht nur die Männer hatten sich nach dem Abendessen im Dorfrug eingefunden, sondern auch viele Frauen. Weisheit nicht, um den Heimgelehrten zu sehen oder sich gar von ihm traktieren zu lassen! Da war gar kein Gedanke daran, so was wäre ja direkt unreputierlich gewesen, und man wußte auf sich zu halten. Nein, der Krüger hatte zugleich auch einen Kramladen, den einzigen dieser Art im Ort. Da war es nicht mehr als selbstverständlich, daß die Hausfrauen an diesem Abend etwas zu kaufen wußten, die eine Schabbänder und die andre Stärke, die dritte brauchte 'n Bierstlpfändchen Kaffee, aber gang frisch gemahlene. So was konnte man den Kindern zur Besorgung nicht anvertrauen, wäre überhaupt unchristlich gewesen, die armen Wärmer bei solchem Unwetter über die Schwelle zu jagen, da hatte man sich schon selbst aufmachen müssen. Zuerst war man sehr erstaunt, auch die Frau Nachbarin anzutreffen, aber deren Einkaufsrecht war schließlich ebenso wohlverbrieft. Natürlich kam man da ins Neben, ein Wort gab das andre, und weil doch Stehen müde macht, so setzte sich erst die eine jaghaft auf die Bank neben dem Eingang zum Schenktzimmer; eine zweite leistete ihr Gesellschaft, und bald konnte die junge Krämerfrau nicht genug Stühle und Schemel aufstreuen, um alle ihre Mandinnen unterzubringen, die gar so preßiert taten, aber über all dem Erzählen nicht zum Kaufen kamen. Ihr Mann lief nervös in den Stuben herum und zerkaute die struppige rote Perücke, wußte nicht recht, welche Miene er aufsetzen und wie er sich den Zulauß deuten sollte. Natürlich mußte er, daß des Kapitans Sohn kommen wollte, und hatte sich auch entsprechend darauf eingerichtet, verlostend prangten die wohlgefüllten Brantweinflaschen hinter der Theke, und ein Faß frisches Bier hatte er auch angestoßen. Wie nun aber die Stunde des abendlichen Zusammenkommens nach seiner Berechnung längst fällig geworden war und in seinem engen Hause sich die ganze Dorfbesohnerschaft so ziemlich versammelt hatte, jedoch Minute um Minute verstrich, ohne den heiß Erschnitten selbst zu bringen, bekam er's mit der Unruhe. Da hodten sie, qualmen ihm die Stube voll, hatten sich 'nen "Püttjen" einschenken lassen, und bei dem blieben sie sitzen und warteten gleich ihm auf die Dinge, die da kommen sollten. Dabei brannten sämtliche Lampen, statt der üblichen einen, überall in den Zimmern waren die Defen geheizt.

Unabhängig Mal fuhrwerte er durch die Kramstube, wo seine Frau hinter der Theke stand und sich von zehn, zwölf jugensfertigen Frauen umringt sah, die alle auf sie einsprachen, aber nichts kauften.

"Das ist 'n Geschäft, was, Heinrich?" fragten wohl die Männer, wenn er an ihnen vorüberstrich, und die Frauen stießen sich an: "Da flagt er immer, der Schwindler, und hat an einem Wochentag das Haus voll." — "Ja, das ist 'n Geschäft, großartig, was?" gab dann der Unruhevolle wohl zur Antwort. "Nur fünfzig Jahre so weiter, und ich lege 'n Taler auf die Kante!"

Endlich kam der so heiß Herbeigesehnte in Begleitung des jungen Lehrers. Wohl versuchten zuerst die meisten Männer in würdiger Ruhe beim Gespräch zu verharren; man wußte doch, was man sich schuldig war, und die andern sollten sicherlich nicht denken, man sei etwa eines Freitrunks wegen gekommen. . . na, wär' noch schöner, so was gab's nicht. Wie dann aber Klaus keine Miene machte, in die Gaststube zu treten, sondern draussen im Kramladen mit einzelnen der Frauen scherzte und lachte, obwohl diese eben doch gar keine Zeit hatten, sondern die unglückliche Krügerin bedrängten, doch ja rasch zu machen, da sie nötig zu Hause wären, und als schließlich auf einen Wink des Heimgelehrten der rote Heinrich hinter die Einkante schob und vom "Süßen" holte und das "Süßern

in der Kramstube vorne immer lebendiger wurde, dazwischen die Gläser mit dem Rosenliquore klirren, da wurden die Männer hinter ihren längst geleerten "Püttjen" doch unruhig. Zuerst brummte einer etwas von "verd . . . Weibewirtschaft", stand schmerzhaftig auf, um in aller Harmlosigkeit nachzusehen, was da eigentlich los sei — und kam nicht wieder. Jügernd folgte dann ein zweiter und dritter. Dann schoß der rote Heinrich wieder ins Gastzimmer, um diesmal 'ne Lage Bier einzufüllen und beizenweiger geschwind mit der schäumenden Labe wieder ins Nebenzimmer zu verschwinden. Na, da mußte man freilich selbst zusehen, was denn dem Weibervoll in die Krone gefahren war.

"Huerseh, der Klaus Schilling!" Das war wie ein eingelernter Ruf, drückte viel oder wenig aus, wurde aber regelmäßig durch die mit einem Handdruck begleitete Frage beantwortet: "Na, wie wär's mit einem Huppich, alte Flunder?" Na, so eigentlich hatte man ja nichts mehr trüden wollen, sondern die nötige Weischwere bereits intus; indessen und wenn schon; denn schon, Klaus Schilling lachte, er kannte seine Landsleute und wollte dem roten Heinrich nur zu. "Es dauert nicht lange mehr, dann haben wir sie alle hier im Himmel!" sagte er mit humoristischem Augenzwinkern. Der Fall war bereits eingetreten, die Gaststube war menschenleer, und nur noch die leeren "Püttjen" standen melancholisch auf den Tischen.

Aber nicht lange; nun war das Eis gebrochen, man fand zumal allgemein, daß das Bier heute ganz vorzüglich sei. Die Frauen blieben im Kramzimmer auf den Bänken und Schemeln, bekamen rote Gesichter und schlürften ihren "Süßen", und Klaus hielt seinen Einzug in die eigentliche Wirtschaft. Da bog er sich in dieser bald wieder die Bänke, und als bei passender Gelegenheit der Heimgelehrte erklärte, es ginge alles auf seine Rechnung, der rote Heinrich müge nur auflischen, was vorhanden sei, da wurde es gar bald grundgemütlich; die verstocktesten Weisentraucher steckten diese beifeile und griffen in die bereitgestellten Zigarettenlisten, die sich mit verblüffender Schnelligkeit leerten, aber auf einen Wink des Frohgelauten immer wieder ersetzt wurden, und der rote Heinrich schwamm plötzlich in Seligkeit und versicherte einem jeden, der es hören wollte: "So nur 'n einziges Jahr lang Abend für Abend, und ich bin 'n Willkener." — "Den Dusel dazu hatte," brummt dann wohl die biederen Fischer, aber so was hörte wieder der rote Heinrich nicht, der war jetzt ganz wohngeklärter Geschäftsmann und hätte am liebsten die ganze Welt umarmt.

Um Klaus selbst hatte sich naturgemäß die Handvoll Leute geschart, die mit ihm groß geworden oder zur Zeit seines Fortganges schon Männer gewesen waren. Es ging gar geräuschvoll zu, jeder wollte berichten und erzählt haben; Klaus war ihnen gern zu Willen, hörte mit beiden Ohren und sprach darauf los, was die Lippen hergaben.

Unter der Einwirkung der starken Getränke wurde die Stimmung immer lebhafter, und schließlich tauten auch die Zurückhaltendsten auf. Lachend erklärte Klaus immer wieder, er habe es gar nicht gewußt, daß er so viele treue Freunde in der Heimat habe; sie sollten ihn nur am Leben lassen und ihn nicht aus lauter Freundschaft in Stücke reißen. Der junge Lehrer und er selbst waren die beiden einzigen, die sich nächteru hielten; selbst der rote Heinrich befand sich bald in jenem Begeisterungszustande, der ihn nicht nur doppelt schreiben, sondern auch wiedersehen machte, und galt es, eine neue Lage anzuschaffen, so lautierte er wie ein Segelboot vor dem Winde, bald dahin, bald dorthin, aber immer im Zielack. Auch an den Freigebigem kam er zuweilen herangetaumelt; so umnebelt sein Gehirn auch war, der Geschäftsinfluß war bei ihm allzeit noch reg. "Sind nun schon 200 Mark," raunte er bedeutungslos.

Klaus lachte nur. "Lass sie nur machen, ich bin dir gut dafür, Heimkehr feiert man nur einmal!"



Copyright 1903 Franz Neumann, München.

### Elegie

Nach dem Gemälde von O. Reizenbrück

1903 (Bb. 90)

142

Beinahe wäre es in all der harmlosen Lustigkeit doch zu einem Mißton gekommen. Von den jungen Burschen wurden einige üppig; besonders Hinner wurde unter der Einwirkung des Alkohols streifschuldig und suchte sich an dem Lehrer zu reiben, der sein Gefallen an dem lärmenden Geplage fand und ziemlich einsilbig dasah. Unter einem derben Schultererschlag Hinner's suchte er empfindlich zusammen.

"Na," griezete der rohe Bursch ihn ins Gesicht. "Der Klaus ist wohl richtig zur Hochzeit gekommen, da kann man gratulieren wohl... ja, kiel nur!" höhnte er, als sich der Heimgekehrte rasch nach ihm wandte und ihn erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen maß. "Gure Nisa ist 'ne höllisch Feine, 'n ehrlicher Fischer ist natürlich nicht gut genug für sie, da muß so 'n Lehrer kommen, — ho-ho, man hat's ja gesehen bei deinem Bruder, wo's hinführt."

Im selben Augenblick war Klaus aber auch schon hoch. "Will dir was sagen, mein Jung, du hast genug," sagte er gemächlich. "'n bißchen frische Luft wird dir zur Abkühlung gut tun!" Damit packte er den Burschen auch schon am Wams, hob ihn trotz seines Sträubens und Umsichschlagens gleich einem Kinde hoch und trug den Jappelnden schwebend durch die beiden Zimmer. Gleich darauf hatte sich die Tür hinter dem so energisch Dinausbeförderten geschlossen, und Klaus lehnte unter dem betretenen Schweigen der Gäste an seinen Tisch zurück, als ob nichts geschehen sei.

Er fand den Lehrer in großer Verlegenheit, wie mit Blut übergossen; es schien, als ob dieser zu ihm sprechen wollte, aber in dem stürmischen Gallo, das sich alsbald im Zimmer erhob, ging ein jedes Wort verloren. Dem Hinner gönnte ein jeder die empfangene derbe Lektion, das zeigte sich alsbald. Staunend, durcheinandersprechend und lachend drängten sich die Männer um den Heimgekehrten, und dieser sollte mit einem jeden anstoßen. Er suchte die alte Feiterkeit selbst wieder zurückzufinden, aber so recht eigentlich gelang ihm dies doch nicht. Des dreijährigen Burschen vorlaute Bemerkung hatte an die Wunden seines Herzens zu unsanft gerührt, und wenn er auch lachend und gesprächig einem jeden Beschrid gab, so blieb zwischen seinen Augenbrauen doch eine starke Falte des Unmuts, die die Leute auf seinem Schiffe gut kannten und deren Vorhandensein sie regelmäßig veranlaßte, dem Kap'tän aus dem Wege zu gehen.

Er nahm auch die nächste schickliche Veranlassung zum Aufbruch wahr. "Laßt euch nicht stören, aber ich bin müd' und muß ausschlafen, hab' ein gut Stück Tagewerk hinter mir!" sagte er zum Abschied.

Das lachten sich die Wackeren nicht zweimal sagen. Als er mit dem Lehrer sich entfernt hatte, rückten sie noch enger zusammen, und noch lange nach der obrigkeitlichen Polizeistunde hatte der rote Heinrich sich in dieser Nacht über flauen Geschäftsgang nicht zu beklagen. (Fortsetzung 1903)

## Gepanzerte Feldgeschütze

Von

Generalleutnant z. D. v. Reichenau

Schon seit geraumer Zeit wird in militärischen Kreisen lebhaft darüber hin und her getritten, ob nicht die Feldartillerien der übrigen Mächte gezwungen sein werden, nach dem Vorrang der französischen Artillerie ihre Feldgeschütze mit Schutzschilden zu versehen. Diese Frage ist aber so wichtig, daß sie auch weitere Kreise interessieren muß, und es soll daher im nachstehenden der Versuch gemacht werden, unsere Leser in großen Zügen damit vertraut zu machen.

Das bereits in Nr. 13 und 25 eingehend beschriebene Rohrrücklaufgeschütz gestattet die Anbringung von Schutzschilden; denn die Vorbedingung für diese Einrichtung ist das Stillstehen der Lafette. An einer beim Schuß zurücklaufenden Lafette würden sich die Schilde weder haltbar anbringen lassen, noch würden sie den Bedienungsmannschaften einen genügenden Schutz verleihen, da diese bei einem Lafettenrücklaufgeschütz mit jedem Schuß aus dem Gleise heraustreten müssen, um nicht durch das zurücklaufende Geschütz verletzt zu werden.

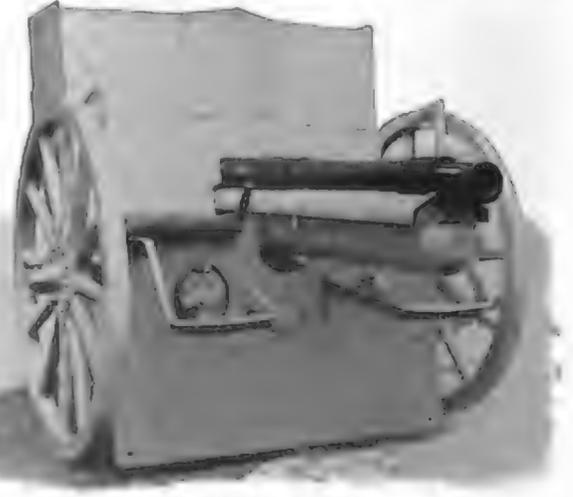
Keine andre Eigenschaft der Rohrrücklaufgeschütze zieht so weitgehende Folgen nach sich als die, Schutzschilde tragen zu können, — Folgen, die sich nicht allein in der hierzu nötigen Umwandlung des Geschützes, sondern auch in der Taktik zeigen.

Was man auch jetzt noch gegen die Schilde vorbringen mag, so kann man sich doch bei unbesangener Prüfung der Einsicht nicht verschließen, daß es sich dabei um eine Einrichtung handelt, die sich mit elementarer Macht Bahn bricht, weil sie einem tiefliegenden, natürlichen Bedürfnis Rechnung trägt. Das Prinzip der Schutzschilde ist zudem nicht neu; neu ist nur die Anbringung von Deckungen an Feldgeschützen — uralte dagegen die Verwendung von Deckungsmitteln aller Art. Solange es Waffen gegeben hat, gab es auch Schutzmittel gegen die Waffen. Wie eng beide zusammengehören, ergibt sich schon aus der sachlichen Einteilung der Kriegsvorzeuge in Trug- und Schußwaffen. Sie gehören aber untrennbar zusammen, wie beim Gebrauch des Schwertes Dief und Parade.

Die ältesten aus uns gekommenen Darstellungen von Kriegern zeigen diese nie mit der Waffe allein, sondern auch stets mit dem Schild. Selbst die Helden des klassischen Altertums führten den Schild, nicht um sich furchtlos zu schützen, sondern um ihre Kraft zu erhalten und um damit ihren Gesichtswert zu erhöhen. Der tote Held, und mag er noch so ruhmreich gefallen sein, ist den Seinen nicht mehr nützlich und dem Feinde nicht mehr furchtbar. Der guten Sache, für die er sein Schwert gezogen hat, dient der Krieger am besten, der bei gleichzeitiger Annäherung seiner Kraft sie auch am besten zu schützen vermag. Ein schlechter Krieger allerdings, den die Deckung hinter seinem Schild am Gebrauch seiner Trugwaffe hindert und der somit die Vorsicht als der Tapferkeit besseren Teil betrachtet, verliert der Gebrauch der Waffe

und dann der Schutz gegen des Feindes Waffe — das ist auch der richtige Grundsat, der in unsere Reglements übergegangen ist, die durchweg die Waffenwirkung der Deckung voranzustellen. Gleichzeitig aber wird die Verwendung der Deckung zur Pflicht gemacht, soweit die Waffenwirkung nicht darunter leidet. Die beste Deckung ist also die, die vollen Schuß mit voller Waffenwirkung vereinigt. Das tun aber die Schutzschilde am Besten; sie rauben ihm nichts von seiner Feuerkraft und gewähren doch der Bedienung einen weitgehenden Schutz gegen das feindliche Feuer.

Da der Wert der Schußwaffen mit der Leistungsfähigkeit der Trugwaffen steigt, so haben die



Lafette und Panzer in Schussstellung

Deckungen in unserer Zeit mehr Bedeutung als je zuvor. Wenn noch die Pierre Friedrichs des Großen eine feindliche Stellung in breit entwickelten, fest geschlossenen Massen mit Aussicht auf Erfolg angreifen konnten, würde heute ein solches Unterfangen mit dem völligen Zusammenbruch des Angreifers enden. In künftigen Schlachten vermag sich der Angreifer der feindlichen Stellung nur unter dem Schutz des Feuers vorgegebener Schützenlinien zu nähern. Auch diese vermögen sich nur unter sorgfältigster Ausnutzung der Deckungen Schritt für Schritt vorwärts zu arbeiten, und haben nur Aussicht zu siegen, wenn sie den Feind durch ihr überlegenes Feuer zum Weichen bringen.

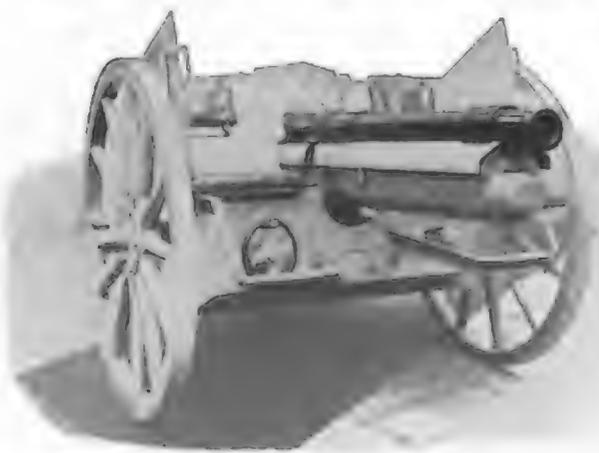
Die Notwendigkeit eines solchen Verfahrens ist den Engländern im Burenkriege in schmerzlicher Weise klar gemacht worden, denn alle ihre noch so oft und mühsam gemachten Anstrengungen, den Feind im Ansturm niederzurennen, sind belauslich kläglich gescheitert.

Die Buren haben ihre Erfolge ihrer Schießfertigkeit und der vortrefflichen Ausnutzung der sich ihnen darbietenden Deckungen zu verdanken. Dieser letztere Umstand verhäutete eine durchschlagende Wirkung des englischen Feuers, weshalb die Buren oft so lange der Uebermacht zu widerstehen vermochten.

Der Wert der Deckungen und die Notwendigkeit, sie auszunutzen, konnten also niemals und können am wenigsten in unserer Zeit bestritten werden. Darin liegt die allgemeine Begründung des Geschützpanzers, der mit dem Augenblick als angenommen betrachtet werden konnte, in dem er lebensfähig geworden war.

Wir haben also mit dem Panzer zu rechnen und wollen nur kurz einiges über seine Gestalt mitteilen, sowie den Einfluß klar zu machen suchen, den er auf die weitere Entwicklung der Feldgeschütze ausübt.

Die Aufgabe, ein Feldgeschütz zu panzern, kann auf die verschiedenste Weise gelöst werden — sie ist aber immer eine schwierige, weil bei der Konstruktion des Feldgeschützes mit jedem Kilogramm Gewicht gerechnet werden muß. Ein schlechter Schildes steigt mit seiner Widerstandsfähigkeit und mit der Größe der durch ihn gedeckten Fläche. Je kleiner ein Schild ist und je leichter die Geschosse ihn durchschlagen, desto weniger Zweck hat er. So ist es ein Fehler der französischen Schilde, daß sie räumlich wenig ausgedehnt sind; sie bestehen aus zwei ziemlich schmalen, rechts und links des Rohres angebrachten Platten. Das große Gewicht der französischen Geschütze an sich hat die Anwendung



Panzerbild in Fahrstellung

besser deckender Schilde verboten. Um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, haben die Franzosen außerdem noch Stahlhelme für die Kanoniere in Aussicht genommen.

Wie in Deutschland die Ehrhardtschen Kobr- rüchlaufgeschütze die ersten ihrer Art waren, so zeigen ihre späteren Konstruktionen auch zuerst aus- reichende Panzerungen. Fig. 1 stellt ein derart gepanzertes Geschütz in Feuerstellung dar. Wie ersichtlich, können die wichtigsten Bedienungskanoniere völlig hinter diesem Panzer verschwinden, und die Gefahr für sie, ohne Durchbohrung des Panzers getroffen zu werden, ist sehr gering. Die Deckung, die die Seitenteile des Schildes gegen Schräg- feuer bieten, wird noch vermehrt durch die Panzerung der Räder, die ebenfalls bereits praktisch an Ehr- hardtschen Geschützen zur Ausführung gelangt ist.

Eine weitere Aufgabe erwächst dem Konstrukteur durch die Notwendigkeit, dem Panzer außer der Feuerstellung auch eine Fahrstellung zu geben, um bei Bewegung des Geschützes den mitunter hohen Winddruck zu vermindern. Zu diesem Zweck müssen die einzelnen Teile des Panzers zusammengelappt werden, in ähnlicher Weise, wie Fig. 2 das zeigt. Die umgefappten Panzerteile bilden hier zugleich die Achshöhe, auf denen zwei Kanoniere beim Trans- port des aufgezogenen Geschützes Platz finden.

Die Stärke der Schilde muß sich nach der Wirkungsfähigkeit der Geschosse richten, gegen die sie sichern sollen. Da es unmöglich ist, sie aus Rücksicht auf das Gewicht des Geschützes zu wider- standsfähig zu machen, daß sie Volltreffern aus Geschützen widerstehen, so muß als Norm die Wider- standsfähigkeit gegen Infanteriefeuer angenommen werden. Wie Versuche zeigen, die von der Rhein- schen Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düssel- dorf ausgeführt worden sind, müssen Stahlplatten bester Qualität etwa 6 Millimeter stark sein, um den wirkungsfähigsten Infanteriegeschossen auf Entfernungen von über 300 Metern zu widerstehen. Sollen die Schuttschilde also einen erheblichen Nutzen bringen, so muß man ihnen die genannte Stärke- abmessung geben. Dadurch gewinnen sie gleich- zeitig eine unbedingte Widerstandsfähigkeit gegen Schrapnellkugeln. Die Firma Krupp hatte zwar auf der Düsselbacher Ausstellung Panzerplatten von 3 Millimetern Stärke vorgeführt, die von stählernen Schrapnellkugeln durchschlagen worden waren. Man folgerte vielfach hieraus, daß auch die französischen Schuttschilde durch die angewandten stählernen Schrapnellkugeln durchschlagen würden — eine Annahme, die jedoch auf der irrigen Ansicht be- ruhte, daß die französischen Schuttschilde nur 3 Milli- meter stark seien, während sie tatsächlich etwa 6 Milli- meter stark sind. In dieser Beziehung haben sich die Franzosen gesichert; somit ihre Schilde reichen, deden sie also gegen Schrapnellfeuer völlig.

Abgesehen von den sonstigen für die Annahme der Schuttschilde sprechenden Gründen mahnt auch das erfolgreiche Vorgehen Frankreichs in dieser Beziehung nicht allein an eine Nachahmung, sondern an einen Fortschritt. So wird man denn die Feld- geschütze künftig mit Panzern versehen, die mehr als vier Zentner wiegen.

In diesem dem Geschütz aufgebürdeten Gewicht ist der kräftigste Debel zu erblicken, der das Ge- schütz aus seinem bisherigen Gleise heraushebt und in neue Bahnen drängt.

Wenn ein gewisses Gewicht aus taktischen Grün- den nicht überschritten werden darf, man dem Ge- schütz aber durch die Panzerung eine neue Last aufbürdet, so muß, um dies auszugleichen, das Geschütz an sich leichter gemacht werden. Das ist aber, wenn es sich um große Gewichtunterschiede handelt, eine Aufgabe, die voraussichtlich bestrebigend nur durch einen Systemwechsel gelöst werden kann. Man wird Kaliber und Geschossgewicht verkleinern und damit statt der Schrapnells Granaten an- wenden müssen. Ein solches Vorgehen hat den Vorteil einer kräftigeren Wirkung gegen gepanzerte Artillerie und im weiteren eine einfachere Hand- habung des Geschützes beim Schießgebrauch für sich. Außerdem sichert die Granate eine stärkere Ein- wirkung auf die Nerven der Beschießenen, wodurch die Gesamtwirkung des Feuers eine erhebliche Steigerung erfährt.

## Nancy

(Zwei obere Abbildungen nach phot. Aufnahmen von Roger & Co. in Nancy)

Ein Stückchen Paris, ein Stückchen unserer deut- schen Kolonialbesitzungen und ein bißchen von jenem Mittelalter, das man in kleineren italieni- schen Städten findet — dazwischen viel Reichtum an grünen Gärten und baumbepflanzten Straßen-



Das Cor de la Craffe

lägen — und zu diesem Bilde als Rahmen eine Kette anmutig bewaldeter Hügel: so stellt sich uns Nancy dar, die alte Beherrscherin Lothringens, die erste große Stadt, die der von Deutschland kom- mende Reisende inner- halb der fran- zösischen Grenzen erblickt.

Der Pariser Einfluß macht sich in der Anlage einzelner Arbeiter- viertel und in dem Aussehen der eigentlichen Ver- kehrstrassen gel- tend, die sich an dem belebten „Point central“ schneiden. Ihre bazarartigen Schaukäden und zahlreichen Mode- geschäfte, ihre reihenweis anein- ander gedrängten Kaffeehäuser und Weinstuben, zwischen denen zu gewissen Stun- den brüllende Zeitungshändler einherlaufen, bilden einen auf- fallenden Gegensatz zu der Einseitigkeit und Ruhe des Stadtteils, in dem die öffentlichen

Bauten liegen. Hier sieht es aus wie auf einem Paradiesfelde der Architektur; Renaissanceformen mit goldenem Kolosopuz behangen in Reih' und Glied aufmarschiert, und alles atmet eine schlöfrige Vor- nehmheit, als wäre da noch heute der Sitz eines kleinen Fürstentums. Dieran schließt sich das älteste Nancy, von dem herzoglichen Palaste der mittelalterlichen Herrscher mit seinem Klosterhofe und einer Fassade, die ebenso gut in Siena stehen könnte, bis zu dem gefängnisgleichen Tor de la Craffe, in dessen düsteren, langen und breiten Gängen man Seufzer zu hören meint, wie aus den Herken der Malaketa von Rimini. Dann weiter hinaus und rings umher Villenstrassen und Parkanlagen, der Canal, der Marne und Rhein verbindet, und endlich die Meurthe, „la morte“, der tote Fluß, der schläfrig seine Wasser durch das leitere Tal dahinschleppt.

In dem so verschiedenartigen Aussehen ihrer einzelnen Teile läßt sich die Geschichte der Stadt genau verfolgen. Die StraÙe von dem Tor de la Craffe, vorbei an dem Herzogspalaste und der Kirche Saint-Epvre bis zu dem ungeschliffenen Denk- mal der Jungfrau von Orleans, enthält die Ueber- reste der alten Zeit. Die breite steinerne Wendel- treppe in der ehemaligen Residenz der Herzöge führt heute zu dem lothringischen Museum, der an lokalen Altertümern reichsten Sammlung, die Frankreich besitzt. Dort muß man suchen, wenn man die An- fänge von Nancy finden will, da es nach der Abtei von Toul unerrittelt war, und Erinnerungen an die der Stadtgründung vorhergehende Epoche der



Der Triumphbogen

Merowinger. Das einzige erhaltene Bauwerk, das auf ein halbes Jahrtausend zurückblicken kann, ist das mehrfach genannte Tor, dessen seltsamen Namen



Garten am Stanislaus-Platz



Die Porte Stanislas

die Volkslegende von einem historisch unbeglaubigten Ritter des italischen Geschlechts der Caraffa ableiten will, während einige Forscher ihn aus einer Verballhornung des deutschen Wortes Kraft zu erklären meinen. Wie dem auch sei, Kraft zeigt der unbemühte Bau jedenfalls, Kraft seine beiden Seitentürme und der wie in einem Panzer stehende Mauerleib, auf dessen Kühlung das lothringische Doppeltkreuz prangt. Hingegen ein Staatsgefängnis und ein Bollwerk, gibt es Kunde von jenen Tagen, da Nancy noch eine starke Festung war, unter deren Wällen Karl der Kühne den Tod fand. Am entgegengesetzten Ende der Straße, deren Eingang dieser jüngere Torbau eher verschließt als öffnet, erhebt sich auf einem

mit dem winzigen Standbild des Herzogs René nicht eben „geschmückten“ Plätze die in reicher Gotik errichtete Kirche von Saint-Epvre, die außer andern Merkwürdigkeiten auch die aufweist, daß das p in dem Namen ihres Heiligen nicht ausgesprochen wird. Dort stand einst das älteste Gotteshaus der Stadt. Aber der frühere Bau ward niedrigerissen, und der jetzige, zu dem der Kaiser von Oesterreich aus alter Anhänglichkeit an das Stammland seines Abhertn reichlich beigetragen, ist erst vor etwa 40 Jahren an seine Stelle getreten. Trotzdem weist der äußere Anblick den Eindruck echter Vorzeit. Die auf der Terrasse vor dem Portal aufgestellten, in archaischer Manier ausgeführten goldenen Symbole der vier Evangelisten — Engel, Adler, geflügelter Stier, geflügelter Löwe — erheben diese Hauptfinduna. Im Innern ist es freilich anders. Hier hat der Wunsch nach allzuviel Licht die massige Dunkelheit, deren die Gotik bedarf, zerstört. Sämtliche Seitenwände sind durch ungeheure Fenster durchbrochen. Wenn diese bunten Gläser auch mit den materiell zum Teil sehr wirksamen Darstellungen der Heiligengeschichte sehenswert sein mögen, so sind ihrer doch zu viele, als daß sie nicht den Eindruck einer gottlichen Kirche beeinträchtigen sollten.

Um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erblühte unter Herzog Karl III. und seinem Bruder Franz, der den für einen Kardinal der römischen Kirche recht ungewöhnlichen Schritt, die eigne Schwägerin zu heiraten, eine neue

Stadt ostwärts von dem alten Herzogsjitz. Wenige Häuser sind davon übrig geblieben, aber die breiten, rechtlinigen Straßen, wie sie damals geordnet wurden, bilden noch heute die Wege des eigentlichen Verkehrs in Nancy: kein Sondercharakter, aber viel Bequemlichkeit und Raum zur Bewegung. Der wirkliche Wohltäter der Stadt, der ihr ein besonderes Gepräge verliehen und sie zu einer Gesundheitsstätte erhoben hat, ist Stanislaus Leszczyński, der ehemalige Polenkönig von Karls XI. Gnaden, gewesen. Sein Schwiegersohn, Ludwig XV. von

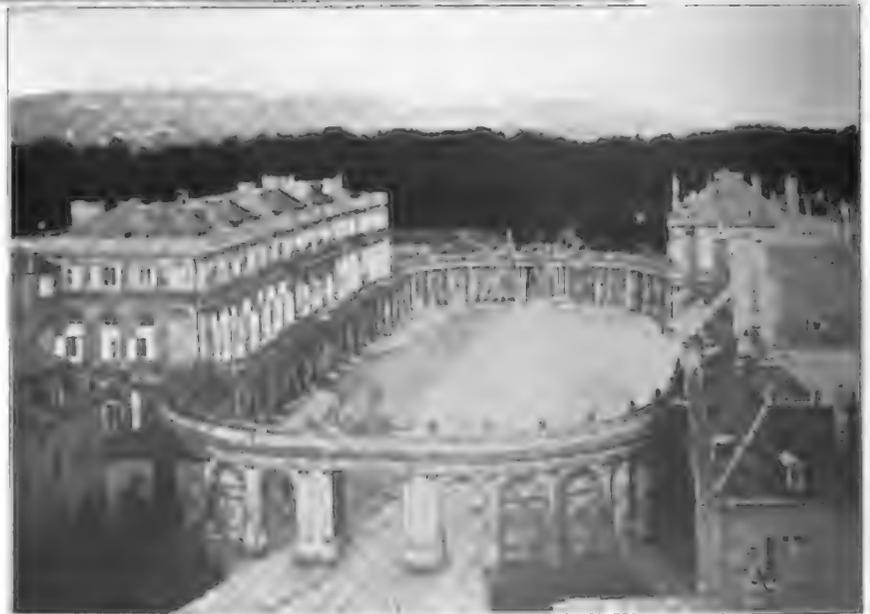
Frankreich, wollte der nach dem Falle besetzten Schwedenherrschers heimatisches gemordeten polnischen Majestät eine Kründe geben. Nun hatte die inzwischen mehr in Wien als in Nancy interessierte lothringische Fürstenfamilie ihr Stammland damals eben gegen den Besitz von Toskana umgetauscht. Ehe die französischen Könige selbst ihr Banner über Nancy wehen ließen, sollte bis an sein Lebensende Stanislaus Herrscher in Lothringen sein. Man muß es dem so plötzlich hierher übersetzten Polen lassen, daß er seine Stellung nicht wie eine Kründe aufgesaßt, sondern sich als einer der vortrefflichsten Fürsten jener Zeit bewährt hat. Bei seinem Einzug in die ihm überwiesene Hauptstadt mauerten viele seiner getreuen Untertanen zum Protest die Fenster ihrer Häuser zu: nicht einmal sehen wollte man ihn. Als er, ein neunundachtzigjähriger Greis, nach langer Regierung durch einen Unglücksfall starb — sein Schlafrock hing an der Kaminflamme Feuer —, da hatte er in ganz Lothringen den Namen „le Bienfaiteur“, der Wohltätige, erhalten. Was er als Organisator geleistet, ist Sache der provinziellen Geschichte: die Stadt Nancy aber hat er zu einem Schmuckstücken gemacht.

Zwischen dem ältesten Viertel und der Altstadt lag ein langgestrecktes Feld, „la carrière“, das zu Auslägen und Turnieren gedient hatte. Mit Hilfe

seines Baumeisters Héré und des Schlossers Jean Lamour schuf Stanislaus aus diesem Felde und dem dahinter liegenden Raume ein architektonisches Bild, das wie eine Operndekoration inmitten einer belebten Stadt ammet. Es erscheint als eine in ihrer Vielgestaltigkeit einzige Brunststraße, zu der Plätze und ein Spazierweg mit gleichgeschulten Bäumen, ein römischer Bogen und die Säulenwände eines Amphitheaters, Statuen und Gruppen sich auf knappen Räume vereint haben, indes grandios geformte Gitter von schwarzem Eisen, die dabei wie aus leichtem Stoff gewebt scheinen, und um die sich goldene Hierarchie der Farben den Rahmen geben und seinen Pomp erhöhen. Die



Die Stanislas-Place, vom Stadthaus aus gesehen



Der Vieux-Marché, im Hintergrund der Séptimane-Platz

Deforation beginnt mit dem Plaze, der den Namen des Polenkönigs trägt. Alles ist hier einheitlich ausgeführt. Sechs Straßen münden ein, jede von ihnen durch ein goldglänzendes Gittertor Lamour's begrenzt, während der siebente Weg die Fortsetzung der mit dem Plaze ausfangenden Via triumphalis bedeutet. Dorthin zeigt die Hand der übergroßen Statue des Stanislaus, die die Mitte des Raumes einnimmt. Der bescheidene Mann hatte aus persönlicher Dankbarkeit allerdings eine Bildsäule seines königlichen Gebars dort aufgestellt, die Revolution hat sie jedoch umgeworfen, und die Nachwelt war verständlich genug, den kunstsinigen Bauherren selbst auf den vermaßten Sockel zu setzen. Hinter dem Standbilde steht das Stadthaus, die ganze Breite des Plazes füllend, ein einfacher Renaissancebau mit kleinen Balkons, deren Brüstungen das überall verwendete Geflecht aus Eisen und Gold zeigen. In beiden Seiten Gebäude von derselben Höhe und grauen Färbung, durchaus gleichartig in allen ihren Kompositionen. Die vierte Seite des Raumes ist wie die Öffnung einer Bühne gedacht: die Häuser rechts und links sind bedeutend niedriger als die Bauten der andern Plazfronten. Ihre Dachlinien wirken wie eine Rampe, die dem dahinter gelegenen Triumphbogen, ebenso wie die auf ihn mündenden niedrigen Straßenvände, Gelegenheit geben sollen, über sie hinwegzuragen. An den beiden Seitenenden der Rampe steht Hierat, wie er dem Proscenium eines solchen Theaters angemessen ist: zwei Brunnen mit einem Neptun und einer Amphitrite in den Nischen Lamour'scher Gold- und Eisenphantasien, umschattet von Baumgruppen und Sträuchern. Das platte Dach aller Gebäude des Plazes ist in nicht aufdringlicher Art mit Vasen und Figuren der Kolonzeit geschmückt.

Schreitet man nun den sehr geräumigen Triumphbogen, den die schwiegerväterliche Freundlichkeit gleichfalls Ludwig XV. gewidmet hatte, hindurch und läßt die Säulengänge, die ihn als Flanken bilden, hinter sich, so steht man vor der Esplanade der „Carrière“ und ihren bataillonsmäßig aufgestellten und militärisch angelegten Baumreihen.



Die Kirche Saint-Epvre, daneben das Standbild des Herzogs René

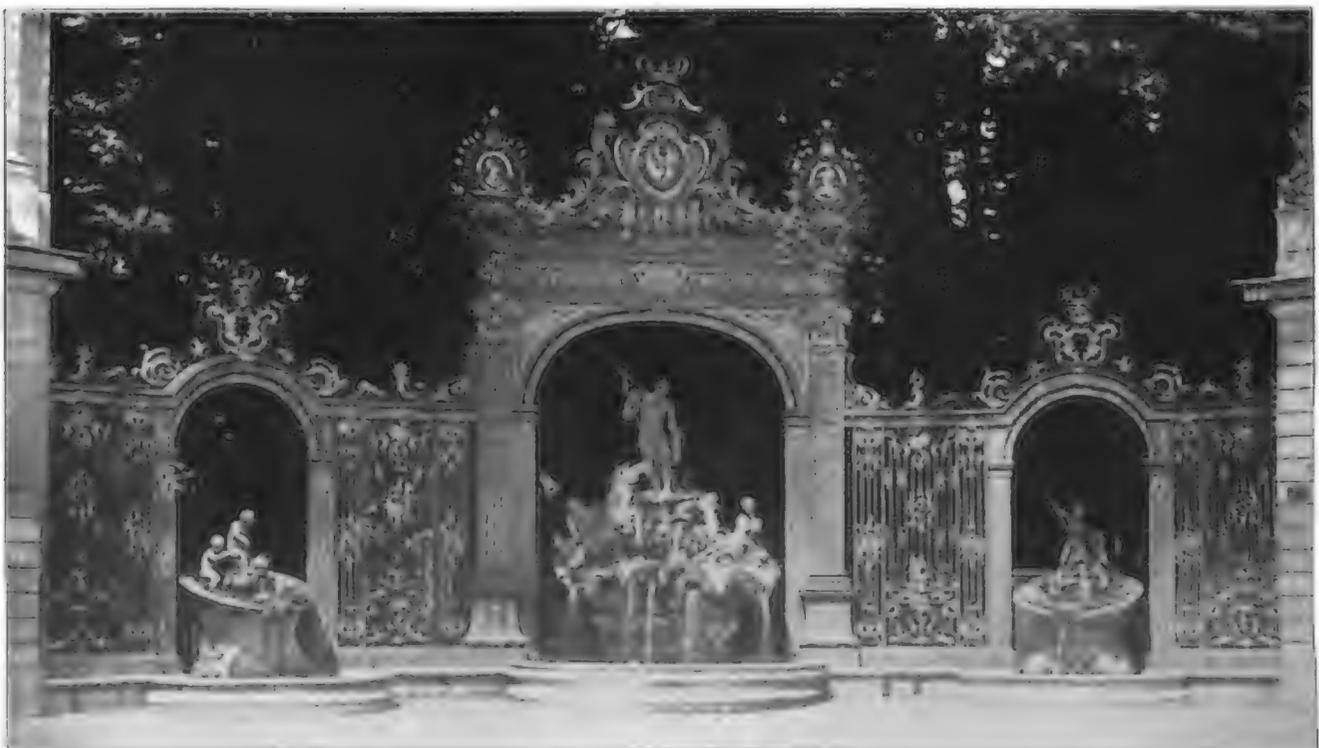
Sie läuft geradeswegs auf einen Plaz, dessen Hintergrund das „Gouvernement“ einnimmt, ein Bau, der die Gesamtdécoration in derselben Breite abschließt, wie das Rathaus sie begonnen hat. Sechs- und zwanzig Säulen lehnen sich mehr an die Fassade an, als daß sie sie tragen, und säulengeschmückte Rundwände, mit Büsten verziert, laufen rechts und

links von dem Gebäude aus und umsäumen im Halbkreis den Plaz gleich einem Saale.

Dieser Halbkreis bildet den Hintergrund des von Stanislaus geschaffenen dekorativen Werkes. Die Gesamtkonzeption der monumentalen und malerischen Leistung des achtzehnten Jahrhunderts, die hier vorliegt, stößt so viel Respekt ein, daß selbst die Revolution außer der Verabholung des Freundes der Madame Dubarry von seinem Ehrenpallast ihre Linien nicht angetastet hat. Während beispielsweise damals die berühmte Orgel der Kathedrale nur dadurch gerettet werden konnte, daß ein Küster voll Geistesgegenwart die Marcellaise darauf zu spielen begann, blieben die goldenen Königskronen auf den Schmiedewerken von Lamour unangetastet. Selbst von jedem Palastpfeiler des Stanislaus-Plazes grüßt heute dieser monarchische Hauptstempel auf die republikanischen Militärkapellen hernieder, die dort ihre abendlichen Feiertage geben.

In der Stanislausstadt hat sich seither die Historie von Nancy abgespielt. Das Stadthaus, das dem Polenkönig zur Wohnung gebietet, beherbergte später die Kaiserin Eugenie und Kaiser Franz Josef, bis es im Wechsel der Zeiten das Absteigequartier von Jules Simon, Legouvé und den beiden Damen des Thierschen Haushalts wurde, als diese Getreuen kamen, um das vor dem Bahnhof errichtete Standbild von Thiers zu enthüllen, mit der Inschrift: „dem Befreier des Territoriums“. In dem jetzigen Präsekturgebäude rastete Marie Louise auf ihrer Brautfahrt zu dem ersten Napoleon, während 1814 der Zar und 1871 der neue Deutsche Kaiser und der Kronprinz dort ihr Haupt niederlegten. Der Palast an dem Halbkreis des Stanislaus, der heute dem kommandierenden General als Sitz dient und der zu den Zeiten des Kaiserreichs stets einen Marschall von Frankreich als Residenten sah, war 1814 das Hauptquartier Oesterreichs und 1871 die Zentrale der deutschen Militärbehörden geworden.

Hatte das achtzehnte Jahrhundert für das Künstlerische in der Architektur gesorgt, so hat die zweite



Deptsbrunnen am Stanislaus-Plaz

Hälfte des neunzehnten und besonders die Zeit nach dem Kriege es sich angelegen sein lassen, Nancy zu einer großen Stadt und zu einer Industriestadt heranzubilden. Die Einwohnerzahl ward in den letzten 40 Jahren mehr als verdoppelt, und das hundertste Tausend ist längst überschritten. Das Wachstum der Bauten hat sich jedoch nicht in der Art vollzogen, daß sich nun etwa eine vierte Stadt den in historischer Folge entstandenen drei ersten Teilen seitwärts angegliedert hätte. Das neue Nancy ist vielmehr dem Gesetze des Werdens einer Frucht gefolgt, die rund um ihren Kern in jeder Richtung emporquillt. Nach allen Himmelsgegenden breitet es sich gleichmäßig aus, und allenthalben stehen die alten Stabttore in der Mitte langgestreckter Straßen. Man hat diese Denkmäler, die sich in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit kaum anderwärts vorfinden, nirgends angefaßt: die Porte Stanislas, wo die von dem Polenfürsten gebaute Längstraße endete, das Nikolaustor mit dem doppelten Stockwerk, das Georgstör und seiner altägyptischen Ausputz und das Tor Desfilés, das die prachtvolle, mit zehn Baumreihen geschmückte Allee abschließt, auf der um Pfingsten drei Wochen hindurch die lärmende Frühlingsmesse stattfindet.

Zu den Grenzen ihrer Vororte strebt die baufertige Stadt, in denen große Brauereien, die sich mit Mäulchen um die Örtlichkeit auf dem französischen Markt streiten, nebst Salz- und Eisenwerken von wachsendem Wohlstand Kunde geben. Die Industrie in der Stadt selbst sorgt hauptsächlich für Kopf und Fuß ihrer Landleute: Strohhüte und Schuhwerk werden massenhaft produziert. Achttausend Arbeiter von Schuhsfabriken leben in jenen Quartieren, deren Einsamkeit nur hin und wieder durch ein stattliches Bauwerk unterbrochen wird, wie die Kirche des heiligen Peter mit ihrem unvollendeten Turm.

In dem herrlichen Park der Pépinière, der sich an die Stanislausstadt anschließt, besitzt Nancy den Mittelpunkt für das Vergnügungsbedürfnis seiner Bürger. Ein kleiner zoologischer Garten und eine Rennbahn befinden sich darin. Wer bei den Mäulchen der Militärmusik dort herumspaziert, wird sofort merken, daß er mehr Stubentun und Soldaten sieht als sonst in Frankreich. Die Stadt ist der Sitz einer eifrig exerzierenden Division und wissenschaftlicher Anstalten: einer Universität ohne theologische Fakultät und eines von Ausländern stark besuchten elektrotechnischen Instituts. Während jedes wissenschaftliche Bedürfnis auch in der reichen und überaus bequem zugänglichen Bibliothek seine Befriedigung findet, ist es mit den Rünsten sehr mäßig bestellt. Das Theater führt ein lummervolles Dasein, und das Museum im Stadthause hat eine einzige Sammlung von Interesse. Nur wer eine Reihe von Bildern der Neoklassikerei sehen will, findet hier seine Rechnung. Die Pracht und Leppigkeit in Darstellung und Farbe nebst der unwahren, theatralischen Auffassung der Gegenstände, wie sie die Kunst jener Epoche kennzeichnet, hat hier in Monnoyer, Wignard, dem Hyazinth Vanloo und Lemoyne ihre talentvollsten Vertreter. Die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts ist das Wertvollste im Museum, wie seine Architektur das Beste auf den Straßen der Stadt ist.

Nancy ist ein Neoklassiker in der Hülle eines modernen großen Gemeinlebens: das Werk von Stanislaus und der Periode nach dem deutsch-französischen Kriege. Die Zeit nach Anno 70 hat den Charakter der Bevölkerung mehr beeinflusst als anderswärts. Man fühlt sich als Grenzbewohner doppelt bewogen, über die strenge Schädigung der Völker zu wachen. Trotzdem hier mehr Menschen deutsch verstehen als irgendwo in französischen Landen, gibt es in keinem Gasthaus, in keinem Kaffeehaus eine deutsche Zeitung. Nirgends hatte auch der Boulangismus und der Nationalismus eifrigere Anhängererschaft gewonnen als gerade in der Hauptstadt des alten Herzogsgeschlechts von Lotharingen.

Bruno Krani

Sprüche

Dieses mußt du in die Erde graben,  
Was in Liebe treu du einst gepflanzet.  
Zieh wo du es sollst ins Grab gelegt,  
Wirst du süßesten Boden haben.  
Der des Lebens Bau dir sicher trägt.

Nicht die hellen Stunden, die ich durchlaßt,  
Nicht der Westwinde Wehn über ebenen Wegen.  
Die dunkeln Nächte, die ich durchwacht,  
Die Schwestern, die hart auf mich niedergekracht  
Des Schicksals Faust mit hämmenden Schlägen.  
Die brachten mir Segen,  
Oden mich fest und Raht und reich gemacht!

No. 4. Plumbo

Das Seekind

Savoyer Erzählung

Viktor Menzel

Die Sonne brennt auf die blaue Fläche des weiten Genfer Sees. Er schimmert wie ein riesiger Türkis und ruht weiterhin wie unbewegt; doch ziehen vereinzelt Fischerlähne, auch größere Fahrzeuge gleich braunroten Schwimmsögeln darüber hin; braunrot der Rumpf, braunrot die Masten. Auch die wellenverfärbten Segel erhalten im blendenden Sonnenlicht einen braunroten Farbenton, gleich den Gesichtern der Leute, die darauf sichtbar sind. Jenseits, sehr fern, steigt der sanfte Uferhang auf, freundlich und behaglich, mit Grün geschmückt und bedeckt mit Ortschaften. Oben blühen und kimmern die Dächer und Türme von Lausanne, und brühen am Seestrande lauert, wie das Kind zu der Mutter Säugen, Duhp. Der Himmel hängt tiefblau darüber; einige Wölkchen flirren unter seiner Wölbung mit schneeweißem Gefieder.

Nah dem Ufer erscheint das Wasser bewegter, wie grünlich und sehr klar; eine Fone von Fischerlein, zu Hunderttausenden, schwimmt mit den Wellen auf und nieder, schlüpft näher, weicht spielend zurück; manch eines springt glitzernd auf und fällt wie funtenstrahlend nieder. Das Wasser glückt an den schwarzgrauen Steinblöcken des Gestades und an seiner gemauerten Fassung. Die und ba treten Stufen aus dieser herab ins kommende und weichende Raß. Träumerisch behat sich nach rechts und links das Ufer von Evian.

Auf dem Promenadenwege am Strande lustwandeln, nicht zahlreich zu dieser Zeit, Badegäste. Gleich sitzen unter den Bäumen an der vorragenden Anlegestelle auf Stühlen, lesen oder warten auf den Dampfer vom Schweizer Ufer oder bilden ins helle Weite; eine Anzahl lehnt über die Steinbrüstung, träumt oder angelt.

Ueber der Promenade liegt eine alte Mauer. Plakate kleben daran; ein modernes Haus hat sich in eine Ecke der Mauer geklemmt, mit Väden. Die alte Mauer will davon nichts wissen; wo sie zum Vorzeichen kommt, ist sie alterstgrau; sie kennt noch die ardinische Zeit, die voriranjische, die Zeit vor den Revolutionen. Gräser sprießen aus ihren Ritzen. Zwei Gäßchen kimmern an den Seiten empor und die Mauer mit ihnen, bis hinaus zur Rue Nationale. Aus dem weiten Mauerviereck schauen ein paar alte, schlichte Häuser, zwischen Wipfeln und Gartengrün; darunter ist das alte Kloster, mit dem Pensionate des heil. Joseph; es schaut von oben herab, aber die Mauer, die Plakate, die Promenade, weit über den See. Und die jungen Augen manches Marienkindes lugen aus den Fenstern, fröhlich und neugierig, nach unten.

Darum und höher liegt Evian, streckt sich mit Straßen und Gäßchen über die Höhe hin, hat seine alte Kirche und neue Brunnenhäuser gegen den See vorgeschoben; weiter oben wird es einsamer, älter und verträumter. Bäume mit grauem Grün oder mit sanftedrigen Blattwedeln hängen über niedrige, bemoste Steinmauern; Weinreben umschlingen dicht und üppig schwarze, längst tote Baumgestalten, die wie aus einer fremden, abgeforderten Welt erhalten scheinen. Selten schallt Geschwäg und Lachen der Badegäste oder das tattmäßige Geräusch vorbeieilender Motoren herauf. Zur einen Seite weitet sich der blaue See; von der andern, über die stillen Gärten, gräßen fernher die stolzen Felsenadern der Dent d'Ache.

Wo der Strand mit Geröll flach ausläuft ins glucksende, anschlagende Wasser, erheben sich Fischerhäuser. Die Fahrtrasse zieht vorbei. Unweit steht Louison in ihren derten kleinen Schuhen auf dem seuchten Strandgeröll, mit geschürtem Rock und aufgestreuten Aermeln, und weingt in kräftigen und doch lieblichen Händen Wäsche. Es geht flink vorwärts; ihr sammetbräunliches Gesicht ist rotig überhaucht, unter dem weißen Kopftuche sieht man schwarze Flechten, die sich lösen wollen; sie summt sich eins.

Nun zieht drüben ein Dampfer heran, einer von jenen, die zwischen Lausanne und Evian verkehren. Sechswalben umflattern ihn. Das Wasser umschäumt seine Flanke, zieht Silberstreifen hinter ihm und begnnt, indem er näher kommt, auch hier noch in flachen Wellen am Geröll heraufzuschlagen. Man sieht seine Rauchwolke und das helle Sonnenschuttdach über dem erhöhten ersten Platsch und hört sein Signal. Jetzt wird er landen

und seine Flut von Gästen ergießen. Louison hat sich ausgerichtet, hält die Hand über die Augen und blinzelt hinüber, mit einer spöttischen Miene. „Da kommen neue!“ sagt jemand hinter ihr. Sie dreht sich schnell um; wenn die Stimme gehört, weiß sie gleich. Ein Lächeln überfliegt ihr Antlitz. „Guten Tag, Louison!“

„Guten Tag — mein Herr!“ macht sie mit einem schelmischen Knicks. „Niel neue da drüben wieder — mein Herr!“ sagt er mit entsprechender Verneigung.

„Ja, ja!“ meint sie und macht sich lichernd wieder an ihre Wäsche.

„Es werden alle Tage mehr!“

„So?“

„Ich denke... Warum lachst du, Louison?“

„Du, das sind so drockige Leute!“

„Wer?“

„Die Fremden.“

„Warum drockig?“

„Verfallen sie dir, Antoine?“

„Ei nur, wie die Menschen eben sind; es werden nette und unnette drunter sein, Louison.“

„Sicherlich; aber drockig sind sie schon.“

„Wie so die Gäste sind.“

„Ja, die Gäste. Gesund werden wollen sie und puzen sich und saulenzen und gehen ein bißchen spazieren und behalten ihre blaffen Gesichter.“

„O, unsere Quellen sind gut.“

„Wer spricht von den Quellen, Antoine! Von den geschminkten Kesschen rede ich, die immer Kesschen bleiben.“

„Wie so die Damen sind, Louison...“

Antoine, der junge Fischer, biß auf sein Pfeifen und schmunzelte lustig zu der Gebüchten nieder; die blickte seitlings ein wenig drohend auf. „Ah, natürlich! Die Herren puzen sich nicht, selbstverständlich! Pah, das sind grade solche —“

„Bin ich blas oder geschminkt?“

„Du!“ Das Mädchen fing hell an zu lachen.

„Du, o ja! Von dir werde ich wohl nicht reden, wie du dir einbildest! Aber die da —“

„Sie bringen was zu, Louison; das ist die Hauptsache; es klumpert bei ihnen.“

„Macht wohl Geschäfte mit ihnen?“

„Einstweilen lieber mit Vater Charles! Der mag dann zusehen, wie er die Fischerlein durch die Potels an sie los wird. Aber siehst du, eben drum, mancher ist schon recht froh, wenn die Dampfer voll sind; und schließlich, ich selbst habe so —“

„Gut; aber ich mag sie nicht. Ich bin gestern auf der „Francor“ gefahren.“

„Du auf dem Dampfschiff!“ schrie Antoine auf und nahm die Pfeife aus den weißen Zähnen.

„Aha, nun wundert man sich.“

„Seit wann brauchst du was andres, wenn du auf dem Wasser sein willst, als deines Vaters Segel oder euren Rachen?“ Du! ha! ha!“

„Darf man fragen, Herr, was es zu lachen gibt?“

„Da haben wir ein Mädchen, das die Leute das Seekind nennen; es rudert, wie der Schwan pfeht, so leicht und gar wohl schneller; und mit dem Winde steht es auf bu und du, und die Segel tanzen, wie es pfeift; wenn die Bife (Nordostwind) mit dem See spricht und die andern daheim bleiben, hat das Seekind noch keine Gite, an den Strand zu kommen, es spielt mit den Wogen, bis Vater Martin und — noch jemand aus Beibekräften schneller und behaue dumm genug sind, sich zu ängstigen. Und dieses wilde Ding —“

„Bitte sehr, mein Herr! Nun werde ich böse!“

„Diese hübsche, tolle, unartige Mäwe —“

„O ja, was noch!“

„Geht sich auf den Dampfer und fährt sauberlich spazieren mit den geschminkten Kesschen —“

„haha!“

Louison lachte mit, ehe sie weiter wusch. „Ja, siehst du,“ sagte sie, „der Rachen muß frisch geerntet werden, und ich sollte aus Lausanne rasch allerhand holen; und so kam es, und es war mir schon einmal recht, mir die Sache anzusehen.“

„Da hat dich gewiß der Kapitän an den allerersten Platz gesetzt!“

„Das hält ihm auch nichts geschadet!“ sagt Louison schnippisch. „Aber du könntest wissen, daß man auf dem weiten kaum schlechter dran ist; und gesehen hab' ich sie alle, denn sie wussten an mir vorbei. Und da kamen sie also ins Schiff, und es war Geschwäg ohne Ende, und Toiletten erst gar, und es roch nach Parfüm und Puder, nicht zum Ausschalten, und eine dicke Dame trug einen Hand unterm Arme.“

„Unterm Arme? Was er zu frant zum Laufen?“

„Zu dir war er, noch viel dicker als sie selbst, und das war etwas. Und alle setzten sich heranz, plapperten, tauchten oder naschten und machten

sich lustig. Ob sie unsern See wohl nur ansahen, die meisten! Engländer waren da, große, braune Leute, zum Vergleichen gefeiert, und die Schweizer mit ihren weißen Hüten, und auch Deutsche — Deutsche, Louise? Woher weißt du, daß es welche waren?

„Ich hörte es sagen. Und sie tranken erst Bier, dann stellten sie sich grob hin, hielten große Butterbrote hervor und stülpten sie sich in den Mund, und nimmer warfen sie die fettigen Papiere über das Geländer in unsern schönen See! O, es war abförmlich.“

„Wollten wohl damit die Fische füttern, haha! Ei, hast du nicht ein bißchen geschimpft, Louise?“

„Jetzt werde ich gleich schimpfen, wenn unnütze Leute mich in der Arbeit stören!“

„Ob du nicht auch einmal solche Stadtdame sein möchtest?“

„Ob du nicht einmal möchtest ruhig sein?“

„Lieber was anders?“

„Und was?“

„Wenn du die Dicks wärst —“

„Pfu!“

„Und ich wär' das Dünchchen — und du hältst da den Arm um mich —“

Er sprang rasch zurück, denn ein nasser Lappen zuckte bedenklich in der Luft. Aber die Gefahr ging vorüber; da lachten sich beide an, und das Mädchen griff wieder nach der Wäsche.

„So eilig mit der Arbeit, mein Fräulein?“

„Ja, mein Herr; es wird Zeit, für das Essen zu sorgen, und ich muß dem Vater auch nachher beim Waschen helfen.“

„War der letzte Gang gut?“

„O ja, es ging.“

„Doch einmal, meine Treue,“ sagte Antoine und schüttelte den leeren Geldbehälter.

„Ei, ei, da ist wohl was von den Fremden hängen geblieben?“

„Aber gründlich; heißt das, von Vater Charles, dem Händler; aber der hält sich schon schadlos.“

„Darum auch kam der Herr vorhin geradeswegs aus dem Café zum Patrioten!“ sagte Louise listig und beinahe wie schmolend.

„Gut, was man Bescheid weiß! Wie man gut acht gibt, ob Antoine zwei Teel. Noten nimmt! Was man jetzt selbst rot wird! O Louise, wie mich's freut!“

„Das Geld?“ fragte Louise neckisch.

„Und das übermorgen der Bierzehnte ist!“

„Der Bierzehnte —“ hierbei wurden nun die Sammelzwangen so erglänzend wie Apfelföten, und die ledernen Augen senkten sich.

„Wo Antoine etwas weiß für einen Jemand, dessen Tag gefeiert werden wird — den der See an dem Tage geboren hat und Vater Martin seiner Frau geschenkt und nachher der Herr Lutz benannt.“

„Der See geboren — ja!“ sagte da das Mädchen in ganz verändertem Tone und nickte, während ein Ernst sich über das junge Gesicht breitete, der es zugleich beschaltete und verschönte. „Der See!“ wiederholte sie träumerisch und starrte in das Gefunkel der wieder geglätteten Fläche, „der böse, schöne See! Mich hat er geboren, wie ihr sagt, und die andern.“

„O liebe Louise!“ rief der Fischer erschrocken und ergriß ihre Hand, ohne daß sie es wahrte.

„So war es doch ja nicht gemeint, daß dir was Trübes einfallen sollte! Ich bitte dich —“

„Die andern liegen brünten,“ murmelte Louise verloren, „in der kalten Tiefe liegen sie im langen Schlaf und wissen nicht, was aus ihrem Kinde geworden ist.“

„Sie wissen's doch!“ Antoine Cérac richtete sich auf und drückte mit heftigem Häuspern die kleine, braune, feuchte Hand. „Verhät' Gott, daß sie da unten schlafen sollten.“ sprach er und stockte dann, aber er fand doch das weitere. „Wenn wir nichts Besseres wären als Knochen und Fleisch — wie eine Fera (Felschen) verfaulen, die das Wasser answarf — pfui, das wär'! Ich kann's nicht so schön sagen, Louise, aber versteh'n tu' ich's schon. Wenn da einmal mein Rahm umschläge und — das wär' doch nicht ich, der da unten län? Sind's meine Knochen, denen jemand gut ist? Das war nur gefühllos; aber es war nicht eitel Liebesgeißel; die braunen Fänge schlossen sich fester dabei zusammen, und die tiefstehenden schwarzen Augen blühten wie in eine geheimnisvolle Tiefe. „Selbst im Fisch, Louise, steckt das Lebendige — und er betet nicht einmal wie wir! Es ist drin, Mädchen, und es geht hinaus, dann wird Schuppe oder Haut vermodern — ich bin's nicht mehr, Louise.“ „Rein, nein! Nicht brünten, trocken sind sie, trocken!“

Das Seeind sah ihn lange an und wieder ins Weiße, und drückte nun seinerseits die schwierige

Hand, die es gefaßt hielt. „Dast ja recht, Antoine! Gottlob — hast ja recht!“ — Dann ein tiefer, tiefer Atemzug; darauf löst sich langsam Louises Hand und wollte wieder nach der Arbeit greifen; aber sie hielt noch inne: „Möcht' aber schon gerne wissen, wie sie hiesien, die Eltern, und was sie waren.“

„Vas sein, Louise! Wer weiß, ob dir's — und will's Gott, wird es sich finden, einmal — und soll's nicht sein — ist nicht Vater Martin.“

„O, der gute Vater!“ rief das Mädchen bewegt. „Die guten, guten Leute! Was haben sie mich lieb gehalten — auch Mutter Margot, die nun auch schon hinfür ist! Ja, der Vater — aber er wird ja warten! Es ist Zeit!“ Und hastig griff sie zu, daß das Wasser aus den nassen Händen spritzte, und rührte sich mit doppeltem Eifer.

Da fiel vom Wege her ein Schatten über Schaff und Wäsche. Er war wohl allenmäßig herangekommen, ohne daß die beiden im Gespräche es gemerkt hatten. „Verzeihung!“ sagte eine tiefe Stimme. „Wohnt vielleicht in der Nähe Herr Martin Bignon?“

Fischer und Seeind wandten sich um. Unfern am Wege stand ein großer, alter, vornehm ausschauernder Herr. Er war schwarz gelleidet; von dem blaffen, kühlen Anlicht hing ein weißer Badenbart über den schmerzigen Stehtragen hernieder; an der Brust blitzte ein sprühender Brillant, funkelte die schwere goldene Uhrzeit. Die Hafennase über dem weißen Schnurbart trug einen goldenen Kneifer, durch dessen Gläser zwei große, forschende Augen auf die beiden blühten.

„Ein Fischer, meine ich —“ setzte der Fremde mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme hinzu, — „nein?“

„Aber ja, mein Herr!“ fuhr Louise hastig auf. „Sehen Sie da sein Häuschen, hinter jenem Baume finden Sie ihn!“

„Dank sehr!“ Er hielt noch einen Moment das Seeind mit seinem prüfenden Blicke fest und ging nun mit raschen Schritten dem bezeichneten Gehöfte zu — er war schon durch die Tür ins Innere geschwunden. Die beiden sahen ihm noch immer nach — und sich wieder an, völlig verblüfft.

„Was heißt das?“ fragte endlich Louise.

„Erstaunlich,“ brummte Antoine und spähte nach dem Gehöfte, als ob er die Gestalt des fremden Herrn bald wiederzugewahren dächte. „Was will denn der bei Vater Martin?“

„Sollte er ein Geschäft haben?“

„Der? Sieht mir nicht nach Fischhandel aus.“

„Ober will er — aber zum Nudern sind doch Nachen genug mit Schupdhächern da und —“

„In der Tat.“

„Ein stattlicher Herr!“

„Um.“

„Alt, aber noch rüstig, und so vornehm.“

Antoine schwieg und warf nur einen Seitenblick auf das Mädchen.

„Nun, wir werden ja hören!“ Sie sagte das letzte Stück an: „Gleich bin ich fertig und muß hinein.“

„Weißt du was, Louise?“

„Nun?“

„Wenn nun — wenn nun einmal etwas Herauskäme —“

„Herauskäme? Wozu?“

„Von — von deiner Abkunft?“

Das Seeind fuhr zurück. Dann lachte es laut und wieder recht übermütig auf und schwenkte das Hemd gegen die Wellen, daß die schwimmenden Tropfen flogen.

„Von meiner Abkunft — durch den! Hahaha! Durch diesen meinen Alten, der wie ein Graf aussieht? O Antoine, was bist du für ein drolliger Kerl!“

„Je nun, ich hab' mir oft so gedacht, es könnte doch einmal —“ stotterte Antoine kleinlaut.

„Und er wäre ein Graf und ich wär' eine Gräfin — o du Närechen, du Narr, du lustiger Hanswurst, du!“

„So! Und warum denn nicht? Wärs't du etwa zu schlecht dafür? Wä's mir's aus! Na also! Und dann — ja, meiner Treu —“ hier senkte sich der schwarze Krauskopf wie vor Belommenheit.

„Dann — ja dann —“

„Dir möcht' es wohl schon passen, Louise!“

So was ganz Feines — und wenn du auch die Fremden ausgelacht hast, aber nachher — je nun —“

„Und was?“ fragte Louise, sich erhebend, und funkelte mit ihren Augen, und ihr Mäuschen blühte die Flügel, und der rote Mund warf sich auf.

„Wie so die Leute sind,“ murmelte Antoine vor sich hin, stark passend. In dem Seeinde begann es sich zu regen. Louise öffnete die Lippen, sicher wollte sie etwas sehr Böses sagen, man sah ihr den Jörn rosenrot bis in die Schläfen steigen.

Aber da tauchte drüben, hinter dem Baume, zwischen den schwarzen, rebenumhüllten Stämmen des Gartens, ein grauer Kopf auf, und eine rauhe, kräftige Stimme ertönte: „Louison! Louise! He, komm einmal — komm ins Haus herein!“

„Vater — ja!“

Die jörnige Rede blieb auf den Lippen hängen; das helle Rot verschwand und machte einer leichten Blässe Platz; ein Haubezn, dann flog das Hemd zu den andern Stücken in das Schaff, und zu Antoine ging ein Blick herüber, halb noch großend und halb betroffen: „Adieu, Antoine!“

„Adieu, Louise!“

Der traurig besangene Ton rief nach ein kurzes, unwilliges Kopfschütteln hervor, dann starften die festen, keinen Schme ordentlich mit Festigkeit über das Geröll und über den Sand des Weges davon — nicht allzu schnell, weil das Schaff zu tragen war; Antoine Cérac vergaß, seine Hüfte anzubieten.

Er stand ganz still und unbeweglich, eine kleine Weile mit starken Stößen passend, obwohl die Weise kalt war, machte dann kehrt und ging — bis zum nächsten Baume. Hier setzte er sich scharf nieder am Rosenhang der Straße, stand aber bald wieder auf und ging jödrnd noch ein Endchen: nun war er nicht mehr zu sehen vom Gehöfte aus und war doch an der Straße, auf die der Fremde treten mußte, mochte er zurück oder weiter wollen.

Dies warf er sich nieder, zog die Knie empor, das Geld klümperte dabei in der Tasche, er merkte es nicht mehr — er nahm die erlöschene Pfeife aus den Zähnen, spie festig aus, schüttelte mit dem Kopfe, wieder, wieder — flackte mit der Hand auf das rechte Knie und murmelte: „Meiner Treu! Meiner Treu!“ Dann starrte er ins Blaue — in den flimmernden Himmel — und senkte wieder: „Meiner Treu! Meiner Treu!“

Nach einer Weile, nach wiederholtem Kopfschütteln und Auslugen nach Straße und Gehöfte, hob er die Pfeife, betrachtete sie, als wenn die Asche darin etwas Besonderes wäre, fing an, sie auszulösen, holte Tabak mit zwei Fingern aus der Tabakdose, stopfte, kramte nach den Streichhölzern, zündete an — alles sehr langsam. Aber es mußte schon geraucht sein, gepafft, gequamt, bei solchem Warten! Sonst war's nicht auszuhalten.

Die Tabakswolken kamen immer dicker und schneller, lösten sich in Ringe und zogen landwärts, von der Seeherab getragen. Mit einem Häuspern kamen auch wieder leise Worte: „Wie die Menschen — die Menschen so sind.“

Als Louise mit ihrem Schaff die Schwelle des Fischerhauses betreten hatte, warf sie ihre Augen noch einmal nach dem zurück, denn sie am Strande gelassen hatte, suchte dann die Stirn, als gälte es jetzt Trost zu bieten, vor weißem — aber ihr Herz schlug sonderbar stark, wie sie nun vollends in der Küche stand.

Sauber und heimlich sah ihr alles entgegen, Herd, Bänke und Geschirre; aber es war keine Zeit, zu erwägen, ob sich alles lassen könne vor dem Fremden, und man dachte auch nicht daran; denn der Vater stand schon links in der Stubentür und winkte — und sonderbar: auch er war so ernst.

„Komm, Louise! Eine ernste, ernste Sache,“ sagte er, und sah sie an.

Das Schaff fiel fast zu Boden — was denn nun? Was kann es — kann es denn nur sein sollen?

Louise schüttelte ihr Kopfstück ab, daß es flog. Jetzt nicht in Belommenheit mehr: ja wenn so etwas unheimlich Fremdes jetzt herantritt, gibt es wohl Herzklappen und eine Ket Grusel; aber nun! Da etwas „Ernstes“ wirklich da war — mochte es sein, was es wollte. „Vater?“ sagte sie fest fragend. Das Seeind hatte keine Kerzen. Es war nun ganz Stach und Eisen. Es stand vor dem alten Fischer, wie er gewohnt war, es auf dem Schiff zu sehen, wenn plötzlich das Wetter einfiel. Da brauchte er wenig Hilfe weiter, er brauchte das Seeind, und die beiden kamen sicher heim. So sah Martin Bignon seinen Pflegling jetzt vor sich, mit dem fest geschlossenen Munde, mit der klaren Stirn, dem kühnen, harten Blick; und er sah Louise an mit seinen treuen, liebevollen, ruhigen Augen, als wollte er sagen: „So recht! Dolla, zieh an — der See wird böse!“ Und er legte seine vermittelte Hand auf ihre Schulter und wandte sich dann zögernd, als könnte er nicht gleich in zwei Worten Erklärung geben — und schritt hinein. Louise folgte schnellen, leichten Schritten.

Drinnen in der geräumigen Stube, am Tische in der Mitte, saß der fremde Herr. Er sah, ohne

sich anzusehen, in würdevoller Haltung, auf den Eisenbeinriß seines schwarzen Stodes gestützt, sein Gut lag vor ihm; sein Gesicht war ernst und würdig, aber es war gerötet. Durch die Gläser heftete sich ein rascher, durchdringender Blick auf das junge, schöne Fischermädchen, das ihn ernst und artig grüßte, und vor dem er sich, höflich dankend, ein wenig erhob. Es lag ein Forschein in diesem Blicke und ein Fragen, und Louisons Perz, dessen Schlag zwar stark geblieben, aber gleichmäßig geworden war, fing wieder an, unruhig zu werden. Was will der Fremde? Was kann er wollen?

„Louison, du siehst vor dir den Herrn Marquis Saint-Pré de Carconaz! — Mein Herr, dies ist das junge Mädchen.“

Nachdem Vater Martin dies laut und ernst, fast feierlich gesagt hatte, setzte er sich nieder, nicht an den Tisch, an dem der alte Herr saß und an dem auch Louison nach einer höflichen Vereinerung Platz nahm, sondern weiter rechts an der Wand, auf die niedrige Bank, die daran hinkam; als wenn das, was folgen mußte, ihn selbst nicht gleich sehr angehe wie die beiden andern. Auf sein Knie lehnte er den linken Ellbogen, stützte das graubärtige Kinn auf die Hand und hielt das dunkelbraune, gefurchte Antlitz halb zur Erde nieder, halb auch den beiden zugewandt.

„Herr Marquis!“ sagte er noch, „möchten Sie die Güte haben, Ihre Geschichte nun vor dem jungen Mädchen genau vorzutragen? Es wird nötig sein, damit sie und auch ich alles verstehen. Louison, mein Kind, höre zu; es handelt sich um dein ferneres Schicksal — um deine Abkunft.“

Da war es, das Wort, das kaum erwartete und doch schon gestürzte; da kam sie, die drohende Windsbraut — erst erschent, nun gefährlicher als je eine, die auf dem See das gute Boot „Seechwalbe“ hatte um das Leben Wette laufen lassen; — sie war da mit dem Worte „Abkunft“; sie schritt in Louisons Ohr, sie wollte Ball spielen mit Louisons Herzensnagen, es wirbelte um sie. Aber das Seekind biß die Zähne zusammen — das niemand den geschaukten Namen „Antoine!“ vernahm. Louison richtete sich hoch auf, kernig, und maß den Fremden, vornehmten Herrn mit blitzendem Auge — beinahe wie einen Feind.

Der Herr Marquis von Saint-Pré — hatte er eine andre, vielleicht eine freudigere Art des Zusammenstehens erwartet? Wollte dies fremdste Gesicht vor ihm etwas erschüttern, was in ihm als Ueberzeugung oder doch als Hoffnung da war? Er wandte sein forschendes, fragendes Auge von Louisons schönen, kalten Zügen ab, bestete es aufwärts auf die Wand gegenüber, mit ihren prunkvollen Geräten, ihrem Neg- und Stangeverze, ihrem geschwärtzen, alten, schlächten Bilderputz — und hob an, mit seiner wohlklingenden, tiefen, aber verhallenden Stimme:

Vor zweiundzwanzig Jahren hatte ich einen Sohn, mein einziges Kind. Gaston war ein statlicher, hübscher Mensch. Klug und ritterlich, nur etwas zu weich und zu schwärmerisch veranlagt. Die jungen Leute waren ihm sehr gewogen, die alten in ihrer Art nicht minder. Wenn er mit seiner schmeichelnden Stimme zur Gitarre alte Lieder sang, schlugen alle Herzen für ihn. Ich hoffte, er sollte aus irgend einer der älteren und angesehensten Familien Frankreichs sich eine Braut wählen, die seines Namens und seiner Person würdig wäre, und unser Geschlecht würde durch ihn frischer erbühen. Es war vor zweiundzwanzig Jahren, wir waren gerade auf unser Savoyen Besitztum, gelegen in der Nähe von Thônes, wo wir schon früher oft die Sommerzeit verbracht hatten, als mein Sohn eines Tages —

Der Marquis nahm sein Glas ab und betrachtete es einen Augenblick unsicher, als ob Staub daran gekommen wäre.

„Er entdeckte mir, einem mir schon aufgestiegenen Argwohn begegnend, daß er ein junges Mädchen aus jener Gegend kennen und lieben gelernt habe. Er bat um meine Genehmigung zur ehelichen Verbindung mit ihr.“

Das Glas kam an seinen Platz zurück, und das etwas gefenkte Antlitz des Marquis erhob sich wieder, würdevoll wie zuvor. Er verschränkte wieder die Hände auf dem weißen, seinen Stodgriff.

„Mein Sohn Gaston war mündig. Aber er gedachte — so schien es — seiner Pflicht, die die Söhne unsers Hauses zu beobachten pflegten, der Pflicht, beim Begründen eines eignen Hausstandes den Willen des Hauptes der Familie für maßgebend zu halten. Er schien jedoch keine Vorstellung davon zu haben, welche Empfindungen und Gedanken seine Eröffnung in mir erwecken mußte.“

Jenes Mädchen war unbestreitbar ein sehr liebenswürdiges, schönes und für seine Verhältnisse wohl-erzogenes Kind, wie mir selbst bekannt war; aber es war die Tochter eines Wälders, eines Herrn Lauge. Sie wußten ohne Zweifel, daß über die Zulässigkeit einer Ehe in gewissen Kreisen bestimmte Anschauungen herrschend sind — nach denen eine Verbindung des Marquis von Saint-Pré mit jenem Fräulein zu den — hm — Unmöglichkeiten zu gehören schien, und Sie werden begreiflich finden, daß ich sehr bestürzt war.“

Der alte würdige Herr ließ einen schnellen, gleichsam entschuldigenden und doch auch Zustimmung suchenden Blick über die Gesichter seiner Zuhörer gleiten. Aber er fand ihre Mienen zu unbeweglich, um etwas darauf zu entnehmen, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

Nachdem ich Gaston meine Meinung nicht verhalten hatte, beruhte ich mich, in seiner Begleitung unsern Landstich zu verlassen; wir gingen auf einige Zeit nach Paris. Nach meinem Urteil war dies — hm — nur eine kleine Verirrung seines schwärmerischen Gemütes in der poetischen Natur, die um ungab — ich glaube, eine Saison in der Hauptstadt, in ihrem lebhaft pulsierenden Treiben, würde hinreichen, um ihn davon zu heilen. Es war ein Jertum . . .

Nach einer neueren Unterredung, die mit meines Sohnes Torheit nur noch stärker befestigt zeigte und mich sehr aufregte, ohne daß ich darum gleich alle Hoffnung verlor, ihn umzustimmen, verlegte mich unsern Aufenthalt nach Trouville und später, nach verschiedenen unliebamen Auftritten, denn ich war früher recht heftig, nach unserm Stammsitz im Innern der Normandie. Ich haschte nach den wohlthätigsten Einbrüden, kostete immer nach, meinem Willen bei dem sonst so Nachgiebigen, jetzt unerwartet festsitzigen Geltung zu verschaffen. Es war natürlich auf die Dauer un-durchführbar, meinen Sohn beständig an meine Nähe zu fesseln. Doch hielt ich ihn, auch wenn er zeitweilig fortzöge, heimlich unter sorgfältiger Beobachtung, die er aber nicht zu bemerken oder nicht vermeiden zu wollen schien.

Ein Jahr war verflohen, als einige Zeit nach einander zwei Briefe bei mir eintrafen, die alles jäh veränderten. Der erste war von einem meiner Agenten, der mir mitteilte, daß er meines Sohnes Spur plötzlich verloren habe. Es schien in diesem auf einmal ein Entschluß gerührt zu sein, ein Wille, ohne weitere Rücksicht zu handeln und das Neß abzukürzen, mit dem die Sorge des Vaters ihn bisher umspinnen hatte. Einen Monat später kam der zweite Brief — von Gaston — aus der Schweiz; er zeigte mir an, daß er sich, entschlossen zu erfüllen, was er seine Pflicht nannte, mit Fräulein Marie Lauge vermahlt habe.“

Die Hände des Marquis zitterten ein wenig, indem er nach einem tiefen Atemzuge fortfuhr: „Er habe, schrieb er mir, mich nie über seine Meinung im unklaren gelassen — das war wohl wahr, aber . . . kurzum, er bat nun nachträglich, der Tatsache gegenüber, in schmerzlicher Weise um meine Vergebung und meinen Segen.“

„Ich muß es sagen, es war ein schwerer Schlag für mich. Alles, was ich für die Zukunft unsers Hauses erhofft, erträumt hatte, war, in gewisser Beziehung, vernichtet. Ich dachte an Enttöbung. Aber ein Vater verlißt nicht so leicht sein Kind. Ohne sogleich meinerseits zu einem entscheidenden Entschlusse zu kommen, brach ich zunächst jede Verbindung mit dem Ungehorsamen ab. Ich wollte Zeit gewinnen. Ich wollte meine Aufregung sich etwas beruhigen lassen. Und inzwischen — konnte nicht noch immer in irgend einer Art das Schicksal eingreifen? Wie, wenn eine nachträgliche Sinnesänderung —“

Hier räusperte sich Vater Martin Bignot plötzlich so stark, daß der Erzähler sich unterbrach. Unter den Brauen des Fischers hervor schob ein schlächter Witz: „Indes, sie waren verheiratet.“ sagte er mit seiner gleichmütigen, rauhen Stimme.

„Sie waren es, mein Herr; aber es gibt Fälle von — doch wozu über Möglichkeiten sprechen?“ Der Marquis spielte wie in einer vorübergehenden Verlegenheit mit seiner Uhrkette. Er sah nicht das kurze Kopfschütteln des Fischers, nicht den Zug freudlichen Hohens, der um Louisons Mund ging. Er fuhr leidend fort: „Es vergingen Wochen und Monate, es war wiederum etwa ein Jahr später, als mit dem Stempel von Thônes ein neues Schreiben Gastons einlief. Der Vater seiner Frau war unlängst gestorben; wie schon früher ihre Mutter. Sie stand allein, bis auf ihren Willen. Mein Sohn, dem es an Mitteln nicht fehlte, hatte ihr zuliebe das Nachwese, auf dem sie ihre Kindheit verlebte hatte, gekauft und wohnte nun gar

nicht weit von unserm dortigen Gute. Er führte ein zurückgezogenes ländliches Leben, wie es seinen Neigungen entsprach, und hatte nun kürzlich . . .“

Dier regte sich der Marquis lebhafter: „Er war Vater geworden. Ein kleines Mädchen war ihm geboren — er suchte, von der Wiege aus, aufs neue die Ausöhnung mit mir.“

Die schlankte Gestalt des Seekindes beugte sich etwas vor; seine Augen schienen die Worte im Entsetzen von den Lippen des Marquis zu saugen.

„Was in mir vorging! Jetzt, jetzt mußte ich mich entscheiden, mußte wählen, ob ich einen Sohn, ob ich ein Enkelkind haben wollte oder einsam bleiben für immer. Ich wählte —“

(Schluß folgt)

### Von der Nordlandreise Kaiser Wilhelms

(Siehe die Abbildungen Seite 1041)

Auch in diesem Sommer hat der Kaiser seine Nordlandreise unmittelbar nach der Ritters Woche angetreten; am 11. Juli ging die Kaiserjacht „Hohenzollern“ mit ihren beiden Begleitsschiffen „Nimpe“ und „Sleipner“ nach Bergen in See. In Molde besuchte der Monarch am 17. den auf einer Nordlandsfahrt begriffenen Dampfer „Augusta Viktoria“ der Hamburg-Amerika-Linie und getratete später den Passagieren die Besichtigung der „Hohenzollern“. Die Stadt Molde im norwegischen Amt Romsdal liegt in herrlicher Lage am Moldefjord und bildet den Zentralpunkt des Touristenlebens dieser Gegend, das nicht nur wenigstens durch die alljährlichen Reisen des Deutschen Kaisers nach dem Norden in neuerer Zeit sehr lebhaft geworden ist. Am 20. Juli fuhr der Kaiser mit den Herren des Gefolges auf dem Torpedoboot „Sleipner“ in den Romsdalfjord, der einen Teil des Moldefjords bildet. Zu Wagen wurde dann das Romsdal besucht. Dieses ist ein schönes, von dem Raumelo durchströmtes Gebirgstal, das beiderseits hohe und steile Berge (Romsdalsfjorn 1556 Meter und Troldtinderne 1832 Meter) einschließt und das sich gegen Norden in den Romsdalsfjord öffnet. Am Abend wurde die Fahrt nach Mo im Nanensfjord fortgesetzt, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen wurde. Der Kaiser unternahm auch einen Abstecher auf den Digermulen, einen steilen, 350 Meter hohen Felsen, von dem aus man entzückenden Blick auf die Westseite des Rastfjordes und südöstlich auf die ganze, den breiten Rastfjord umfäumende schneebedeckte Gebirgskette genießt. Zwischen den Granitblöcken des Gipfels wurde ein Imbiß eingenommen; später erzielten Matrosen einen gewaltigen „Steinmann“, der ein dort schon vorhandenes Wädrücken an den ersten Kaiserbesuch auf dem Digermulen noch übertrug. Der Kaiser bezeichnete mit seinem Bergstod wiederholt die Stellen für die neuen Steine und zeigte ein lebhaftes Interesse für den rasch emporwachsenden Bau. Er trug einen hellgrauen Touristenanagen mit Knöcheln, einen leichten Hut von gleicher Farbe, rot und schwarz gestreifte Wadenstrümpfe und gelbe Bergschuhe. Der Kaiser war in heiterster Stimmung und ließ durch ein Mitglied des Gefolges eine photographische Aufnahme machen. Am Nachmittage des 25. wurde von Digermulen aus die Küdreise angetreten und um 5 Uhr vor dem Eingang des Romsdalfjords Anker geworfen. Der Kaiser unternahm darauf mit Gefolge auf dem „Sleipner“ einen Ausflug in diesen Fjord hinein und erstieg den Svartfjengletscher, wo er durch seine Matrosen an einer geeigneten Stelle den Namen „Hohenzollern“ anbringen ließ. In Drontheim (Trondhjem), wo die „Hohenzollern“ am 30. Juli eintraf, wurde wiederum ein mehrtägiger Aufenthalt genommen und auch die aus dem 19. Jahrhundert stammende, in Wiederherstellung befindliche Domkirche besucht.

### Empfindung und Sinnesorgane bei Pflanzen

Als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Wiener Arzt Unger eine Broschüre veröffentlichte, in der er die Verwandlung von Pflanzen in Tiere beschrieb und diese Entdeckung tief zu beständigen schien, ergriß die Gelehrtenwelt Deutschlands ein ungeheurer Enthusiasmus. Zahllose „naturphilosophische“ Abhandlungen erschienen, und man glaubte dem Rätsel des Lebens näher zu sein denn je. Bald jedoch folgte die Enttäuschung. Was man damals beobachtete, war die Tatsache, daß die bis zur Unkenntlichkeit einzelnenden Reime gewisser Wasserpflanzen in künst-



**Eingeholt**

Nach dem Gemälde von Josef von Brandt

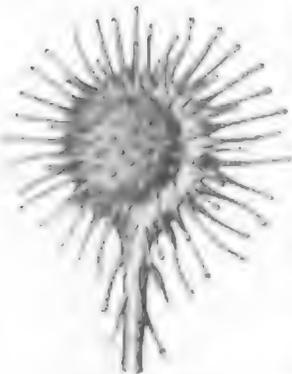


Abbildung 1: Sonnenblume

Wasser wieder aufleben, zu Fäden auswachsen, aus denen sich bewegende neue Keime, sogen. Schwärmsporen, aus-schlüpfen.

Die Wissen-schaft ist schon längst von jenen naiven Glau-ben, als könn-ten sich Steine in Pflanzen und Pflanzen in Tiere verwandeln, abgekomen, aber sie hat seitdem nicht mehr aufgehört, immer engere und innigere Verbindungen zwischen Tieren und Pflanzenwelt zu finden. Es gehört heute zu den naturwissenschaftlichen Grundwahrheiten, daß Tiere und Pflanzen nicht wesentlich verschieden, sondern Formen ein und derselben geheimnisvollen lebendigen Substanz sind, die den Erdball in so sinnverwirrender Mannigfaltigkeit bedeckt. Die Herrschaft dieser Ansicht hat sich selbst in der Wissen-schaft nur langsam Bahn gebrochen, in den Begriffen der allgemeinen Bildung hat sie noch fast gar nicht Fuß gefaßt. Man unterschätzt allgemein die „Lebendigkeit“ der Pflanzen, und doch wird man sich damit befremden müssen, daß auch sie fühlende Wesen sind.

Die letzten Fortschritte der Botanik machen dies zur Gewißheit.

Der Laie hält — zwar meist unbewußt — die Pflanzen deshalb für so grundverschieden von den Tieren, weil sie keine Ortsveränderung und scheinbar auch sonst keine willkürlichen Bewegungen zeigen. Das ist jedoch nur Mangel an Erfahrung. Schon der aufmerksame Naturfreund weiß, daß es genug derlei gibt. Der Souerklee (Oxalis) senkt seine Blättchen des Abends nieder und faltet sie zur Nachtruhe zusammen; das Gänseblümchen (Bellis) hebt nur bei Sonnenschein so fröhlich sein rosigen Blütenköpfchen empor, tritt Regen ein, schließt es die Blüten eiligst. Die Erdbeere senkt abends die Blüten zur Erde und hebt sie erst bei Sonnenaufgang, die Sonnenblume dreht die gelbe Blüten-scheibe stets nach der Sonne, morgens erwartet sie sie im Osten und wandert mit ihr bis abends gegen Westen. In vielen Mooren wächst bei uns ein kleines, tierliches Pflänzchen, der Sonnentau, mit lösselartigen Blättern, die viele rote Trüsenhaare tragen (Abbildung 1). Berührt ein Insekt auch nur eines der Haare, so strecken sich alle ihm entgegen (Abbildung 2), und das Blatt krümmt sich selbst um das Opfer herum, aus dem die Trüsenhaare alle Säfte rauben. In manchen Gewächshäusern kultiviert man auch bei uns eine solche insektenstossende Pflanze aus Nordamerika, die den etwas ungereimten Namen Venusfliegenfalle führt (Abbildung 3). Ihre Blätter klappen blitzschnell zusammen, wenn man sie berührt. Und wer kennt nicht, wenigstens als Redensart, die so empfindliche Mimose? Wer es nur einmal gesehen hat, welche seltsame Bewegungen eine intensivere Berührung auch nur eines der Blättchen nach sich zieht, wie die Blätter augenblicklich zusammenklappen, wie dieses Schließen von Blatt zu Blatt übergeht, wie die Stiele einklinken, wie die Bewegungen von Ast zu Ast weiterstreiten, der wird für immer überzeugt sein, daß auch die Pflanzen fühlende Wesen sind, mindestens ebenso empfindlich wie viele niedere Tiere. Wer unsern Wiesenklee (Trifolium) des Nachts beobachtet, wird zu seinem größten Erstaunen bemerken, daß der Aker sich in der Dunkelheit bewegt; alle zwei bis vier Stunden führen seine Blätter eine Schwin-gung aus. Die runderkante aller dieser Erscheinungen bietet jedoch das Bischoftraut (Desmodium) in den kampf-niederungen Indiens, das tags-über seine feinen Blätter in Pausen von einer Minute rück-weise, aber auch

gleichmäßig durch die Luft kreisend, wie schwingende Arme bewegt.

Und so gibt es viele hundert Fälle, in denen sich die Botaniker überzeugen konnten, wie reizbar und empfindlich der scheinbar so leblose Pflanzenkörper ist.

Man hat — mit Ausnahme des Schödes — bei den Pflanzen Empfänglichkeit für sämtliche Sinnes-eindrücke gefunden, für die wir selbst zugänglich sind. Unserm Sehen entspricht die sehr ausgeprägte Lichtempfindlichkeit der Pflanzen, die sie veranlaßt, stets dem Lichte nach zu wachsen und alle ihre Blätter so zu drehen, daß sie die ausreichende (interessanterweise fast bei jeder Pflanze verschiedene) Menge Lichtes erhalten. Unserm Geruch und Geschmack entspricht die erst bei einigen Pflanzen näher untersuchte Fähigkeit, auf gewisse Substanzen schon bei minimalen Mengen zu reagieren. So hat man z. B. gefunden, daß die Trüsenhaare des oben-erwähnten Sonnentaus schon für 0,000003 Gramm des phosphorsäuren Ammoniaks empfindlich sind. Gewisse Valtären haben einen sehr fein entwickelten „Geschmack“; bringt man in ihre Nähe eine nur ganz geringe Menge Repton, eisen sie sofort darauf zu. Die geringste Quantität von Essigsäure oder Alkohol genügt jedoch, um sie zu sofortiger Flucht zu veranlassen; mit Rochsalz kann man sie sogar in tödliche Gifte locken.

Wie ausgeprägt die Tasterempfindung der Pflanzen ist, haben wir schon oben an dem Beispiel der



Abbildung 3: Venusfliegenfalle

Mimose, des Sonnentaus oder der Fliegenfalle gesehen.

In einer Beziehung übertrifft die Empfindlichkeit der Pflanzen sogar die der Tiere bei weitem. Durch die Schwerkraft werden sie bedeutend intensiver beeinflusst als jene. Die Schwerkraft bedingt es, daß die für sie empfindlichen Wurzeln stets der Tiefe zu wachsen, während die Stengel nach aufwärts streben — eine Erscheinung, die uns nur wegen ihrer Gewöhnlichkeit nicht wunderbar, sondern selbstverständlich vorkommt. Die Schwerkrafts-empfindlichkeit bewirkt jedoch auch die Gleichgewichtslage der hängenden und sich rankenden Pflanzenteile, genau so, wie bei den Tieren die Erhaltung des Gleichgewichts an die Funktion von besonderen Sinnesorganen gebunden ist, die die Schwerkrafts-empfindung vermitteln. Entsetzt man diese „Statocysten“ genannten Apparate auf operativem Wege, so sind die Tiere unfähig, das Gleichgewicht zu erhalten. Wassertiere können dann nicht mehr schwimmen und überfliegen sich bei jeder Bewegung. Vandalier haben die Orientierung verloren und können weder stehen noch gehen. Bei den Säug-tieren sowie auch bei dem Menschen liegt dieses Sinnesorgan in den Vogengängen des Ohrlaby-rinths; diese sind nach den drei Dimensionen des Raumes gerichtet, und man hat aus dieser Tatsache folgern wollen, daß unser Fassungsvermögen des-halb nur drei Dimensionen angepaßt sei. Bei niederen Tieren, z. B. Krebisen, wird die Schwerkraftempfindlichkeit durch kleine, feste Körnchen ge-riert, die in einer sogenannten „Chrysalis“ frei beweglich liegen, daher bei allen Störungen des Gleichgewichts ihre Lage verändern. Gewisse Krebse stopfen sich nach der Nahrung, bei der diese Steinchen

verloren gehen, mit den Scheren neue Fremdkörper in die Gehörbläschen, und dies benutzte ein österreichischer Forscher E. Kriebl zu einem sehr interessanten Versuch. Er versah solche Krebse statt mit Steinchen mit kleinen Eisen-stücken und konnte nun das merk-würdige Schau-spiel beobachten, daß die Krebse durch einen Magneten ganz nach Belie-ben gelenkt werden konnten. Näherie man den Magnet ihrer Rücken-seite, drehten sie sich sofort um, ja sie stonden auf dem Kopfe, indem sie sich dem Magneten gegenüber stets so orientierten wie früher gegen den Mittelpunkt der Erde.

Ein solches Organ zur Schwerkrafts-empfindung hat man nun auch bei den Pflanzen entdeckt. Es besteht aus gewissen Zellen der Stengel, Stiele und Wurzeln, in denen Stärkekörner dieselbe Rolle spielen wie die Steinchen in den Gehörbläschen der niederen Tiere. Bringt man die Stärke durch gewisse Veränderungen in den Lebensverhältnissen (Rolle) zum Verschwinden, so haben die Pflanzen die Empfindung für die Schwerkraft verloren, die Stengel wachsen nicht mehr gerade, sondern quert und sogar wagrecht und gewinnen erst dann wieder ihre natür-liche Richtung, wenn sich in den betreffenden Organen neuerdings Stärke gebildet hat.

Neuestens entdeckte Professor Haberlandt auch jene Sinnesorgane, die bei den Pflanzen die Tasterempfindung vermitteln. Es sind dies kleine Würz-chen, Haare oder Borsten, die manchmal (z. B. bei der Mimose) mit komplizierten Schärnchen versehen sind; in anderen Fällen enthalten sie ein kleines, spitzes Kalkkriställchen, das bei Berührungen die Pflanze gewissermaßen sticht und so den Reiz vermehrt. Alle diese Organe finden sich aber nur an den Stellen, die für Berührung empfänglich sind. Solche gibt es in den verschiedensten Pflanzenteilen. Besonders häufig sind sie in den Blüten und stehen dort im Dienste der Befruchtung. Eines der interessantesten und jedermann leicht zugänglichen Beispiele hierfür ist der gemeine Sauerdorn (Berberis). Seine hübschen, gelben Blüten enthalten sechs Staubgefäße, die sich eng an die Blütenblätter anschmiegen (Abbildung 4), an deren Grunde, neben jedem Staubfaden zwei weithin sichtbare und deshalb Insekten herbeilockende, orangefarbene Honigdrüsen sitzen. Wenn jedoch einer der geflügelten Gäste vom Blütenhonig nascht und dabei auch nur im geringsten an die Staubgefäße rührt, schnellen diese mit großer Gewalt empor (Abbildung 5) und überschütten den Eindringling mit Blütenstaub, der auf solche Art leicht von einer Blüte zur andern verschleppt wird, wodurch die nötige gegenseitige Bestäubung ermöglicht ist. Man kann diese merk-würdige Bewegung auch leicht mit einer Nadel hervorrufen, wenn man die mit „Fühlhaaren“ ver-sehene Stelle der Staubgefäße (zwischen den Honigdrüsen) berührt.

Solche interessante „Empfindungserscheinungen“ gibt es noch viele im Pflanzenreiche. Ununter-brochen berichten uns wissenschaftliche Arbeiten Neues von dieser wunderbaren Welt der zarten Empfindung. Und so wie der Volksglaube die Pflanzen für fühlende Wesen hält, sehen wir nun auch aus den Tatsachen exakter Wissenschaft un-verkennbar, wie uns in der Natur vom kleinsten verachteten Moose und Blümelein bis zu den Riesen unsers eignen Innern überall dasselbe Geheimnis des Lebens entgegen-trifft, von dem uns die Wis-senschaft zwar immer wunder-barere Details erschließt, das aber im Grunde genommen noch immer die ungelöste Frage aller Fragen ist.

R. H. Traut

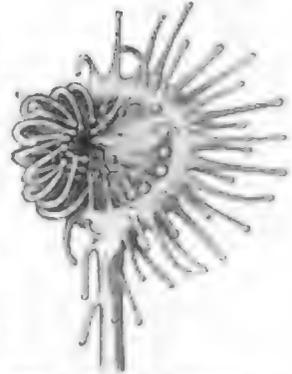


Abbildung 2: Mimosa pudica nach der Berührung durch ein Insekt



Abbildung 4: Sauerdorn



Abbildung 5: Sauerdorn nach der Berührung durch ein Insekt

# Notizblätter

## Der neue Papst Pius X.

Nach sechs vergeblichen Wählgängen einigten sich um die Mittagsstunde des 4. August die Anhänger der Kardinals Rampolla und Seraphin Bannulelli, die sich im Konklave gegenüberstanden, auf den Kardinalpatriarchen Sarrio von Venedig. Der Kardinalbischof Macci verkündete lobend vom früheren Bischof der Herrschaft der auf dem Plage der Kathedrale herrschenden Menge, daß der neue Papst den Namen Pius X. annehmen habe. — Joseph Sarrio, dessen wir bereits in Nr. 46 unter den Papstkonklaven kurz Erwähnung taten, entstammt dem venezianischen Patriziat und wurde am 2. Juni 1856 in dem Dorfe Miese (Provinz Treviso) geboren, er zählt also 47 Jahre. Er studierte zunächst im Kolleg von Gattinara, dann auf dem Priesterseminar von Padua und wurde am 19. September 1889 zum Priester geweiht. Nachdem er eine Reihe von Jahren Kaplan und Pfarrer in Lombato gewesen war, wurde er 1897 Pfarrer in Solzano. Der Bischof von



Papst Pius X.

Trevise ernannte ihn zum Kanonikus der Kathedrale; später wurde er Sekretär des Bischofs und Generalvikar. Am 10. November 1894 wurde er zum Bischof von Mantua ernannt und am 12. Juni 1895 zum Kardinalpriester mit der Titularkirche von S. Bernabò alle Terme in Rom erhoben; im folgenden Konklavium vom 10. Juni erfolgte seine Ernennung zum Patriarchen von Venedig als Nachfolger des Kardinals Moceni. Als Kardinal stand der nunmehrige Papst mit den italienischen Bedrüden stets auf gutem Fuße; in Venedig erfreut er sich großer Volksumliebe, wogegen seine treffliche

Hednerege nicht vorhin beigetragen hat. Er galt als der liberalste aller Papabili und für friedlich und verständig geümt; soweit die päpstliche Politik dem Auslande gegenüber in Betracht kommt, vermutet man, daß Pius X. die Lehren Leo XIII. weiter verfolgen werde.

## Das Brunnenndenkmal in Weissenburg a. S.

Ein glückliches Städtchen in Weissenburg a. S., ein interessantes, altertümliches Städtchen im bairischen Regierungsdistrikte Wittelstaufer. Seine Bewohner sind noch heute von allen städtischen Aufgaben befreit, weil Kaiser Ludwig der Bayer (1314—1347) der Stadt so wertvolle Mahnungen schenkte, daß der Stadtrath aus deren Erträgen noch nach sechs Jahrhunderten alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zum Dank dafür hat die ehemalige freie Reichsstadt nun dem Kaiserlichen Spender ein stattliches Brunnenndenkmal errichtet. Die Figur des Kaisers, der als Sohn Herzog Ludwigs des Strengen von Oberbayern 1292 geboren wurde, 1347 aber auf einer Warenaufahrt bei Nürtingen (unweit München) verunglückte und starb, erhebt sich in einer Höhe von 2,30 Metern aus Bronze gegossen auf einer schön reliefierten feineren Brunnenfontäne. In der linken Hand hält er die Schenkungsurkunde des Kaisers mit dem kaiserlichen Siegel, in der Rechten den reichhaltigen Scepter. Unterhalb dieses Standbildes ragen am Kapitale des mit allerlei Blasenornamenten verzierten Brunnenspiegels die aus dem Stein gearbeiteten Mäule einer Nixe und dreier Tritonen hervor. In dem von einem Vorbalken umrahmten Medallion der Stirnseite verleiht die in dem Stein gemeißelte Aufschrift „Ludwig dem Bayern“, während auf der entgegengesetzten Seite in gleicher Anordnung das Fortsetzungsrelief des Heimganges, begleitet von der Aufschrift „Unter Prins-Megent Rulphold v. Bayern errichtet i. J. 1302“ angebracht ist. An den beiden Seitenteilen ober, die je ein Adler- und ein Hirschkopf als Wasserspieler schmückt, erheben sich die Wappen von Bayern und der Stadt Weissenburg. Dem oberen kleineren Wasserbecken, durch acht groteske Wasserspeiende Tierköpfe getragen, teilt sich unten ein großes, weites Becken an. Der mächtige feineren Unterbau weist die Aufschrift auf: „Dem Kaiserlichen Spender des Stadtwaldes Weissenburgs ewigen Dank!“ An Stelle des Stadtwaldes Tilsches, der bei der Brunnenfontäne mit seinem Entwurfs den ersten Platz erhielt, inzwischen aber verstarb, hat Professor August Trause in München das vornehm wirkende Brunnenndenkmal zur Ausführung gebracht.



Das Brunnenndenkmal in Weissenburg a. S.

## Das neue Linienschiff „Mecklenburg“ der Wittelsbach-Klasse

Am 8. November 1901 auf der Vulkan-Werft in Stettin vom Stapel gelandete dritte Linienschiff der Wittelsbach-Klasse, die „Mecklenburg“, ist in diesem Frühjahr an die Marine abgeliefert worden und hat bereits seine Probe- und Hebungsfahrten in der Wittelsbach-Klasse

der Kaiser-Klasse vor; zu ihnen gehören ferner die Linienschiffe: „Wittelsbach“, „Wettin“ und „Jägerin“. Das Schwerstkreuzer-Schwaben, das die Völligstehender Reichswehr baut, wird erst im Herbst dieses Jahres in den Reichsmarinerüstung eingereiht werden. Der Maschinenkörper der „Mecklenburg“ besitzt eine Wasserkochanlage von 11000 Tonnen und kann einen Kohlenvorrat von 1400 Tonnen fassen. Die Maschinenanlage liefert 14000 indizierte Pferdekraft; die Geschwindigkeit beläuft sich auf 19 Seemeilen (zu je 1000 Meter) in der Stunde. Die Panzerung besteht aus nach Kruss's Verfahren geformten Panzerplatten, die im Kommandoturm und in den Treklümmen für die schwere Artillerie eine Stärke von 250 Millimetern, in der Wasserlinie eine solche von 220 Millimetern haben. Sehr stark ist die Bewehrung, die vier Schußladeflächen von 84 Zentimeter Kaliber, achtzehn von 15 Zentimetern, zwölf von 88 Zentimetern und zwölf von 87 Zentimetern und außerdem sechs Torpedorohre umfasst. Die gesamte Besatzung besteht mit Einschluß der Offiziere aus 1000 Mann.



Das Schiff Mecklenburg.

S. M. Linienschiff „Mecklenburg“ in voller Fahrt



Reiter aus dem Trachtenfest

Das Volkstrachtenfest in Honau (Württemberg)

Am Fuße des durch Wilhelm Dauff vertheidigten Vindenberg liegt im Oberamt Reutlingen das württembergische Schwarzwalddorf Honau, 12 Kilometer südlich von Reutlingen, das freundliche Dorf Honau in dem grünen Gärtchen. Der Ort ist in neuerer Zeit bekannt geworden durch die vollständigen Reitertrachten (siehe Monatshefte der Württembergischen Monatshefte), die seit zwei Jahren in einer einem dafür erbauten Reitertrachtenhalle veranstaltet werden. Auch am 2. August fand eine hervorragende Ausstellung der Volkstrachten in Schwaben veranstaltetes Volkstrachtenfest verbunden wurde. Der festlichen Veranstaltung wohnte auch das württembergische Königspar. Das festliche Fest, das sich vor 1 Uhr mittels Sonderzuges von Reutlingen nach Honau eintraf, wo die Mitglieder von dem Vertreter der Ziele und Wünsche des Schlosses Reutlingen, Herr von Reutlingen, sowie dem Vorsitzenden des Spielmanns, Robert von Reutlingen, empfangen wurden. Während auf dem Schloß das Festmahl eingenommen wurde, trafen die Teilnehmer am Trachtenfest, gegen 100 Personen in der eigenartigen alten Volkstracht, auf über 60 reichlich besetzten Wagen, sowie 20 Reiter, über Reutlingen, von Reutlingen kommend, in dem reichhaltigen Honau ein. Die größte Beteiligung stellten Reutlingen mit 100 Personen, ferner Reutlingen mit 120, Reutlingen und Reutlingen je über 100, Reutlingen, Reutlingen und Reutlingen je 80 und Reutlingen 24 Personen. Der Wagenzug nahm auf der Reutlingenstraße Aufbruch und geriet dort, inmitten vieler herrlicher Natur am Fuße des Schlosses Reutlingen, ein ungemein reichhaltig



Das Volkstrachtenfest in Honau (Württemberg): Reiter aus dem Trachtenfest

und feierlich. Dieses Fest wurde am 2. August im großen Saal des Reutlinger Hofes abgehalten. In der Leitung des Festes am 2. August am Reutlingen ein. Der Vorsitzende des Festes, Herr von Reutlingen, sprach über die Bedeutung der Volkstrachten. Er sprach über die Bedeutung der Volkstrachten, die seit zwei Jahren in einer einem dafür erbauten Reitertrachtenhalle veranstaltet werden. Auch am 2. August fand eine hervorragende Ausstellung der Volkstrachten in Schwaben veranstaltetes Volkstrachtenfest verbunden wurde. Der festlichen Veranstaltung wohnte auch das württembergische Königspar. Das festliche Fest, das sich vor 1 Uhr mittels Sonderzuges von Reutlingen nach Honau eintraf, wo die Mitglieder von dem Vertreter der Ziele und Wünsche des Schlosses Reutlingen, Herr von Reutlingen, sowie dem Vorsitzenden des Spielmanns, Robert von Reutlingen, empfangen wurden. Während auf dem Schloß das Festmahl eingenommen wurde, trafen die Teilnehmer am Trachtenfest, gegen 100 Personen in der eigenartigen alten Volkstracht, auf über 60 reichlich besetzten Wagen, sowie 20 Reiter, über Reutlingen, von Reutlingen kommend, in dem reichhaltigen Honau ein. Die größte Beteiligung stellten Reutlingen mit 100 Personen, ferner Reutlingen mit 120, Reutlingen und Reutlingen je über 100, Reutlingen, Reutlingen und Reutlingen je 80 und Reutlingen 24 Personen. Der Wagenzug nahm auf der Reutlingenstraße Aufbruch und geriet dort, inmitten vieler herrlicher Natur am Fuße des Schlosses Reutlingen, ein ungemein reichhaltig

...wäre dem Verein getrieben, das Tragen dieser ... Volkstrachten wieder zu verallgemeinern.

Bühne

Am Ende der nächsten Saison wird Hilde Wodas freischülerische Schauspiel „Eana Vetrovitch“ u. a. in Wien, Prag, München, St. Petersburg, Göttingen und Wien zur Aufführung gelangen.

Der Akt Stummenthal hat ein neues einseitiges Verbot. Wenn wir nicht ...

An Barcelona fand Genlle Veres Waldos' zweites Drama „Marta“ mit der spanischen Frau Maria Guerrero in der Titelrolle großen Erfolg. Trotzdem wird das Stück dem Publikum des Festes sein neues Kostüm hinzufügen, da es ein ganz veraltetes Motiv enthält und sich nicht abhebt von einem Verbotdrama unterschiedet.

Leuchtendes Fleisch

Erle merkwürdige Erscheinung, die wohl schon mancher Dauschler gelinden Schreden einflößte, wird durch die Leuchtbarkeit eines ziemlich großen Zwitterfisches (Microcoelus phosphoreus) hervorgerufen, bei dessen leuchtender Leuchtbarkeit ein Teil der Leuchtbarkeit der Haut nicht im Inneren des Leuchtens nur an der Oberfläche des Fleisches und besonders an den etwas aus der Leuchtbarkeit hervorstechenden Stellen liegt. Die Leuchtbarkeit beginnt nach den neuesten Beobachtungen im Nocturnus nach etwa drei Tagen und dauert ungefähr 48 Stunden an. Obgleichs Fleisch leuchtet etwas länger. Die Leuchtbarkeit ist mit gleichmäßiger Sicherheit ein, wenn das Fleisch längere Zeit bei verhältnismäßig niedriger Temperatur aufbewahrt wird, und verschwindet rasch. Nur Aufstreuen zeigt den Beginn der Leuchtbarkeit; da aber das leuchtende Fleisch gar nicht oder nur sehr schwach leuchtet, ist es für den Menschen noch sehr gut genießbar, zumal die Leuchtbarkeit nach dem Eintritt in den Körper bald absterben.

# Über Land und Meer

III. 47



Begleitdampfer „Dympha“ und „Swinge“ im Rosnefjord



Romsdal



„Jobmpöllern“ und „Dympha“, vom Gebirge bei Digermoen gesehen



Der Kaiser läßt auf dem Gipfel des Digermoen zur Erinnerung an diesen Ausflug einen Steinhäufen errichten



Wint. 23. Jüttern an der Ost-Sp. G. „Gletscherrücken“

Der Swartisen-Gletscher



Der Kaiser läßt am Swartisen-Gletscher den Damen „Föhnpöllern“ malen

## Der Deutsche Kaiser auf der Nordlandreise (Czt S. 1036)

Briefmappe

Vom 1. bis 15. in Leipzig. Das letzte Heft werden der Briefmappe rüst gewöhnlich bauen bei, das Jahr das...

Dr. G. in Danneberg. Die meisten offenbar den Versuch von Marlene...



BRENNABOR 100 km-Meisterschaft der Welt Grand Prix de la République Meisterschaft von Russland...

Krankenfahrräder, Krankenmöbel Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Hollins' echt englisches Vigogne Strickgarn, für Hand- und Maschinenstricken.

INDISCHE BLUMENSEIFE F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE u. WIEN. Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Magerkeit Ist das größte Hindernis der Schönheit. Vollenendet schöne Formen, volle Büste...

VIEL GELD VERDIENEN Otto Widmann, Berlin 10.

Serravallo's China-Wein mit Eisen. Ein unbezweifeltes Mittel für Schwächliche, Nervenstärkendes.

Es giebt nichts Besseres für die Pflege der Haut CREME SIMON J. Simon.

FAMMENFABRIK BERNHARD RICHTER COLN RH. Aachen. Beschreibt verschiedene Produkte.

Schreibmaschine HAMOND J. Schrey, Berlin SW12.

Keine schlaflosen Nächte. Wenn Sie abends 1-2 Leithiervilla-Pastillen nehmen...

Stiftung v. Zimmermann'sche Naturheilanstalt Chemnitz. Beschreibt die Anstalt und ihre Leistungen.

PHOTOGRAPH-APPARATE gegen Monatsraten BIAL & FREUND, Breslau II.

Ferien-Bilderbuch von Über Land und Meer. Ein elegant kartonierter Band. Preis M. 1.50.







90. Band. Fünftundertziger Jahrgang  
 Oktober 1902—1903  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ohne Postgeld

## Heimkehr

Erzählung  
 von  
**Otto Höpfer**  
 (Fortsetzung)

**I**ch glaube Ihnen eine Erklärung schuldig zu sein," sagte unterwegs der junge Lehrer, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander durch die Sturmnacht einhergeschritten

waren. "Ich weiß kaum, wie ich mein Bedauern über den Zwischenfall ausdrücken soll, an dem ich wirklich keine Schuld trage."

"Kann mir schon denken, wie die Sachen liegen," entgegnete Klaus leichtlin, während es ihm innerlich trüb und schwer genug ums Herz war. "Erika ist ein schönes Mädchen, da mag der Tölpel sich an sie herangemacht und eine un-zweideutige Abfertigung erfahren haben. Nun sucht er sich wohl in der Annahme an Ihnen zu reiben, den begünstigten Nebenbuhler vor sich zu sehen."

Aleinau seufzte. "Wer das wüßte, Herr Schilling," meinte er dann zutraulich. "Ich gestehe Ihnen offen, ich sehe Fräulein Erika gern, und ich wäre überglücklich, erlaube sie mir ein Nähertreten. Das ist aber auch alles. Mit dem rohen Burschen haben Sie allerdings recht, der hat sich erst kürzlich eine ganz gehörige Zurechtweisung geholt."

Der Heimgekehrte hielt plötzlich mitten im Schritt inne. Er hatte Mühe, eine ihm selbst unerklärliche Unruhe, die ihn immer mehr meisterte, zu unterdrücken. Vom Himmel herunter leuchtete



Rotterdam. Nach dem Gemälde von Hans Haxmann

durch die zerrissenen Wolken sahles Sternensicht, und bei dessen schwachem Schimmer suchte er einen forschenden Blick in des andern Antlitz zu werfen. „Ich nahm allerdings an, Herr Kleinau, daß zwischen dem Mädchen und Ihnen ein Einverständnis bestände,“ sagte er dann. „Wie ich Sie heute abend zusammen im Hausgang stehen sah, so —“

„Ein ganz zufälliges Zusammentreffen, Herr Schilling, aus Manneswort. Ich denke viel zu hoch von der jungen Dame, als daß ich mich eines Einverständnisses zu rühmen wagte, das von mir mit Freuden begrüßt werden würde, aber einseitigen nur recht einseitig ist.“

Dem Heimgelächten war plötzlich so froh und leicht; er hätte jauchzen mögen, und vergeblich schalt er sich heimlich einen Toren. Das Frohgefühl blieb. „Sie haben sich Erika gegenüber noch nicht erklärt?“ forschte er.

„Wie sollte ich! Mein Gehalt reicht kaum für meine eignen Bedürfnisse.“

„Nun, mein Vater ist, soviel ich weiß, nicht unvermögend.“

„Aber da sind Sie doch der nächste dazu, Herr Schilling. Ich würde auch, ganz davon abgesehen, niemals aus Selbstinteresse um ein Mädchen freien. Das sind jedoch ganz nebensächliche Punkte. — Offen heraus, ich weiß nicht, wie ich mit Fräulein Erika daran bin; sie ist so gut, so zutraulich und offen gegen mich, sie freut sich immer so, so kindlich, möchte ich beinahe sagen, wenn ich komme, vielleicht wäre es mir sogar lieber, sie wäre schmerz. Es ist töricht von mir, daß ich dies alles herausjage, — wir kennen uns noch kaum, Herr Schilling, — das heißt, was mich anbetrifft, so habe ich Sie schon lange gekannt, da sprachen die Eltern und auch Fräulein Erika viel und oft von Ihnen. Aber Ihr ganzes Wesen flößt mir Vertrauen ein. Sie haben auch eine solche echt männliche Art, die ich mir selbst wünschen möchte — ach, wenn Sie vielleicht vermitteln wollten, ich wäre zu glücklich!“

Er hatte zaghaft noch des andern Hand gefaßt, zog aber nun die eigne rasch wieder zurück, als Klaus laut herauslachte.

„Sie verachten mich,“ sagte er ganz betrübt. „Ich verdiene es vielleicht auch, aber mich quält verzehrende Ungewissheit schon seit langen Monaten.“

„Beruhigend legte Klaus ihm die Hand auf die Schulter und zog ihn mit sich unter eine Torfahrt, wo sie gegen den kalten, heftigen Wind geschützter standen. „Lieber Herr Kleinau, Sie auszulachen ist mir gar nicht in den Sinn gekommen!“ sagte er freundlich-ernst. „Aber in Herzenssachen muß jeder Mann sein eigner Anwalt sein; wer seine Sache vor dem Mädchen seiner Wahl nicht flehhaft zu führen weiß, der verdient dieses gar nicht und würde auch schwerlich mit ihm glücklich.“

„Ich bin wirklich nicht feige, Herr Schilling; da tun Sie mir unrecht, und könnte ich Fräulein Erika gewinnen, so würde ich sie so glücklich machen, als ich mit meinem ganzen Herzen es zu tun vermöchte.“

Klaus lachte noch immer still vor sich hin. Er wunderte sich selbst, woher ihm die heitere Grundstimmung nur angeflagen sein machte; aber sie war da, und so rauch der Sturm auch eben heulte, so unfreundlich es draußen auf der StraÙe auch war, ihm schien es, als atmete er linde Frühlingsluft. Gewiß, das war vor allem die neu erwachte Lust an der Heimat, das frohgemute Bewußtsein, sich wieder in deren sicherem Schirm zu finden. Oder leuchteten dazwischen blendend und verwirrend, wie blinkende Sterne der Hoffnung, sinnige Mädchenaugen? Er was, er wollte sich und andre nicht zum Narren haben. Er hatte Erika beobachtet und glaubte zu wissen, daß sie den jungen Lehrer, der so zaghaft vor ihm stand, von Herzen liebe.

„Hören Sie mal, vermissen Sie nicht meine Dapwischenkunft?“ fragte er rasch, und als Kleinau ihn nur verständnislos anschaute, setzte er hastig hinzu: „Nun ja, ich hatte des Mädchens Schwester lieb, und Erika ist ihrer toten Schwester Ebenbild, und dieses Bild habe ich treu in der Erinnerung bewahrt. Schließlich bin ich auch ein Mensch, der nach Glück verlangt, und Gott weiß,“

schloß er leiser, „ich habe bisher davon wenig genug auf meinem Lebensweg gefunden.“

Der junge Mensch vor ihm war ganz erschrocken. „Aber ich bitte Sie, Herr Schilling, Sie, ein so gereifter, gefestigter Mann, und das junge Mädchen —“

„Lieber Freund, ich bin vom Großvater noch weit entfernt. Schließlich kommt es doch darauf an, wie jung man sich fühlt!“ Gutgelaunt klopfte er dem völlig Verwirrten wieder auf die Schulter. „Das soll Sie nicht schrecken, was ich Ihnen da sagte. Vertrauen dem Vertrauen, Herr Kleinau. Auch ich würde nie ein Mädchen nehmen, das mich nicht nur um meiner selbst willen liebt. Da hab' ich in jungen Jahren doch schon gar zu trübe und bittere Erfahrungen machen müssen; auch mir erschien heut morgen Erika wie das liebe Sonnenlicht. Wie ich nach hartem Kampf dem trotzigen Meer das Leben knapp wieder einmal abgerungen hatte und sie erblickte, — das war ein Gefühl, Herr, vielleicht ebenso gewaltig, wie es in Ihrem Herzen lebt.“

„Ja, dann freilich.“ Der Lehrer war ganz bestürzt und wußte sich kaum zu fassen. „Da werde ich wohl verzichten müssen,“ sagte er ganz leise und zwischen Behmut und aufquellender Bitterkeit schwankend. „Sie sind so im Vorteil gegen mich. Du guter Gott, wie hätte ich gedacht, daß —“

„Denken Sie auch jetzt nichts, am wenigsten etwas Schlimmes!“ unterbrach ihn Klaus ernst. „Sie gewäherten mir Einblick in Ihr Inneres, und ich vergalt Ihr Vertrauen, im übrigen sind Sie ein ehrlicher Kerl, das steht auf Ihrem Gesicht geschrieben, und daß ich es auch bin, wird Ihnen die Zukunft beweisen. Was mich anbetrifft, so rede ich ins Klare. Ich weiß noch gar nicht, ob mich das liebe Mädchen nicht gar noch auslachen würde, ich bin mir über die eignen Empfindungen noch nicht einmal klar geworden, das muß sich alles erst beruhigen und klären. Aber für alle Fälle meine ich; wir halten ehrlich Spiel, und sollte das Mädchen den einen von uns lieben, nun, so wahr wir anständige Kerle sind, der andre soll es keinem nachtragen, sondern ehrlich sich bescheiden, — ist's so recht?“

„Sie haben mir eine schlaflose Nacht verursacht,“ meinte Kleinau mit schwachem Lächeln. „aber eine Lehre entnehme ich doch Ihren Worten: man soll nicht zaudern, gilt's das Lebensglück; das ist wie 'n s'chwerer Vogel: läßt man ihn aus der Hand, so schwirrt er fort.“

„Gute Nacht!“ Klaus richtete ihm herzlich die Hand hin und schien es nicht wahrzunehmen, daß der andre nur nach schwachem Zögern einschlug. Er blieb stehen und schaute dem rasch sich Entfernenden sinnend nach. Der dort ging, trug den Sieg mit sich, mit ihm ging ja die Jugend, und wie er sich nun nach dem kleinen Häuschen der Eltern wandte, um in diesem wieder die erste Nachtruhe zu halten, kam er sich plötzlich wieder alt und müde vor. Hinter ihm lagen der Lebensstürme schon so viele, sie hatten ihn durchgerüttelt, ihn hart und stark gemacht; aber sie hatten ihm auch die Unbefangenheit und den Kinderglauben der Jugend genommen. Wie sollte er hoffen, daß das junge, rosige Mädchen ihr Herz an ihn verlieren könnte.

## V

Es wollte gar nicht Tag werden. Ueber Nacht hatte der Sturm abgeflaut. Er blies zwar immer noch kräftig genug dicht über der Erde hin, droben aber zogen die Wolken nur noch langsam und verdrängten sich immer mehr zum Regen. Schon lange vor dem ersten Fahrenschrei hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet; nun goß es draußen in Strömen, die Traufen hallten plätschernd wider, in scharfen Salven prallten die windgepeitschten Regenmassen gegen die Mauern der Häuser grundlos wurden die Wege. Selbst durch die geschlossenen Fenster kroch die Feuchtigkeit, legte einen Dunsthauch auf die polierten Möbel und ließ die Metallgeschirre in den Küchen blind anlinsen. Die Lampen brannten mit einem bleichen Dunst, und Menschen und Tiere blieben der StraÙe fern.

Vater Schilling war die große, freudige Erregung des Vortages nicht gut bekommen. Die Kurzatmigkeit plagte ihn, durch die lahmen Glieder kroch peiniger Schmerz. Da mußte er wohl oder übel im Bett stecken bleiben, so ungeduldig er auch nach seinem Jungen verlangte.

Als Klaus nach prächtig durchgeschlafener Nacht unten in der Wohnstube erschien, war es draußen doch schon mißfarbener, trüber Tag geworden. Die Eltern hatten sein Kommen bereits von der Treppe her gewahrt, als er noch gar nicht zur Tür hereingetreten war. Nun rief der Vater auch schon nach ihm. Die Mutter trat unter die Küchentür und streckte ihm beide Hände hin.

„Guten Morgen auch, wie hast geschlafen, Jung? Was hast getrunken, hoffentlich gut? Ist von großer Bedeutung, Jung, denn was man in der ersten Nacht daheim träumt, das geht in Erfüllung.“

Klaus lachte. „Dann werd' ich wohl nicht viel liegen, denn ich habe nichts getrunken, aber reinweg nichts. Hab' aber prächtig geschlafen. Ja, Mutter's Federbetten, die sucht man doch in der ganzen Welt vergeblich!“

Die gute Alte strahlte vor Vergnügen. „Ich hab' dir auch mein eigen Deckbett gegeben,“ sagte sie. „Weißt noch, als Bub bist immer zu mir ins Bett gekrochen, weil es bei mir so viel wärmer war; das machen die Damen, die hab' ich all selbst gerupft und geschliffen.“

„Na, so mar' doch nicht, Alte, ich will doch auch was von unserm Jungen haben!“ ließ sich der Kapitän in der Schlafstube ungeduldig vernehmen.

„Weißt was, trinkst deinen Kaffee in der Küche,“ meinte die Mutter nun, „da ist es schön warm, und du kannst vom Tisch aus mit Vater plaudern.“

In der Küche war der Tisch gedeckt, ein frisch gebadener, zuderbestreuter Kuchen stand mitten darauf. An der einen Seite eine Tasse, innen vergolbet und außen wie eine vollerblickte Kofe anzuschauen, während die Untertasse die Blätter und Kanten verfinstlichte.

Klaus schlug die Hände zusammen, wendete sich nach der alten Frau und herzte sie. „Aber Mutter, nun hast du gestern abend gar noch Kuchen gebakkt, wo du den Schlaf so nötig hast, und die Geburtstagskaffe, lieber Himmel, die ist all noch da!“

„Kennst sie noch?“ fragte die Mutter unter glücklichem Kopfnicken, während sie sich eifrig daran machte, einen wahren Kuchenberg aufzuschnitten und dem Sohn vorzulegen.

Ihr Sohn lächelte nur still. Wie hätte er auch der Mutter sorglich behütete Reliquie vergessen können; die Tasse war wohl schon hundert Jahre alt, und schon die Großmutter hatte sie als ein Geschenk ihres damaligen Bräutigams wert gehalten; nur das Geburtstagskind hatte an seinem Ehrentage aus der Rosentasse trinken dürfen, und dann hatte natürlich der Kaffee doppelt gut geschmeckt. „Aber ich hab' doch nicht Geburtstagskaffe heute,“ lachte Klaus und schruppte. „Der Daus auch, was riecht der Kaffee sein! Ausgerechnet Geburtstagskaffe, Vanille zwischen — aber Mutter, du verdommst mich!“

Die Augen der alten Frau lachten vor eitel Freude, und Sonnenschein lag über ihren verwiterten Bügen. „Lang tüchtig zu, ist mein Jung, da darf kein Krümel übrig bleiben!“

„Mutter hat 'n ganzes Pfund Rosinen vorbaden!“ rief der Vater nun durch die offene Tür. „Aber verlesen hab' ich sie, jawohl, Jung, und nicht 'ne einzige habe ich naschen dürfen. Mutter hat mir scharf auf die Finger gesehen... Der Jung muß alles haben, alles... da war sie erbittlich.“

Längst schon hatte Klaus sich neben des Vaters Bett gesetzt, nun hielt er seine Hände innig fest. Letzte, rechte Feiertagsstimmung nahm ihn gefangen. Ach, wie wohligh lag es sich dabei bei den Eltern in den engen, traulichen Räumen, während draußen der Sturm blies und die schweren Regentropfen gegen die Fensterscheiben klopfen! Wie während diese Liebe der alten Leute war, bis



Am Badestrand (Boulogne sur Mer)

Nach einer Zeichnung von H. Besnou

sich im Betätigen nicht genug tun konnte, sondern allezeit darauf sann, ihm zu erkennen zu geben, wie wert er ihnen war.

„Der Kaffee wird kalt!“ rief die Mutter. Unter scharfen Schlägen trieb sie ihn vom Bett des Vaters, er mußte sich an dem gedeckten Tisch niederlassen und den aufgetürmten Kuchenberg meistern, so ungewohnt ihm auch die süße Kost war. Mit gefalteten Händen sah die Mutter ihm gegenüber und verfolgte andächtig jede seiner Bewegungen. Sie nahm es wohl wahr, daß er oft mitten im Plaudern innehielt und sich wie suchend umschaute.

„Fehlt dir was, Jung?“ meinte sie endlich, als er nicht fragte, und ohne daß er Bescheid gab, erriet sie doch die Quelle seiner Beunruhigung. „Erika ist ins Dorf einholen gegangen — weiß selbst nicht, wo sie so lange bleibt.“

Ihr stattlicher Sohn wurde rot wie ein Mädchen, und unter ihrem forschenden Blicke senkte er die Augen. „Sie ist 'n liebes Ding, ist sie nicht, Mutting?“ sagte er hastig, und dann hielt er verlegen inne.

„Besser wie die Stiene selig.“ rief der Vater vom Bett her, „so viel ähnlich sie der auch sieht, sie hat 'n goldig Herz, Jung, hat uns viel Freude gemacht in unsrer Verlassenheit . . . Ich wollt' . . . ich wollt' . . .“ Er sagte nicht, was er wollte; aber er hästelte wiederholt, wie zur Ergänzung.

Der Sohn schob die Kaffeetasse zurück. „Kann nicht mehr, Mutter.“ sagte er, „aber es hat geschmeckt, großartig, Mutting.“ und er verdröhte lustig die himmelwärts gerichteten Augen.

„Ein Racker bist, durchtriebener Schelm du!“ Sie gab ihm einen Klaps und lachte auch. „Es muß alles gegessen werden; dann heut nachmittag, geschenkt wird dir nichts!“

„Freu' mich sehr schon, Mutting.“ Er strich sich den Bart und ging in die Kammer zum Vater.

Der nickte ihm eifrig zu. „So ist's recht, sitz her, Jung. Weißt du das, seit du unten bist, da ist es all wieder besser mit mir. Ach, Jung, das ist 'n Feiertag. Wenn ich dich doch halten könnte, immer hier bleiben müßtest du. Klingt garstig was? So 'n aus der Art geschlagener Vater, und Mutting ist auch nicht besser; ja, die hat die halbe Nacht gebarmt. Kinderer, was? Soll man sich den Sonnenschein vergällen, weiß's doch wieder regnen muß? . . . Aber, aber, Jung, es wird wohl der letzte sein . . . wenn man dich nur immer behalten könnt.“ Hässlich streichelte er mit den krummgebogenen Fingern die Hand des Sohnes.

Klaus sah in stürmenden, krasen Gedanken. Ernst schaute er dazwischen, und dann kräuselte wieder ein helles Lächeln seine Lippen. „Wißt schon etwas, Vater, ich wollte, ich jähde wirklichen Ankergrund.“ Er atmete tief.

Der Alte blinzelte und beugte sich dicht zu ihm. „Mußt heiraten, Jung.“ wisperte er. „Ich mein', der Himmel selbst hat dir das Mädel aufgehoben. Das mit 'm Lehrer ist nur dummes Zeug.“

„Weiß nicht, Vater.“ Hweiselnd schüttelte er den Kopf.

„Und wenn auch, Jung.“ drängte der Alte eifriger. „Nun bist doch du da, so 'n stat'scher Jung, sie müßt ja keine Augen im Kopf haben, ist ja gar kein Vergleich!“

Nun mußte Klaus lachen. „Das sagst du, Vater, aber wie denkst so 'n junges Mädel? Ich bin alt, und die Welt schlug mich wund.“

„Spaßvogel!“ Unter einem quälenden Husten lichter der Vater. „Junger Kerl du, was du vom Alter weißt, häähäh! Man braucht dir nur in die Augen zu schauen! Da drinnen wohnt das Leben, was meinst, Mutting?“ Er wendete sich der Lebensgefährtin zu, die auch in die Kammer getreten war.

Seine Frau zupfte ihre Schürze zurecht. „Vater ließ nicht locker, sprach die halbe Nacht davon, immer wieder, hat sich's in den Kopf gesetzt. Ach Jung, wie glücklich wär' ich, machte sich das alles so schön. Gut ist das Mädel, jung natürlich auch, da liegt's, Jung. Wir Alten sind da wie Kinder, solch junges Blut lebt sich anders aus, bahnt sich den eignen Weg, fragt nicht nach morgen, und noch weniger nach andern, will eben nur heute selbst glücklich sein.“

„Du meinst, da wäre keine Hoffnung für mich, Mutting?“

Das Klang so schwermetzig ernst, so hoffnungslos traurig, daß die alte Frau ganz erschreckt aufschaute. „Jung, du weißt doch nicht . . . aber das ist ja unmöglich . . . Kennst die Dien ja erst seit gestern, denn das von früher zählt doch nicht, da war sie ja noch 'n Kind, und hast kaum zwei Worte geredet mit ihr.“

Klaus gab ihr nicht gleich Antwort und überhörte auch des Vaters hastigen Ausruf. Er saß in innerem Kampfe und atmete schwer. Endlich streckte er den Eltern die beiden Hände hin.

„Ihr guten, lieben Alten.“ begann er mit von innerer Bewegung bebender Stimme, „was soll ich euch sagen, es euch verständlich machen, was mir in der Brust lebt, — ich weiß es ja selbst kaum. Das süße Mädel ist mir nicht fremd, sie hat ja all die Jahre über in meiner Seele gewohnt; ich glaubte, die Stiene sei es, und die Erinnerung an diese ließ mich nicht zurück zur Heimat finden. Wie ich aber gestern am Grabe stand, da begriff ich es mit einem Male, daß meine Sehnsucht nach Glück und Frieden lebendiger als je ist, ich möchte mich selbst darum ausladen, ist ja so kindisch . . . Da ist man Mann und hat sich durch ein halbes Menschenleben geschlagen, nur um daheim sich wie ein grüner Jung zu verlieben, regelrecht und hoffnungslos. Ihr sollt es wissen, vor euch kann ich kein Geheimnis haben, am wenigsten ein solches. Ja, ich wäre glücklich, könnt' ich dem süßen Mädel auch etwas sein, viel sein sogar, alles sein! . . . Da liegt's . . . Ich will nicht eine Frau, ach nein, die brauch' ich nicht, hab' mich ja mit dem Meer vermahlt, das war mir Kind, Weib, Mutter und Vater, ich dürfte nach so viel mehr, nach einem Frieden, wo ich rasten kann, nach einem wirklichen Menschenherzen, das so treu und wahrhaftig liebt wie ihr Guten; das süße Mädel könnte mir viel sein, ich könnte mit ihr glücklich werden. Aber das wäre wohl für mich des Glückes zu viel, da ist ein Mahner in meiner Brust, der lacht mich aus. Die Jugend will zur Jugend, das ist ihr Recht, und schein' ich euch Guten auch jung, ich bin es nicht, nein, ich bin alt, und ob das süße Mädel mich lehren will und kann, wieder jung zu sein, wieder mit allem frommen Kinder glauben auf das Glück zu bauen, das weiß ich nicht, und ich glaube es auch nicht!“

Er hatte immer leiser und stockender gesprochen, während seine Eltern bald ihn, bald sich verständnislos angeschaut hatten. Wie er nun schwieg, konnten sie ihm keine Antwort geben. Die Mutter blickte trüb und wie verzagt, der alte Mann aber hatte es wieder mit dem Husten zu tun, der ihm den Atem benahm.

Da wurden draußen leichte, stüchtige Schritte hörbar, die sich rasch der Küche näherten, und gleich darauf öffnete sich die Tür. Erika trat ein, schwere Regentropfen auf dem dunklen Ueberwurf, das Blondhaar unter dem Kopftuch zerzaust, aber die Wangen rosig frisch, und in den hellen Augen ein stilles Glückesleuchten. Sie war schwer bepackt und mochte unter der Last des übervollen Korbes, den sie nun auf den Küchentisch setzte, hart zu schleppen gehabt haben.

Geschwind war Klaus bei ihr, wollte ihr behilflich sein, sie herzlich begrüßen und stand dann doch wie verwirrt unter dem frohen Blicke des Mädchens, der dieses als eine ganz andre erscheinen ließ.

Aber sie schüttelte ihm die Hand und blickte ihn dabei herzlich an, viel freier und unbefangener als am Vortage. „Schlechtes Wetter heute, Onkel Klaus!“

Dann eilte sie an ihm vorüber auf die alte Frau zu und umhalsste diese mit einer stürmenden, an ihre ungewohnten Herzlichkeit. „Bin gehalten worden, Mutting, sag' dir's später, warum!“ Wieder strahlten ihre Augen im Lichte eines großen Glückes.

Klaus begriff nicht, warum die Mutter so grämlich und verdrossen schaute, ihn jetzt gar mit einem kummervollen Seitenblick streifte. Wie Sonnenschein war ihm der warme Blick des Mädchens in das Herz gedrungen, und er lebte

ordentlich auf unter seiner segnenden Einwirkung, kam auch gar nicht zum weiteren Nachdenken, denn Erika war auch in ihrem Wesen, ihrer ganzen Art verschieden heute. Sie packte unter Lachen und Scherzen die eingekauften Vorräte aus, zeigte sie den Männern und plauderte munter. Sie hatte vom Fleischer Festtagsbraten geholt, auch sonstiges für die Küche, das einen köstlichen Schmack verheißt.

Der alte Kap'tän laute ordentlich schon im Vorgenug. „Das hast du fein besorgt, mein Töchterling.“ meinte er. „Se, Junge, Mutter hat 'n gutes Gedächtnis, hat sie nicht? Rinderleude mit Maderratulle, darin hast du schon als Junge immer geschweiselt!“

„Ja, nun kommt das Schlimme, aber da ist eigentlich Onkel Klaus daran schuld. Maderratulle habe ich nicht bekommen, der Krüger hat keinen Tropfen mehr im Haus, ist letzten Abend all getrunken worden . . . müßt ihr gehauft haben, Onkel Klaus!“ Und neckisch drohte sie dem Heimgelehrten mit dem Finger.

„Aber was machen wir da?“ Die alte Frau war ganz unglücklich, sie hatte sich so darauf gefreut, dem Sohn ein Lieblingsgericht vorzusetzen, daß ihr die plötzliche Enttäuschung fast die Tränen in die Augen trieb. Auch der Kap'tän ließ ein mißbilligendes Knurren hören. Es kam heraus, daß die Maderratulle auch von ihm schwer vermisst werden würde.

„Da weiß ich Nat!“ schlug Klaus frohgemut vor. „Mutting macht englische Tischzeit, ich ruber nachmittags nach meinem Schiff, da haben wir genug Wein an Bord.“

„Das wär' gerade das Richtige, bei dem Hundewetter.“

„Nein, mein Jung, das bild' ich nicht. Wenn dir etwas zustehe!“ rief auch die alte Frau ängstlich.

Der Sohn lachte nur. „Rindings, laßt euch nicht auslachen, ich hab' so keine Ruhe, muß doch an Bord, habe ja 'ne ganze Kiste mitgebracht, die darj nicht länger feiern, für Mutting, und für dich auch, Erika.“ Er war ordentlich froh. „Nichts da.“ schnitt er die Einwendungen der alten Leute ab, „am frühen Nachmittag legte ich der Wind steht achter, in einer halben Stunde bin ich an Bord. Rindings geht's freilich länger, aber ich komm' schon durch, ist ja nur 'n Rangesprung, da hat die Erika einen härteren Gang in's Dorf gehabt.“

Draußen klopfte es. Besucher aus dem Dorfe, die gekommen waren, nach dem Heimgelehrten zu fragen. Das böige Wetter machte einen Fischzug noch immer unsicher, da war man heute noch zu Hause geblieben, und ein solcher Besuch kürzte die Langeweile. Man wollte sich für den gestrigen Abend doch auch bedanken. Auch die erwachenden Mädchen kamen unter schicklichem Vorwand; die wollten freilich nur Erika guten Tag sagen, ließen sich es aber gern gefallen, dabei auch den Heimgelehrten, von dessen märchenhaften Reichtümern bereits das Dorf voll war, nahebei zu sehen.

Die Mutter blieb in der Küche; sie machte sich ohnehin nicht viel aus Gesellschaft und ließ noch unlieber neugierige Blicke in ihre Handhaltung schauen. So zog sie die Tür zu, während in der Vorderstube Klaus mit den Männern plauderte. War ihm just nicht darum zu tun. Aber er machte gute Miene, ließ sich die ewige Aufzählerei nicht verdrängen und zeigte sich als ein mitteilbarer Gesell.

Darüber vergingen einige Stunden. Als Klaus endlich dem letzten Besucher das Weggeleit bis zur Haustür gegeben hatte, läutete es von der Dorfkirche schon den Mittag ein. Er ging den Flur hinunter bis zur Küchentür und knickte sie auf. Die Mutter richtete gerade einen Tisch zu, und wie sie den Sohn erblickte, nickte sie ihm lächelnd zu und legte zugleich magnend den Finger an die Lippen.

„Vater ist eingeschlafen.“ flüsterte sie, auf die offene Kammertür deutend.

Behutsam schlich Klaus auf den Besenstiel bis an die Tür und warf einen Blick auf den Schlummernden. Wie alt und hinfällig er eben

Das neue Königin-Katharina-Schulhaus: Ansicht von der Gartenseite aus

Die neue städtische Turnhalle bei dem Eberhard-Ludwigs-Gymnasium



Das neue Königin-Katharina-Schulhaus: Ansicht von der nach den Anlagen Ehrenstrasse aus  
Das neue Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, Hauptfassade

**Schulneubauten in Stuttgart** (Zeit S. 1058)

aus! Nießenstarke Angst legte sich lassend auf des Heimgekehrten Empfinden. Eine innere Stimme sagte ihm, daß der Vater es nicht lange mehr machen würde; vielleicht beschleunigte sogar die Freude über des Sohnes Heimkehr die Auflösung, die schon schreckhaft vorgekündigt schien. Sein Blick huschte nach der Mutter hin. Die gute alte Frau erschien gleichfalls hinsichtlich, das flackernde Licht ihres Lebens hatte wohl auch nur noch vom Cel der großen Hoffnung gezehrt. Nun diese sich erfüllt, mochte sie mit dem alten Mann zugleich zusammenbrechen.

Unter einem dumpfen innerlichen Erseufzen hob sich die Brust des Heimgekehrten. Die tiefe Stille, die im Hause lag, beengte ihn; das war alles um ihn verstimmdes Leben, das seinen Tag gehabt hatte und nun schlaftraunken matt erschein. Wie ein letzter, freundlicher Sonnenstrahl lag ein großes Glück verklärend über dem Scheitel dieser guten Alten, und draußen an den Fensterscheiben klopfen nicht die Regentropfen allein mahnend, dort lauerte schon ein erster, bleicher, unerbittlicher Geißel auf den Stundenschlag, der ihm Wegrecht gab, und schloffen sich die guten lieben Augen, heute oder morgen, sicherlich aber bald, dann war die Heimat für den starken Mann, der unschlüssig neben der Tür lehnte, wirklich und auf ewig verloren, dann leuchtete ihm keine Sonne mehr, und um ihn brütete hoffnungslose Nacht.

Da sagte es ihm heiß an, und in mächtigen Glückesdrang begann sein Herz stürmisch zu pochen; da war noch eine Sonne, hell und voll Verheißung, sie würde seinen Lebenspfad hell und freundlich gestalten, wenn, ja, wenn sie ihm scheinen wollte.

Auf den Zehenspitzen schlich er sich aus der Küche, trat in die Vorderstube zurück und zog behutlich die Tür hinter sich in das Schloß. Dann aber blieb er ebenso unvermittelt wieder stehen.

Vorn am Fenster stand Erta. Sie neigte sich leicht aus dem einen offenen Flügel und sprach mit einer Bekannten. Daneben auf dem Tischchen lag der Strohrahmen; sie mochte angeweht worden sein und in fleißiger Arbeit sich unterbrochen haben. Bewegunglos blieb Maus stehen, und mit durstigem Blicke verschlang er das liebliche Bild. Das Mädchen hatte seinen Eintritt überhört und plauderte zutraulich mit der Freundin, von der der Beobachtende nur städtische Umrisse erpähen konnte.

Warm und wohligh mutete es den Heimgekehrten an, Nein, dieses Mädchen war ihm nicht fremd, das waren lang gestirnte, geistige Bande, die ihn mit ihr verstrickten, das war auch nicht nur ihre sprechende Ähnlichkeit mit der toten Schwester, die dort ahnungslos lehnte und deren Stimme ihm wie süßer Glockenton die Seele füllte. Das war das Glück, sein Glück, wie es im Traum ihm oft genah, und wie er es in all den Jahren des Stürmens und Kämpfens in unerreichbarer Ferne erpäht hatte.

Mit leuchtenden Augen schaute er sich im Zimmer um, und seine Phantasie bevölkerte es mit lachenden Zukunftsgebilden. Hatte er wirklich heimgefunden zum Hafen, in dem der Friede wohnte, war das unste, ach, so glückselarne Wandern gleich einem wüsten Traum zu Ende und durfte er, ein Wachgewordener, wirklich in die hellen Sonnenaugen einer frohen Zukunft schauen?

In übermächtiger Bewegung trieb es ihn voran. Er wußte selbst nicht, was in ihm vorging; aber als das Mädchen jetzt das Fenster schloß, sich umwandte und in großer Befangenheit ihn plötzlich im Zimmer stehen sah, da entrang sich ein lösender Atemzug seinen Lippen.

„Du bist es, Onkel Klaus?“ Sie ließ sich vor dem Arbeitstische nieder und tastete nach dem Strohrahmen. „Ich hörte dich gar nicht kommen. Willings Vene klopfte ins Fenster; aber da habe ich mich verplaudert, ich muß doch nach der Mutter sehen, sie wird mich brauchen können.“

Nach erhob sie sich und wollte an ihm stink vorüber nach der Küche eilen.

Er vertrat ihr den Weg. „Ich hätte wohl

mit dir zu sprechen, Erta,“ sagte er, umsonst bemüht, seine übermächtige Bewegung einzudämmen. Er hauchte nach ihrer Hand und hielt sie trotz ihres leisen Widerstrebens fest.

Die helle Wärme wich langsam aus ihren Augen, der tiefe Glanz ihrer Augen dunkelte; das alte scheinbare Jagen sprach wieder aus diesen. Aber er nahm es kaum wahr, er wollte es nicht sehen.

„Erta, ich muß dir etwas sagen,“ begann er noch einmal unter einem schweren Atemzuge. „Du sollst mir keine Antwort jetzt geben; alles, worum ich dich bitten möchte, ist, mit dir zu Rate zu gehen.“

„Aber was, was nur?“ Stockend kam es über ihre widerstrebenden Lippen, und ein Zittern durchlief ihre schlanke Gestalt.

„Vielleicht laßt du mich aus, aber ich muß es dir sagen. Sieh, Mädchen, ich hatte deine Schwester lieb, und du weißt ja, was ich darum erlebt habe, es trieb mich ins Weite, und ich glaubte, an meiner Enttäuschung sterben zu müssen; so weit kam es nicht, aber ich wurde die Erinnerung nicht los, sie ließ mich nicht heimfinden. Nun fand ich deine Schwester geistert in dir. Da dachte ich noch nicht viel. Ich war überrascht, verlegen, was weiß ich. Aber dann kam es sprunghaft, kam dir nicht lagen, warum; aber in mir stieg es auf, als ob das Glück da wäre und ich brauchte nur anzuklopfen. Ich weiß nur, daß du mir nicht fremd bist, daß ich mir die Heimat nicht ohne dich denken kann, ich weiß nur, daß ich dich lieb habe, nicht erst seit gestern und heute, daß ich immer dich geliebt habe, dich ganz allein.“

Schreckhafte Verstörung sprach so gewaltig aus dem bleichgewordenen Antlitz des jungen Mädchens, daß der Heimgekehrte sich bestürzt unterbrach.

„Um Gott, Onkel Klaus!“ Das Klang abwehrend, bestürzt, maßlos erschrocken.

„Sag kein Wort,“ flüsterte Klaus. „Willst du nicht, oder kannst du nicht, so ist kein Wort gesprochen. . . still!“ unterbrach er sich, er lauschte nach der Küchentür, „ich glaube, der Vater ist wach geworden, die alten Leute sollen nichts wissen, versprich es mir, es würde sie bekümmern. Verstehst du nicht, was ich meinte, so vergiß es; ich bin ein Mann und kann viel tragen, dann war's halt der Pafen nicht, und dann geh' ich wieder, und um dich wird alles sein, wie es war.“ Das Klang todesstraurig, gebrochen.

Aber vergeblich hoffte er auf eine Antwort. Wie entsetzt hatte das Mädchen sich von seiner Hand losgemacht und war in die Küche hinausgeflüht.

Unter der Tür traf sie mit der Mutter zusammen. Der genigte ein Blick, um zu wissen, daß zwischen den beiden irgend etwas von Belang sich ereignet haben mußte. „Aber Jung, wo willst du hin?“ fragte sie ängstlich, als Klaus in ungestümer Bewegung sich den breitrandigen Hut aufsetzte.

„Weißt ja, Mutter, segeln will ich, in ein paar Stunden bin ich wieder da.“

„Sollst nicht gehen, Jung, jetzt gerade nicht, sei doch so gut. Ich ängstige mich ja halb tot.“

Klaus bückte sich zu ihr und küßte sie. „Keine Ursache“, Mutter; bresh' ich bis zum Strand den Hals nicht, dann sicherlich nicht auf dem Wasser, und ich muß hinaus, es tut mir gut, mir ist ganz wiet, Mutter. Bin die engen Stuben nimmer geröhnt, meine Heimat ist die See, — aber vielleicht wird's anders, halt mir mal den Daumen, was?“

„Wie du nur sprichst, Jung, ich versteh' dich gar nicht,“ klagte die Mutter.

Da lastete ihr Sohn wieder. „Ist auch gar nicht nötig, Mutter, grüß Vater, ich sag' ihm nicht lang adieu; eh es schummert, bin ich wieder da!“

Und hinaus war er auch schon. Als die Mutter ihm dänger Urruhe voll nachsahnte und unter die Haustür trat, da stürmte er auch schon durch die Straße, weitab vom Hause. Sie winkte ihm zu, sie rief seinen Namen. Aber er drehte den Kopf nicht, hörte und sah nicht, der Wind blies auch gar zu forsch. Da fühlte die alte Frau die Schürze an die Augen und schluchzte

leise. Sie wußte selbst nicht, warum ihr mit einemmal so bang war, ganz so anders wie gestern. Der Sohn war ihr doch fremd geworden, sie verstand ihn nicht, und sie hatte ihn doch so lieb.

(Gottscheana folgt)

## Quer durch die Montblanc-Gruppe

Von

Maud Wundt

Welch eignes Gefühl, als wir nach langem, arbeitsreichem Jahre zum ersten Male wieder inmitten des Hochgebirges auf den Höhen des Grand-Gletschers standen! Eis ringsum und himmelstarende Felsen, umflossen von der großen Einsamkeit, deren gewaltige Sprache das Gemüt bedrückt und erhebt, die Gedanken sammelt, sie zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft lenkt.

Ein beinahe märchenhafter Wechsel war in den letzten zwei Tagen an unserm Auge vorübergezogen, während der Eisenbahnfahrt durch die Schweiz, an dem brausenenden Rheinfluß vorbei mit seinen schäumenden Wassern, den grünen Wiesen und Wäldern, den mächtigen Bergen, idyllischen Sennhütten und belebten Städten, nach den herrlichen Gestaden des Genfer Sees mit seinen weiten, blauen Fluten, seinen Dampfmaschinen, seiner stolzen Stadt mit ihren belebten Gassen und Prachtbauten. Dann eine Wagenfahrt auf bevölkertem Mailcoach von St. Gervais nach Chamonix durch das enge Arve-Tal, in das der König der Alpen, der hohe Montblanc, seine eisigen Ströme so tief hinabsendet. Eindrückend auf Eindrücke stürmen hier auf uns ein und erregen die Bewunderung der Insassen uners Wagen in den vielsprachigen Ausdrücken. Schließlich das bunte Völkergewirr in dem belebten Chamonix, eine kurze Nachttrabe bei dem trefflichen Herrn Arnold, dessen Hotel Mer de Glace jedermann empfohlen sei, und dann adieu du schöne Welt hier unten!

Bald waren die Wälder und Matten, die den Fuß des eisigen Niesen umgeben, hinter uns. Wir passierten Montanvert, das klassische Vergabtal der Montblancgruppe, und betraten den Gletscher, der sich als ein breiter Strom zwischen den ungeheuren Felswänden hindurchzwängte. Ein langer Marsch folgte, inmitten der herrlich großartigen Umgebung, bis an den Fuß des zerklüfteten Gletschersturzes, der in mehrstündigem Kampfe mit der Eisart bezwungen werden mußte, und wie halten jetzt die erste, wohlverdiente Rast.

Welcher Blick dort hinaus! In unsterk sinken senkt sich das Eis erstarrte, sturmgewaltige Gletschermeer tief hinunter zu dem ruhigen Strome, der sich als Mer de Glace noch 9 Kilometer weit bis in grüne Talregionen erstreckt. Ueber ihm erheben sich die doppelt genackte Aiguille du Trient, den mächtigen Rücken der Aiguille Verte, die ihre Umgebung stolz dominieren, dann die Aiguille du Moine und zur Rechten den Oberranden der Droites, der die Verbindung mit dem Hauptgebirge bildet. Er umschließt ein breites, hochgelegenes Becken, in dem wir unmittelbar über dem Gletschersturz den „Jardin“ erblicken, jenen vielbesuchten Gletscherarten, dessen zahlreiche Blumen einen so seltsamen Kontrast zu der eisigen Umgebung bilden.

Im Südosten schneit das Auge über die Höhe des Gletschersturzes hinweg zu dem Hauptgebirgsname, aus dem sich die stolze Aiguille du Blanc, einer der interessantesten Alpengipfel, und zur Linken der Mont Mallet erheben.

Wahrlich, das alles sind Objekte genug, um den Bergsteiger zu reizen. Gehören doch die Aiguilles von Chamonix zu den schwierigsten Kletterbergen der Alpen, denen in mancher Hinsicht auch die Dolomiten nachstehen. Denn während die Rastellen Südtirols sich aus grünen Matten und Fluren erheben und bis zu ihrem Fusse meist einen leichten Zugang gewähren, so sind die Aiguilles des Montblanc, wie wir gesehen, von Gletschern umflossen und erfordern neben großen Kletterkünsten auch eine gute Eistechnik.

Aber hallo, was ist das! Dort unten ertönen Stimmen: eine zweite Partie kommt durch die Giertrümmer herauf. Sie ist vor einem breiten Schrunde angekommen, der ihren Weg quer versperrt. „Rechts, rechts,“ rufen wir hinunter, aber die Leute schütteln die Köpfe beim Anblick dieser freien Eiswand. Sie wenden sich nach links, und wir können verfolgen, welche harte Arbeit sie haben. Aber das Glück ist ihnen hold, und nach einer aufstrebenden halben Stunde stehen auch sie hier oben.

Das Glück! Weinade nirgends braucht es der Bergsteiger so sehr, wie bei dem Durchschreiten eines solchen Gletschersturzes. Regellos liegen die Eisblöcke, die oft den Umfang eines großen Hauses haben, übereinander, regellos durchziehen Spalten und Risse den Boden nach allen Richtungen, da und dort droht herabsürzendes Eis, und oft herrscht Unsicherheit über den einzuschlagenden Weg. Freilich ein gewisser Zufinst, der durch Übung und genaue Kenntnis der Gletscherphänomene wesentlich unterstützt wird, hilft viel, um die Gefahren zu vermindern, die dem Ungewöhnten auf Schritt und Tritt drohen.

Wir haben lange genug geraftet, um unsern Weg mit neuen Kräften fortsetzen zu können. Er ist jetzt einfach, denn es handelt sich nur um eine Trainingstour: die Ueberschreitung des Col du Géant, den wir in einer Entfernung von vier Kilometern über einem ausgedehnten Firnbecken erblicken. Lange Zeit war dieser Pfad der einzige über die Montblanc-Kette, die gewissermaßen das Rückgrat der Alpen bildend, auf einer Entfernung von 30 Kilometern Luftlinie sich nirgends unter 3351 Meter senkt; die Höhe dieses Passes übertragt die der Zugspitze, des höchsten deutschen Berges, noch um 387 Meter. Die erste beglaubigte Ueberschreitung des Passes wurde im Jahre 1786 von einem Engländer namens Hill gemacht, doch wird auch schon von früheren, nicht kontrollierbaren Uebergängen gesprochen, die dann infolge des Wachstums der Gletscher unmöglich geworden seien. Dazu gehört auch die Legende eines gewissen Nibel, eines Genfer Jägers und Teufelsträgers, der durch seine unglaubliche Geschwindigkeit Aufsehen erregte. Er soll im Jahre 1740 die Strecke von Genf nach Turin in 36 Stunden gemacht und dabei den Pfad überschritten haben, wie er z. B. auch die Strecke von Genf nach Frankfurt in kürzerer Zeit als die Post zurücklegte. Seinen Namen erhielt der Pfad von Sauffure, der 1768 sieben Tage auf seiner Höhe zu phantasialischen Beobachtungen verbrachte, die er auf dem Gipfel des Montblanc im Jahre zuvor nicht hatte beendigen können.

Wie schon erwähnt, führte uns unser Marsch durch ein weites Firnbecken, das, nach Südwesten sich öffnend, einen prächtigen Ausblick auf die Aiguilles des Montblanc du Tacul bot, während der hinter dem Col de la Tour runde befindliche Montblanc allerdings durch Wolken verdeckt war. Wie viel neue und interessante Arbeit sich hier dem Kletterer noch bietet!

Wenigstens wird in Bergsteigerkreisen darüber geklagt, daß es in den Alpen nichts Neues mehr zu tun gebe. Aber während in den Dolomiten schon die kleinsten Felsen und Gipfel ihren Namen und Bezugsörter haben, starten im Montblanc-Gebiet noch Tugende prächtiger Felsen unerstickt in die Höhe. Freilich auch hier ist das Bessere des Guten, oder vielmehr das Große des Kleinen Feind: die Anziehungskraft der Hauptberge der Gruppe ist eine viel zu starke, als daß die Aufmerksamkeit auf diese weniger bedeutenden Größen gelenkt würde.

Doch nun hinaus zum Passe! Der Weg, der uns genau nach Süden in einen Seitenschliff führt, wird allmählich mühsam und monoton. Schnee, nichts als Schnee, der, von der Sonne erweicht, immer steiler ansteigt. Doch solche Mühsal ist Bergsteigerlos. Wer wähnt, ohne sie die Schönheiten der Alpen kennen zu lernen, der wird stets enttäuscht sein, und der Lohn, der uns bei dem Betreten der Passhöhe erwartete, war um so größer. Lag doch dort oben mit einem Schlage ein Bild vor uns, das an Pracht alles weit hinter sich ließ, was auch die fähigste Phantasie sich erdenken konnte. Unendlich tief zu unsern Füßen ein schmales Tal, das, zu beiden Seiten von grünen Vorbergen umgeben, sich mit seinem silberfarbenen Vordere weit hinaus in das Land zieht, in die blaue Ferne der italienischen

Tiefenbene, die von den unzähligen Niefen des Hochgebirges eingerahmt ist. Dazu der stolze König dieses Gebirges, der gewaltige Montblanc mit seinem ungeheuren Südoabfalle, seinen blendenden Gletschern und drohenden Felsen in nächster Nähe unmittelbar vor uns! Dazwische Ferne und erhabene Größe, herrliche Farbenpracht und eisige Einsamkeit unmittelbar nebeneinander auf einem Bilde vereinigt. Man muß das gesehen haben, um es zu begreifen. Die Ueberschreitung dieses Bildes ist eine der Hauptschönheiten des Passes. Sie macht es wünschenswert, ihn von Chamoni nach Courmayeur und nicht in umgekehrter Richtung zu überschreiten, wo das Auge in langem Anstiege allmählich an ihn gewöhnt wird.

So gerne man auch der Bergsteiger die Mühsal auf sich nimmt, die sein schöner Sport notwendigerweise mit sich bringt, so wäre es doch verfehlt, wollte er der Bequemlichkeit da, wo sie sich bietet, absichtlich aus dem Wege gehen. Dies war auch unser Gedanke, als wir nach kurzer Rast auf der

vergleichens, von dem wir auf unserm Bilde den Grundstrich (Montblanc — Montblanc de Courmayeur) und den rechten Arm (Montblanc — Col de la Brenva) erblicken. Daraus schon ergibt sich, daß die Form des Berges im Norden eine wesentlich andre ist als auf der für uns sichtbaren Südseite. Während er dort verhältnismäßig flach zu dem rund 1000 Meter hoch gelegenen „Grand Plateau“ abfällt, das zu beiden Seiten von dem Hauptgebirgsstamme eingeschlossen wird, zeigt er im Süden einen überaus großartigen Steilabsturz bis in das rund 1600 Meter hohe Val Veni hinab. Dieses letztere ist von mehreren Gletschern durchzogen, aus denen sich das widerstandsfähige Urgebirgsgestein in phantastisch geformten Klüften erhebt. Einen derselben, den prächtigen Bécrotelkamm, sehen wir in seiner ganzen grandiosen Zerküftung vor uns liegen. In steilem Abfalle senkt er sich von dem Montblanc de Courmayeur zu dem hochgelegenen Jocke des Col de Pécrotel herab, schwingt sich zu der herrlich geformten Aiguille



Nach der Höhe des Niefensturzes

Passhöhe zu der nur wenige hundert Schritte entfernten italienischen Klubbhütte hinunterliegen, die, bewirtschaftet und mit guten Betten versehen, allen nur wünschenswerten Komfort bot. Dort, nach einer gründlichen Restauration des Körpers, die auch Geist und Seele wieder einbruchsfähiger machte, saßen wir den ganzen Nachmittag und Abend unter dem Fenster, oder vielmehr, als richtige Bergsteiger auf ihm, in der Betrachtung des einzigen Panoramas versunken. Das Hauptinteresse nahm dabei naturgemäß der nahe gelegene Montblanc in Anspruch, von dem auch hier noch kurz die Rede sein soll.

Der Name Montblanc ist späteren Datums als der von verschiedenen seiner Nachbarberge. Die Aiguilles du Tacul, du Charmoz und mehrere andre waren schon bekannt und benannt, ehe man von dem großen, weißen Berg sprach, dessen Name zum ersten Male 1742 auf der Karte eines Genfer Geographen namens Martel erschien.

Die Struktur des Berges läßt sich auf unserm Bilde, das Norden zur Rechten, Süden zur Linken zeigt, nur teilweise erkennen. Vor allem springt ein hochgelegener Grat in die Augen, der sich von der „Calotte“, der schneebedeckten Kuppe des eigentlichen Gipfels, in geringem Falle nach Süden bis zu dem Montblanc de Courmayeur erstreckt und hier abrupt in die Tiefe fällt. Dieser Grat bildet einen Seitenläufer des Hauptgebirgsstammes, der sich von Nordwesten zu dem Gipfel erhebt und nach Nordosten zu dem Col de la Brenva abfällt. Man kann also die Grundform des Berges mit einem Y

Wancke empor, der jenseits der kurzen, phantastischen Erhebung der Tames Anglaises die Aiguille Noire vorlagert ist.

Der zweite Kamm, der sich von dem Montblanc de Courmayeur nach Südwesten erstreckt, derjenige des Mont Brouillard, ist nur in seinem oberen Teile auf unserm Bilde sichtbar, während der untere von dem Pécrotelkamm verdeckt wird. Bemerkenswert ist ein dritter, in Richtung auf unsern Standpunkt zu gelegener Grat, der jedoch nicht von dem eigentlichen Montblanc ausgeht; der Kamm des Mont de la Brenva. Er zeigt in seinem unteren Teile eine frappante Ähnlichkeit mit der Aiguille Noire und den Tames Anglaises, wie sich ja die Natur unter gleichen Verhältnissen bekanntlich oft wiederholt.

Bei der Besteigungsgeschichte des Montblanc ist zunächst die merkwürdige Tatsache zu erwähnen, daß dieser höchste Berg der Alpen auch der zuerst ersteigte ist. Nur ganz wenige Berge, wie Pilatus, Stockhorn, Tilsit, sind vor 1786, in welchem Jahre der Montblanc bezwungen wurde, erklimmt worden. Interessant ist auch, daß sich diese Erstbesteigung in den Eiszeiten wiederholt hat, deren höchste Gipfel, Ötzer (1104) und Großglockner (1800), ebenfalls die zuerst bestiegenen sind. Es ist eben vor allem die Größe, die den Menschen im Hochgebirge anzieht. Auch noch in anderer Beziehung zeigt sich eine Gleichheit in der Besteigungsgeschichte dieser drei Hauptgipfel der Alpen. Nicht von den Landes-eingeseffenen ging der Gedanke aus, sie zu bezwingen. Dazu fehlte die Unternehmungslust vollständig. Bei

Col de la Trec Steve

Montblanc de Zandl



Blick auf den sternförmigen Gletscher (nach Sauter)

allen war die Seele des Unternehmens vielmehr eine hochgestellte, beziehungsweise begüterte Persönlichkeit (Montblanc: de Saussure, Ortler: Erzherzog Johann, Großglockner: Fürstbischof Salm), die aus wissenschaftlichen Gründen zu der Besteigung aufforderte und die Kosten trug, während die Tat selbst von Landeseinwohnern ausgeführt wurde.

So hatte Saussure schon 1760 eine Belohnung für jeden ausgelegt, der einen brauchbaren Weg auf den Gipfel des Montblanc finden würde, aber erst 1786 gelang die Besteigung einem Chamoniarden, Jacques Balmat, der die lähne Tat vollbrachte, zuerst allein bis nahe unter den Gipfel zu steigen. Dann nahm er den Dr. Racard aus Chamoni als ersten Touristen mit sich, während Saussure erst in dem folgenden Jahre die Besteigung ausführte. Der erste wirkliche Bergsteiger in den Alpen war also ein „Kleinwächler“ und kann von den Modernsten für ihre Sache reklamiert werden, auf die im übrigen der Spruch Rabbi Ben Alibas „alles schon dagewesen“ seine Anwendung findet.

Die Route, die, abgesehen von einigen unbedeutenden Variationen, noch heute die gebräuchlichste ist, führte naturgemäß auf der leichteren Nordseite durch das Grand Plateau zu dem Gipfel. Sie charakterisiert sich als eine mühsame und langwierige Schneewandlung, die bei gutem Wetter und günstigen Schneeverhältnissen keinerlei besondere Schwierigkeiten bietet. Sie wird außerordentlich häufig gemacht. So sind allein in dem Journal des Führerbüreaus zu Chamoni bis zum Jahre 1895 rund 1500 Besteigungen eingetragen, eine Zahl, zu der neben den inzwischen erfolgten Touren auch die von Courmayeur ausgeführten, sowie die nicht verzeichneten zu rechnen sind, so daß man mindestens 2500 Besteigungen annehmen kann. Der höchste Berg Europas ist also zweifellos auch der am meisten besuchte.

Auf der Südseite führen sechs Routen auf den Gipfel, von denen zwei, und zwar die weitaus schwierigsten, zum Teil auf unserm Bilde sichtbar sind. Die eine erhebt sich auf dem Col de la Brenva und führt an überaus steiler, lawinengefährlicher Eiswand, die wir in ihrem obersten Teile erkennen können, in die Höhe. Die andre geht von dem jenseits des Pèlerinlammes gelegenen Fretznap-Gletscher nach dem Col de Péteret und von hier über den lustigen Grat zu dem Montblanc de Courmayeur. Beides sind Expeditionen, die die Grenzen des Möglichen hart streifen, sie wurden aber noch durch eine Unternehmung Paul Güssfeldts überstrichen, der 1893 auf der uns zugewendeten Seite die Aiguille Blanche erstieg und von hier über den Col de Péteret den Gipfel erreichte, was vier Tage in Anspruch nahm. Zum ersten Male wurde dabei in den Felsen der Aiguille Blanche, dann halbwegs

zwischen Col de Péteret und Montblanc de Courmayeur in einer Höhe von 4250 Metern bivouaciert, während die dritte Nacht in einer Hütte in der Nähe des Col de la Brenva zugebracht wurde. Es war ein Unternehmen, das seinesgleichen in den Alpen wohl nicht mehr hat.

Die Dames Anglaises wurden im Jahre 1801 von dem Herzog der Abruzzen, dem bekannten Nordpolarfahrer und begeisterten Alpinisten, bezwungen, während die Aiguille Noire de Péteret, die auf der uns abgewendeten Seite bestiegen wird, 1877 ihren ersten Ersteiger, Lord Wentworth, fand.

## Das Seekind

Favoyer Erzählung

von  
Viktor Menzel

(24. Jahrg.)

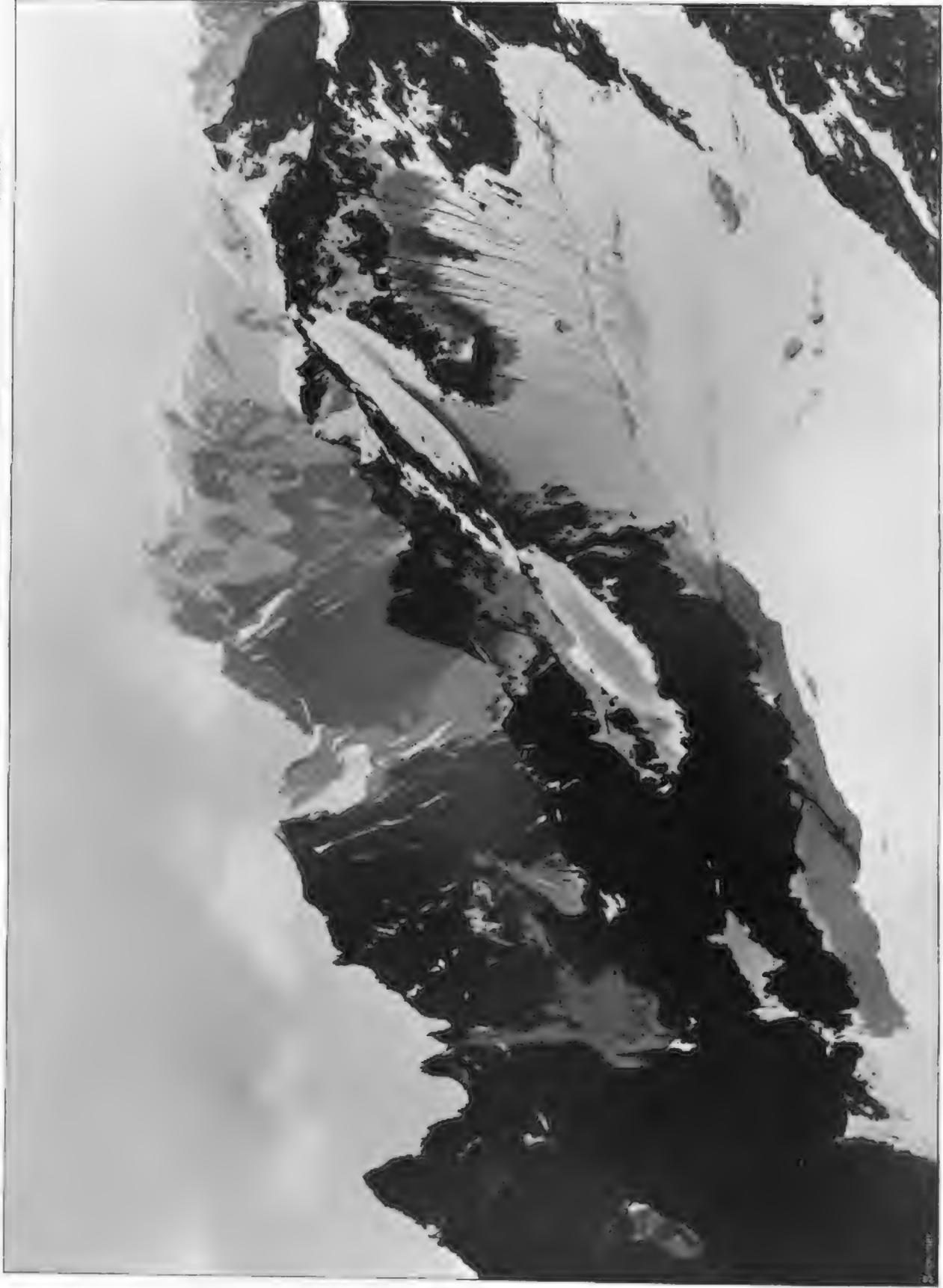
Der Marquis strich mit der feinen Hand über seine feucht gemordene hohe Stirn. Totenküß lag über dem schlüchtern, sommerheißen, helltrübten Räume. „Ich wählte —“ sprach er wieder, er redete rascher als vorher, stoßweise und abgebrochen. „Ich wollte vergeben. Ich wollte mich abfinden mit dem, was versunken war, wollte zufrieden sein, ihn wieder zu haben, dessen Geschick mich immer beschäftigt hatte. Dieses Kind, trotz allem diese kleine Marquise von Saint-Pré, sollte das tote Haus des alternden Witwers, des hart gebrügten Großvaters, mit Kinderlachen beleben. Ich schrieb nicht — ich reiste ab. Nach Thines, zu Gastons Heim. Ich kam zu spät ...“

„Viele, ich sagte es schon, waren meinem Sobaz zugetan, auch die Leute meines Hauses. Er hatte vertraute darunter — mein Sekretär sollte ihn, wie dieser später gestand, unter Umständen insgeheim benachrichtigen, welche Aufnahme sein neuer Annäherungsversuch gefunden habe. Es war die Sorge, die dahinter steckte, die Sorge vor etwaigen Gewaltschritten des Vaters, dessen zornigen Grimm er kannte, deren plötzlicher Eindruck etwa dem Befinde der lebenden jungen Mutter wie selbst dem des Kindes hätte Schaden bringen können. Ich pflegte meinen Leuten keinen tieferen Einblick in mein Inneres zu gestatten; aber es war mir unmöglich gewesen, meine tiefe Erregung, das Hin- und Herwallen meiner Gefühle beim Eintreffen des letzten, entscheidenden Briefes, mein düsternes, schmerzvolles



Aiguille du Géant von der Höhe des Gletscherstempes

Monte Rosa im Winter    Im Sommer Regatta    Ort im Gailtal    Thälfersee bei Rarmboden    Oberufer    Col du Géant



Der Montblanc, vom Col du Géant aus gesehen

(Zu dem Titel: "Der Arch du Montblanc-Gruppe", S. 102)

Bräuten der spärlichen Augen jenes Vertrauten zu verbergen. Er meinte es gut auf seine Art — der Tor! Es erfolgte der Befehl, meine Sachen zu packen — ich achtete nicht, daß mir ein Eiltbrief vorausging, der Gaston mein Kommen anläudigte und ihn warnte. Als ich von unferm Gute aus auf dem kleinen Landfige anlangte, gewillt, Frieden und Glück zu bringen, fand ich alles geschlossen; ein Bauer erzählte mir, die gute junge Herrschaft sei abends zuvor abgereist. Wohin? Niemand wußte es."

Mit einem schweren Seufzer ließ der Marquis sein Haupt sinken. Wenn er aus neue die Mienen seiner beiden Zuhörer geprüft hätte, wäre ihm eine Verwandlung darin nicht entgangen. Des Fischers Auge ruhte auf ihm, wie er jetzt so müde dasah, mit ruhigem Mitleid; auf Louisons Antlitz wechselten unruhig Rote und Bläue.

"Sie hatten" — rief der alte Herr seine Geschichte wieder auf — "sie hatten nicht schnell und andauernd reisen können, der jungen Mutter wegen; auch war auf den großen Fahrtrouten eher ein Einholen zu befürchten, das Gaston so ängstlich vermeiden wollte. Es gelang mir, ihre Spur in Bonneville, Taninges, im Transelet, dann wieder in Berner, in Isollan und zuletzt in St. Gingolph wiederzufinden. Mein Sohn nannte sich unterwegs Conay, mit dem verläzten zweiten Teile meines Namens; das zeitweilige Verweiden der Hauptstrassen, das Hin und Her ihres Weges, alles verzerrt sein Bestreben, sich und die Seinen zunächst jedem Nachforschenden zu entziehen. Die Richtung dieses Weges ließ also bis auf die Schweizer Grenze in St. Gingolph, hinter der es ihm dann, wenn die Verfolgung vorerst abgelenkt wäre, leichter scheinen mochte, so lange verborgen zu bleiben, bis seine Gattin erstickt genug sei, um gemeinsam mit ihm den erwarteten Kämpfen und Austritten die Stirn bieten zu können. Ich säumte nicht, ihnen zu folgen. Immer wieder erdriete ich in den Gasthöfen den Namen dieses Ehepaars Conay, bis nach St. Gingolph am See. Hier hatten die Flüchtigen, wie ich ermittelte, sogleich nach ihrer Ankunft ein Segelboot, die Adrienne des Gändlers Mermoz, genommen, um schließlich noch, nach unkontrollierbarer Fahrt, den See selbst hinter sich zu haben. Man hatte sie im Wagen kommen, hatte verwundert sie einsteigen sehen; außer einigen Schweizer Landstrassen, die bei Mermoz gewesen waren, die einzigen Infanten des in ungewöhnlicher Stunde auslaufenden Bootes, diesen hochgewachsenen jungen Herrn mit seiner bleichen und müden Gattin; auch ein Kind hatte man auf das Boot bringen sehen von einer Person, die wohl die Amme gewesen sein konnte, und die Tante war zu dem Kinde getreten und hatte es weinend geliebkost — sie waren es, denen ich bis hierher nachgereist war."

Man wußte nichts Sicheres über das Fahrziel des Schiffes, man glaubte von einem der Schiffsleute vernommen zu haben, daß Mermoz nach Lausanne wollte; dritthalb Tage vor meiner Ankunft waren sie abgefahren, bei zweifelhaftem Wetter, das Mannschaft und Zuschauer die Köpfe schütteln ließ; wahrscheinlich war der Schiffer um großen Lohn überredet. Er fuhr ins Verderben, denn bald hatte die Woge zu toben, der See zu lodern begonnen — am Tage nach der Abfahrt fand man das Wrack."

Ein Stöhnen entfuhr hier der Brust des Aledenden, ein Stöhnen, das all seine Selbstbeherrschung und Würde durchbrach, und bei dem Vater Martin seine Ruhe ein wenig zu verlieren schien. Louisons starre Haltung wandte; sie biß ihre Lippe und umklammerte mit ihren kalten Fingern den Tischrand, als drohe nun alles um sie her zu sinken.

Der Marquis sah gebeugt — dann richtete er sich hastig wieder empor, sankte seinen Stock fester und sprach mit leiserer Stimme weiter: "Fischer fanden das Wrack, halb im Wasser treibend, mit zersplittertem Mast, es war leer — niemand konnte bei diesem Wetter Hilferufe vernommen haben, niemand zum Beistand gerufen sein — es war — es schien kein Zweifel — sie waren ertrunken. Ich floh auf diese Kunde, die ich in St. Gingolph erhielt, im Orte von Behörde zu Behörde — überall dasselbe — ich schickte meinen Sekretär nach der Nordküste, eilte nach Meillerie, auch nach Yvergin und hierher —"

Bei diesen letzten Worte fuhr Louison stammend auf und wendete sich zu ihrem Pflegevater; aber dieser sah wieder so reglos wie zuvor.

Es war nicht; niemand von denen, an die ich mich wenden zu müssen glaubte, wußte mehr, als daß bei dem letzten Sturm eiliche Fahrzeuge zu Grunde gegangen seien. Von Geretteten hatte keiner etwas zu melden. Von der Nordseite brachte der Sekretär alsbald dieselbe trostlose Nachricht.

Ich reiste dann mit ihm ab, ganz gebrochen, wollte von nichts mehr hören und wissen — ich vergaß mich in die Einsamkeit unferz normannischen Stammschloßes."

Eine Rauhe entstand; das Glas wurde herabgenommen, abgewischt, zurechtgesetzt. Es war eine veränderte, feierliche, wehmütige und doch aufgeschellte Miene, mit der der Marquis seine Erzählung sodann beendete: "Vor einigen Tagen lernte ich in Paris einen geistlichen Herrn kennen, den Abbé Decauges. Sie blicden auf, mein teures Kind, Sie haben zufällig diesen ehrwürdigen Mann bei dem Herrn Cure hier, dem Sie etwas auszurichten hatten, getroffen. Dieser Mann hat sich für Ihr lebenswichtiges Neugier und die Bezeichnung 'Sekund', die der Herr Cure Ihnen gab, interessiert. Als wir, vorher einander fremd, ins Klauen gekommen waren, fühlte ich das Bedürfnis, nach langer, langer Zeit einem Mitleidenden mein trauriges Geschick zu erzellen. Während meiner Erzählung merkte ich bereits, daß der Herr Abbé in eine Art Bewegung geriet. Ich schrieb diese dem Mitleid zu, aber welche Gefühle erweckten in mir, als er nach kurzen Nachsinnen ausrief: 'In der Tat! Es trifft alles zu und muß zutreffen!' Und nun berichtete er mir, was er von dem Herrn Cure hier vernommen: ein Mädchen, in jenem Unglücksjahre und -sommer von einem Wrack durch diesen trefflichen Herrn Vignot gerettet — seine Herkunft dunkel —"

"Ich muß hier einhalten," unterbrach sich der Marquis, "daß ich in ungedeulicher Torheit — es war ein Teil jener Empfindungsweise, die mein ganzes Leid herbeiführte — bei all meinen Nachfragen vermeiden hatte, meinen vollen Namen zu nennen oder mein wahres Verhältniß zu den Amm- gekommenen den Leuten zu entdecken. Ich spielte den Verwandten. Ich wollte nicht vor so vielen fremden und gleichgültigen Ohren, gleichsam durch das ganze Land, den Jammer der Saint-Pre schreien. Nachdem mir von allen Seiten dasselbe Nichts entgegengetreten war, hatte ich alle weiteren Forschungen als nutzlos quälend aufgegeben, meine Savonner Wohnung auf der Stelle einem fremden Vermittler aus Hamburg zu verlaufen ausgelassen und war, ich wußte auf immer, geschieden von diesem Lande meines Jorns zuerit und dann meiner Trauer. Da ich meine Leute größtenteils nach der Normandie mitgenommen, den Rest entlassen hatte, konnte es geschehen, daß niemand bei uns erfuhr, was, wie der Herr Abbé vom Cure hörte, kurz nach meiner Abreise durch die Zeitungen des (Chablais) ging: die Erzählung von jenem geretteten und namenlosen Kinde, die Aufforderung an den unbekannten Herrn, der an der See küste Nachforschungen angestellt hatte, sich bei den Behörden zu melden. Nichts davon brang zu mir. Möglich, daß die Anzeige selbst andernorts in die Mäler kam; meiner langdauernden, trostlosen Abgeschiedenheit blieb sie fern. Wenige Menschen kannten überhaupt den Zusammenhang zwischen meinem Namen und den verschollenen Sohn und der gesunkenen Adrienne. So konnte jenes arme Kind, jene Waise, aufwachsen, ohne daß der etwas von ihrem Leben ahnte, dem dieses Leben so teuer gewesen wäre. Mein Herr Vignot, wie soll ich Ihnen danken, was Sie getan haben! Mein liebes, schönes Kind, Sie wissen mich verstanden, Sie müßten den Zusammenhang erfasst — ach, Sie müßten auch einen alten Mann vergeben haben, der viel gelitten hat. Wenn, wie ich nicht zweifeln kann, alsbald jeder Rest von Zweifel erdriegt sein wird, werde ich nicht einen Augenblick zögern — ich habe gelernt, was es bedeutet, zu spät kommen! — Sie in mein ides Haus zu führen, und Sie werden Marquis von Saint-Pre sein."

Hochaufatmend hatte der alte Herr geschlossen. Er wandte sich voll dem jungen Wesen zu, in dem nach seiner Erwartung ein natürliches Gefühl aufquellen mußte, das jede Schranke niederriß. Er hob die Hand, um die einer Gulein zu umschließen; aber er erstarrte gleichsam, als er in Louisons Gesicht sah. Dieses Gesicht war farblos und versteinert; nur die großen, verführten Augen hatten noch Leben, hatten ein kaltes, düsteres Feuer, mit dem sie im Verren suchten — suchten.

Ehe eine der beiden sich pläulich so angenäherten und doch so weit getrennten Personen die tote Stille unterbrechen konnte, erklang Martin Vignots ruhige, rauhe, kraftvolle Stimme.

Louison, du weißt, daß ich, am Tage nach jenem Sturm, am 14. vor zwanzig Jahren, von Bräuten kommend, unterwegs das Wrack der Adrienne fand. Es war halb von der Flut gefüllt, sonst leer — bis auf ein Kind, dessen Wiege im Wasser schwamm. Ich brachte es hierher, in

mein Haus, zu Mutter Margot, die selbst gerade krank lag. Du weißt, sie war oft krank, unter gute Mutter Margot, und ebensol damals noch jung, hatte sie sich mit zu schwerem Heben gequält. Wir waren gleich entschlossen, wenn es so kommen sollte, daß das kleine Niemandes wäre, es zu behalten, da die Hoffnung auf ein eigenes zu nichte geworden war. Ihre Krankheit war in meiner Abwesenheit erheblicher geworden; es hieß, für beide sorgen, für sie — und dich. Dies war der Grund, weshalb Tage verstrichen, ehe ich meinen Hund in Dete anzeigte. Es war das ein Fehler, gewiß, auch gab es nachher Rüge genug von der Polizei, zumal nun allen der fremde Herr einfiel, der nachgefragt hatte. Es kam nun in die Mäler — vergeblich, und die Adresse des Fremden fehlte. Du bleibst bei uns — und wartet uns lieb." Dies wurde doppelt hart und ruhig gesprochen, aber doch zugleich das Gefühl, das seinen Pfleger kannte, empor, als wollte es sich an diese rauhe, treue Brust werfen, diese schlichte Gestalt im Fischerlittel umschlingen, um sie nie zu lassen! Aber Vater Martin sprach schon weiter:

"Louison, der gute Gott hat dich zwei kinderlose. Leuten geschenkt, damit sie dich bewahren und selber dabei froh würden. Und ich sage, Mutter Margot hat ihre Zeit richtig gewußt, denn der heutige Tag läme ihr zu sauer. Aber was sein muß, das geschehe. Du bist ein tapferes Kind und wirst dich zu finden wissen — da dranien! In Gottes Namen, Louison, stehe auf und läste dem Herrn Marquis, deinem Großvater, die Hand. Es ist kein Zweifel, du bist seine Enkelin." Damit erhob sich der Fischer und stand da, aufrecht und ruhig, nur zu Boden sah er. Und auch der Marquis war aufgestanden, mit einer peinigenben Ueue im Herzen, und blickte wiederum forschend, fragend das junge Fischermäden an. Aber Louison rührte sich nicht. Ihr Wic hing noch immer an demselben einen Punkte. Es war, als schwebte ihr inmitten alles Wirbels und Bogenbranges ein festes Etwas vor, das sie halten mühte! Als sie zu reden begann, zwang der metallene Ton ihrer Stimme die beiden Männer gleichsam auf ihre Eihe zurück.

"Mein Herr! Vergeben Sie mir. Ich sehe nach nicht alles klar. Sie erfragten, sagten Sie, überall unterwegs die Spur von dem Ehepaar Conay; nicht wahr?"

"Unschäbar; bis zur Adrienne," erwiderte der Marquis, "aber erkannt; und erstaunt sah auch der Fischer auf die Fragerin.

"Und dieses — dieses Kind — war stets dabei? Ich meine: Sie erfragten stets auch das Tabelein dieses kleinen Wesens?"

"Mein Gott!" rief der alte Herr. "Was meinen Sie? Warum fragen Sie das?"

Aber Louison zuckte jetzt mit keiner Wimper. Alles an ihr war wieder stahlhart.

"Vergeißung! Sie erfragten es?"

"Und wenn — mein Gott, ich kann nicht beschwören, daß ich jedesmal die Anwesenheit des Kindes mit feststellte. Aber war das nicht anfangs stets geschehen? Und war es nicht wieder dabei gewesen im Augenblick der verhängnisvollen Abfahrt? Auf dem Schiffe?"

"Anfangs — sagten Sie, anfangs sei es stets geschehen? Später nicht?"

"O mein Kind! Wenn Sie wüßten, wie das quält, Ihr Zweifel! Ich muß zusehen, daß ich, nach meiner Erinnerung, das Tabelein des Kindes bei immer diesem selben unzweifelhaften Raare Conay nachher zuweisen, vielleicht zuletzt überhaupt als gewiß vorangeseht haben mag — es ging alles so heftig, und ich siebete förmlich — und ich habe es ja doch endlich wieder dabei gefunden, es kam doch auf das Schiff!"

"Dann, Herr Marquis," sagte das Sekund mit fliegenden Atem, "dann muß ich fragen: wie wollen Sie beweisen, daß das Kind, das auf die Adrienne kam, auch dasjenige war, dasjenige gewesen sein muß, dessen Anwesenheit Sie anfangs bei dem Sinkenden Ehepaare feststellten?"

Es entstand ein Schweigen — beide Männer maßten Louison mit großen, staunenden Augen.

"Sarcoblen!" murmelte der Fischer.

Der Marquis überwand mühsam die Art von Zählung, die ihn überkommen hatte. Am Gottes Gnade willen! Was tun Sie, junges Mädchen! Mit kaltem Sinne lösen Sie mich — mich, der ich von einem Wiederfinden träumte, in ein Meer von Zweifel zurück! Wie — wie sollte denn —"

"Das Paar könnte unterwegs sein Kind verloren haben, durch den Tod; es war ja noch so klein und schwach; man könnte es in Pflanz gegeben haben, um nicht aufgehoben zu sein — es ist nicht zu gefährden — man könnte —"

„Aber es war — es war doch —“  
 „Auf dem Schiff? Das ist eben die Frage. Wie, wenn das Kind auf der Adrienne, das einer jener Schweizerinnen war, die auch mitführen?“

„Aber die junge Frau —“  
 „Ganz sicher, sie liebte es, wie mein sie an ihr eignes dachte. Sie weinte — ganz sicher, es gab Grund genug...“

Der Marquis sah da, bleich geworden, mit sich ringend: über das gefurchte stille Antlitz Vater Martins wollte es wie ein helles Leuchten gehen. „Bliss!“ sagte unhörbar seine sich halb öffnende Lippe, sagte das Fassen seiner eisensfarbigen Brauen — „Steh da das Seelind! Wie nun? Meiner Tren, sie stellt noch alles auf den Kopf, daß die Sache wer weiß wie abläuft...“

mir zur Welt kam; aber ein Stück Wäsche mit irgend einem Wappen, ein Schmuckstück — oder irgend sonst etwas?“

„Es hatte nichts, Herr Marquis, als sein Weichen und was sonst alle solche Würtchen haben, ohne Abzeichen.“

„Mein Sohn besah kostbare Gebstände von seiner Mutter her, es wäre ja vielleicht möglich, vielleicht denkbar, daß er irgend etwas dem Kinde schon in der Wiege — aber es war ja freilich gar zu klein noch, und es war bei den Eltern! Und die Katastrophe kam plötzlich — und dennoch — er hatte da ein Medaillon mit Bildern von seinen Großeltern — nichts? Er hatte an einem Ketten ein kleines Kreuz von Rubin, mit einer Perle in der Mitte — nichts?...“

„Ein solches Kreuzchen trägt ja Marguerite — du weißt doch, Vater, die gute Marguerite oben, von der ich erzählte — und o, sie ist ja auch ein Kind ohne Eltern — denn den verstorbenen Magnards, mein Gott! es trifft alles zu — o mein Herr! vergeben Sie —“

Sie stand auf, und wie sie den alten Herrn so bleich und jagend vor sich sitzen sah, glüht sie an ihm hernieder und drückte einen leisen, scheuen Kuss auf seine feine, weiße, zitternde Hand. „Sie ist es! Es ist ja nun kein Zweifel! Nicht wahr, auch über Berner ging zuletzt die Furcht? Ja, so sagten Sie, und zuletzt, also eben in diesen Gegenden war's, wo Sie nicht mehr nach dem Kinde besonders fragten. Und in oder bei Berner im selben Sommer, wo mich Vater Bignot rettete, hören Sie, im selben



Der Schlaf. Grabdenkmal von Hans Dammann in Berlin

Je länger Louison gesprochen, desto freier, kühner, zuversichtlicher war der Ausdruck ihrer Züge, die Haltung ihrer ganzen Gestalt geworden. Sie war es nun, die sich fragend den Marquis ansah.

„Allo nichts?...“ murmelte der alte Herr. „Alles umsonst! Und nicht einmal — ah!“ brach er schmerzvoll aus, „nicht einmal Klarheit! Nicht einmal Entscheidung!“

Es vergangen einige Augenblicke tiefen Sinnens für alle drei. Dann begann der Marquis wieder, doch leise und trüb und zögernd:

„Herr Bignot! Hatte jenes Kind, das Sie fanden und das hier mit grausamer Kraft alle Fäden meiner letzten Hoffnung zerreißt will — hatte es nichts, gar nichts an sich, was als Zeichen, als Mittel zur Klarstellung dienen könnte? Ich meine nicht ein körperliches Merkmal. Wie sollte ich von solchem bei dem kleinen Wesen wissen, das fern von

Warten Sie, warten Sie!“

Es war ein scharfer, klingender Ausschrei aus Louisons Munde, die Männer schraten fast zusammen.

„Aus Rubinen? Sagten Sie nicht, aus Rubinen? Das sind solche — solche roten roten Steine? Mit einer Perle in der Mitte? Ein kleines Rubinenkreuz? An goldener Kette? Ja? Gewiß und wahrhaftig ja, Herr? Aber waren nicht — warten Sie — um die große Perle vier kleinere, an jeder Seite eine — ja? Und am Fuß des Kreuzes eine ganz kleine goldene Schaumrinne?“

„Mädchen! Kind! O mein Gott — mein Gott — Sie schildern es — so war es — so ist es — Sie haben —“

„Nein! Aber nein!“ Louisons Stimme drohte zu brechen, jetzt, wo es über sie kam wie Erlösung, Lächelnd und trocken schluchzend fuhr sie fort:

Sommer haben unbekante seine Leute dem Landmann Magnard ihr Kindchen anvertraut; sie wollten wiederkommen und heften auch Geld zurück, und dazu jenes kleine, sonderbare Kreuz; als ahnte ihnen, sie kämen vielleicht auch nie! Dann waren sie fort und kamen nimmer wieder. Magnards murrten schließlich ob des Zuwachses zu ihrem Hausstande, als das Geld zu Ende ging, und das Kreuz, das einzige Abzeichen, wollten sie nicht gern verkaufen, fürchteten auch Umstände, und das kleine Mädchen hatte es manchmal rauh bei ihnen. Als der Mann starb, brachte die Witwe, die sich nicht recht zu raten wußte, das Mädchen, eben Marguerite, hierher, zu den frommen Schwestern, und es ward im Pensionat des heiligen Joseph erzoget, ganz fein und gelehrt, und gehört zu den Marienkindern. Ich weiß ja das alles von ihr selbst, ich habe sie bei der Fronleichnamspredigt einmal kennen

gelernt und nachher mehr als einmal oben mit ihr geplaudert, zumal wir eben beide — es wollte mir nur gar nicht eber in den Sinn kommen, weil es sich um die Adrienne zu handeln schien — jedoch nun ist alles klar. Nun sei mir's ein, bei diesem Kreuze, das Marquerite an ihrem Halse trägt und mir gezeigt hat — die gute, liebe Kleine, die immer so nachdenklich ist, sie ist es, sie — die nun wohl nicht Nonne wird, wie sie schwärmte, sondern eine große Dame. Gott schütze sie! Sie ist ein liebes, zartes, reizendes Geschöpfchen und hat zwei große, schwermütige Augen, blau wie der See —

„Gaston!“ schrie der Marquis auf. „Gastons Augen!“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und konnte und wollte nicht hindern, daß einige große Tränen seine Finger neigten und über seine Wangen in den weißen Bart rannen. Und es war wieder ein Weichen ganz still, aber Louisons Antlitz brannte nun, und ihr Atem war hörbar, ihre Gestalt schien zu bebren; und Vater Martin, der aufgesprungen war, wühlte in seinem Graubart, um seiner Bewegung Herr zu bleiben.

Dann stand der Marquis auf. Er richtete sich straff empor, würdevoll wie früher. Er behielt sein Glas in der Hand, fuhr sich mit seinem Batisttuche schnell über Augen und Wangen und ergriff dann mit warmem Trude Louisons Hand: „Mein teures Kind, ich danke Ihnen. Sie haben eine frohe Hoffnung zerstört, aber mir dafür eine frohe Gewissheit gegeben. Mit einem Geiste, der, wenn die Vorsehung es so gewollt hätte, dem Haupte der Saint-Bré wohl Rechnung zu tragen wüßte, haben Sie das scheinbar unlösliche Netz der Irrungen zerrissen. Ihr Werk wird es sein, wenn Gastons Kind meinen Lebensabend erheitert und selbst, Gott gebe es! recht glücklich wird. Ich danke Ihnen! Einsteilen, nicht wahr, sagen mir uns: auf Wiedersehen!“

Er schüttelte noch einmal die Hand des Seeligen. Als dann, nach höflicher Verneigung, drehte er sich mit gleicher Wärme dem Fischer zu: „Mein treuherziger Herr Bismarck! Ich bitte Sie vielmals, mir diese Störung Ihres Heims zu verzeihen. Ich weiß, Sie werden einem Vater nachempfinden. Ich werde Ihrer gedenken, als wenn Sie in Wahrheit meine Enkelin gerettet hätten. Sie sind es ja doch auch, dessen Wohlthat mir zu meinen späten Glück verhilft. Ich bitte Sie — o, Sie wollen mich nicht betrüben! — diesen Ring zum vorläufigen Zeichen der Erinnerung anzunehmen, und ich würde mich innig freuen, wenn ich einst am Ehrenlag dieses teuren Kindes meine Wünsche senden dürfte.“

Er drückte des Fischers Hand, neigte sich noch einmal gegen beide, wendete sich zur Tür, trat dann hinaus ins sonnenhelle Freie und hob tief, tief atmend das Haupt: „Ich werde eine Enkelin haben!“

Und während drinnen zwei sich umfingen, wie Vater und Kind nach Qual und Trennung tun, ging der Marquis mit elastischen Schritten zurück, den Weg, den er gekommen, die Landstraße zurück gegen Solain.

„Ich werde eine Enkelin haben!“ — er hatte es noch einigemal vor sich hin gesprochen, tief und erschütterter, als er an den alten Bäumen vorüber schritt, die an der Strandseite des Weges standen. Und sein inneres Auge sah das Bild der Enkelin, wie er es sich nun vorstellte, und es war so fein und lieblich und hatte Gastons Augen!

Hinter den Bäumen des Weges aber am grasigen Dange lag jemand — der hatte den Fremden zurückkommen sehen, mit seinem stolzen Gange, seinem gerädeten Gesicht, und er hatte jene Worte gehört: da war Antoinettes Weichen zu Boden gefallen, und nun lag er da, die Wangen in die Hände gedrückt, und starrte auf den Weg, den der Fremde gekommen und den er wieder gegangen war: als er kam, brachte er die Angst, da er ging, nahm er das Glück mit. Antoine schrie auf und fing an zu zittern, er sprang auf den Weg wie ein Raubtier, hob die geballten Fäuste, aber es kam nur erneutes Zittern und ein heiseres Schluchzen.

Wählich durchfuhr's ihn wie ein Schlag. Aus fassungstosen Augen sah er auf ein Gesicht nieder, ein lächelndes, glühendes junges Gesicht, das plötzlich nahe vor dem seinen war!

„Louison!“ stammelte er... „Er war's doch — er war's doch!“

„Ja!“ rief das Seelind und sah um sich wie trunken und träumend, wie in eine neu geschenkte Welt. „Ja, er war es!“ wiederholte sie, die Hände vor die Brust drückend, er war es, und — Dier schien es, als lehre ihr mit einem Male die Erinnerung wieder, die Erinnerung an alles, was vorgefallen und was vorausgegangen war, und sie brach in ein glückliches, jubelndes Lachen aus.

Der Fischer starrte sie verständnislos an.

„Ja,“ begann da Louison wieder, halb mit im alten, scherzhaften Tone und doch wieder ernst und fast zürnend: „Ja, nicht wahr, mein Herr? Nun ist Louison wohl eine vornehme Dame, und wenn sie sonst gut war — den kennst sie gar nicht mehr...? Nicht, Herr Antoine Gérard? Das meinte man doch so, vorhin!... Auf, du Abscheulicher! Du wärest mir einer, der das Seelind kennt! Wenn du noch einmal so von mir denken könntest... Aber, nun!... Ihre Augen wurden schimmernd und feucht, und ihr Antlitz übergoß sich mit erneuter Purpurglut, gedämpft sprach sie weiter: „Du böser Antoine! Er war's wohl, er — aber ich nicht! Welt, nun machen wir Augen! Nun möchten wir wissen... Rein, ich war's nicht, ich! An eine andre geht es. Und das Seelind bleibt bei den Seinen, bei dem lieben, lieben Vater Martin und an dem alten, schönen See! Und — ach Antoine!“ sagte sie, den Sprachlosen jäh umhalsend, „weißt du, ich wäre gestorben, wenn ich Marquise hätte werden müssen!“

### Die Neuuniformierung des französischen Heeres

Der französische Kriegsminister André hat bereits verschiedene Umwälzungen in der ihm unterstellten Armee herbeigeführt; die jüngste und sicherlich nicht unwichtigste davon ist die von ihm geplante und bereits in der Durchführung begriffene Neuuniformierung des Heeres. Beweis besserer Anpassung der Truppen an die modernen Gefechtsverhältnisse will er dabei sogar mit ihren traditionellen und allgemein als besonders charakteristisch geltenden roten Dosen und den Käppis austräumen; kein Wunder, daß die Zuschauer, als bei der großen Parade am 14. Juli die erste Kompanie in dieser so wenig französisch erscheinenden Reformtracht auftrat, sich sehr wenig erbaut davon zeigten. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die neue Uniform nur für den Dienst im Felde bestimmt ist, während für Paradezwecke die alte beibehalten werden soll. Der Plan zu dieser Reform ist unter dem Eindruck der Erfahrungen im Burenkrieg und bei der chinesischen Expedition entstanden, die in erster Linie lehren, daß heutigentags der Kampf infolge der viel größeren Tragfähigkeit der jetzigen Waffen und der Anwendung des rauchlosen Pulvers bereits auf Entfernungen eröffnet werden kann, die früher gar nicht in Betracht kamen. Die Truppen dienen daher dem Feinde auf erheblich größerer Distanz als Zielweiden, und es ist somit von höchster Wichtigkeit, sie seinen Blicken möglichst lange unsichtbar und im Gelände unauffindbar zu machen, wozu selbstverständlich die Farbe ihrer Uniform und Ausrüstung die Hauptrolle spielt. Alles Bunte und Glänzende muß dabei nach Möglichkeit vermieden werden, wie das im deutschen Heere zuerst bei der Uniformierung der kolonialen Schutztruppen und des ostasiatischen Expeditionskorps versucht wurde. Als bei den letzten großen französischen Manövern General André den amerikanischen Militärattaché in seiner schlichten khaki-Uniform und dem Burenhut mit auf einer Seite aufgeschlagener Krampe erblickte, ritt er zu ihm heran und sagte: „Ab, Kolonel, man sieht wohl, daß Sie aus einem Lande sind, in dem der Fortschritt niemand Angst einflößt und aus dem der heilige Schlenkerian' verbannt

ist.“ Ganz übereinstimmend mit diesen Anschauungen des Kriegsministers veröffentlichte im vorigen Jahre General de Negrier, eines der angesehensten Mitglieder des obersten Kriegsrates, eine Studie, worin er die „Unsichtbarmachung“ der Truppen bei dem Angriff wie bei der Verteidigung als obersten Grundlag für die Ausrüstung und die Ausbildung eines jeden Heeres hinstellte und dementsprechende Vorschläge machte. Es wurde alsdann eine aus Offizieren aller Waffen, sowie aus Militärärzten und Intendanturbeamten bestehende Kommission eingesetzt, die sich unter Vorsitz des Generals Gillain, Direktors des Kavalleriewesens im Kriegsministerium, mit dem Entwerfen neuer Uniformen und Ausrüstungsstücke befaßte. Oberster Gesichtspunkt dabei war, die Truppen im Gelände dem Auge des Feindes möglichst unsichtbar zu machen; in zweiter Linie kamen die hygienischen Rücksichten, und auch die Sparsamkeitsfrage sollte nicht außer acht bleiben. Das Ergebnis aller Beratungen und Versuche ist nun die gegenwärtig in der Ausführung begriffene und durch unsere Bilder veranschaulichte Neuuniformierung der französischen Truppen für den Krieg; sie soll bei allen Waffengattungen eintreten, doch ist bei der Infanterie der Anfang damit gemacht worden. Diese trägt also in Zukunft eine graublau, littenfarbige Bluse mit schwarzen Knöpfen, dazu graublau, in Schnürschleusen steckende Dosen und einen braunen Filzhut mit breiter Krempe, die auf der linken Seite aufgeschlagen ist, um der blau-weiß-roten Kofarbe einen angemessenen Platz zu gewähren. Die Epaulettés verschwinden gleich den roten Dosen und dem Käppi und werden durch Schulterwülste ersetzt; auch die Offiziere legen sie und den goldenen Leibgurt mit Quasten nur noch zu Paraden an. Die vorn auf dem Leibe getragenen Patronentaschen dienen als Kofeder; im übrigen werden die Patronen „en bandoulière“ getragen, an einem quer über Brust und Schulter laufenden Patronentaschenriemen. Als Kopfbedeckung für die Artillerie ist ein schwarzer Stahlhelm, für die Kavallerie ein Raupenhelm in Aussicht genommen, doch sind die Versuche damit noch nicht abgeschlossen; auch bei diesen Waffen soll möglichst alles verschwinden, was glänzt und auf große Entfernungen in die Augen fällt. Alles derartige wird infolgedessen entweder ganz beseitigt oder, wenn das nicht möglich ist, geschwärzt oder gebräunt.



Kavallerist mit Raupenhelm



Infanterist in kriegsweiser Uniform

### Schulausflug

Hämmern der Glanz auf Hecken und Feldern,  
Funfeln und Blitzen auf schweigenden Wäldern,  
Und der Himmel so blau und der Himmel so tief,  
Kein Wölkchen, das schattend darüber liegt,  
Und weit  
Nichts als Sonne und Einsamkeit.

Da plötzlich aus heimlichen Zauberräumen,  
Nidenden Hälmern und rauschenden Bäumen  
Aufsteht ein Juchzen, aufsteht ein Klang  
Und Licht die sonnigen Felder entlang  
Und singt,  
Dass es weit durch Döfer und Felder klingt.

Über die leuchtenden Wiesen schließend  
Wohl hundert Mädel in Frühlingsschwänzen,  
Rot, gelb und blau und so leuchtend und weit,  
Wie Blumen blühen sie im Wiesengrund.  
Das Licht,  
Als wäre die Wiese für sie nur gemacht!

Ich steh' am Weg und schau' auf das Coben,  
Und kann ich auch just das Blündern nicht loben,  
Möcht' ich doch selber im glühenden Schrein  
Rennen in blühenden Wiesen hinein  
Und so  
Jubeln können, so sorglos und froh!  
Wilhelm Kolden



Die Neuuniformierung des französischen Heeres: Eintreffen der Truppen auf dem Paradeplatz  
Nach einer Zeichnung von D. Kautlmann

## Schulneubauten in Stuttgart

(Siehe die Abbildungen Seite 1049)

Die rege Bautätigkeit, die augenblicklich in Stuttgart herrscht, erstreckt sich auf fast alle Gebiete des Bauwesens und hat neben einer Reihe hervorragender Privatbauten auch verschiedene öffentliche Gebäude imposanten Charakters entstehen lassen. Unter diesen zeichnen sich namentlich zwei Schulgebäude aus, die mit dem Beginn des neuen Schuljahres ihrer Bestimmung übergeben werden sollen: das neue Haus für das Königl. Katharina-Stift und das neue Eberhard Ludwigs-Gymnasium.

Die beiden Unterrichtsanstalten, um die es sich dabei handelt, zählen zu den hervorragendsten und angesehensten der württembergischen Residenz- und Landeshauptstadt und stehen in enger Beziehung zu der Geschichte des Schul- und Bildungswesens im Königreich Württemberg.

Das Katharina-Stift verdankt seine Gründung der Königin Katharina Paulowna und wurde im Jahre 1818 als ein mit Internat verbundenes Institut zur höheren Ausbildung von Mädchen ins Leben gerufen, das ursprünglich fast nur von Offiziers- und Beamtenöchtern sowie von Töchtern adliger Familien — vielfach auch aus dem Auslande — besucht wurde. Am 1. April 1903 gelangte es mit dem ihm in seinen Einrichtungen ähnlichen, jedoch aus weit späterer Zeit stammenden Königin Olga-Stifte in den Besitz der Stadt und nahm unter Aufhebung des Internats im wesentlichen den Charakter einer städtischen höheren Mädchenschule an. Nach dem schon geraume Zeit vor dem tatsächlichen Uebergange zwischen staatlicher, konstitutioneller und städtischer Behörde abgeschlossenen Vertrage war durch die Stadt auf gemeinsame Kosten der genannten drei Vermögensverwaltungen ein neues Schulhaus zu erstellen, das nunmehr vollendet ist und wahrscheinlich in den ersten Tagen des November seiner Bestimmung übergeben werden wird. Die Baustelle ist zwischen der Königl. Minze und dem oberen Teile der Königl. Anlagen an einer von der Neckarstraße nach den Anlagen führenden kurzen, neuhergestellten Verbindungsstraße so günstig wie möglich gewählt. Die hübsche Ruhe umgibt das Haus, und aus der Weiträumigkeit der Schulzimmer eröffnet sich der Blick unmittelbar auf freundliches Wiesengrün und hochragende Baumgruppen. Das Gebäude erhebt sich dreiflügelig auf hohem, der abfallenden Straße angepaßten Untergerüste. Die beiden Hauptschulhöfe sind aus dem bei Stuttgarter Bauten üblichen graugrünen Werkstein hergestellt, die Nebenseiten aus einem diesem in der Färbung ähnelnden Kunststein. Die Bauformen folgen in freier Behandlung dem den Uebergang aus der Spätgotik in die Frührenaissance vermittelnden Baustil, wie er vielfach in der Architektur aller deutscher Reichsstädte hervortritt. Die hohen, von einem aus Kupfer getriebenen Dachreiter übertraffenen Ziegeldächer stimmen koloristisch mit ihrem Braunrot zu dem Werkstein und dem Baum- und Wiesengrün der Umgebung sehr glücklich zusammen. Das von dem städtischen Bauamt nach den Plänen und unter Leitung von Stadtbaurat Mayer ausgeführte Schulgebäude enthält neben den erforderlichen Verwaltungsräumen 28 Schulzimmer für je 36 bis 42 Schülerinnen, einen Zeichenaal, einen Saal zum Unterricht in der Naturgeschichte, Chemie und Physik, je einen Saal zum Unterricht im Singen und Tanzen, sowie eine ornamental ziemlich reich ausgestattete Turnhalle, die zugleich als Festaal verwandt werden kann. Wie bei dem Eberhard Ludwigs-Gymnasium sind die Heizungs-, Lüftungs- und Beleuchtungsanlagen nach den bewährtesten modernen Systemen hergestellt. Als besondere Einrichtung, die wohl noch bei keiner deutschen Schule anzutreffen sein dürfte, ist die einer großen Spielhalle hervorzuheben, eines präo coverts, wie die Franzosen sie nennen. Sie schließt sich in gleicher Höhe dem an sie anschließenden offenen Spielplatz und Garten an, mit dem sie durch vier große Tore verbunden ist.

Das Eberhard Ludwigs-Gymnasium ist die älteste Lehranstalt des Landes und wurde unter Herzog Friedrich Carl, dem Administrator und Vormund des minderjährigen Eberhard Ludwigs, im Jahre 1696 zu einem sogenannten Gymnasium illustre ausgebildet. Die Anstalt hat sich bis zum heutigen Tage in ihrem alten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden, an der damaligen Kronprinzenstraße gelegenen Heim erhalten, das sich trotz eines um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Umbaus schon längst als für seine Zwecke nicht mehr genügend erwies. Um so praktischer, schöner und bequemer ist das mit seinem Hauptflügel und dem dreiteiligen Hauptportal sich der Volksgartenstraße

zuführende neue Gebäude. In glücklicher Weise fügte es sich, daß mit dem neuen Gymnasium die neue staatliche Turnhalle auf dem teils in staatlichem, teils in städtischem Besitz befindlichen Gelände des alten Volksgartens verbunden werden konnte, und zwar so, daß sich für beide Anstalten ein gemeinsamer geräumiger Turn- und Erholungs-hof herstellen ließ. Das dreiflügelige Gymnasialgebäude, ein Zweiflügelbau, dessen beide Flügel zwischen Garnisonstrichplatz und Doppellauftrieb-hof unter spitzem Winkel aneinanderstoßen, enthält wie das alte 22 Klassenzimmer für je 36 bis 40 Schüler, einen Zeichenaal, einen Lehrsaal für Physik und Chemie, einen solchen für Naturgeschichte, zwei Bibliothekräume mit Lesezimmer, ein Musikzimmer, einen Festaal, ein chemisches Laboratorium mit Inkubatoren- und Dunkelraum und dazu in hinreichender Anzahl Diensträume für Rektor und Lehrpersonal. Heizungs- und Beleuchtungsanlage sind nach bewährtesten modernen Systemen eingerichtet, erstere als Niederdruckdampfheizung mit elektrischer Lüftung, letztere teils mit elektrischen, teils mit Auerischem Gaslicht. Die künstlerische Durchbildung des nach Plänen und unter Leitung von Baurat Gehardt ausgeführten Bauwerks strebt im Neuen sowohl wie im Innern nach einer durch die Natur der Aufgabe gebotenen einfachen und ersten Formgebung im Geiste der frei behandelten italienischen Hochrenaissance und beschränkt den bildnerischen Schmuck auf einige wenige hervorragende Punkte.

## Mein Hund Hans und ich

Eine Klaudette

von  
Emmy Bedjer

Der Altersunterschied zwischen uns ist groß — zu groß, aber die Liebe überwindet ja mancherlei. Ich war nämlich hundelos in die Jahre gekommen, in denen man vordem Frauen, die ihres Baters Namen nicht verstoßen, als „alte Jungfern“ zu bezeichnen pflegte. Das Wort wird den Lesern noch erinnerlich sein, es hat Sache und Begriff überdauert, und so wählte ich's zu kürzerer Orientierung. Wie manches im Leben — und das wird dem „Siegels“ auch in Zukunft nicht anders gehen — hatte ich die Frauen des Hundebesitzes nur seitwärts stehend mitempfinden und mit den Hunden meiner Freunde belehrt gepflegt. Der Begleiter, dem zuliebe man das Stubenhöndchen aufgibt, mit dem man getrost „einsam, nicht alleine“ den Wald durchstreifen kann, ohne durch Gepräch oder gar Meinungsverschiedenheiten vom Naturgenuss abgelenkt zu werden, war mir stets begehrtestens erschienen. Andererseits löste mich ein Hund — frei von Menschenhochmut, war ich geneigt, der Kreatur ihre Ebenbürtigkeit zuzugestehen — die blinde Unterwerfung, und ich pries an der mir vertrauten, stillen, graziösen Nahe die immer bewachte Selbständigkeit, die nie aufgegebenen „tierische Würde“.

Es geschah, daß der Wesh eines Hundes für mich zweckmäßig wurde, und so hielt Hans im hoffnungsvollen Alter von sechs Monaten seinen Einzug in mein Haus. Er hatte merkwürdigerweise im Hause seiner Väter Franz geheißen, was mich wegen eines möglichen Schillerzitates unsonstig war; auch bietet Hans durch die Variationen von Hans und Hannes viel mehr Gelegenheit zu Stimmungsausdruck. Hans ist ein Schnauzer oder Rattenfänger, liebelvollende sagen Scherenschleifer, womit sie nur ihre Unkenntnis des Hundebells zeigen, denn ich wollte bei meiner Schätzung tierischer Würde kein Damenhündchen, kein bewegliches Spielzeug, sondern eine Hundepersönlichkeit. Darin hatte ich mich nicht vergaßen.

Für meine literarische Tätigkeit zeigte Hans von der ersten Stunde an tiefes Verständnis. Als Platz wählte er, unbeeinträchtigt von fremdem Willen, den unter meinem Schreibtisch und hielt fortan mit anerkenntniswürdigem Eifer von diesem Möbel jede Störung durch andre Familienglieder fern. Er erbot sich auch als Fanaluz und wollte mir gern beistehen beim Korrekturlesen. Das ging leider nicht, denn er war nicht fähig, seine Entzückung über den Zehrer zu meistern, und zerfleichte lieber die ganze Zahne, als daß er sich mit Buntchen und Strichen aufgehalten hätte. Ueberraschend schnell begriff er den Unterschied zwischen Schulen, worin meine Füße stecken, und unbewohnten; letztere sind unbedingt als Spielzeug für Hans angeeignet worden, an meinen Füßen dagegen respektiert er sie, und lasse ich im Eifer die Fußspitze gar zu verführerisch vor seiner Nase tanzen, so steht er nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer

auf und sucht sich einen andern Ruhepunkt — das geht über seine Kraft. Dieser heroischen Selbstüberwindung gegenüber sage ich mich natürlich freuen, daß alle ersehnten beweglichen Gegenstände in totem Wirbelstanz um mich her fliegen und meine stille Stube am Abend das Bild eines in widerflucht verlassenen Jägerlagers macht — auch eine der vielen Anschauungsvereinerungen, die ich meinem Hund Hans verdanke.

Nun ging's an die Pädagogik. Der Hund muß kommen, wenn die Frau ruft, — nun, Hans kommt auch, so oft sie ihm etwas Wichtiges zu sagen oder zu geben hat; zweckloses Aufen findet er fast und behauptet ohne tierische Würde, indem er mir mit gelassenem Blick die Torheit zu verstehen gibt, die er in solchen pädagogischen Vergleichen erkennt. Das ist richtig, aber worauf beruht denn schließlich die Beherrschung des Tieres? Doch nur darauf, daß es die geistige Ueberlegenheit des Menschen empfindet, und heißt es denn nicht: „Der Geheiter gibt nach“? Kann ich ihm einbringlicher beweisen, wer der Geheiter ist, als indem ich nachgebe? So tun wir uns denn gegenseitig gern was zuliebe, ohne das Verhältnis von Herrscher und Untertan zu markieren, und befinden uns innerhalb des Hauses wenigstens wohl dabei. Das Fernerstehende, mit unentwickeltem Verständnis für psychologische Vorgänge, Hans einen ungezogenen Schlingel nennen, ist bedauerlich, muß aber ertragen werden.

Und nun das Spaziergehen! Es erwies sich im Anfang mehr muskel- als nervenstärkend, denn Hans an der Leine — nun, die Anschaffung des vielgepriesenen Muskelstärkers darf ich getrost als Ersparnis an dem von Hans verursachten Sachschaden abziehen. Weder Jagdabstand noch Peitsche — o, wir haben eine, eine sehr hübsche! — vermochten Hans zu einer Mäßigung des Tempos zu bestimmen; die Frau mit lahmem Arm, der Hund mit Halschmerzen, so kamen wir nach Hause. Das gemeinsame Leid befestigte uns indes so sehr in Gefühl der Zusammengehörigkeit, daß das Martenwerkzeug bald entbehrlich wurde, — für uns nämlich, für das Publikum nicht ganz. Ich sollte Hans ins Leben einführen, ihn, das Landkind, mit der Großstadt vertraut machen, statt dessen erschloß er mir neue Welten. Tram, Kabschere, Automobile erregen zum Glück nur seinen Abscheu, ohne die geringste Verfolgungslust zu wecken, aber wie viele Verlockungen anderer Art stürmen nicht auf die Seele des jungen Hundes ein. Hatte ich je beobachtet, wann kleine, große und mittlere Jungen aus der Schule kommen, hatte ich je bemerkt, wie viele Damen in rüchellosen Leichsinn ihre Fäuste in lässig herabhängender Hand schlenkern, wie freudhaft Behelinge einberstapfen und ihre Schürzen flattern lassen? Das aber waren schmerzliche Klappen für Hansens Tugend und Förderung für meine Beobachtungsgabe. Wie wir Schulschluß meiden lernten und die Freierabendstunde der Bauarbeit — freilich mußte ich oft meine besten Arbeitsstunden drangeben —, und wie sich unsre Bekanntschaft mit allen Lebenskreisen mehrte, ist höchst interessant. Ich zweifle sehr, ob das Frauenstimmrecht, wenn es käme, und selbst eine mich treffende Reichstagswahl mir so viel Jähling mit dem Wolf eintreten würden wie mein Hund Hans. Muß ich doch bei seinen Abenteuern immer vermitteln und bitten. Verständnis und guter Rat wurde mir von manchem Landmann zu teil, freilich auch Spott und sogar grobdeutliche Sozialpolitik, die im Hund den Besonderen verfolgt, ohne zu erschrecken, ob ich Hans beschütze oder er mich! Den von mir stets bestrittenen Satz, daß es den Frauen an Humor mangle, muß ich nunmehr einigermassen gelten lassen. Wenn Hans mit geradezu unumwiderrlicher Schelmerei die Ohren spitzt, kindisch tollpatschig hochspringt — wie wenige würdigen das, sobald es sich um ihr Palet, ihr Kleid handelt! Der Sinn für Besitz ist offenbar stärker.

Da Hans die Einfriedigungen öffentlicher Anlagen als Springsäule für den Hund auffaßt und deren Aufsicht gar keinen Sinn für sein elegantes Hinübersehen haben, müssen wir sie meiden. Wieder sind die bequemeren Wege in der Nähe der Stadt auch die bequemen, und will die Frau umgibt mit ihrem Hund allein sein, muß sie schon die Stellen emporklimmen — Ersparnis einer Terrazur buche ich auch zu Hansens Gunsten. Wir lieben die Einsamkeit, besonders auch wegen der Liebeshunde; ich hatte ja vorher keine Ahnung davon, was für unangenehme Gesellen es darunter gibt! Sie sind mir jetzt eigentlich insgeheim unangenehm, bis auf Hans selbst, der natürlich un-schuldig verfolgt wird, höchstens einmal in kindlichem Unverstand einen mächtigen Hühnerhund reizt. Die Vorliebe für schlante Nabelschürze hat

ich dabei ganz abgelegt, sie bemühen sich durchaus nicht; dagegen empfiehlt es sich, den fremden Hund an der Genickhaut zu fassen und hoch zu heben. Ich war selbst sehr überrascht, als ich diese Tat vollbrachte; auf die Zuschauer wirkte sie komisch, darüber bin ich aber in allen Hundesituationen erhaben, auch ein Stück Geistesfreiheit, wofür ich Hans danke. Eigentümlich vornehm nimmt er sich unter andern Hunden aus, das mag darin liegen, daß er nicht wie sie ein Slave geworden ist, sondern seine tierische Würde bewahrt, und auch in der Sicherheit, die ihm die Gewißheit des Bestandes seiner Frau verleiht. Es gibt Fälle, wo sich Hund Hans zur Leine meldet.

Wenn Hans dies lesen würde — er soll es nicht erlernen, denn in unsrer überbildeten Zeit ist der Umgang mit einem Analphabeten wahrhaft erschreckend —, so würde er den Kopf schräg halten, mich listig anblinzeln und sagen: „Ja, so war's!“ Merkwürdig rasch hat Hans nämlich im Verkehr mit Menschen und mit Hunden eine gewisse Besonnenheit gewonnen. Ich könnte sie ja meiner prägelarmen Erziehung zuschreiben, aber ich will seiner eignen Geschicklichkeit die Ehre lassen. Ich atme freier, seit er nur noch in anmutigen Wellenlinien modernen Stils, nicht mehr in gewaltigen Streifen durch die Straßen rennt, und doch beschleicht mich dabei eine gewisse Wehmut, denn — schon ist die Jugendzeit. Leider wird man bei Hund und Menschen dessen erst recht inne, wenn sie vorüber ist.

**Notizblätter**

**Das Bismarck-Denkmal in Fellbronn**

Am dem fünften Tobestage des Kaiserreichstages (30. Juli) hat in Fellbronn die feierliche Enthüllung eines aus freiwilligen Beiträgen errichteten Bismarck-Denkmalts stattgefunden. Der Standort des Monuments befindet sich in der Nähe der Klosterbrücke; im Hintergrunde dehnen sich die Fellbrunner Berge und der „Wärenturm“, in dem Wäse von Vertiefungen einst gefangen lag, sowie die sich zum Teil auf der alten Stadtbauweise erhehenden Häuser einen malerischen Anblick. Die Architektur des Denkmals, die eine durchaus eigenartige Gestaltung aufweist, rührt von Professor Otto Rieth, Berlin, einem geborenen Stuttgarter, her; das in der Gipsarbeit von Paul Ziegler, Stuttgart, gegossene Standbild des Kaisers hat Bildhauer Emil Riemen, Stuttgart, in glücklicher Auffassung und echt monumentaler Behandlung geschaffen. Auf einer weiten



Die neue Stadthalle in Heidelberg. Nach den Plänen von Henckens und Ebert

**Die neue Stadthalle in Heidelberg**

Terrasse mit breiten Steinbrüstungen und einer halbkreisförmigen Balustrade erhebt sich das Denkmal; die emporsiehende Freitreppe steigt am Eingang zwei getrennte Eschenschäfte, über der Fassade erhebt man vier Aufsätze mit Eichenlaubfriesen. Der gewaltige Wappenstein trägt bloß den Namen Bismarck. Der Künstler selbst ist überlebend noch dargestellt; er steht hauptsächlich im Hintergrunde, die rechte Hand auf den Brusttaschen ruhend, während die linke eine Klapptasche hält. Nieman hat den Gründer des Deutschen Reiches so wiederzugeben, wie man ihn oft in bezaubernden Momenten im Reichstage sah; alles ist Macht, Kraft und Energie in dieser redenden Gestalt. Architektur und Bildner haben in ihrem Zusammenwirken mit klüglichen Mitteln eine mächtige Wirkung des Ganzen zu erzielen verstanden.

Alt in jeder Beziehung alljährlich verlaufene Hundertjahrfeier der Erneuerung der Antwerpschen Stadthalle wurde am Samstag des 1. August durch die in Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden sowie des erzbischöflichen Vizes von Fulda vollzogene Einweihung der neuen Stadthalle eingeleitet. Der im Stil der deutschen Renaissance erhaltene monumentale Bau erhebt sich als ein reiches Wahrzeichen Heidelbergs in anmutiger Lage am Neckarstrand auf derselben Stelle, wo beim Feste des fünfzehnjährigen Jubiläums der Unterstadtgründung im Jahre 1668 eine profane Halle die Feiernden versammelte. Schon damals war von dem kaiserlichen Jubiläumsausschuß jenes Festes der



Das Bismarck-Denkmal in Fellbronn. Von Emil Riemen und Otto Rieth



# Über Land und Meer

III. 48



Gen. A. L. Meyer, 1714

1. Sammeln der Corpsaboote nach gelungenem Durchbruch — 2. Die Linienschiffe des 1. Geschwaders in Reihensformation — 3. Durchbruch der Corpsabooteformation durch das 1. Geschwader vor Fylgland

## Von den Flottenmanövern in der Nordsee (Zeit umstehend)





Anagramm

Als Waise und Gemalte bin ich  
In der Küche wohlbelohnt,  
Und beim Beifall auch gerühmt  
Als kleine Bier im Gartenland.

Soll aus der Pfanne sich entfallen  
Ein Reich, so wolle ich's nicht sein,  
Waher ich anders auch geföhnt  
Der letzten Silber-Bildung mein.

Es weicht die Waise nicht berren,  
Istn Schones, Anstehendes viel  
Dir bietet, dich daran zu freuen,  
So hab wie Meer, dich du am Ziel.

Die Seiborangen dich erquiden,  
Es laßt und föhrt der Feuerwein,  
Und mehr noch wird sich dein Gelingen  
Wahrscheinl. der Gesandtheit mein.

Rätsel

Der Groß, den eine muntre Schar  
Auf der Waise geköhnt,  
Der es ein Segen immerdar  
Die feuchte Kraft zu über.

Das Mittelstücken Kreuze fort  
Und gib im Tausch dein Wort,  
Die Stelle von dem ersten Wert,  
Um neuen Sinn zu geben:

Ans bastebe Gedränge fährt  
Er dich zum Bahnhofstribüne  
Und laßt, daß, was du erpediert  
Nicht dürfte liegen bleiben.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1004:

Das möglichen Buch:  
Der vierstübenigen Charakter:  
Der Wästel: Ober-ich.

Right-aligned text and a crossword puzzle grid with letters filled in.

Deutsche Romanbibliothek. Inhalt der Nr. 46: Von den Königen und der Krone. Vom Ricardo Gu... Roman von Paul von Hayn...

Aus fremden Zungen. Kalmeneschrift für die deutsche Roman- und Novellenliteratur des Auslandes. Inhalt: In doppeltem Barock (La double Maîtrise), Woman von Ferni de Rogner...

Anzeigen. Infections-Krankheiten, Kniegelenk-Krankheiten, Kniegelenk-Krankheiten...

Ergänzung der täglichen Nahrung. Dr. Hommel's Haematogen. (gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R. Pat. Nr. 81391, 700, chemisch reines Glycerin 20,0, Weim 10,0 incl. Vanillin 0,002) bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des gesamten Nervensystems.

Die Kinder essen es gern - Was denn? - Mondamin-Milch-Speisen! Warum? - Weilsie lecker sind. Und von welcher Angst werden dadurch unsere Mütter befreit, weil Mondamin-Speisen leicht verdaulich und nahrhaft sind.

Korpulenz. Fettleibigkeit. Grazlan. Otto Reidel, Gießenstraße 4.

Jede sparsame Hausfrau. BILIG! NAHRHAFT! Die Preise streichen sich ohne Porto und Nachnahmegebühren...

Bildschön. Steckenpferd-Ellenmilch-Seife. Ein zartes reines Gesicht mit zierigen, jugendlichen Zügen...

ODONTA. unübertroffenes MUNDWASSER. F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE.

BUCHFÜHRUNG. Otto Siedo - Elbing. Buchführung, Bilanz, Konten, etc.

Pensionat Heubi, Lausanne (Schweiz). Abteilung I: Château Brillantmont. Abteilung II: Villa Brillantmont.

Ingenieurschule Zwickau. Maschinenbau und Elektrotechnik. Ingenieur- und Techniker-Kurse.

Deva-Roman-Sammlung. Jeder Band 50 Pfennig. 1. Kroner, Das Pharaonenam... 2. Cheneviere, Frauenehre... 3. Heisterham, Auf der letzten Schäre, Roman...



Gildemeister's Institut, Hannover, Leopoldstr. 2. Bildhauerische, Zeichnungs- und die dreifache Arbeit für alle oberen Klassen...

Photograph. Apparate. Christian Tauber Wiesbaden. Von Kärtner'scher Arbeit bis zur neuesten Apparatur...

Sommersprossen. Otto Reichel, Gießenstraße 4. Zerstörer Wimpernsprossen.

Werner & Pfleiderer. Misch-Knetmaschinen u. Dampf-Bäckofen. Complete Einrichtungen für Lebensmittel und Chemie.



90. Band. Fünfundsierzigster Jahrgang  
 Oktober 1907—1908  
 ← Grabselnt jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

## Heimkehr

Erzählung  
 von  
 Otto Höcker

VI

In der Küche machte sich Erika in heller Erregung zu tun. Alles in ihrem Weien deutete auf Sturm, der nur noch mühsam von ihrer angespannten Willenskraft sich unterdrücken ließ.

„Was ist mit Klaus?“ fragte der Alte mit schwacher Stimme von der Kammer her. „Ist er richtig fort?“

„Er hat sich nicht halten lassen,“ entgegnete die Frau belümmert und trat an das Bett heran. „Es ist so böig draußen, ich wollt' all, er wär' erst wieder da.“

„Der Klaus kommt wieder, der ist von Eisen und Stahl, Mutting, dem kann das Wasser nichts tun. Recht hat er, ein braver Seemann läßt sein Schiff nicht, er ist doch Herr und muß nach dem Rechten sehn; wann will er wieder zurück sein?“

„Eh's dunkel wird, sagt' er.“

„Na, die Zeit wird mir lang werden ohne den Jungen. Da werd' ich halt noch ein wenig ruhen, ist mir so nicht ganz besonders heut...“

Sie beugte sich kummervoll über ihn. „Kieft schlecht heut, Bäterchen, wär' man besser, einer aus dem Dorf führ' im Boot nach der Stadt zum Arzt.“

„Bist wohl dumm!“ knurrte der Alte, streichelte dabei aber doch zärtlich ihre Hand, „so'n Pflasterlassen könnt' mir grad helfen. Das ist auch nur die Freude, Mutting; ach, der liebe Gott meint's doch recht gut mit uns. Nach all dem langen Verzeleid so viel Glück. Ist dir's nicht auch, Mutting, als wären wir alleim im Dunkeln getappt, und nun ist wieder Licht im Hause? Wenn nur der Jung bei uns bleiben möchte; könnt' es kaum noch ohne den Jungen... Aber was ist denn los?“ unterbrach er sich, hob den Kopf ein wenig und lauschte. „Weint jemand in der Küche? Ist Erika draußen? Mir war's doch gerade so.“

Seine Frau war von ihm weg und unter die Tür getreten. Ihr Blick fiel auf das Mädchen. Dieses saß vor dem Tische, hatte das Gesicht in die aufgelegten Hände verborgen und weinte laut vor sich hin.

„Du lieber Gott, was hast denn?“ fragte die alte Frau erschrocken, trat näher und faßte sie teilnehmend an. Erika hob das tränenüberströmte Gesicht, sah wie in verweifeltem Weh sie an und sank unter neuem Schluchzen an ihre Brust. „Onkel Klaus hat mit mir gesprochen, eben, vorhin...“ kam es tonlos von ihren Lippen.

Angstvoll schaute die alte Frau auf sie nieder. „Ich dacht' mir's bald,“ sagte sie leise und fügte sanft hinzu: „Nun, mein Döchtling, und was meinst du?“ „Er hätt' mich lieb, hat er gesagt,“ schluchzte das liebliche Geschöpf weiter. „Und... und ich bin so traurig, es kann doch nicht sein! Warum

hat er mir's antun müssen! Das kam so plöcklich und aus heiterem Himmel, — ach Mutting, ich schäme mich so sehr.“

„Weil dich mein Jung lieb hat?“ fragte die alte Frau vorwurfsvoll. „Aber Kind, das ist doch keine Schande.“ Weich setzte sie hinzu,



Aus der Münchener Jahresausstellung 1908: Mutterglück. Nach dem Gemälde von Carl Mühe

während Besorgnis aus ihren Zügen sprach: „Fühl' dir's ja nach, Kind, kam ja wie Blix und Schlag. . . Mein Klaus freilich, der kennt dich lang schon, und was er für die Stiene gefühlt hat, das gehört nun all dir, aber du kommst nicht so schnell mit, gelt? Du willst dir's überlegen, erst mit dir selbst zurecht kommen. Aber ich will es ihm schon beibringen; so schnell geht das nicht, wie er es in seiner Art sich zurechtgelegt hat, er muß sich gedulden lernen, und das tut er auch, ich müß' ihn nicht kennen, wenn er nur ein ganz klein wenig geistert darf, Erila.“ Ihre Stimme klang immer unsicherer, nun hielt sie bänglich inne, als das Mädchen heftig mit dem Kopfe schüttelte.

„Nicht. . . hast ihn nicht lieb, Kind. . . wießt es nie lernen können?“

„Mutter, quäl mich nicht, es geht doch nicht!“ hauchte Erila. Sie löste sich aus der Umarmung, trat einen Schritt zurück und starrte, in den Zügen brennendes Weh, wie entgeistert vor sich hin. „Mutter,“ sagte sie leise, „ich schäm' mich so, dir's zu sagen. Deut morgen hat mich Lehrer Kleinau abgepaßt, wie ich einholen gegangen war, er hielt mich auf, und darum kam ich auch so lang nicht wieder.“

Stumme Angst sprach aus den Blicken der alten Frau. „Und du, Erila,“ — sagte sie, die Mitteilung des Mädchens schon vorausahnend. „Er ist ein solch lieber, braver Mensch,“ sagte diese stockend. „Er meint es so gut, er möcht' mich so gern heiraten, Mutter.“

„Und du?“ fragte die alte Frau angstvoll wieder.

„Ach Mutter, ich war so glücklich, bis gestern Onkel Klaus kam. Weißt selbst nicht, was ich da empfunden habe, aber es legte sich mir so schwer auf die Brust, gar nicht recht niederatmen hab' ich können, als ob ein Unglück kommen müßte, und nun ist es schon da!“ Schluchzend kam es wieder von ihrem Munde.

„Fast denn den Lehrer so lieb?“ fragte die Mutter traurig. Das Mädchen nickte nur zaghaft. „Willst mir nicht sagen, wie weit ihr seid?“

„Ach Mutter, er hat mich gefragt, ob er mit euch sprechen dürfte.“

„Und du, Erila, was sagtest du ihm?“ fragte die alte Frau wieder, als das Mädchen verschämt zur Seite schaute.

„Ich habe nur gelacht, Mutter, es war schon spät, und ich hab' mich sputen müssen. Aber er wird wohl kommen,“ setzte sie zaghaft hinzu, verstoßen die alte Frau beobachtend.

Diese schaute wieder hoffnungsreicher. Sie machte sich am Herde zu tun, aber sie hielt bald wieder inne, als sie bemerkte, wie wenig ihre Gedanken bei der Pontierung waren und sie alles verkehrt zurichtete. Wütend schaute sie das Mädchen an.

„Könnst' Klaus dir gar nicht gefallen? Ist doch ein hübscher Mann, viel schöner als der kleine Lehrer,“ begann sie leise.

Zaghaft wick Erila ihrem Blicke aus und schaute wieder unter sich. „Ach Mutter, ich fürcht' mich vor ihm, ich kann mir nicht helfen, es geht mir wie meiner Schwester selig, er hat so was Unheimliches an sich. Nein, nein,“ setzte sie entschieden hinzu, von einem innerlichen Schauer dabei geschüttelt, „ich könnte ihm wirklich nicht gut sein, es geht nicht, Mutter, und ich hab' den andern lieb!“

Die alte Frau nickte nur kummervoll, aber sie erwiderte nichts, sondern nahm die unterbrochene Pontierung von neuem wieder auf. Es wurde still im Hause. Aus der Kammer, wo der alte Mann lag, kam zuweilen ein schwaches, schmerzliches Stöhnen, die Uhr tickte, und gleichmäßig schlugen von außen die Regentropfen an die Fenster. Nicht einmal die Kasse schnurrte; die lag verbroffen faul unter dem Herde und wärmte sich den nachgewordenen Keks.

Mit umflorten Mienen suchte sich Erila der Mutter behilflich zu zeigen, schälte Kartoffeln, richtete den süßen Apfelbrei zu, der am Abend die Tafel zieren sollte. Zuweilen sah sie unschlüssig auf die alte Frau und öffnete wohl auch den Mund wie zum Reden, sagte aber nichts.

Das ging wohl eine Stunde lang, bis sie ihre Verrichtung mit der abseits stehenden Mutter zusammenbrachte, die das Gesicht beharrlich dem Herde zulehrte. Da sah sie, wie schwere bittere Jähren furchengleich über die guten, wellen Jüge der alten Frau herabrannten und in den letzteren ein dumpfer, hilfloser Schmerz sich ausprägte.

Das warmherzige Mädchen stellte bestürzt Schüssel und Messer beiseite und eilte rasch auf die Schluchzende zu. „Mutter, weinen sollst du nicht, warum bist du so traurig? Gelt, du bist böse auf mich?“ setzte sie betäubt hinzu, als die Weinende sich sanft ihrer Lieblosung zu entziehen trachtete.

Die alte Frau schüttelte nur mit dem Kopfe. „Kind, das ist Schicksal, jeder Mensch hat das Recht auf sich und das, was er sein Glück nennt, und der liebe Gott allein weiß, ob es auch Glück ist, darum wein' ich auch nicht. Bin nur traurig, daß mein Jung leiden muß, und daß er wieder fortgehen wird, denn ich kenn' ihn. . . Gerad weil ihn's so übermocht hat, das Gefühl zu dir, darum sitzt es auch doppelt tief in ihm, und die neue Enttäuschung trifft ihn härter als der Schlag mit deiner Schwester; er wird wieder fortgehen, und wir werden ganz allein sein!“ Ihre Worte verloren sich in neuem bitterlichen Schluchzen.

Erila stand zitternd, lange keines Wortes mächtig. Dann presste sie plötzlich die Hände vor das Gesicht. „Aber ich kann doch nicht, Mutter, ich kann nicht!“ schrie sie wie hilflos.

Drinnen in der Kammer war der alte Kap'tan, übermannet von hinsüßiger Schwäche, mit geschlossenen Augen wach gelegen, aber nur undeutlich waren die Worte aus der Röhre bis zu ihm gedrungen, immerhin aber hatte er begriffen, daß von Klaus die Rede war. Wie er nun angegrenzt schärfer zuhörte und die letzten Worte des weinenden Mädchens deutlich an sein Ohr schlugen, strich er in großer Unruhe mit den krummen Fingern über die Bettdecke.

„Mutter,“ rief er, „ach, komm doch mal her.“

Geschwind trocknete sich die alte Frau mit dem Schürzenzipfel die Augen. Wie sie an sein Bett herangeilt kam, suchte sie schon wieder ihn anzulächeln. „Ja, Vater, da bin ich all, ist's wieder besser, ist's?“

„Was soll sein, Mutter? Gestern hätte ich tanzen mögen, so frei und froh fühlte ich mich. . . heut sitzt es wieder in den Knochen, rein wie ausgedorrt, — ach, was ist der Klaus da ein Prachtkerl dagegen. . . Aber sag mal,“ unterbrach er sich und schaute die Lebensgefährtin forschend an, „wie siehst du aus?“ „Fast gar geweint, heute, wo wir so glücklich sind?“

„Ach wo, draußen der Herd raucht, ist Gegenwind im Ramin.“

„Mutter, nun schwindelst du, das schau' ich dir gleich an der Nasenpitze ab.“ Er lächelte vergnüglich, wurde aber gleich wieder ernst. „Ihr habt es vom Klaus gehabt, ich höre es schon die ganze Zeit. Was hat die Erila, was kann sie nicht, sag's doch, Mutter,“ fügte er dringlicher hinzu, als die alte Frau immer noch seinen Blicken auszuweichen suchte.

„Ach Gott, Alter, du regst dich nur auf und kannst doch nicht helfen. Lehrer Kleinau hat unter Mädel gefragt, ob sie seine Frau sein möchte.“

„Ah, sieh mal an!“ Der alte Mann rief es ordentlich aufgebracht. „Was dem einfällt!“

„Sei doch gerecht, Mating, hast es doch immer gern gesehen, war doch auch dein Wunsch.“

Der Kapitän brummte etwas Unverständliches in den Bart. „Jetzt ist doch der Klaus daheim,“ meinte er, als ob es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt handelte.

„Aber das Mädel mag doch den Lehrer gut leiden.“

„Hm!“ Verdrießlich klang es, der alte Mann stützte den Kopf und nickte. „Du weißt noch was,“ meinte er dann noch einem langen, forschenden Blicke auf seine Frau. „Mutter, umsonst hast du nicht geweint. . . geh, machst mich unruhig, sag mir's doch.“

„Wie du einen quälen kannst!“ schmälte die Frau, setzte sich aber doch zu ihm und saltete

die Hände über seiner schlaff herabhängenden Rechten. „Ach, Alter,“ meinte sie bestärmt unter einem tiefen Seufzer, „es ist all zu aufregend für uns, wie sind doch alte Leute geworden, nicht?“

„Aber was ist's mit dem Klaus? So rede doch, Mutter!“

„Er hat ihr's wohl gesagt, daß er sie gern möchte, und sie hat doch den andern lieb und nicht unsern Jungen.“

Mit einem dumpfen Stöhnen ließ der Kapitän den Kopf in das Kissen zurücksinken. Er lag eine Weile und sagte nichts. „Sie hat den Klaus nicht lieb?“ meinte er dann und wurde wieder still.

Seiner Frau standen wieder die hellen Tränen in den Augen. Aber sie nickte nur stumm. Ein plötzlicher Schreck erfasste ihn. „Mutter, dann geht er wieder fort.“ Das klang hilflos, ängstlich und bang.

Die alte Frau begann zu schluchzen. „Ich fürcht', er geht wieder!“ sagte sie leise.

Wieder wurde es still im Raum. Die beiden alten Leute schauten jeder ihren eignen Weg, und der führte in der Nacht, weißab von der Hoffnung freundlichem Licht. Sie hatten ein schweres Geschick durch lange Jahre getragen; sie wärden's auch noch weiter geschleppt haben, abgestumpft und still ergeben. Aber da war in das trostlose Einerlei ihrer Tage unverhofft der liebe Sonnenschein gedrungen, ihnen war warm geworden, aus den trüben Augen hatten sie den Dämmer-schlaf gerieben, und die alten Herzen hatten in neuer, junger Hoffnung zu schlagen begonnen. Jetzt, wo das Glück bei ihnen eingelebt, begriffen sie es erst, wie inhaltsarm ihr Leben bisher gewesen war, ein Grauen schüttelte sie aber auch, gedachten sie der Möglichkeit, den Sohn wieder hergeben zu müssen und nicht zu wissen, wodurch sie ihn hätten halten können.

Der Alte machte einen schwachen Versuch, sich im Bett ein wenig aufzurichten. „Wo ist denn Erila?“ fragte er und blinzelte suchend umher.

Das Mädchen stand schon an der Schwelle. „Kleinglück schaute sie den Pflegerater an.“

„Vater, das hilft all nichts, mußt sie nicht schellen,“ meinte die alte Frau milde. „Sie kann nicht gegen ihr eigen Herz. Es war ja auch kein Glück für unsern Jungen. Der will ein ganzes Glück oder keines, er ist stark und wird's verwinden.“ Ihre Augen leuchteten mütterlich stolz; gleich darauf aber sank sie wieder in sich zusammen. „Freilich, es wird ihn hier nicht länger leiden, er geht wieder auf und davon in die weite Welt.“

Der alte Mann stöhnte. „Und ich bin ihm ein Glück schuldig. Das war's ja, was mich so gejreut hat, ich sah es gleich, er hat die Erila wie trunken angesehen, konnte sich nicht satt an ihr schauen. Da kam's über mich, so leicht, so froh. Nun konnten wir gut machen, was wir an ihm getan. Der Günftler hat ihm die Stiene genommen, und Gott sei's gelaug, ich halt' mich von dem Jungen beschworen lassen, mein' auch wirklich, das sauste Ding wärd' besser zu Günftlers glatter Art taugen. Ich dachte ja auch, der Klaus wärd' es leichter tragen, später erst begriff ich, wie heiß und treu sein Herz zu lieben vermag — nun ja, da war mir es wie ein Himmelsgeschenk, die Erila sollte gut machen, was wir alle an ihm verbrochen, sie sollte ihm das Leben süß schmecken, ihn daheim halten, ihm die Heimat wieder geben. Und nun will das Mädel nicht, geht seinen eignen Weg, hat einen andern lieb! Und wenn sie den Lehrer auch noch übermenschtlich liebt, wollte ich noch nichts sagen,“ fuhr er, immer mehr in Eifer geratend, fort. „Aber da denk' ja keiner daran, hab ich doch nicht umsonst meine Augen im Kopf. Das ist keine Liebe auf Leben und Tod, wie unser Jung sie hat. Der kann sterben an seiner Liebe. Aber doch der Schulmeister nicht.“ Er lachte grimmig auf.

Erila zwote zusammen. Ihre Mienen seigten sich, als sie langsam näher an den Bettlägerigen herantret. „Magst recht haben, Vater,“ sagte sie leise. „So wie man's in den Romanbüchern liest, habe ich den Herrn Lehrer freilich nicht lieb. Aber das kann ich auch gar nicht, ich glaub' nicht



77. Clément  
Paris

Die Pariser Stadtbahn (Métropolitain): Porte Dauphine am Eingang des Bois de Boulogne

Nach einer Zeichnung von J. J. Clément (Zeit S. 1073)

einmal, daß es solche Liebe gibt. Aber ich mag ihn gut leiden, ich fühle mich so frei und leicht. Ist er bei uns, und ich höre ihn so gern sprechen. Er ist ein solch lieber Mensch, der Daniel Klaus dagegen" — sie hielt unter einem plötzlichen Erschauern sekundenlang inne; dann sagte sie bestimmt: „Ich fürcht' mich vor ihm — mag sein, weil er dem Bild hier so ähnlich sieht." — und sie deutete nach einem Selbstbild, das über dem Bett des Kapitäns hing — „aber als er gestern ans Land stieß, da faßte mich es an, als läme mit ihm das Schicksal selbst, und ich bin keinen Augenblick seither ein dumpfes, lähmendes, schreckhaftes Fühlen losgeworden. Ich wäre euch ja so gern zu Willen, aber ich kann doch nicht.“

Wie stehend hob sie die gefalteten Hände und brach zugleich in ein klägliches Schluchzen aus. „So weine doch nicht, Kind," sagte die alte Frau mit müder, ergebungsvooll klingender Stimme, „es zwingt dich ja auch niemand.“

„Schnickschnack!" knurrte der Kapitän dagegen unwirsch. „Wegen solch dummen Einbildung muß mein armer Klaus unglücklich werden!"

In den hellen Mädchenaugen flammte es auf. „Aber ich will auch glücklich werden, das ist doch mein Recht!"

Der Alte lachte nur kurz. „Schnickschnack!" wiederholte er. „Hat der Klaus nicht auch ein Recht auf Glück, he? Und wie ward ihm mitgespielt! Und sag selbst, ist er nicht 'n Prachtkerl, 'ne Seele von 'nem Menschen, und doch so 'n hundsstilles Pech bei den Weibern.“

„Ihr seid die Eltern!... Und doch war er ein halbes Menschenleben draußen in der Freibe und fragte nicht danach, ob ihr noch lebet oder gestorben seid!" rief das Mädchen voll bitteren Eifers. „Nun sieh's ihm ein, heimzulommen, und gleich soll alles nach seinem Kopfe gehen. Tut er nicht, als wäre er über uns alle Herr? Und jaget ihr mir's nicht selbst, ihr hättet euch vor seinem Jahorn gefürchtet in selbiger Nacht? Ja, Vater, gerade du hast mir oft erzählt, wie durch ein Wunder sei Wort und Totschlag damals verhütet worden, so geraft habe euer Sohn. Ich habe viel drüber nachgedacht, aber immer stand es zwischen Stiene und mir gleich einem Schatten, ich konnte ihr den Treubruch nicht verzeihen, — das tu' ich heute auch nicht, — aber ich kann ihn begreifen, sie mag sich auch vor ihm gefürchtet haben.“

„Er ist halt ein Ganzer!" warf der Kapitän hin, die Stirn unwollt und Borwurf im Blicke, „und ein Weib tut ihn not, das ihm an Liebe zu viel gibt, was die Welt ihm genommen hat... Muß nicht ein jeder Liebe geben, Mädel? Was sollte aus der Welt denn werden? Was wäre aus dir geworden, hättest du nicht uns gehabt?" „Aber Vating," warf die alte Frau, die Eritas Zusammenzucken wohl wahrgenommen, bildend ein, „sie ist uns immer ein gutes Töchterchen gewesen, hat uns zumindestens so viel Glück gegeben, als sie von uns bekommen hat.“

„Dat sie auch, hat sie," bekräftigte der Alte mit nachdrücklichem Nicken. „Warum will sie uns jetzt im Stiche lassen, wo's um unser aller Glück geht?"

„Aber ich kann doch nicht. Ich will ja gar nichts von meinem eignen Herzen sagen, aber ich hab' so 'n Grauen vor Daniel Klaus, ich kann mir nun einmal nicht helfen!" Weinend sank sie neben dem Bett des Rätevaters nieder und barg ihr Antlitz in den Händen.

Der Kapitän tastete mit der zitterigen Hand nach ihrem blonden Scheitel. „Mein Töchterchen," sagte er leise, „darum sollst du nicht weinen. Ich sagte dir das auch nicht, um dir wehe zu tun. Ich bin nur so traurig. Sieh, Töchterchen, wie der liebe Gott damals uns all das Unglück geschickt hat und du uns alten Leuten ganz allein geblieben bist, da mußte ich mich lang daran gewöhnen, daß du der Stiene immer ähnlicher würdest. Gott verzeihe mir die Sünde, aber es fällt mir heute noch schwer, der Stiene zu vergeben; damals jedoch haßte ich sie, denn sie nahm mir beide Jungen. Das tut weh, Kind, und ich sah dich zuweilen, immer mehr mit der Stiene Jünger, leicht durch das Haus schreiten, wohl ein Liedchen singend,

während ich als Krüppel im Sessel hockte und auf nichts als auf den Tod zu warten hatte. Da fiel es mir oft schwer, die Abneigung 'runterzuwürgen, die mich auch gegen dich ergriff... Ich sah halt immer die Stiene in dir, und meine beiden Jungen waren tot. Na ja, Kind, das ist lang überwunden," setzte er milde hinzu, als das Mädchen nur noch lauter aufzuschluchzen begann, und er versuchte, ihren Kopf ein wenig zu heben und ihr Gesicht sanft zu streicheln. „Daß Vater Schilling dich lieb hat, wistst du heut allein, aber sieh, Kind, all die langen Jahre über habe ich unausgesetzt gedacht — ich hätte ja so viel Zeit dazu — und was hat mich aufrecht gehalten, nicht zum Sterben kommen lassen, Kind? Nichts andres als die Hoffnung, der Herrgott möchte meinen Klaus noch einmal ins Vaterhaus zurückfinden lassen, und wie ich dich immer größer aufwachsen, immer lieber und schöner werden sah, da dachte ich oft bei mir, war' nur der Klaus all da, das müßt' ein schönes Paar werden, nämlich ihr beiden. Und nun ist er da, als ob der liebe Gott mein Denken erhören wollte, und all die große Liebe in ihm wendet sich zu dir, und nun könntest es schon werden, Mädel. Muttering und ich und der Jung und du, wir könnten so glücklich miteinander sein, nach all der überlangen, traurigen Zeit, und nun hast einen andern lieb, fürchtest dich vor unserm Jung, kennst ihm nichts sein, und der Jung wird wieder von uns gehen, — o mein Töchterchen, ich bin so traurig um meinen Jungen, und so angst ist mir: wie sollen Muttering und ich nur noch das Leben tragen können, wenn unser Klaus wieder von uns geht!"

Die Stimme des alten Mannes brach. So rauh er im vollen Leben gewesen, so barsch und anscheinend keiner tieferen Gemütsregung fähig er der Pflegekinder gegenüber allezeit erschienen war, nun sah diese ihn weinen, und sie begriff es, was sie nie geglaubt, daß unter der rauhen Hülle allezeit ein gutes, liebeheugiges Menschenherz geschlagen halte. Dieser Jammer des alten Mannes, der hilflos den laun in seines Lebens Dunkel getretenen Sonnenschein wieder von sich lassen sollte, ohne ihn zurückhalten zu können, sagte direkt an ihr Herz. Vielleicht zum erstenmal in diesem Augenblicke dachte sie über das grausam harte Schicksal nach, das diese beiden alten Leute schon ertragen, solange sie selbst sich zurück zu entsinnen vermochte; während ihren kindlichen Spielen die Sonne geleuchtet, sie gesungen und gelacht und die ihr gewohnte Pflege als etwas ganz Selbstverständliches hingewonnen hatte, waren die Eltern selbst im Dunkel geesssen und hatten mit immer schwerer werdenden Herzen umsonst nach einem Lichtstrahl ausgespäht, und nun, wo dieser endlich gekommen, wo sie selbst unter seiner belebenden Einwirkung die betagten Pflegeeltern nicht mehr erkannt, sondern sich staunend an deren sonziger, verklärter Heiterkeit, ihrem seit Menschengedenken nicht mehr gehörten, recht vom Herzensgrunde herausdringenden Lachen erquickt hatte, sollte die Nacht wieder hereinbrechen und nimmermehr neuem Tage Raum geben, nur weil es ihre selbst nicht beliebte, ein Opfer zu bringen!

Hätte der Vater wenigstens in seiner gewohnten Art laut aufbrausend geschmäht, sie bedroht, mit wilden Verwünschungen um sich geworfen, so würde sie es leichter getragen haben, ihr eigener Trost hätte sich an diesem lärmenden Treiben orientiert. Aber diese still ergebungsvolle, hoffnungslose Unterwerfung des alten Mannes unter das Schicksal tat ihr wehe. Sie versuchte sich den heimgelehrten vorzuschulen, wie sie ihn aus früher Jugend noch im Gedächtnis gehabt, ehe an Stelle der immer mehr verblasenden Erinnerung das Bild des düsteren Holländers als Anhaltspunkt getreten war. Damals war sie ungetrenntlich von dem gewesen, der sie heute zum Weibe begehrt, da hatte sie sich vor ihm auch nicht gefürchtet, sondern im Gegenteil sich gern von seinen starken Armen tragen oder im Voote rudern lassen. Warum nur jetzt diese bange, unbezwingliche Furcht? Wenn sie sich über des eignen Herzens Empfindungen nur völlig hätte klar werden können! Da war ihre Neigung zu dem

jungen Lehrer, die war so heiter und fromm, wie ein milder Lenktag, und doch gestand sie sich, daß sie nicht an der Enttäuschung sterben würde, tra das Leben zwischen sie und diese Liebe. Ja, hatte sie zu wählen zwischen ihr und dem Bewußtsein, die guten alten Leute, die so viel an ihr getan, dadurch zu kränken, so würde sie sich nicht lange besonnen, sondern gern der Stimme frommer Kindespflicht nachgegeben haben, aber sie sollte nicht nur verzichten, sondern ihr junges Leben einem andern Manne überantworten, der erst gestern in diesen Bereich eingetreten war. Freilich, nur dem Körper nach, im Geiste hatte sich Eritas viel und oft mit dem Verschollenen und seinem überhartem, traurigen Gesicht beschäftigt gehabt. Würde sie nur, was dieser Widerstreit der Gefühle in ihr bedeutete. Warum fürchtete sie Klaus Schilling? Was ließ sie vor ihm zurückschrecken?

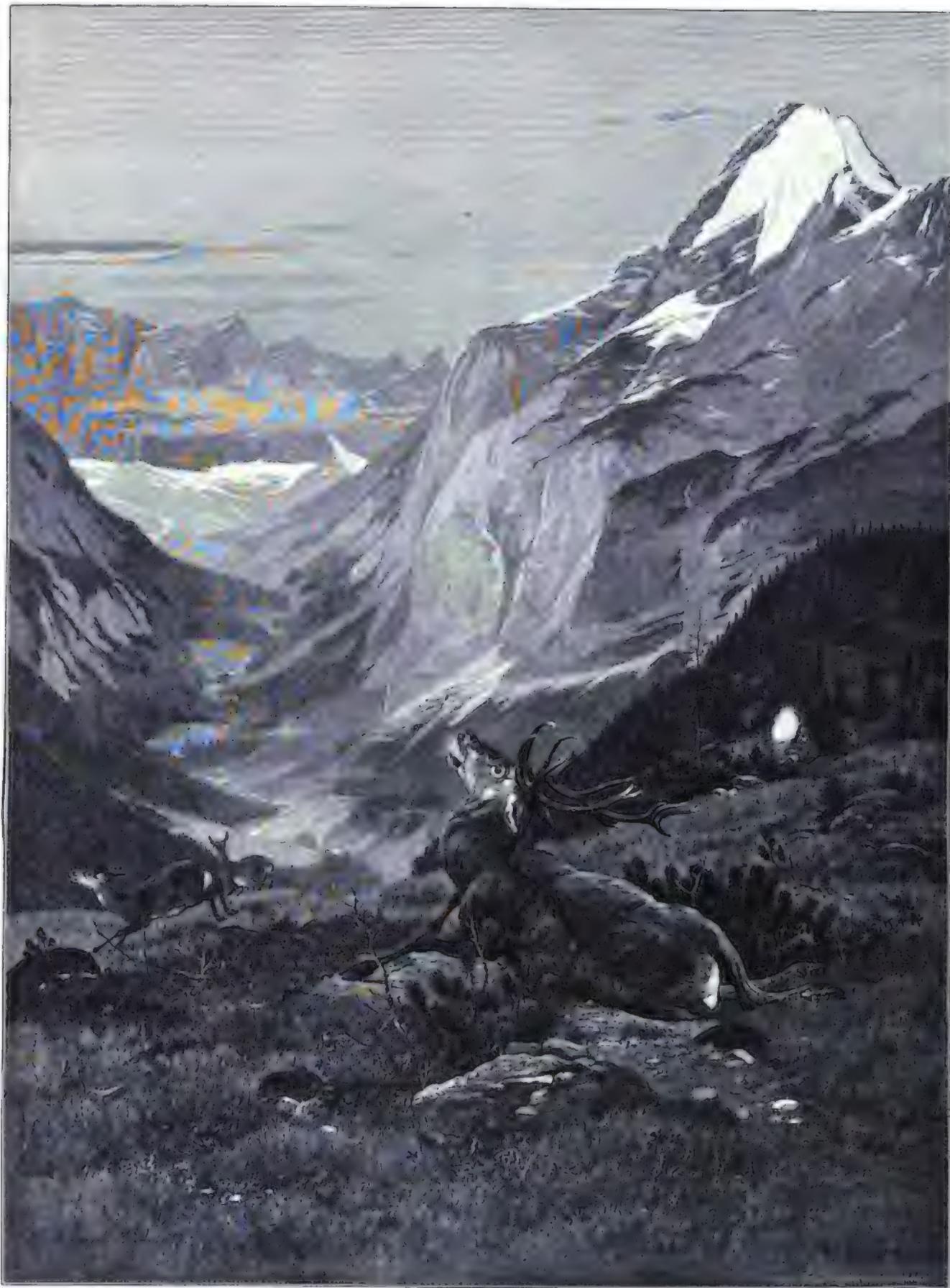
Im selben Augenblicke gab ihr das eigne Herz auch schon Aufschluß. Wieder sah sie ihn im Segelboot mit eherner Stirn durch die Brandung steuern, wider die Gefahr stürmend und waghalsig das eigne Leben auf das Spiel setzend: seine Kraftnatur ließ sie erschauern. Wie konnte dieser Mann mit dem Eisenwillen, der sein eignes Leben gering achtete, nach dem Glücke und der Zufriedenheit eines Weibes fragen? Mußte die Ehe mit ihm nicht ein ehernes Joch sein? Dieses Mannes trotziger Sinn wußte Liebe zu nehmen, aber sie verzweifelte an der Möglichkeit, daß solche von ihm ausgehen könne... Der lebte sein eignes Leben und begriff das Glückserlangen andrer nicht, dessen Augen konnten schließlich nicht weinen, seine Lippen nicht warmen Herzensknoten lösen, und wie sie das dachte, überliefen sie abermals bange Schauer.

Wie sie aber wieder den Blick hob und von neuem in die hoffnungslos vergrämten Mienen der beiden alten Leute schaute, sprang sie von den Knien auf. Wie heiße Scham durchflutete sie die Empfindung, daß der selbstlich herrische Zug, den sie in Klaus Schillings Charakter fürchtete, auch ihr eignes Gefühl zu beherrschend drohte. War sie diesen guten Alten nicht Liebe schuldig? Sollten sie in das alte Leid zurückfallen müssen, nur weil sie selbst das Glück siederlich auf ihre eigne Weise zwingen wollte? Wie Opferstimmung überkam es sie angefüllt dieser bitteren Tränen des alten Mannes, der vergeblich das Gesicht nach der Wand gewendet hielt, um sie nicht sehen zu lassen.

„Vater... Mutter," sagte sie zaghaft und mit zuckendem Munde, dabei aber tapfer das wehe Schluchzen unterdrückend, das sich gewaltsam zu den Lippen drängen wollte, „ich soll nicht traurig sein! Ich will des Klaus Weib werden, und der liebe Gott soll mir Kraft verleihen.“

Die alte Frau sah still, wie überwältigt von dem eben Gehörten; sie hatte die Hände zusammengefaßt und schaute in das bleiche Mädchen-gesicht, über das langsam heiße Tränen sickerten. Auch ihre Augen feuchteten sich, und immer reichlicher flossen die Tränen. In mächtiger Bewegung erhob sie sich, und als das Mädchen in sattsamem Wehe ihr um den Hals fiel, da küßte und herzte sie dieses. „Mein Töchterchen," sagte sie unbedeutlich, oft vom Schluchzen übermannt, „das hat der liebe Gott aus dir gesprochen, und er wird dir auch Kraft und Segen verleihen, um's auszuführen zu können. Ach, Töchterchen, wenn's auch im Herzen weh tun mag, es ist doch Glück dabei, ich kenn' mein' Jung, du kriegst einen guten Mann. Und ist's auch ein Opfer, Kind — ich weiß, wie es tut, ich habe ja so viel hergeben müssen, und sieh, der liebe Gott hat mir's doch vergelten und wieder gut machen wollen, ich soll doch noch mich an meines Jungen Glück erfreuen dürfen, und so schick' er auch dir das Glück. Glaub nur, mein Töchterchen, der liebe Gott mach't's auch dir nett und läßt dich glücklich sein.“

Nun mußte sich die Weinende auch dem alten Kapitän in die weitausgereiteten Arme legen, und mit halbberücktem Jubelruf schmahte sie dieser ab. „Muttering hat recht, der liebe Gott soll dir's lohnen," sagte er weich, „min säut Deern, mehr Freud' hättest mir nicht machen können und hättest



**Verendender Hirsch**  
Nach dem Gemälde von Otto Rehnagel

du mich selbst heiraten wollen, habaha" — er lachte schon wieder. „Ach Gott, ich kann dir ja gar nicht sagen, wie's mir das Herz abgedrückt hat, gerade als ob mir einer vor den Kopf geschlagen hätte, und ich habe nur immer denken müssen: der arme Jung, er hat kein Glück, und er meint's doch so gut, und er hat wirklich das Herz auf dem rechten Fleck, Töchtling, kannst es dem alten Vater Schilling ruhig glauben. Später einmal, wenn ich nicht mehr bin, da wirst du deinen Entschluß noch segnen, uns alten Leuten solche Herzensfreude bereitet zu haben.“

In fast jugendlicher Lebhaftigkeit wendete er sich an seine Frau: „Mutting, meine Duxen, ich steh' auf, der Deibel hol' das Bettliegen, wo man vor Freude am liebsten tanzen möchte.“

„Ditt' dich, Vater, du bist ja so elend heute.“ Aber vergeblich suchte sie ihn zu überreden, im Bett zu bleiben. Der Alte lachte nur wie ein ausgelassener Knabe.

„Jung bin ich, jung, jung,“ rief er mit dröhnender Stimme, „und das hat all' das herztäufende Mädel fertig gebracht. Herrgott, wird der Klaus eine Freude haben! Kommt er nachher, Kinder, das muß ich mit ansehen, komm her, Erika.“ wieder zog er sie an sich und konnte sich an Härtlichkeiten gar nicht genug tun. „Traues Mädel, tapferes Mädel!“ rief er, als ein verätherisches Zucken um ihre festgeschlossenen Lippen den Sturm in ihrem Innern verriet, „noch ein Wort, Kind. Wäste ich nicht, du und Klaus werdet zusammen glücklich, ich selbst sagte nein, aber du hast ja gar keine Furcht vor ihm, Töchtling, das bildest du dir all ein. Der Klaus ist ein forcher Kerl, ein ganzer Mann, der imponiert dir, das ist's, häh, der Tag kommt schon, wo du mir recht gibst. Seid ja füreinander wie geschaffen, der Klaus mit seinem Herzen voll großer, hungeriger Liebe, und du bist auch 'n wunderliches Kind, so 'n Mann brauchst du gerade und . . . und mein Töchtling.“ — er zog sie wieder an sich heran und zwang sie sanft, ihm in die Augen zu schauen — „versprich mir eines, willst du, ja?“

Und als das Mädchen erschauernd nur jaghaft nickte, sagte er: „Nach meinen Jung glücklich, ich weiß nicht, wie lange der liebe Gott mich noch auf Erden läßt, es läutet mir so eigen in den Ohren, ist wie 'ne Schiffsglocke, Mädel. . . bim! bim! bim! . . . vielleicht gar schon das dritte Abfahrtszeichen. Sieh, ich würde so schwer sterben, wüßte ich den Klaus nicht glücklich, und nun wird es ein friedlich Einschlafen sein, denn ich kenne dich, meine lättje Deern, du hast ein treues, starles Herz, und du wirst ihn glücklich machen, weil du es tun willst, und pupperl's auch mal bang da drinnen, dann denke an den alten Vater Schilling; bin ich schon droben verheuert, so werde ich dankbar den Herrgott bitten, dir Kraft zu geben, und das Glück. . . Segne dich der liebe Gott, du hast mich recht von Herzen glücklich gemacht!“

Langsam entließ er das Mädchen aus seinen Armen, und mit einem mutigen Lächeln ging Erika aus der Küche. Aber als sie sich oben in ihrem süßen Kämmerlein wiederfand, da öffneten sich ihre Lippen unter einem Jammergeschrei, und am Rande ihrer Kraft angelangt, brach sie weinend in die Knie nieder.

(Schluß folgt)

### Im Dämmerlicht

Am Waldrand sassen wir im Abenddunkel;  
Leis sang der Wind im grünen Nadelmeer.  
Des kleinen Städtchens helles Lichtglühel  
Wart seinen Schimmer grüesend zu uns her.

Ein mildes Dämmern lag rings auf den Matten;  
Der Venusstern erschien im blendem Glanz.  
Wie graue Schleier jogten tiefen Schatten  
Sich um der Hügelkette fernem Kranz.

Nur noch der Curm hob sich vom lüthern Grunde,  
Dumpl' scholl der Kirchenglöckle Schlag betraut.  
Am Himmel, übergoldend diese Stunde,  
Glomm flammend hell ein Wetterleuchten auf.

Ein Hauch von Frieden sank vom Himmel nieder  
Und hüsste leis manche Wende zu.  
Die febernd brannte . . . und ich schloss die Lider  
Und träumte leis von ew'ger, ew'ger Ruh. . .

Chesnelde Wolff

## Wie ist der Säugling bei Magen-Darmkatarrhen zu ernähren?

Von den Tausenden von Kindern, die ich im Laufe einer etwa vierzigjährigen Praxis an Brechdurchfällen zu behandeln Gelegenheit hatte, verlor ich besonders in der ersten Zeit meiner ärztlichen Tätigkeit nicht wenige unter den Erscheinungen des raschen Verfalles. Es hing dieses betrübende Ereignis nicht etwa von einer zu geringen Aufmerksamkeit und Sorgfalt ab, auch nicht von einer mangelhaften Verwertung unserer damaligen Kenntnis der gemanneten, oft so schnell tödlichen Krankheit. Aber gerade diese unzureichende Kenntnis war damals noch eine recht ungenügende. Diese Zustände besserten sich erst, als in den achtziger Jahren die Vallerienkunde und mit gewissen pflanzlichen Gebilden in der Milch und im Darm, den Vallerien, die Physiologie mit den chemischen Vorgängen der Milcherzeugung, die Gesundheitslehre mit den notwendigen Reformen im Vollerziehen bekannt machte. Wir können dem Altmeister der Kinderheilkunde, Siebert, nicht dankbar genug dafür sein, daß er unausgeseht bemerkt gewesen ist, daß auf dem Wege des Verfalls und der wissenschaftlichen Forschung Errungen für die Ernährung des gesunden und kranken Säuglings praktisch nutzbar zu machen. Zweifellos haben sich, dank den erwähnten Fortschritten, die Verhältnisse der Säuglingsernährung wesentlich gebessert. Die Fälle schwerer Brechdurchfälle sind nicht nur seltener, sie sind auch in ihrem Verlauf günstiger geworden. Verhütung und Behandlung haben einen festeren Boden gewonnen.

Entschieden zu wenig wird es gemerkt, daß in dieser günstigen Wandlung die Klüftung und Belehrung der Bevölkerung durch Vorträge und Schriften in gemeinsamer Form viel beigetragen hat. Seit mehr als dreißig Jahren habe ich gerade dadurch, so gut ich es vermochte, unausgeseht zu wirken gesucht, noch zu einer Zeit, als das Volkstumliche geradezu verpönt war. Jetzt wird es seit einer Reihe von Jahren als die wichtigste Aufgabe des Arztes erachtet, dem Volkswohl und der Volksgesundheitspflege zu dienen und damit zur Verhütung von Krankheiten beizutragen. Dieser Umstand der Anschauungen ist erfreulich. Früher stand ich mit beratigen Bestrebungen allgemein verständlicher Belehrung ziemlich vereinzelt und mußte mir manche Anfeindung gefallen lassen. Jetzt sind diese Bestrebungen von den hervorragenden Größen der Heilkunde gestützt und eifrig gefördert. Die Lehre von der Krankheitsart hat sich das Bürgerrecht erworben. Man hat erkannt, daß „Verhüten“ oft wichtiger ist als „Kurieren“, und daß die Hauptbedingung einer jeden Heilung die richtige Kost und Pflege ist.

Wird dies schon von dem Kranken überhaupt, so noch viel mehr und ganz besonders von dem kranken Säugling und von einem der schwersten Leiden des frühen Kindesalters, dem Magen-Darmkatarrh. Denn die Opfer, die, zumal in der heißen Jahreszeit, der Brechdurchfall unter den künstlich genährten Säuglingen fordert, zählten in früheren Jahren nach Tausenden. In erster Linie waren die Kinder der ärmeren Volksschichten gefährdet, da hier zu der Mitleidlosigkeit noch Unkenntnis und oft auch Gleichgültigkeit der Eltern hinzukam.

Wenn diese Zustände sich in den letzten zwanzig Jahren entschieden gebessert haben, so ist doch der Magen-Darmkatarrh der Säuglinge immer noch eine der ernstesten Krankheiten. Es erliegen ihm noch immer eine Anzahl von Kindern jartersten Alters, von denen ein großer Teil bei sorgsamer Ernährung mit tadelloser Milch, bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung und richtiger Pflege am Leben erhalten werden könnte.

Es erscheint mir deshalb nicht überflüssig, einmal — auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen — die Frage zu erörtern: Wodurch erfolgen die raschen, oft blitzartigen Todesfälle bei akutem Magen- und Darmkatarrh im Säuglingsalter? Ferner: Kann man sie verhüten oder doch einschränken? und schließlich: Arzneimittel oder diätetische Behandlung? Von jeder ist es — und zwar schon lange vor der Entstehungszeit der Vallerienkunde — dem Kinderarzt bekannt gewesen, daß die Kleinen, die im ersten Lebensjahre an Brechdurchfällen erkranken, rasch zugrunde gehen können, und die Sommerzeit war in dieser Hinsicht sehr gefährdet. Der Verlauf ist ein so rascher und das Erlöschen der Widerstandskraft ein so unaussprechliches, daß man sich immer wieder damit beschäftigt hat, zu ermitteln, was diesen fast plötzlichen tödlichen Ausgang eigentlich herbeiführt. Anfangs nahm man als Grund lediglich

die starken Wasserverluste an, wie sie auch bei Cholera beobachtet werden, und bezeichnete sogar diese bedeutenden Wasserabscheidungen, die der Kern springend von sich gab, als Kinbescholera. Da die Kinder rasch abmagern, indem das wasserreiche Fettgewebe zuerst schwindet, weil alle Gewebe die Neigung haben, binnen mehreren Stunden oder wenigen Tagen zu vertrocknen, zu schrumpfen, da ferner auch die Weichheit schnell abnimmt, was sich durch Einsinken der vorderen Fontanelle und durch das Nebereinanderschleiben der Schädelknochen kennzeichnet, so erblickte man die Hauptgefahr in der raschen Abnahme der dem Körper zu seinem Fortbestand unbedingt notwendigen Wassermenge, die beim Erwachsenen etwa 70 Prozent des Körpergewichts ausmacht, beim Kinde noch weit höher ist.

Aber wenn auch das Wasser als das natürliche Lösungsmittel aller Salze, als Hauptbestandteil des Blutes und der Gewebe von hoher Bedeutung, ja unentbehrlich für den Stoffwechsel ist, so kann doch dessen Entziehung allein den schnellen Verfall nicht erklären. Ein wichtiger Umstand ist sicher auch die geringe Widerstandskraft des kindlichen Körpers gegenüber schwächenden Einflüssen. Die im Körper des gesunden Erwachsenen aufgespeicherte Energie und Lebenskraft befähigt ihn, solchen Einflüssen lange Zeit zu widerstehen. Es dauert, je nach der Körperbeschaffenheit, mehr oder weniger lange, bis die Schwelle überschritten ist, jenseits deren auch er seine Fähigkeit verliert, auf Reize noch zu antworten, und nun rettungslos zusammensinkt. Viel früher tritt dieser Verfall im jartersten Kindesalter ein, oft so schnell, daß j. B. bei Brechdurchfällen schon wenige Stunden genügen, um jede Behandlung aussichtslos, ein Heben der Kräfte, des Bewußtseins, der Körperwärme unmöglich zu machen, die sinkende Ernährung und Abschwächung der Tätigkeit wieder in Gang zu setzen. Die Kürze der Zeit, binnen deren j. B. die Zentralgebiete des Nervensystems ausbrennen, noch erregbar zu sein, ist oft erschreckend. Das Kind steht also gegenüber krankheitsverderbenden Einflüssen schon von Natur unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen. Seit wir wissen, daß die Darmbakterien starke Gifte bilden und daß unter fortwährenden Fäulnis- oder Gärungsvorgängen des Darminhalts sozusagen Selbstvergiftungen erfolgen können, erscheinen uns manche schwere Erscheinungen, unter denen solche Kinder sterben, verständlicher. Ich meine j. B. die Krämpfe und die Schlochlucht, die gleichzeitig mit dem zunehmenden Verfall sehr oft auftreten, binnen wenigen Stunden in Lähmung übergehen und dann jede Erhaltung auf dem Wege der Ernährung durch den Magen bezw. vom Mastdarm aus unmöglich machen. Letzteres erweist sich hierbei überhaupt meist als vergeblich, weil der Darm viel zu reizbar ist, um Nährstoffe zurückzuhalten oder aufzusaugen. Die Ernährung auf dem gewöhnlichen Wege aber scheitert in dieser Zeit wieder an der Störung beim Schlucken und an dem Brechreiz. Seitdem die Möglichkeit in den Vordergrund gerückt ist, daß solche Kinder zufolge einer Selbstansteckung rasch geschwächt und unsäglich werden können, auf Reize zu antworten, müssen wir wohl in ihr eine der Ursachen des ungewöhnlich schnellen und gefährlichen Verlaufes erblicken. Die Hauptgefahr besteht aber, wie ich mich durch viele Beobachtungen überzeugt habe, in dem Verhängen, d. h. in der verhältnismäßig ungenügenden Ernährung, die oftmals zu einem unüberwindlichen Kräfteverfall führt. Tiefe Gefahr wird nicht in erster Linie durch das erkrankte Kind selbst, also durch Nahrungsverweigerung heraufbeschworen, sondern zunächst durch die Umgebung. Es herrscht nämlich bei Müttern und Pflegerinnen eine zum Teil gerechtfertigte Angst vor der Weiterernährung mit Kuhmilch, weil die Erfahrung gelehrt und die Wissenschaft bestätigt hat, daß dies in der üblichen Beschaffenheit und Bereitung von vielen Kindern gerade während schon vorhandener Verbauungsstörungen schlecht vertragen wird und oft eine Verschlimmerung des Brechdurchfalls herbeiführt. Sie gerinnt leicht im Magen und scheidet schwere Käseklumpen aus, die den Darm reizen und schwer verdaulich sind. Gärungserscheinungen, Bildung von Gasen, Erbrechen sätiger Massen, ungleichmäßiger, teils wässriger, teils feste Teufeln enthaltender, grünlicher, selbst blutiger Stuhl, Leibschmerz und Stuhldrang werden von mancher Mutter beobachtet, selbst wenn die dem Kinde verabreichte Kuhmilch anscheinend noch nicht durch die Sommerhitze verdorben war. Dennoch genügt diese bisweilen, um eine rasche Vermehrung krankheitsverdergender Keime in der Milch und im Darm zu bewirken.

Diese Bedenken führten früher regelmäßig dazu, daß man, wenn man nicht in der glücklichen Lage

war, dem Kinde eine gute Amme zu verschaffen, sich zu einem gänzlichen Weglassen der Milch entschloß und das an Brechdurchfall erkrankte Kind mit den verschiedensten Erfahrmitteln zu ernähren versuchte. Kindermehle aus den verschiedensten Mehlsorten, schleimige Abkochungen, Fleischbrühe mit Einlagen, Eier, Kakao und vieles andre wurde gegeben und zwar unter peinlicher Vermeidung von Kuhmilch. Es braucht nicht auseinandergelegt zu werden, warum unaufgeschlossene Stärkemehle gerade in solchen schlimmen Zuständen der Darmtätigkeit nicht vertragen, andre Nährmittel rasch und unverdaut wieder ausgeschieden wurden, kurz, die Erfahrmittel der Milch in diesem jungen Alter, das nun einmal auf Milch angewiesen ist, versagten. In unzähligen Fällen reicht die milchlose Kost nicht aus, um die Kräfte zu erhalten und das Kind über den gefährlichen Zeitraum eines drohenden Versfalls hinwegzubringen. Selbst wenn man Stärkungsmittel (starke Weine, Rogal oder dgl.) zu Hilfe nahm, konnte man wohl eine kurze Anregung erzeugen, nicht aber jene Menge von Kraft und Energie, die zu einer nachhaltigen Widerstandsfähigkeit erforderlich ist.

Noch mehr verjagt die selbst heute noch vielfach beliebte Arzneibehandlung ohne die entsprechende Kost. Trotz zahlloser Mißerfolge verordnete man vor 30 bis 40 Jahren unverdorren zusammenziehende oder schleimige Nährmittel, gab man Opium, machte man später Eingießungen in den Darm und zog die namhaftesten bakterienstöbenden Mittel heran, als man die Entstehung des Leidens in der Wirkung von Keimen suchen mußte. Man gab sogar Jodsteinlösung und sparte mit gärungswidrigen Mitteln nicht. Aber alle diese arzneilichen Maßnahmen waren nicht imstande, die hohe Sterblichkeit herabzumindern, weil man in der Ernährungsweise den Fehler machte, die naturgemäße Milchkost durch naturwidrige, lebensfalls für die Erhaltung der Kinder nicht ausreichende Kost ersetzen zu wollen.

Man befand sich in der Tat hier in einer sehr schwierigen Lage. Einerseits mußte man zugeben, daß die Milch die für das Säuglingsalter geeignetste, durch nichts zu ersetzende Nahrung sei, und andererseits konnte man sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß gerade Kuhmilch während des Brechdurchfalls schlecht vertragen wurde, nicht selten sogar diesen steigerte. Einen glücklichen Ausweg aus dieser Allemie verdankte wir der Genialität des Professor Dr. Bachhaus (Königsberg i. Pr.), der uns einen Weg zeigte, auf dem der Kuhmilch die bekannten Mängel genommen, aber zugleich ihre Vorzüge gelassen werden. Auf den Gedanken und die Methode, die der Herstellung der sogenannten „Bachhausmilch“ zu Grunde liegen, hier näher einzugehen, ist wohl überflüssig. Man darf sie als allgemein bekannt und anerkannt voraussetzen. Es lassen sich die Vorzüge dieser Milch in drei Punkten zusammenfassen, die in dieser Reinigung durchaus eigenartig sind, nämlich in der Verbindung der Fettsäureerhaltung und Entkeimung mit einer Lösung des Käsestoffes, einer Ueberführung des schwer löslichen Milchweisses in eine lösliche, leicht aufnehmbare Form.

Gerade der Umstand, daß keine Verminderung des Käsegehalts durch die früher beliebten, den Nährwert der Milch herabsetzenden Verdünnungen mit Wasser, Tee, schleimigen Abkochungen oder dgl. beim Bachhaus'schen Verfahren eintritt oder im Hause notwendig wird, sondern der Nährwert im Gegenteil erhöht ist, hat dem Bachhaus'schen Verfahren rasch Freunde erworben. Schon für die Ernährung des gesunden Säuglings mußte sich, wie auf Grund der Ueberzeugung vorauszusetzen war und sich in der Praxis bald bestätigte, eine solche Milch gut bewähren; denn sie bot, soweit dies durch eine Veränderung der Kuhmilch überhaupt zu erreichen war, in der sogenannten Sorte I die möglichste Annäherung an die Beschaffenheit der Frauenmilch. In diesem Grade war das den Kinderärzten vorschwebende Ideal noch von keinem Milchpräparat erreicht, die oft gesuchte Lösung der Aufgabe noch nie in so einwandfreier Weise gefunden worden. Ein vollkommener Ersatz für die Mutter- bzw. Ammenmilch ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, bisher nicht gefunden und dürfte wohl auch nie zu finden sein. Für das junge Individuum des Menschenschlechtes kann allerdings nur die der menschlichen Brust entströmende Nahrung naturgemäß angepaßt sein. Aber wenn auch die Milchbrüste der Kuh — eines gänzlich andern Körpers mit durchaus anders garteten Ernährungsbedingungen — eine sehr wesentlich verschiedene Milch bereitet, so ist und bleibt doch die Kuhmilch in ihrer Massenerzeugung und ihrem verhältnismäßig billigen Preis nicht nur das

richtige Vollernährungsmittel, sondern auch, wenigstens für die große Allgemeinheit, die einzige in Betracht kommende Tiermilch, die für das Kind an Stelle der nicht immer verfügbaren Frauenmilch zu treten vermag. Nur sie ist volkwirtschaftlich möglich.

Es ist schon oft und ausdrücklich, auch von Bachhaus selbst, hervorgehoben und in gut geleiteten Milchmischungen zur bindenden Vorschrift gemacht worden, daß für Kinder nur eine durchweg tabellose Milch hergestellt werden muß. Gesunder Viehstand, der von Zeit zu Zeit erneuert wird und steter tierärztlicher Aufsicht untersteht, gesundes Futter, teils Trockenfutter, teils Grünfutter und Weideweg, lustige, reizliche Ställe, gute Streu und abfallender, undurchlässiger Fußboden, sorgfames Striegeln der Kuh und Wäschen des Gütters, Saubermacht des Melkers, unzulässig Vermeidung aller Verunreinigungen, lebensfalls aber gründliche Entfernung des Stallschmutzes aus der Milch, rasches Abkühlen, Pasteurisieren und luftdichtes Verschließen der Milch, das sind die allbekanntesten und hauptsächlichsten Forderungen, die man seit etwa 10 bis 15 Jahren erhebt und die schon vielfach erfüllt sind. Die so gewonnene reine, fettreiche, wohlgeschmeckte Milch ist für größere Kinder über 1 bis 1 1/2 Jahre gewiß auch in den meisten Fällen beförmlich. Sie ist es auch, die zur Herstellung der Bachhausmilch dient; denn der Erfinder dieser Methode legt besonderen Wert darauf, daß nur eine schmutzfreie, tabellose Milch von bester Beschaffenheit behufs Fettfondierung in den sogenannten Separator, die Schleudertrommel, gelangt.

Der Schwerpunkt des Bachhaus'schen Verfahrens, die Tropfen-Lab-Be-handlung, würde ohne einen tabellosen Grundstoff hinfällig werden, und gerade deshalb legt Bachhaus so hohen Wert auf eine reine, fettreiche Milch, der, nach Ausschaltung und teilweiser Lösung des Käsestoffes, ihr natürlicher Fettgehalt durch Wiedergewinn des in der Zentrifuge ausgeschiedenen Rahms bedeutend erhöht wird. Was das Entkeimen betrifft, so ließ Bachhaus die fertig gefüllten Flaschen sterilisieren; neuerdings wird, auf Grund der ärztlichen Erfahrungen, die dem Sterilisieren weniger günstig sind, die Erhitzungszeit wesentlich abgekürzt. Sie dürfte wohl nur noch für solche Milch beibehalten werden, die weit versendet oder länger aufbewahrt wird. Bei raschen, d. h. nicht über 24 bis 36 Stunden sich erstreckendem Verbrauch wird auch hier wohl das Sterilisieren allmählich dem Pasteurisieren Platz machen.

Schon seit einigen Jahren mehren sich die Erfahrungen, daß die Bachhausmilch Sorte I bzw. IA nicht nur zur Ernährung des gesunden Säuglings sehr geeignet ist, sondern auch bei Magendarmkatarrhen ein wirksames, leicht verdauliches Nährmittel bildet. Sie hilft über die schlimmste Zeit der Brechdurchfälle, in der sonstige Nährmittel schlecht vertragen werden, gewöhnliche Kuhmilch aber durch ihre klumpigen Käsegerinnsel die schon so empfindlichen Verdauungswege schwer belästigt, in oft überraschender Weise hinweg. Ich habe eine ganze Anzahl von Fällen während der letzten zwei Jahre beobachtet, in denen, nach dem Aussetzen der bisherigen Milchernährung, die Lage sehr ängstlich geworden, Kräfteverfall und Wärmeverlust zweifellos eingetreten wäre, wenn mir nicht die oben erwähnten Sorten der Bachhausmilch zur Verfügung gestanden hätten. Ich kann sagen, daß mir dieses Nährmittel bisweilen Aufwärt zu haben schien; nicht daß es direkt den Magendarmkatarrh zu heilen vermöchte, wohl aber, indem es indirekt in einer Weise, wie Milchermittel dies nie vermochten, die Heilung durch Beseitigung des drohenden Versfalls ermöglichte. Hierin und in der überraschenden Tatsache, daß selbst der erkrankte Darm diese Milch verträgt, liegt ihr Hauptwert. Sie ähnelt darin sehr der Frauenmilch, die, wie man hundertsfältig beobachten kann, oft dem an Brechdurchfall erkrankten Kinde zur Lebensrettung dient. Nur hat sie den Vorteil, daß sie sofort zu haben ist, während mit dem ängstlichen Suchen nach einer Amme die kostbare Zeit vergeht und dann, wenn wirklich eine solche gefunden ist, das an die Flasche gewöhnte Kind bei Brust oft nicht nehmen will oder bereits zu schwach ist, um an ihr zu saugen.

Älteren Säuglingen von 2 bis 3 Jahren nunmehr mit einem Male wieder eine Milch zu verordnen, die ursprünglich nur für die ersten Lebensmonate bestimmt ist, wirkt bei mancher Mutter im ersten Momente befremdend. Allein sie versteht sich bald den Zweck, wenn man ihr aus-einanderlegt, daß diese Sorten eben Frauenmilch ersetzen sollen und daß sie, ähnlich wie dies beim schnellen Uebergang zu Ammenernährung der Fall ist, vorübergehend selbst einem älteren Säugling die besten Dienste leisten.

Wenn dann das Kind eine bis zwei Wochen Sorte I erhalten hat, lasse ich allmählich zu Sorte IA und später, nach acht bis vierzehn Tagen zu Sorte II übergehen, bis wieder reine Milch (und mit dieser ist ja Sorte III gleichbedeutend) vertragen wird. Dieser allmähliche Uebergang erfolgt so, daß erst eine, dann zwei, drei und mehr Flaschen der neuen Sorte an Stelle der alten treten und in vier bis fünf Tagen der Uebergang zur neuen Sorte vollkommen erreicht ist.

Gleichzeitig mit dieser Bachhausmilch erhalten Kinder von vier bis sechs Monaten noch Griesbrei oder Weizenkeim mit Bachhausmilch bereitet. In dieser Form vertragen sie diese Kost, die den oft recht ausgehungerten Kindern das Gefühl der Sättigung gewährt und Gewichtsverluste bald wieder einbringen hilft, sehr gut.

Eine Anzahl von Fällen habe ich so, ganz ohne Arzneien, rein auf dem Wege der Ernährung hergestellt, worüber ich freudigen Herzens berichten kann. Die besten Ergebnisse hat man freilich bei frischen Fällen, aber auch dann nur bei richtigem Verhalten (Kühlhalten im Sommer, Desinfizieren der Entleerungen, Wasserumschläge um den Leib u. s. m.).

Dankbar Dr. F. Fick (Berlin)



Glückliche Belohnungskörper von K. C. C.

Aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin

Nach Rom führen viele Wege, und auf mancherlei Weise läßt sich ein und dasselbe Problem lösen.

Vor fünfzig Jahren kannte man freilich für die künstlerische Gestaltung des Berliner Porzellans bloß eine einzige Art, ein Material und eine Dekoration in einem Stil. Hartporzellan hieß man die Masse, und Ruffelmalerie in Verbindung mit echtem Gold ergab den Schmuck.

Nun will man in der Berliner Königl. Porzellanmanufaktur im neuen Jahrhundert durchaus nicht etwa den altbekannten Weg ganz verlassen, von dem man sicher weiß, daß er in Rom mündet; aber auch die neuerforschten Gebiete sollen Wege geben zum selben Ziel. Es ist ja zeitgemäß, von neuen Wegen zu reden.

Um das Jahr 1886 war's. Masse und Farben waren unter der Leitung des chemischen Direktors, Geheimrat Heineke, immer besser geworden, und die Manufaktur verlangte nach dem Meister, der dem Material Leben gab.

Zu der Zeit wurde Professor Alexander Rips als artistischer Leiter an die Anstalt berufen. Er löste das Rätsel, und die Mätresse der Königl. Porzellanmanufaktur brach an. Auf der Weltausstellung von Chicago (1893) galt die künstlerische

Gestaltung des Hartporzellans in dem der Masse vor allem entgegenkommenden Stil des Rokoko als gelöst.

Und diese Weise ist seitdem weiter gepflegt worden bis heute. Die Anhänger des Bisherigen finden, was ihnen die Pflege der Ideale in der Kunst bedeutet: die feine keramische Malerei, die unter Oberleitung von Professor Rips und unter Spezialleitung des verdienten, selbst im Betrieb



Vase mit Malz. Nach dem Entwurf von H. Rips (farbige Glasuren)

künstlerisch tätigen Malereivorstehers Paul Miethe eine sehr große Zahl der Arbeitkräfte beschäftigt.

Indessen ein großes Kunstinstitut der Gegenwart kann nicht gleich jenem unsterblichen Vater des Trecento sich hinter Klostermauern verschließen, um allein seinen Idealen zu leben. Wer in Kunst und Kunstgewerbe viele führt, mag, wo immer ein neuer Stil sich bilden will, vom Meister der vergangenen Weise zum Meister der gegenwärtigen werden.

Das hat man an dieser Stelle gewohnt. Die Technik arbeitete Hand in Hand mit der Kunst; eine Masse wurde hergestellt, die sich weicher modellieren ließ als das für Gebrauchsgüter unvergleichlich widerstandsfähige Hartporzellan, die dem Individuellen und dem leichten Zufälligen geneigter war als jenes, und unter Leitung und Mitarbeit des artistischen Direktors entstanden eigenartige Gebilde. Sie sind zum Teil der Sagen- und Gedankenwelt entlehnt, ein Alltagskleid hat die Kunst in keinem dieser Werke angelegt. Vielmehr haben reiche Blütenformen das Profil der Gefäße, ihren oberen Abschluß bildend, wie bei jener reispollen Lilienvase, deren Kelchen eine weibliche Gestalt entsteht. „Lilith“\*) dürfte man sie nennen. Überall liegt das feinste Verständnis für die menschliche Form wie für die der lebenden Pflanze zu Grunde. Eine in den Farben willkürlich leicht variierende Glasurschicht überzieht die Gefäße, ihnen einen eigentümlichen Reiz verleihend.

Die merkwürdigste Wirkung ist erzielt, bald nur stellenweise, oft auch für ganze Gefäße, durch das sich Entgegenarbeiten zweier verschiedenartiger Glasuren, deren

\*) Die einer Lilie entlehnte Lilith war der Sage nach „Abams erste Frau“.



Landschaft in Email und Gold. Entworfen und ausgeführt von Lorenz Lang

eine, die andre überfließend, risblumenartige Kristalle bildet.

Nachdem man nun durch Verbindung farben-durchsichtiger Glasuren mit dem verglähnten Scherben eine herartig sympathische Ausdrucksweise gefunden hatte, versuchte man auf einem von Geheimrat Prinecke erfundenen Weichporzellan die mit Farbstoff vermischte Masse (oder Engobe) malerisch als Unterglasurtechnik zu verwenden. Gerade auf diesem Wege fortschreitend, ist man in den letzten Jahren zum Resultat gekommen. Die in schmelzenden weichen Tönen gehaltenen Farben heben sich distret aus dem leichtfarbigen Grunde, ohne je die Naturwahrheit anzustreben. Man hat aus der realen Welt die Motive herübergenommen in diese einzig dem künstlerischen Gefühl entstammende Auffassung.

Bei manchen Gefäßen neuesten Ursprungs ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Man schafft für die Dekorationsformen ein leichtes, oft kaum merkliches Relief, das den Schmuck noch



Howla. Malerei von Paul Miethe (Masseltechnik)

inniger mit der Grundform eint, so daß sich eine überzeugende harmonische Wirkung ergibt.

Auch auf Hartporzellan übt man unter Leitung des selbst als Künstler in der Kunst rege schaffenden Obermalers Lorenz Lang diese Weise hauptsächlich nach dessen



Landschaftsbild im neuen Kaiserlichen Postgebäude zu Berlin. Entwurf und Ausföhrung von H. Rips

Entworfen. Noch für eine andre Technik, die der modernen Richtung, die möglichst bestimmt sich äußern möchte, besonders entgegenkommt, wird das Hartporzellan verwendet. Das ist das Goldemail.

Vorzüglich für das in der Porzellanindustrie in allererster Linie in Betracht kommende Gebrauchsgesäß ist das in sein feiltesten Linien maßvoll verwendete echte Gold, sowie das edelsteinartig wirkende Email geeignet; ebenso für die kleinen Gegenstände, für die feinen, von dunkelfarbiger Craqueléglasur überflossenen Vasen, für Schalen und Tassen bewährt sich diese unter klarer Stilisierung meist pflanzlicher Motive durchgeführte Behandlung.

Doch auch in größeren Flächen aufgetragen, haben sich durch das Bollverstehen und Benutzen künstlerischer und technischer Vorteile ganz eigentümliche Erfolge ergeben, wie dem wirkungsvollen, von Lorenz Lang entworfenen und ausgeführten Landschaftsbild aus Hartporzellan.

Auch bei figurlichen Darstellungen als Gewandmusterung und Schmuck verwendet, übt das Goldemail in Verbindung mit sehr zarten Engoben, oder Ruffelkanten seinen Reiz aus. Man denkt unwillkürlich angedächtnis der feingedrehten plastischen Figuren an die vielumstrittene Frage von der Polychromie der Griechen.

Diese Figuren fügen sich zuweilen in größere plastische Werke wie Uhren, Tafelaufsätze u. dgl. Für derartige reiche Arbeiten neuesten Ursprungs kommt neben verschiedenen andern Ausführungsarten wiederum auch die Ruffeltechnik in Betracht, d. h. die der Aquarell- und Delmalerei am nächsten verwandte Weise, die sich unter einem Feuer von etwa 600 Grad mit dem bereits glaserten Hartporzellan vereint, — eine Kunst, die

durch das Verdienst von Professor Ripp eine bisher ungeahnte Vollendung erreicht hat.

Und neben der Kombination aller Farbtechniken wirkt einzig durch die Schönheit der Form gleich den Bildwerken der Marmorplastik das anmutige, rein weiße Porzellan, wie in der Arbeit Wegeners, wo das Eisenkind mit dem verzauberten Frosch-Königssohn Zweisprache pflegt.

Nicht, daß Kunst die Verbindung mit Techniken nicht zulasse; das Gegenteil zeigt beispielsweise eine herrliche weibliche Figur, die, über die Form einer von leichtgrüner Glasur überflossenen Vase gelehnt, den Ruf eines Engels empfängt.

Und noch eine letzte Ausdrucksweise ist erprobt worden unter der Leitung von Professor Ripp, in dem Bestreben, das Material den Gedanken der echten großen Kunst dienstbar zu machen. Das ist die sowohl als Scharfschneiderei wie als Muffeltechnik geübte Wandstiefenmalerei, die die Keramik aus ihrer ersten bescheidenen Stellung, dem Alltagsbedarf zu dienen, emporhebt zur letzten Höhe der freien Kunst.

Sowohl die gedankentiefen Entwürfe wie die formklare farbenfreudige Ausführung der Nachbilder sind kein persönliches Werk. Er hat es der schwierigen Technik abgemonnen, weil er der Zeit noch mehr zu sagen hat als das, was auf Geräten der Kleinkunst Raum findet.

Die Bilder waren charakteristisch für die königliche Porzellanmanufaktur auf jeder kunstgewerblichen Ausstellung seit 1888. Sie befanden sich in Schlössern und öffentlichen Gebäuden, wie z. B. in dem Kaiserlichen Schloß zu Berlin, dem Schloß des Königs der Belgier zu Antwerpen, in der Stadthalle in Elberfeld und teilweise auch im Privatbesitz.

Wir geben eines der 1902 in staatlichem Auftrage für den Festsaal des neuen Postgebäudes in Berlin gemalten Wandstiefenbilder wieder. Sie stellen liebliche, lebenswarme Genien dar, die festliche Freude herniedertragen zur Erde, wo sie am plätschernden, rosenumwucherten Brunnen unter Reben und Blüten gedeiht.

Das also wäre im allgemeinen der heutige Stand der Dinge in der königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Ich meine aber, wenn von einer im Erblichen begriffenen Knospe ein Momentbild aufgenommen wird, so deckt sich die Natur bald nicht mehr mit jenem. Oder: der Maler, der in der Frühe eine Himmelsstudie malt, weiß, daß seine Skizze nur für einen Augenblick zutreffend ist.

So wird eine Stätte, wo man zurzeit einer sich entwickelnden neuen Kunstströmung eigne



Eisenkind mit Frosch (Eischild) von Wagner

Wege nie ruhend geht, nicht in Zukunft so fein wie heute; denn echte Kunst ist immer ein Sein, doch auch immer ein Werden.

Noch mehr Wege wird man finden nach Rom, und die jüngst gefundenen wird man festigen und erweitern zum Nutzen anderer. Es ist ja das vornehmste Recht dieses staatlichen Kunstinstituts, Wege zu schaffen, auf denen viele wandern mögen. J. J.



Vase mit Lilien nach C. Bernowky (Lilige Glasern)

### Von der Pariser Untergrundbahn

(zu demilde Seite 1067)

Die entsetzliche Untergrundbahnkatastrophe in Paris, durch die am Abend des 10. August 86 Menschenleben vernichtet und zahlreiche Familien ihrer Ernährer beraubt wurden, hat überall die lebhafteste Teilnahme hervorgerufen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf den „Metropolitain“, seine Anlage und seine Einrichtungen gelenkt. Erst kürzlich, in Nr. 39, brachten wir eine eingehende Beschreibung dieser elektrisch betriebenen und durchweg unterirdisch angelegten Stadtbahn, von der erst zwei Linien dem Verkehr übergeben wurden, während die übrigen noch im Bau begriffen sind. Wir ergänzen jene Schilderung heute durch eine Abbildung

der oberirdischen Haltestelle der Porte Dauphine, im Westen von Paris, am Eingang in das Bois de Boulogne, wo der „Metro“, wie die Illustration gewahren läßt, mit Vortriebe auch von dem eleganten Publikum benutzt wird. Das gräßliche Unglück aber hat sich im Osten der Seinestadt ereignet, unter den Boulevards der Arbeiterviertel Ménilmontant und Belleville, und die Opfer der Katastrophe gehören auch fast sämtlich dem Arbeiterstande an. Auf der unter den Boulevards de Belleville und de Ménilmontant nach der Place de la Nation hinlaufenden Linie heißen die Stationen von Norden nach Süden: Belleville, Couronnes, Ménilmontant und Nation. Um 8 Uhr abends hielt auf der Station Couronnes ein aus vier Wagen bestehender, dichtbefestigter Zug. Gerade als das Zeichen zur Weiterfahrt gegeben werden sollte, drang aus der Unterführung in der Richtung nach Ménilmontant erstickender Rauch. Dort waren die Wagen eines leeren Zuges durch Kurzschluß in Brand geraten, und der Lustzug trieb die Rauchwolken nach Couronnes zurück, wo sich sofort die unterirdische Stationshalle mit dichtem Qualm füllte. Die Beamten des besetzten Zuges forderten schleunigst alle Fahrgäste zum Aussteigen auf, die meisten wollten aber erst ihre drei Sous Fahrgeld zurückerhalten, und die kurze Verzögerung führte, als nun plötzlich auch noch das elektrische Licht erlosch, die Katastrophe herbei. Wenn in Paris, wie auf der Berliner Utergrundbahn, von den Bahnsteigen aus Ausgangstropfen direkt ins Freie führten, so wäre das Unglück zweifellos verhütet worden. Bei der Pariser Untergrundbahn liegen die Verhältnisse für das Verlassen der unterirdischen Bahnhöfe, die mächtige 70 bis 80 Meter lange und 16 Meter breite Hallen bilden, jedoch höchst ungünstig, zumal wenn sie unbeleuchtet sind. Die Bahn liegt nicht nur erheblich tiefer unter der Straßenebene als die Berliner, sondern es ist auch für die ab- und zugehenden Fahrgäste auf den Haltestellen für beide Bahnsteige bloß ein einziger Eingang von der Straße aus vorhanden, der infolgedessen seitlich vom Bahnhof angelegt werden mußte. Man gelangt daher von den Bahnsteigen erst über eine Treppe in sogenannte „Passerelles“ (unterirdische geschlossene Ubergänge über die Geleise), von diesen in schmale Verbindungsgänge, dann in Vorräume und aus diesen erst zu den Treppen, die zu der oberirdischen Haltestelle führen. Alle diese Gänge und Räume haben sich bei dem Brande ohne Zweifel sehr rasch mit Rauch erfüllt, so daß ein Entkommen auf diesem Wege in der Dunkelheit zunächst erschwert und dann durch Betäubung unmöglich gemacht wurde.



Vase, Madonnen von Wagner



Figur mit Vase von Manich



Von einer Garnisonübung am Niederrhein. Nach dem Gemälde von E. Mallschass

## „Das Ganze halt!“

Eine wahre Mandvergeschicht

Fritz Skowronnek

Wo sie passiert ist und wann — das kann ich leider nicht verraten. Jedem Leser steht es frei, diese Punkte selbst zu ergänzen; er kann die Geschichte in einen großen deutschen Bundesstaat, womöglich recht nahe an die russische Grenze, verlegen, er kann sie ein halbes Jahrhundert zurückdatieren, er kann sie aber auch in der Gegenwart spielen lassen. Nur Westdeutschland und die Zukunft ist ausgeschlossen, denn, wie schon in der Ueberschrift steht, die Geschichte ist wahr, und die Helden habe ich eben in Masuren kennen gelernt. Es sind ein paar kernfeste Grünröcke, wie man sie in deutschen Forsthäusern regelmäßig antrifft, biderb, aber den Schall im Nacken.

Ich muß erzählen, wie ich den ersten kennen lernte, das gehört auch zu der Geschichte. Kennen lernte ich ihn mit dem Sommernamen Schulz, der in diesem Fall mit der Wirklichkeit zusammenfällt. Also: ich schnürte gemächlich mit Kuchel und Büchse auf das einsame Gehöft des Bauern Mittelsteiner zu, bei dem Schulz haust. Am Gartenzäun stürmt mir ein bissiger Rötter entgegen, dem Aussehen nach das Ergebnis einer durch Generationen erfolgreich durchgeführten Kreuzung von Spitz, Pudel, Fiedel, Windhund und noch einigen Rassen. Während ich mit dem Stock in der Hand mir Schritt für Schritt den Zugang erkämpfte, erschallt eine Stimme aus den Büschen in dem dumpf rollenden Ton, der bei Schmiern den Helden charakterisiert:

„Sahst du wohl eines Bauern Hund einen Bettler anbelln?“

Unwillkürlich antwortete ich wie Blotter: „Ja, Herr!“ Dann aber ließ ich meine Blicke umherstreifen, um den Inhaber dieser Dedentstimm zu entdecken. Er saß im dichten Blätterdach eines großen Kirschbaumes; ein Lederflissen, auf zwei Kiste gelegt, diente ihm als Sitz, ein starker Zweig, der sich gabelte, bot ihm die bequemste Stütze für den Nacken. Nach einem siegreichen Angriff auf den Rötter gewandt ich die Gartentpforte und drang bis zum Baum des Einsiedlers vor. Ich muß gestehen, daß der Mann für das Getragen der sommerlichen Dipse außerordentlich gut gerüstet war, denn außer dem Kleidungsstück, das der Mensch stets auf dem Leibe trägt, hatte er nur einen langen, bis auf die Knöchel reichenden Staubmantel an; so gerüstet hatte er auf dem Baum geessen, eine lange Pfeife geraucht und in einem Buch gelesen. Ich sah es mir an, als Schulz ins Haus gegangen war, um einen Imbiß zu bestellen: es war die ganz billige Stereotypausgabe von Shakespears in der Uebersetzung von Schlegel und Tiel. Ein Kirschblatt lag als Buchzeichen im vierten Aktzug von König Lear.

Wie wir dann bei den Intelligenz Genüssen eines ländlichen Frühstücks uns „berochen“, um in der Sprache der Grünröcke zu bleiben, und dann bei mehreren Gläsern kalten Weins, der, aus frischem Brunnenwasser, Himbeersaft und Hum gemischt, ein ideales Sommergetränk abgibt, die Freundschaft schließen, gehört eigentlich nicht mehr zur Geschichte, nur die festliche Erinnerung drängt es mir in die Feder. Oder doch, denn gerade als wir uns mit zwei Flaschen und einer großen Kanne Wasser im Grase gelagert hatten, erschien der zweite Held dieser Geschichte auf der Wildbläde. Wir können ihn Kallweit nennen. Das Gegenteil des vberschredigen Schulz; ein zierliches Männchen mit einer dünnen, hohen Stimme, aber trotzdem ein würdevoller Jäger und ein energischer Beamter.

Er brachte einen Hiesenhunger und dementsprechenden Durst mit, denn er war seit Tagesgrauen auf den Beinen und hatte einen Marsch von mehreren Meilen hinter sich.

Nach kurzer Begrüßung griff Kallweit den geräucherter Schinken an, ging dann zu den Rümmeleisen über und endigte bei den Eisgapsen, fingerlangen weichen Madieschen von herrlichem Wohlgeschmack. Dazu vertilgte er drei Gläser Brog. Darauf legte er sich zu uns ins Gras, versicherte, daß er nunmehr drei Stunden lang die größten Strapazen entbehren könne, ausgenommen den Schlaf, schloß die Augen und begann zu schnarchen. Anfangs hielt ich dies Geräusch für künstlich und den Schlaf für Vertiefung, aber Schulz versicherte mir, daß sein Kumpen in der Tat die seltene Eigenschaft besäße, jederzeit sofort einschlafen zu können. Er hatte auch damals geschlafen, als er vor der Gefahr stand, seine Ansprüche als königlicher Forstbeamter zu verlieren, als das gute Gewissen ihm nicht als Habelflissen dienen konnte.

Das Schicksal hatte die beiden Helden der Geschichte, die sofort anheben wird, schon früh zu Lebensgefährten gemacht. Sie hatten zu gleicher Zeit bei demselben Oberförster in der Lehre gestanden, und die gemeinsamen Leiden und Freuden hatten trotz der Verschiedenheit der Charaktere ein festes Freundschaftsband um sie gelegt. Zur selben Zeit waren sie beim Jägerbataillon in A... eingetreten, und der Zufall hatte sie derselben Kompanie zugeteilt. Bei Feldübungen brachte sie die Verschiedenheit ihrer Temperamente zusammen; ihre Vereinigung stellte das Ideal einer Parouille dar. Schulz: süß und vorwiegend, ein Traufgänger, der seine Gefahr scheute, stellte die vorwärtsstrebende Kraft dar. Kallweit: kühl überlegend, hielt die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit und wägte den Ungeßam seines Gefährten. Schulzens Energie trieb sie nahe genug an den Feind, um wertvolle Nachrichten zu erkunden, und Kallweits Vorsicht bewahrte sie stets vor der Gefahr, gefangen zu werden. So kam es, daß den beiden bei jeder Kriegsausübung der gefährlichste und wichtigste Aufklärungsgang zufiel.

Ihre Dienstzeit näherte sich dem Ende. Sie hatten zwar keine Sprosse der militärischen Rangleiter erklimmen, galten aber als tüchtige Soldaten und gute Kameraden hatten ihre Prüfung als Anwärter mit in bestanden und befanden sich dicht vor dem Ziel ihrer Wünsche, als Jägerjäger mit 1.60 Mark oder, wie man in Masuren sagt, mit sechzehn Dittchen Tagelöhner angestellt zu werden. Nur das Mandöver lag noch vor ihnen, aber es schreckte sie nicht. Im Gegenteil: sie freuten sich auf diese Tage, in denen die lärgliche Poesie des bunten Kocks ein wenig aufleuchtet.

Das Bataillon hatte bereits die Übungen in der Brigade hinter sich, als der Kommandeur von einem Verwandten in hohem militärischen Rang aus der Residenz die vertrauliche Mitteilung erhielt, der Monarch beabsichtige, ganz unerwartet, womöglich inlogno, bei einem oder dem andern Armeekorps mitten während des Mandövers zu erscheinen, um zu sehen, wie dieser Krieg im Frieden sich da abwickle, wo Soldaten und Offiziere nicht durch seine persönliche Anwesenheit in den höchsten Leistungen angespornt würden. Die Nachricht klang glaubhaft, denn der Monarch, ein äußerst ruhiger und energischer Herrscher, liebte es nicht nur, seine Kriegerscharen zu Lande und zu Wasser persönlich zu führen, sondern prüfte auch öfter ihre Schlagfertigkeit durch unermutete Besuche. Als Kind einer Zeit, die im Zeichen des Wertes steht, benutzte der Monarch das Dampfrohr und den elektrischen Funken so ausgiebig, daß die Zeitungen alle Hände voll zu tun hatten, um seine Reisen und Telegramme der staunenden Mitwelt mitzuteilen.

Von einem so tatkräftigen Herrscher war eine Ueberraschung dieser Art zu erwarten. Der Kommandeur des Jägerbataillons tat also, was unter diesen Umständen erklärlich ist: er schob die Montierung seiner grünen Kinder um eine Garnitur empor, damit sie nur so recht schmuck aussähen, und ließ vormittags und nachmittags je drei Stunden Paradeaufmarsch mit aufgeschlagenem Dirchsänger über. Sei es nun, daß diese Maßregel, deren Endzweck leicht zu erraten ist, von den Kameraden verstanden wurde, oder hatte auch ein anderer Kommandeur einen hohen Verwandten in der Residenz, Kurum, bei allen Regimentern begann dasselbe Spiel. Die Soldaten mußten die Weine werfen, als wenn sie sie aus dem Hüftgelenk schleudern wollten, und die Majors streampelten vor der Front einher, als wenn sie mit dem jüngsten Leutnant weiterkommen wollten. Bei allen Offizieren, denen das Mandöver die Beförderung oder den blauen Brief bringen konnte, brach eine hochgradige Nervosität aus, und die freudige Stimmung, mit der jedermann dem Kriegsspiel entgegenkam, machte einer Aufregung Platz, die mit dem Quadrat der Entfernung vom Regimentskommandeur wuchs und sich in einem Zornstiefen entlud, der bei den Unteroffizieren die Energie der Rekrutenausbildung wieder ausleben ließ.

Selbst in den Quartieren kam die Mannschaf nicht zur Ruhe. Es war äger als im Angesicht des Feindes, dem man die Entscheidungsschlacht anbietet. Jeden Tag ein Vival oder Quartier mit Alarmbereitschaft. Die Offiziere auch am Abend im Dienstanzug bereit, jeden Augenblick den Tornister umzuhängen, und abhört jeder frohlicher Geselligkeit. Auf den Guisshäfen und in den Förrern liegen die frischen Mädel, die sich an die Zeit der Einquartierung auch mit ihrem Herzen ausgerichtet hatten, die Köpfe hängen, denn den schmutzen Kriegern stand der Sinn keineswegs auf das Scharmuzieren, sondern nur auf das Scharmädeln.

So war der letzte Tag herangelommen, an dem Division gegen Division kämpfte. Ein schweres Ringen sollte es werden mit weitem Umgehungsmanösch in der Planke und scharfem Stoß gegen das Zentrum des Feindes. Das Jägerbataillon war schon bei Tagesgrauen aufgebrochen. Es sollte am weitesten vorgezogen werden und den rechten Flügel der ersten Division gegen die zu erwartende Umgehung schützen. Der Mittag war herangelommen; jetzt mußte in jedem Augenblick der Zusammenstoß erfolgen. Der Kommandeur — im vertrauten Kreise seiner Würdevollheit wegen auch der „Baubau“ genannt — hielt mit seinem Stabe auf einem der höchsten Hügel. Er war sehr schlechter Laune, denn in dem bergigen Gelände konnte er kein Bild der Schlacht gewinnen. Es dauerte so unendlich lange, bis die Gegner aneinander grieten. Sollte er bei Ausarbeitung seiner Gefechtsbilder sich in den Entfernungen geirrt und den Truppen ein zu große Anstrengung zugemutet haben?

In dem Augenblick, als er das Knattern der Gewehre auf dem einen Flügel erwartete, erschall plötzlich das Signal: „Das Ganze halt!“ Es kommt von den Jägern, die am weitesten vorgezogen sind und ganz dicht an der Bahnstation stehen, auf der möglicherweise der gefährlichste Versuch treffen könnte. Kein Zweifel, der Monarch ist plötzlich, wie immer, erschienen und hat persönlich eingegriffen, um das Gefechtsbild lenken zu lassen. Kein anderer hätte in dieser Weise in die Nachvollkommenheit des Korpskommandeurs eingreifen dürfen.

Von Hornist zu Hornist hatte sich das Signal fortgepflanzt. Wie gefesselt standen die Schlachttruppen. Die Offiziere traten zusammen und besprachen das unerwartete Ereignis, das dem Kampf ein Ende machte, er noch begonnen, die berittlenen Herren Offiziere warteten auf das Signal, das sie zur Kritik zusammenrufen sollte... es erlöste nicht.

In gestrecktem Galopp hatte sich der „Baubau“ mit seinem Stabe zu dem Hügel begeben, auf dem „Das Ganze halt“ zum erstenmal geblasen war. Es war ein scharfer Hill, bei dem das Blut sich nicht abkühlte, sondern erhitzt. Jetzt noch eine Anhöhe, dann muß der Ort erreicht sein, wo die Standarte des Monarchen weht. Die Häute erhalten die Sporen... Da kommt wie der Sturmwind der Kommandeur der Jäger herangelaufen... hochrot im Gesicht...

Bereits um neun Uhr morgens war das Jägerbataillon in der Aufnahmestellung angelangt, in der es den Umgehungsmanöver des Feindes vereiteln sollte. Ein sanfter Bergeshang, zum Teil bewaldet, von dem man weit auf die Ebene hinabsehen konnte. Wenn man sich noch durch weit vorgeschobene Posten sicherte, dann war jede Ueberrumpelung ausgeschlossen. Der Major hatte die Hauptleute zu sich berufen und ihnen die nötigen Befehle erteilt.

Noch ein, Herr Hauptmann Koch. Sie haben doch die beiden zuverlässigen Jäger, die stets zusammen Patrouille gehen?

„Zu Befehl, Herr Major, Schulz und Kallweit.“  
„Gut, Herr Hauptmann! Schicken Sie die beiden dort bis zu jener Mühle vor. Danke!“

Die Hauptleute eilten dienstfertig zu ihren Kompanien zurück, und fünf Minuten später wanderten Schulz und Kallweit, vorsichtig wie Indianer auf dem Kriegspfade, der Mühle zu. Engel, die vom Himmel mit einer Freudenbotschaft kommen, können nicht herzlich begrüßt werden, als die beiden Jäger vom Hügel. Trugen sie doch denselben Koch, den er als Jüngling mit Stolz getragen! Eilends ließ er seine Wehlflade im Stroh, hielt die Mühle an und lief ins Haus, um den beiden Wästen ein festliches Mahl zu rüsten.

So gut hatten Schulz und Kallweit es noch auf seinem Patrouillengang angetroffen. Der alte Kamerad ließ auffahren, was Küche und Keller bargen, und ging seinen Gästen im Essen und Trinken mit gutem Beispiel voran, namentlich im Trinken, denn darin war er Meister, wie der Heiligenstein auf seiner Nase deutlich anzeigte.

Mit der Sorglosigkeit seines heiteren Temperaments gab Schulz sich dem Genuß des Augenblicks hin, während Kallweit vorsichtig von Zeit zu Zeit nach dem Feinde auspähte. Doch schließlich schlief auch seine Vorsicht ein. Der Müller erzählte von alten Zeiten und freute sich namentlich über das Signalhorn, das jeder der Wäste am Hirschfänger trug. Das war zu seiner Zeit noch nicht gewesen, das die „gelehrten Jäger“ Signale blasen lernten, um im Notfall als Hornist eintreten zu können.

Und dann geschah das Wunderbare, Unerhörte: von der Mühle erklang das Signal: „Das Ganze halt.“ Erstaunt machten die Begner, die schon ganz dicht herangekommen waren, Halt, ihre Hornisten nahmen das Signal auf, es lief von Bataillon zu Bataillon, von Regiment zu Regiment... Wer hat es geblasen? Ich glaube Schulz! Unter dem Einfluß des trinkfesten Müllers hatte sein Mut sich in Uebermut verwandelt, und als dieser meinte, das Kriegsspiel habe schon lange genug gedauert, hatte Schulz kräftig zugestimmt und mit hastigem Entschluß das Horn an die Lippen gesetzt. Im nächsten Augenblick, als das Echo in weiter Ferne antwortete, war er nächster geworden, Kallweit auch. Schuldbewußt traten sie den Rückmarsch zum Bataillon an; der Müller ging mit ihnen; in seinem Herzen keimte der heldenmütige Entschluß, die Schuld auf sich zu nehmen. Auch in Kallweit war derselbe Opfermut erwacht. Er hatte etwas Versagen und würde sich immer durch die Welt schlagen, aber was sollte Schulz machen, wenn er seiner Ansprüche verlustig ging?

So kam es, daß der Korpskommandeur drei reulige Sünden vor sich sah, von denen jeder das Signal geblasen haben wollte. Dies opfermütige Verhalten der drei Kumpane rührte sein Herz, er lachte laut auf, empfahl die beiden Uebeltäter der Milde ihres Majors, wandte sein Streitschloß und sprenkte mit seiner Suite davon. Schulz und Kallweit jedoch wanderten auf vierzehn Tage in strengen Arrest, behielten aber ihre Postverorgungsansprüche.

Nun wäre die Geschichte aus, wenn sie nicht noch ein kleines Nachspiel gehabt hätte. Der „Baubau“ wurde nicht lange danach „z. D.“ und kaufte sich einen funkelneuen Zivilhelm. Er muß wohl einen guten Freund gehabt haben, der die Geschichte von dem sonderbaren Ende der Divisionsmandiere nach der Abschied meldete. Und Eingeweihte versicherten, daß der plötzliche Abgang eines Korpskommandeurs, der als Feldherr im Kriege der Zukunft auszuzeichnen war, damit zusammenhing, daß ein Jäger im Uebermut auf eigne Faust „Das Ganze halt“ geblasen hatte!



Elektrischer Betriebsbahnhof

### Die erste elektrische Staatsbahn in Deutschland

Die preussische Staatsbahnverwaltung hatte in der Zeit vom 1. August 1900 bis 1. Juli 1902 auf der Vorortstrecke Berlin-Zehlendorf der Wannesebahn einen elektrischen Versuchsbetrieb mit einigen Zügen in der Absicht eingerichtet, durch ihn einwandfreie Unterlagen für die Einrichtung der elektrischen Zugbeförderung und deren Betriebs-

Ansahrsbeschleunigung erzielt, auch hat er die den Reisenden und Anwohnern der Bahn gleich lästige Rauch- und Knispflege beseitigt. Die Betriebskosten haben sich zwar etwas teurer gestellt als beim Lokomotivbetrieb, indes wird bei genauer Anpassung des Betriebs an das vorliegende Verkehrsbedürfnis durch die Verwendung der selbständigen Zugeinheiten nach einer erheblichen Verbilligung erzielt werden können. Bei dem Lokomotivbetrieb ist eine solche Teilung der Zugkraft nicht möglich, denn die Maschine muß stets so stark beschafft werden, daß sie selbst die größte Zuglast mit der durch den Fahrplan vorgesehenen Geschwindigkeit befördern kann.

Die günstigen Ergebnisse des elektrischen Versuchsbetriebs auf der Wannesebahn haben die preussische Staatsbahnverwaltung veranlaßt, zur Gewinnung weiterer Erfahrungen den vollen elektrischen Betrieb auf der Vorortstrecke Berlin-Zehlendorf mit einzuführen. Die ganze Anlage wird unter Leitung des Geheimen Raurals Vork von der Union Elektrizitätsgesellschaft in Berlin hergestellt; seit Anfang dieses Monats verkehren bereits die ersten elektrischen Züge auf der Bahn. Die Ausherdienststellung der Lokomotivzüge wird erst nach und nach erfolgen; ist sie zu Ende geführt, so wird die Vorortstrecke Berlin-Zehlendorf die erste staatliche ausschließlich mit Elektrizität betriebene Vollbahn in Deutschland sein.

Die Linie nimmt ihren Anfang am Potsdamer Vorortbahnhof in Berlin und führt doppelgleisig über die Haltestellen Yorckstraße, Pappestraße, Südbende und Lantow nach Großlichterfelde Ost. Die Länge der Strecke beträgt rund 9 Kilometer und die mittlere Entfernung der Haltestellen voneinander also etwa 1000 Meter. (Zu vgl. Lageplan.) Das den Betriebsstrom liefernde Elektrizitätswerk „Südbend“ liegt unweit der Haltestelle Pappestraße; für den Bahnbetrieb dient eine Gleichstromdynamomaschine von 1600 Kilowatt Leistung (1 Kilowatt = 1,36 Pferdekraft). Für die Aufstellung von Wagenreserven, die Vornahme von Zugrevisionen und geringfügigeren Instandsetzungsarbeiten ist zwischen den Haltestellen Yorckstraße und Pappestraße ein besonderer Betriebsbahnhof angelegt worden.

Die Züge, die vorerst in einer Ausrüstung von 20 Minuten und in den Hauptverkehrsstunden von 10 Minuten verkehren, im Bedarfsfalle aber auch alle 5 Minuten laufen können, legen die Strecke bei einem Ausrüstung von 30 Sekunden auf jeder Haltestelle in etwa 17 Minuten zurück.

Der von der Dynamomaschine der Kraftstation gelieferte Gleichstrom hat eine Spannung von 550 Volt, er wird durch drei eisenbauarmierte Bleitabel mit starkem Kupferleiter zu der neben jedem Fahrgeleis der Strecke isoliert verlegten Stromschiene geführt. Als Rückleitung werden die Fahrsechienen benutzt. Die Stromsechienen bestehen aus besonders gut leitenden Eisen, ihre



Führerstand des elektrischen Zuges

kosten auf Hauptbahnen, insbesondere für den Vorort- und Stadtbahnverkehr zu gewinnen. Der Leiter dieses Versuchsbetriebs, Geheimrat Raural Vork, hat sich in einer von ihm im Frühjahr dieses Jahres im Verein für Eisenbahntunde zu Berlin gehaltenen Vortrag über die Versuchsergebnisse dahin ausgesprochen, daß die elektrische Zugbeförderung in betriebstechnischer Hinsicht allen zu stellenden Anforderungen entsprechen habe. Als Vorzüge gegen den Lokomotivbetrieb hat sich insbesondere ergeben, daß der elektrische Betrieb durch Verwendung von Zugeinheiten aus einem Motorwagen an der Spitze und einem Motorwagen am

Schluss des Zuges und durch beliebige Zusammenstellung eines Zuges aus einer oder mehreren selbständigen Zugeinheiten dem jeweilig vorliegenden Verkehrsbedürfnis besser und leichter als der Dampftrieb angepaßt werden kann. Der elektrische Betrieb hat ferner eine Verminderung der Abnutzung des Oberbaues der Eisenbahn erkennen lassen und eine größere



Elektrischer Zug der Staatsbahn Berlin-Zehlendorf

Leitungsfähigkeit ist um etwa 2, größer als die der normalen Stahlschienen. Die Stromschienenleitung ist in einiger Erhöhung über dem Erdboden angelegt. Zur Befestigung der Stromschienen dienen Träger aus Stahlguß, die auf die Eisenbahnschwellen aufgeschraubt sind. Auf dem Träger ist ein Isolator befestigt, der aus Stahlgußfüße und Kappe, sowie dem eigentlichen Isolatorkörper aus künstlichem Granit besteht.

Bei Wegeübergängen, Kreuzungen, Rangierweichen und Stellen, wo der Raum die Führung einer dritten Schiene neben den Gleisen nicht zuläßt, muß die Stromschienenbahn, wie aus der Abbildung des Betriebsbahnhofes ersichtlich ist, unterbrochen werden. Der Weg für den Betriebsstrom wird dann durch ein Kabel gebildet, das die freien Schienenenden der Unterbrechungsstelle miteinander verbindet.

Da die hohe Spannung des Betriebsstromes unter Umständen und namentlich bei feuchtem Wetter lebensgefährlich werden kann, so sind die Stromschienen auf ihrer ganzen Länge zu beiden Seiten durch Schutzbleche abgedeckt. Ein zufälliges Berühren der Stromleitung durch das Bahnpersonal dürfte hierdurch ausgeschlossen sein.

Zur Erzielung eines möglichst geringen Stromverbrauchs muß die elektrische Verbindung der einzelnen Schienen der Stromleitung besonders sorgfältig hergestellt sein; jeder größere Übergangswiderstand an den Schienenstößen muß vermieden werden. Drei Schienen werden deshalb miteinander zu einem Ganzen von 45 Metern Länge verschweißt, indem den Schienenfüßen auf einer Seite ein kleiner Eisenflos angegossen wird. Bei jedem dritten Schienenstoß wird dagegen keine feste Verbindung hergestellt, weil die Ausdehnung der Schienen durch die Temperaturschwankungen berücksichtigt werden muß. Hier werden dehnbare Verbindungen aus zwei 1, Millimeter starken Kupferblechen mittels zweier Bolzen befestigt. Die als Rückleitung dienenden Fahrtschienen müssen an den Stößen ebenfalls gut leitend verbunden sein. Es sind hierzu Kupferseile verwendet worden, die durch besondere Kontaktstücke aus Kupfer mit dem Schienensteig verbunden werden. Das Kontaktstück hat auf der einen Seite eine Vertiefung, in die das Kupferseil eingeführt wird. Die andre colinbrische Seite wird in das vorgebohrte Loch der Schiene eingelegt und auf eigenartige Weise mittels einer Schraubenpresse so zusammengepreßt, daß der Kupfercylinder in enge metallische Verbindung mit dem Schienensteig tritt. Um ein Wandern der dritten Schiene zu vermeiden, ist sie in Abständen von 1 Kilometer verankert worden.

Die elektrischen Züge sind zunächst aus 2 Motorwagen 3. Klasse und 1 Motorwagen 2. Klasse zusammengestellt worden; eine solche Zugeinheit verfügt über 206 Sitzplätze. Sofern sich das Bedürfnis herausstellen sollte, können ohne weitere Vorkehrungen noch zwei der jetzt im Vorortverkehr gebräuchlichen Personenzüge dem Zuge eingefügt werden.

Als Beleuchtung für die Wagen dienen elektrische Glühlampen, denen zur Verhütung des durch die erheblichen Spannungsschwankungen bedingten Flackerns Eisenblechabwärtler vorgehängt sind. Steigt die Spannung plötzlich, so wird der Eisenblechabwärtler heiß, und sein elektrischer Widerstand

nimmt zu; das Umgekehrte ist der Fall, wenn die Spannung dann plötzlich fällt. Die Stromstärke des Lampenstromkreises unterliegt also infolge dieser automatischen Regulierung durch den Eisenblechabwärtler nur geringen Schwankungen. Für die Heizung des elektrischen Zuges dient eine kombinierte Hoch- und Niederdruckanlage, deren stehender Siederohrstiel in einen abgetheilten Raum des Triebwagens 2. Klasse eingebaut ist. Als Feuerungsmaterial wird Koks verwendet. Von einer elektrischen Heizung ist mit Rücksicht auf die hohen Stromkosten Abstand genommen worden. Außer dem Heizraum, der auch noch die Apparate für die Zugsteuerung, also einen vollständigen Führerstand enthält, haben die Wagen 2. Klasse noch 7 Personenabteile. Die Wagen 3. Klasse haben dagegen 1 Führerabteil, 1 Gepäckraum und 9 Personenabteile.

50 Sekunden eine Geschwindigkeit von 10 Metern in der Sekunde, d. h. 36 Kilometer in der Stunde. Die größte Geschwindigkeit beträgt 50 Kilometer in der Stunde.

Da jeder Motor ohne schädliche Erwärmung 100 Pferdekräfte, die sechs Motoren eines Wagenzuges also 600 Pferdekräfte leisten können, während für die Beförderung der Zuglast nur 360 Pferdekräfte erforderlich sind, so werden die Motoren auch bei Zügen mit weiteren zwei Einschlagwagen gewöhnlicher Bauart noch hinreichend leistungsfähig sein. Die Apparate der Führerstände der einzelnen Wagen stehen durch ein biegsames hartes Kabel, das den ganzen Zug durchläuft, miteinander in Verbindung, und die Kuppelung zwischen den einzelnen Wagen wird durch ein biegsames Zwischenkabel vermittelt, dessen Einschaltung



Layout der elektrischen Staatsbahn Berlin-Großlichterfelde Ost

Jeder der drei Motorwagen oder Triebwagen einer normalen Zugeinheit ist mit zwei Elektromotoren ausgerüstet, die in eines der beiden Drehgestelle des Wagens eingebaut sind. Diese Motoren sitzen unmittelbar auf der Wagenachse und bewirken mittels Zahnradübersetzung den Antrieb der Wagenräder; sie können nach Bedarf hintereinander und nebeneinander geschaltet werden. Zu beiden Seiten des Untergestells, in das die Elektromotoren eingebaut sind, tragen hölzerne Längsbalken je zwei durch ein Metallblech verbundene eiserne Stromabnehmer. Die Gleitschiene des Stromabnehmers, der sogenannte Gleitstabs, ist mit der sonstigen Konstruktion durch Kniebelaufhängung so verbunden, daß sie infolge ihrer beträchtlichen Schwere nach unten fällt und mit einem den sicheren Stromschluß gewährleistenden Druck auf der Stromschiene schleift. Von jedem Stromabnehmerpaar führt eine dicke Kabelleitung den Betriebsstrom zu einer Anzahl den Motoren vorgeschalteter Widerstände, sodann durch die Motorwicklung und über die Laufräder in die Schienenrückleitung.

Sämtliche Motoren der Wagen einer Zugeinheit können von jedem beliebigen Triebwagen aus gleichzeitig mittels der sogenannten Meisterwalze eines in jedem Wagen befindlichen Wagenumschalters ein- oder ausgeschaltet werden. Je nach der Stellung der Meisterwalze geht der Betriebsstrom durch sämtliche oder einen Teil oder keinen der den Motoren vorgeschalteten Widerstände und durchläuft die Motoren in Hintereinander- oder in Parallelschaltung. Die Fahrgeschwindigkeit kann auf diese Weise in weiten Grenzen reguliert werden. Beim Anfahren sind die Motoren hintereinander geschaltet, wodurch der Zug vom Stillstand aus eine Beschleunigung von 0,5 Meter pro Sekunde erhält, so daß er nach 8 Sekunden bereits eine Geschwindigkeit von 4 Metern in der Sekunde besitzt. Hierauf werden die Motoren zur Erparnis an Betriebsstrom nebeneinander- und die Widerstände ausgeschaltet; es wird dadurch die Geschwindigkeit zwar etwas herabgesetzt, immerhin erreicht aber hierbei der Zug nach Verlauf von nicht

in die Wagenabteilung mittels einfacher Steckkontakte erfolgt.

Die Bremseneinrichtung der elektrischen Züge und die Notbremse weichen von denen der in Dampfzügen gebräuchlichen Westinghouse-Bremsen nur darin ab, daß die Bremsen erforderliche Druckluft in jedem Motorwagen durch eine elektrisch angetriebene Luftpumpe erzeugt wird. Von der Einführung einer elektrischen Bremsung ist abgesehen worden, weil nach den bisher mit den elektrischen Bremsen an Straßenbahnwagen gemachten Erfahrungen diese den Luftdruckbremsen durchaus nicht überlegen sind. Außerdem wirkt die Luftdruckbremse bei Zugtrennungen selbsttätig, was bei elektrischen Bremsen bisher noch nicht erreicht worden ist. Die Luftdruckbremse gewährleistet also auch eine größere Betriebssicherheit.

Eine Sicherheitsmaßregel verdient noch besondere Beachtung und Anerkennung. Bei den Dampfzügen sind auf der Lokomotive der Führer und der Heizer vorhanden; verfiel aus irgend einem Zufalle die Kraft des einen, so tritt der andre dafür ein. Der Zug kann also nicht führerlos werden. Bei den elektrischen Zügen befindet sich nur eine Person — der Führer — im Führerstand. Sollte dem Führer einmal während der Fahrt ein Unfall zustoßen, so könnte der Zug unter Umständen führerlos weiterfahren. Um dies zu verhüten, ist folgende sinnreiche Einrichtung getroffen. Auf der Kurbel der Meisterwalze ist ein Druckknopf angebracht; diesen Druckknopf muß der Führer beim Anfahren und während der Fahrt dauernd niederdrücken, denn über die durch ihn geschlossenen Kontakte führt der elektrische Stromweg von den Stromschienen zu den Wagenleitungen. Sobald der Führer den Druckknopf losläßt, wird dieser Stromweg selbsttätig unterbrochen und den Motoren des Zuges infolgedessen kein Strom mehr zugeführt. Der Zug wird dann bald von selbst zum Stillstand kommen.

Der elektrische Betrieb auf der Staatsbahn Berlin-Großlichterfelde Ost wird bei den geschädigten Einrichtungen zweifellos recht günstige Ergebnisse zeitigen. Der Tag, an dem zum letzten Male die Dampflokomotiven auf den Stadtbahnen und Vorortbahnen von Berlin Qualm, Ruß und Lärm verbreiten, wird dann hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Eine größere Zuggeschwindigkeit als bisher wird für diese Strecken voraussichtlich auch noch möglich sein.

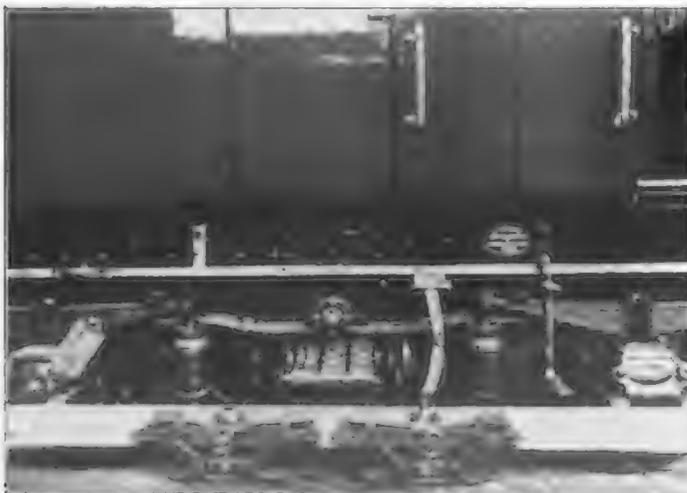
Edo Jralia

**Prüfe**

Prüft nehmen können auch Schwestern, das ist ein Vorteil, ein unerwähltes; Wenn du dich kümst, daß du glücklich bist, Dann weißt du leicht noch glücklicher.

Es ihr große Kreise bezeichnen, Da ihr hüß durch das Leben geht, — Wo in der wilden Sturm geloben, Was in der Herbst verweht!

Hilb. Roderich



Elektrischer Stromabnehmer



**Vor dem Wirtshause**  
Nach dem Gemälde von Louis Braun

### Verbrechen und Aberglaube

Auf der jüngst in Dresden abgehaltenen Versammlung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, die die hervorragendsten Kriminalisten der meisten Länder zu ihren Mitgliedern zählt, hielt ein ausgezeichneter russischer Jurist, Oberlandesgerichtsrat Löwenstimm aus Charkow, einen Vortrag über Aberglaube und Verbrechen. Das Thema dürfte manchem Zeitungsläser, der auf die Erregungseigenschaften der modernen Kultur und Bildung stolz ist, als ein einigermaßen unzeitgemäßes erscheinen, und viele werden geneigt sein, die Behauptung mit einem ungläubigen Wackeln aufzunehmen, daß heute noch zahlreiche Verbrechen durch Aberglaube mittelbar oder selbst unmittelbar hervorgerufen werden. Trotzdem ist aber diese Behauptung vollkommen zutreffend, und sie wird vor allem bewiesen durch ein reiches Material, das der genannte Jurist in einem von ihm verfaßten, den Beziehungen zwischen Aberglaube und Verbrechen gewidmeten Buche verarbeitet hat.

Ohne weiteres ist es verständlich, daß der Aberglaube ein besonders häufiger und besonders einflußreicher Verbrechensfaktor in denjenigen Ländern ist, in denen die Volksbildung noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Wo die Bevölkerung noch unter dem Banne der Meinung steht, daß es in der Natur Kräfte gibt, die auf das Leben der Menschen einen unsichtbaren Einfluß ausüben, daß Glück und Unglück in ihrer Hand liegt, und der Mensch sich in den Weisj dieser Kräfte setzen kann, da ist der Boden für das aus Aberglaube begangene Verbrechen vorhanden. Dem niederen Stande der Volksbildung in Rußland und der Durchziehung des Geisteslebens der Bevölkerung mit abergläubischen Vorstellungen aller Art entspricht es, daß in dem nordischen Reiche nicht selten selbst Ermordungen von Menschen aus Aberglaube verübt werden; der Glaube an Hexen und an Zauberer ist dort noch lange nicht ausgerottet, und die russische Justiz hat jahraus jahrein mit der Aburteilung schwerer und leichter Mißhandlungen von Personen zu tun, in denen der Aberglaube Drogen und Zauberer sieht. Zu welchen schrecklichen Ausschreitungen dieser Aberglaube zu Zeiten einer Epidemie oder Hungersnot führen kann, haben verschiedene Vorfälle bewiesen, die sich sowohl in Rußland wie auch in Indien in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ereigneten, als beide Länder von verheerenden Epidemien heimgegriffen wurden, deren wirsamer Bekämpfung vor allem der Aberglaube ein schweres Hindernis bereitete. Im Verhältnis viel seltener als Verbrechen gegen das Leben oder die Gesundheit werden Verletzungen des Eigentums durch Aberglaube hervorgerufen, indessen ist auch heute noch der durch abergläubische Vorstellungen veranlaßte Diebstahl in den meisten Ländern nicht unbekannt, selbst nicht in den westeuropäischen Ländern, obwohl doch hier die kulturelle Entwicklung langsam aber stetig den Aberglauben zurückgedrängt hat.

Es besteht kein Zweifel, daß so manches Verbrechen, dessen Motiv ein Rißel ist, mit dem Aberglauben in irgend einer Form in engerem oder entfernterem Zusammenhang steht. Mit Recht wird neuerdings verlangt, daß die mit der Untersuchung von Verbrechen und Bestrafung der Schuldigen beauftragten Behörden und Personen diesem Umstande mehr Beachtung beilegen sollten, als es zumist wohl geschieht, denn noch lange sind wir nicht so weit, auch nicht in Westeuropa, mit voller Berechtigung versichern zu dürfen, daß der Aberglaube der Vergangenheit angehört. Vielleicht könnte man mit größerem Recht sogar behaupten, daß das Herrschaftsgebiet des Aberglaubens in den letzten Jahrzehnten wieder ein größeres geworden sei und ihm nicht nur solche huldigten, die gewohnheitsmäßig zu den Angebildeten gerechnet werden, sondern auch manche Personen, die sich sehr beleibigt fühlen würden, wollte man einen Briefel daran legen, daß sie mit der ganzen Bildung des zwanzigsten Jahrhunderts ausgerüstet seien. Die Verbreitung, deren sich Okkultismus, Mystizismus und nicht zuletzt Spiritismus in unsern Tagen wieder erfreut, auch in dem deutschen Volke, aus dessen Mitte doch der Große hervorging, der die Kritik zu einer selbständigen Wissenschaft ausbildete, ist wenigstens geeignet, diese Vermutung als eine nicht unwahrscheinliche erscheinen zu lassen. Natürlich kann dies aber nicht ohne Einwirkung auf die Bedeutung des Aberglaubens als Verbrechensfaktor bleiben, und die Ansicht erfahrener Kriminalisten, daß die durch Aberglaube motivierten Verbrechen eher zahlreicher als geringer geworden sind, ist daher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Solange der Südtaliener steif und fest an den Fetters, den Mann mit dem bösen Blick, glaubt, solange ist auch der Boden dafür vorhanden, daß er eine Person ermordet, um ihr die Geltendmachung der ihr eignen übernatürlichen Kräfte zum Schaden der Nebenmenschen unmöglich zu machen, solange gehört das Verbrechen aus Aberglaube nicht lediglich der Geschichte an; es dürfte aber wohl noch lange Zeit dauern, bis es der Volksbildung gelingt, diesen Wahn von Grund aus zu zerstören, und dieserhalb läßt sich nicht leugnen, daß die Beziehungen zwischen Aberglaube und Verbrechen nicht nur für die halbzivilisierten Staaten ein Thema bilden, dem eine aktuelle Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, sondern auch für die zivilisierten, in denen die obligatorische Volksschule eine seit Menschengedächtnis bestehende Einrichtung ist.

Selbstverständlich ist es, daß das aus Aberglaube verübte Verbrechen bestraft werden muß, es sei denn — was auch vorkommt —, daß die abergläubischen Vorstellungen zu einer vollständigen Umarmung oder Trübung des Verstandes führen; ebenso selbstverständlich ist aber, daß bei der Bestrafung der Richter dem Aberglauben als Straf-minderungsgrund geeignete Rechnung zu tragen hat. Der unter dem Banne des Aberglaubens Handelnde steht nicht dem Verbrecher gleich, der aus Habgier, Rachsucht oder einem ähnlichen Motiv eine strafbare Handlung ausführt, die Strenge des Gesetzes kann ihn daher auch nicht in gleichem Maße treffen wie diesen.

Frägt man nun, was der Staat tun kann, um das Verbrechen aus Aberglaube zu beseitigen, so ist die hierauf zu gebende Antwort eine höchst einfache: nicht durch Polizei- und Strafmaßregeln kann er es ausröten, sondern nur durch Beförderung der Volksbildung in intensiver wie in extensiver Beziehung. Jede Maßnahme, die auf dieses Ziel gerichtet ist, verringert und vermindert die Entstehungsmöglichkeit dieser Verbrechen, und daher ist es kein Zufall, daß zwischen dem Kulturstande eines Volkes und der Häufigkeit der Verbrechen aus Aberglaube ein direktes Verhältnis besteht; die Zahl der Verbrechen aus Aberglaube bildet auch einen Gradmesser für die Kulturstufe eines Volkes, und wahrlich nicht den am wenigsten wichtigen. Die strengsten Strafen und die schärfsten polizeilichen Überwachungen erwirren sich im Kampfe gegen das Verbrechen aus Aberglaube als wenig erfolgreich. Grundsätzlich Erfolg verspricht nur die unausgesetzte Tätigkeit zur Hebung der Bildung, zur Befreiung der Bevölkerung von den Fesseln des abergläubischen Wahnes, die sich vielfach länger erhalten haben, als man es zu Ende des vorigen Jahrhunderts annahm, da Voltaire es nicht für unangebracht hielt, mit seinem ganzen Talent seine glänzende Feder diesem Kampfe zu widmen.

Dr. Jar. Subisq Juid

### Literatur

Doktor Karl Krell, der Behlger der von seinem Vater begründeten weitverbreiteten Zeitschrift „Zeitschrift Wode“, fällt sich trotz seines Reichthums und seiner in jeder Beziehung glänzenden Vermögenslage unbestätigt und unbedachtig, er möge in irgend einer Ecke etwas Großes leisten, irgend eine Tat begehen, etwas, das Welt, Kunst, Kernen, den ganzen Menschen anspannt. In dieser Stimmung läßt er dem Genialaus, eine Reihe um die Welt zu machen, und zwar — soweit das möglich ist — auf dem Meere; er will von Zeit zu Zeit seinem Vater Bericht schicken, die bei Zeiten und Bewand der verschiedenen Länder schildern. Als dies bekannt wird, sendet das Konturunternehmen „Berliner Wode“ (jetzt ein altes altes Unternehmen) dem Krell ein Schreiben, das ihm die Aufgabe gibt, die Reise zu machen, und ebenfalls auf dem Meere, indem sie ihren Lesern verspricht, daß diese nicht nur interessante Schilderungen liefern, sondern auch die gewaltige Reise leichter durchzuführen werde. Die Konturfirma und Wegerer des Doktors in diesem von ihm ganz und gar nicht beachteten Weltstapfen ist Fräulein Lucy Oppermann, die so wider den schwereren Kampf und Tadeln für sich und ihre beiden kleinen Schwestern fährt, und für die Krell schon längst ein tiefes Interesse gefaßt hat. Wie es nun zugeht, daß für diese beiden Weltfahrer auf dem Meere ihre Reise zu einer Fahrt nach dem Meere wird, das erzählt uns Wilhelm Meyer-Böhmer in der ihm eignen fesselnden und anziehenden Weise in seinem Roman „Die Fahrt um die Erde“, der schon in neuer Illustration Ausgabe bei der Zeitschrift „Berliner Wode“ in Stuttgart erschienen ist. Mit den Einzelheiten werden darin prächtige landschaftliche Schilderungen ab; die psychologische Entwicklung, die sich in dem Doktor und der schlanken und lakrisigen Lucy, wie in dem armen Paar, Albinen Schimmelmann und Roland Schirmer, vollzieht, erfüllt den Leser mit lebhaftem Interesse, und die Charakteristik nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch aller Nebenfiguren, so vor allem des alten biedereren Zinbergers Schneider, mehr als Schirmerer, jetzt den Verfallener wiederum als einen Meister der Erdglaubens. Die hübschen Bilder, die den eleganten Band schmücken, hat Adolf Wald gezeichnet, der auch Meyer-Böhmers in diesem Werke erschienenen „Karl Feinberg“ — bekanntlich das Urbild zu seinem Schicksal „Mit Geliebter“ — illustriert. Allen Vertheilern des albertinen Verlags dürfte diese neue Ausgabe der „Fahrt um die Erde“ willkommen sein, die ihn sicherlich aus viele neue Freunde gewinnen wird.

— Seitdem Clara Westig das Gisel-Hochland als eine fruchtbarere Romangegend entdeckt hat, sind ihr viele Nach-

ahmer gefolgt, berufen wie unberufen. Zu dem berufenen gehört unbedingt Emma Westig, die in ihrem Buche „Auf vulkanischer Erde“ ein sehr interessantes und sehr reichhaltiges Verzeichnis von Westig (Berlin, Jantzen & Comp.) zu der Beschreibung dieser Dinge ist, freilich sehr vertrieben, was dazu mannt ihr auch der poetische Schmuck, der die Erzählungen der Gisel-Entdeckerin auszeichnet. Aber mit diesem Schmuck paßt doch die Verfasserin die Westig und die Westig ein und mehr dem bauerlichen Meistern, so allerdings es auf den ersten Blick erscheint, fesselnde Erzählungen gewinnen. Im Grunde sind es freilich die albertinischen Geschichten: Liebe und Wirtin, Gisel und Westig, die bis zu Völschlagen und Wod schlafen können. Zeitungen ist oft genug geschrieben und geschrieben immer wieder, was es kommt nur darauf an, wie ein Autor, der auf diese „albertinischen“ Stoffe zurückgeht, ihn einzufließen und auszugestalten vermag. Der Verfasserin ist es nun gelungen, dem Leser für ihre Heiden, so schwer es auch ist, sich gelassen, aufrechtiges Interesse zu erwecken. Der herrliche Westig, der seinen Heldenhüter erschlägt, ist ein weit besserer Charakter als sein Opfer, und die arme Gise, die keinen die Feind erbrochen, mag schwere Noth erleiden. So klingt der Roman ohne Verklärung, aber doch mit dem Eindruck voller Menschlichkeit aus.

— Antonio Fogazzaro's berühmter Roman „Piccolo Mondo antico“, der in der Heimat des Dichters bereits auf die 25. Auflage zurückgeht, liegt jetzt unter dem Titel „Die Kleinwelt unserer Väter“ in vorzüglicher Übersetzung durch W. Saggiardi vor (Stuttgart, Zeitschrift Verlags-Katal., geb. M. 4.50). Dem deutschen Leser erscheint das Werk eine neue, wenngleich keine mehr vorhandene Welt, denn die Handlung spielt in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der große Teil Oberitaliens unter österreichischer Herrschaft stand, aber in der Weltanschauung mehr und mehr die Emanzipation nach Westig von dem fremdlichen Joke machte. Schöpfung stehen die Parteien einander gegenüber: die Anhänger der „Reform“, die um des schändlichen Fortschritts willen die nationale Sache vertrat, die Patrioten, die zwar heimlich, doch mit gleichem Eifer die Vermittlung des Einheitsgeistes anstrebten. Selbst in die Familien bringt der Geist, wie namentlich an dem Beispiel der Francesca Orsola und ihres Onkels Franco Wairon dargelegt wird — jene eine Gönnerin der Fremden, dieser ein aufrechter Vaterlandsfreund. Den Widerstreit aus äußerer Justiz, kommt noch ein anderes Moment hinzu. Franco liebt ein armes bürgerliches Mädchen, während sein Schwarmutter ihm einen reichen Erben aus vornehmer Familie zugesagt hat, und als er, dem Juge des Verzeins fassend, die Geliebte als Gattin heimführt, verfolgt die alte Frau das junge Paar mit wüthender dämonischer Hölle. Das große Leid liegt für ihn und seinen Freunden zu, so indirekt trägt sie die Schuld an jenen Koth ihrer Identität, um dann freilich in der Eifersucht bittere Reue zu empfinden und nach Möglichkeit das begangene Unrecht zu sühnen. Neben der Familienidylle bildet in dem Buche die Religion ein treibendes Element. Der junge, leidenschaftliche Held findet einen frommen Aberglauben, während seine Gattin Freidenkerin ist und durch das traurige Ende des Liebings einer trostlosen Verzweiflung anheimfällt. Aber das innige Gethuevertrauen des Gatten hilft auch ihr, sich wieder aufzurichten, und wir sehen die beiden, denen infolge der verschiedenen Anschauungen die Genüßsamung drohte, wieder in Treuen vereint. Der größte Teil der Erzählung entwickelt sich an jenem Gelände des Zugersfelds, das zur heutigen italienischen Provinz Como gehört, und wovon der Dichter die Hege des herrlichen Klüsters. Die Handlung spielt aber auch nach Mailand und nach Verona hinüber; das romantische in letzterer Stadt noch ansehensvoll, selbst geschickter. Der Roman ist eine leichte Unterhaltungsliteratur, gut genug, auf ein paar Stunden über die Empfindung hinauszuführen, aber den besten Lesern wird er nicht annehmbar. Ihn erschließen und erbauen. Neben einer fülle humorvoller Schilderungen bringt er Bilder von traumlicher Annuit und Emen von eigenem Kraft. Neben dem Ganzen aber leuchtet der Geist einer abgeklärten Weltanschauung, einer edlen Verzeins.

— Die im Erscheinen begriffene vierzehnte vollständig verbesserte Auflage (neue revidierte Jubiläum-Ausgabe) von Brauhaus' Konversations-Lexikon ist zumal bei den jüngsten Wände beliebt, der sich seinen an dieser Stelle besprochenen Vorgängern würdig anreicht. Er umfasst auf 1066 Seiten die Schwärze Worts bis Wes und hat als Illustrationen Schmutz von Zeilen, darunter 10 Gremmeln, 10 Karten und Pläne, sowie 216 Textabbildungen anspunnen. Überall findet man die neuesten Verhältnisse und Fortschritt auf sämtlichen Gebieten sorgfältig berücksichtigt; manche Artikel sind knapper gefaßt, andre zweckmäßiger erweitert und zahlreiche neue hinzugefügt worden. Alle jeder der früheren Wände steht auch der vorliegende in Bezug auf Reichhaltigkeit, Zweckmäßigkeit und Objektivität auf gleicher Höhe. So daß man in diesem monumentalen Unternehmen ein Werkbühnenmittel ersten Ranges erkennen darf. Am wenigsten einig Einzelheiten aus verschiedenen Bereichen des Wissens zu erwähnen, seien beispielsweise die Artikel Motorwagen, Wägen und Wagenkasten, Nahrungsmittel, Nahrungsmittel, Nerven, Lichtausstrahlung, Ohren, Bakteriologie, Bienen und Insekten besonders hervorgehoben. Der Konrad'sche Oberverlag nimmt dieser 12. Wände eine mehr als 1000 Seiten umfassende Monographie, die eine neue Wände von 175 Seiten enthält, dabei aber nur den 80. Teil des Bandes umfasst. Auch die Artikel über das Königreich der Niederlande, über Ostindien, Palästina und Persien sind durchaus wertvoll. Von den Karten machen wir jetzt auf die große Karte der Nordpolarkanten aufmerksam, die den neuesten Stand der geographischen Kenntnisse von arktischen Gebieten mit einer Karte zu übersehen ermöglicht. Die Grammatik von der Artikel Wofol, Madonna von Wofol, Ostindien, Dren, Paradiesvogel u. s. w. verdienen wegen ihrer künstlerischen Ausführung anregendes Lob.

### U r t e i l

Über Rembrandt's künstlerischen Entwicklungsgang auf Grund seiner im Berliner Museum vorliegenden Bilder vertheilt sich Wilhelm Wode in der kürzlich erschienenen 28. Lieferung der prächtigen Publikation der Gemäldegalerien der königlichen Museen in Berlin, die von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegeben wird (Berlin, G. Reineke Verlagshandlung). Wir sind mir auch dieses fesselnden und gründlichen Reiner Rembrandt'schen Werkes über die Kunst seiner Zeitgenossen nicht unbekannt, so wird es uns doch scheinen, als hätte er niemals wichtiger und hübscherer geschrieben als in dieser prägnanten Charakteristik, die zur Würdigung des Reiner



Professor Hans Gude †

Ein Alter von fast 80 Jahren hat der am 17. August in Berlin verstorbene Professor Hans Gude erreicht, mit dem ein Künstler der Landschaftsmalerei hängewachsen ist. Er war am 18. März 1826 in Strickheim geboren, wo er auch seine erste Ausbildung auf der dortigen Kunst- und Gewerbeschule erhielt. 1841 trat er in die Schule Schirmer in Düsseldorf, wo Andreas Achenbach bald großen Einfluß auf ihn gewann. War Norwegen durch den älteren Wesler und Andreas Achenbach auch schon früher der deutschen Kunst erschlossen worden, so trat doch Gude einer der ersten skandinavischen Maler, die die Schönheit ihres Landes mit heimeligen Augen sahen und verkündeten. Nachdem er vorübergehend seine Heimat wieder aufgesucht, nahm er dort, um dem Urarben des Jahres 1848 aus dem Wege zu gehen, längeren Aufenthalt, aus welcher Zeit auch seine Barthelemy, das Meer in Verbindung mit dem Secunde zumalen, datiert. Im Jahre 1860 lebte er nach Düsseldorf zurück, folgte im Jahre



Herr Professor Hans Gude †

1854, als Schirmer nach Karlsruhe übersiedelte, diesem im Lehramt und erscheint zum zweiten Male als Nachfolger Schirmer's nach dessen Tod in Karlsruhe, wo er an der Kunstschule mit großen Erfolgen tätig war, ehe das seine eigene Produktion dadurch ins Stocken geriet. Im Herbst 1860 trat Gude an die Spitze eines Wirkvereins für Landschaftsmalerei an der Berliner Akademie. Der Schwerpunkt seines Wirkens fiel in die nächsten Jahre; die bedeutendsten Gemälden erwarben damals seine Werke, und ihm wurden alle Auszeichnungen zu teil, die einem Künstler zufließen können. Sein begabtes Können zeigte sich sowohl im gewissenhaften Zeichnen als auch im sorgfältigsten Skizzieren und in der sich gleichbleibenden Geschicklichkeit der Ausführung. Der große Meister war in seinem Atelier in der Königin-Augusta-Strasse noch immer tätig, als ihn kürzlich ein Schlaganfall traf.

Das Deutsche Mädchenheim in Peitau (Steiermark)

In der grünen Etiermorl, am mächtigen Trausnitz, übertrug vom kaislichen Kaiser des großlich Herrscherlichen Schlosses, liegt die landesfürstliche Kammerhof Peitau. Hier



Hochschulabteilung der Haushaltungsschule im Ursprunge Mädchenheim zu Peitau

die dortige Gemeinderatsvertretung hat in den letzten Jahren unermesslich zum Aufblühen der Stadt gelangt; erwähnt sei nur das Teutische Studentenheim, das mit dem Kaiser Franz Josef-Chergomahnen in unmittelbarer Verbindung steht, und insbesondere das Teutische Mädchenheim mit Fortbildungs- und Haushaltungsschule, das dem Ehrenbürger der Stadt und Bürgermeisters, sowie Landtagsabgeordneten Joseph Unger sein Entzücken verdankt. Durch ein mit Kalkmörtelgeschmücktes Verbands gelangt man zu einer großen Freitreppe. Der ganze Bau ist im modernen, aber wohlweislich nicht übermodernen Stil gehalten. Im Erdgeschoss des mit zwei Seitentritten versehenen, 20 Meter langen und drei Stockwerke hohen Gebäudes ist die Teutische Mädchenhochschule, im ersten Stock die Mädchen-Hauswirtschaft und im zweiten und dritten Stockwerk das Mädchenheim mit der Fortbildungs- und Haushaltungsschule untergebracht. Am Ende des langen Ganges liegen zwei Schlafsäle von je 20 Metern Länge und 10 Metern Breite, deren jeder der ganzen Länge nach, mit Anstellung eines Korridors der Breite, von neun auseinander stehenden Logen ausgefüllt wird. Die Trennungswände in dem 2 Meter hohen Saale sind jedoch nur 2 Meter hoch. In jeder Loge stehen vier eisenbeschlagene Betten mit Kupferabdeckungen und zwei gleichartige Topfpflanzliche. Außerdem enthält das Mädchenheim zwei große Studierstube, eine Küche für den Haushaltungunterricht, einen großen Arbeitsaal, einen Speisesaal, der durch eine sinnreiche Verbindung mit dem angrenzenden Turlsaale in einen einzigen großen Saal von 20 Metern Länge verwandelt werden kann.

Reiner Adel sich beim Heim, das mitten in einem großen Garten steht, eine Terrasse, ein Salon, Tennis-Platz, ein großer Spielhof, Rasen- und Ballplätze u. s. w. Im Oberflöcher sind für den Fortbildungsgang- und Haushaltungunterricht Wälder- und Kegelplätze u. s. w., während im dritten Stockwerk die Lehrsäle für den Unterricht in Musik, Schneiderei u. s. w., sowie ein vollständig abgetrenntes Kronenzimmer untergebracht sind. Die Erfolge, mit denen das Mädchenheim das erste Schuljahr abgeschlossen hat, haben alle Erwartungen übertroffen. Der von der kaislichen Schulaufsichtsbchörde genehmigte Lehrplan ist von praktischem Werte durchwehrt. Das deutsche Mädchenheim in Peitau wird die Mädchen nicht bloß erziehen, daß sie nur Sprachen, Musik und Literatur kennen und können, wenn sie aber die Anhalt verlassen, den einfachen Anforderungen, die man an ein junges Mädchen im praktischen Leben stellt, in der kleineren Weise gewöhnt sind. Der Lehrplan umfaßt daher den Unterricht in Musik, Sprachen, Literatur, Handarbeit, Kranzstecken, Zeichnen, Malen u. s. w., und in ähnlichen Zweigen der Haushaltungskunde, so daß die Tuglunge des Mädchenheims alleseitig gebildet nach Vollendung ihrer Studien ins Elternhaus zurücktreten.

Das Pfarrere Kneipp-Denkmal in Würzburg

Der vor sechs Jahren verstorbenen Bischof Erb. Kneipp, der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Wasserheilkunde, hat am 9. August in dem durch ihn vererbtem gemordenen Würzburg ein seiner Persönlichkeit würdiges Denkmal erhalten. Weithin bekannt durch seine populären Bücher „Meine Wasserkur“, „Mein Testament“ u. s. w. hat sich der Verstorbene durch seine eble Mensichterblickheit ein dauerndes Andenken gesichert. Dies auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, war ein langgehegter Wunsch der Gemeinde und der dankbaren Kurgähe, der nunmehr seine Erfüllung fand. Das Monument besteht aus einem Wädel des Bildhauers Georg Wilsberg. Es ist in Würzburg in Kupfer gegossen. In lalligem Lohre steht Kneipp würdig aufgerichtet da. Die Figur ist mehr als lebensgroß (2,30 Meter). Die eine Hand hält ein Buch, der Blick ist scharf nachdenklich, als sinne er, seinen Worten, die der Mund sich zu fesseln anfängt, auch den nötigen Nachdruck zu geben. So ruht Kneipp wieder unter seinen lieben Kurgähen, als würde er von seinem Weibel herab aus Einsicht, Würdigkeit und vernünftigen Lebensführung mahnen.

Meteorologische Poststempel

Ein interessanter Versuch, die geographischen Orte und Zeitangaben des Briefaufgabestempel mit kurzen meteorologischen Bemerkungen zu verbinden, wird jetzt im Wallungen gemacht. Das Zentralbureau erhält in den frühesten Morgenstunden vom Observatorium telephonisch den Wetterbericht, der dann



Das Pfarrere Kneipp-Denkmal in Würzburg. Von Georg Wilsberg-Hofen

funden, daß ein Gürtel von 10 Graden auf einem großen Kreis, der die pacifischen Küsten von Amerika und Asien berührt, 64 000 durch Erberbitterungen bekannte Ortlichkeiten einschließt. Es gibt nur noch eine Zone auf der Erde, die eine ähnliche und noch größere Bedeutung für die Verteilung der Erdbeben besitzt, nämlich eine Zone von glücklicher Breite an einem großen Kreis, der durch das Mitteländische Meer, den Kanalk, den Himalaja, Indien, Australien und die Antillen verläuft. Er umschließt 84 000 Stattergebiete. Außerhalb dieser Zone liegen verhältnismäßig nur wenige Ursprungsorte von Erdbeben.

Colonschau

Dr. med. Karl Waudl, Professor der Chirurgie an der böhm. Universität zu Prag, 61 J., † 9. Aug. Prag. — Kreis. Walter v. Wangelheim, deutscher Gesandter bei den Ka. Hohe-Station, 62 J., † 10. Aug., Buenos Aires. — Feldzeugmeister Wlodek Schmidt, Geheimrat, Inhaber des 18. Infanterieregiments, 70 J., † 11. Aug., Wilmshausen. — Werner Holzop, bekannter Lieberkornpanth, 63 J., † 12. Aug., Wagnsburg. — Bürgermeister Paul Polak, 64 J., † 12. Aug., Wagnsburg. — Professor der Moralphologie Dr. Siegfried Grimlich, derzeit Leiter der deutschen Universität in Prag, † 13. Aug., Wäster. — Oberbaurat Hermann Scheffler, 64 J., Ingenieur, Mathematiker und Wäster, 63 J., † 13. Aug., Braunauweiz. — Weg. Kommerzienrat Kay v. Hüttenlofer, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Köln-Rheinweiler Fabrikanten und Ehrenmitglied der Rottweiler Danzbrücker, 61 J., † 14. Aug., Tübingen.



Deutsches Mädchenheim zu Peitau (Steiermark)

Nachdruck aus dem Inbau dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Bilder und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. — oder Personensangabe. — zu richten

# Über Land und Meer

49



Jukagir-Kinder



Ein Cokutschim-Hirter in seiner Rüstung



Ein Jukagir auf der Glühbirnenjagd mit einer alten Sibirischen-Musketen



Herfjelen leben an der Mündung des Glühiga einen Wätsaal aus Kond



Gruppen von Jukagiren; im Hintergrund Seemjelle



Hantschädele auf Schneeschuh



Bilder asiatischer Eskimos in ihrem Winteranzug

Bilder aus dem nordöstlichen Sibirien (Cezt umstehend)



Camotstrae im festlicher Craft









90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 a. Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ohne Postgebühr

## Heimkehr

Erzählung  
 von  
**Otto Hödter**  
 VI

Zum andernmal hatte Klaus Schilling durch Wellen, Graus und Ungeheim zum sichern Land zurückgefunden. Auf seinem guten Schiffe hatte er alles in better Ordnung vorgefunden, und

leichten Herzens hätte er die Rückfahrt durchmessen, hätte ihm das Herz nicht so unruhig, schier bänglich geklopft.

Mit jeder neuen Sekunde mußte er sich immer klarer eingestehen, daß ihn wiederum die Liebe übermocht und in Jähwut und Verrücktheit geschlagen hatte. Was er noch vor einem kurzen Tage als klügelige Gefühlsanwandlung angesehen und nach Belieben meistern zu können geglaubt hatte, war über Nacht schicksalsgewaltig angewachsen und zur bezwingenden Macht geworden, die ihn forttrieb,

— ob zum Glück, ob zu neuem Glend, er wußte es nicht, er wagte nicht einmal, sein unruhiges Herz darum zu befragen. Nur eines wußte er, daß jede seiner Regungen, ein jeglicher seiner Gedanken bei Erloß weilt und nach dem Willen der Goldseligen seine Lose fallen mußten.

Es war schon völlig dunkel, als Klaus den Kahn zum Lande zwang. Am Strande keine Menschenseele, nur der Wind blies unvermindert stark, zu regnen hatte es aufgehört, aber am Himmel jagte dräuendes Gewölk. Klaus belub



Die Unterredung. Nach dem Gemälde von Adolf Schiablitz

Hus der Grossen Berliner Kunstausstellung: Öresund. Nach dem Gemälde von Frans Gude († 17. August 1902)



sich mit der schweren Kiste, die er vom Schiffe mitgenommen, und in der er allerlei Geschenke für die Lieben daheim verwahrt hatte. Dann machte er sich rüstig daran, die Dünenhügel emporzuklimmen. Der Wind blies ihm gerade ins Gesicht und erschwerte sein Vorankommen ungemein. Schwer wuchtete die Last der Kiste, die er sonst spielend auf den starken Schultern getragen haben würde, auf diesen. Zuweilen mußte er verschnaufend stehen bleiben und sich ausruhen.

So kam er nur langsam weiter. Auch durch die Dorfstraße legte der Sturm mit ungeminderter Heftigkeit und nötigte den Heimkehrenden öfter zum Verweilen. Stockfinster war es draußen, vom Meer her kroch der Nebel, heftete sich dem leuchtenden Manne auf die Fersen und eilte ihm gespenstisch voraus. Bald lagen die Häuser hinter unsichtbaren Schleieren; so nahe Klaus auch mit seiner Traglast an ihnen vorüberstrich, vermochte er ihr Vorhandensein doch nur zu ahnen, nicht einmal das da und dort aus den Fenstern blind und unsicher scheinende Licht konnte ihm den Weg weisen, es führte ihn eher irre.

Mit einem befreienden Atemzuge näherte sich der Heimkehrende endlich dem Elternhause. Da spielte ihm der immer dichter sich ballende Nebel schließlich doch noch einen Streich und führte ihn vom breiten Wege ab an den Seitenzaun. Er mußte um sich tasten, um sich zurechtfinden zu können. Am Zaun des Vorgartens entlang streifend spürte seine Hand die Hausnummer. Nun wußte er wenigstens, wo er war. Er brauchte sich nur umzudrehen und am Zaun entlang zu schreiten, um zur Haustür zu gelangen.

Da drangen Stimmen durch den Nebel zu ihm. Noch vermochte er niemand vor sich im wogenden Nebelmeer zu entdecken, aber die Stimmen erkannte er sofort, und deren Klang ging ihm zum Herzen und machte seinen Atem stocken. Es zwang ihn, auf der Stelle zu verweilen und widerwillig zu lauschen.

Grifa und der junge Lehrer waren es; der letztere hatte ihr das Weggeleit gegeben, sie mochten sich unterwegs getroffen, wohl auch schon vorher eine Zusammenkunft verabredet gehabt haben. Wild raste das Blut durch die Adern des unbeweglich Stehenden.

„Machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, Herr Kleinau,“ hörte er eben das Mädchen sagen. „Es muß doch sein, Kindesliebe und Dankbarkeit weisen mir den Weg, und ich muß ihn schreiten. Sie werden überwinden lernen wie auch ich.“

„Aber es ist so schwer, so ungeheuerlich schwer!“ Des jungen Lehrers Stimme klang traurig und voll Bitterkeit. „Warum muß dieser Unglücks Mensch gerade jetzt zurückkehren? Wir wären miteinander so glücklich geworden.“

„Ich kann Ihnen keine Antwort geben, mir ist ja selbst weh genug.“ Das Mädchen schien es unter Tränen zu sagen.

„Aber Sie können niemals mit ihm glücklich werden... niemals, Grifa.“

„Das steht in Gottes Hand. Ich



**Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie**

Nach einer Zeichnung von Ernst Zimmer (Zeit S. 1091)

habe den Willen zum Glück. Als ich den Jammer der guten alten Leute heute sah, da begriff ich, daß es Döhrens gibt als das törichte Verlangen des eignen Herzens. . . Und Klaus ist unglücklich. Es ist so viel an ihm gesündigt worden. Der Gedanke, ihn und seine Eltern beglücken zu können, läßt mich freier in die Zukunft schauen. . . und nun behüte Sie der liebe Gott, Herr Kleinau."

"Leben Sie wohl, Erika. Mein Weg ist fortan einsam, ein liebes Licht ist mir erloschen. Aber ich ehre Ihren Entschluß, wenn ich ihn auch nicht billigen kann. Mögen Sie mit dem andern Manne all das Glück finden, das Sie verdienen."

Längst waren die Stimmen verhallt, die Schritte verklungen, der junge Lehrer hatte seinen einsamen Weg durch den Nebel zurückgenommen. Totenstille ringsum, unterbrochen nur von dem dumpfen Stöhnen des einsam noch immer auf dem gleichen Fleck verharrenden Mannes. Wie betäubt, von einem über seine Fassungskraft gehenden Jammer überwältigt, stand er. Nacht ringsum. . . hoffnungslose Nacht auch in seiner Seele. Das trohe Sonnenlicht so rasch wieder vergangen, als es aufgewacht war. . . Das süße Mädel drinnen wollte ihm Almosen geben, wo er ein ganzes, ungeteiltes Herz verlangte.

Gewaltig mußte er sich zusammennehmen, um nicht vor innerem Weh laut aufzuschreien. Sekundenlang versuchte ihn ein mächtiges Verlangen, gar nicht erst Einkehr im Elternhause zu halten, sondern an Bord seines Schiffes zurückzukehren und mit ihm auf Nimmerwiederkehr in die weite Welt hinauszufegeln. Aber schnell verwarf er diese Regung wieder. Das hatten die Eltern nicht um ihn verdient. Wie sehnachtsvoll mochten sie eben auf seine Rückkehr harren! Nein, mochte es ihn auch schicksalsgewaltig eben getroffen haben und in seiner Seele hoffnungslose Verzweiflung wohnen, um der alten, treuen Eltern willen mußte er stark sein.

So nahm er sich zusammen, trotzig rechte er sich, und den Zaun umwandelnd trat er gleich darauf festen Schrittes in das Haus.

Da wurde auch schon die Wohnstubeentür geöffnet. Lichter Schein drang in den Flur, und im offenen Türrahmen erschien der alten Mutter liebes, ehrwürdige Gestalt.

"Der Klaus ist da!"  
Wie frohlockend das Klang, wie sie die Hände nach ihm ausstreckte, welch selbige Freude in ihrem guten Gesicht sich widerspiegelte.

"Klaus ist da. . . hurra, der Klaus. . . so komm doch nur herein, Herzensjung!" rief der Vater.

Da hochte der gute Alte im Lehnstuhl und streckte die zitternden, brüchigen Arme weit nach ihm aus.

Wie gebendet durch den Lichtschimmer stand Klaus wortlos im traualichen Raume und ließ die schwere Riste von den Schultern gleiten. An den Eltern vorüber glitt sein suchender Blick auf Erika. Sie stand dicht neben dem Vater, suchte auch seinen Blick, und so totenbleich sie erschien, lächelte sie ihm doch sanft und schlichtern zu. Ihm war es, als ob er auf die Liebliche zuilen und ihr alles Herzensbängen ausdrücken müßte, der kleinen Heldin, die einen andern liebte und doch um des Glückes der Eltern willen sich ihm zu eigen geben wollte! Sie sollte es sofort wissen, daß er solches Opfer nicht wollte, gar nicht begehrte, denn was konnte ihm solche Liebe sein, die nicht aus vollem Herzensborn heraus zu ihm flutete.

Aber als er das sonnige Glück in der Eltern lieben Zügen wahrnahm, den Vater erblickte, den die Freude über seine Rückkehr förmlich vom Sessel hob, da fand er nicht den Mut zu einer solchen Erklärung. Später, wenn sich eine Gelegenheit bot, mit Erika allein zu sein, wollte er ihr durch ein Wort alle Herzensangst nehmen. . . Was freilich mit ihm selber geschah, wie er es tragen würde. . . Nein, daran wollte und durfte er jetzt nicht denken, um der Eltern willen, sie sollten heute noch glücklich lachen, sich ganz ihrer selbstlosen Freude hingeben dürfen.

Sein Vater jappelte ordentlich vor Vergnügen, als er nun in stummer Bewegung neben ihm nieder sank. Immer wieder küßte ihn der alte

Mann, während ihm die hellen Glückstränen in den Augen schimmereten.

"Hurra, mein Junge, tausendmal willkommen, das Glück ist da, das Sonnenglück. Du brauchst nur zuzugreifen, — da schau dir das liebe Mädel an, ja, da, da guckst du, Junge, was? Sie hat es den Eltern schon gesagt, sie will dein gutes, treues Weib werden. Gott segne euch, Kinder, vieltausendmal Glück und Segen auf euch beide!" Vor Bewegung versagte ihm die Stimme, er konnte nur noch in wortloser Rührung nicken und mit den Händen schütteln.

Keiner Bewegung fähig, stand der Heimgekehrte. Wie durch einen Nebel sah er Erika langsam auf sich zutreten und jagend ihm die Hand hinstrecken.

"Klaus, ich will dir Antwort sagen, ja, ich will dein Weib sein, wenn es so dein Wille ist." Sie sagte es bebend, aber ein stilles, tapferes Lächeln blieb dabei um ihre Lippen.

Dem Heimgekehrten war es, als ob er aufschreien müßte. Das war ja nicht wahr, was das liebe Mädel da sagte, er wußte es ja, daß sie einen andern lieb hatte, ein Opfer war es, das sie tapfer bringen wollte. Und doch, wie sie nun in ihrem jungfräulichen Reize vor ihm stand, so herzlich und hehr wie das Traumbild langer Jahre, da faßte ihn ein unwiderstehliches, übermächtiges Verlangen, sie in die Arme zu schließen, ein einzigesmal an das Herz die holdselige Gestalt zu pressen und einen heiligen Augenblick hindurch das Glück zu kosten, das sich ihm immer verweigert hatte.

Aber als er in heißem Drange die zarte Gestalt in die Arme schloß, da spürte er deren bängliches Erbeben, und da zwang es ihn auch, sich zu ihr niederzubeugen. "Sei ohne Sorge, Erika," sagte er so leise, daß es eben nur noch ihr Ohr erreichte, "ich will dein Opfer nicht, nur um der Eltern willen sei stark, ich sag' dir nachher frohe Botenschaft!"

Wie sie begriffsverloren jagend zu ihm aufschaute, da hielt er sich mit gewaltiger Anstrengung zurück und beruhigte nur mit jagendem, kaum fühlbarem Hauch ihre Stirn, als fürchtete er sie zu entweichen.

Mit bebend gefalteten Händen stand die Mutter dabei und wehrte den Tränen nicht. Als Erika besangen von ihrem Sohne lief, da nahm sie dessen Kopf in die Hände und küßte ihn und konnte nimmer von ihm lassen.

Wieder brannete Klaus das entscheidende Wort auf den Lippen, es mußte ja doch gesprochen werden, schon um seiner selbst willen, denn dieser Augenblick, wo er das Mädchen seiner Liebe in den Armen hatte halten dürfen, mit dem Bewußtsein, es auf immer wieder lassen zu müssen, hatte ihm die härteste und tiefste Herzenswunde seines Lebens geschlagen. Aber ein Blick auf die Eltern ließ ihn verstummen; als ein Verbrehen wäre es ihm erschienen, deren lauten, freudig bewegten Jubel zu stören. Morgen, wenn sie ruhiger geworden, war es noch immer Zeit, sie mit dem Unvermeidlichen bekannt zu machen. Ach, ihm war so schwer zu Mut, er konnte ja nicht länger bleiben, sollte er nicht von Sinnen kommen, und wie würden die teuren Alten es ertragen können, schied er auf Nimmerwiederkehr von ihnen!

Er war der stürmischen Art des Vaters ordentlich dankbar, überhob ihn diese doch der Qual, denken zu müssen. Schon um der Eltern willen sollte die Weihe dieses Augenblickes nicht unterbrochen oder gar getrübt werden.

Wieder war es der Kapitän, der sich zuerst wieder in den Alttagston zurückwand. "Ja, Junge, was hast du da für 'ne mächtige Riste mitgebracht, ist das all Madereia für Mutting? Da wird sie schon eine Weile mit reichen, denke ich."

Wie viel hätte der Heimgekehrte darum gegeben, hätte er in diese neckisch-harmlose Heiterkeit mit einstimmen können, die ihm gestern noch so gelaunig gewesen war; aber es ging mit dem besten Willen nicht, jeder Laut blieb ihm in der Kehle stecken. So beugte er sich doppelt geschäftig über die Kiste und begann den Inhalt auszupacken.

Die Eltern kamen gar nicht aus dem Staunen heraus; besonders die Mutter schlug in einmfort

die Hände zusammen. "Da ist die Buttel mit Madereia, echtern kriegt keinen, Mutting, und besseren wohl auch nicht." Er kramte weiter, zog den guten Flaschen, die noch die Kiste barg, die Strohlappen ab und widelte auch andere Gegenstände aus Hülsen und Papiere. Bald darauf legte er der Mutter einen köstlichen Halspelz um.

"Ein Polarjuch, ich hab' ihn selbst geschossen, ist all drei Jahre her," sagte er. "Der wird dir gut tun." Er ließ sie gar nicht zu einer Dankagung kommen, sondern setzte dem Vater eine kleine Zigarrenkiste vor. "Das ist die Sorte, die unser Kaiser raucht, Bating, also was ganz Erstes," sagte er unter einem schwachen Lächeln. "Ich stand dabei, wie sie gemacht worden sind, sieht, da hab' ich an dich denken müssen. Weißt doch, du rauchst was Gutes gern. Sie haben lang nicht gewollt, aber schließlich haben sie mir diese fünfzig Stück doch ablassen müssen." Geschäftig, immerfort in dem Bestreben, sich am Sprechen zu halten und damit am ruhigen Nachdenken verhindert zu werden, legte er noch andre kleine Geschenke auf den Tisch vor den Vater hin.

Dann, als er sich wieder nach der Kiste gebückt hatte und mit einem andern Gegenstand in der Hand sich wieder erhob, lag ein eigener Ausdruck in seinen bleich anmutenden Zügen. Er schaute sich nach Erika um und nahm nun erst wahr, daß sie mit einigen der Flaschen nach der Küche gegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt war.

Kurz entschlossen ging er ihr nach und winkte dabei dem Vater, und der mußte ihn wohl verstanden haben, denn als die alte Mutter gleichfalls mit einem Arm voll Flaschen ihm nachfolgen wollte, winkte ihr Mann sie zurück. "Die Aindings haben sich was zu sagen," wisperte er. "Wir haben uns auch nicht stören lassen, was, Mutting?"

Diese hatte ihn gleich begriffen und ihre Last wieder auf den Tisch zurückgesetzt. Nun trat sie neben ihren Mann und lehnte sich zärtlich an ihn. "Mir ist noch ganz weh, das kam alles gar so rasch," meinte sie leise. "Ich kenne mich mit dem jungen Volk nimmer aus, das war zu unserer Zeit ganz anders. Wenn sie nur glücklich werden, sie machen mir gar nicht Mienen wie so 'n recht glückseliges Brautpaar."

"Mutting, das kommt all noch," lachte der Kapitän frohgemut. "Freilich, wir zwei, ja, ja, nun wirst gar noch rot, oder wirst nicht? Papa, Alte, ich war ein Kacker, ein verkleibter Stint, was? Und du warst aber auch 'n Mädel, na, solche Mädels gibt's heutzutage gar nicht mehr."

Das Mütterchen stieß ihn ordentlich verschämt an. "Fängst wohl gar an zu katechieren, aber Bating!"

Der aber haschte nach ihrer weissen Hand und hielt sie fest. "War eine süße Zeit," sagte er mit an ihm ungewohnter Weichheit und sah ihr dabei tief in die Augen. "Was bin ich dir Dank schuldig, Mutting, wie gut hast's alleweil mit mir gemeint, und ich bin nicht so leicht zu ertragen gewesen. Welt, ich war manchmal ein rechter Ekel, so 'n. . . so 'n" — er suchte nach einem Ausdruck — "so 'n Brummochse."

"Aber Bating, ein guter, lieber Mann warst und bist, der beste Mann, ich war allzeit froh, dein Weib zu heißen. War so sicher und warm in deiner Hut, und hat uns der liebe Gott auch viel Kummer geschickt, bei dir und an deiner Hand konnt' ich alles tragen."

Der Alte lächerte fröhlich und schaute sie ordentlich verliebt an. "Mien gaut alt Deern," sagte er innig. "Ich wollte schon, ich dürfte dich noch einmal heiraten und es besser machen, damit du mehr Licht und Lust hättest, ich tät' mich nicht besinnen, gut alt Mutting, du!" Er breitete die Arme aus, und als sie nicht anders konnte, sondern nach einem mädchenhaft scheuen Blick auf die Tür, ob auch ja niemand zusehe, ihm um den Hals fiel, da küßte er sie so heiß und mild wie in den lang vergangenen Maientagen.

Ihr Sohn war mittlerweile in die Küche getreten und hatte Erika dort gefunden. Es war ihm nicht entgangen, daß das Mädchen bei seinem Eintritt bänglich erschauerte, so sehr sie sich auch zusammennehmen mochte. Einen Moment vor-



Vervielfachung des Originals in Zinn

### Zutraulich

Nach dem Gemälde von W. Friedrich

harrte er, tiefe Schatten im ernstesten Gesicht, unerschütterlich auf der Schwelle. Dann trat er mit raschem Entschlusse dicht an sie heran und streckte ihr die Hand hin.

„Schlage ruhig ein, Erika, du sollst glücklich werden!“ sagte er sanft. „Wein Unrecht ist, daß ich für Wirklichkeit nahm, was mir im Traum oft erschienen ist; ich bin dir fremd, ich muß es sein, und wie ich nun gleich einem Wirbelwind dich überkommen habe, da hat's dich schrecken müssen. . . nein, sage nichts,“ bat er, als sie verwirrt entgegen wollte, „du bist ein liebes, holdes Kind. Um der Eltern willen danke ich dir auch vielmal. Aber ich will dein Opfer nicht, Kind, und ein solches wäre es, gelobtest du dich mir an. Es wäre mir auch nichts nahe, denn ich will ein volles, ungetrübtes Menschenherz oder gar nichts. Darum sollst du deiner Liebe nicht untreu werden müssen, nur um der Eltern willen, die du ja auch lieb hast. Laß uns den aufgezogenen Schein bewahren, — nicht lange, Erika, laß mich nur erst wieder fort sein, — erfahren es dann die guten Alten, werden sie es leichter tragen, und du kannst dann mit deinem Manne dazu beitragen, sie's verwunden zu lehren, gelt?“

„Und du?“ Angstvoll sah sie zu ihm auf, als begriffe sie die Worte nicht, die er zu ihr sagte.

„Das lasse dich nicht kümmern, Erika,“ versetzte er mit abgewandtem Gesicht. „Vielleicht komme ich wieder, bin ich ruhig geworden, vielleicht treibt es mich für immer fort, doch das braucht dir die Stirn nicht heiß zu machen.“ Er versuchte zu lächeln, wurde aber sofort wieder ernst. Sein Blick war auf das Mädchen in seiner Hand gefallen, langsam schälte er es aus den Umhüllungen und brachte eine goldene Halskette in fremdländischer, kostbarer Ausführung zum Vorschein.

„Lasse dir diese Kette um den Hals legen, ja, Erika?“ sagte er sanft. „Ich erwarb sie einmal im fernen Indienlande, es soll ein wohlthätiger Zauber in ihr verborgen sein, den angenehm bei den Menschen zu machen, der sie trägt. . . Ist unnütz bei dir, Mädchen, denn wer zu dir kommt, muß dich lieb haben, aber nimm sie doch, trag sie zum Andenken an einen, der dich lieb gehabt hat.“

In großer Bewegung legte er ihr die Kette um den Hals. In wortloser Ergriffenheit wollte sie sich nach ihm umwenden und seine Hand schüchtern fassen, mit Gewalt zwang es sie, ihm ein liebes Wort zu sagen. Aber als sie seinem Mute begegnete, erstarrten all die guten Vorsätze in ihr, und mit gesenktem Haupte blieb sie vor ihm stehen.

Eben öffnete sich auch die Thür, und die Mutter trat ein. „Störe doch nicht?“ fragte sie neckisch von der Schwelle her.

Ihr Sohn schüttelte nur stumm mit dem Haupte; er konnte nicht reden, das Herz war ihm zu voll und schwer.

„Nun heiß's sich spülen, in zehn Minuten steht das Essen auf dem Tisch!“ rief die Mutter. „Will nur die Dunke noch bereiten.“ Mit leuchtenden Augen schaute sie den Sohn an, „hoffentlich hast Hunger mitgebracht, und es wird dir schmecken. Komm,“ unterbrach sie sich, „mache dich nützlich, kannst mir die Flasche öffnen.“

Sie blieb beim Plaudern, und es gelang auch allgemach ihrem treuen Bemühen, die peinlich empfundene Stille zu überbrücken. Von der Stube her plauderte der Vater mit. Der war wieder in quickster, sprudelndster Laune und lachte so herzlich anhaltend, daß es die stillen andern mit ansteckte.

Als man dann zusammen bei Tische saß, hätte die Mutter wohl Veranlassung zum Schmälern gehabt, denn ihrer Kochkunst wurde wenig Ehre angetan. Der Vater aß schon seit Jahren wie ein Vögeln, plauderte dafür aber um so mehr; sein Sohn indessen mußte sich Gewalt antun, auch nur einen Bissen zu genießen. Aber mit starker Willenskraft zwang er sich, nach außen hin heiter und aufgeräumt zu erscheinen, schon um die guten Alten über seinen eigentlichen Seelenzustand zu täuschen. Er hatte vom Schiffe starken

alten Rheinwein mitgebracht, der trieb ihm das Blut wie Feuer durch die Adern.

Das Mutterauge sah scharf; zuweilen ertappte er sie, wie sie besorgt ihn betrachtete, sich aber sofort zum Lächeln zwang, sobald sich ihre Blicke begegneten. Der Vater dagegen war wie ausgetobt, hatte auf alle Schmerzen und Krankheit vergessen und war unerschöpflich im Plaudern und Lachen.

„Na, nun mal eine von den schönen Zigarren,“ sagte er, als der Tisch wieder abgeräumt war, „heute wollen wir mal richtig schlampampen.“ Er steckte die dicke Zigarre mit feierlicher Umständlichkeit an und schnupperte dann mit der Miene eines verwöhnten Kenners über die graublauen Rauchringe hin. „Alle Wetter, Junge, das ist was Feines! Da möchte man auf seine alten Tage noch Kaiser werden, um bei so 'ner Zigarre bleiben zu können,“ lachte er. „Ist doch 'n lieber Kerl, mir so was mitzubringen. Hast denn wirklich draußen in der weiten Welt oft an Mutter und Vater daheim gedacht?“

„Allezeit, Vater, im Herzen bin ich immer daheim geblieben!“

Der alte Mann lächelte ordentlich verklärt. „Sieh, Junge, ich kann dir gar nicht sagen, wie mir zu Mute ist, so feiertäglich still, so froh und glücklich, ich laun es gar nimmer begreifen, daß ich einmal traurig gewesen sein soll. Das Leben war doch schön, wie so 'n Sommertag, Blumen mit dem Morgentau daran, Wiesen und Wälder, fruchtbarer Felderregen, ein seliger Mittag. Dann zogen Wolken auf, es blühte, donnerte und schlug ein, aber auf den Abend ist all wieder die Sonne da, und nun weiß ich dich auch glücklich. Wieder Gott, wie leicht ist mir doch ums Herz, als ob ich in die Zukunft sehen könnte, Weib und Kinder um dich, die dich lieb haben, ein stiller, seliger Friede, der dich umschließt, und ich sehe vielleicht droben in dem Häuschen, das mir der Herrgott gibt, und Mutting wohl schon bei mir, und da gucken wir durch die Wolken herunter zu euch und freuen uns, Junge, freuen uns, und dann gehen wir Hand in Hand hinein in die gute Stube, direkt zum lieben Gott. Laß ihn immer glücklich bleiben, unsern Jungen, Segen und Frieden gib ihm, lieb Mutting!“

Er sah mit stillem Lächeln, und sein verklärter Blick wanderte durch das Zimmer und haftete auf einem jeden Angesicht. Noch saugte er an seiner Zigarre, die aber war erloschen, und er legte sie beiseite. „Jetzt bin ich müd, Kindings, und nun will ich schlafen gehen.“ Er streckte ihnen allen die Hände hin: „Segne euch der liebe Gott, es war ein löstlicher Tag!“

Seine Frau erhob sich, um seinen Stuhl in die Kammer zu fahren. Aber er wehrte ab. „Laß nur, das muß mein Klaus besorgen, der hat starke Arme, was, mein Junge? Will mich ja durch das Wasser tragen bis ins Voot. Komm her, Alte, gib mir einen Kuß, komm, herzhast lieb, brauchst dich nicht jenen, wie wir uns lieb gehabt haben, das ist keine Schande, im Unglück und im Glück, bis an das Ende, Mutting, gelt?“

Sie beugte sich über ihn und mußte schluchzen, wußte wohl selbst nicht recht, warum. Er patschelte ihre Wangen und küßte sie lange und innig. Dann herzte er auch das Mädchen, das still an ihn herangetreten war. „Gute Nacht, Töchtling, und behalt mir meinen Jungen lieb!“

Dun nickte er Klaus zu. „Na, nun komm, mein Junge, Vater ist müde, rechttschaffen müde, und ich freue mich auf einen süßen Schlaf.“ Wie Klaus, seltsam ergriffen und bewegt, hinter seinen Stuhl trat und ihn langsam aus dem Zimmer schob, da wendete der alte Mann sich immer wieder und winkte den Frauen zu, bis die Thür sich geschlossen hatte.

„Wie die Zeit vergeht,“ sagte der Alte sinnend, als nun der Sohn mit ängstlicher Sorge sich um ihn mühte und ihm ins Bett half, „lieber Gott, wie oft hab' ich dich Jungen aufgehoben und zu Bett gebracht, wenn der Sandmann gekommen war und dich beim Spiel übertraf; hatte; dann hast die kleinen Arme um mich geschlagen, und während ich die Strümpfchen und Schuhe dir abgestreift, da hast schon geschlafen, — ich meine, es schläft

sich saß an des Vaters Brust, und liegt sich auch süß in eines guten Sohnes Arm.“ Er nahm den Kopf des Sohnes mit beiden Händen und küßte ihn innig: „Was! immer ein guter Sohn, und viel Freude hast mir noch zulezt gemacht.“

Behaglich streckte er sich in den Kissen und hielt dabei die Hand des Sohnes fest. Dem war es, als käme mit einemmal ein anderer, fremder Ausdruck in des Vaters Gesicht, dessen Blick wurde starr und schien in weiter Ferne sich zu verlieren.

„Junge, da ist all dein Schiff, ist es nicht?“ fragte er aufgeregt. „'n schmucker Kajiten, Junge, und wie die Sonne in die Wimpel blinkt, fertig zur Fahrt. Jungens, haltet fest, den Anker auf, hoch, die Segel klar, und vollen Wind. Glück auf zur Fahrt.“

„Vating, mein Vating,“ sagte der sich über ihn Beugende, und seine Stimme klang angstvoll gebrochen.

Wie aus weiter Ferne kam der Blick des alten Mannes wieder zurück und haftete auf dem dichte über ihm liegenden Gesicht des Sohnes. „Klaus, mein Junge, ich bin müde.“ Er gähnte und streckte sich wieder lang. „Es war ein schöner Tag, nun geh, mein Junge, geh und sag Mutting, sie soll bald kommen, bald, mein Junge, ich wart' auf Mutting.“

Mit einem stillen Lächeln wendete er das Angesicht nach der Wand.

Noch sekundenlang haftete der Sohn auf der Stelle und lauschte auf die kaum hörbaren, friedlichen Atemzüge des alten Mannes. Dann wendete er sich unerschütterlich und ging auf den Zehenspitzen ins Wohnzimmer zurück.

Die Mutter stand auf, erwartungsvoll und unruhig.

„Ich weiß nicht, was mit Vater ist, er ist so eigen,“ sagte Klaus bekümmert. „Er wartet auf dich, Mutter, sollst zu ihm kommen.“

„Er ist so ganz anders, ich habe ihn noch nie so gesehen, in seinem ganzen Leben hat er so zärtlich noch nicht gut! Nacht gesagt.“ Die alte Frau sprach es schon während des Gehens. Rasch eilte sie aus dem Zimmer.

In diesem wurde es still. Die jungen Leute standen einander gegenüber, aber sie sprachen nicht. Eine große, unerklärliche Angst lebte in des Mannes Seele, als ob stille Schatten durch das Zimmer zögen, faßte es ihn an, und wie er nach dem Herzen griff, das sich immer bänglicher zusammenschrankte, da hörte er hinten in der Kammer die Mutter plötzlich laut und wehe aufschreien.

„Vating, mein gaut Vating!“ stöhnte Klaus. Er wollte nach der Kammer eilen, aber wie mit Eisenbanden hielt es ihn fest, seine Knie schlatterten, und während ein ungeheurer Schmerz sein Angesicht jermöhnte, rannen schwere Tränen aus seinen dunkeln Augen.

Schicksalsdämon hatte es auch Erika angepaßt. Sie stand, beide Hände auf das wülblose Herz gedrückt, und starrte auf die brennenden Tränen, die langsam über des Mannes Wangen tropften, Tränen, die sie ihm nie zugebraut, und die sie nun körperlich kühlten.

Da wurden heftige Schritte hörbar. Ins Zimmer taumelte die alte Frau, kreidebleich, Entsetzen in den verzerrten Zügen. „Ach Gott, Klaus, unser Vating, er ist all tot.“

Der Sohn taumelte auf die Wankende zu. Er faßte sie bei den Armen und starrte ihr in das Gesicht, zitternd, stöhnend, in fürchterlicher Erregung, und dann schrie er auf, wie einer, der mitten in das Herz getroffen ist, und taumelte in atemloser Hast nach des Vaters Schlafkammer zurück.

Erika eilte auf die alte Frau zu und stützte sie, die im Umfinken begriffen war.

„Mutter, was ist mit dem Vater?“

„Er ist tot,“ sagte die alte Frau stöhnend. „Ich hab' es gemußt, die Freude hat ihn tot gemacht.“

Mit wankenden Schritten gingen die beiden Frauen, sich umschlingend haltend, nach der Kammer. Dort lag der alte Mann mit über der Brust gefalteten Händen, friedlich schlummernd, wie einer, der nach langem Kampfe selig heimgefunden hat.

und auf der Diele vor ihm lag ein starker Mann, raupte sich das Haar und weinte herzzerreißend um den Vater, um den letzten starken Halt, den er im Leben gehabt.

Vergeßlich war die Mutter um ihn, die angefüllt seines Jammers die eigne Verzweiflung vergaß; er hörte sie nicht, er schämte sich auch der Tränen nicht, die halllos immer aufs neue ihm von den Augen tropften und die fürchterliche Spannung langer Jahre von seinem Herzen lösten.

Wie ein Steinbild stand Eriska, blind und fühllos für die Schauer des Todes rings um sie. Dieser gute alte Mann hatte heimgefunden, mitten im Glück war er verlassen gegangen. Aber da war einer, auf dem das Leben noch schwer lastete, ein Heimgelocher, der bald auch die Mutter würde betten müssen und dann bettelarm an Liebe war, einer, den sie für selbstherrlich, hart gehalten, dessen selbstbewußt kraftstrotzende Natur ihr seines Fühlens abgesehen und verleiht hatte, und dessen Schluchzen ihr nun die Seele wund machte. Und mitten in den sie gespenstisch umwogenden düsteren Todesschatten leuchtete es verheißungsvoll vor ihr auf, und in ihre verschüchterte, irrgegangene Seele strahlte ein helles Licht, das heilige Mitleid.

Sie hatte die weitere Empfindung, als sei dieses aus tiefstem Herzensgrunde hervorquellende Manneschluchzen eine Bitte, die an ihren eignen Herzensschrein klopfte; als bildeten diese seltenen Zähren eine Brücke nicht allein für den Mann zum Weibe, sondern auch für sie selbst, um ihr eignes dunkles Fühlen begreifen zu lernen. Sie sah den schmerzverzehren Mann in andern Licht, und die Erkenntnis sagte in ihr, daß viel Liebes- hunger und eine heilige Sehnsucht in ihm wohnen mußten. Diese halllos um den Vater geweinten Tränen waren im letzten Grunde für sie selbst und ihre gemeinsame Zukunft eine starke Glücksgewähr.

Sie wußte selbst nicht, was mit ihr geschah, aber in übermächtigem Drange riß es sie zu Klaus. Verstört schaute er zu ihr auf, und als er sie erkannte, machte er einen Versuch, den tränen-schweren Blick vor ihr zu bergen. Sie kniete neben ihm nieder und suchte sich im Gebet zu sammeln. Aber ihre Gedanken schweiften immer wieder vom Totenbette ab, sie mußten sich mit dem Manne neben ihr beschäftigen, der schicksals-dunkeln Sehnsucht nachgrübelte, die all die Jahre über ihre Seele erfüllt gehabt und sie wie träumend hatte durch das Leben gehen lassen, eine Sehnsucht, die vom Bilde des Holländers ausgegangen war, vor dem sie oft mit bangter Scheu gestanden hatte.

Da zwang es sie, wieder den Blick zum Bilde emporzuheben, das, von der Lampe grell erhell, inmitten der Wand erschien. Aber heute regte die unheimliche Mannesgestalt keine Saite ihrer Seele zu bangem Schauer, und aus dieser war die Sehnsucht entschwunden. Sie war mit einem Schlage wissend geworden, die leise vor sich Hin-wenende, und sie mußte plötzlich, daß sie Klaus Schilling schon als Kind geliebt, daß sie dem in die Welt Entflohenen diese Liebe bewahrt und ihre Scheu vor dem unermutet Heimgekehrten nichts andres gewesen war als die erste bängliche Erkenntnis dieser großen Leidenschaft, die fortan ihr ganzes Dasein ausfüllen würde.

Endlich ließ des Heimgekehrten erster, elementar wuchtiger Jammer nach. Er stand auf und trat an die Mutter heran, die auf niedrigerem Schemel hockte und mit tränenlosem Gesicht auf den Toten starrte. „Mutting, Vater ist wohl, er hat einen schönen Tod gehabt,“ sagte er leise. „Ich will zum Vater gehen und ihn holen.“

Die alte Frau schüttelte nur den Kopf. „Ist all umsonst, mein Junge, Wating ist tot,“ sagte sie, stummer Ergebung voll. Als der Sohn sich zu ihr niederbeugte, sie liebevoll aufheben und aus der Kammer führen wollte, sträubte sie sich. „Nein, laß mein Junge, ich will bei Wating bleiben, ich habe es all lang gewußt, einmal mußte es kommen. Ist auch gut für Wating, bin auch ganz ruhig, ganz still, mein Junge. Nun ist die Heide an mir. Ach, ich gebe so gern, wüßte ich nur dich glücklich, mein Junge!“

Klaus hatte die Widerstrebende in die Wohn-

stube zurückgeführt, wo der von vorhin noch festlich gedeckte Tisch mit seinem heiteren Gepränge herbe von der Trauer abfiel, die so plötzlich Einkehr gehalten hatte. Die alte Frau deutete stumm auf den Ort, wo vor kurzem noch der alte Mann im Lehnstuhl gesessen. „Da hat er noch gelacht und war so gut, so glücklich, und nun tot, — ach, Kindings, das Leben lag schwer auf ihm, möchte es euch leichter sein.“ Sie weinte wieder still vor sich hin.

Klaus seufzte dumpf. Das Gefühl einer unendlichen Verlassenheit überkam ihn. Er ging ans Fenster und starrte hinaus in den Nebel. Nach einer Weile spürte er, wie eine weiche, linde Hand die seinige faßte, und wie er sich jäh zur Seite wandte, sah er Eriska neben sich stehen. Da wachte es heiß in ihm auf. „Ich wollte, ich könnte dir etwas Liebes tun,“ sagte er dumpf. „Du hast den Vater noch zuletzt glücklich gemacht, und war's auch nur ein frommer Betrug, so hat es ihn doch mit einem Lächeln in die Ewigkeit gehen lassen. Sei viel besant, Eriska. Und nun,“ setzte er mit gesenktem Haupt hinzu, „steht nichts mehr zwischen dir und dem Glück.“

Er wollte sanft seine Hand lösen. Aber das Mädchen hielt sie mit festem Drucke und schaute ihm unverwandt in die Augen.

„Nichts mehr steht zwischen mir und dem Glück, Klaus, du sagst wahr,“ sagte sie leise, „denn ich halte mein Glück, und so Gott mir hilft, soll nichts mich von ihm scheiden, nichts auf der Welt, Klaus.“

Der erregte Mann sah sie mit weitoffenen Augen an. Er bedurfte Sekunden, um den Sinn ihrer Worte zu fassen. Dann schüttelte er schwer-mütig den Kopf.

„Mitleidiges, süßes Kind! Du echtes Weib, das sich selbst verheißt, nur um einen andern zu beglücken!“ flüsterte er weich. „Aber ich will dein Opfer nicht, mein Kind! Werde glücklich mit dem andern Manne, den du lieb hast und dem deine Seele gehört.“

Unter ihrem hellen, furchtlosen, ruhigen Blicke, der wie eine freundliche Flamme tief in sein gram-erfülltes Herz leuchtete, verflummte er. „Meine Seele gehört dir, Klaus, hat dir immer gehört, an deines Vaters Totenlager habe ich es begriffen,“ sagte sie innig. „Du und ich, wir gehören zusammen, so wahr dein guter Vater uns lieb gehabt, so wahr er im Glauben an unsre Liebe dahingegangen ist, so wahr liebe ich dich, und willst du mich zu eigen haben, so nimm mich hin.“

Da ging ein Schauer durch Klaus' starke Glieder, und ehe er es verhindern konnte, traten verdunkelt wieder bunte Tränen in seine Augen. Ihm war wie dem Schiffer zu Mut, der auf jedem Schiff durch die Sturmnacht dahinstrast, und rings um ihn lauert das Verderben, da blinkt aus Nacht und Graus ein schimmernd Licht, die Rettung. Licht aus der Heimat, das den Schiffer leitet. Wortlos streckte er die Arme nach der Lichtgestalt vor ihm aus und zog sie an sein Herz, und dessen stürmischer Schlag ebnete ab, und hinein zog Friede, Glück und die Gewißheit künftigen Sonnenscheins.

Die alte Frau war Zeugin ihres Tuns gewesen. Mit einem seligen Lächeln um die wellen Wippen humpelte sie nun nach der Totenkammer zurück und kauerte am Kopfende des Bettes nieder. Tief neigte sie sich über das friedvoll stille Angesicht des lieben Schlafers.

„Wating,“ flüsterte sie ihm leise ins Ohr, „unser Klaus ist all in guter Hand, brauchst nicht bang sein um ihn, er hat zu seinem Glück gefunden und hält es fest, kennst ihn ja, Wating.“

Und noch tiefer neigte sie sich zum Ohr des Toten, und ganz leise, unter hoffnungsvollem Lächeln sagte sie: „Nun kann ich abkommen, Wating, das hat der liebe Gott all gut gemacht, wie könnte ich leben ohne dich! Eh' du die Augen recht aufgemacht hast, bin ich all oben bei dir. Warten lassen auf mich, nein, Wating, das tu' ich nicht.“

## Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie

(Siehe die Abbildung Seite 1087)

Hindernisse gibt es nicht! Nämlich für die deutsche Feldartillerie, und wer je Gelegenheit hatte, die wackeren Schwarzkräger scharf unmögliche Stellungen nehmen zu sehen, der befreit jenen stolzen Ausspruch aus dem Munde unsrer Artillerie. Wer hätte es am 6. August 1870 wohl für möglich gehalten, daß dort auf den roten Berg bei Spicheren, der für Infanteristen schon schwer zu ersteigen war, Artillerie im feindlichen Feuer hinaufkommen würde. Und sie kam hinauf, den Franzosen zum Staunen und Schrecken, den unsrigen zur Rettung.

Wenn nun auch derartige Leistungen fast nur im Ernstfall, unter gewaltigter Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, vorkommen und möglich sind, so halten es unsre Heeresleiter doch für notwendig, die Feldartillerie schon in Friedenszeiten an die Gewinnung recht schwieriger Positionen zu gewöhnen.

Besonders rege werden solche Kletterübungen bei den in Lotbringen stehenden Regimentern auf Anregung des kürzlich in den Ruhestand getretenen, weithin bekannten Generalobersten Grafen Häfeler betrieben. Bietet doch auch das von zahlreichen Schluchten und Wäldern durchzogene Land, ganz besonders um Weiz herum, sehr gute Gelegenheit zu derartigen Übungen. Welcher Mitkämpfer von 1870 erinnert sich hierbei wohl nicht, der am 18. August 1870 so heiß umrittenen Maner-Schlucht zwischen Geavelotte und St. Dubert?

In den Exerzierreglementen findet sich die Bezeichnung „Kletterübung“ freilich nicht vor; dort ist nur die Rede von einem Hin- und Hinabfahren. In der Hauptsache wird das Wie und Wo der Hindigkeit und Lastrast der Truppe überlassen. Die Geschütze einen einfachen Gang hinaus oder hinunter zu bringen, ist schließlich eine leichte Sache. Lustig geht's im Galopp hinan und in abgesetztem Tempo hinab. Ganz anders verhält es sich dagegen, wenn es sich um ausgebeutete, bewaldete oder steile Hänge handelt. Dann muß zu allen erdenklichen Hilfsmitteln gegriffen werden. Da wird häufig zunächst ein Teil der Geschütze unten gelassen, während die Bespannung den andern als Vorspann dient, so daß man statt sechs hierbei zwölf Pferde vor ein Geschütz gespannt sehen kann. Die Bedienungsmannschaften greifen kräftig in die Sprichen der Lasten und Prosen oder sie bemassnen sich mit schweren Steinen, die sie bei einer Audepause der Pferde schnell hinter die Räder werfen, um ein Zurückrollen der Geschütze zu vermeiden. Beim Hinabfahren werden feste Tauze, die stets für solche Zwecke mitgeführt werden, um Achse und Lasten gebunden und von den Kanonikern festgehalten, um ein zu schnelles Hinabrollen der Kanonen zu verhindern. Die Pferde gehen dann mit mächtig straffen Tauen langsam und vorsichtig geführt im Schritt hinab.

Beide Teile einer solchen lehrreichen Kletterübung im Gelände, das Abwärts- und das Aufwärtsfahren, werden uns auf der mit großer Lebendigkeit und Treue nach der Natur entworfenen Illustration Seite 1087 vor Augen geführt. Wir haben eine fahrende Batterie vor uns, von deren Geschützen sieben ein Teil den Abhang einer Geländebewelle hinunterfährt, während die andern die Senkung bereits überschritten haben und nun die jenseits ziemlich steil emporsteigende Anhöhe hinauf-fahren, um oben in Stellung gebracht zu werden. Im ersten Fall werden die bespannten und ausgeproyten Geschütze bedächtig die Wäschung hinuntergebracht, wobei die Fußmannschaften mittels der oben erwähnten Tauen und durch Wegwirken an den Rädern hemmen, so daß die Geschütze nicht ins Rollen kommen können. Auf der andern Seite wird um so nachdrücklicher aufwärts gestrebt; die Fahrer treiben ihre Gähle zum scharfen Anziehen an, und die Fußmannschaften legen sich gleichfalls nach Kräften ins Zeug, damit die Höhe möglichst glatt und rasch genommen wird. Alles ist in feld-märkischen Anzug; die Fußmannschaften wie die Vertriebenen in Helm und Wasserrock, erfahrener tragen die Hosen in den Stiefeln und den gewollten Mantel nebst Brotbeutel und Feldflasche. Das Ganze gibt ein echt kriegerisches Bild. Die deutsche Feldartillerie hat sich mit vollem Recht in den Auf-schneidigen Fahrten gebracht; man hat sie mit ihren Geschützen schon Hindernisse nehmen sehen, um die manche Reiterei lieber einen Bogen macht, und deshalb ist sie auch zu dem stolzen Ausruf berechtigt: „Hindernisse gibt es nicht!“



Orakeltempel bei Dara

### Streifzüge in Nord-Syrien

Von  
Paul Rohrbach

(Siehe auch die Abbildungen Seite 1093)

Im Winter 1900/1901 unternahm ich von Aleppo aus einen Ritt durch die Region der Ruinenstädte im nördlichen Syrien. Häufers unüber- treffliches Handbuch enthielt einige verlockende Hin- weise; Gröhlers noch und Phantastischeres erzählten mir einige Jesiden (Teufelsanbeter). Ich traf die Leute auf einem Spazierritt einige Stunden vor der Stadt, wo sie in einem antiken unterirdischen Gewölbe kampierten, wie es solche in zahlloser Menge auf dem Kalksteinhochlande zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer gibt. Es sind offen- bar Kellerräume einst darüber gebaut, jetzt längst verschwundener Gebäude; am ehesten noch großer Landwirtschaften, denn man findet in der Nähe oft alte Ölpresen und Kornbehälter in den Fels- boden gehauen. Mein Diener war ein Kaulastier, am Fuß des Ararat zu Hause; von dorther kennt er die merkwürdige Sekte der Jesiden und ihre Sprache sehr genau. So schloß er mit den finsternen Männern bald Bekanntschaft; sie luden uns zum Mahl in ihre Höhle und erzählten Wunderdinge von den großen Baumwerken im Gebirge gegen Westen und Süden, wo sie herkämen, um zu ihrem geistlichen Oberhaupt, dem Scheich Abi bei Mossul in Kurdistan, zu wallfahrten. Im Gebirge lebten noch mehrere ihrer Genossen, erzählten sie und

verehrten meinem Familius ein Stück von einer ihrer seltsamen Hosen, aus Weizenstengeln mit aller- hand unbekanntem Ingredienzien gemischt; die sollten wir jenen dort vorweisen, und sie würden uns gut aufnehmen.

Früh morgens am nächsten Tage ging es aus Aleppo westwärts hinaus. Die Metropole Nord- Syriens hat ihre alte Umwallung verloren; nur die uralte Zitadelle mit ihrem prächtigen Torbau und etlichen verrosteten Kanonen repräsentiert noch ein Stück Befestigung; freilich auch nur noch ein rein dekoratives. Aleppo ist zum großen Teil christ- lich und mit seinen beinahe überwiegend unver- hüllten Frauengestalten eine auffallende Ausnahme unter den syrischen Städten; übrigens steht die ganze Bevölkerung, Christen wie Mohammedaner und sogar die Juden, im Kufe eines sehr vor- urteilsfreien, dem Schönen wie den Schönen zu- gewandten Lebenswandels, und „Dalebi“ ist nicht gerade ein Kosenamen für einen jungen Mann vom Mittelmeer bis Wien und Bagdad.

Mein Capitä (türkischer Wondarm), den ich als Gekörte von der Re- gierung erbeten und er- halten hatte, war eine Seele von einem Men- schen, aber Weg und Steg im Lande kannte er so wenig wie möglich. So kam es, daß wir nach wenigen Stunden mitten in einem wüsten Trümmerfeld von spizen grauen Kalkklippen, Felslöchern und trocke- nen Wasserrißen steckten, das ausah, als ob seit Erschaffung der Welt kein Mensch dort hinein- gekommen sei. Wie er- staunte ich, als ich, an der Farbe kaum unter- scheidbar von der Um- gebung, eine große ver- lassene Ansiedlung, die Häuser erbaut aus enormen Blöcken des- selben grauen Kalksteins, der das Gebirge bildete, in einer flachen Sen- lung des merkwürdigen Terrains entdeckte. Die Wohngebäude waren meist bis auf Mannshöhe der Mauern oder etwas darüber zerstört, aber die Kirche war bis auf das Dach vollständig erhalten. Der Stil war der des 6. bis 7. byzantinischen Jahrhunderts; die Größenverhältnisse bescheiden, aber die Technik des Baues zwar einfach, doch von höchster Vollkommen- heit. Der quadratisch-dorsenartige Glodenturm stand isoliert daneben. Mit Mähe fanden wir

den Weg, überrascht, daß diese fast gar nicht ge- kannte Ruinenwelt sogar schon vor den Toren von Aleppo begann. Gegen Abend erreichten wir Kalat Seman, eine verfallene arabische Festung, vom 5. bis zum 7. Jahrhundert aber eins der be- rühmtesten Klöster des christlichen Orients, wo Simeon Stultes, der Säulenheilige, ein Menschen- alter auf der Spitze eines 15 Meter hohen Stein- Pfeilers predigend und büßend zugebracht hatte. Um die Säule des Heiligen wurde noch bei seinen Lebzeiten eine prachtvolle, in Kreuzform angelegte Basilika und ein weitläufiges Kloster mit besonderr Taufkirche (Baptisterium) erbaut. Im Baptisterium haust jetzt ein arabischer Viehzüchter; Fremde, die übrigens sehr selten hierher gelangen, finden bei ihm eine primitiv Unterkunft.

Der Morgen des nächsten Tages war der Be- sichtigung der kolossalen Kirchenruine und der späteren Festungsbauten der Araber gewidmet; dann ging es von dem Berge, auf dem das Kloster gebaut ist, nach Süden hinab zu den Mienen der alten Stadt Telanissus. Von hier ab beginnt die terra incognita,



Basilika von Kalbäs im nordsyrischen Kalkgebirge

wohin kaum mehr ein europäischer Fuß gelangt — zugleich aber erst die eigentliche Welt der Wert- würdigkeiten und Wunder. Ich bin fast zwei Wochen im Gebirge umhergeritten und geklettert, kreuz und quer, immer dorthin, wo es nach den Ausläuten, die ich erhielt, die interessantesten „Antikas“ zu sehen gab, bis ich schließlich beim alten Antiochien, heute Antakjé, wieder unter „Menschen“ gelangte. Mit Jesiden und Kaulastern (auch eine mystische Ge- heimsekte) habe ich Freundschaft geschlossen und von Tag zu Tag mehr über die ungeheure Menge von Ueberbleibseln aus dem Altertum gestaunt, die in diesem Stück von Syrien verborgen stecken.

Die Unzugänglichkeit des beispiellos zerklüfteten Gebirges trägt wohl die Hauptschuld daran, daß man in Europa und selbst in Aleppo und Damas- kus nur sehr unbestimmte Kunde von der Fülle von Denkmälern des 2. bis 7. nachchristlichen Jahr- hunderts hat, die in dem Dreieck zwischen Doms, Antiochien und Aleppo erhalten sind. Eine große Zahl römisch-heidnischer und byzantinisch-christlicher Grabbauten, vielerorts wahre Metropolen, Klöster und Kastelle, prächtige Basiliken, mehrere Tempel- anlagen, vor allen Dingen aber weitläufige Ruinenstädte — ich habe allein etwa 15 solcher besucht — mit teilweise fast zum Bewohnen er- haltenen Baumwerken lobnen überreichlich die freilich nicht kleinen Strapazen selbst einer Winterreise durch diese einzigartige Gegend. Ich habe in einer kleinen Auswahl von Abbildungen versucht, eine Vorstellung von der Fülle und der Bedeutung dieser Monumente zu geben, aber noch mehr als ihre Zahl und Größe bewegt, ja erschüttert den Reisenden die Beobachtung, daß, so weit er reicht und sein Auge reicht, alles Land, auch die zerrissenen, von Klippen und Felsblöcken starrenden Bergthalen, mit langen Wällen, mächtigen flachen Kegeln und Pyra- miden von Stück für Stück zusammengetragen und aufgehäuften Steinen bedeckt ist, die vor Zeiten die Menschen gesammelt haben, um zwischen ihrer uralten Felsbäume, Felsen, Felsstöcke, ihre Gemäße und ihr Kern zu bauen. Wenn hier im Gebirge die Menschen so dicht geflossen, so viel Tausende von Kletterern in den Felsboden gehauen, all diese



Cor der Zitadelle von Aleppo



Der Stempel, Grab im Dadebet Sewal, etwa 1 Jahr n. Chr.

Byzantiner, Goldschulen und Kreuzfahrer war nur noch ein Schatten der Größe dieses Platzes unter den Seleuciden und namentlich unter dem römischen Kaiserthum. In der Drontes-niederung, die Antakje jetzt umgibt, werden bei Erarbeiten oft marmorne Schätze des Alterthums gefunden. Vieles davon wandert verschwiegene Wege, aber ein mächtiger marmorner Löwenfontänenbasen, den man bei einer Brunnengrabung auf dem alten Stadtgebiet kürzlich fand, ist auf dem Hofe des Regierungsgebäudes aufgestellt worden.

Soriens Blüte und namentlich die des nördlichen Landes- theiles beruhte auf dem starken Handelsverkehr längs der großen Euphrat- und Tigrisroute nach dem unteren Stromlande, nach Babylonien, Iran, den Ländern am Persischen Golf und Indien. Mit der Zerstörung des Handels durch die politischen Wirren in der Periode des Islams sank auch die Blüte der Durchgangslandschaft zwischen Euphrat und Mittelmeer und ihrer glänzenden Metropole. Die Erbauung der Bagdadbahn, die nahe nördlich von Aleppo vorbeizieht und einen Zweig dorthin entenden soll, wird aber mit Sicherheit hier die frühere Blüte wenigstens zum großen Teil wieder ausleben lassen.

voller Schrift, die ich erst nach langem Studium entzifferte, der silbvolle Titel „Ist Liebe?“

Manchmal schlug der Jüngling — er mochte dreiundzwanzig zählen — seine bläulichen Augen einen Moment gedankenvoll zur Couverture empor. Er dachte nach. — tief. — lange. Er lächelte jenes „wissende“ Lächeln, in dem all das war, was ihn trennte vom „Herbenmenschen“.

O, ich kannte ihn! — Seinen Namen freilich nicht. Aber was ist ein Name! Ich wußte es, daß er einer war „von jenen um“. Gleichgültig um wen — um irgend einen Herbenmenschen. Wie das Wort trivial klingt heute, — und doch, noch nicht lange ist's her, da war's eine Offenbarung.

Er senkte das Auge wieder auf das Blauschwarz mit den Orange- und Goldlinien. Mit einem ganz langsamen Nieder-schlagen der Lider, — das sah famos aus, dieses lang-same Nieder-schlagen. Und die Wimpern lagen schwer auf den zartgetönten Wangen.

Dann hob er die schlanke bleiche Hand und strich ebenso langsam über sein Haar, das mollig, schwer in einer strengen Linie von der Stirn zurückfiel. Und über seine schmalen blas-sen Lippen ging es wie der Hauch eines Sehers.

Der Zug brauste weiter über die öde Hochfläche. Tür-tige Roggenfelder, auf denen niedrige, magere Halme der Ernte entgegen-reisten, schlecht be-stellte Kartoffel-äcker, dazwischen Weidenflächen, über denen ein brauner Hauch lag von den Millionen Knospen des Weizenrautes. Armselige Dörfer mit Fachwerk-häusern, postelos, häßlich, dürftig. Manchmal ein einsames Gehöft in einer Bodenwelle eingebettet, wie verfunken.

„Ka-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta“ stampfte die Maschine gleichmäßig.

Ich duselte mählich ein. Mein Gegenüber schien mir immer dünner, immer linienförmiger zu werden, — die Hand immer länger, immer schlanker, der Hals immer höher, im-mer höher —

Da. — ich fuhr in die Höhe. Das Katatata hatte plötzlich aufgehört, es gab einen heftigen Stoß.



Katholade Christe aus Aleppo

### Ist Liebe?

Skizze

von

Louise Schulze-Brück

Schon eine ganze Weile beobachtete ich meinen Reisefährten. Er saß in der Ecke gegen-über, in einer stilvollen Haltung, lesend.

Entschieden war er einer von den „ganz Neuen“. Von dem mageren, gelblichen, scharf geschnittenen Gesicht hatte das Rasiermesser jedes Härchen sorg-fältig entfernt, — ein Wunder nur, daß nicht auch Augenbrauen und Wimpern abrasiert waren. Um den Hals schlang sich die unvermeidliche riesen-große Lasttrawatte, die nur ein allerschmalstes Streifen eines unendlich hohen Stehtragens sicht-bar werden ließ, — den im modernen Linienorna-ment modellierten Körper umschloß ein dunkelgrauer langschößiger Gehrock. Eine seiner schlanken und sehr gepflegten Hände stützte das Kinn, die andre hielt ein Buch, in dem er eifrig las.

Auch das Buch war stilvoll. Ein blaßgelber Einband mit orangegelben und goldenen Linien sparsam verziert. Und unten in der Ecke mit stil-

Kirchen und Prachtgebäude getürmt haben — wie reich muß dann noch zur byzantinischen Zeit das fruchtbare und ebene Ackerland in der Drontes-ebene, am See von Antiochien und ostwärts bis an den Euphrat gewesen sein! Alles ist hingefunken von dem Augenblick der arabischen Eroberung an. Aus der islamischen Periode, seit dem 6. Jahr-hundert, findet sich keine Spur mehr davon, daß jene Stätten noch weiter bewohnt gewesen sind. Die Blüte Soriens hing an seinem politischen und ökonomischen Zusammenhang mit dem übrigen Körper des oströmischen Reichs: als es von diesem abgerissen war, verklümmerte es rettungslos.

Den stärksten Beweis für den enormen Unter-schied von einst und jetzt in Nord-Syrien bildet das Schicksal der alten Hauptstadt Antiochien — der Stadt, wo, wie die Apostelgeschichte erzählt, die Jünger Jesu zuerst Christen genannt worden sind. Das heutige Städtchen Antakje — türkisch inmitten einer überwiegend arabischen und armenischen Landbevölkerung in der Stunde — mag 20.000 bis 30.000 Einwohner haben. Der Stamm inner-halb der Mauerreste aus der Kreuzfahrzeit, die es namentlich auf der Bergseite noch umschließen, ist zehnmal so groß als das jetzt noch mit Dächern bedeckte Areal, aber auch das Antiochien der



Expiratarkam in Hama Semän



Jennere der Daßilika in Hama Semän

Noch einen. Und noch einen. Dann fuhr der Zug langsamer, bremste, daß die Wagen schütterten, — stand mit einem plötzlichen Aud still.

Ein Durcheinander entstand. Köpfe an allen Fenstern. — Wufsen, Fragen, Schredenstöße aus Frauenkleidern. Die Schaffner liefen am Zug entlang. „Nichtig sitzen bleiben, ganz ruhig. Ein kleiner Defekt an der Maschine!“

Die Passagiere drängten doch heraus. Es war ihnen plötzlich unheimlich geworden in den Coupés. Der unbestimmte Schrecken, der den Menschen bei solchen Gelegenheiten erfasst, überfiel sie alle. Und so standen wir denn in respektvoller Entfernung um die Lokomotive, wo Maschinist und Feiger eifrig hantierten.

Jemand ein Bruch irgend eines Maschinenteils. Wir lagen fest, mindestens eine Stunde, bis eine Ersatzmaschine angekommen sein würde. Die Passagiere schimpften, rotelten über die Eisenbahnverwaltung, jammerten über verschlehten Zuganschluß, ärgerten sich über das langweilige Warten. Sie waren plötzlich alle miteinander bekannt geworden. Was tun? Im heißen Coupé sitzen mit dem Ausblick auf die obde Hochfläche?

Mein Reiseführer, der ganz menschlich herablassend geworden war, schlug mir einen Spaziergang vor. Aus einer Bodenfenstern, nicht weit entfernt, lugten ein Kirchsturm und ein paar Dächer. Ein Kirchhof also. Die Straße schien gut, der Himmel war blau, und hoch in der Luft trillerte die Heidelechte. Jedenfalls war alles besser als das Sitzen und Warten.

Mit Bedagen sog ich die herbe Luft ein. Ein Duft von reisendem Roggen mischte sich mit dem strengen Geruch der Grise. Zwitschernde Schwalben schossen blitzgeschwind um und herum, Grillen zirpten. Sonst eine himmlische Stille. Es war gar nicht so übel, durch diese Stille hinzugehen, den Duft zu atmen und über die leis rogenden Kornfelder zu schauen.

Er stellte sich mir vor. Hans Martin Soundso. Natürlich Hans Martin! Zwei Namen müssen sie ja alle haben, unsre jungen Reinen. Darunter geht's nicht. Ein Mensch mit einem Namen! Ein Herdentier! Uebrigens hieß ja auch ein gewisser Goethe schon Johann Wolfgang.

Ein Anknüpfungspunkt war bald gefunden. Mein Gott, wozu ist man denn ein gebildeter Mensch? Und Hans Martin war ganz erfüllt von dem Suche, daß er eben gelesen, — dem blau-orangegelben, — dem Buche „Ist Liebe?“

Liebe? „Was ist das, Liebe? Wer kennt sie, die Liebe? Was ist sie dem Herdenmenschen, denn stumpfsinnigen Massengeschöpf, diese Liebe?“

„Ein beschönigender Name für kurze Augenblicke des Mäuschens oder für ein lebenslanges stumpfes Nebeneinander, — oder für einen mattheuzigen, unbegreifenden Verzicht, oder...“

„Liebe? Ein Mäntelchen, das Natur ihrem Zweck umhängt, ein verschönernder Schleier über das Tierische, eine Jugendfeier — und auch das, selbst das nur für wenige. Die große Masse kennt ja kaum das! Nicht einmal das!“

Er hatte sich beinahe warm gesprochen. Seine bartlosen Lippen zuckten, die strenge Linie seines Gaumens schien noch strenger zu werden, seine bläulichen Augen zeigten eine Art müden Abscheus. „Da“ — er wies auf den Haufen von Fachwerkhäusern, die sich jetzt ziemlich nah um die häßliche Kirche zusammendrängten. „Da, — was wissen die da von Liebe! Die leben ihr Leben einen Tag wie alle Tage, sie kommen und zeugen Kinder und gehen und sind vorüber. Und dann werden sie eingegraben, da —“

Wer uns war der Kirchhof des Dorfes. Eine verwilderte Fiquiterhecke faßte ihn ein, aus der einzelne schwarze Nuten hoch aufschossen. Man sah hinüber auf die Reihen gleichförmiger Holzkreuze, auf die schlecht gebaltene Gräber. Kein Trauerzeichen, keine dunkeln Tannen oder Dängeschen, — nur die Gräber in langen Reihen nebeneinander. Ich stieß das plumpe Holzgatter auf, und wir traten ein und schritten durch die Grabereihen. Ein paar neue Gräber, die Schollen noch aufgetürmt zu unordentlichen Hügel, zeigten fargen Schmuck, münfarbene Papierblumen in grell gefärbten Mooskränzen, ausgefranste Bänder um die Kreuze geschlungen.

Sonst überall Verwilderung, trostlose Verwahrlosung.

Ein alter Mann hantierte neben dem letzten, frischesten Grabe. Er stand den dürftigen Käfen ab und warf ihn in Haufen übereinander. Als er uns sah, richtete er sich auf und schaute uns aus felsamen, heißen Augen an, die das in tausend Fältchen gekrümmte Gesicht merkwürdig belebten. Die kurze Weise schob sich aus einem Mundwinkel in den andern.

Eine Zigarre machte ihn gesprächig. Langsam, nachdrucksvoll kamen kurze Sätze aus seinem Munde. Die Totengräber sind ja alle Philosophen. Die Beschäftigung mit Grab und Tod und Kirchhof macht sie nachdenklich.

„Da, ha, ha! — Na, schön is der Kirchhof nich! Die Bauern ha'n keine Zeit nich! Der Boden is so arm und die Arbeit schwer. Un demu vergift man auch die, die da liegen. Un die ha'n's ja auch gut. Die ha'n keine Plag' mehr und keine Sorg'. Wenn sich manch einer von denen“ — er zeigte mit dem Grabsteint nach dem Dorfe — „auch so hinlegen könnt', das wär's beste für'n, — das tät sich manch einer wünschen! Nur daß er's nich kann, wenn er's möcht! Und die, die man hinklegt, die han's oft gar nicht gewollt! Na, na —“

„Na, na! Sehen Sie, das gibt allerlei Sorten von Menschen! Wenn ma so'n Weije hat, wie unferren, denn leert sich das! Fußzig Jahr die



Sarkophag in Antiochien (Sehen Sie die: „Gestirne in West-Graben“, Seite 1006)

Leute immer nur eingraben, un dabei stehen, wenn die Leichen eingearnet werden, da sieht man was und hört was! Ja, ja! Ich ha schon gesehen, daß sich die Weiber ha'n hintennachwerfen wollen in das Loch, wo ihr Mann drin war, und wenn sie heimgegangen sind, dann ha'n sie keine Zeit gehabt zum Wiederkommen, weil sie zu viel ha'n zu tun gehabt mit der zweiten Freiheit. Und ich han gesehen, wie sie hinterm Sackdud geschaut ha'n, ob auch eine große Leich' gewesen is, und ob der, den sie schon im Aug' gehabt ha'n, auch dasticht und sie anschaut. Und han gesehen, wie die Männer mit'm Sackdud an ihr'n Augen gewischt ha'n, damit's nach einer Trän' aussehen soll, und hätten doch lieber geluscht, weil man da ihr Hauskreuz eingräbt.

„Ja, — so Menschen gibt's und so.“ — Er machte eine Pause und starrte nachdenklich ins Blaue.

Hans Martin sah mich an, — mit einem triumphierenden Blick.

„Ist Liebe?“ sagte er stark betont.

„Ja, so 'ne und so 'ne,“ wiederholte der Alte. „Und denn, — ja und denn och noch die Weinerten.“

„Die was?“ „Na, die Weinerten. Die Bauern sagen ja, sie is verdreht — ja, 'n ganz verdrehtes altes Weib. Aber wenn die verdreht is, — na, die is besser hier oben“ — er tippte mit dem Finger auf die Stirn — „wie manch einer.“

Der Jüngling wandte sich um. „Gehen wir,“ sagte er gelangweilt.

„Na, das muß ich Ihnen weisen,“ eiferte der Alte. „Nicht, damit die Stadtherren meinen, unferren hätt' gar nichts übrig für die Gestorbenen! Na, so schön sehen Sie nichts auf dem vornehmsten Kirchhof!“

Er ging schlenkernd um ein verwildertes Gebüsch herum. Nicht an der Hecke lag Abfall in großen Mengen angehäuft. Verdorrte Kränze,

welches Unkraut, zusammengelesene Steine, Meiß. Ein unangenehm fauliger Geruch stieg auf, aber ein starker, süßer Rosen- und Rosenbambus mischte sich selbst dazwischen. Im äußersten Deckenwinkel war ein Grab. Kein, kein Grab, ein Blumenbeet, ein buntes, kippiges Beet. Große Rosenbüsche mit roten, gelben, weißen Rosen beschatteten es. Felsed und Blöck wucherten in satter Fülle. Am Kopfende, wo sonst das Kreuz steht, steckte in einem sorgfältig eingegrabenen Krug ein gelbunter Strauß: dickköpfige flammendrote Päonien, gelte große Dosttblumen, lilafarbene Glockenblumen und weiß gestreiftes Bandgras.

Der Alte wies stolz darauf hin. „O, is das nich schön? Da liegt nu einer schon fünfundsunddreißig Jahr! Un was für einer! Daß er da liegt, im Kransbüschel, da sieht man ja schon dran, was das für einer war. Kein Kreuz hat sie ihm setzen dürfen, die Weinerten! Un wie er nu endlich gestorben is, in Suf und Säunden, da ha'n die Leute gesagt, nu ging doch für seine Frau endlich mal 'ne bessere Zeit an! Und zu mir hat der Pastor gesagt, ich soll' man die Erde wieder gleich machen auf dem Grab und den Rasen wieder auflegen, damit die Spur von dem Sünder und Luns vertilgt wär' vom Erdboden. Aber da bin ich schlecht angekommen! Bis nach 'n Landrat is die Weinerten gelaufen und hat so lang gebittet und gefleht, bis sie ihr Recht gekriegt hat für zwanzig Jahr auf das Grab. Und jetzt sind's schon fünfundsunddreißig, und weil's keinen gelüftet, is das Eck eingescharrt zu werden, da bleibt's so.“

„Freilich, da is sie nur am Sonntag gekommen, weil sie hat die Woche über vom Morgen bis Abend in Arbeit gehen müssen. An Sonntagmorgen er sechs is sie schon draussen gewesen und hat gehakt und gejätet und gepflanz und gegessen. Und wenn's Sommer tags heiß gewesen is, da is sie um fünf Uhr morgens hergelaufen und hat Wasser getragen. Ja — hi, — er schreie verstimmt. „Ich hab' sie oft gesehen durch die Hecke kriechen. Und 'n schönes Weib war sie dazumal noch und mannig einer hätt' sie wohl genomme, weil sie eine gute Schul' durchgemacht hat bei dem da“ — er wies auf das blühende Grab — „aber na, partoul nich, sie hat von keinem was wissen wollen. Jetzt is sie 'n Knochenalt Weiblein, das nichts mehr arbeiten kann, und bosselt da herum, — grab hält eben kommt sie angehumpelt.“

Ueber den verengten gelben Rasen kam eine gebückte, verhäthelte alte Frau. Sie schleppte sich mit einer Gießkanne voll Wasser und einem Spaten. Ihr kleines Gesichtchen war wie ein ganz verkrümpfter rotwangiger Winterapfel. Sie warf einen unruhigen Blick auf uns, einem mißtrauischen auf den Alten.

„Daß mal grab den Herren gezeigt, wie schön du das Grab hältst, Ann-Marei,“ sagte der Alte. Sie nickte mit dem Kopf. „Fast auch nicht Böses hergeschwätzt?“ fragte sie kurz.

„I, mo werd' ich denn, Ann-Marei,“ log der Alte eifrig. „So nur, daß du seit fünfundsunddreißig Jahr —“

„Nicht kenn' ich,“ sagte die Alte scharf. „Werst schon dein Teil dazu getan haben, daß dem da seine Sünden immer wieder aufgewärmt werden. Anderleuts Untaten, die vergessen die Menschen nich so leicht, bloß die eignen.“

Ich brachte ein paar verlegene Worte vor. Daß es schön und löblich sei, wie sie das Grab jetzt noch pflegt. Sie unterdrück mich.

„Derr,“ sagte sie ruhig, „ich weiß nich, was der Schwäger da Ihnen erzählt hat. Und wahr is es, er war der Beste nich! Er konnte das Trinken nich lassen, und wenn er getrunken hatte, dann kannt' er sich nicht. Und im Trank is er gestorben, ohne Buß' und Sakrament. Und deswegen haben sie ihn da hingelegt, ohne Kreuz und Segen. Aber, Derr, er war doch nu mal mein Mann! Und vorher war er mein Schatz. Ich hab' ihn doch mal lieb gehabt, arg lieb, wie wir zwei jung waren. Wenn ich daran denk', das is mir, als wär' dazumal der Himmel immer blau gewesen und immer hätt' die Sonn' geschienen, und alle Tag wär' Sonntag gewesen. Dann kom freilich die schlimme Zeit. Aber is deswegen die gute nich gewesen? Kann einer das vergessen, was das Beste gewesen is im Leben? Ich nich! Und wenn ich daran denk', dann vergeiß' ich all das andre und weiß nur immer das! Is es nich mit

allem so? Wer alt ist, der erinnert sich an seine jungen Tage und preist sie, und wer krank ist, seine gesunden. Was weiß ich noch vom Schlimmen, was er mir getan hat? Mir mehr! Aber vom Lieben und Guten, das weiß ich noch! Und wenn's rich so eingerichtet war von unserm Herrgott, da wolt' man ja gar nich mehr leben. Da wär' man ja nich viel besser wie's liebe Vieh! Da hätt' ich mich ja schon vor dreißig Jahr hinlegen können und sterben! Wozu wär' man dann nachher noch auf der Welt? Na, na, un die Welt is doch so schön! Wenn man weiß, daß es mal so schön gewesen is, da kann's einem gar nich mehr schlecht gefallen auf der Welt! Auf 'ner Welt, wo's so was gegeben hat!"

Sie nahm eine große, rostige Schere aus der Tasche und schnitt zwei lössliche blutrote Knospen ab.

"Nichts für ungut, ihr Herren! Alte Leute schwächen gern! Lud seine, kluge Stadtherren, die haben vielleicht ganz andre Gedanken im Kopf wie ich alte, dumme Weib. Aber die Rosen schen' ich Ihnen, so schön gib't doch in der Stadt keine!"

Sie sah den Jüngling eine Weile aufmerksam an. Dann lächelte sie ordentlich schelmisch:

"Ich wolt' sagen, Sie sollten die Ros' Ihrem Schatz schenken. Aber ich seh's Ihnen an, Sie haben keinen!" Sie gab ihm einen kleinen aufmunternden Puff. "Lassen Sie sich raten, junger Herr, von 'ner alten Frau, schaffen Sie sich 'n Schatz an, damit Sie rote Baden kriegen und helle Augen und damit die Welt so schön is für Sie und die Sonne alle Tag scheint."

Wir saßen wieder im Coupé. Der Zug rollte langsam vorbei an dem stillen Kirchhof. Wir sahen noch einmal das bunte, blühende Grab. Die alte Frau saß friedlich daneben, die Hände im Schoß gefaltet.

"Atata—ta—tatata—ta" — schneller ging's, immer schneller. Jetzt war noch ein bunter Punkt zu sehen, — jetzt nichts mehr. Aber unser Coupé war voll süßen Rosenrauchs, und die Hand des Jünglings, die vorhin das Buch gehalten, spielte jetzt leise mit der feurigroten Knospe. Sein Haar hatte die strenge Linie verloren, und um seine blassen Lippen ging ein ganz, ganz leises Lächeln. Und es schien mir, als ob auch ihm vielleicht der Tag kommen würde, da er die Welt schön finden würde und die Sonne golden und den Himmel blau. Und daß er diesen Tag vielleicht dem alten Weiblein zu danken habe, daß da irgendwo war, weit, weit zurück.

### Ludwig Richter

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 28. September 1903

Wem riefte der Name Ludwig Richter nicht die schönsten Erinnerungen nach, Erinnerungen an die sonnige Jugendzeit, an die Zeit der ersten Märchenbücher und an die Zeit des ersten Erwachens der jugendlichen Psyche zum eignen Sinnen und Träumen? Richter war einer derjenigen deutschen Künstler, die aus der Tiefe des Gemüths heraus schafften und sich daher mit ihren Werken mehr an das Gemüth als an die Phantasie wandten. Er unterschied sich dadurch namentlich von Moriz von Schwindl, mit dem er sonst viel Gemeinames hatte, und mit dem er namentlich den Zug teilte, daß er dem Kreise der deutschen Romantiker angehörte, aber der von diesem Kreise vertretenen Richtung nur so weit folgte, als sie mit Weidung alles Krankhaften und Ueberspannten dem Gesunden und Lebenskräftigen zustrebte. Die Welt, in der Richter sein natürliches Verständnis fand und finden mußte, war die des Kindes- und Volksgemüths. Er war einer der vollstimmlichsten, zugleich aber auch einer der nationalsten Künstler, die unser Vaterland hervorgebracht hat, und leider spiegelt sich in seinen Lebensgeschickalen vieles von dem, was derartigen Künstlern beschieden zu sein pflegt. Kann von seinen Erdentagen auch nicht ganz das gelten, was die Grabchrift von dem ihm fast gleichaltrigen und geistesverwandten, lebenswürdigen deutschen Tonmeister Albert Vorhing meldet, daß sein Leben "Kampf mit Not und Reid" gewesen sei, so trifft doch vieles davon zu; die Sonne des Glücks leuchtete ihm nur so weit, als er in der Bescheidenheit und der frommen Einfaht seines ruhigen, zufriedenen Gemüths einen beständigen Sonnenschein in sich trug: hätte ein Nachspruch Kaiser Wilhelms I. es nicht anders gefügt, so würde nach einem in unermüdlicher Arbeit verbrachten Leben das Ende seiner Tage nicht vor Nahrungsorgen geschätzt werden sein.

Ludwig, oder wie er mit seinem vollen Vornamen hieß, Ludwig Adrian Richter, war am 28. September 1803 in Dresden als Sohn des als

Professor an der dortigen Akademie wirkenden Zeichners und Kupferstechers Karl August Richter geboren. Als etwas Selbstverständliches schien der väterliche Beruf auch ihm vorbestimmt zu sein, und schon früh übte er sich in einer Kunstfertigkeit, die vielfach noch in den Banden einer veralteten Tradition und, was schlimmer, des Handwerksmäßigen lag. Er half seinem Vater bei der gewerksmäßig betriebenen Herstellung von Kalender-radiierungen und ähnlichen Arbeiten, durch die der ältere Richter sich das zu erwerben gewöhnt war, was ihm die lärglich zubemessene Befoldung nur zum Teil gewährte. Das Beengende und Unzulängliche dieser Verhältnisse der "künstlerischen Hausindustrie" ist von Ludwig in seiner Selbstbiographie in rührender Weise und nicht ohne den Anklang des ihm eignen lebenswürdigen Humors geschildert worden. Der aufgeweckte Knabe strebte über die Beschränkung seiner ersten Umgebung hinaus und wäre am liebsten Maler geworden, und es schien, als solle sein Ideal verwirklicht werden. Zweimal wenigstens lächelte ihm das Glück; der durch seine ersten selbständigen Arbeiten auf



Ludwig Richter

ihn aufmerksam gemordene russische Fürst Narißkin nahm ihn als Zeichner auf einer siebenmonatlichen Reise durch Frankreich mit, und später gewährte ihm ein Gönner, der Verleger Christoph Arnold, die Mittel zu einem dreijährigen Aufenthalt in Italien (1824—1826). In Italien und namentlich in Rom, wo er sich der Gruppe der Kaparener anschloß, bildete Richter sich zu einem tüchtigen Landschaftler aus, und dennoch lag die künstlerische Bedenkenarbeit, die ihm beschieden war, auf einem andern Gebiete, auf dem des Zeichners und Restaurators, auf dem er nicht nur einer der Größten und Bedeutendsten, sondern ein wirklich Großer geworden ist.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt Richter eine Anstellung an der Zeichenschule zu Meissen, an der er zehn Jahre lang wirkte, um alsdann als Professor der Landschaftsmalerei an die Dresdener Akademie berufen zu werden, der er bis acht Jahre vor seinem am 19. Juni 1886 erfolgten Tode angehört hat. Während seines Meißener Aufenthaltes verjügte er sich, der Not und nicht dem eignen Triebe gehorchend, mit seinen Zeichnungen zum "Landsperdiger von Walsfeld" zum erstenmal als Buchillustrator, und in gleicher Eigenschaft wirkte er an den Warbaskischen "Deutschen Volksbüchern" mit. Diese Arbeiten, sowie die Vorzeichnungen für den deutschen Volkschnitt "Mufäus' Volksmärchen" begründeten seinen Ruf und bewiesen sehr bald, daß das Schicksal ihn auf die rechte Bahn gelenkt hatte. Vier anzuzählen, was Richter als Zeichner und Illustrator alles geleistet, ist kaum möglich. Es sei nur daran erinnert, daß er innerhalb eines Zeitraumes von etwa zwanzig Jahren die Vorzeichnungen zu mehr als 2000 Holzstöcken geliefert hat und daß ihm ein ganz wesentlicher Anteil an dem Verbeführen eines neuen Blätterzeitalters für den deutschen Volkschnitt gebührt. Von seinen Hauptwerken seien angeführt die Sammlungen "Erbauliches und Beschauliches", "Das Vaterunser", "Der Sonntag", "Gib uns unser tägliches Brot", "Fürs Haus", "Neuer Strauß fürs Haus", "Goethe-Album", die Illustrationen zu der

"Spinnstube" und sonstigen Parnschen Schriften, zu Hieris' "Volksalender", Jeremia's Gotthelf's Schriften, Beckstein's Märchenbuch, Groth's "Luidborn" u. s. w. Als Meister des deutschen Volkschnitts, die hauptsächlich ihm ihre Bedeutung verdanken, seien Hugo Bückner und dessen Schüler August Gaber genannt.

Was der Geist des unermüdlichen Künstlers geschaffen, bewegt sich fast ganz und gar auf dem Gebiete unser einheimischen Volkslebens. Er stellt uns dieses Leben in seiner ganzen Enge und Beschränktheit dar, aber auch mit dem ganzen Zauber der Poesie, der darüber ausgebreitet liegt. Er führt uns in die Kinder- und Wohnstube des deutschen Bürgerhauses, an die Arbeitsstätte des Handwerkers, er zeigt uns das kindische Spiel, wie wir alle es einst getrieben, er zeigt uns den Ernst des Lebens und führt uns den Kampf vor, wie wir alle ihn gekämpft haben oder wie wir ihn noch kämpfen, aber er bannet auf sein Blatt auch den Sonnenschein, wie er sich verklärend auf das Alltagsleben mit seinen Mähen und Sorgen legt, er führt uns hinaus aus der engen Behausung, nicht nur in die trauliche, rebenumspannende Vorlaube und das sonnige Gärthen, sondern auch weit in Fluß und Feld, in den Wald und auf die Höhe mit dem Ausblick auf das in dufftiger Ferne sich verlierende Landschaftsbild. Neben dem Leide des Alltagslebens läßt er dessen Freude erscheinen, das Stückchen Poesie, das jedem bescheiden ist, der sich mit der Ursprünglichkeit die Reinheit des Empfindens zu wahren weiß. Was uns eng und beengend erscheint, was für den Künstler die Grundlage schlichter Natürlichkeit, aus der im Leben wir in der Kunst alles Große und Herrliche erwachsen muß.

Leo Tolstoj hat einmal von einem berühmten russischen Maler erzählt, der ein von einem seiner Schüler gemaltes Bild korrigiert habe. Er habe nur hie und da den Pinsel leicht angefaßt, und trotzdem sei die Folge die gewesen, daß der Schüler ausgerufen habe: "Sie haben nur zwei bis drei Striche gemacht, und dennoch finde ich mein Bild vollständig verändert!" Worauf der Maler entgegnet habe: "Die Kunst sängt da erst an, wo kaum wahrnehmbare Striche große Wirkungen hervorbringen." Ludwig Richter gehörte in hervorragender Weise zu den Meistern, die mit wenigen Strichen den Charakter und den Wert eines Kunstwerks zu bestimmen wissen. Freilich war es ihm wie nicht leicht einem andern gegeben, sich mit der ganzen Frische eines ursprünglichen Gemüths in die ihn umgebende Natur zu versenken und sich von ihr so durchdringen zu lassen, daß er fähig wurde, mit wenigen Andeutungen und ihr ganzes Bild vor die Seele treten zu lassen. Die wenigen Andeutungen enthalten bei ihm die Grundzüge ihres Wesens, d. h. das, wodurch sie vor allem auf uns einwirken. Als er in den fünfziger Jahren einmal in dem anmutigen Woschowitz zur Sommerfrische eingekohrt war, schrieb er in sein Tagebuch: "O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Bläthen auf dem Berge die ganze Gegend. So himmlisch schön, so sinnlich schön. Der blaue tiefe Himmel, die weite grüne Welt, die helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt." Was kein Verstand der Verdägen steht, das hatte sich hier in dem besten Sinne kindlichen Gemüths enthält, die unidäliche Einheit des sinnlich Schönen mit dem himmlisch Schönen.

Um das Charakterbild des Künstlers zu einem vollständigen zu machen, braucht nur noch angeführt zu werden, was der bescheidene Meister in den letzten Lebensjahren einmal von sich selbst sagte: "Kann meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnas, so blühte sie doch auf demselben Weide, an den Wegen und Dängen, an den Federn und Wiesen, und die Wandrer freuen sich darüber, wenn sie am Wege ausrubten, die Kinderlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquidte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet vom Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und wie ist auf vorher nicht gekannt und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt haben: Soll deo gloria." Ludwig Richter

### S p r u d j

Waub mir, aber wird sich lobnen.  
Diesel auf jene du den Stein.  
Die in deinem Dornen wohnen.  
Die auch zu Schmerz und Wein!  
Tenn von jenen Steinen eben  
Manche wohl sein Ziel verpaid.  
Aber alle müssen fallen  
Dir ins Herz mit schwerer Last.

Reg. A. Fröhler



Blick auf Villa de Orotaua mit dem Meer

### Ein Blumenfest auf den Kanarischen Inseln

von Dr. Oscar Burchard

Die wegen ihres herrlichen und gesunden Klimas neuerdings auch von Deutschen, namentlich im Winter, häufiger besuchten Kanarischen Inseln besitzen eine höchst eigentümliche und wechselreiche, in mancher Beziehung entzückend schöne Natur, die durch das Zusammenwirken von Ozean, Gebirge und Sonnenschein in eine gewaltige Symphonie ausläut. Die größte aller sieben Inseln, Teneriffa, die durch den 3716 Meter hohen Pico de Teide bei der Annäherung einen überaus majestätischen Anblick gewährt, bildet für die meisten den Hauptanziehungspunkt des Archipels und hat (nach Bromm) über 136 000 Einwohner, die in 6 Städten und 152 Dörfern und kleineren Orten leben. Die Hauptstadt und der Hafen von Teneriffa, Santa Cruz, liegt auf der Südseite an der Ostspitze der Insel und gilt als der wärmste Ort der Inselgruppe. Im Winter lebt es sich dort recht angenehm. Die Temperatur sinkt dazu selten unter 17° C., erreicht dagegen im Laufe des Tages meist 20—22° C. Im Sommer, aber erst mit Ende Juni, wird es manchmal recht heiß, namentlich wenn die Seebriise in den Mittagsstunden aussetzt und die Sonne von dem andauernd heiteren Himmel ihre versengenden Strahlen herabsendet. Die Vege-

ation wird hier durch Wassermangel in ihrer Entfaltung sehr erheblich gehemmt. Wäre Wasser im Überflusse vorhanden, so würde die warme Südküste Teneriffas die verschiedensten tropischen Kulturen, wie Zuckerrohr, Bananen, Kaffee u. s. w. mit Erfolg gestatten. So haben sich bei Santa Cruz die Bananen, die besonders gut auf den Kanaren gedeihen, weniger oder gar nicht angebaut, dagegen bergen wohlbewässerte Gärten immerhin eine Menge tropischer und subtropischer Gewächse, die man beim Betreten der Stadt erst allmählich aufnimmt, während die nähere und weitere Umgebung auf den

ersten Blick ziemlich kahl erscheint, dem aufmerksamen Beobachter aber eine recht interessante Flora ausgeprägter Steppen- und Wüstenpflanzen darbietet. Ganz anders ist das Vegetationsbild, wenn wir die Insel auf der Poststraße oder „Carretero“ über La Laguna überschreiten und uns in die feuchteren „bandas del norte“ begeben. Die Nordseite von Teneriffa genießt unmittelbar den Einfluß der frischen Brise, die als Nordost-Passat über die Inseln streicht, eine ausgiebige Wolkenbildung in den höheren Gebirgslagen zur Folge hat und dem Gelände eine erheblich größere Regenmenge zuführt als der trockenere, sonnigere Südküste. Infolgedessen finden sich mehr Dassen in den oberen, bewaldeten Berggegenden, die in den großen Engklüften oder „barrancos“ abgefangen und durch zahlreiche Vertiefungen und Sammelbassins den Gefilden weiter unten zugeführt werden. Wir gelangen hier durch eine üppig bewasene Landschaft, die mit Ausnahme gelegentlich einschneidender tiefer Schluchten Kartoffeln, Mais, Getreide und zahlreiche Obstbäume trägt, während in den Gärten und am Wege der Blumenflor einen entzückenden Anblick gewährt. Nach mehreren Stunden Fahrt, auf der wir die Ortschaften Tacoronta, Sanjal, Malanja, Victoria und Santa Ursula berühren, und die Straße immer einige hundert Meter über dem Meere, am Abhange der über 2000 Meter hohen Górbilla hinabführt, macht die letztere eine scharfe Wendung nach links und senkt sich allmählich in die Sohle einer über 10 Kilometer breiten Impfante, überaus fruchtbaren Talmulde, die von dem mächtigen Teidegipfel überragt wird, in das Tal von Orotaua, auch Valle de Taoro genannt. Wir stehen an dem Punkte, wo der große Alexander von Humboldt sich während seiner Expedition und die Aussicht auf diese wunderbare Landschaft als die schönste der Welt pries. Hier erreicht die Kultur von Teneriffa ihren Höhepunkt. Weite Flächen nehmen die Bananen ein, die aus Ostasien eingeführte Musa sinensis, aus der die glücklichen Besitzer dieser Länder erhebliche Vorteile ziehen. Zahlreiche kleinere und größere Ortschaften blühen uns mit ihren weißen Häuschen entgegen, und in nächster Entfernung vor uns, etwa 300—400 Meter über dem Meere, entdecken wir die Felle der Kanarischen Städte, die Villa de Orotaua, während weiter hin, unten am Gestade, der villenartige Puerto von den weißen Bogentürmen umrandet wird, die sich an säulenartigen, bizarr geformten Lavafelsen erheben.

In der schönen „Villa“ konzentriert sich das wirtschaftliche Leben des Tales. Von ihr führen zahlreiche Bergstraßen nach allen Richtungen auf- und abwärts, die dem Verkehr der Landbevölkerung dienen. Hier begegnen uns Frauen, die Waren aller Art stets auf dem Kopfe zu tragen pflegen, während die Männer ihre Lasten meist auf Eseln oder Maulthieren befördern. Wagen und Karren bewegen sich aber hauptsächlich nur auf der gut angelegten Poststraße, die hier außer mit schattenspendenden Palmen, Eucalypten und Pfefferbäumen streckenweise mit schönen Blütensträußern eingefaßt ist. Neben verschiedenfarbigen Oleandern recht uns Farhisa vorymbilora ihre prächtigen Blütenrispen entgegen, Habrothamnus antarcticus kontrastiert mit hellem Orange gelb wirkungsvoll von den reifen violetten Blütenständen der Wigandien,

und auf den Mauern leuchtet das lebhaftes Hellblau des Plumbago capensis neben den purpuranen Blütencheiden der Bougainvillien. Der Blüten schmuck der einheimischen Pflanzenwelt ist nur zum kleinsten Teile ansehnlich. Die Kanarenpflanzen sind hauptsächlich als Gesamtgebilde schön, so namentlich die herrlichen Phönix-Palmen, die die Gärten und „fincas“ (Pensions) so stolz überragen. Die Farbenpracht der Gärten verbannt die Kanaren hauptsächlich den zahlreichen, aus allen Weltteilen eingeführten Gewächsen, die hier und in dem gleichmäßig milden Klima in überraschender Weise gedeihen. In den Gärten vermissen wir niemals auch die Rosen, die in zahllosen, meist gefüllten Varietäten teils als Büsche, teils als Schlingsträucher einen ungemün wechselvollen duftigen Blütenflor liefern. Bemerkenswert ist der andauernde Flor aller Blumen hier. Während man beispielsweise das duftende Veilchen vom Winter bis in den Juli hinein pflanzen kann, gibt es im Frühling, im April, außer allen Sommerblumen auch schon Stadiolen, Asters, Dahlien und Chrysanthemem, und alles blüht zusammen fort.

Zur Zeit der Schnittrise des Getreides im Gebirge, am 18. Juni, wird in der Villa Orotaua ein eigenartiges Fest gefeiert, fiesta de flores genannt. Eine Woche lang dauern die Vorbereitungen dazu, die teils in dem Gerichte hoher, ährenumflochtener, mit Fahnen und Wimpeln geschmückter Bogengänge, die nachts in dem Dichte zahlloser elektrischer Glühlampen erstrahlen, teils in der Perforation ungeheurer Mengen frischer Blumen aller Art bestehen, wozu letztere in besonderer Weise anmutig zur Verwendung kommen.

In früheren Zeiten mag der Blumen schmuck einfacher gehalten worden sein. Seit 15—20 Jahren aber besteht die Sitte, in den Straßenlagen der Stadt auf der Erde Teppiche aus Blütenblättern nach kunstreichen Mustern zu bilden. Eine in Orotaua ansässige, vor Jahrhunderten aus Holland eingewanderte Familie Gröneberg, die ihren Namen hier in Montevideo o Capisilo umgetauft, hatte in Rom gesehen, wie der Papst vor der Peterskirche den Segen vor einem aus Blumen gelegten Teppich über die Menge sprach, und dann begannen, diese Sitte in Orotaua einzuführen. Anfangs ging sie allein hierin vor, indem sie vor ihrem prächtigen Hause solche Teppiche arrangierte, später jedoch schlossen sich andre Familien der Sitte an, und es folgten dann alle Hausbesitzer der benachbarten Straßen, so daß jetzt ein geschlossener Blütenteppich in den betreffenden Straßen das Auge entzückt.

Jeder Wagen- oder Tierverkehr darin wird für die Dauer des Festtages natürlich gesperrt, und schon in der Morgenröthe entsteht zwischen den Trottoirs und dem Pflaster ein ansehnliches Bild nach dem andern, deren Fortschreiten von allen auf den Bürgersteigen in Feststimmung sich ergebenden Personen eifrig kritisiert wird. Ti: Nähe und Sorgfalt, mit der die Arbeit, namentlich von den Damen, geleitet wird, bietet denn auch



Capilla malörtlicher Blumen in Orotaua



Capilla malörtlicher Blumen in Orotaua



ein recht anziehendes Schauspiel. In den Patios (Hofräumen) der Häuser und vor den Türen stehen zehn, zwanzig oder mehr große und kleine Körbe und Teeteller, gefüllt voll von Blütenblättern je einer Sorte. Vornef werden die Straßen ziemlich dick mit feingehacktem Weidenkraut bedeckt, das weiter oben im Gebirge in breiter Vegetationszone als Weidenkraut (brezal) massenhaft bis zu 6 Metern Höhe wächst — ein herrlicher Baum zur Blütezeit. Die frischgrünenden Seitentriebe der Weiden werden in Menge zur Stadt gebracht und zu diesem Zwecke mittels einer Säselmaschine geschnitten, um dann sadweise an Ort und Stelle ausgeschüttet zu werden. Auf diesem dunkeln und etwas feuchten Untergrunde, der bei warmem Wetter späterhin vielfach begossen wird, beginnt die Ausbreitung des Blütenmaterials. Die gewöhnliche Manier zur Herstellung einer sich wiederholenden Arabeske ist die Anwendung einer kunstreich vorbereiteten Schablone aus Holz oder Pappe, in deren Fritschenträume bestimmte Farben eingestruht werden, worauf das Ganze allmählich verschoben wird. Mähevoller herzustellen ist ein breiter vierseitiger oder runder Teppich, für den erst Zeichnungen durch streichweises Aufstreuen von Mehl gemacht werden. Als eine in größerem Maßstabe gebrauchte heile, jedoch nicht weiße Grundfarbe dient dann ein gelbliches Pulver, das bei näherem Hinsehen aus nichts als Staubheuteilen des Weids besteht, der zurzeit gerade blüht und dies Material in Menge abgibt, das sadweise abgellopft wird. Die dann ausgeführten bunten Zeichnungen und Figuren schillern in den zartesten und wechselbarsten Farben und zeugen von großer koloristischer Begabung. Die verschiedenen roten und rosa Töne werden zumeist aus Blütenblättern von Geraniumarten, Begonien oder auch von Rosen genommen. Orange liefern die Tropaeolen, Gelb die Zungenblüten zahlreicher großer und kleiner Kompositen. Als Blau figuriert häufig der hellblaue Blütenstern des Plumbago, auch das wild vorkommende Delphinium staphysagria, und als Weiß eine Reihe sehr verschiedener Biersträucher. Durch geeignete Verwendung eines schwarzen Pulvers aus verholtem Weidenkraut gelingt es oft, frapierende Schattierungen in einer Farbe zu erzielen. Die größte Kunst aber wenden einige Damen der ersten Häuser auf, die, vom frühen Morgen an auf der Straße liegend und bedient von den eifrigen Händen ihrer Kinder, nach gemalten Stützen große Bildnisse frommen Inhalts anfertigen, mit denen sie unter Einhaltung nur kurzer Pausen erst am Nachmittag um vier Uhr, wenn die Hauptfeier eröffnet wird, fertig sind.

Durch die so geschmückten Straßen wird dann ein feierlicher Umzug der Kirche abgehalten zu Ehren des Schutzpatrons der Stadt, San Isidro, des Förderers der Landwirtschaft, dem die Volksmenge in langem Zuge über die Teppiche das Geleit gibt. Binnen kurzem ist dann die ganze Blütenherrlichkeit in einen Festsaal verwandelt.

Das Blumenfest ist das größte Fest des Jahres, das die Villa de Rotava feiert. Das diesem Alte noch drei weitere Feiertage folgen, an denen gleichfalls schmuckvolle Umzüge, Musik auf der Plaza und allerbhand Lustbarkeiten stattfinden, kann bei der Neigung der Südländer zu Festlichkeiten nicht wundernehmen. Die Stadt feiert mit Enthusiasmus das erneute Aufblühen ihrer wirtschaftlichen Ziele, die nach dem Niedergange der auf den Kanaren einstmalig so eifrig betriebenen Sechensilberkultur lange Zeit brach gelegen, in der Wiederaufnahme der allbewährten Fruchtproduktion aber in erfreulichem Aufschwunge begriffen sind.

### Wulafschin Wajdas sonderbares Schicksal

Von  
Roda Roda

Unser aller Freund Wulafschin Wajda — Gott hab' ihn selig, aber er lebt noch — war von Kind an ein Mensch voller Tollheiten und Widersprüche. Keugne es einer, wenn er die Stirn hat!

Zum Beispiel — als er volljährig geworden und man glaubte, nun würde er doch endlich seine Schulden bezahlen, rief er, so dummi sei er nicht, und nahm Abschied von uns, um ins Wasser zu gehen.

„Gut,“ antwortete man ihm, „wenn du dich ertränken willst, ist das eine Angelegenheit, die an deine Haut geht und an keine andre sonst; aber dann sollst du doch vorher zahlen.“

„O nein,“ meinte er, „da bliebe mir zu wenig zum Weiterleben.“

Also schüttelten wir ihm die Hände, und er ging ins Wasser. Seinen Leichnam hat man nie gefunden — natürlich, denn er lebt ja noch.

Inzwischen suchte einer von uns Herr Wulafschin auf, der Pferdehändler und sonst noch allerlei in der Unterstadt ist, und fragte ihn: „Haben Sie Wulafschin Wajda gefaßt, Herr Nachbar?“

„Aber natürlich! Natürlich habe ich ihn gefaßt! Denken Sie nur, der Kerl ist mir durchgegangen.“

„Wie das, Herr Wulafschin?“

„Es, ganz einfach! Er war mir zweitausenddreihundertvierzig Dinar (Franken) schuldig, ungerechnet die Zinsen vom letzten Verfalltag an, und statt mir das saure verdiente Geld zurückzugeben, packt er sich zusammen und — und ist eben nicht da.“

„Om! Und wo glauben Sie, treibt er sich herum?“

„Weiß ich? Die einen sagen das und die andern jenes — die dritten gar, er sei dort oben über den Sternen.“

„Ja, ja,“ seufzte unser Freund, „dort ist er auch, Herr Wulafschin. Hören Sie nur, wie schrecklich: gestern hat man den Armen bei Wischniha aus der Donau gezogen, ganz mausetot und kaum mehr zu erkennen vor Verwesung.“

„Was Sie nicht sagen!“ rief Wulafschin erschrocken. „Also wirklich? Wer wird mir nun die zweitausenddreihundertvierzig Dinar bezahlen?“

„Der Herr im Himmel, der uns lobt und straft, Herr Wulafschin. Aber ich fürchte, er wird Ihnen große Abzüge an den Zinsen machen.“

„Warum — weswegen?“

„Tun Sie nur nicht so unschuldig! Sie haben den armen Wulafschin ordentlich geschunden. — Wenn ich darüber nachsinne, was ich am ehesten zu dem verzweifeltsten Schritt veranlaßt haben mag... meiner Treu, Sie haben einiges an ihm gutzumachen, Herr Wulafschin. Heute um vier Uhr ist Paraschos für Wulafschins Seelenheil in der Kathedrale — da werden Sie doch nicht fehlen wollen?“

„Gewiß nicht — gewiß nicht,“ versicherte Wulafschin, im Inneren bewegt, und kam pünktlich um vier Uhr in die Kathedrale. Dort wurde zwar ein Paraschos gelesen — einer nach der ersten Klasse sogar, mit großer Assistenz und Chor — bloß nicht für Wulafschin, sondern für einen gewissen Achatus Pofawak, der in Saloniki gestorben war.

Herrn Wulafschin locht der kleine Widerspruch nicht weiter an — wie hätte er ihn auch merken sollen? Und daß eigentlich er den armen Wulafschin in den Tod getrieben, war ein Gedanke, der ihn gar nicht mehr leuchtete.

„Wie ist denn das Unglück eigentlich geschehen?“ fragte er einen Mann, der zufällig neben ihm stand. „Weiß man denn nichts Näheres?“

„Mein Gott — bei alten Leuten...“ erwiderte der Fremde achselzuckend, denn er meinte Achatus Pofawak aus Saloniki.

„A? Erlauben Sie! Der Arme war doch nicht alt?“

„Herr Paic,“ sagte der Fremde, „alt und auch nicht — wie man's nimmt! Wenn man hienieden seine Rechnung abgeschlossen hat, ruft einen Gott hinüber.“

Wulafschin fühlte sich durch die Erwähnung der abgeschlossenen Rechnung getroffen, schmeig beschämt und hörte um so gerührter dem feierlichen Gesange zu. „Gospodin pomiluj,“ „Gnad' ihm Gott“, seufzte auch er in tiefer Jubelstunde.

Um fünf Uhr war die Sache zu Ende, Wulafschin ging nach Hause und getraute sich seitdem vor lauter Gewissensbissen nicht einmal mehr vor die Tür. Als man ihn nun so lange nicht sah, munkelte man, er sei krank, und als kein Untel, der alte Wulafschin aus Schabag, starb, verwechselte man die beiden und sagte den Pferdehändler Wulafschin tot.

Inzwischen hatte Wulafschin Wajda, der strebsame junge Mann, in Budapest die verschiedenartigsten Geschäfte begonnen. Er hatte eine Agentur der englischen Bibelgesellschaft eröffnet, verkaufte zwei Gattungen von Strickmaschinen auf Waton und betrieb nebenbei eine Kollekte der Massenlotterie. Einmal ließ sich ein serbischer Landsmann, seines Zeichens Klavierstimmer, von Wulafschin eine Krone aus und ließ seine Instrumente als Pfand zurück — da wurde Wulafschin auch Klavierstimmer, was für einen vollkommen unzufriedenen Menschen, wie ihn, gewiß ein Zeichen von großem Erwerbseifer ist. Dennoch — er brachte es auf keinen grünen Zweig.

Da war es ihm eine wahre Erlösung, als er hörte, sein ärgster Gläubiger, Wulafschin, sei verschieden. Er jögerte keinen Augenblick, bezahlte die Klassenlose mit Strickmaschinen, gab der Bibelgesellschaft die Instrumente, dem Landsmann ein paar Bibeln und fuhr nach dieser für seine Ver-

hältnisse sehr ordentlichen Austragung der schweren den Angelegenheiten schnurstracks nach Hause.

Einer der ersten Menschen, denen er auf dem Kai begegnete, war — Wulafschin!

Herr Wulafschin hatte nämlich einige Wochen hindurch Einsicht in sich gehalten und gefunden, daß er eigentlich an Wulafschins Selbstmorde nicht so viel Schuld trage, wie er sich anfangs beigemessen, und hatte beschlossen, im Trudel des Belgrader Hofens die peinliche Angelegenheit vergessen zu lassen. So ging er denn, immer noch mit Wulafschin Wajda und den zweitausenddreihundertvierzig Dinard im Kopfe, über den Ralimeghan hinunter zur Donau, und einer der ersten Menschen, denen er begegnete, war — Wulafschin!

Herr Wulafschin meinte zuerst, er sei wahnsinnig und sehe Phantasiegebilde. Er griff mit den Händen in die Luft, dann nach seinem Bart, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Sein zweiter Gedanke war: der Teufel! „Alle guten Geister, steht mir bei!“ stammelte er und schlug hastig ein Kreuz. Denn es ist doch wahrlich nichts Alltägliches, einem Menschen leibhaftig gegenüberzutreten, bei dessen Paraschos man vor mehreren Wochen gemessen ist!

Wulafschin Wajda fand zuerst die Sprache wieder: „Herr Wulafschin,“ rief er, „lassen Sie mir fünfzig Prozent nach, oder ich gehe wirklich ins Wasser, so wahr mir der heilige Georg helfe.“

„Ja, mein Schöndich, ja!“ Nur blieb auf dem Lande! „Dreimal möchte ich den Kummer beinewegen nicht durchmachen.“

Und dabei blieb es.

Wirklich, es blieb dabei. Herr Wulafschin hat die eine Hälfte seiner Forderung nachgelassen, und die andre Hälfte ist ihm Wulafschin Wajda noch heute schuldig.

### Billard im Garten eines Berliner Vorortrestaurant

(Zu dem Bilde Seite 1097)

Dem Berliner ist das Regelschieben nicht wie dem pedantischen Hamulus Wagner ein gar verbotener Klang, vielmehr bestehen zahlreiche Klubs und andre Gesellschaften, die zu der Weise „Gut Doh“ geschworen haben und dies gesunde Bewegungsspiel eifrig üben. Doch über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, und so finden sich auch viele, bei denen das Billardspiel beliebter ist, weil es nach ihrem Dafürhalten noch mehr Gelegenheit bietet, Geschäftlichkeit an den Tag zu legen und seine Berechnung zu bekunden. Tatsächlich findet man in allen Kreisen der hauptstädtischen Bevölkerung sehr zahlreiche passionierte Verehrer des „noble jeu de billard“, wie es in der vornehmen Welt unter Ludwig XIV. genannt wurde. Diese Leidenschaft bietet jedoch keine Gefahr, auszuarten und den Geldbeutel, diesen empfindlichsten „Rohrperle“ des modernen Menschen, zu stark anzugreifen, da fast immer nur um das Partiegeld und die Zehne, selten um Geld gespielt wird. Nicht nur in den Restaurants der inneren Stadt, auch in denen der Berliner Vororte stehen beinahe regelmäßig ein oder mehrere Billards zur Verfügung der Gäste. Bei sommerlicher Hitze ist es jedoch kein Genuß, im engen Gastzimmer zu spielen; der Berliner, dem die Mittel fehlen, mit den Seinen eine Sommerfrische aufzusuchen, will wenigstens dahin möglichst viel frische Luft „knicken“, und um diesem Verlangen Rechnung zu tragen, haben neuerdings manche Gastwirte der Vororte, die einen Garten bei ihrem Lokal besitzen, in der heißen Zeit begonnen, ihre Billards bei trockenem Wetter draußen „im Grünen“ aufzustellen. Der Anblick eines solchen Billards unter freiem Himmel ist vorläufig noch etwas ungewöhnlich, allein die Sache rentiert sich. Wohlgenut und mit verdoppeltem Eifer sieht man die Billardfreunde dort in Hemdärmeln die Quereis handhaben und ihre Wehre unter den unvermeidlichen humoristischen Schlagworten und Redensarten ausführen. Während die Männer ihre Partie machen, sieht die halbe Weiblichkeit nicht dabei und ebenso vergnügt an der mit dampfenden Kanonen und Napfstücken belegten Kaffeetafel, und die Kinder spielen, wenn ihr Hunger und Durst gestillt ist, munter zwischen den Büschen im Garten. So machen nun die Männer, zwischen durch sich durch einen tiefen Zug aus dem Sidel stärkend, ihre Karambolagen, Doubles oder Boulen oft bis in den Spätabend hinein, falls die noch nicht durch elektrisches Licht erhellten Gartenlaternen genügende Helligkeit verbreiten. Auch in manchen der oft geschlossenen originellen Laubensolonien an der Berpierre der Spreestadt sieht man schon Billards selbst in Privatgärten im Freien aufgestellt.





# Über Land und Meer

III. 50



Haar-el-Benac (Wähehensbloss). Ruinen eines Sonnenhauses zwischen Klippo und Hirtelöden



Aus den Ruinen von Calantass bei Halar Sman



Hirtodla am Orentes

Zu dem Artikel: „Streifzüge in Nord-Syrien“, Seite 1092

Literatur

Der Vorwurf, einen Scheintoten die Neben seiner Annehmlichkeiten und anderer Verlehen belauschen zu lassen, und dabei bestrebliche Dinge zu hören, ist in der Literatur schon zum überdies dagewesen, aber Max Klinger hat dem Thema in seinem Roman „Die Solitär in Trauer“ doch eine neue Seite abgemessen (Berlin, Rommels & Comp.). Hier ist der in Asburg verlassene ein Herz, der vernimmt, aber doch zu vernichten glaubt, wie seine Wut, die ihm als ein Mutter ehler Frauenjugend erstrahlt, ihm einst ohne Erbdehntet und in der Wiebe schmählich getauft hat. Deruht sie doch an das vermeintliche Sterbelager des Weibes und lauscht mit ihm Hörtchleuten aus? Wieser zum Leben erwaht und allmählich die klaren Gedanken wiederkehrend, wird der Gatte von qualvollen Zweifeln gepietzt: was das, was er erlaubt, Einantwortung oder Wahrheit? Das Vernehmen der Frau, die das Wiedererwachen mit kümmerlicher Freude begrüßt, scheint für ihre Unschuld zu sprechen, aber in ihrem Weien liegt doch etwas Verstehtes, und immer mehr verhärtet sich in dem Wanne der Verdacht, daß er ein Betrugener ist. Ge gelangt sogar auf die Spur des Verschuldenen, aber dieser entläßt, und es gelingt dem Gatten nicht, aus dem Frau ein Bekenntnis zu erzellen. Doch sie freiwillig aus dem Leben scheidel, scheint freilich für ihre Schuld zu sprechen, aber ein

flarer Verweis dafür wird nicht erbracht. So ercheint die Heldin wirklich wie ein Kaffel, das der Lösung baret; war sie eine große Heulerin oder eine Unschuldige, die aus Verzweiflung über schände Verdrängung in den Tod ging? Der Leser des fesselnden Romans wird sich der ersten Meinung juneigen. — Das Weiden und Werden Mündens während der letzten fünfzig Jahre, die es von der nur schlichten bawriden Weiden zur herrlichen Kunst- und Grohndes erheben, liegt dem Roman „Die Frauen“ von Emma Rest zu Grunde (Freuden, Karl Weiser). An dem Beispiel zweier bürgerlicher Familien wird der merkwürdige Wandel vor Augen geführt, und zwar sind die drei Frauen Mutter, Tochter und Enkelin. Während wir die erste, eine sehr Streuerin des bawridlichen Wandens, nach ganz belangen sehen im Wanne einer emderigen und freudlichen Weltanschauung, erfreut sich ihre Tochter schon eines weiteren Wides, und mit Hilfe des Mannes, dem eine die Irregelmäßige Mutter sich entwerdet hat, gelangt es ihr, sich allen verbotenen Familientraditionen zum Trotz die Freiheit zu erringen. Wohl wohnt ihr erstes Liebesglück nur kurze Zeit — ihr Gatte fällt auf Frankreich blugestänkten Boden —, aber in der Erziehung ihres fröhlich benachteiligten Tochterchens findet sie Trost, und später erblüht ihr, die in der Jugend so wenig Liebe genossen, noch ein neues, kühles Glück. Im lebendigen Weierfucht wiederholt sich dem jandst ihre Tochter, eine begabte Künstlerin, bis

auch sie die bezwingende Gewalt der Liebe spürt und nun selbst die Bereinigung der beiden Altem herbeiführt. Das eigne Glück erkämpft sich die Gattin nicht ohne Schmerzen, manche herbe Enttäuschung wird ihr zu teil, aber sie ist ein tapteres Weiden von klarem Blick und tiefem Weien, und schließlich gelingt es ihr sogar, den Woll der alten, verbiterten Weidmutter zu überwinden. Als Schlußwort wachet über Tochter und Enkelin einer Frau, die er einst zu lieben geglaubt, der weidere Enkel Friedel, ein Mann, der mit jugendlicher Weigerung für ihn eintritt. So haben wir hier drei Romane in einem vor uns, ja eigentlich sind es deren sogar vier, aber an der richtigen Herleitung läßt es die Verfasserin trotz des etwas langweiligen Ganges der Ereignisse nicht fehlen. Mit lebhafter Teilnahme folgt man der Familiengeschichte und hat belobendes Schagen an den Schilderungen aus dem alten Weiden, dem die übrige Welt noch als ein kaum veraltetes Barbarenium ercheint. — Fräulein Schulmeister und andre luhige Liebesgeschichten“ betitelt Kabe von Weiser eine Sammlung von vier Novellen (Weimar, Dinkhofsche Verlagsbuchhandlung). Eine auf löse literarische Bedeutung Anspruch zu erheben, wüßen die ununteren Weidichten doch annehmlich zu unterhalten. Am besten ercheint die Erzählung „Unser Tante“, ein bawriden-Quant, der die Zucht nach fremdbändlichem dreißig verpöliert.



**Jede sparsame Hausfrau**

**BILLIG! NAHRHAFT!**

Kann aus dem ungeheuren Fischereiertrag der nordischen Gewässer für Ihren Haushalt reifen Kaltes ziehen, indem sie die von Dr. D. D. U. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weier aus lehrreichem Nordsee Fischereiertrag hergestellte Delikatess-Fisch-Katzenfilet (Brettschokolade) zu M. 2.— für die Packung von 9 Pfund Inhalt bezieht. Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr, ohne militäre Kabernierung lafelfertig. Beste Abwechslung für den Frühstück- und Abendstisch. Bestellungen erheben an die Deutsche Oasepfischelei- und Wurstfabrik „Nordsee“ in Nordenham IV a. d. Weier.

**Vegetabilisches Kopf- und Haarwasser**

**PHILODERMINE**

von F. WOLFF u. SOHN KARLSRUHE

ist das Beste aller Haarwässer!

**PHILODERMINE**

stärkt und reinigt den Haarboden und verhindert die Schuppenbildung.

**Goldene Medaille Paris 1900.**

**ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER**

Dieses Präparat enthält das bekannte bestkräftige Diachylon-Pulver fein verteilt in Puder unter Hinzunahme von Boraxen. Unschmerzhaft als Einstrichmittel für kleine Kinder, gegen Wundarten der Nase, eitrige Entzündungen, Entzündung und Nötigung der Haut etc.

Herr Dr. Wimal, Chefarzt an der hiesigen Erbengangs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der Fabrik pharmaceutischer Präparate von Herrn Karl Engelhard dargestellte antiseptische Diachylon-Wund-Puder wird von mir seit Jahren vielfach, nahezu ausschließlich angewandt und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, dem Atmungsorgan gar wohl thut, fällt wohl auch noch demnach gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Ferner Wunden kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in kleineren ganzen Klängen, sowie auch in der eitrigen Entzündungsentzündung ist derselbe eingeführt. Bei Schwereformen und Wundarten bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwenden, besitzen gute Erfahrungen.“

**Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M. Zu beziehen durch die Apotheken.**

**Neu! Sorben erschienen: Neu!**

**Nomenclaturae botanicae Codex brevis maturus**

sensu codicis emendati aux lois de la nomenclature botanique de Paris de 1867 linguis internationalibus: anglica, gallica, germanica quoad nomina latina auctore

**Otto Kuntze.**

Anhang. Zur Vorgesichte des Wiener Nomenklatur-Kongresses 1900. Geheftet M. 3.—

In den Kreisen der Botaniker aller Länder wird die Notwendigkeit einer einheitlichen Schreibweise der Gattungsnamen immer dringender empfunden. Der auf dem Botaniker-Kongress 1867 angenommene **Pariser Codex**, der lückenhaft und infolge nachträglicher Verbesserungsversätze nur schwierig zu überschauen ist, entspricht dem heutigen Bedürfnis nicht mehr. Durch den von Otto Kuntze bearbeiteten Codex werden jene Unbestimmtheiten gründlich beseitigt und die einheitliche Rechtschreibung ausdücklich geregelt. Den 21 in der Praxis erprobten Paragraphen Kuntzes schlossen sich „Neue Kommentare und ergänzende Citate“ an; in einem Anhang werden interessante Mitteilungen „Zur Vorgesichte des Wiener Nomenklatur-Kongresses 1900“ gegeben.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

**Hewel & Veithen,** Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, Köln und Wien.

**Dr. Lahmann's** Nährsalz-Cacao u. Chocolate.

Vertreter für ganz Russland: Rud. W. Seiberlich in Riga.

**IM SOHLANK ZU WERDEN**

**Plures Apollo**

Das aus der besten Apollon-... (text partially obscured)

**Ludolph's Spiritus- und Petroleum-Heiz- u. Kochöfen**

übertragen alle bawriden Fabrikate.

— Verlangen Sie Preisliste. —

**Adolph Ludolph, Hamburg.**

**„Lilienmilch Seife Stern des Südens“**

Seit 22 Jahren anerkannt vollendete Seife für die Pflege der Haut. Ueberall zu 50 Pfennig pr. Stück käuflich.

**Goerz' Trieder-Binocles**

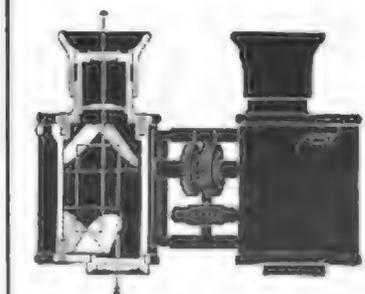
sind im deutschen Heere, in vielen ausländischen Armeen offiziell eingeführt und finden auch beim Privatpublikum (Touristen, Sportleuten, Theaterbesuchern etc.) immer grösseren Absatz. Nahezu 50000 Stück wurden bisher geliefert. Die hierdurch erzielten Vorteile in der Fabrikation erlauben uns eine

**grosse Preisermässigung**

eintreten zu lassen Trieder-Monocles von M. 45.—, Trieder-Binocles von M. 90.— an. Bezug direkt ab Fabrik oder von den optischen Handlungen. Preisliste kostenfrei.

**Optische Anstalt C. P. Goerz,** Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau 4.

NEW YORK: 42 East Union Square. PARIS: 22 Rue de l'Entrepôt. LONDON: 113 Holborn-Circus, EC.



Briefmappe

G. G. in St. Pauli... Briefmappe... Briefmappe... Briefmappe...

Q. A. in Zellerbach... Briefmappe... Briefmappe... Briefmappe...

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung nicht mehr statt)
Kimo, Marie, Epist. latinit. Gesetze. A. 1.—. Treiden.
Wormann, Udo, in vivo veritas! Ein Pleberbüchlein für Lach- und weinläufige Geniater. A. 1.—. Leipzig, Selbstverlag.

Weg G. in Baderburg... Briefmappe... Briefmappe... Briefmappe...

Frau Th. M. in G. Nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs... Briefmappe... Briefmappe... Briefmappe...



Statt Wein und Bier

genügen fünf Tropfen „Ricales Pfefferminzessig“ (Alcool de Menthe de Ricales), um ein sofort fertiges, erfrischendes und pilantes Getränk herzustellen...

Advertisement for PILULES ORIENTALES featuring a woman's bust and text describing the medicine's benefits.

Drei grosse KODAK Preis-Ausschreiben

404 Preise im Gesamt-Werte von M. 20.000 IN BAR
Nähere Bedingungen durch alle Händler oder durch die KODAK Ges.m.b.H. BERLIN

Large advertisement for Kaiser-Blume beer, featuring a bottle image and text: 'Hoehl Kaiser-Blume Feinster Sekt Deutsches Erzeugnis'.

Advertisement for Umbach's Dampftöpfe: 'Sparsame Hausfrauen Umbach's Dampftöpfe'.

Advertisement for Blondinen: 'Blondinen schreiben ihr Haar mit Reichels Goldwasser...'.

Advertisement for Sommersprossen: 'Sommersprossen entfernt schnell gerant...'.

Advertisement for Deva-Roman-Sammlung: 'Deva-Roman-Sammlung Jeder Band 50 Pfg.'.

Advertisement for Sirolin: 'Sirolin Wind von den hervorragendsten Professoren und Ärzten als bewährtes Mittel bei Lungenkrankheiten...'.

Advertisement for Honig: 'Honig zu Nektar ist fast ein besseres Nahrungsmittel...'.

Schach (Bearbeitet von E. Schallapp)

Partie Nr. 22

Zwischenpartie, gespielt zu Monte Carlo am 14. Februar 1900.

Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Karl Schlecter (Frankr.)

Schwarz: Dr. S. Zartoch (Hamburg).

Weiß	Schwarz	Drit.	Schwarz
1. d4-d4	h5-h5	14. Td1-d1	Sf5-d7
2. e4-e4	g7-g6	16. h3-h4	Sd7-e6
3. h3-h3	h6-h7	18. Ld1-b1	aa-a6
4. e3-e4	e7-e6	17. Sg1-b1	Sf8-d7
5. Sg1-f3	f7-f7	18. g4-g5	f7-f6
6. Lf1-d3	0-0	19. Td1-d4	Lef-f6
7. 0-0	e7-e6	20. Td1-g3	Lh8-e7
8. h3-h3	d4-d4	21. Dd1-d5	Sd7-f8
9. Lf1-e2	f7-f6	22. Td1-g2	Td8-d7
10. Sd3-b4	h5-h5	23. Ld3-c6	de-c6
11. Sd4-f3	Lg7-g7	24. Sd3-d2	Dd7-d6
12. d4-c4	Td8-d8	25. c4-c4	Dd6-d6
13. d4-c4	e7-e6	26. Tc1-d1	Ku8-g8

1) Um den üblichen Eröffnungen des abgeleiteten Zerningens abzugewinnen. Der Zug verläßt den Baukasten inoffen ein noch größerer Spiel.  
 2) Die regelmäßige Stellung kann auch aus der Stellung...

Verteilung des Schachspiels herangezogen, die in einem Komplex nur selten noch angenommen wird.  
 3) Sd3-b4 wäre wegen 11. Ld3-c4 LefXf6 13. Dd1-b4 natürlich ein großer Fehler. Im Betrachts kam 11. Ld3-c4 mit -e6. Dr. Zartoch entscheidet sich aber nicht leicht zur Aufgabe des Baukastens.  
 4) Der weiße 10. Zug ist ein Fehler, nachdem Schwarz die letzte Gelegenheit, sein Spiel zu verteidigen, vorübergeben läßt, wird sein Spiel vollständig auf beiden Flügeln eingeebnet.  
 5) Um auf der Tantierte gegen einen vorzeitigen Zusammenbruch mit 17-18 gerettet zu sein; auch kann der Turm von hier aus sehr leicht nach der Königsseite gebracht werden.  
 6) Auf andre Zuge entscheidet sich schnell Teil-g1.  
 7) Wenn auf 17-18 folgt 17. g5-g6 LefXf6 19. Ld3-c4 1c. (Nach der „Tentischen Schachzeitung“.)

Silberärsel

Ein armer Handwerker hat  
 Kam neulich in mein Haus,  
 Er hat mit leiser Stimme  
 Sich eine Webe aus.

Ich frage: „Dahl ihr Kind, was ist?“  
 Er antwortet: „Zwei, vier!“  
 Ich, Herr, ich bin das Ganze —  
 Trum geht zu essen mit?“

H. W. S.

Unerbittliche Ebarade

Schmerz noch als Mitalone,  
 Etalende als Derrichteracht,  
 Gegenstand ist ungewand,  
 Weil die Welt nicht, meine Stadt.

Wägen mich die Tamen lieben,  
 Während Jugend sie noch ziert,  
 Aber nur nicht übertrieben  
 Und den Wert darüber lartiert.

Was vereinigt war, zu trennen,  
 Ist's nicht teuerriger Wert?  
 Und doch ist's anguerkennen,  
 Das man mich dafür erkauf.

Nächtlich miedt es in der Stille  
 Zu großmärtlicher Zeit;  
 Deswegen Belachtungsfläche  
 Stehen ihm Amt und Würdigkeit.

Immer rühtig ist's gewesen,  
 Zu verfluchen schlechte Zeit,  
 Und der Lohn, der ihm erliehen:  
 Preisgegeben noch's dem Welt!

H. W. S.

**KÖHLER Nähmaschine**  
 ANERKANT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.  
 Käuflich in allen besseren Geschäften des IN- und AUSLANDES. **Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.**  
 Hermann Köhler Altenburg 5/1. NÄHMASCHINENFABRIK.

**Franz Christoph's Fußboden-Glanzack**  
 in gelbbraun, rotbraun, grünlichgelb, weiß und grau Farb.  
 Safer für schwebel gewöhnt.  
 Niederlagen, durch welche...  
 Berlin NW 6, Mühlstraße 11.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung.  
 Soeben wurde die **12. Lieferung** ausgegeben von:

**Die Tiere der Erde.**  
 Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere  
 von **Prof. Dr. W. Marshall.**

In 10 Lieferungen zu 60 Hfg. — Alle 8 bis 11 Tage eine Lieferung.  
 Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln **nach dem Leben**

Der Text ist von köhlicher Freude und Anschaulichkeit, anregend und fesselnd, frei von gelehrter Pedanterie und Trockenheit, gekrönt von wohlwollendem Humor durchdrungen. Der sehr wertvolle Silberfahnen verleiht dem Buch aus guten Vervielfachungen vorzüglicher photographischer Aufnahmen nach dem Leben, ein besonders lehrreiches Anschauungsmaterial, wie es in dieser authentischen Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit wohl noch in keinem Werke geboten wurde.



**Im Vertrauen!**  
 Dr. Dralle's **BIRKEN-WASSER**  
 Parfümerie **GEORG DRALLE HAMBURG.**

**Reichel's wasserlöslicher Hühneraugentod**  
 Otto Reichel Berlin 50, 9.

**Technikum Ilmenau**  
 Staatskommissar.

**Technikum Sternberg (Neckl)**  
 Prof. Dr. Sternberg.

**Bingen a. Rh. Rhein. Technikum**  
 für Maschinenbau und Elektrotechnik.

**Ottomar Anschütz**  
 Handkammer  
 Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

**Berkefeld-Filter**  
 Wasser zum Trinken, Waschen, Baden.  
 Berkefeld-Filter-Gesellschaft, Berlin.

**Ernstes Besuch.**  
 Gebildeter Kaufmann, ev., 26 J., aus guter Fam. (Fater Gymnasial-Dir. gew.), außerh. solide, mit 6000 Mk. Vermögen, hübsche Erscheinung, wünscht in kleinerer Stadt in gutes Geschäft, gleich welcher Branche, einzutreten. Agenten verbeten. Diskretion auf Ehrenwort. Offert. nur von Hh. od. Vormund mit Photogr., die zurückgen. wird, sub J. J. 8577 an Expedition des Berliner Tageblatt, Berlin SW.

**Photograph. Apparate**  
 G. Rüdener jun. Hannover.







90. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 — Grobdruck jeden Sonntag —

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Postgebühr

## Vergessene Kinder

Don  
 Adolf Schmittlhenner

Großvater, laß mich laufen! Die Kinder sind schon alle dort, und gleich wird es losgehen!"

"Willst du artig sein!"

Und der alte blinde Mann drückte die widerspenstige kleine Hand immer fester und jähber, wie wenn seine Fingerknochen ein Schraubstock wären.

Die Enkelin seufzte und gab den Widerstand auf. Da ließ auch der Zwang des Schraubstocks nach, und die langen weißen Finger streichelten das blaßgewordene Händchen, in dessen aufgeschwellendes Volsnerchen jetzt das rote Blut schloß.

"Hat nicht dein Fräulein gesagt: drei Uhr?"

"Ja, es hat auch schon drei Uhr geschlagen. Du hast es nur nicht gehört, weil gerade die Elektrische vorüber kam. Aber ich seh's doch; auf dem Petriturm ist es drei vorüber."

"Die Uhr auf dem Petriturm geht falsch, meine geht richtig," sagte der Blinde.

"Um Gottes willen, jetzt bleibt er auch noch stehen! Großvater! Großvater!"

Die kleine Dirn trippelte vor Ungeduld und fing zu weinen an.

"Da, nimm meinen Stock," sagte der Alte, knüpfte seinen Rock auf, holte die Uhr aus der Westentasche, ließ das Glas aufspringen und griff nach den Feigern.

"Es sind noch drei Minuten bis drei Uhr, und in anderthalb Minuten sind wir auf dem Platz."

Nachdem er mit großem Umstand die Uhr wieder an ihren Platz getan und seinen schwarzen Rock zugelnüpft hatte, ergriff er die Hand seines Enkelkinds und ging weiter. Er beschleunigte etwas seine Schritte.

"Großvater, o laß mich laufen! Eben gehen sie fort. Großvater, ich seh's ja doch, sie schwenken schon nach dem Bergel!"

"Das ist nicht möglich," sagte er und lauschte. "Das sind andre Kinder. Das sind die Kinder von Sankt Marien."

"Nein, nein," meinte die Kleine, "ich seh' doch meine Lehrerin."

"Das ist deine Lehrerin nicht. Sie sieht ihr nur ähnlich. Alle Lehrerinnen sehen sich ähnlich."

"Großvater, laß mich, laß mich! Es sind ja gar keine andern Kinder sonst auf dem Platz. Du bist schuld, wenn ich nicht mitkomme."

"Sei ruhig, Anna; sie stehen hinter dem Platz in der Schillerstraße. Natürlich; hier waren sie dem Verteilung im Weg. Und meinst du, sie gingen ohne dich davon?"



Copyright 1903 by Bruno Hantschke, München.

Er liebt mich

Nach dem Gemälde von Charles F. Wilson

Er ließ ihre Hand los und fuhr ihr mit seinen schmalen Fingern lieblosend über die Stirn.

„So, jetzt sind wir an meiner Bank. Jetzt springe in Gottes Namen! Grüß deine Lehrerin schön, und empfiehl mich dem Herrn Stadtpfarrer. Vergiß nicht, dich schön zu bedanken! Gib auf dein Hütchen acht, wenn ihr durch die Gassen schlüpfet. Und verlier dein Spizentäschentüschchen nicht, es ist von deiner seligen Mutter. Und nun geh mit Gott, liebes Kind. Küsse mich! Ich werde der Sonne nachrutschen von Bank zu Bank, und bis ihr wiederkommt, werde ich wohl auf der ersten Bank sitzen, am Stadtpfarrten. Nun viel tausend Wünsche!“

Jetzt endlich ließ er die kleinen Hände los. „Adieu, Großvater!“ hauchte die Enkelin und ließ, so schnell sie konnte, dem Zuge der Kinder nach.

Es war von ihm nichts mehr zu sehen, aber Anna wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten. Sie lief wie der Wind am Stadtpfarrten vorbei auf dem breiten Weg in den Wald hinein. Ueber sich sah sie die Spitze des Zuges aus dem Gebüsch kommen.

„Jesus, geh voran  
Auf der Lebensbahn.“

singen die jungen Kehlen zu singen an. Das passte freilich schlecht, denn vor den Kindern voranging, das war niemand anders als der alte Orgelreiter an der Petrilirche, der in seinem geschwollenen Rucksack die Butterbrote schleppte.

„Hörst du an der Band,  
Wie ins Baderland!“

sang die Schar, und doch wollten die Kleinen für heute nur auf die Waldwiese am Hirschbrunnen.

Aber Gesang ist Gesang, und die Kinder waren so dorein vertieft, daß keines von ihnen die arme Anna bemerkte, die sich durch Hecken und Dornen den Wald hinauf arbeitete.

Der Studiosus Engelmann hätte sie sehen können, denn er schaute beständig in den Wald hinunter, um durch die schlanke Lehrerin, die dicht vor ihm ging, nicht in der Andacht seines Gesanges geföhrt zu werden. Aber er war so kurz-sichtig, daß er Annas roten Hut für einen blühenden Fuchsiensstock hielt, wobei er sich nicht im geringsten darüber verwunderte, daß Fuchsiens im Walde wachsen.

Annas Hut war nämlich im Gestrüpp hängen geblieben. Das weinende Kind lag auf den Knien und löste das Band von den Dornen los. Jetzt hatte sie den Hut befreit. Sie hielt ihn in der Hand und schaute den Berg hinauf. Noch war die Hoffnung da, den Zug einzuholen; denn der alte Orgelreiter hatte sich auf einen Baumstamm niedergelassen und ruhte aus, während die Kinder unter dem Gesang:

„Hörst du uns auf rauhe Wege,  
Wie und auch die ndige Pflegt“

an ihrem Butterbrotlieferanten vorüberzogen.

„Habe ich nur einmal den Rucksack erreicht, dann hab' ich's gewonnen,“ dachte das Kind und fing an, tapfer hinaufzusteigen. Da fiel ihr das Spizentäschentüsch ein. Sie griff an das Kleid: es war nimmer darianen; sie suchte in der Tasche: wirklich, es war nimmer da.

Jetzt aber fing sie bitterlich zu weinen an und wandte sich zurück, das verlorene Tüschlein zu suchen. Sie hatte es bald gefunden. Es lag am Anfang des Waldweges dicht am Ende des Stadtpfarrtens. Ihre Tränen versieglten, und sie freute sich ein wenig. Aber die Hoffnung, die andern zu erreichen, gab sie jetzt auf. War sie doch noch niemals im Walde gewesen, obgleich er zu allen Gassen ihrer Vaterstadt herrinschaute. Sie kannte keine andern Wege, als die sie ihren Großvater leitete, und sie wäre vor Angst vergangen bei einem einsamen Schritt in den Wald hinein. So lehrte sie in tiefer Traurigkeit in die Anlagen zurück und setzte sich auf die erste Bank, von der aus sie ihren Großvater sehen konnte.

Auch nicht einen Augenblick kam ihr in den Sinn, zu ihm zu laufen. Sie wußte, daß er außer sich läme vor Leid, wenn er erföhre, wie es ihr ergangen wäre. Er hatte sich auf diesen Spaziergang der Sonntagschule schon seit Wochen

gefreut, und seit geraumer Weile rebete er von nichts andern. Wei ihm stand es fest, daß sein Enkelkind der Liebling seiner Lehrerin sei und in jedem Gottesdienst durch seine guten Antworten und sein freundliches Wesen die Aufmerksamkeit des Stadtpfarrers auf sich lenke. Den heutigen Spaziergang stellte er sich als einen Triumphzug seines Lieblings vor, und der kleinen Anna war es angst darauf gewesen, was er alles von ihr werde hören wollen, wenn sie zurückkomme. Sie konnte jetzt nur seinen Rücken sehen, aber sie stellte ihn sich vor, wie er einmal über das andre vor sich hin lächelte, weil er sich ausmalte, welche Auszeichnungen ihr zuteil würden. Und wenn sie sich nun seine Enttäuschung dachte und seine ingrämigen Vorwürfe gegen sich selbst, dann tat dem guten Kinde das Herz weh. Darum war es ihr, ohne daß sie einen Entschluß zu fassen brauchte, eine gewisse und notwendige Sache, daß ihr Großvater in seinem Wohnen erhalten bleibe, und sie nahm sich vor, sich still in seiner Nähe herumzutreiben, bis die Ausflügler zurückkämen, und sich dann, wie wenn sie sich aus dem Zug losgelöst hätte, zu ihm zu gesellen. Sie dachte nach, was sie ihm erzählen wolle; darüber kam sie mit ihren Gedanken wieder zu ihren Gemütsstimmungen in den Wald, malte sich ihre Spiele auf der Wiese aus, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Jetzt werden sie wohl unter den Bäumen sitzen und Butterbrot essen und Himbeerwasser trinken,“ seufzte sie laut und veripürte, daß sie Hunger habe.

Da fiel ihr ein, daß ihr der Großvater für alle Fälle zehn Pfennige geschenkt hatte. „Brauchst du's nicht für dich,“ hatte er gesagt, „so schenk' einem Kinde, das ärmer ist als du und nicht hat midürfen,“ — so hatte er gesagt, als er das Geldstück am Hande prüfte und in ihre Händchen legte. Sie hatte es in einen Knoten ihres Taschentuches gebunden und vorhin mit ihrem Tüschlein selbst wiedergewonnen. Vergnügt klappte sie den Kapsel auf und holte ihren Schatz heraus. Ihr gegenüber auf der andern Seite der Straße war ein Sobawasserhäuschen, in dem auch allerlei Obst, Bröden und Ledereien zu haben waren.

Sie schaute sich um, ob niemand im Begriff sei, an das Häuschen zu treten, denn sie wollte ganz allein sein bei ihrem Einkauf. Niemand näherte sich. Da sprang sie durch den Schatten der Lindenbäume und stand vor dem Schenkstisch. „Was wollen Sie, Fräuleinchen?“ fragte das Mütterchen und schaute über ihren Strickstrumpf aus dem Häuschen heraus.

„Was kostet ein Glas Himbeerast mit Drausewasser?“

„Zehn Pfennig.“

„Doh! Und was kosten dort die schönen braunen Hörnchen?“

„Stück für Stück fünf Pfennig.“

„Ich will . . . ich will . . . ich möchte gern . . .“ Sie ließ ihre Augen über die Herrlichkeiten schweifen.

„Nun, was möchtest du gern, mein Liebling? Welt, Wahl macht Dual?“

„Ich möchte gern ein Hörnchen,“ sagte sie flugs, „unund so viel Kirschchen, als man für fünf Pfennig kriegt.“

Anna schob ihren Nidel über den Tisch bis vor den Strickstrumpf.

„Da hast du dein Hörnchen, das größte und braunste und rösche; es hat auch am allermeisten Kimmel und Salz.“

Dann holte das Mütterchen eine Tüte von der Seitenwand herab und füllte hellrote Kirschchen hinein, bis sie oben herauswollen wie aus einem Hüllhorn.

„Das sind für gut acht Pfennig Kirschchen, weil du's bist. Welt, du bist dem allen blinden Organisten sein Enkelkind?“

„Ja,“ sagte Anna und preßte ihre Schätze an die Brust. Sie machte einen Knicks und sagte: „Ich danke auch viel tausendmal!“ Und sie ging vorsichtig und überglücklich auf ihr Händchen zurück.

Sie kniete nieder in den Sand und schüttelte die Kirschchen auf das Brett. Sie teilte sie hälftig und stellte sie in Reich und Mied an den beiden

Enden der Bank auf; dann setzte sie sich in die Mitte zwischen ihre zwei Heere, nahm ihr Hörnchen in die Hände und lächelte glücklich.

Nun biß sie das dunkelbraune mürbe Spizchen ab; es war köstlich. Dann legte sie das Hörnchen in den Schoß, streckte beide Hände aus und ergriff die zwei Flügelmänner von den beiden hinteren Ecken der Bank, steckte sie zu gleicher Zeit in den Mund, ließ zuerst die beiden Stiele regungslos herausgucken und fing dann langsam an, mit Zünglein und Gaumen zu schmelzen, so lange als es nur immer möglich ist, in zwei fastgreifen Herzstücken zu schmelzen.

„Hut, du issest nicht häßlich,“ sagte mit einem Male in dichtester Nähe ein glodenhelles, feines Stimmchen.

Anna erschrak, daß sie sich verschluckte. Sie holte mit der einen Hand die beiden grünen Stiele, deren Endchen schief aus dem Mund herausguckten, mit der andern faßte sie ihr Hörnchen krampfhaft fest. Dann schluckte sie die beiden Kirschchen samt den Steinen hinunter und riß ihre Augen weit auf.

Vor ihr stand ein kleines Persönchen, so merkwürdig, wie sie's nicht für möglich gehalten hätte. Es war ein Mädchen, etwa so alt wie sie selber. Aber wie sah es aus! Um die krausen schwarzen Locken war ein rotes Seidenband geschlungen. Aus dem feinen, braunen Gesichtchen funkelten zwei schwarze, brennende Augen. Um den nackten Hals schlang sich eine Korallenkette. Sie hatte ein kurzes, rotes Mädchen an und kurze, weiße, spizenbesetzte Höschen. Die Arme und die Arnie waren nackt. Um die Knöchel über den schlanken braunen Händen schlangen sich silberne Armreize, und ihre Füßchen stakten in hellgelben weichen Lederstrümpfen, die oben ausgegakt und mit goldenen Schellen verziert waren. Bei jeder Bewegung klirrte es. So jetzt wieder, wo sie den rechten Fuß um die Ferse des linken schlang.

Das merkwürdige Ding stand dicht vor Anna und schaute zu ihr mit lächelnden Augen hin. Anna wurde rot, dann lächelte sie, und schließlich lachten sie einander an.

„Ich will dir zeigen, wie man Kirschchen isst,“ sagte der Fremdling und griff mitten hinein in die linke Arnie und holte sich einen seiften Kameraden heraus. Sie lockerte den Stein in der Kirschchen und hob ihn dann an dem Stiele heraus.

„So machen wir's auch,“ sagte Anna. „Wir heißen das Butterfäschen.“

„Butterfäschen?“ sagte die andre geringschädig.

„Wir sagen Bongstälchen.“

„Da hast du den Bong,“ sagte sie jetzt und reichte der Geföhrtin den Stiel mit dem Stein. Halte den Bügel gut, daß er nicht davonläuft.“

Dann legte sie die Kirschchen auf ihr braunes Händchen, so daß die rote offene Wunde nach oben schaute, streckte blitzschnell ihr Züngelchen in die Kirschchen hinein und zog es mit seinem roten Rappchen an den blühenden Zähnen vorbei wieder in den Mund zurück. Sie stand eine Weile, den Kopf nach hinten gebeugt, die Arnie übereinander gekreuzt, das geschlossene Mündchen in die Länge gezogen, in den Genuß versenkt. Dann löste sich die biegsame Gestalt, und sie sagte: „So muß man Kirschchen essen.“

„Belommst du oft Kirschchen?“ fragte Anna.

„Alle Tage, solange es gibt.“

„Habt ihr so viele?“

„Alle Kirschchen an der Landstraße gehören uns.“

„An welcher Landstraße?“

Die Fremde befaun sich eine Weile und sagte gebednt:

„Bonnen . . . Vordeaur bis Odeffa. Aber ist das artig von dir, daß du allein auf der Bank issest mit deinen bunnen Kirschchen?“

Anna schob mit ihren Händen die Kirschchen zu ihrer Rechten auf ein Häuschen zusammen, und der Wildfang setzte sich.

„Nun will ich's auch versuchen wie du,“ sagte Anna. Sie machte es gerade so, wie sie es vorhin gesehen hatte. Als sie aber bedächtig ihre Zunge herausstreckte, rief ihre Nachbarin:

„O, du kannst nicht, du kannst nicht. Du hast eine Zunge, so breit, wie unser Papagei eine hat. Schau, meine ist wie ein Schlänglein!“



**Sattelplatz in Carlsborst**  
Nach dem Gemälde von Georg Koch

Das zarte rote Spitzchen züngelte zwischen ihren blitzenden Zähnen.

Anna wurde rot und zog schnell ihr Spitzchen zurück, und es war gut, daß es angewachsen war, sonst wäre es hinuntergefallen auf Nimmerwiedersehen vor lauter Schreck und Scham. Sein fester Halt gab ihm Bestimmung und Selbstgefühl zurück, es wurde trotzig und bäumte sich.

„Ich kann aber, was du nicht kannst. Ich kann mit meiner Zunge ein Röhrlchen machen. Sieh nur.“

Sie spitzte ihr Mündchen und schob langsam ein rosiges, dralles Röhrlchen heraus.

„Das ist hübsch! Das kann ich nicht. Aber ich kann, was du nicht kannst, ich kann mit meinem Zünglein stechen!“

Blitzschnell warf sie ihre Arme um Annas Nacken und küßte sie hinter das Ohr.

Anna schrie auf. „Du hast mich gebissen!“ Sie riß sich los und rieb die Stelle mit der Hand. Die Fremde lachte wie ein Roboter, und ihr Lachen klang so süßern und lockend, daß Anna wohl oder übel mitlachen mußte.

Als die Kinder ausgelacht hatten, griff Anna wieder in ihre Kirschen und schmauste eine.

„Hast du keine Lust? Greif nur zu.“

„Kirschen?“ sagte die andre nachlässig. „Eigentlich mag ich keine. Doch — du kannst mir einige geben.“

Anna teilte ihren Vorrat und gab ihr die Hälfte in ihren Schoß hinüber.

Ihr Gost fing zu essen an.

„Weißt du,“ meinte die Fremde, „von dem Zeug wird man nicht satt. Hunger hätte ich schon. Wenn ich Geld hätte, kaufte ich mir da drüben Bonbons und ein Stück Brot. Aber ich bin so arm wie unser Samba.“

„Wer ist denn euer Samba?“

„Das ist unser Neger.“

„Ihr habt einen Papagei und einen Neger?“

„O, wir haben noch viel. Sage, hast du kein Geld bei dir?“

„Ach nein, ich habe nichts mehr. Aber ich muß mein Hörnchen noch haben. Wo ist das hingelommen?“

„Da, unter der Bank liegt es,“ sagte das fremde Kind, hob das Backwerk auf und legte es in Annas Schoß.

„Wir wollen es redlich teilen,“ sagte Anna.

„O, du wirst wohl allein damit fertig werden.“

„Aber du hast vielleicht größeren Hunger als ich!“

Anna schaute auf und sah die brennenden Augen des Kindes, die das Brot verschlangen. „Seit wann hast du nichts gegessen?“

„Seit heute früh!“

„O du Arme, und ich hab' ein so gutes Mittagessen gehabt, Rindfleisch und Reis. Da hast du das Hörnchen.“

„Aber willst du denn gar nichts davon?“

„Wenn du erlaubst, so will ich hier das braune Gipsföckchen herunterbeißen, das esse ich fürs Leben gern. So, alles andre gehört dir.“

„Du bist ein süßer Schatz. Soll ich dich küssen?“

„Nein, nein, nein!“ rief Anna und setzte sich an das andre Ende der Bank.

Und nun wurde es für ein Weilchen still unter der Akazie. Anna schmauste ihre Kirschen, und das fremde Kind stillte seinen Hunger.

„Wie kommt es denn, daß du heute nichts zu Mittag bekommen hast?“ fragte Anna, als beide fertig waren.

„Ach, das ist eine dumme Geschichte. Sie sind fort und haben mich vergessen.“

„Wer ist fort? Dein Vater und deine Mutter?“ fragte Anna erschrocken.

„Ach nein, der Chef und die Onkels und die Madame und die Bonies und der Samba und die große Kauls und der Papagei und alles miteinander.“

Anna machte große Augen.

„So Sachen seid ihr? Und fürchtest du dich denn nicht, ganz allein zurückzulieben?“

„Ah hab!“

Sie hatte einen Kirschenstein auf die Rücklehne der Bank gelegt und schleuderte ihn fort.

„Heute nacht ist Kleiderappell. Da merken

sie's, daß ich fehle, und morgen früh kommt Onkel Abraham und holt mich ab.“

„Wer ist Onkel Abraham?“

„Unser erster Clowen. Onkel Abraham ist ein Ehrenmann.“

„Hast du auch einen so sonderbaren Namen?“

„Hier heiße ich Anita.“

„Anita? Klingt das schön! Ich heiße nur Anna.“

„Vor drei Wochen habe ich Nikolajewna geheißt, da waren wir in Nancy. In vierzehn Tagen werde ich Ninon heißen, da sind wir in Warschau.“

„Ja, aber was ist denn dein wirklicher Name?“

„Einen wirklichen Namen, den habe ich gar nicht.“

„Wie sagt denn deine Mutter zu dir?“

„Eine Mutter hab' ich nicht, Dummkopf! Freilich hab' ich eine Mutter gehabt. Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter. Weißt du das noch nicht? Aber mein Vater ist da, und meine Mutter ist dort.“

Sie warf ihre beiden Händchen nach den entgegengesetzten Seiten.

„Ich hab' auch keine Eltern mehr,“ sagte Anna.

„Sie sind beide tot. Jeden Sonntag geh' ich mit dem Großvater auf ihr Grab... Komm, Anita,“ sagte sie plötzlich mit leiser, erschrockener Stimme. „Der Mann dort ist mein Großvater. Jetzt hat er sich auf die nächste Bank gesetzt, und in einer kleinen Weile kommt er zu unsrer Herüber. Sehen kann er nicht, aber er hört furchtbar gut. Siehst du, wie er aufhorcht? Er darf nichts von mir merken, wir wollen leise wegschleichen.“

Anita machte ein prüfendes Gesichtchen und nickte. Die beiden Kinder kletterten sich an der Hand und schlüpfen in den Stadgarten hinein. Sie stat-terten wie zwei Vögelchen die Kieswege entlang, von Gehbüsch zu Gehbüsch. Erst als der ganze Park zwischen ihnen und dem Blinden lag, hörten sie auf zu huschen und wandelten nun Hand in Hand in aller Gemächlichkeit die Dorfstadt hinaus.

„Da bin ich noch nie gewesen,“ sagte Anna.

„Aber ich,“ rief Anita. „Das große Haus dort ist eine Kaserne, und wenn wir daran vorbei sind, kommen die schönen Wiesen und der Fluß. Dort wollen wir hin und wollen haben.“

„Aber das ist verboten. Es ist uns in der Schule verübt worden, daß es verboten ist, im freien Fluß zu baden.“

„Das gilt nur denen, die sich erwischt lassen. Wer sich nicht erwischt läßt, darf alles tun, was verboten ist.“

„Ja, aber...“

„Wenn unser Chef etwas verbietet, dann darf man es nicht tun, denn unser Chef erwischt jeden, er ist ein Genie. Aber wenn die Madame etwas verbietet, dann darf man es tun, denn die erwischt niemand. Wer hat es denn verboten, daß man nicht baden soll? Die Polizei?“

„Ja, wahrscheinlich.“

„Dann dürfen wir's tun, die Polizei erwischt uns nicht.“

„Aber mein Großvater würde mich schelten.“

„Dann dürfen wir's erst recht tun, denn der erwischt uns auch nicht, und wenn wir ihn vor der Nase ins Wasser plumpfen. O du! Warum bist du denn deinem Großvater durchgebrannt? Ich weiß warum. Weil du tun willst, was er dir verboten hat.“

„O nein,“ erwiderte Anna heftig und schüttelte ihr Köpfchen. Und dann erzählte sie ihrer neuen Freundin, was ihr widerfahren war.

Anita hörte aufmerksam zu.

„D, bist du dumm!“ rief sie, als der Bericht zu Ende war. „Warum bist du denn nicht nachgegangen? Der Dirschrömen liegt dort hinten im Wald. Ich habe zwei Wegweiser gesehen. Komm, wir kehren um, gehen miteinander hin. Ich zeig' dir den Weg, und du nimmst mich mit.“

Anna kam in Verlegenheit.

„Ich weiß nicht, ob es sein kann. Es darf niemand dabei sein, als wer in die Sonntagsschule geht.“

„Aber ich bin doch ein fremdes Kind, da werden sie mich doch nicht fortjagen. Wenn meine Leute

hier wären, und ich brächte dich zu ihnen, so wären sie alle freundlich gegen dich, Onkel Abraham und die Madame und Samba und Fräulein Lucie, das ist unsere jüngste Lehrerin und eine Schönheits ersten Ranges, und selber der Chef. Da werden deine Leute doch auch gegen mich freundlich sein? Komm, wir springen hin!“

Anna wurde blutrot. „Es geht wohl doch nicht recht. Ja, wenn meine Lehrerin allein...“

Sie schloß Anitas spöttischen Blick und brachte kein Wort mehr heraus.

Anita blieb stehen.

„Geh jetzt zu deinem Großvater zurück, und ich will sehen, wo ich die Nacht bleibe.“

Anna schüttelte heftig den Kopf.

„Das will ich auch sehen, wo du die Nacht bleibst, und eher geh' ich nicht heim, bis ich weiß...“

Sie legte den Arm um Anitas Nacken.

„Ja, was willst du denn machen, wenn es Nacht wird?“

„Ich will einmal sehen, ob das Heu noch auf der Wiese liegt wie gestern. Wenn es nimmer da ist, dann geh' ich auf die Polizeistube im Rathaus und ich sage: Da bin ich. Dann fragt mich einer aus, und ich sage, was ich mag. Dann bringt mich ein Schuhmann ins Armenhaus. Der Verwalter ist ein schnaubbärtiger, knurriger Mann, er tut grob, aber meint es gut. Der bringt mich in die Küche, dort bekomme ich einen Teller Suppe und ein großes Brot. Dann kommt eine alte Schwester mit einem dicken roten Gesicht voller Narben und mit einer weißen Haube. Die führt mich die Treppe hinauf in ein Nimmerlein. Da ist eine Badewanne drinnen mit warmem Wasser. Da werd' ich hineingesteckt. Wenn ich heraussteige, sind meine Kleider nimmer da. Ich bekomme ein graues, grobes Hemd und einen roten Unterrock, der ist mir viel zu groß, und einen weißen Kittel, der ist mir viel zu lang, und ein Paar mächtige Schlappen an die Füße, und dann schlurf' ich durch einen langen, langen Gang, und der Kittel schleift hinter mir her. So komm' ich in einen großen Saal, da schlafen alte Weiber drinnen und allerhand Mädchen. Und die Schwester führt mich vor ein Bett und sagt: „Hier sollst du schlafen.“ Und ich schlüpfte aus den Schlappen und dem Unterrock und dem Kittel und husche ins Bett. Wenn ich dann morgen früh aufwache, dann höre ich, wie draußen im Gang vor der Tür Onkel Abraham und der Verwalter miteinander reden.“

„Woher weißt du denn das alles so genau?“

„Weil ich's schon zweimal erlebt habe, einmal in Isehoe und einmal in Ums an der Donau. Aber in Basel, da war's fein! Wenn das Heu noch liegt, dann mach' ich's wieder so wie in Basel.“

Die Kinder gingen am Fluße hin. Zu ihrer linken Seite waren Willen mit zierlichen Vorgärtchen. Die Straße erstreckte sich noch lang hinaus und mündete auf einen Wiesenplan.

„Wie ist denn das? Erzähl einmal,“ sagte Anna.

„Ich treib' mich herum, bis es Nacht geworden ist, dann geh' ich hinaus auf die Wiese. Da liegen hohe, dunkle Haufen, das ist Heu. Ich such' mir einen aus und steige hinauf. Oben sitzt ein schwarzer Kater und macht funkelnde Augen. Aber dann mach' ich auch so Augen, und wir glofen und glähen einander an. Endlich bekommt der Kater Angst und flieht auf und macht einen hohen Wackel und knurrt. Dann knurr' ich auch, und meine Augen werden immer größer und sprühen Funken wie Feuer unterm Wackel, und so räd' ich dem Kater auf den Leib. Da graut es ihn, und er macht einen mächtigen Satz vom Heu hinunter und huscht über die Wiese davon. Dann wühl' ich mir ein warmes Loch und lege die Arme unter den Kopf und schau' zum Himmel hinauf. Ich fange an, die Sterne zu zählen, bis ich hundert habe. In denen habe ich genug für heut. Dann bede ich mir das Gesicht mit Heu zu und blinzele hindurch nach dem Himmel, wo er am hellsten ist. Und der Mond steigt auf und schaut zu mir herein. Dann mach' ich mir einen hohen Ball gegen den Mond, und mache die Augen zu und schlafte.



**Aus der römischen Campagna**

Nach dem Gemälde von H. Flamm (Im Besitz des Deutschen Kaisers)

Früh morgens, wenn der Himmel blaß roth und die Sterne davongehen, wache ich auf, denn die Nachtel ruft. Und ich krabbe aus dem Bett und hol' mir's aus den Haaren und gähne und strecke mich. Die ganze Wiese ist voller Dunst. Ich ziehe die Schuhe und Strümpfe aus, denn das Gras ist naß vom Tau, und springe hinunter an den Fluß. Hinweg mit den Kleidern und hinein ins Wasser! Da schwimm' ich hinauf und hinab, mit den Fingern um die Wette. Und wenn das Morgenrot durch die Weiden leuchtet, such' ich meine Kleider und zieh' sie an. Was die Mäher und Mäherinnen gucken, wenn ich auf einmal aus dem Erlengebüsch auftauche. Sie sehen alle da und schauen zu mir her, aber niemand redet ein Wort. Ich glaube, sie halten mich für einen Elf und fürchten sich. So spring' ich an ihnen vorbei, und die Schellen an meinen Schuhen klingeln, und sie sehen mir nach, bis ich in der Stadt verschwunden bin. Ich spring' in die erste Bäckerei hinten hinein, wo die Backmehle stehen, und sage: Ich bin ein vergessenes Kind und habe Hunger, gebt mir ein Brot. Sie schauen einander an, und der größte greift in den Korb und gibt mir einen Doppelweck. Den ess' ich auf im Behen. Dann lauf' ich durch die Straße auf den Marktplatz und geh' in die Wachtstube und frage den Schuhmann, der auf der Brücke liegt und sich die Augen reibt. War der Onkel Abraham schon da? Mein, sagt er und setzt sich und läßt die Beine herunterhängen. Dann will ich hier auf ihn warten, sag' ich; aber lieber draußen, hier ist die Luft so dick. Und ich setze mich auf die steinerne Bank vor der Wachtstube und sehe den Tauben zu, wie sie am Marktbrunnen Wasser trinken, und nach einem kleinen Weilschen ist der Onkel Abraham da.

„D, das ist herrlich,“ rief Anna, und ihre Augen leuchteten. „Da möchte ich wohl dabei sein.“

„So komm mit, komm mit! Sieh, das Heu ist noch da! Dort der dritte Haufen in der zweiten Reihe ist der größte. Da steigen wir miteinander hinauf und legen uns hin und schlingen die Arme umeinander und graben uns hinein. Komm, komm!“

Aber Anna blieb stehen und schüttelte den Kopf. „Wenn ich nicht heimkäme, bliebe mein Großvater die ganze Nacht auf der Bank sitzen und wartete. Dorch! — Hörst du nicht?“

Sie deutete über die Wiese hinweg nach dem Walde.

„Ich höre Gesang, wie er aus euren Kirchen schallt. Aber es sind lauter Kinderstimmen.“

„Sie sind es, sie kommen. Jetzt muß ich zu meinem Großvater springen, denn wenn sie an ihm vorbeiziehen, und ich komme nicht auf ihn zugehauen, dann vergeht er vor Angst. Geh' dich Gott, Anita.“

Sie streckte ihr die Hand hin.

„Ich gehe mit dir,“ sagte das fremde Kind. „Du? Was willst du bei mir?“ fragte Anna und machte große Augen.

„Willst du nicht bei mir sein, so will ich bei dir sein heute nacht.“

Anna zog die Stirn zusammen und sah vor sich nieder. Aber das dauerte nicht länger, als ein Vögelchen braucht, um vom Nest herunter auf den Boden zu fliegen und einen Strohhalm aufzuheben. Sie schaute Anita mit hellen, freundlichen Augen an und sagte: „Komm mit!“ Die Kinder saßen sich an den Händen und sprangen miteinander in die Stadt zurück.

„D, ich glaube, ich glaube, wir kommen zu spät,“ leuchte Anna und blühte sich vornüber.

„Ich habe Seitenstechen.“

Da blieb Anita stehen. Sie schob mit ihrem Fuß einen Schotterstein vor die sich krümmende Freundin und sagte:

„Heb diesen Stein auf! Spuck auf den Boden und denke an etwas recht Abscheuliches!“

„An Gelberüben,“ leuchte Anna.

„Ja. Und jetzt deck's mit dem Stein zu. So. Und jetzt noch einmal! Heb den Stein auf! Spuck! Ein Teller voll Gelberüben, recht alte, große, dicke, weißgelbe! Deck's zu. Und jetzt zum dritten Male. Du weißt's ja schon! Denk dir alle Gelberüben der ganzen Welt auf einem Haufen! Deck's zu! Wie geht dir's jetzt?“

Anna richtete sich auf und atmete tief.

„Kein bißchen Stechen mehr! Es ist ganz und gar vorbei.“

„Wir waren auch zu dumm, so zu rennen,“ sagte Anita. „Sie sind dort drüben gewesen, wo die Föhren hinlaufen. Jetzt haben sie ja noch um die Schlucht herumzugehen. Wir können gemächlich machen und kommen doch noch recht.“

„Woher weißt du denn, daß dort eine Schlucht ist? Du warst doch nicht dort!“

„Aber ich hab' meine Augen im Kopf. Ich schau' die Sachen an, dann weiß ich's.“

Sie warf selbstbewußt ihr Köpfchen zurück, und die Schellen an ihren Schuhen klingelten noch einmal so laut.

(Schluß folgt)

## Schädelgröße und Geistesgröße

Im allgemeinen nimmt man an, daß in einem großen Kopfe auch ein großer Geist stecken müsse, in einem kleinen Kopfe dagegen die geistigen Fähigkeiten auf einem weniger bedeutenden Niveau stehen müßten. Diese Ansicht ist nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Gelehrten verbreitet und findet in gewisser Beziehung ihre Stütze darin, daß es neben vielen für diese Annahme sprechenden Beispielen logar ganze Völkerrassen giebt, die sogenannten Mikrozephalen, die an angeborener Kleinheit und schwächerer Entwicklung des Schädels leiden, und deren geistige Begabung bekanntlich auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Es ist ja auch sehr natürlich, daß in einem großen Schädel ein quantitativ großes Gehirn enthalten sein muß, und da das Gehirn der Sitz der geistigen Funktionen ist, so liegt die Annahme nahe, daß ein großes Gehirn mehr zu leisten im Stande sei als ein kleines.

Die Gelehrten der verschiedenen Zeitperioden haben es sich angelegen sein lassen, durch statistische Aufstellungen, Gewichtsbestimmungen der Gehirnmasse und andre anatomisch-psychiatrie Forschungen eine Aufklärung in dieser Frage zu schaffen und sie gewissermaßen als eine wissenschaftlich feststehende These hinstellen. Das Resultat ist jedoch immer nur ein bedingtes geblieben. Die Geschichte hat zwar eine Menge geistig bedeutender Leute aufzuweisen, deren Gehirn ein abnorm großes und schweres gewesen ist, wie zum Beispiel Napoleon I., Goethe, Schopenhauer, Büchtemann, Bismarck, aber auch für das Gegenteil gibt es eine Unzahl von Beispielen, insofern, als man festgestellt hat, daß auf der einen Seite anerkannte geistige Größen, wie zum Beispiel Kant und Virchow, einen verhältnismäßig kleinen Schädel und ein leichtes Gehirn gehabt haben, auf der andern Seite aber auch ein großes und schweres Gehirn nachgewiesen worden ist bei Individuen, denen man eine besondere geistige Begabung und geistige Schärfe nicht nachsagen konnte.

Es sei betont, daß hier nur von normal ausgebildeten Schädeln, die jeder pathologischen Abweichung entbehren, die Rede ist, denn es gibt auch pathologische Schädel, die abnorm groß sind, bei denen jedoch die Masse und die Größe des Gehirns zur Größe des Schädels nicht im Verhältnis steht. Das Gehirn besteht bekanntlich aus der grauen und weißen Substanz. Die graue Substanz bildet die sogenannte Hirnrinde und die in der weißen Substanz, dem bindegewebigen Fasergestüst, verstreut liegenden Hirnganglien. Die graue Substanz und die Hirnganglien setzen sich aus den die geistige und psychische Tätigkeit des Gehirns bewirkenden nervösen Elementen zusammen. Das Gehirngestüst stellt zwei symmetrische Hälften dar, deren obere, in der Schädelwölbung liegende, aus grauer Substanz bestehende Partien man die Gehirnhemisphären nennt.

Seit nun Gall, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Gehirnphysiologie und Phrenologie, die epochenmachende Entdeckung gemacht hat, daß die Gehirnhemisphären die Träger des psychischen und geistigen Lebens sind, und daß der Uebergang von der Tierwelt zum Kulturmenschen in der allmählichen Vervollkommenung und quantitativen Zunahme der Hirnhemisphären gegenüber der andern Gehirnmasse seinen Ausdruck findet, daß ferner die Entwicklung der Schädelwölbung mit dieser relativen Entwicklung der Hemisphären gleichen Schritt hält, hat man sich mit der Lehre der Beziehungen zwischen Schädelform und -größe und der Höhe der geistigen und intellektuellen Funktionen des Gehirns mehr und mehr befaßt und sich bei der Gegenüberstellung von Schädel

und Gehirn einerseits und der geistigen Befähigung andererseits die Frage zu beantworten versucht, ob ein Zurückbleiben der Entwicklung der beiden Kriterien notwendig auch eine Verabminderung oder einen Mangel der letzteren zur Folge habe und umgekehrt.

Die umfangreichen systematischen Schädelmessungen, die eine Anzahl früherer und moderner Hirnphysiologen und mathematischer Biologen vorgenommen, haben auf dem Gebiete der vergleichenden Forschung zwischen der quantitativen Beschaffenheit und den Formverhältnissen von Schädel und Gehirn einerseits und dem qualitativen Werte der geistigen Veranlagung andererseits wesentliche Fortschritte gemacht und ohne Zweifel festgestellt, daß ein Zusammenhang zwischen beiden tatsächlich existiert. Durch die Schädelmessungen ist man in den Stand gesetzt, aus der Größe oder Kleinheit der verschiedenen Durchmesser, Bogenlängen und Höhenmaße des Schädels auf die Größe und Eigenart der geistigen Befähigung schließen zu können. Aber auch in pathologischer Beziehung ist die Vornahme der Schädelmessung von ungeheurem Werte. Hat man doch mit ihrer Hilfe die Beobachtung machen können, daß eine außerordentliche Kleinheit der großen oder sämtlicher Schädelumfänge auf angeborenen Schwachsin schließen läßt. Bei Epileptikern und schwachsinigen Verbrechern hat man ähnliche Verabminderungen der Schädelmaße festgestellt können.

Ähnliches wie von den Bogenmaßen kann man auch von Vertiefungen der Schädelränder sagen. Man hat bei abnormen Individuen, besonders bei Geisteskranken und solchen degenerierten Personen, aus denen sich zum Teil die Verbrechertroick rekrutiert, die Beobachtung gemacht, daß besonders der Höhradius stark in der Entwicklung zurückbleibt, und daß bei diesen beiden Kategorien die langen Schädel mit Vorliebe sehr schmal und die breiten mit Vorliebe sehr breit sind. Eine wichtige atypische Erscheinung, die eine hochgradige klinische Bedeutung hat, ist die Vertiefung, resp. die Abflachung des oberen zwischen Stirnnaht und Hinterhauptnaht laufenden Schädelbogens. Sie ist ein charakteristischer Befund bei Epilepsie.

Aus diesen Beobachtungen kann man den Schluß ziehen, daß jedem bestimmten Bogenabschnitt der Schädelmaße ein bestimmter Bogenabschnitt des Gehirns entspricht, und daß wir aus der Entwicklung des ersteren auf die des letzteren schließen können. Die Entwicklung des Scheitelbogens giebt uns ferner einen wichtigen Anhaltspunkt für angeborene und vererbte nervöse Krankeitsanlagen. Es wird zum Beispiel häufig Epilepsie vererbt, besonders bei jungen Mädchen aus besseren Familien, wenn sie heiraten sollen. In solchen Fällen ist die Schädelunterflachung und Feststellung der Schädelmaße zur Aufdeckung der Wahrheit von außerordentlicher Bedeutung. Eine Vertiefung des Scheitelbogens hat man auch bei Ranknoten-jähern beobachtet. Man könnte in solchen Fällen von einer Art psychischer Epilepsie, sogenannten Virtuositätskrampf, sprechen. Gall hat die Scheitelstheil auch bei Tieren beobachtet und deshalb den „Tischman“ in die Scheitelgend verlegt.

Die Gestaltung der Stirn ist für die Beurteilung der geistigen Funktionen ebenfalls von großer Wichtigkeit. Eine stark vorsiehende Stirn hat immer eine pathologische Bedeutung und kommt vormalend bei Hydrocephalie (Wasserkopf) vor. Die rückfliegende Stirn hat bis zu einem gewissen Grade die Bedeutung einer Einengung des Stirnhirnräumens, verliert aber diese Bedeutung, wenn die Bogenwölbung des Scheitels diesen Defekt kompensiert.

Die Höhe der Stirn und ihre richtige Stellung hat man als Ausdruck der Intelligenz betrachtet. Dieser Grundsatz kann jedoch nur dann Geltung haben, wenn an eine gut entwickelte Stirn sich auch ein gut entwickelter Schädel anschließt, denn die Intelligenz ist nicht an die gute Ausbildung und Stellung eines Teiles, sondern an die Entwicklung des ganzen Gehirns und des ganzen Schädels gebunden.

Selbstverständlich sind bei der Beurteilung der Stirnmaße auch die Seiten- und Wölbungsverhältnisse nicht außer acht zu lassen. Eine breite und stark entwickelte Stirn giebt dem Gesicht stets einen fremdartigen, an Stupidität erinnernden Ausdruck, jedoch wäre es gewagt, aus diesen Verhältnissen im Gesicht einen direkten Schluß auf Anomalien der Gehirnorganisation zu ziehen.

In neuerer Zeit hat der berühmte Forscher und mathematische Biologe Professor Karl Pearson durch seine eingehenden Studien, die er der Frage der Beziehungen zwischen Schädelgröße und geistiger Begabung gewidmet hat, viel von sich reden gemacht. Auf Grund eines ungeheuer reichen Materials,

daß ihm durch Angaben und Messungen von hervorragenden Vertretern der Universität Cambridge zur Verfügung gestellt worden war, sowie durch sorgfältige eigne Beobachtungen und Messungen an Leuten niedriger Bildung und geringerer Begabung, ferner auch durch Maßbestimmungen an noch in der Entwicklung begriffenen Schädeln verschiedenaltiger Schüler, wor er in den Stand gesetzt, seine Untersuchungen auf streng wissenschaftlicher Basis auszuführen und mathematisch und statistisch zu begründen. Um einen Anhalt für den Grad der geistigen Befähigung der einzelnen Individuen, besonders der beiden letzteren Gruppen, zu gewinnen, wurden die Urteile der Lehrer, die Resultate der Schulprüfungen, teilweise auch die Selbstbeurteilung und Selbsteinschätzung als Maßstab angenommen. Die Untersuchungen führten zu dem Schluß, daß ein Zusammenhang zwischen Schädelvolumen und geistiger Befähigung zwar existiert, daß aber bestimmtere und notwendige Beziehungen zwischen der geistigen Begabung und der Größe und Form des Kopfes nicht bestehen.

Der Befund hat freilich nicht für alle Fälle Geltung, sondern die Regel erleidet auch gewisse Ausnahmen, wenigstens sie dadurch nicht erschüttert werden kann. Daß bedeutende Menschen im allgemeinen ein größeres und schärferes Gehirn haben oder, richtiger ausgedrückt, ein größeres Schädelvolumen zeigen, ist häufig genug festgestellt worden, daß aber Makrocephalie nicht umgekehrt hohe geistige Entwicklung bedeutet, ist noch mehr sichergestellt. Die Erfahrung lehrt, daß Makrocephalen vielfach unzuverlässige Zeichen pathologischer Entwicklung in sich tragen. Eine ungewöhnlich massenhafte Entwicklung des Gehirns braucht keineswegs ein Beweis dafür zu sein, daß ein Mensch geistig bedeutend ist. So zum Beispiel brauchen Phantasie und Kombinationsgabe, die einen wichtigen Faktor für die schöpferische Begabung abgeben, gar nicht mit einem übermäßigen Quantum von Gehirnmasse kombiniert zu sein.

Wenn nur die Ausbildung des Gehirns eine wohl ausgeglichene ist und die vorhandenen nervösen Elemente einen übertrifflichen Grad von Erregbarkeit besitzen, und wenn die Nervenbahnen, die die Knotenpunkte psychischer Wellenbewegung miteinander verbinden, einen der Erregbarkeit entsprechenden Grad der Leitungsfähigkeit haben, so können, selbst bei relativ kleiner Gehirnmasse, Fülle und Originalität der Kombinationen entstehen, die das schöpferische Talent und selbst das Genie in der Kunst, in der Wissenschaft und in der Technik repräsentieren. Nur bei vielseitigen Verrichten origineller Ideen und Empfindungen ist ein Mehr des Gehirnvolumens ein naturgemäßes Erfordernis. Das größte Genie kann mit einem kleinen Ideen- und Empfindungskreis begabt und umgekehrt eine reich begabte und reich entwickelte Natur durch mäßige Erregbarkeit und Leitungsfähigkeit der nervösen Elemente unproduktiv, d. h. ohne originelle Kombinationskraft sein.

Des weiteren lehrt die Erfahrung, daß reiche und schöpferische Begabung in der einen Richtung mit geistiger Armut in anderer Richtung in ein und demselben Gehirn kombiniert sein kann.

Der berühmte Philosoph Kant, der ein sehr kleines, unter das gewöhnliche Mittelmaß herabreichendes Gehirn besaß, war gewiss ein tiefer und reicher Denker, und trotzdem war er nicht imstande, sich in einer andern Richtung zu irgend einer Geschicklichkeit oder künstlerischen und technischen Fertigkeit emporzuschwingen. Ebenso kann neben großer intellektueller Befähigung ästhetischer Schwachsinn, der der Ausdruck mangelhafter Entwicklung ethischer Empfindungen ist, vorhanden sein, und dadurch, trotzdem das Gehirn ein umfangreiches Volumen besitzt, sein Gesamtvermögen nur auf eine Mittelmäßigkeit herabgedrückt werden.

Ein sehr häufig sich findendes Beispiel für Kleinschädel mit normaler Entwicklung des Intellekts und des Gefühlslebens findet man in zahlreichen Fällen von Demiplegie der Brust, d. h. einer Lähmung, respektive einem Ausfall der Bewegungsfähigkeit vermittelnden nervösen Elemente der einen Gehirnhälfte. Die Erscheinung kommt jedoch auch beiderseitig vor. Durch das Fehlen dieser psycho-motorischen Elemente und die dadurch bedingte Verminderung der Gehirnsubstanz erklärt sich das Vorhandensein eines geringeren Schädelvolumens.

Um noch ein Beispiel von übermäßiger Größe und eigenartiger Form des Schädels anzuführen, erinnern wir an einen unserer bedeutendsten deutschen Gelehrten und Forscher, an Delmböck. Bei ihm war es in jeder Beziehung zutreffend, daß ein ungeheurer großer Kopf auch einen ungeheuer großen Geist befehlen kann. Delmböck's Kopf war so groß, daß er selbst in einer größeren Versammlung jedem

umherblühenden Auge sofort auffallen mußte. Das ist aber, wie schon betont, kein Beweis dafür, daß jeder große Schädel auch notwendig erhebliche Verstandesleistungen voraussetzen lassen müsse. Denn es ist im allgemeinen physiologisch nicht gut denkbar, daß bei einem in allen seinen Teilen gleichmäßig entwickelten Gehirn, bei dem alle von ihm ausgehenden Funktionen auf normaler Höhe stehen sollen, gerade die geistigen Fähigkeiten einen besonders hohen Grad erreichen sollten. Dagegen erscheint es naheliegend, daß ein kleines, aber nach jeder Richtung hin wohl ausgebildetes Gehirn geistig mehr zu leisten vermag als ein größeres, bei dem nur einzelne Teile einen gewissen Grad der Vollkommenheit aufzuweisen haben. Dr. P. Schütte

Morgengruss

Wach auf, mein Schein! Wach auf, mein Jung! Ich stehe voll Verlangen da Und warte, bis sich deine Zunge Zum Morgengruss regt: „Papa!“

So hängen nicht die reichsten Lieder, Ich weiss kein schöneres Gedicht, Als wenn dein Mündchen immer wieder „Mama, Papa, gut Morgen!“ spricht.

Nun regt sich's auf den roten Wangen; Nun huscht der süsse Schilwimmer fort; Der kleinen Cürclein ist gegangen: „Papa, gut Morgen!“ — Süßes Wort!

Paul Lang



Chinesischer Reiter

Deutsche Post und Telegraphie im Auslande und in den deutschen Kolonien

Die zunehmende Weltmachtstellung Deutschlands und mit ihr die beispiellose Entwicklung der deutschen Schifffahrt in allen Weltmeeren unter dem Schutze einer Achtung gebietenden Kriegsmarine, die Niederlassung deutscher Kaufleute in allen Ländern der Erde und endlich die Entwicklung der überseeischen Besitzungen Deutschlands in den letzten Jahrzehnten ließen immer stärker den Wunsch hervortreten, den Nachrichtenverkehr zwischen den Deutschen im Auslande und dem Mutterlande nicht mehr durch fremde, sondern durch eigne, zuverlässigere Posten und Telegraphen zu vermitteln. Die Erfüllung dieses Wunsches hat sich die deutsche Reichspost mit größter Energie angelegen sein lassen. Wo es einigermaßen politische Rücksichten erlaubten, sind von ihr deutsche Postanstalten in den Zentren des Weltverkehrs eingerichtet worden, wenn die Landesposten selbst nicht genügende Sicherheit zur Befriedigung des Nachrichtenbedürfnisses der daselbst ansässigen Deutschen boten. In den deutschen Kolonien selbst ist aber ein Netz von Verkehrseinrichtungen, Posten, Telegraphen und Fernsprechern geschaffen worden, das für die ganze Entwicklung der Schutzgebiete bereits die segensreichsten Folgen gezeigt hat. Durch den Wegzug dieser Einrichtungen zieht sich als roter Faden der von dem weitläufigen Blide des ersten Generalpostmeisters des Deutschen Reiches, Heinrich von Stephan, aufgestellte Grundzug, daß den Deutschen im Auslande Verkehrsmitel zur Verfügung stehen müssen, die denen des Mutterlandes ebenbürtig sind. Stephens Initiative ist es auch zu verdanken, daß trotz der anfänglich schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit der Inbetriebnahme des deutschen Untersekabels von London nach Wigo, 1. Januar 1897, die erste Etappe für ein deutsches Weltkabelnetz erreicht worden ist. Die Nachfolger Stephens, die Staats-

sekretäre von Bobbielki und Kräfte, haben die Werke des Vereinigten in seinem Sinne weitergeführt und zur schönsten Blüte gebracht. In den deutschen Kolonien bestehen heute 79 deutsche Postanstalten und 28 Telegraphenanstalten, weitere 30 deutsche Postanstalten sind in fremdberechtigten Staaten im Betriebe. Das deutsche Weltkabelnetz hat bereits eine Ausdehnung von 10 847 Kilometern erlangt; es erstreckt sich auf die Kabel Emden-Wigo, Emden-Porta-Noron, New York und Shanghai-Tsingtau-Tschifu. Mit der Auslegung eines zweiten deutsch-amerikanischen Kabels Emden-Porta-New York ist bereits begonnen worden; seine Inbetriebnahme wird auf der Strecke Emden-Porta in nächster Zeit und auf der ganzen Linie voraussichtlich Anfang 1905 erfolgen.

Die erste Einrichtung einer deutschen Postanstalt im Auslande liegt schon drei Jahrzehnte zurück; sie trat am 1. März 1870 unter der Bezeichnung „Postagentur des Norddeutschen Bundes“ in Konstantinopel ins Leben. Zuerst erstreckte sich die Wirksamkeit dieser Postagentur nur auf die Befriedigung des Verkehrsbedürfnisses der deutschen Bevölkerung von Konstantinopel, bald aber gelangte die „alemania postasy“ auch bei der mohammedanischen Bevölkerung so zu Ansehen, daß sie jetzt von den Türken, Griechen, Armeniern und Persern in Konstantinopel mit ebenso großem Vertrauen benutzt wird wie von den fränkischen Einwohnern. Zwar hat der Osmanli, mit Ausnahme der Handelstreibenden, kein richtiges Verständnis für die Eile, mit der die deutsche Post ihrer Aufgabe auch in Konstantinopel gerecht zu werden sucht; er verabscheut diese Eile sogar, weil sie seine Ruhe stört, dennoch benutzt er die deutsche Post gern wegen ihrer unbedingten Zuverlässigkeit.

Die Postagentur des Norddeutschen Bundes, die kurze Zeit nach ihrer Einrichtung die Bezeichnung „Deutsches Reichspostamt“ und später „Kaiserlich Deutsches Postamt“ erhielt, war anfänglich recht bescheiden in zwei Zimmern des Konsulats des Norddeutschen Bundes in Pera untergebracht. Hier befand sie sich zwar im vornehmsten Stadtteil, dafür aber weitab von dem Verkehrscentrum Galata; 1877 erfolgte die Ueberriedelung der Post in diesen Stadtteil. Ein stattliches Steinhaus oder Pan in Galata, das schon mehreren vorhergehenden Feuerbrünsten und einem Erdbeben Widerstand geleistet hat, dient jetzt eigens zu Postzwecken. Das Posthaus enthält zwei große Schalter für das Publikum, dahinter einen geräumigen Raum als Dienstzimmer und einen kleinen Raum für die Hamale oder Lastträger. Ein Befehl für den Kawaschi oder Kaffeefiedler, der in keinem Pan fehlen darf, ist auch vorhanden. Das Beamtenpersonal besteht aus einem Postdirektor und neun Fachbeamten. Im Unterbeamtendienste sind 18 Personen beschäftigt; unter ihnen genießt der Kawaschi die größte Autorität. Er ist ein langgedienter, mit der Berechtigung auf Zivilversorgung abgegangener türkischer Unteroffizier, der in seiner glänzenden Uniform und mit dem Krummhölzer als goldbestizter Baudelie in allen Bevölkerungsschichten als Heiligtumsperson gilt. Stundenlang vor Ausgabe der europäischen Post füllt sich schon der Schalterraum mit den Hamalen der abholenden Korrespondenten an, und wenn dann die Ausgabe beginnt, so stürmen gleichzeitig etwa hundert Hamale gegen die Schalterfenster an. Mit rücksichtsloser Energie sorgt hier der Kawaschi, der bereits 14 Jahre im Dienste der deutschen Post steht, für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Zu den übrigen Zeiten findet im allgemeinen ein ruhiger, meist aber wenig unterbrochener Verkehr an den Postschaltern statt. Das kommt insbesondere von der recht umständlichen Art her, mit der der Türke sogar den Ablauf einer Briestafel besorgt. Das ist für ihn ein wichtiges Geschäft, das mit allen Ökonomieformen des Morgenlandes erledigt wird. In den Hauptverkehrsstunden herrscht an den Schaltern manchmal ein reines Sprachgewirr; man hört neben Türkisch noch viele Sprachen, insbesondere Griechisch, Französisch, Russisch, Englisch, seltener Deutsch.

Für die Befüllung der bei dem deutschen Postamt in Konstantinopel eingehenden Postsendungen sorgen einheimische Briefträger, von denen der älteste bereits 30 Jahre im Dienste ist; die meisten von ihnen kennen jeden Winkel von Konstantinopel und können auch jede fränkische Sprache sprechen und lesen. Neben den Briefträgern sind für die Beförderung der Postfäße und für sonstige Hilfsleistungen noch eine Anzahl Hamale beschäftigt. Die Hamale vertreten in Konstantinopel die Stelle der Fuhrwerke; ihre Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit ist ebenso sprichwörtlich wie ihre Stärke.

Lange Zeit hindurch war das Postamt in Konstantinopel die einzige deutsche Verkehrsanstalt





Ehemalige deutsche Postagentur in Cingtau

verkehrs der im Innern von Schantung liegenden chinesischen Postanstalten besteht neben dem deutschen Postamt in Tsingtau noch eine chinesische Postanstalt, die sich jedoch mit der Annahme und Ausgabe von Briefsendungen nicht befaßt darf; im wesentlichen liegt ihr nur die Abfertigung der chinesischen Kuriere nach den im Innern von Schantung gelegenen Postanstalten ob.

dem Mutterlande und den deutschen Postanstalten in China nutzbar gemacht. Die Beförderung erfolgt hauptsächlich über Neapel, Brindisi und Marseille. An der chinesischen Küste selbst verkehrt die Hamburg-Amerika-Linie den Postdampferverkehr zwischen Shanghai, Tsingtau, Tientsin und Tongku, dem Vorhafen von Tientsin; im Winter endet diese Linie in Tschinwangtau, weil Tongku dann keinen eisfreien Hafen hat. Die Dampferlinien Nanton-Hongkong-Shanghai und Hongkong-Nagasaki-Madras sind ebenfalls von der Hamburg-Amerika-Linie betrieben, und die Apenaraber Firma Diebentzen, Jepsen & Komp. unterhält einen Dampferverkehr zwischen Hongkong und Tsingtau. Für den gegenseitigen Verkehr der deutschen Postanstalten werden, so oft sich Gelegenheit bietet,

Die Kuriere reiten auf Eseln, deren Zaumzeug mit beistehenden kugelförmigen Gloden besetzt ist. Sie befördern nur Briefe, die zu zwei Paketen vereinigt werden. Jedes Paket wird in ein Tuch von schwefelgelber Farbe — der kaiserlichen Farbe — eingehüllt; die Pakete werden quer über den hochgerimmerten hölzernen Sattel gelegt, und auf sie setzt sich der Kurier. Neben der gelben Farbe der Briefpakete kennzeichnet den Kurier noch eine von ihm mitgeführte dreieckige Flagge als kaiserlichen Boten. Diese Kennzeichnung genügt in den meisten Fällen, den Kurier vor Gewalttätigkeiten zu schützen; zu seiner Verteidigung hat er außerdem noch den Napong, einen festen, über 1 Meter langen Dolchknüttel, bei sich, der gleichzeitig zum Antreiben des Esels benutzt wird.



Neues Postamt in Cingtau

Die jüngste deutsche Verlehrseinrichtung im Auslande ist das deutsche Postwesen in Marokko. Mit der Ausdehnung der deutschen Handelschiffahrt in den beiden letzten Jahrzehnten waren die deutschen Interessen in den marokkanischen Hafenorten so gewachsen, daß bereits seit Jahren die deutsche Flagge in allen marokkanischen Häfen am meisten vertreten ist. Da Marokko einen geregelten Landespostdienst nicht besitzt, so waren die Deutschen bisher auf die französische, spanische oder englische Post angewiesen. Große Freude und Befriedigung erweckte es daher unter den Deutschen in Marokko, als im Herbst 1899 ein deutscher Postbeamter dahin entsandt werden konnte, um ein eigenes Postwesen in Marokko zu organisieren. Weihnachten desselben Jahres trat ein deutsches Postamt in Tanger und diesem unterstellt die Postagenturen in Casablanca, Larache, Mazagan, Mogador, Rabat und Saffi in Wirklichkeit. Später kamen deutsche Postagenturen in Marrakech, Alkassar, Fez und Meknes hinzu.

aufser den deutschen Schiffen alle sonst geeigneten Schiffverbindungen, namentlich englische, französische, japanische und chinesische Schiffe nutzbar gemacht. Da die nichtdeutschen Postanstalten sich ebenfalls aller Beförderungsmöglichkeiten bedienen, so finden sich, wie z. B. bei der Landung der größeren Dampfer in Shanghai, oft gleichzeitig deutsche, französische, englische und chinesische Postwagen zur Uebernahme der Posten auf dem Landungsplatze ein. Den Postverkehr nach dem Innern vermitteln die auf dem Yangtse bis Hankau verkehrenden Schiffe des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, ferner die Bahnposten auf der Strecke Schanghai-Tongku-Tientsin-Peking und auf der Schantungseisenbahn Tsingtau-Kiangsu-Nantschou (Stadt)-Kaumi-Weihien. Zur Vermittlung des Durchgangs-

Zu der kurzen Zeit ihres Bestehens haben die deutschen Postanstalten auch bei den Angehörigen fremder Nationen das größte Vertrauen erworben, und ihr Verkehr hat einen Umfang angenommen, wie er bei der Gründung kaum erwartet werden konnte. Die Tätigkeit der Postanstalten erstreckt sich bei den meisten, mit Ausnahme des Postauftragsverkehrs, auf alle Dienstzweige. Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen sind mit den deutschen

Postanstalten bis jetzt noch nicht vereinigt. Fachbeamte sind nur bei dem Postamt in Tanger tätig, während der Dienst bei den Agenturen den deutschen Konsulsbeamten oder deutschen Kaufleuten übertragen werden konnte. Im Unterbeamtendienste finden mit bestem Erfolge ausschließlich Eingeborene Verwendung.

Der Briefverkehr mit Europa wird hauptsächlich durch die auf der Linie Algerien-Tanger-Cadix verkehrenden spanischen Dampfer besorgt, während den Küstenverkehr zumeist die Dampfer der Wörmann-Linie, der Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiffreederei und der französischen Gesellschaft N. Paquet & Cie. vermitteln. Neben der Schiffsverbindung besteht noch eine deutsche Botenpostverbindung zwischen Tanger und Mogador, die 678 Kilometer lang ist und sämtliche deutschen Postanstalten in den Hafenorten berührt. Die deutschen Botenposten verkehren auf dieser Strecke wöchentlich viermal in jeder Richtung, ebensovielfach auch die von der französischen Postverwaltung unterhaltenen Botenposten. An den Tagen, an denen die deutsche oder die französische Botenpost nicht geht, werden die vorliegenden Postfächer der einen von der andern Post mitgenommen. Die im Innern von Marokko gelegenen deutschen Postanstalten sind ebenfalls durch Botenposten mit den Küstenplätzen verbunden, nur auf dem Kurse von Mazagan nach Marrakech werden Maulesel zur

Der Schroll Office Boy Kull



Chinesische Telegraphenamt bei dem deutschen Postamt in Shanghai

Beförderung benutzt. Nach Marrakech können insfolgedessen auch Pakete befördert werden, während sonst die Botenposten nur Briefsendungen mit sich führen.

Die Leistungen der Boten sind ganz erstaunlich; trotz schlechter Straßen, die oft durch Witterungseinflüsse, Ebbe und Flut ungangbar werden, legen die Boten durchschnittlich 5 bis 6 Kilometer in der Stunde zurück. Dabei führen einzelne Boten ohne größere Unterbrechung Märtsche von 15 bis 100 Kilometern und darüber aus; dies ist auch notwendig, weil ein Wechsel der Boten nur in einem Postorte erfolgen kann.

Die Boten selbst sind zuverlässig, und man würde, zumal sie sich in den Orten mit größerem Bedarf unter einem Botenmeister zu einer Boteninnung zusammengetan haben, ihnen jede Art von Postsendungen anvertrauen können. Leider fehlt dem aber das in Marokko herrschende Mäuerwesen entgegen, denn vielfach auch die Botenposten ausgesetzt sind, trotzdem die Boten so unauffällig wie möglich ihren Dienst verrichten: sie tragen weder Uniform noch sonstige Verzierungen; sie befördern die Briefbeutel in unscheinbaren Umhängetaschen aus Straß.

Wilo Jentich



Landung der Post am Anlegeplatz in Shanghai



Postamt der europäischen Dampfer am Anlegeplatz in Shanghai (von links nach rechts: der englische, chinesische, französische und deutsche Postwagen)

### Der Einsiedler vom Totengraben

Skizze

von

Anton Freiherrn von Persall

Der „Totengraben“ war, soweit überhaupt Jagdberichte zurückgingen, ein treffliches Gensrevier. Er ist eigentlich kein Graben, ebenso wenig wie der „Ablekessel“ ein Kessel ist, die „Pflanze“ auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einer Pflanze hat, die „Brust“ an die Form einer Brust erinnert. Hier ist eben alles Phantasie, mit einem besonderen Auge, unter besonderer Beleuchtung angeschaut, oder die Benennung stammt von Umständen und Zufällen, von denen längst niemand mehr etwas weiß.

Der Totengraben ist ein zerklüftetes Gehäng, das sich aus dem rings umgrenzenden Waldgebirge hebt und in seiner bleichen Starrheit inmitten des dunkeln Tannengrüns wohl an den Tod erinnern kann; innerhalb seiner Steinwelt aber ist er voll des formenreichsten Lebens, wie es nur irgendwo das Hochgebirge bietet. Da gibt es Felssturzweh abfallende Wände in grauem Gneis und silbernem Gran, abenteuerliche Faltungen, mit Latzchen und Almrosen bekränzt, ewig feuchte Schächte, in denen unsichtbare Wasser dräusen, unheimliche Löcher und Höhlen, vor denen auf grünem Sammetboden der Edelweissstern in unschuldsvoller Weiße blüht, da gibt es „Schmaln“ und „Köpfel“, „Reißn“ und „Plattn“, „Wandl’n“ und „Gumpn“ mit frostklarem Wasser, Graslauer und Latzchenfelder, alles, was der Bergjäger liebt und bei seinem Planen und Schleichen wohl in Erwägung zieht; nur die Hauptfache gab es nicht mehr, die dem Ganzen erst Wert verlieh, es weit und breit berühmt machte: „das Gams“, für das der Totengraben doch grad g’machsen war. Wie reagls’n mit einmal!

Und daran ist nix schuld als der verdammt Daffelbier mit seiner lohschwarz’n Kutt’n, der sich da oben unter der rot’n Wand eing’nist hat. Glaub’n Sie’s oder glaub’n Sie’s net, der Jägersepp sagt’s, und der kennt fl aus, mei Freund! Da gibt’s nix. Solang der net wegpugt is, sagt er, wird’s net bessr, und gehn thut er grad drauf, seit zwei Jahren schon, aber ums Verreck’n kommt er net z’ schlaß’n.

Aber hört, Kinder, wenn auch ein Einsiedler mitten im Gewänd’ die Jagd empfindlich stört, ihn, falls er nicht mit andern Mitteln zu entfernen ist, gleich wegpugen — so einen frommen Mann! Das hätt’ ich auch als guten Christen nicht zugetraut, daß ihr das billigt.

So ähnlich war die Rede der Leute und die Entgegnung eines harmlosen Gelehrten, der in der Wirtshaus zur „Leit’n“, eine Bestunde vom Totengraben, seine Erkundigungen einzog.

Zuerst schallendes Gelächter, das den Eindruck unverwehlicher Hoheit sichtlich nur vermehrte, dann Stöße mit dem Ellbogen, vernehmliches Händeln — die Verschönerung war fertig.

„Da halt wohl recht, Herr, — aber halt do, schau, wenn’s halt anders gar net geht —“

„Was moant denn, das für oaner is, mit oan’r lohschwarz’n Kutt’n, — was moant?“ fragte einer hinterlistig im unschuldigen Tone.

„Nun, das müßt wohl ein Benediktiner sein. Aber meines Wissens ist es in diesem Orden nicht Sitte —“

„Hört, Herr, die schwarze Kutt’n hat er grad zur Winterzeit, im Sommer tragt er a braune —“

„Den Orden kenne ich allerdings nicht. Das interessiert mich aber. Im Sommer eine braune —“

„Und an lohschwarzen Bart hat er, den gröscht’n —“

„Nun, das wärs nichts Besonderes, den tragen viele Mönche, besonders derartige Anachoreten —“

„Boll, woll, — da magstich ganz recht hab’n, Herr! Aber woltorn hoast is er drauf, der Jägersepp.“

„Auf den Bart? Ja, was will er denn mit dem Bart?“

„Das is guat! Aufgesteck’n halt auf’n Quat die Sonntag...“

Das Wirtshaus zur „Leit’n“ liegt allein im tiefen Forst, weitab keine menschliche Niederlassung, eine niedere, rauchgeschwärzte Stube, ein Lichtlicht, die härtigen Gestalten alle — der Abend dämmerte schon.

Dem Fremden war es nicht mehr geheuer. Er zog es wohl vor, auf der Straße von der Nacht überfallen zu werden, zahlte und ging, vielleicht fest entschlossen, an der nächsten Stelle die Behörde von dem verbrecherischen Plane gegen den Einsiedler vom Totengraben in Kenntnis zu setzen.

Es war im November darauf — Gamsbrunnzeit! Mein Standaquartier war wieder einmal das Wirtshaus in der „Leit’n“.

Der Sepp war schon da zum Empfang. Ein hägerer Hiel, baumlang, mit einem roten Bart, did wie eine Fuchsrute, einer einfalligen, harmlosen Miene, hinter der die Schlaubeit lauerte.

„No, Sepp, wie sieh’s? Wo paden wir’s an morgen?“

Der Sepp rückt das Hül’ mit der Spielhahnfeder und kratzt sich hinter dem Ohr.

„Mein Gott, was lamist sag’n! In der Breitlahn’ halt, moanet i, Gams grad g’nua, wenn’s mag.“

„Und warum denn nicht im Totengraben? War ja ausgezeichnet vor zwei Jahren.“

„Vor zwei Jahr’n wohl, — aber jezt —“ er winkte ärgerlich ab. „Ganz aus is damit.“

„Ah so, wegen dem Einsiedler mit der Sommer- und Winterzeiten?“

„Er lacht nicht mit.“

„Glaubst du wirklich daran?“

„Werd’s wohl glaub’n müass’n, wenn i’s selb’r sieh, wie er kein Stückl eina laßt, der Teufelsbock, der verdammt.“

„No, dann wär’s ja höchste Zeit, daß er abgeschossen wird.“

„Moanet S’ vielleicht, i hab’s grad einmal probiert? Den schiag ma net, das sag’ i gleich.“

„Abergläubisch, Sepp, — was?“

„Wir schiass’n halt net, weiter sag’ i nix — grad jezt verlor’n.“

„Aber jezt in der Brunn! — Glaubst wirklich, daß er’s mit dem Hölidat so g’nua nimmt?“

„Der scho, auf die Goas is er ganz narrat. Traut si a keine mehr ein.“

„Sepp, jezt machst mich erst recht heiß darauf. Jezt gehen wir morgen in den Totengraben.“

„Doch der Sepp halte alle irdenlichen Einwendungen. Er möchte seinen Feiern doch zu Schutz bringen, und das Vorzevier, und ein Gamsbock, das wär ja grad ein Triffauf. Er sei auch gar net so besonderr, wie die Leut’ alleweil reden, a sechsjähriger Bock, die eine Kruck’n abbroschen no dazu, und in der Breitlahna hätt’n wir grad die Auswahl.“

„Nun, ich ließ mich überreden.“

Mit dem Herausjuchen war es nicht so weit her in der Breitlahna. Viel Gerassel, aber wenig gute Böde. Nebel, schlechter Wind thaten das übrige. Nach dreitägiger Wirtshaus war ein Bierjäger die einzige Beute.

Jezt muß der Einsiedler her! Der Verdacht ließ mich nicht mehr los, der Sepp wollte ihn für sich reservieren.

Es war der 24. November, ein froststarrer Morgen, mähiger Schnee. Der Totengraben war noch in leichter Nebel gehüllt; der Sepp benutzte ihn zu neuen Einwendungen, aber vergebens.

Im Hinaufgehen durch den blühenden Hochwald mußte er erzählen. „Also wie ist es denn gegangen eigentlich mit diesem Einsiedler? Was ist ihm denn aus einmal in den Grund gefahren?“

„Was denn — als b’ Weibkreut!“

„Dem alten Teuff!“

„Da is der Teuff nia z’ alt dazu. I kenn’ ihn ja scho seit Jahr’n, an seiner weiten Kruck’n. In der Krenn’ is er recht bögg’n dahoam. Den hätt’n S’ jezt soll’n! Grad Goas hat er krieh’n, auf und nieh’n, lei schärfter weit und breit. Der Best’ hat ihm weich’n müass’n, und b’ Goas san ihm grad nachg’reant, als wenn er alsoan oaner war, — g’wis! Die All’n und die Jung’n, alle hab’n sem g’hört. Lustig war’s zum Anschau’n.“

Mit oan Schlag war ein End’, als wenn ihn der Bod’n verschluckt hätt’. Muast ihm scho was net past hab’n, ’s Jahr drauf beeg’n i ihm im Totengraben. Auf’s erst’ hab’ i ihn kenn’t, die linke Kruck’n abbrosch’n, in der Ded’n den größten Riß, — heut siecht man’s no, — ganz alsoan in der schwarz’n Gump’n, aber lei Goas mehr weit und breit. Und dabei is blic’h’n, und antönnna hab’ i ihm a nie, was i a all’s probiert hab’.“

„Der Teuff’schlag, die schwarze Gump’n! Der Wind alleweil schlecht, bal’ d’ einischauft, der Bock beim Teuffl — bal’ b’ net einischauft, — no, nachher siecht ihn eh net.“

„Wüsst’ sich grad einmal so eine alte Lieb’ in ihm wieder rühren,“ meinte ich, „wät’ ja möglich — kommt vor, nach vielen Jahren, Sepp, auch bei den Einsiedlern!“

„Bei dem wohl net, das is a ganz auß’stornet. Werden’s ihm scho g’macht hab’n darnach, die Quad’. Das giebt’s a Herr, das hab’ i selb’r erfahr’n.“

„Er wurde schweigen von da an, schlimme Erinnerungen tauchten sichtlich in ihm auf.“

Der Totengraben ist vom Hochwald aus, aus dem er sich erhebt, nicht zu begeh’n; ein Wall von mächtigen Steintrümmern und Lavinenstürzen bildet ein unüberwindliches Hindernis, besonders wenn es zu birschen gillt.

So stiegen wir seitwärts durch das mächtige Latzchenfeld an, das bis zur Schneid hinauf einen dunkeln Saum bildet. Der Steig, der hindurchfährt, war verwetzt, der Schnee zäh und tief — eine Hundearbeit!

Endlich nach zwei Stunden ist’s überwunden, noch jezt Schritt vor gegen den Grat, und das Gewänd’ des Totengrabens liegt vor uns.

Sepp hustet in den Out, die Wäsche wird untersucht, das Bistier — dann gebückt vor. Der Wind zieht herauf. Wenn er jezt unten ständ’ im Gewänd’! Der Gedanke wird zur fixen Idee. Jezt kriechen wir auf dem Bauch, heben die Köpfe — eine Steinwildnis liegt vor uns, zerklüftete Türme, Wände wie Mauern, zerrißene Gräben, dazwischen blinkende Schneefelder, steil abfallend, wie poliert.

„San ma froh, daß er net scho pfeist,“ tröstet mich der Sepp.

„Alles leer, Winterruhe, nicht einmal eine Fährte kreuzt ringsumber den Schnee.“

„No, was hab’ i g’agt?“

„Wässen wir halt in die schwarze Gump’e schauen, Sepp.“

„Wird si’ hart mach’n bei dem laut’n Schnee. Wenn S’ moana! Aufspriß’n wird er halt. Das is all’s!“

„No, dann spritz er halt ’raus. Dann hab’ ich ihn wenigstens gesehen, den toll’n Einsiedler.“

Der Weg ist grad nicht rimeilig. Ueber im Schnee vergrabene Stellwandeln, steil herab, steil hinauf, aber glatte, scharf geneigte Flächen, jeder Schritt wohl zu überlegen.

Als ob nie eine Gams den Totengraben bewohnt, — alles still, so öde ringum. Fast recht mich schon der schöne Tag.

In einem schmalen Ramin geht’s jezt aufwärts, der schwarzen Gump’e zu. Ich kenne sie. Dieselbe Geschichte. Sie ist weder besonders schwarz, noch entspricht ihre Gestalt dem, was man hierzulande eine Gump’e nennt. Ein enges Felskar, das sich inmitten des Gebirgsfelses eingestalt, wie die Föhlung eines Zahnes. Der Ramin, den wir hinaufstiegen, endet in eine schmale Scharte. Höchste Vorsicht ist nötig!

Hier liegt ewiger Schatten zu dieser Jahreszeit. Infolgedessen zieht der Wind in das Kar. Ein Erheben des Kopfes über den Rand der Scharte genügt für den Einsiedler, wenn er in seiner Mause ist.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährtn! Sehn Sie’s?“

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schmir eine Gensfährte, die quer in dem Gefrösch sich vertiert.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährtn! Sehn Sie’s?“

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schmir eine Gensfährte, die quer in dem Gefrösch sich vertiert.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährtn! Sehn Sie’s?“

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schmir eine Gensfährte, die quer in dem Gefrösch sich vertiert.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährtn! Sehn Sie’s?“

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schmir eine Gensfährte, die quer in dem Gefrösch sich vertiert.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährtn! Sehn Sie’s?“

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Karz zieht sich wie eine leuchtende Schmir eine Gensfährte, die quer in dem Gefrösch sich vertiert.

„Obacht! Obacht!“ flüstern wir uns zu.

Wüchs herunter, Habn übergezogen — nur ein rascher Schuß kann da helfen. Jezt haben wir die Scharte.

„Lassen S’ mi schau’n,“ meint der Sepp.

„Gut, schau.“

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.



**Letzte Stunde**

Nach dem Gemälde von Ribert Baur

### Naßt eine neue Eiszeit?

Die Bevölkerung der norwegischen Küste befindet sich in großer Aufregung. Ihr Haupternährungsgegenstand, der Fischfang, wird gefährdet durch das Erscheinen von Walen und Kolben und andern Fischräubern der nördlichen Meere. Zwar sind weder Wale noch Kolben Seltenheiten an den Lofotenküsten, aber in diesem Jahre treten sie unter ganz besonderen Umständen auf. Teils haben sie sich in ungewöhnlich großen Scharen eingestellt, teils sind Arten erschienen, die sonst nicht so weit südlich ziehen, wie der Weiskwal und die Blasenrobbe, und während fernere die häufigeren Wintertouristen unter den Wale, die Grönlandwale, Finnwale und Grindwale, die Küststöße nach ihrer Polarmerchmal bereits mit dem April antreten, haben sie in diesem Jahre ihre Sommerzüge an der nordöstlichen Küste Norwegens beibehalten. Die Eingänge zu den Buchten und Kanälen der Lofoten versperrend, wollten diese raubgierigen Saison Gäste in dem mimmelnden Dorschfang, heunruhigen ihn und behindern so die Lofotenbewohner in der Ausübung des Dorschfanges. Diese Ungewöhnlichkeiten in dem Auftreten hochnordischer Tiere haben auch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf sich gelenkt, und einer der bedeutendsten norwegischen Forscher, Professor Sars, hat die Erklärung abgegeben, daß das Vordringen der polaren Meeresbewohner das erste Anzeichen für den Beginn einer neuen Eiszeit sein könnte.

Bekanntlich haben die gemäßigten Breiten der Erde wiederholt Perioden erlebt, in denen große Teile vergletschert waren. Für Deutschland bildeten die Ausgangspunkte dieser Riesengletscher einerseits die Alpen, andererseits Norwegen mit Schweden und das nordöstliche Rußland. Man unterzeichnet mindestens zwei Eiszeiten, die vermutlich durch Jahrtausende voneinander getrennt waren. Gewaltige Findlingsblöcke, Anhängungen von Felstrümmern und Schuttschichten, die die Gletscher aus ihren Ursprungsgebieten mit sich führten und abgelagert, sind noch heute die Hinterlassenschaften der Eiszeiten. Ueber die Ursache der Eiszeiten herrscht keine Sicherheit, dagegen ist sehr wohl die Annahme gestattet, daß sie sich, wie in der Vergangenheit, so auch wieder in der Gegenwart und Zukunft geltend machen kann. Der Anbruch einer neuen Eiszeit ist daher an sich nicht undenkbar. Aber genügen die augenblicklichen Beobachtungen, um den Eintritt einer neuen Vereisung zu begünstigen, oder lassen sie auch noch eine andre Deutung zu?

Auch in der Polarregion sind die Witterungsverhältnisse in den einzelnen Jahren durchaus nicht, wie man vielfach glaubt, völlig gleichmäßig, sondern sie stehen oft genug in volstem Gegensatz zueinander. Als im Jahre 1871 Graf Wilczel mit dem „Föhjörn“ zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja war, war das Meer ganz eisfrei. Bis auf 100 Meilen von Nowaja Semlja war kein Eis vorhanden. Dagegen reichte im Jahre 1872, als Payer und Wegener mit dem „Tegeltboff“ ihre Expedition unternahm, das Eis von Spitzbergen hinter bis zur Karischen Straße, und vor der Weisküste von Nowaja Semlja lag ein bis über 100 Seemeilen breiter Treibeisgürtel. Während in dem einen arktischen Winter die Tiefe des neu gebildeten Eises nur 1 Meter beträgt, mißt sie in einem andern 25 Meter. Auch die wechselnde Zahl der Eisberge, die vom Nordpol in den Atlantischen Ozean eintreten, ist ein Beweis für den schwankenden Witterungscharakter. In dem einen Jahre werden nur wenige Eisberge, in einem andern ganze Scharen beobachtet. Daß man doch schon an der Neufundlandbank an einem Tage 350 Eisberge gezählt. Aus allen diesen Erscheinungen ergibt sich, daß die Ausdehnung der polaren Eisbede das eine Mal geringer und das andre Mal bedeutend größer ist. Schon eine außergewöhnliche Ausbreitung der Eisbede kann die hochnordischen Tiere veranlassen, ihren Aufenthalt weiter südlich zu nehmen, denn sie schränkt ja ihr heimatliches Wohngebiet beträchtlich ein. Ein Sinken der winterlichen Temperatur, noch mehr jedoch das später eintretende Auftauen außerordentlich großer Eismassen erniedrigt aber auch die Temperatur des Meerwassers. Im Jahre 1871 fand die Tegeltboff-Expedition im September bis zu 91 Metern Tiefe nur eine Temperatur von 1,1 Grad Kälte vor, im August 1872 dagegen bis zu 60 Metern Tiefe schon 1,7 Grad und in 100 Metern 2,6 Grad Kälte.

Mit der Temperatur des Meeres steht aber die Entwicklung der pflanzlichen und tierischen Kleinorganismen der Dorschsee in innigstem Zusammenhang. Und mit ihrer jeweiligen Entwicklung verändern sich auch die Ernährungsverhältnisse der

größeren Tiere und die Möglichkeit ihres Vorkommens im Polarmeer. Die Nahrung, die die Dorschsee darbietet, stellen jene mikroskopisch kleinen pflanzlichen Gebilde dar, unter denen die Diatomeen oder Kieselalgen die erste Stelle einnehmen. Von ihnen wieder leben die winzigen Würzelsüßer, Giltteriere, Nudeltresen und Floßentwicker, die man mit den Kleinalgen unter der Bezeichnung Plankton, das freischwebende, zusammenfaßt. Das Plankton aber ist teils unmittelbar die Nahrung für die höheren Tiere, teils gewährt es erst den Unterhalt für die schwächeren Vertreter der Fischwelt, die ihrerseits wieder den stärksten Fischräubern, den Wargern unter den Wale und den Kolben zum Opfer fallen. Ein tieferer Zurückgang der Meerestemperatur, eine größere Ausbreitung der kalten Meeresströmungen unter dem Einfluß anhaltend wechsender Winde, Temperaturschwankungen der letzten Ausläufer der warmen Strömungen, wie denn die nördlichen Endverzweigungen des Golfstromes in einzelnen Jahren eine um 3 bis 4 Grad niedrigere Temperatur haben, Abweichungen dieser Strömungen von den regelmäßigen Richtungen, sie werden im stande sein, die Entwicklung des Planktons zu stören und zu hemmen, während umgekehrt besonders günstige Temperaturlagen sie fördern und heben. Wie sehr äußere Einflüsse im Leben der Kleinorganismen mitspielen, zeigt unter andern der Umstand, daß stärkere Belichtung die Planktontiere in die tieferen Wasserschichten scheucht. Bei Tage und selbst noch in mondlosen Nächten ist die Oberflache des Meeres an ihnen ziemlich arm. Mit dem Aufbruch der Dunkelheit dagegen steigen sie wimmelnd empor. Den meisten Planktontieren bringt der Uebertritt von wärmerem in kälteres Wasser den Tod. Als die englische Challenger-Expedition aus dem warmen Schwärzen Strom bei Japan in das südliche kalte Wasser gelangte, fand man große Massen pelagischer Tiere durch den jähen Temperaturwechsel getötet. Bei dem Uebergang aus dem warmen Wasser des Stillen Ozeans in das kalte Gebiet der Westküste Chiles wichen die Würzelsüßer den Diatomeen und Hydromedusen. Die Temperatur der Meeresströmungen ist geradezu entscheidend für die Vorkommenheit an Tieren. Besonders scharf tritt dieses Verhältnis in der Nähe der Neufundlandbank hervor, wo sich der von Norden kommende kalte Labradorstrom mit dem südlichen warmen Floridastrom kreuzt. Während der kalte Strom das Gebiet der niederen Krebs-, Floßentwicker und Wale ist, tut sich nach wenigen Stunden mit dem warmen Floridastrom das Reich der verschiedenen Seequalen, der Feuertiere und fliegenden Fische auf. Ganz ähnliche Beobachtungen werden dort gemacht, wo bei Spitzbergen der Ausläufer des Golfstromes dem Ulfströmchen begegnet. Dieser letztere Strom ist frei von Medusen, dagegen bringt sie das Schwelbez massenhaft aus dem Golfstrom heraus. Der Golfstrom führt sogar Fische des wärmeren Atlantischen Meeres bis an die norwegischen Küsten.

Die Verteilung der Lebewesen der Dorschsee ist überhaupt durchaus keine gleichmäßige, sondern eine örtliche, und zeitliche Anhängungen wechseln mit nur schwach besiedelten Bezirken. Die deutsche National-Expedition hat auf ihren Ratten zahlreiche Gebiete des Atlantischen Ozeans eingetragene, die die schwankende Dichtigkeit und Ausdehnung des Planktons deutlich erkennen lassen. Ebenso wechselt in der Polarmercen Reichum mit Armut. In der Nähe der Bäreninsel findet sich in den Sommermonaten ein üppiges Planktonleben vor, das durch große Schleimengen, die die Fischer Käl nennen, ein eigenartiges Gepräge erhält. Vermutlich wird dieser Schleim von Diatomeen und andern Kleinalgen abgeleitet. Vom südlichen Eismeer sind ebenfalls berartige örtliche Ansammlungen bekannt. Die Challenger-Expedition beobachtete sie von 50° s. Br. an über weite Strecken und sichtete mit dem Tauneye solche Massen von Diatomeen auf, daß sie, am Ofen getrocknet, einen dicken Fils bildeten. Zwischen Island und Norwegen erscheinen gegen Jahresende periodisch zahllose Scharen von minigen Nudeltresen, die den nachziehenden Heringszügen zum Futter dienen. Ihre Milliarden färben das Meer rötlich, und die Fischer bezeichnen sie als Kolaas. In andern Gebieten häufen sich Unmengen von Floßentwickern und Floßtressen an, die das sogenannte Walffischeas darstellen. Sie sind die hauptsächlichste Nahrung der ungeheuren Wale. Ein ganz eigenartiges Phänomen endlich sind die sogenannten Tierströme des offenen Ozeans. Die pelagischen Tiere und Pflanzen sind hier massenhaft angehäuft und ans dichteste zusammengeedrängt. Millionen und Abermillionen kleinster Geschöpfe schweben in glänzenden Streifen, die wie schmale Bänder die Oberflache des Wassers kreuzen, bunt

Nicht ober uns zog sich die Fährte hin. Wir folgten ihr Schritt für Schritt in das Gewand.  
Plötzlich gibt es Sepp und mir einen Riß. Er wirft sich förmlich zu Boden. Ich folge ihm. Die Waas! flüstert er.

Ich spähe durch das Laßchengraß vor mir. Nicht, da steht sie auf einem Felsed, keine hundert Schritt weit. Starr äugt sie in die Tiefe. Das Spiel kenne ich. Und schon geht's hinunter, daß der Schnee stäubt, auf unsrer Seite herauf. Ich lasse ihren früheren Standpunkt nicht aus den Augen — und plötzlich ist er besetzt — lohlschwarz steht er drüben.

„Salta, der Dansiedler!“ flüstert Sepp. „Jetzt jagt er!“

Der Bod ist im Nu verschwunden — und nun beginnt eine wilde Jagd zwischen den Laßchen und Felsen, jeden Augenblick taucht ein schwarzer Körper auf, ob Bod oder Weiß ist nicht mehr zu unterscheiden, aber von „außajag“ keine Rede.

Ich höre deutlich das begierige „Blättern“ des Bodes — dann wird's wieder still. Der Aem stadt einem, das Auge brennt.

„So a Tropf, so a grundsalscher,“ philosophiert Sepp in seinen Bart.

Da taucht der Weißgrind auf, dicht vor mir. Sie hat mich richtig schon eräugt. Ein Pfiff — dahin die schöne Braut, daß die Laßchen wackeln. Da tritt er heraus, in seinem Wahn die Warnung überhörend. Borna schlägt er mit den Läufen, der zottige Hals ist gelblich.

„Schlafen Sie! Um Gottes willen schlafen Sie!“ flüstert Sepp.

Ich senke das Korn in die schwarze Brust — ein kurzer Knall, vom Schnee gedämpft —, der Bod hebt sich vorn, überstürzt sich, wieder auf, und hinunter. — Sepp und ich nuscheln in wilder Eile. Schon leuchtet von weitem die rote Fährte als Verheißung — noch ein Sprung über ein Wand'l, und da liegt er im Schnee, der Einsiedler vom Totengraben. Noch einen vorwurfsvollen Blick — was hab' ich dir getan? — dann bricht das Auge.

Ich zittere vor Weidmannslust.

„Wirkli is er's, der Dansiedler! Jetzt tran' i aber loaner Kutt'n mehr,“ meint Sepp. „Ein Prachtstier! Wie ein Bär! Und der Bart, der ihm auf dem Rücken steht!“

Sepp bricht ihn auf, nicht ohne heftigen Ausfall auf den Falschen.

Ich betrachte wie die stille Klause, in die er vor der Welt geflohen, um ihr, der rastlosen Berufsherin, jetzt doch zu erliegen. Wer weiß, welchen Zweifelsakt dies Höhenberg erlitten, mit welcher kunstlichen Künsten es ihn vor neuem umgarnet.

Im Totengraben herrschte wieder tiefe Ruhe, der Abend zog herauf und ergoß seine Glutten über die Schneefelder. Die Fährte der Berufsherin leuchtete jetzt wie eine Rubinensette.

Der Sepp schritt vor mir, auf dem breiten Buckel den Einsiedler, in dessen Augen geisterhafte Lichter spielten.

Es war mir nicht einmal so recht extra hinterher, — als ob ich einen Frieden freudentlich zerstört, — bis ich in das Wirtshaus zur „Zeit'n“ kam, dann war's vorbei mit aller Philosophie.

Der Dansiedler war die Verwunderung von jung und alt, — und ich der Held des Tages.

Ob der Geschichte von damals sein hartes Urteil über das „Weggehen“ eines Einsiedlers beim Anblick des Toten zurückgenommen, weiß ich nicht — laum!

Es gehört immerhin die Anschauung eines Jägers dazu, um ganz darüber hinwegzukommen. Aber ich kann nichts dafür, ich denke immer noch mit verbrochener Lust an den herrlichen Weidmannslust und an den Einsiedler vom Totengraben.

### Herzengeschichten

Das Herz, was mag's für Wunder wagen:  
Bald näbert's lüstem sich dem Magen,  
Bald kommt es wie auf hohen Wogen  
Hellschwärmend durch den Kopf gezogen.  
Dann sinkt es zitternd in die Schube,  
Und kaum, dass du's gebracht zur Ruhe,  
So stößt es schon mit hübnem Schwung  
Vertraulich plaudernd auf der Zunge.  
Ja, wie das musste mir passieren;  
Man kann es ganz und gar verlieren  
Und bringt ein andres zurück —  
Und das nennt dann der Mensch sein Glück!

Ernst Willrich

durcheinander. Bald sind sie zahlreich, bald nur spärlich oder fehlen ganz, heute tauchen sie hier, morgen dort auf, die einen haben diese, die andern eine entgegengesetzte Richtung. Schöpft man aufs Geratewohl mit einem Glase einen Teil aus dieser Tieruppe heraus, so besteht oftmals die größere Hälfte aus Tieren und nur die kleinere aus Wasser. Schon von weitem sind die Seetierstraßen gewöhnlich an der spiegelglatten Beschaffenheit kenntlich, die die Meeresoberfläche hier zeigt, während sie dicht daneben mehr oder weniger gekräuselt ist. Meistlich kann man einen solchen fligen Tierstrom, der meist eine Breite von 5 bis 10 Metern besitzt, weiter als einen Kilometer verfolgen, ohne eine Abnahme des dichten Tiergewimmels in ihm wahrzunehmen, während zu beiden Seiten das Meer fast leer ist oder nur einzelne verstreute Nachzügler aufweist.

„Entwähnen, bis den Bau der Welt  
Philosophie zusammenhält.  
Erhält sich das Getriebe  
Durch Hunger und durch Liebe.“

sagt Schiller. Da die Meerestbewohner wohl kaum je die Geheimnisse der Philosophie in sich aufnehmen dürften, so werden für sie stets der Hunger und nächst ihm der Drang zur Erhaltung der Art die bestimmenden Triebkräfte bleiben. Der Bestand des Seetierlebens beruht auf dem Vorhandensein ausreichender Nahrung, und deren letzte Quelle ist, wie schon angedeutet, das pflanzliche und demnächst das tierische Plankton. Ihm folgt das ganze Meer der höheren Seetiere. Bei den Wanderungen, die diese Tiere unternehmen, liegt, abgesehen von der Auswahl geringerer Laichplätze, das Schwergewicht auf der Nahrungssuche. Der Hering zieht den wüsten Krustern nach, ihm folgt der Dorsch, und beiden schließen sich die Möwenschwärme, die Haie des Nordens, die Robben und Schwertwale und Weißwale an. Von dort, wo die Nahrung mangelt, wenden sich die Scharen ab, um sich dorthin zu begeben, wo ihnen der Tisch reichlich gedeckt ist. Unter normalen klimatischen Verhältnissen wird die lockende Nahrung zu bestimmten Zeiten immer wieder in denselben Gebieten in Fülle zu finden sein, und dann verlaufen die Wanderungen der Seetiere regelmäßig. Der Hering erscheint in Norwegen von Februar bis April, an der schottischen Küste von April bis Juni. Im nördlichen Europa stellt sich der Dorsch im Februar, im Norden Amerikas im Mai und Juni ein. Ebenso pünktlich treten für gewöhnlich die Thunfische im Mittelmeer ihre Wanderungen an. Auch die Wale unternehmen alljährlich große Reisen nach dem Süden. Die nördlichen Küsten meiden sie in der Regel, dafür drängen sie aber bis in den Merkurs von Mexiko vor und vereinigen sich in das Mittelmeer ein.

Treten aber zeitweilig klimatische Störungen ein, die das Wohngebiet im Norden einschränken und die Tiere verschüchtern oder wenigstens den Nahrungsbestand schwächen und verringern, so rücken die tierischen Polarbewohner notgedrungen in Gegenden vor, denen sie sonst fern bleiben, und ändern auch den regelmäßigen Verlauf ihrer Wanderungen ab, um neue, nahrungsreichere Bezirke zu entdecken und aufzusuchen. Schon die Verfolgungen durch den Menschen können die hochnordischen Tiere zur Verlegung ihrer Sige bestimmen. Der Grönlandwal weilt vor dem im November bis April auf der amerikanischen Seite an der Labradorküste und in der Hudsonsbai. Die anhaltenden Nachstellungen lassen ihn aber gegenwärtig nach dem Beringsmeer ziehen. Noch mächtiger natürlich wirken klimatische Einflüsse und der Hunger. Es ist bekannt, daß die Wanderzüge der Heringe oftmals ausfallen. In den Jahren von 1556 bis 1587, 1660 bis 1675, 1748 bis 1808 wurden an der skandinavischen Küste Unmengen von Heringen erbeutet. In den Zwischenjahren aber erwarbete man sie vergeblich. Erst im Jahre 1870 kehrten sie wieder. Der regelmäßige Sardinenzug an der Küste der Bretagne blieb in diesem Frühjahr aus. Wieberholt sind schon hochnordische Fische, wie der Goldlach und der Stangfisch, in Nordsee und Ostsee gefangen worden. Ebenso wandern Fische dieser Meeresküste gelegentlich in die Flüsse hinein. Meistlich schon drangen Dorsche, Schellfische und Amselbühne in die Unterelbe ein. Schollen hat man schon im Rhein bei Mainz und in der Mosel bei Metz gefangen. In unsern deutschen Küsten sind für gewöhnlich nur der gemeine Seehund, die Ringelrobbe, die Kegelrobbe und seltener der Graukel vertreten. Aber auch die aus dem Norden stammende Blasenrobbe und der mondflackige Seehund sind öfters beobachtet worden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelangten Seehunde durch die Elbe und Elde in den Schweriner See. Aus der Ostsee schwammen Robben bis Küstrin und Frankfurt an der Oder. Wale drängen immer



Pieve di Cadore mit dem Monte Dorsano

von neuem in die deutschen Meere ein. Im Jahre 1825 erbeutete man bei Rügen einen Blauwal, einen andern 1862 bei Wied in der Nähe von Greifswald und 1875 einen dritten bei Danzig. Im Jahre 1882 geriet ein Finnwal von 80 Fuß Länge auf den Sand bei Torum an der Nordsee-küste. Grönlandwale erschienen 1851 bei Rügen, 1874 nahe der Mündung der Penne und 1884 an der Küste von Seeland.

Das gelegentliche Vorkommen nordischer Tiere bis zu den europäischen Gestaden ist also an sich nicht etwas völlig Ungewöhnliches. Es fragt sich nur, ob in den Polarregionen im vorigen Winter wirklich erhebliche Abweichungen von dem Durchschnittsklima aufgetreten sind, die eine vorübergehende Auswanderung herbeiführen konnten. Das ist in der Tat der Fall. Der verfloßene Winter und das diesjährige Frühjahr mußten außerordentlich streng und kalt gewesen sein. Seit langer Zeit ist die vom Nordpol kommende Eiszeit nicht so gewaltig gewesen wie in diesem Frühjahr. Südlich der Neufundlandbank haben die Dampfer unabhörbare, nach Norden sich erstreckende Eisfelder und eine selten große Anzahl von mächtigen Eisbergen beobachtet, durch die sie tagelang unter der beständigen Gefahr des Zusammenstoßes hindurchfahren mußten. Die Hauptmasse des Eises ist in diesem Frühjahr reichlich um einen Breitengrad weiter südlich vorgezogen, als es sonst geschieht.

Aus diesem Grunde haben auch unsere transozeanischen Dampfergesellschaften ihre vereinbarten Routen nach New York beträchtlich nach Süden verlegt. Ähnlich scheint die Witterung am Südpol gewesen zu sein.

Nach allen Erfahrungen darf man annehmen, daß dem Vorstoß der hochnordischen Gäfte nur eine zeitweilige Verschärfung des Witterungscharakters ihrer Heimat zu Grunde liegt. Wie sie gekommen sind, werden sie auch wieder abziehen.

Wahrscheinlich würde sich übrigens der Beginn einer neuen Eiszeit nur ganz allmählich bemerkbar machen. Das eine aber steht fest, eine neue Eiszeit müßte in den europäischen und nordamerikanischen Kulturgebieten Unmengen hervorrufen, wie sie die Geschichte bis jetzt noch nicht kennt.

Eds. Brömmann

## Pieve di Cadore

Tizians Geburtsort

Pieve di Cadore, Tizians Geburtsort, liegt in hochromantischer Gegend auf der Scheide zwischen Deutschland und Welschland, mitten im Herzen der unergleichen Tiroler Dolomiten. Von deutscher Seite erreicht man den Ort von dem im Pustertal an der Strecke Marburg-Franzensfeste der österreichischen Südbahn gelegenen Toblach aus, von Italien entweder über Belluno, den Endpunkt der von Venedig über Treviso dorthin führenden Bahnlinie, oder über das an der Venedig mit Triest verbindende Linie gelegene Vittorio. Welchen Ausgangspunkt man auch wählt, immer muß man, lege man den Weg zu Fuß oder zu Wagen zurück, eine der schönsten aller Alpenstraßen benutzen, um zu dem kaum etwas mehr als 3000 Einwohner zählenden, unweit der



Clyten - Denkmal in Pieve di Cadore



Cortina - Platz

deutschen Grenze gelegenen Distrikthauptort der italienischen Provinz Belluno zu gelangen, die in ihrer Art einzig dastehende Ampeyaner Straße. Von beiden Ausgangspunkten aus nimmt die Wagenfahrt, zu der auch die Post benutzt werden kann, zwei bis drei Stunden in Anspruch.

Besonders lohnend gestaltet sich die Fahrt von deutscher Seite aus. Die Straße verfolgt von Toblach aus zunächst die Richtung des auf das Pustertal sich öffnenden, ziemlich direkt von Süden nach Norden streichenden Tales der Mena, erreicht bei Schludersbach die Wasserföhre zwischen diesem Flüsschen und dem Boite und tritt dann, der Senkung des letzteren Wasserlaufs folgend, erst in das eigentliche, nach Süden sich öffnende Ampeyotal ein. Noch bevor die Grenze erreicht wird, nimmt das Landschaftsbild schon ganz den italienischen Charakter an, der bei dem unvergleichlich schön, leider nur in einer fast ganz schattenlosen Umgebung gelegenen Cortina d'Ampezzo auch in der Sprache und dem Wesen der Bewohner hervortritt. Der letzte Tiroler Ort ist Acqua buona, bei San Vito liegt die italienische Dogana — das Zollhaus — und in Botca gelangen wir zur ersten italienischen Poststation. Die Straße führt denn jetzt auch statt des auf der deutschen Strecke gebräuchlichen Namens der Ampeyaner Straße die offizielle Bezeichnung „Strada d'Almagna“.

Bevor wir nach Pieve di Cadore gelangen, beschreibt die Straße einen weiten Bogen, der uns in die eigentliche Tallandschaft von Cadore einführt, in die Ueberrung, die von dem Piave durchflossen wird und rings von hohen Bergzügen eingeschlossen wird, den Cadorischen Alpen, wie man sie ihrer charakteristischen Eigenschaften wegen genannt hat, mit den ansehnlichen Erhebungen des Antelao (3253 Meter), der Corbola (2583 Meter) und des Premaggiore (2471 Meter). Pieve di Cadore liegt drei Meilen oberhalb der Hauptlostation und dem Sitz des Polzhandels auf dem Piave, Perarolo, und macht, wie es hoch über der Talsohle an dem Hange eines Bergfettes lebt, den Eindruck, als bestände es nur aus ein paar Häuschen, die dort einmal bei einer allgemeinen Ueberschneemung der Flurniederung hängen geblieben seien. Im Gegensatz zu der Umgebung von Cortina d'Ampezzo atmet das Landschaftsbild hier nichts weniger als spezifisch italienischen Charakter; im Gegenteil, man könnte meinen, die mit hohen Fichtenwäldern bestandenen wildzerklüfteten Berge wollten energisch Protest gegen die Angliederung an Italien als das Land und die Heimstätte der klassischen Hirtenlandschaft erheben, denn fast könnte es einem vorkommen, als sei ein Stück amerikanischen Urwalds hierher versetzt worden, um in seiner Urmächtigkeit an einem lebenden Beispiel der Zivilisation zu zeigen, was für Fortschritte sie gemacht habe.

Nur wenige Fremde scheinen die wildromantische Schönheit dieses Alpenales zu kennen; wer hierher kommt, ist meist noch von den Eindrücken des sonnenverbrannten Tales von Cortina eingenommen und bleibt höchstens zum Frühstück oder über Nacht; wenn er fortgeht, bleibt ihm von Pieve nichts in Erinnerung, als daß es ein verschlafenes, langweiliges Dorf sei, und daß es im Reisehandbuch

als Geburtsort des großen Malers Tizian Vecellio verzeichnet steht. Selbst Landschaftler halten sich selten lange genug hier auf, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche Fülle von Motiven und eine wie unendliche Kombination dieser sich hier ihrem Pinsel darbietet. Für das Landschaftsbild ist in der Tat kein andrer Ort in dem ganzen südlichen Alpengebiete eine gleich ergiebige Fundgrube zu nennen. Dazu kommt die ungestörte Ruhe eines Aufenthaltortes ohne Handelsverkehr, gute, saubere Verpflegung und eine Luft, wie man sie reiner nicht auf der Spitze des Montblanc oder in dem als Eldorado für alle Lungenkranke so viel gepriesenen Engadin einatmen kann.

Pieve di Cadore (wörtlich: die Landbeckaneri von Cadore) liegt etwa 1000 Fuß über der Talsohle. Das nach zwei Seiten abfallende Gelände gestattet der Malaria keinen Zutritt, und die Tannenwälder und die weiten grünen Flächen lassen Staub kaum irgendwo aufkommen. Der wohlthuende Anblick des Wald- und Wiesengrüns wird nichts weniger als beeinträchtigt durch die nackten grauen Dolomitfelsen, die in düstiger Ferne über ihren kräftiger markierten, mit Wald bestandenen, aber weniger hohen Gefossen, dem Turanno, dem Marmarole, den Tizian so sehr liebte, dem schon genannten Antelao und der fast endlosen, im Süden sich über den Genssenwäldern erhebenden Reihe von Bergspitzen emporragen.

Pieve selbst hat sich keines weiteren Vorzugs zu rühmen, als daß es der Geburtsort Tizians, des unerreichten italienischen Koloristen und des Begründers der berühmten venezianischen Malerschule ist, denn der Umstand, daß 1797 hier die Oesterreicher von den Franzosen geschlagen wurden, kommt in seinen Erinnerungen kaum in Betracht. Dafür ist es aber auch ganz Tizian oder Vecellio — der große Platz heißt „Piazza Tiziano“, die Druckerei „Stampa Tiziano“, und selbst der Bäckerladen nennt



Tizians Geburtshaus in Pieve di Cadore

sich pomphaft „Forno Tiziano Vecellio“. Um die Ehre, das Geburtshaus des großen Malerfürsten zu sein, streiten sich mehrere Bauwerke, und es läßt sich kaum entscheiden, welchem dabei der Vorzug gebührt. Wollte man hoshaft sein, so könnte man sagen, das Haus, das offiziell als Geburtshaus bezeichnet und als solches geehrt werde, schade nur deshalb zu dieser Ehre gekommen zu sein, weil es die wenigste Wahrscheinlichkeit darbiete,

Deutmal mit dem von dem italienischen Bildhauer Dal Pozzo geschaffenen Standbilde des großen Malers entkühlt worden ist, muß Tizian ein für allemal als Piever gelten. Ein Haus in Pieve ist jedenfalls einmal für einen Vecellio gebaut worden, denn es trägt über der Tür das Familienwappen, und in einem seiner Zimmer befindet sich ein Wandgemälde, an dessen Herstellung Tizian beteiligt gewesen ist.

### Literatur

Zeit dem Verstummen der drei großen Dichter Michewicz, Szwank und Strakoski ist auch im polnischen Schrifttum der Winkler der Boeske (Koril und Epil) anzusetzen; von den andern Kollern gleichfalls sind es Romane und Novellen, die die schöne Literatur Polens befruchten. Von den älteren Autoren ganz abgesehen, ist ihre moderne Prosastil so reich an herorragenden Talenten, daß auch das Ausland sich befreit, von ihnen Kenntnis zu nehmen; eine Reihe der wertvollsten Erscheinungen liegt auch bereits in guten deutschen Uebersetzungen vor. Von den zeitgenössischen polnischen Autoren hat sich Heinrich Stenlewicz zuerst durch seine historischen Romane bekannt gemacht; es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, seine im Gestalter Verros scheinende Erzählung „Quo vadis?“ (von der eine Uebersetzung in besonders eigenartiger Ausstattung bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien) habe ihm eine Weltberühmtheit erworben. Nicht minder bedeutend aber ist Stenlewicz im psychologischen Roman, wie dies sein in Tagewortroman gezeichnete Roman „Chce Dogana“ darthut, von dem eine musterhafte Uebersetzung gleichfalls bei der Teutischen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgekommen ist. Um dies hochbedeutende Werk nun auch weiteren Kreisen bequem zugänglich zu machen, ist von ihm jetzt eine neue billige Ausgabe (geb. M. 2.50, geb. M. 3.50) veranstaltet worden, auf die wir uns hier beschränken wollen. „Chce Dogana“ zuzieht den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in seinen Bann und bezieht in der Selbstüberzeugung der äußeren und inneren Ereignisse des Geschehens zugleich die tiefsten philosophischen und religiösen Probleme, die die moderne Menschheit bewegen. Der Held des Romans, Leon Plezowski, detemnt im Anfang: „Ta ich nun fünfunddreißig Jahre alt geworden bin, ohne mit sagen zu können, jemals etwas für mein Heimatland getan zu haben — die Wohlthat abgesehen, daß ich nach den Universitätsjahren fast ganz im Auslande lebe — weil ich selber dieses Bestrebens mit einem gewissen Gefühl der Unzeitlichkeit oblag trotz des Humors, mit dem ich zuweilen die Tatsache aufnehme, und trotz des Skeptizismus, der mein ganzes Leben durchdringt, habe ich mich entschlossen, meine Verhältnisse aufzugeben. Zu Anfang meines Lebens, die für ihn in der Vergangenheit werden, und die geistigen Kräfte, die Plezowski durchmacht, verliert Stenlewicz in einer Weise zu schildern, die ihn den hervorragendsten Meistern des psychologischen Romans an die Seite stellt.

— Zwei Frauen stellt Paul von Schönhausen in seinem Roman „Die Frauen in der Gegend“ in charakteristischen Gegensätzen einander gegenüber, natürlich wohlhabendes Mädchen und eine sogenannte unerschaffene, d. h. erst oberflächliche Frau (Stuttgart, H. Benz & Comp.). Wie so oft im Leben, hat auch hier die äußere Güter ungetreue genug verhält. Das eine, das gekannte Mädchen steht als Glycerin in Flecken eine reiche Dame, die weder eine gute Tochter noch eine gute Mutter ist. Wohl bei deren Mann das volle Verständnis für die Tüchtigkeit der beiderseitigen Ehegenossen, das aber verfehlt aus die Abneigung seiner Frau gegen das „Mädchen“ der Frau, der schließlich

erschilt, gerichtet jedoch dem jungen Mädchen zum Heile. Bei einem frommen Betrage, an dem sie unbedachtlich teilhaben — es handelt sich um die Taufung einer im Sterben liegenden Weibin — lernt sie den Mann kennen, der ihre Katzung und Liebe gewinnt, und es steht zu hoffen, daß das arme Mädchen eine glückliche Frau wird. Die hochinteressante Erzählung stellt den einzigen Gegenstand eines von vielen Romanen dar.

— Von der Sammlung „Berühmte Kunststätten“, die seit Jahren im Verlage von G. H. Hermann in Leipzig veröffentlicht worden, sind unlangt wieder drei interessante Bände erschienen: Nr. 20: Florenz mit 222 Abbildungen, Nr. 21:



Angelobter Geburtshaus Tizians in Camp bei Cortina

Malro (mit 100 Abbildungen) und Nr. 22: Kugelhörn (mit 100 Abbildungen). Hierauf ist die an Kunstwerken reiche Stadt Hildesheim, und ihren historischen und künstlerischen Werdegang auf 240 Seiten übersichtlich dargestellt, nur nur einem Schriftsteller möglich, der vollständig über dem Stoffe steht und den Mut hatte, sich die Beherrschung eines so engen Rahmens aufzulegen. Adolf Hilgert, dem wir bereits eine geschickliche Darstellung der neuesten Kunstgeschichte verdanken, hat mit der ihm eigenwilligen Sicherheit und Freiheit den gewöhnlichen Stoff bezwungen. Für das Buch über die Hauptstadt Hildesheim ist der frühere Kenner und Wiederhersteller neobarocke Architektur, Franz Joliba, gewonnen worden. Er unterstützt mit eindringender Sachkenntnis in acht Kapiteln über die Bauzeit der Kreuzer, der Pauliner, Jesuiten und Wambulen, die Fontänen aus der Zeit der städtischen Herrschaft, die Profanbauten des 18. und die Statuen der Verstorbenen, d. h. der Wambulen- und Kalken-Gräber, Kugelhörn, die Stadt der Jagder, Weller und Feinsinger, die Geburtsstätte der Künsterfamilie Holwein, Wambulen, der Verblüffungsaufenthalt Maximilians, des letzten Kaisers, hat in Werdohl nicht einen bescheiden Koberner und Schilder erhalten. Mehr als 100 Jahre ziehen da an und darüber, und noch heute predigen Straßen, Gassen und Gäßchen, Monumental- und Profanbauten, Tore und Strassen von dem einst so blühenden Handel und lebendigen Kunstsinne ihrer Väter.

Die sehr unreif ganz mit Unrecht vielfach als einseitig demagogisch, hinfällig gerade religiöse Stoffe nicht und diekerliche Werke, die solche behandeln, einen unwiderleglichen Beweis. Einen geradezu beispiellosen Erfolg hat zumal die der Weltliteratur angehörende Wert gehabt, um dessen Einführung und Einführung der der zeitlichen Literatur sich die Zeitschrift Verlags-Kunst in Stuttgart durch die Herausgabe einer labellosen Uebersetzung in verschiedenen Ausgaben ein großes Verdienst erworben hat. Wir meinen den berühmten, in der Zeit Christi folgenden Roman „Ben Hur“ des nordamerikanischen Staatsmannes und Generals Lewi Wallace, mit Uebersetzung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von D. Dammert. Der Autor hat sieben Jahre lang alle Zeit, die ihm von seinen sonstigen Geschäften übrig blieb, diesem herausragenden Werke gewidmet, das den Leser durch die Echtheit und Anknüpfung seiner Schilderungen in höchst in jenseitigen gesehener Zeit und in die gegenwärtige Umwelt versetzt, daß er sich der Gegenwart förmlich entzückt fühlt und mit steigender Spannung den fortwährenden Szenen folgt. Wallace schrieb das Buch, bevor er den Schauplatz der darin erzählten Ereignisse besucht hatte, und wie gemessenhaft und genau die Vorstände gewesen waren, die er danach hatte, erfüllt wohl nur wenige daraus, daß er die seinem späteren Besuche in Palästina seinen Anlauf fand, auch nur eine Seite zu ändern. Hunderttausende hat diese Erzählung, die mit der Geburt des Erlösers in Bethlehem einsetzt und einige Jahre nach dem Tode auf Golgatha ihren Abschluß findet, bereits erregt und erkaufte; um aber den Leser über alles noch mehr zu erweitern, hat die Verlags-Kunst schon eine neue in schillernde Volksausgabe davon herausgegeben, die in einem eleganten Weidenband 3 Mark, in einem einfacheren Band 2 Mark und gebietet nur 1,75 Mark kostet. Es darf als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, derartige Ereignisse und durch ihre Lesarten erhellende Werke um billigen Preis jedermann zugänglich zu machen, und jedenfalls wird „Ben Hur“ (von dem übrigens im gleichen Verlage auch eine prächtig illustrierte Ausgabe zum Preise von 12,50 Mark herausgegeben ist) dadurch viele Tausende neuer Leser und Übersetzer gewinnen.

Trostlos ist indem er sich mit Erfolg und Erfolg selbständigen naturwissenschaftlichen Fortschritten. Von seinen besten Schriften ist in erster Linie das mehrfach aufgeführte Werk, „Vier den und Vieren“ zu nennen, ferner „Die Krone der Schöpfung“, „Charles Darwin und sein Verdienst an der Welt“, „Die allgemeine Weltanschauung in ihrer historischen Entwicklung“, „Natur und Kunst“, endlich „Die Trosfabrigen Norddeutschen“ und „Die nordliche Herkunft der Trosfabrigen“.



Dr. Ernst Krause (Carus Stern) †

**Landwirtschaftliche Frauenschulen**

In Nr. 11. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

**Interessante Patentmodelle**

Das amerikanische Patentamt wird auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 auch die ältesten Patentmodelle, die es besitzt, in einer besonderen Sammlung vorführen. Darunter befindet sich auch die erste Nähmaschine, die im Jahre 1494 dem Elias Howe patentiert wurde. An der Maschine handelt es sich nach einer historischen Abbildung des Erfinders, mit einer Hand niedergedrückt. (Es sei nebenbei bemerkt, daß man auf der Weltausstellung in St. Louis auch dem Textilen Erfinder, dem vor langer Zeit in Rußland, als Erfinder der Nähmaschine, ein Denkmal gesetzt wurde, insofern gerecht werden will, als in St. Louis seine Statue unter den berühmten Erfindern, die das Kultur der Allgemeinen Industriegebäude schmücken, vertreten sein wird.) Das nächste der interessanten Modelle wird das der ersten Nähmaschine sein, die im Jahre 1846 dem G. Thorens geistlich geschützt wurde. Die Buchstabenstempel sind auf der Rezipiente eines Porzellan Modells angebracht, und der ganze Apparat ist außerordentlich schwerfällig. Es gehört große Übung dazu, um eine Textur in fünf Minuten mit dieser Maschine herzustellen. Es wird ferner das Modell des ersten submersen Flugers an sehen sein, den sich Charles Renold im Jahre 1797 patentieren ließ. Auch die Modelle der ersten Dampfpresse und der ersten Lokomotive soll die Sammlung enthalten, außerdem eine Kuriosität, die an einen der ersten Söhne Amerikas, nämlich an Abraham Lincoln, erinnert. Der spätere

Präsident und Befreier der amerikanischen Sklaven, der durch Würdigung nach, hat sich insbesondere damit beschäftigt, einen Schiffsbauapparat zu konstruieren, der dazu dienen sollte, auf Meeresreisen getragene Fahrzeuge durch Verwendung ihrer eigenen Schwerkraft zu betreiben. Nebenbei hat sich der große Staatsmann lange Jahre mit dieser Erfindung beschäftigt, die leider praktisch vollkommen wertlos ist.

**Freiherr Hermann v. Stengel, der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts**

Die Ernennung des bisherigen bairischen Bevollmächtigten zum Bundesrat, Staatsrat Freiherr v. Stengel, zum Staatssekretär des Reichsschatzamts hat allgemein eine sehr günstige Aufnahme gefunden und namentlich in Süddeutschland große Befriedigung hervorgerufen. Hermann Freiherr v. Stengel, der Erbe einer reichsadeligen Familie, ist am 18. Juli 1857 in Speyer geboren. Nachdem er 1882 die juristische Staatsprüfung bestanden hatte, wurde er zunächst in Augsburg als Regierungsrat beschäftigt, bis er 1889 als Rechnungsamtsrat an die Regierung von Unterfranken (Würzburg) versetzt wurde. Fort blieb er, 1891 zum Regierungsrat ernannt und 1895 zum Regierungsrat vortrübend, bis zum Jahre 1896, wo er in gleicher Eigenschaft ins Finanzministerium berufen wurde. In diesem Ministerium wurde er 1897 Oberrechnungsrat und 1898 Ministerialrat; seit dem 1. Oktober 1898 war er Leiter der Reichsschatzamtsgeschäfte. Seit dem 1. Oktober 1903 ist er Bundesrat, wo er auch das Departement des Reichsschatzamts vertritt. Im Jahre 1894 erfolgte seine Ernennung zum Ministerialdirektor. Zu Neujahr 1903 wurden ihm Rang und Titel eines Staatsrats im außerordentlichen Range verliehen, womit das Prädikat „Herr“ verbunden ist. Seine nahezu zwanzigjährige Wirksamkeit als stellvertretender Bevollmächtigter Bundesrats für Finanzsachen und als Mitglied des Bundesratsschlichters für Reichssachen hat ihm reiche Gelegenheit, eine umfassende Referenzfähigkeit zu erlangen und beim Reichstage, wie in der Reichsversammlung und Regierungskommissionen im bayerischen Landtage, als Vertreter des Bundesrates in den Verhandlungen einzugreifen, wobei er sich als gewandter und schlagfertiger Redner bewährte. Die vielfachen diesjährigen und parlamentarischen Verhandlungen machten Freiherr v. Stengel auch zu einem besuchten Kommentator der wichtigsten Steuer- und Finanzgesetze. So erläuterte er die Gesetzgebung über Grundbesitzsteuer in Bayern (1874), die bayerische Erbschaftsteuer betreffend (1879), das Reichs-Einkommensteuer- und das Reichs-Einkommensteuer-Gesetz, an dessen Entstehung er als Referent im Bundesrat wesentlichen Anteil hatte.



Freiherr Hermann v. Stengel, der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts

Eine interessante Neuerung hat das russische Kriegsministerium für den Wiederaufbau bei einem Krieg nach dem letzten Osten, also etwa gegen Japan oder China, eingeführt. Es sind eigene Nachschubwaggons für die Truppenkonvois, die Waggons sind in solcher Reihenfolge in einer Petersburger Waggonfabrik fertig gebaut worden, die dazu bestimmt sind, die Truppen auf der langen Fahrt durch Sibirien mit warmem Essen zu versorgen. Diese Nachschubwaggons haben eine Länge von 16 und eine Breite von 3 Metern und enthalten außer einer Kuche mit drei Herden, worauf für 20 Mann Essen bereitet werden kann, einen Schlafraum für sechs, einen Raum für Proviant und einen Raum für die Pferde. Die große praktische Bedeutung dieser Waggons wurde bei den großen Herdenmärschen im vorigen Jahr bei Kars und Tiflis und fand den vollen Beweis bei den Truppenmärschen der Truppen dieser Truppen konnten die Truppen auf der Fahrt mit warmem Essen und Tee versorgt und gleich nach ihrem Eintreffen in großen Missionen herangezogen werden. Auf der sibirischen und mandchurischen Bahn soll mit der Zeit eine recht bedeutende Anzahl solcher Nachschubwaggons in Bereitschaft gehalten werden.

**Militärische Küchenwaggons**

Die deutschen Forscher auf dem Gebiet der Glockenkunde sind bis jetzt aus alter Zeit drei erlernt, d. h. aus Eisenblech aufeinandergelegte Glocken bekannt: der „Bouffon“ aus St. Germain im Valais zu Köln, das Columbusglocken im Jahr von St. Martin und ein Stückchen zu Wambach in Ebnethen. Die Glocken sind in Goldblech, die ungefähr aus dem 16. Jahrhundert stammen, sind in Ebnethen mehrere vorhanden. Seit dem Dreißigjährigen Kriege, in dem so viele Glocken erraut und eingeschmolzen wurden, befinden sich verarmte Gemeinden in Deutschland häufiger mit Glocken aus Gussblech. Sie werden jetzt, aus Kostersparen und gestungen, noch hier und da auf Kirchböden aufbewahrt.

**Eiserne Glocken**

Die deutsche Kaiserin im Schlosshof zu Carlsruhe

**Notizblätter**

**König Heinrich-Brunnen für Merseburg**

Im Hofe des Merseburger Schlosses ist das Modell des König Heinrich-Brunnens, einer trefflich gelungenen Arbeit von Paul Juchhoff in Schloppen bei Merseburg, aufgestellt worden. Ueber die endgültige Ausführung wird der Kaiser Bestimmung treffen. Der Künstler hat den König Heinrich I., den Vorfahr, als Belagerer der Ungarn dargestellt, die er am 16. März 955 geschlagen hat. In der Hand der Krone hebt der König das Schwert gegen, mit der Linken auf den großen Schild gestützt, Wambach schaut er aus, bereit, die Wunde wieder zu heben, wenn feindliche Scharen von Osten her die Grenze bedrohen. Besonders ausdrucksvoll sind die energischen Züge des schneigen, starrköpfigen Antlitzes. Die Haltung der Gestalt ist leicht und natürlich und unterscheidet sich vortrefflich von der übertriebenen Bewegung dänischer Heldenfiguren, die nur als Helden vortreten. Der König steht auf einem gedungenen romanischen Pfeilerbündel, zwischen dessen Kapitellen Ungarnköpfe als Wappenstein angebracht sind. Auf dem runden Brunnensockel, das 4 Meter im Durchmesser misst, stehen vorn die Worte HENRICUS REX, auf beiden Seiten die Jahreszahlen der Regierungszeit Heinrichs I., 919 und 938. Wagnisvolle wird die Gestalt im Charakter des romanischen Stils festgehalten. Sie ist 3 1/2 Meter, der ganze Brunnen 7,20 Meter hoch.

**Dr. Ernst Krause (Carus Stern) †**

Der naturwissenschaftliche Schriftsteller Dr. Ernst Krause, bekannter unter dem Pseudonym (Anagramm) Carus Stern, ist am 24. August in Oberswalde im Alter von 64 Jahren an einem Herzleiden gestorben. Er war einer der verdienstvollsten Autoren auf natur- und naturwissenschaftlichem Gebiet, der es namentlich verstand, die neuesten Fortschritte und Ergebnisse der Naturforschung in allgemein verständlicher Form darzustellen. Neben Dörfel war er einer der erfolgreichsten Wortkämpfer des Darwinismus in Deutschland; in neuerer Zeit widmete er sich besonders der Fogenforschung. Ernst Krause war am 22. November 1839 zu Gienitz geboren, war zuerst Pharmazeut und habilitierte dann an der Berliner Universität Natur- und Kulturgeschichte, nach Erlangung des



Der König Heinrich-Brunnen im Schlosshof zu Carlsruhe von Paul Juchhoff



# Über Land und Meer

№ 51



Parade des Infanterieregiments Nr 82 (2. Bessisches) in Erfurt



Waggontransport



Kavallerieposten



Hessische Kavalleriepatrouille, feindliche Vorposten beobachtend



Holzgeworfene Stäbe zur Deckung



Elektroskop des Festes. G. Jassé, 214

Der Hellograph in Tätigkeit



In der Dorfstrasse

## Von den Kaisermanövern in Sachsen und Thüringen

Briefmappe

V. N. in G. Mögen Sie sich nicht an die Pflanzung des ...

Stärke Entzogen. Die Gerichte sind nicht ...

Frau C. Th. in Heidelberg. Der Kaiser ...

H. S. in Augsburg. Wie ein ...

Wissenschaftlich-gemeinverständlicher ...

H. N. in Wandsbek. Eine neue und ...

Eingegangene Bücher und Schriften

- (Beschreibung eigener Werke vorbehalten. Rücksendung ...)

5000 Mark Belohnung



für Bartlose und Kahlköpfige. ...

Franz Christoph Fußboden-Glanzack ...

Ergänzung der täglichen Nahrung Dr. Hommel's Haematogen

Lysoform unentbehrlich in jeder gebildeten Familie

Pfaff-Nähmaschinen für Familiengebrauch und gewerbliche Zwecke

S. Roeder's Bremer Börsefeder Graue Haare

Technikum Altenburg S.-A für Maschinenbau und Elektrotechnik

Gildemeister's Institut Hannover, Leopoldstr. 3

Reiner Teint! Die Schönheitspflege

Deva-Roman-Sammlung Jeder Band 50 Pfennig

Vorzüglich unterrichtet über Kapital-Anlage und Spekulation

Parfumerien von J. F. Schwarzlose Söhne

Hohenzollern-Kornblume Hohenzollern-Veilchen

Schach (Bearbeitet von E. Schallpoff)

Partie Nr. 23

Wespielt im internationalen Gambitturnier zu Wien am 16. Okt. 1903.

Wespielt im internationalen Gambitturnier zu Wien am 16. Okt. 1903. Schach: J. Wundberg - London

Table with 3 columns: White moves, Black moves, and Game number. Includes moves like 1. e4, 2. f4, 3. h4, etc.

1) Die geschlossene Fortsetzung ist hier ... 2) Die geschlossene Fortsetzung ist hier ...

3) Schwarz hat keine Dame mehr genug ... 4) Schwarz hat keine Dame mehr genug ...

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1004:

Das Anagramm: Wortlaut - Wortspiel.

Das Rätsel: Was ist - Was ist.

Wichtige Lösungen fanden ein: E. Meyer in Hannover ... Wichtige Lösungen fanden ein: E. Meyer in Hannover ...

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Postbüro)

Die erste Reibmaschine an und für sich ... Die erste Reibmaschine an und für sich ...

von Mainz mit Rheinbreit bis Gaud, ... von Mainz mit Rheinbreit bis Gaud, ...



Deutsche Romanbibliothek.

Inhalt der Nr. 51: Von den Rängen ... Inhalt der Nr. 51: Von den Rängen ...

Wichtige Zeitschriften-Anzeigen ... Wichtige Zeitschriften-Anzeigen ...

Advertisement for HEINRICH ZEISS Union-Schranke. Includes image of a man and text: HEINRICH ZEISS Union-Schranke.

Advertisement for KALODONT BESTE ZAHN-CRÈME. Includes image of a toothbrush and text: KALODONT BESTE ZAHN-CRÈME.

Advertisement for KODAK 404 Preise im Gesamt-Werte von M. 20.000. Includes text: KODAK 404 Preise im Gesamt-Werte von M. 20.000.

Advertisement for Serravallo's China-Wein mit Eisen. Includes image of a bottle and text: Serravallo's China-Wein mit Eisen.

Advertisement for Dr. Lahmann's vegetabile Milch. Includes image of a baby and text: Dr. Lahmann's vegetabile Milch.

Advertisement for Magerkeit Otto Reidel. Includes text: Magerkeit Otto Reidel.

Advertisement for J. Simon's Pflege der Haut. Includes text: Pflege der Haut J. Simon.

Advertisement for Keine schlaflosen Nächte. Includes text: Keine schlaflosen Nächte.

Advertisement for Bingen a. Rh. Technikum. Includes text: Bingen a. Rh. Technikum.

Advertisement for Korsett und Bleichsucht. Includes text: Korsett und Bleichsucht.

Advertisement for Jede sparsame Hausfrau. Includes text: Jede sparsame Hausfrau.

Advertisement for Gesichtshaare. Includes text: Gesichtshaare.

Advertisement for Sirolin. Includes large text: Sirolin.

Advertisement for HONIG. Includes image of a honeycomb and text: HONIG.





90. Band. Fünfundertzigster Jahrgang  
 Oktober 1903—1904  
 ← Erscheint jeden Sonntag →

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.  
 Beim Postbezug 3 Mark 70 Pfg. ober Bestellgeld

## Vergessene Kinder

von  
 Adolf Schmittlerner

(Schluß)

Sie waren in den Stadtpark gekommen und spähten die Wege entlang und suchten mit den Augen die Bänke ab.

Anna wollte gerade um den letzten Busch herumbiegen, da faßte sie Anita bei der Hand und flüsterte:

„Halt! Dort sitzt dein Großvater, auf derselben Bank, auf der wir deine Kirschen gegessen haben. Was er so steil sitzt!“

„Er horcht!“ flüsternte Anna. „Er hat das Singen gehört und wartet auf die Tritte.“

„Du, ist dein Großvater geistlich?“

„Ja, halber. Er war Organist in der Petri-Kirche. Jetzt ist er pensioniert.“

„Er sieht böse und gut aus.“

Anna nickte. Dann legte sie ihrer Gefährtin den Arm um den Nacken und flüsternte ihr in das kleine Ohr: „Du mußt mir nachher helfen, ihn anzulügen.“



Dänisches Schloss. Nach dem Gemälde von F. Hoffmann-Fallerleben

„O, das tu' ich furchtbar gern!“  
Und nun sahen die beiden Mäuschen im Ge-  
büsch dicht hinter dem alten Mann und warteten.  
„Jetzt kommen sie!“ flüsterte Anita.

„Nein,“ sagte Anna und schaute über ihre linke  
Schulter.

„Dummkopf! Du mußt nicht dort hinaus  
hockchen! Sie müssen doch von daher kommen.  
Hörst du nicht das Geseum?“

Und jetzt kam die Schar. Sie war schon auf-  
gelöst. Gerade vor der Bank blieb der Haufen  
stehen. Einige Kinder verabschiedeten sich. Sie  
drängten sich um die Helfer und Helferinnen und  
gaben ihnen die Hand.

Der Blinde hatte sein Gesicht der Gruppe zu-  
gesehen. Er saß vornübergebeugt, beide Hände  
hatte er auf den Stock gestützt. Anna sah da wie  
ein Köhlein, das springen will. Aber Anita hatte  
sie an ihrem Böpfchen gefaßt und flüsterte: „Erst  
wenn ich sage: los!“

Jetzt war die Kinderschar weitergegangen. Ein  
Helfer und eine Helferin wandelten hinterdrein und  
gingen vorbei. Der Blinde war aufgestanden und  
tastete mit seinem Stock vorwärts. Seine Hand  
zitterte.

„Jetzt!“ sagte Anita, und die Kinder sprangen  
um den Busch herum.

„Da bin ich, lieber Großvater!“ rief Anna und  
ergriff seine Hand.

„Gottlob, daß du da bist. Ich hatte Sorge.  
Aber wo kommst du denn her? Bist du mit den  
andern herunter gekommen?“

„Ich... ich...“ stotterte das Kind.

Anita half ihr. „Wir haben Annas Freundin  
begleitet, die dort hinter dem Stadtgarten wohnt,  
und sind dann durch den Park zurück.“

„Was für eine Freundin?“

„Gertrud Haber mann!“ stieß Anna heraus.

Der Blinde hob den Stock in die Höhe und  
griff mit der linken Hand über Anitas Kopf in  
die Luft hinaus.

„Wer ist denn bei dir?“

„Ich bin's,“ sagte Anita, ergriff die Hand und  
küßte sie demütig.

„Ich heiße Anita und gehöre zu einer Gesell-  
schaft von reisenden Künstlern. Meine Leute sind  
heute fort und haben mich vergessen. Ich bin  
tearig den Kindern nachgegangen in den Wald.  
Da kam Anna zu mir her und hat mich an der  
Hand zu ihrer Lehrerin geführt, und ich durfte bei  
den Kindern bleiben und mit ihnen spielen. Vor-  
hin wollte ich von ihr Abschied nehmen und mir  
ein Nachtlager suchen im Heu auf den Wiesen.  
Aber sie hat mich nicht gelassen, sie hat gesagt, ich  
müßte mit ihr gehen, und ich dürfte daheim bei  
ihr schlafen. Mein Großvater ist so gut, hat sie  
gesagt, der wird Mitleid mit dir haben.“

Der alte Mann sagte nichts. Seine dünnen  
Lippen zogen sich in den Mund hinein. Anna  
wurde ängstlich.

Der Blinde betastete den Fremdling, ließ eine  
der schwarzen Locken prüfend durch die Finger  
gleiten und fuhr dann mit seiner spürenden Hand  
über ihren nackten Arm. Endlich tat er den Mund  
auf und fragte: „Bist du reinlich?“

Anita wurde blutrot, sie biß die Zähne auf-  
einander, und ihre Augen füllten sich mit zornigen  
Tränen.

„Reinlicher als Sie, alter Herr. Adieu!“

„Großvater, du bist abscheulich!“ rief Anna,  
und ihre Stimme kämpfte mit dem Weinen. „Ihre  
Hand ist so blank wie eine frischgeputzte Fenster-  
scheibe, und an ihren Kleidern ist kein Fädelchen.  
Wenn sie hinausgeht in den Wald und ihr ein  
Unglück zustoßt in der finsternen Nacht, hast du  
die Schuld.“

Der Blinde stand mit vorgerecktem Kopf. Seine  
dünnen Lippen kamen aus dem Mund heraus und  
zitterten wie zwei Espenblättchen im Abendwind.

„Auf sie zurück!“

Anna sprang ihrer Freundin nach und führte  
die Widerstrebende her.

„Der Großvater ist böse und gut, wie du ja  
gleich gesehen hast. Das Böse ist jetzt sehr bald  
vorbei, und dann wird er gegen dich gut und  
lieb sein.“

So redete sie ihr zu und brachte sie vor den

Alten. Der tastete nach ihrem Kopf und prüfte  
mit den Fingerspitzen.

„Anna sagt, daß du eine saubere Haut hast.  
Aber wie steht's mit deinen Haaren?“

„O, meine Haare!“ rief Anita, zog das rote  
Seidenband und schüttelte sich. Die Locken  
sprangen um ihren Kopf herum wie ein Rudel  
wilder schwarzer Ziegenböckchen.

„O, wenn Sie sehen könnten, alter Herr!  
Meine Kopfhaut ist so blank wie ein funkelnagel-  
neues Trommelfell, und meine Haare werden alle  
drei Tage von Fräulein Lucie mit köstlichem  
Wasser gewaschen. Wenn unser Chef Sie gebürt  
hätte, der hätte es Ihnen gehörig gesagt! Wir  
sind alle für die Reinlichkeit. O, wenn Sie morgen  
den Onkel Abraham sehen könnten! Wie ist der  
so proper und dabei so würdig! Nur der Neger  
Samba, der ist nicht so sehr für die Reinlichkeit.  
Darum wird er auch oft gescholten von dem Chef,  
und wenn wir wieder nach Hamburg kommen,  
schaffen wir uns einen andern Neger an.“

Sie band sich wieder ihr Band um die Locken  
und seufzte: „Nein, so was!“

„Wer ist der Onkel Abraham?“ forschte der  
Blinde.

„Das ist der Herr, der mich immer sucht, wenn  
ich verloren bin. Der kommt morgen früh von  
irgendwoher mit dem ersten Zug und fragt nach  
mir auf der Polizei.“

„Es ist der erste Clown,“ fügte Anna wichtig  
hinzu, „und ein Ehrenmann durch und durch,  
und Fräulein Lucie ist eine Schönheit ersten  
Rangs, und der Chef ist ein Genie. Wenn der  
Chef etwas verboten hat, dann erwirkt er jeden,  
der's doch tut.“

„Ja, so ist's,“ bestätigte Anita. Dann zuckte  
sie hochmütig die Achsel und sagte von oben  
herunter: „Darf ich mich jetzt bei Ihnen verabschieden, alter Herr?“

„Nein,“ sagte der Blinde und tastete nach ihrer  
Hand. „Sondern du sollst mit uns gehen und  
bei uns bleiben heute nacht. Morgen früh führ'  
ich dich dann auf die Polizei.“

Anita saßte zögernd seine Hand.

„Und wollen Sie der Anna deswegen nicht  
böse sein und auch ein wenig freundlich gegen  
mich selber?“

„Kommt nur, es wird kühl,“ sagte der Alte  
und ging vorwärts. „Ihr werdet es schon sehen,  
wie ich gegen euch bin.“

Und nun gingen die drei durch die Anlagen  
nach der Mitte der Stadt. Anita hatte die linke  
Hand des Blinden nicht losgelassen. Sie drückte  
mitunter die schmalen Finger und sah mit leuch-  
tenden Augen nach den erloschenen Augen, und  
das Licht aus ihren dunkeln Sternen spielte so  
frohemut hinaus, als wolle es da droben in den  
dunkeln Höhlen ein Licht anzünden. An der andern  
Seite des Blinden schritt Anna dahin und sah  
glücklich in die Welt.

Vor einem Wurstladen machten die drei Halt.  
Der Blinde ging hinein und kaufte das Abendbrot,  
Brot und Wurst, für zwanzig Pfennig mehr  
als gewöhnlich, sagte er. Er gab dem Gast das  
Bäckchen zu tragen. Dann ging er in den Bäcker-  
laden nebdran und kaufte ein langes Brot. Das  
bekam Anna anvertraut. Sie bogen um die Ecke  
und gingen in eine der engen, schmalen Gassen,  
die auf den Marktplatz mündeten.

„Die vierte Tür zur rechten Hand ist unsere  
Tür,“ rief Anna ihrer Freundin hinüber. Sie  
gingen mitten in der Gasse, denn einen Bürger-  
steig gibt es hier nicht. Links von ihnen wurde  
eine Laterne angezündet, die einzige in der Gasse.  
Jetzt stieß der Blinde mit dem Stock die Tür auf.  
Langsam ging er die Treppe hinauf. Es war stock-  
finster. Aus einer Tür des ersten Stockes kam  
ein Lichtstreifen. Anita schaute in die Höhe, und  
es schwindelte ihr. Nun gingen sie noch eine  
Treppe hinauf, und noch eine, und eine vierte;  
der Alte ging langsam voran, dicht hinter ihm  
die flüsternden Kinder, die sich eng aneinander  
drängten, denn die Stiege war schmal.

„Jetzt sind wir ganz oben und daheim,“ sagte  
Anna. „Es wohnt niemand außer uns auf diesem  
Boden.“

Der Alte zog einen Schlüssel aus der Tasche

und schloß auf. Sie traten in eine schwarze,  
schwüle Finsternis.

Anita blieb nach dem ersten Schritt stehen  
und wartete auf Licht. Der alte Mann ging in  
der gleichen Sicherheit, mit der er die Treppe  
heraufgestiegen war, an dem fremden Kind vorbei  
durch die pechschwarze Nacht. Man hörte eine  
Tür gehen und den Blinden im benachbarten  
Raum hantieren. Jetzt hatte Anna die Lampe  
angezündet. Es war ein kleines, sauberes Gemach  
mit geweißten Wänden. Den beiden Fremden  
gegenüber hing ein Spiegel, unter ihm stand ein  
altes Sofa. Der Kammer zugewendet, neben der  
Tür zum Gang war eine hohe Spinde. Die  
Reformatoren in schwarzen Barett und Kirchen-  
röcken waren die einzigen lebhaften Bilder, denn  
die farbigen Blätter aus einem Modedournal, die  
mit Kleinigkeiten an der Wand befestigt waren,  
führten offenbar ein Bagabundenleben. In der  
Mitte stand ein vieredriger Tisch, hinter der  
Spinde, im finsternen Winkel der Stube, Annas  
Bettchen.

Anita hatte sich ans Fenster gesetzt, das sie  
geöffnet hatte, und schaute über den gegenüber-  
liegenden Hausgiebel zum runden, vollen Mond  
empor. Anna deckte derweilen den Tisch. Die  
Teller holte sie vom obersten Fach der Spinde  
herunter und die Bestecke aus der Tischschublade.  
Während ihres Geschäftes erzählte sie ihrer Freundin,  
woher das Wachsutuch den großen, heftlichen  
Schaden habe, daß die Sackleinwand heraus-  
schaute, und sie erklärte, wo der Großvater saß,  
und wo sie selber saß, und wo der Gast zu  
sitzen habe.

Uebrigens tat sich die Tür auf, der Blinde  
kam herein und schleppte einen Spreuerjack hinter  
sich her.

„Was tust du, Großvater?“

„Ich will deiner Freundin das Bett machen.“

„Aber, Großvater, sie schläft doch bei mir,  
wir haben gut Platz zusammen in meinem  
Bettchen.“

„Schweig!“

Der Alte ging wieder in die Kammer hinein  
und kam nach einer Weile mit einem Leintuch  
und einer Decke zurück. Anna wollte ihm helfen,  
aber der Blinde schickte sie unwirsch weg. Er  
stopfte den Spreuerjack in den Raum des Sofas,  
breitete das Leintuch darüber aus und legte die  
Decke darauf.

„Wo bist du, fremdes Kind?“ fragte er dann  
mit hoher Stimme und schaute in die Stube hinein.

„Hier, am Fenster.“

„Das ist dein Bett. Als Kopfstücken kannst du  
das Sofapolster nehmen.“

„Ich danke tausendmal.“

„Du wirst aber im Schlaf herunterfallen.  
Wir wollen den Tisch davor stellen. Anna, bete  
die Lampe hoch.“

„Aber, Großvater, das können wir ja auch  
später machen, wenn wir gegessen haben.“

„Schweig!“ sagte der Alte.

Anita zuckte die Achsel und machte eine un-  
zufriedene Grimasse. Anita aber schaute mit  
forschenden Augen in das Antlitz des blinden  
Mannes.

Als alles so hergerichtet war, wie er es ge-  
wollt hatte, schob er einen Stuhl vor den Tisch  
dem Sofa gegenüber.

„Du setzt dich rechts von mir, Anna, und  
du — wie heißt du?“

„Anita.“

„Und noch?“

„Hier heißt ich bloß Anita.“

„Und dein Zuname?“

„Ja so. Anita, die kleine Grazie, Künstler-  
gesellschaft Anie.“

„Ei was! Du sitzt hier neben dem Ofen an  
meiner rechten Seite. Hast du eben etwas zu  
Anna gesagt?“

„Nein.“

„Aber geflüstert?“

Nein, nein.  
Anita setzte sich auf ihren Stuhl, Anna legte  
dem Großvater vor und bot ihrem Gaste an.  
Das Mahl vertief schweigsam.

„Großvater,“ fing endlich Anna an, „du hast



Hus der Münchener Jahresausstellung 1903: Kesseltitel

Nach dem Gemälde von Carl Seiler

mich ja noch gar nichts gefragt. Soll ich dir denn nicht erzählen, wie es heute am Tischbrunnen gewirren ist?"

„Ei freilich.“  
Anna bemerkte nicht die Gebärden, die ihr Anita über den Tisch hinüber machte. Der Versuch der Kleinen, ihre Freundin auf den Fuß zu treten, mißlang, denn der Alte hatte seine Beine dazwischen. Und so redete Anna darauf los all die Dinge, die sie sich ausgedacht hatte, ehe Anita zu ihr gekommen war. Der Blinde hörte zu, verzog keine Miene, und als Anna zu Ende war, sagte er: „So, so.“

Der Herr Stadtpfarrer hat auch nach dir gefragt,“ fing Anna wieder an, „und hat mir Grüße an dich aufgetragen.“

„Ich danke,“ sagte der Blinde und zerkrümelte den Rest seines Brotes. Dann wandte er sich an Anita: „Hast du alles auch mit erlebt?“

„Wir zwei waren den ganzen Nachmittag zusammen,“ erwiderte sie schnell.

Der Alte nickte mit dem Kopf.  
„Wasche die Teller und bring mir mein Wasser,“ sagte er zu Anna.

„Ich will ihr helfen,“ rief Anita und sprang auf.  
„Nein, nein, bleib du nur sitzen und erzähle mir, was ich dich frage.“

Er hatte das Kind an der Hand gefaßt und hielt es auf dem Stuhle fest. Der Kleinen traten Tränen in die Augen.

Anna bedeckte den Tisch ab und trug die Sachen hinaus.

„Wie alt bist du denn?“  
„Ungefähr so alt wie Anna.“  
„Kennst du nicht die Zahl deiner Jahre?“  
Anita schüttelte den Kopf.

„Antworte!“  
„Ich weiß es nicht.“

„Wo bist du denn geboren?“

„In unserm gelben Wagen. Damals war's unser feinstes. Jetzt schläft Sambo darinnen.“

„Wer ist deine Mutter?“

„Damals war sie unsere erste Reiterin. Sie heißt Juanita.“

„Wo ist sie jetzt?“  
Anita seufzte und zuckte die Achsel.

„Wer ist dein Vater?“  
Anita schroieg, und ihre Augen wurden groß und starr.

„Lassen Sie mich fort,“ sagte sie auf einmal; „ich will auf der Wiege schlafen!“

Sie stand auf, schob den Stuhl so heftig zurück, daß er umfiel, und wollte an dem alten Mann vorbei. Der hielt sie an der Schulter fest und sagte:

„Bleib da! Ich will dich nichts mehr fragen.“

Er spürte mit seinen Fingern unter ihren Augen, und als er ihre Tränen fühlte, drückte er ihr Köpfchen an sich und sagte leise und mild:

„Du bist ein gutes, wahrhaftiges Kind. Du wirst süß bei uns schlafen, denn wir meinen's mit dir gut, und du hast ein gutes Gewissen.“

In diesem Augenblick kam Anna herein mit einem großen Glas frischen Wassers. Sie stellte es mit einem Seufzer auf den Tisch, führte die Hand des Blinden hin und sagte: „Großvater, da ist dein Schlaftrunk!“

„Danke! Zieht euch jetzt aus und legt euch zu Bett. Wenn ihr zur Ruhe seid, blase ich die Lampe aus.“

Die Kinder gehorchten. Anita legte ihre Kleider auf den Stuhl, auf dem sie geessen hatte, streifte die Schellenschuhe von ihren Füßchen und stellte sie unter den Tisch. Dann stieg sie an der Lampe vorbei auf den Tisch und kletterte in ihr Bettchen hinein.

„Gute Nacht, alter Herr! Gute Nacht, Anna!“

Anna hatte sich neben ihrem Vette ausgezogen, aber verrichtete zwischendehin noch dies und jenes im Zimmer, so daß sie erst eine Weile nach Anita zum Einschlafen fertig war. Warfuß sprang sie noch ans Fenster und band den offenen Flügel fest. Dann kam sie zu ihrem Großvater und sah stumm seine Hand.

„Was willst du, Anna?“

„Dir gute Nacht sagen.“

„Gute Nacht, Kind! Glaubst du, daß du gut schlafen wirst?“

„Ich weiß es nicht, Großvater.“  
„Geh jetzt zu Bett!“  
Sie schlüpfte in ihr Lager, und der Alte blies die Lampe aus.

Er stand auf und ging im finsternen Zimmer auf und nieder.

„Großvater!“  
„Was willst du?“

„Du hast mir noch nicht die Hand auf den Kopf gelegt!“

Der Blinde ging an ihr Bettchen und tat seiner Enkelin, was sie wollte.

„Danke, Großvater! Tu es Anita auch.“

Der Blinde trat an Anitas Lager, streifte mit den Händen darüber und legte sie leise auf das Lodenköpfchen. Das fremde Kind merkte nichts davon, es war eingeschlafen. —

Stunden waren vergangen. Der Mond war herniedergestiegen und schaute zwischen zwei Schornsteinen über die Gasse herüber in das Stübchen herein. Er sah, wie die Kammertür sich aufstaut und der Blinde hereinkam, völlig angekleidet. Der Mond legte seinen Schein breit auf die Diele und über den Tisch bis zur Spinde hin, und er mußte lachen über den phantastischen Schatten, der über den Ofen hinaus bis zur Decke stieg und dann wieder herunter huschte und auf dem Boden hinlief und sich unter die Spinde verkroch. Aber bald hörte der Mond zu lachen auf und sah mild und träumerisch drein, denn der Blinde saß mit seiner Geige am Fenster.

Eine Weile hielt er sie im Schoß, dann hob er sie an den Bogen und strich mit dem Bogen langsam über die Saiten. Die erloschenen Augen hielt er dem Monde zugekehrt, der das blasse Antlitz mit seinem Scheine übergoß. Der Geiger wartete eine kurze Weile, als ob er sich sammelte, und dann quoll aus den Saiten der Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten“; er stutete mächtig und mächtiger und erhob sich und wurde zu einer himmlischen Gestalt und schwebte langsam in die andächtige Nacht.

Die letzte Harmonie war verklungen. Der Mond schien noch einmal so helle, und der laue Nachtwind strömte am Fenster vorbei, so freierlich und stillbewegt wie ein Zug getrübler Menschen, der aus dem Gotteshaus kommt.

Der Blinde hatte die Geige in den Fensterwinkel gestellt und die Stirn auf den Sims gelegt. Der Mondschein stutete über sein weißes Haar und seinen gekrümmten Rücken.

Da huschte etwas hervor im Schatten längs der Wand, die linke Hand des Greises wurde leise gefaßt und an zwei Rippen gedrückt.

„Großvater!“ hauchte es.

Der Alte richtete sich auf.

„Was willst du, Anna?“

„Ich habe dich heute angelogen.“

„Ich weiß es.“

„Ich war gar nicht dabei am Tischbrunnen. Ich bin zu spät gekommen und fürchtete mich, allein nachzugehen. Zuerst bin ich noch bei dir auf einer Bank geessen, dann hab' ich mir für die zehn Pfennige, die du mir geschenkt hast, Rirschen und ein Hörnchen gekauft. Dann ist Anita gekommen, und wir haben zusammen gespielt und sind spazieren gegangen.“

„Habt ihr etwas Böses getan?“

„Nein, gewiß nicht, Großvater!“

„Warum bist du denn nicht sogleich zu mir gekommen?“

„Ach, Großvater, wenn so etwas ist, dann gehst du heim und schlägst den Kopf an die Wand und stöhnst so schauerlich. Davor hab' ich mich gefürchtet.“

Der Alte seufzte tief auf und erhob seine rechte Hand. Aber ehe er sie seinem Enkelkind auf den Kopf legen konnte, war etwas zwischen die Mauer und seinen Stuhl geschlüpft, seine Hand wurde ergriffen und an ein stürmbendes Herzchen gedrückt.

„Großvater,“ flüsterte Anitas Stimmchen, „o, spielen Sie noch einmal den großen, süßen, traurigen, herrlichen Marsch!“

„Das war kein Marsch, liebes Kind, das war ein Lied, das wir in der Kirche singen. Es hat auch einen gar schönen Text. Anna soll ihn dir einmal sagen.“

Anna stand auf wie in der Schule und sagte das Lied her. Anita hörte eine Weile aufmerksam zu, aber bei der dritten Strophe verging ihr die Geduld. Sie griff nach der Geige und legte sie dem Alten in den Schoß. Dann holte sie den Bogen, der auf dem Boden gerulst war, und spielte ihn dem Blinden in die Hand. Und Annas Vortrag war knapp zu Ende, da bettete das fremde Kind: „O, spielen Sie, spielen Sie!“

„Habt ihr keine Musik?“

„O doch! Und unser Chef bläst die Trompete wundervoll. Aber das von vornhin geht über alles.“

Da nahm der Blinde die Geige und spielte die schlichte Melodie des Chorals. Als er zu Ende war, blieb es stille. Auf einmal rief Anna: „Anita weint!“ Der Blinde griff nach ihren Augen und spähte, wie die warmen Tränen herunterriesen. Da beugte sich der Alte hernieder und hob das Kind auf seinen Schoß. Es setzte sich auf sein rechtes Knie und schmiegte sich zärtlich an seine Brust. Nun kletterte Anna auf sein andres Knie, und der Alte umfaßte beide Kinder. Die schauten sich einander in die Augen, Anna lachte, und Anita lächelte durch die letzten Tränen. Sie legte ihre Armechen um Annas Nacken und sagte: „Hab nur keine Angst, mein Züngelchen sticht nicht mehr.“ Und die Kinder lästern sich.

Das alles sah der Vollmond, und er freute sich, und die silbernen Wellen seines Lichtes stuteten um die drei Gestalten.

Auf einmal rief Anita:

„Großvater, Sie sind ja noch gar nicht ins Bett gegangen! Und eben hat ein Dahn gekräht. Sind denn Dähner in der Nähe, mitten in der Stadt?“

„Schief gegenüber von uns wohnt ein Geflügelhändler,“ sagte Anna.

„Der arme Kerl!“

„Der? Der ist reich!“

„O du! Ich meine den Dahn! — Aber, Großvater, ich weiß auch, warum Sie nicht zu Bett sind! Anna, das hättest du mir sagen sollen; ich kann doch nicht wissen, wie's mit eurem Bettzeug steht! Sie haben mir Ihr ganzes Bett gegeben, Großvater, und haben drinnen nichts als das leere Holz.“

Sie war vom Schoß herunter gesprungen und hatte in die Kammer hinein geschaut.

„Gelt, so ist es!“

Sie sperrte die Tür weit auf und rückte den Tisch vom Sofa weg.

„Komme, Anna, sei nicht so langweilig und hilf mir, damit dein Großvater zur Ruhe kommt.“

Und nun schleppten die Kinder den Spreuersack in die Kammer. Anna ging voraus und hatte den Bissel über den Kopf gezogen, Anita ging hinten und hatte das dicke Ende mit ihrem Armechen umfaßt.

Der Mond war gerade im Begriffe, hinter das Dach hinunter zu tauchen. Aber er streckte sich, um in die Stube hinein zu schauen. Es war auch ein lieblicher Anblick, die wirtschaftenden Kinder. Beide waren barfuß und nur mit dem Hemdschen bekleidet.

Annas Nachthemd war für die Zukunft geschneidert und für ein ungeheiztes Zimmer. Es reichte bis auf den Boden, und die langen Ärmel meinten, auch die Finger gehörten in ihre Welt, und der Hemdenspreis rutschte so hoch hinauf, als der Kopf erlaubte. Er schloß sich so hauswirtschaftlich herum, wie ein Gummiring um einen Flaschenhals. Anitas Hemdschen aber war nach einem leichtfertigen Muster geschnitten, für lockes Volk und für den heißen Tag. Es reichte bis kaum zu den Knien und war vorn und hinten tief ausgeschnitten, und die Ärmel waren ganz vergesse.

Der alte Mann saß auf dem Stuhl am Fenster. Er hatte sich vom Mond abgelehrt und horchte dem Treiben der Kinder. Dabei murmelte er leise Worte und wischte mit dem Rücken der linken Hand über die Augen.

Jetzt kamen die zwei von der Kammer herein, mit erhittem Gesicht und fliegendem Atem.

„So, fertig wär's!“ sagte Anna, und Anita nahm den Blinden bei der Hand und zog ihn vom Stuhl.



**Viel Eärm um nichts (Wiener Vorstadtbild)**  
Nach einer Zeichnung von Hug. Mandlich (Zeit S. 1145)

„Wir haben Ihnen das Welt gemacht, Großvater, und wenn Sie jetzt nicht köstlich gut schlafen, dann ist es abscheulich von Ihnen.“

Die Kinder führten ihn im Triumph in die Kammer hinein.

„Ihr seid lieb, ihr seid lieb,“ murmelte der alte Mann.

„Gute Nacht, Großvater!“ riefen sie jetzt.

„Und du hast mir verziehen?“ sagte Anna und hob ihre Lippen zu der Wange des Blinden. Anita aber drückte einen Kuß auf seine Hand.

„Gute Nacht, Kinder!“

„Gute Nacht!“ rief es aus der Stube zurück. Es raschelte und huschelte von Annas Bettchen her, in das die Kinder miteinander gestiegen waren. Es wurde still.

„Gute Nacht,“ sagte jetzt auch der Mond und schlüpfte vollends hinter das Nachbarhaus. Da wurde es auch finstern in der Kammer und in der Stube. —

Der Tag hatte in der Glut der Sonne und im Lärm der Straßen seinen stillen, tausendfachen Morgen schon längst vergeffen und war gerade daran, die kleinen Mädchen, die am längsten ausgeschlafen müßten, in die Schule zu treiben, als unsere drei Freunde zu gleicher Zeit erwachten. Es klopfte an die verschlossene Tür, und eine barsche Stimme rief:

„Schuhmannschaft hier! Aufmachen!“

Anna erschrak bis in den Tod und zog sich die Decke über den Kopf. Anita aber war aus dem Bett gesprungen und zog sich in fliegender Eile an.

„Gleich, gleich!“ rief ihr glodenhelles Stelbchen. „Das ist sie!“ sagte draußen eine fette, behagliche Stimme. „Anita!“

„Onkel Abraham!“

„Sie brauchen sich nicht länger zu bemühen, sie ist es,“ hörte man von draußen.

„Na denn, das war rasch abgemacht. Adieu!“ Einer von den beiden Männern entfernte sich. Man hörte ihn noch lange die Treppe hinunter poltern.

Anita schloß die Tür auf und öffnete einen Spalt.

„Onkel!“

„Kind, Kind! Gottlob, daß wir dich haben!“ „Du kannst noch nicht herein. Anna und der Großvater liegen noch zu Bett. Kannst du nicht in einer halben Stunde wiederkommen? Aber wie hast du mich denn so schnell gefunden?“

„Der Schuhmann hat dich gestern abend mit dem Herrn Organisten gesehen.“

„Also in einer halben Stunde!“

„Gut, ich gebe derweilen auf den Wochenmarkt und betrachte die Frühlingsgemüse, die interessieren mich sehr. Empfiehl mich derweilen. Auf Wiedersehen!“

Onkel Abraham entfernte sich, und Anita verschloß wieder die Tür.

Eine halbe Stunde später saßen die drei beim Frühstück, gewaschen und gestrichelt. Auch das Zimmer war in schönster Ordnung. Sie waren fleißig gewesen, die beiden kleinen Mädchen. Es traf sich gut, daß Anna heute morgen bis zehn Uhr zu Hause bleiben durfte, weil eine Lehrerin erkrankt war.

Sie waren mit ihrem Mahle fertig, und die Kinder saßen dem Blinden gegenüber Hand in Hand. Da klopfte es schüchtern an die Tür, und ein hochgewachsener älterer Mann trat herein. Er hatte ein glattrasiertes, wohlwollendes Gesicht und leicht ergrautes kurzes Haar. Der lange schwarze Gehrock gab ihm etwas Ehrwürdiges. Und wenn er auch nicht gerade wie ein Pastor ausah, so doch etwa wie ein Heilsprediger, der die Brüder hin und her aufsucht, feierliche Händedrucke verabreicht und erbauliche Ansprachen hält.

„Das ist unser erster Clown, Onkel Abraham,“ sagte Anita und schaute in strahlendem Stolz an dem Manne hinauf.

Der schüttelte dem Blinden lange die Hand und dankte in wohlgefehten Worten für die Barmherzigkeit, die er dem fremden Kinde getan habe. Dann begrüßte er in der gleichen Feiertichkeit die kleine Anna.

„Und nun nehmet Abschied! In einer halben Stunde geht unser Zug.“

Anita ging auf den Blinden zu und bedeckte seine Hand mit Küßen. „Leben Sie wohl, Sie lieber, teurer, unvergeßlicher Großvater!“ Dann umschlang sie leidenschaftlich ihre weinende Freundin. „Sie haben wunderschöne Artigkeiten hier auf dem Gemüßemarkt,“ sagte Onkel Abraham zu dem Blinden. „Auch die Radischen sind wunderschön. Aber den Kopfsalat habe ich gestern in Frankfurt besser gesehen, mehr entwickelt und vor allem interessanteren Sorten!“

Unterdesse hatte Anita ihre Korallenkette von ihrem braunen Halschen herunter genommen und legte sie der tief ertörenden Anna an. Diese drückte verlegen ihr Taschentuch mit den schönen Spitzen in Anitas Hand.

„Das stammt von meiner seligen Mutter!“ flüsterte sie.

Die Kinder umarmten sich noch einmal und küßten sich.

„Wenn wir wieder in die Gegend kommen, dann schau' ich vom Seil herunter nach dir und rufe: Anna, bist du da? Wir sind vielleicht schon ganz groß geworden. Dann rußt du: Anita, ich bin da! Und ich winke mit dem Taschentuch, und du hebst das Reitzchen hoch. Dann spring' ich herunter vom Seil, und wir umarmen uns.“

Anna sagte nichts, sie hatte nur Tränen. — Als die beiden Fremdlinge die Treppe hinunter gingen, begegnete ihnen zwischen dem zweiten und dem dritten Stock ein Fuderbäderlehrling, der eine köstlich duftende Torte trug.

„Ganz oben auf dem Boden, die erste Tür links!“ sagte der Clown. „Palt einmal, Junge!“ Er steckte dem Burschen eine halbe Mark in die Tasche seines weißen Wamses und sagte:

„Droben kein Trinkgeld nehmen!“

Sie gingen unter den Bäumen der Anlage dem Bahnhof zu. Anita hatte die Hand des Mannes ergriffen und schlich trüblich an seiner Seite.

„Großvater! Onkel!“

„Was willst du?“

„Ich bin müde, — trage mich!“

„Wo nicht gar! Was werden die Leute sagen! So ein altes, großes Ding!“

„Onkel Abraham, wenn du mich lieb hast, dann trage mich!“

„Bist du krank?“

„O nein, aber —“

Da wurde es dem heimatlosen Manne wunderbar zumut. Er beugte sich nieder und hob das Kind an seine Brust. Anita legte die Arme auf seine Schulter und schmiegte ihr Gesichtchen an seine Wange.

„Ist es gut so, Kind?“

Sie gab keine Antwort.

„Freust du dich auf deine Pongß und den Papagai und den Neger Sambo und Fräulein Lucie? Wir haben dich alle so lieb.“

Anita schwieg.

„Nun?“

„Ein wenig freue ich mich,“ flüsterte sie.

„Weinst du, Kind?“

„Ein wenig, ja.“

Da mußte sich der starke Mann auf eine Bank setzen, denn er zitterte, und das Herz tat ihm weh.

## Kindererziehung auf naturwissenschaftlicher Grundlage

Geb. Sanitätsrat Dr. Konr. Küster (Berlin)

Ogleich die Kindererziehung anerkanntermaßen für die geistige Entwicklung, für die Herausbildung des Charakters und des Gemüts von größter Wichtigkeit ist, widmet man ihr vielfach noch nicht die genügende Beachtung. Die Mutter läßt häufig nur das Herz auf Kosten des Verstandes walten, und der Vater, wenn er sich überhaupt darum kümmert, hat sich nur zu oft ein System zurecht gelegt, das von Unlogik und Unvernunft strotzt, das für aber mit einer fast fanatischen Beharrlichkeit angewendet wird. Die Lehrer sollten in erster Linie gesuchte Pädagogen sein; manche von ihnen sind das aber nur

nebenher, und für solche ist und bleibt die Hauptfrage, mechanisch Wissen und Kenntnisse zu verbreiten.

Die in so geringem Maße gelehrte Pädagogik ist außerdem noch auf einer unrichtigen Grundlage aufgebaut. Die Philosophie entwickelt zwar sehr scharf ausgebildete Schemata, aber sie errichtet sie auf nicht fester Unterlage, so daß sie meist nur geistreiche Lustgebilde schafft. Es liegt auf der Hand, daß für die philosophischen Systeme als einzig sichere Unterlage nur die wirklichen Vorgänge gelten können, die uns die naturwissenschaftlichen Forschungen zur Kenntnis bringen. So dürfen denn auch in der Kindererziehungslehre nur die bisher erkannten Vorgänge bei der Entwicklung des Kindes, und zwar in geistiger und körperlicher Beziehung, als Unterlage genommen werden. Jeder, der erziehen will, möge sich daher in erster Linie mit diesen vertraut machen.

Man lernt sie offenbar am besten durch Vergleich und durch Gegenüberstellung kennen. Wie wollen deshalb zunächst einmal die Entwicklung des Kindes mit der des jungen Tieres vergleichen.

Betrachten wir das eben zur Welt gekommene Tier, so erscheint es viel vollkommenere, viel fertiger, viel selbständiger als ein Menschenkind. Das macht der Instinkt beim Tier, sagt man. Aber das Wort „Instinkt“ ist ohne materielle, anatomische Untergrund für uns, wie so vieles, nur ein leerer Schall. Was ist denn eigentlich Instinkt? Es hat sich als eine unumstößliche Regel ergeben, daß jeder geistigen Aeußerung, jeder geistigen Eigentümlichkeit ein physischer Vorgang, eine materielle Eigentümlichkeit im Gehirn entsprechen muß. Diesen für unsern Gegenstand wichtigen Satz wollen wir festhalten. Das, was wir Instinkt nennen, muß somit gleichfalls eine anatomische Unterlage haben. Schaffer wir uns daher zum klaren Verständnis ein Bild der Tätigkeit des Gehirns. Es ist aufgebaut aus Nervenzellen und Nervenzellen; erstere sind Telegraphenbrücken vergleichbar — sie leiten nur weiter, — letztere sind elektrische Batterien. Angeschloßen bilden die Nervenzellen eine Reihe Mittelpunkte, worin die von außen und von innen durch die Nervenzellen (Telegraphenbrücken) zugeleiteten Reize gesammelt werden; sie ähneln daher Telegraphenstationen. Von diesen Stationen aus werden die zugeführten Reize entweder als Bilder in den Erinnerungszellen, die in den Großhirnrindnen sich befinden, Schieberegister vergleichbar, aufbewahrt, um bei geeigneter Gelegenheit wieder hervorgerufen zu werden, oder es wird der Reiz zu einer andern Station, dem Bewegungsmittelpunkt, zugeleitet, um eine Bewegung, eine Handlung auszulösen.

Am wichtigsten ist das Bewußtseinszentrum, das ungefähr dort sich befindet, wo vom Auge und vom Ohre nach der Mitte gezogene Linien sich treffen würden. Hier wohnt der Oberwachter, hier ist eine geistige Leitung. Schläft diese, wie bei der Dornrose oder beim Traum, so ist der Mensch ein Automat, so treiben die Untergeister ihr loses Spiel. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier im Grunde nur dadurch, daß dies Bewußtseinszentrum bei ihm stark entwickelt ist, und ferne dadurch, daß er viel weniger abgeschlossene, ausgefahrene Nervenzellen besitzt. Das Tier hat angeborene, gut entwickelte, ausgefahrene, feste Nervenzellen, so daß jeder Reiz von außen oder von innen sofort automatisch fortgeleitet wird. Dies eben nennen wir Instinkt: es macht es uns erklärlich, weshalb das Tier gleich nach der Geburt fertiger erscheint.

Solche festen Nervenzellen besitzt der Mensch in einem viel geringeren Maße. Nur die Atmung, die Verdauung u. s. w. geschieht gleichfalls automatisch. Was aber ein Mangel zu sein scheint, das ist seine Bevorzugung, darauf beruht seine höhere Stellung. Das menschliche Gehirn ist im Gegensatz zum Tiergehirn viel entwicklungsfähiger, es kann viel mehr hineintragen werden, da es viel mehr weiche, aufnahmefähige Zellmassen besitzt. Das Tier kann mechanisch als Automat zu manchem abgerichtet werden, im allgemeinen ist aber seine geistige Entwicklung bald nach der Geburt beendet. Der Mensch ist dagegen entwicklungsfähig bis zum hohen Alter, am meisten und ergeblichsten jedoch in der Jugend.

Hieraus erhellt sofort und ohne weiteres der hohe Wert der Erziehung beim Menschen. Weil das Menschengehirn sehr aufnahmefähig ist, kann sehr viel Gutes, aber auch sehr viel Falles und Schlechtes hineingetragen werden, und zwar meist für immer, weil das Gehirn mit dem Alter immer festere und unabänderlichere Nervenzellen erhält. Deshalb ist klare Erkenntnis über das Wie und Wann der Erziehung dringend notwendig; es kann so vieles verabsäumt, so vieles verfehlt werden.

Wir wollen nun unter Berücksichtigung dieser Tatsachen auf die Erziehung der Kinder selbst eingehen.

Das Kind kann nach der Geburt weder hören noch sehen, nur Atmung, Verdauung u. s. w. finden, wie bereits gesagt, automatisch, instinktmäßig statt. Das Empfindungszentrum ist aber bereits tätig; auf jeden äußeren und inneren Reiz antwortet das Kind durch Schreien. Allgemein glaubt man, in den ersten Wochen noch von jeglicher Erziehung absehen zu können. Dies ist indes weit gefehlt. Von dem ersten Tage ab muß man eine strenge Regelmäßigkeit wahren lassen, um nicht nur den Körper automatisch, sondern auch das Kind in seinem Empfinden sofort an Ordnung zu gewöhnen. Man darf dabei keine Maßnahmen nicht etwa vom Schreien abhängig machen. Das Kind bekommt sehr bald eine unendlich feine Empfindung dafür, daß es mit dem Schreien etwas erreicht und die ganze Umgebung beberstet. Durch das gutmütige Nachgeben der Mutter und durch das selbstliche Verlangen des Vaters, durch Schreien nicht gestört zu werden, wird der erste Grund zur Selbstsucht und zur Raunenhaftigkeit gelegt, die später, da ausgefahrene Nervenbahnen sich entwickeln, durch Schläge nicht wieder beseitigt werden können, letztere verschlimmern sogar die Sache durch Erzeugung eines bössartigen Eigensinns. Durch unnachgiebig durchgeführte Ordnung gewöhnt man dagegen das Kind an das Gefühl, sich jagen zu müssen, erzieht man sich Gehorsam und den Sinn für Unterordnung unter die Allgemeinheit.

Auch körperlich verwerdliche und verhäßliche man das Kind nicht; es ist von Natur widerstandsfähiger gegen Unbilden, als man glaubt. Die körperliche und geistige Erziehung müssen Hand in Hand gehen. In einem gesunden Körper waltet auch ein gesunder Geist.

Wald hat das Kind nun hören und sehen gelernt; es erkennt die Umgebung, in ihm erwacht das Bewußtsein. Das Erinnerungsvermögen aber ist in den ersten Jahren noch ein sehr schlechtes. Viel auffälliger treten die Gefühle hervor. Das Kind ist mitleidig, gibt gern ab und hat sehr früh einen Sinn für Gerechtigkeit. Hier braucht man nur mit entsprechendem Beispiel voranzugehen, um die guten Anlagen zu befördern und die schlechten, wie den Zerstörungssinn, das Quälen von Tieren, was beides nicht aus schlimmer Absicht geschieht, zu mildern und auszumeren.

Leider wird gerade in diesen Jahren von Eltern und Lehrern arg gesündigt. Das Kind weiß arsprünglich und von sich aus nichts von Hochmut, von Klassen- und Massenunterschieden u. s. w., alles dies wird ihm erst beigebracht. Ferner überzieht man, daß das Kind jeden Verstoß gegen die Gerechtigkeit schwer empfindet, und daß es ein viel schärferer Kritiker über die Fehler seiner Erzieher ist, als man gewöhnlich annimmt. Man verleihe sich in seine eigene Jugend zurück und erinnere sich, wie scharf das Verhalten der Lehrer beobachtet wurde. Der Erzieher hüte sich deshalb, sich gehen zu lassen und schlechte Eigenschaften zu zeigen. Jede ungerichtfertige Bevorzugung, jede Verleitung zum Anfeinden und Anschmähen der Mitschüler, wie sie leider so häufig vorkommt, ist unbedingt zu vermeiden. Man muß bemüht sein, stets ein musterträgliches Vorbild zu sein.

Auffallend ist beim Kinde die Mißbegierde. Bisher ist diese die Ursache des Zerstörungstriebes. Das Kind fragt unaufhörlich, sobald es etwas Auffälliges sieht und hört. Dies führt ganz naturgemäß zum Anschauungsunterricht, denn das Kind hält sich an das, was es mit seinen Sinnen erfassen kann. Wie sehr wird hiergegen gesündigt! Man füttert die Kinder mit unglaublich unverdaulicher geistiger Nahrung, mit mechanischem Auswendiglernen und mit abstrakten Begriffen, die ein Kind noch nicht erfassen kann, ebensowenig wie die Grammatik, besonders der toten Sprache, die ein fertiges Sprechen und ein schon entwickeltes Denken erfordert.

Die Tenthellen sind bei dem Kinde noch nicht genügend entwickelt. Das mechanische Auswendiglernen hat aber keinen höheren Wert als wie das Abzählen von Papageien. Nur Anschauungsunterricht und die von Herrn v. Schenkendorf angestrebten mechanischen Fertigkeiten schaffen eine gesunde und natürliche Entwicklung. Er verlangt, daß die Unterrichtsstunden unterbrochen werden durch Anleitungen zum Weben, Tischlern, Schnitzen u. s. w. Diese Handfertigkeiten entlasten das Gehirn und schärfen die Sinne, und da diese alle Reize dem Gehirn zuführen, wie wir gesehen, so befördern sie auch die geistige Entwicklung. Immer mehr entwickelt sich das Kind zur Selbstständigkeit und zur Eigenart. Wir lernen einsehen, daß es durchaus kein

leeres Blatt gewesen ist, auf dem die Außenwelt alle Eindrücke ohne weiteres geschrieben, sondern daß es von Geburt an seine eigenartigen Anlagen geerbt hat, die den Anlagen der Eltern und der weiteren Vorfahren in den vielfältigen Zusammenstellungen entsprechen. Die Natur ist unermüdetlich in Schöpfungen, leider wird sie durch Krankheiten und besonders auch durch Alkoholmißbrauch vielfach gebremst und gestört. Es ist nun ein großer Fehler, wenn diese von der Natur gegebenen Anlagen unberücksichtigt gelassen werden.

Der Vater möchte das Kind so haben, wie er es sich wünscht, und beachtet nicht, wie es in Wirklichkeit ist. Er erzieht es schablonenmäßig nach seiner unrichtigen Methode, nur unter Berücksichtigung seiner Wünsche und ohne Berücksichtigung der Charakter-, Gemüts- und geistigen Anlagen. Auch die Mode pfuscht fehlerhaft mit hinein. Weil es Mode ist, werden unmusikalische Kinder mit Klavierpielen geübt. Und so geht es mit vielen Dingen, besonders auch bei der Wahl des Berufs, wo nicht die Anlagen des Kindes, sondern der Wunsch des Vaters entscheidet.

Das alles ist grundsätzlich und verderblich. Vielmehr müssen mit größter Feinsicht die Anlagen des Kindes erforscht werden, um gute zu befördern, schlechte möglichst einzudämmen. Einseitige, zu stark in den Vordergrund tretende Anlagen sind durch Begünstigung der weniger entwickelten zu bekämpfen, damit letztere nicht ganz verfliegen. Dies ist zum Beispiel der Fall bei hervorragender musikalischer Veranlagung, die leicht alle andern Anlagen überwuchert.

Aber nicht die Eltern sündigen hier allein, sondern häufig genug auch die Lehrer; sie individualisieren nicht genug. Freilich sind sie hierzu meist durch die Verhältnisse, besonders durch die zu große Schülervahl und durch die staatlichen schablonenhaften Vorschriften gezwungen. Der Staat will leider keine individuell sich entwickelnden Jünglinge; er ist zu seinem eignen Nachteil Gegner der freien individuellen Entwicklung und der selbständigen Charaktere und Denker. Für den toten Bureaokratismus und die orthodoxe Dogmen- und Buchstabengläubigkeit ist der nicht denkende Tugendmensch ja der geeignetste und zufriedenste.

Fassen wir nun das vorstehend Entwickelte noch einmal kurz zusammen. Wir sehen als die drei Säulen der Erziehung: die strenge Regelmäßigkeit, das gute Beispiel und die Individualisierung. Wir sehen ferner: unsere Kinder sind einerseits das Ergebnis der erblichen Anlagen, andererseits der Erziehung. Kinder, die von Geburt an krankhaft veranlagt sind, bedürfen einer ganz besonders sorgsamten Erziehung. Wenn wir mit unserer Jugend gegenwärtig nicht zufrieden sind, so können wir ihr im Grunde genommen keinen Vorwurf machen. Schuld daran sind die Eltern und die Lehrer mit ihren zahlreichen Erziehungsfehlern; schuld ist daran vor allen Dingen auch der Staat mit seinen schablonenhaften, verfehlten Schulsystemen und mit seiner unbegrifflichen Scheu vor einer freideitlichen, individuellen Entwicklung unserer Jugend. In diesen Punkten vor allen Dingen müßte die Reform aufgehen, von der in Erziehungsfragen seit Jahren geredet wird.



Josef und Maria (Josef und Maria)

### Weinlese in Meran Eine Schilderei aus Tirol von Rudolf Greinz Mit Illustrationen von Ernst Henkelet

Der wolkenlos blaue Himmel klarer Herbsttage leuchtet über dem Burggrafenamt, jenem herrlichen Fleck Erde, dessen Teile Meran bildet. Eine Perle in der Fassung steiler Berghöhen, träumerischer Wälder, glitzernder Wasserläufe, alter Burgen, saftig grüner Wiesen, fruchtbarer Acker und weit ausgedehnter Nebengebüde. Einer der vorgeschobenen Pösten des tirolischen Südens. Ein Talort für südliche Vegetation und laue Luft. Blüht es ja meistens schon in und um Meran, während die Berge noch bis tief herab mit Schnee bedeckt in eisiger Erstarrung verharrten.

Aber nicht mit dem unvergleichlich schönen Meraner Frühling haben wir uns zu beschäftigen, sondern mit dem ebenso schönen Meraner Herbst. Viele geben der späten Jahreszeit, dem allmählichen Einschlummern der Natur, sogar den Vorzug vor ihrem Erwachen.

Man merkt diesen langsamen Übergang in den Winterschlaf im Süden eigentlich gar nicht so recht. Das melancholische Element des Herbstes kommt lange nicht so zur Geltung wie im Norden mit seinen dichten Nebeln, dem tags- und nachtslang unverändert bleibenden Himmelsgewölbe, den rauhen Herbststürmen. Unter dem sonnenhellen Klar des südlichen Herbsthimmels gleitet man in den Winter hindurch, ohne daß es einem ordentlich zum Bewußtsein kommt. Man braucht sogar mitunter noch zu Weihnachten, wenn die Sonne frühlingstwarm herniedersteht und der Staub auf den Straßen liegt, eine gewisse Illusion, sich in das winterliche Milieu des Christfestes hineinzuwenden. Und nun gar in Meran. Die Kunst hat hier mit der Natur einen geradezu raffinierten Bund geschlossen, um uns vom Herbst unbemerkt in den Winter hinüberzutäuschen. In den Anlagen des Weltkurortes sind Tausende von immergrünen Gewächsen ange-

pflanzt, die uns das fallende Laub, die immer kahler werdenden Äste der Laubbäume fast vergessen lassen. Neben reichen Nadelholzgruppen auf Weg und Steg die Pflanzungen des Zwergkypariss, der um Türme und Mauern rankende Efeu.

Wenn der Blick weiter hinausschweift, dann allerdings erkennt er den Spätherbst gleich an den kahlen Weinbergen. Wo früher das üppigste Nebengrün da breiten sich jetzt die nackten, grauen, vielfach verwitterten Holzrippen der Gelände aus, das Knochengerüst des



Weintrauben im Wipgart (Wingarten)



Auf verbotenem Wege

herrlichen Traubensaftes. So weit vorgerückt sind wir jedoch nicht. Unser Schilderchen soll mitten hinein führen in den Meraner Herbst, in all die leuchtende Pracht der Weinberge, in den schweren Fruchtstegen, der unter dem schalligen Grün lauscht. Da tritt auch manches echte Volkstum zutage. Es wird überhaupt wenige Orte geben, die einen so internationalen Charakter tragen wie Meran, und die trotzdem durch und durch von der alten ursprünglichen Art des Volkes durchsetzt sind, die ringsum neben dem Karleben pulsiert und für die große Welt der Fremden eine trauliche Einfriedung bildet.

Der Meraner Weinbau führt seinen Ursprung ebenso auf welchen Import zurück wie ganz Südtirol. Das erbte nicht nur aus der ganzen Praxis der Vese und des Kelterns, sondern hauptsächlich aus der nahezu ausnahmslos auf romanischen Stamm zurückgehenden volkstümlichen Terminologie des Weinbaues, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Der maßgebende weltliche Einfluß in der Bereitung des Weines beginnt wie für Südtirol so auch für die Meraner Gegend um das Jahr 1630. Bis dahin hatte man noch vielfach an der deutschen Bereitungsart, dem sogenannten Döpswein, festgehalten. Man sonderte nämlich den reinen Most sofort nach der Presse von den Hefen ab und bewahrte ihn zur Verjähung in Fässern auf. Um das Jahr 1430 trat der gelehrte Tridentiner Arzt Hippolit Guarinoni in einem eignen Werk gegen die Sitte des Döpsweines auf, die er als direkt gesundheitswidrig darstellte. Er empfahl als einzig zuträglich die weltliche Bereitung des sogenannten Treiterweines.

Bei dieser Zubereitung werden die reifen Trauben in Fässern gesammelt und drei bis vier Wochen stehen gelassen. Nach dieser Frist sondert sich die in die Tiefe sinkenden Hefen von dem darüber schwimmenden klaren Wein. Gegen Weichnachten zieht man sodann den geklärten Wein von den Treitern (Hefen) in andre Fässer ab.

Je nach ihrer Anpflanzung unterscheidet man Leiteweine und Bodenweine, die ersteren von den Weingärten auf Abhängen und Anhöhen, die letzteren von den Nebenpflanzungen in der Talebene stammend. Die Leiteweine gehen unbedingt betreffs ihrer Chronik in ältere Zeit zurück, während man in der Ebene von Meran erst später Wein zu bauen begann.

Interessant ist die oben erwähnte, in das deutsche Volkstum übernommene Weinbau-terminologie der weltlichen Nachbarn, von der einige Proben hier Platz finden mögen. Der Name „Treitern“ z. B. geht unzweifelhaft auf „terrestria“ zurück. Die zerstückten Trauben heißen Praxlet (brocato). Die Sehlunge, durch die die Fortpflanzung der Neben geschieht, führen den Namen Nahlten (razzoli wachsende Sprossen). Die Weinpresse lautet im Volksmund „Torggel“ (torcolare). Puntain (spontane) nennt man das Gerüst, an dem die Trauben ausgerankt werden, Stellain (stalone) die Balken an dem Gerüst, Manaiten (managlia) das dünne Reifig neben den jungen Neben u. s. w.

Die um Meran angepflanzten Neben sind vornehmlich rote Farnschtrauben, weiße Lagreintrauben, rote Fersellen, rote Feinische, weiße Döninger und andre Arten.

Mit dem Beginn der Traubenernte tritt der Weinhüter oder Saltner in Amt und Würden, der in der Meraner Gegend noch ganz sein altes Aussehen bewahrt hat. Wer einen solchen Wüden noch nie gesehen hat, der mag wohl einen leisen Schrecken bekommen, wenn er ihm auf „verbotenen Wege“ plötzlich und unvermittelt aus einer schattigen Laube oder um eine Ecke entgegentritt. Da heist es dann eben den Geldbeutel öffnen, um den Wüden wieder jahru zu machen.

Die Tracht der Saltner ist wahrhaft wenig Vertrauen erweckend. Ein schneidiger Truhhut mit Spielhahnsfedern und niederbaumelnden Fuchschwänzen. Brust- und Gürtelgehänge von Eberzähnen, eine grimmige Vellebarde oder sonst ein rochrastiger Spieß. Dazu trägt einer und der andre noch eine vorstulstulliche Kettenspitze im Gürtel, die namentlich bei Nacht zu Alarmschüssen verwendet wird, durch die sich der Saltner bei Einbruchsfahrt in den Weingärten mit den benachbarten Weinhütern verständigt.

Der größte Teil der Wege um Meran ist während der Traubenernte „verboten“. Dieses Interdikt findet seinen sichtbaren Ausdruck durch die „Saltnerpragen“. Wir pilgern harmlos durch Felder und Wiesen und wollen gerade auf einen Seitenweg einbiegen, da starrt uns dräunend das grimmige Wahrzeichen entgegen: an einer Stange ein längliches Brett mit fünf Einschnitten, die primitiv genug die fünf Finger einer Hand darstellen sollen. Darunter ein Bündel dürrer Reisig.

Mit ein wenig Kleingeld brauchen wir diesem zernergischen Wink: „Hinaus da, unberufener Fremdling!“ just nicht Folge zu leisten. Man kann auf diesen „verbotenen“ Wegen nach Herzenlust herumsteigen. Der Fremde wird von jedem Saltner in seinem Gebiet sogar gern attrapiert; denn da legt es meistens einen nobelen Tabakkreuzer ab. Es kommt nicht teuer, sich von der Saltnergemalt loszutauschen. Ein Sechserl, heutiges Zwanzighellerstück, wird schon ein freundliches Lächeln auf die trugigen Jüge des Saltners und ein herzlichliches „Vergeß's Gott!“ auf seine Lippen zaubern. Bei einer weiteren



Weinlese

Wanderung kann man in den verschiedenen Hüttenbezirken auf diese Weise allerdings summa summarum auch ein „Wüdel“ anbauen.

Die Saltner werden von den Weinbauern gewöhnlich aus dem Kontingent der jüngeren, vollkommen unbescholtenen Knechte gewählt. Sie erhalten einen bescheidenen Taglohn nebst Kost und unterstehen betreffs ihrer Wachsamkeit und Verantwortlichkeit einer strengen Kontrolle seitens ihrer Dienstgeber. In den Weinbergen zerstreut finden sich kleine Saltnerhütchen, in die sich die Weinhüter bei heißem Wetter, an regnerischen Tagen oder bei Nacht zurückziehen.

Gegen eine Gattung von Traubendieben sind allerdings auch die Saltner so ziemlich obdachlos, gegen die Vögel, die genüssigen Anseln, Spagen und sonstiger gefiederter Einbrecher. Da muß auf andre Art und Weise vorgesorgt werden. Wenn wir unsre Blicke die Hänge der Nebengeleände hinausschweifen lassen, sehen wir da und dort in den Sonnenstrahlen zwischen dem Grün grelle weiße Lichter aufblitzen. Es sind kleine spiegelblanke Wachsstücke, die in den Weinlaubern hängen und den Zweck haben, durch ihren Glanz die Vögel abzuschrecken.



Edw. Neum



**Weinlese in Meran**

Nach einem Aquarell von Ernst Henseler

Die eigentliche Weinlese beginnt in Meran gegen den 20. September und währt bis Mitte Oktober. Das Pflügen und Pflanzung von Monaten hat nun ein Ende gefunden. Das Schicksal der Ernte ist entschieden. Schon im Frühjahr, wenn die Neben die ersten Sprossen ansetzen, gibt es bäuerliche Propheten, die danach die Güte der Lese voraussagen. Viel Sorge und viel Mühe folgt den ganzen Frühling und Sommer hindurch. Das Aufbinden der Neben, das Fängen, das Schwefeln der Weingärten, die stete Angst wegen des Wetters. Wohl von wenigen wird der Himmel mit so kräftigen Blicken gemustert wie von dem Weinbauern.

Nun ziehen sie alle hinaus in den „Weingart“: Anechte und Tinnen, Bauer und Bäuerin. Selbst das alte „Katerle“, das im Austraßbüchel lebt, nimmt noch einmal das krumme, sichelförmige Messer zur Hand, um ein paar Trauben zu schneiden. Es gilt noch ganz gewaltig im Schweiß des Angesichts zu arbeiten; denn die Sonne brennt zur Lesezeit oft empfindlich vom Himmel hernieder, drängt sich durch das dicke Weinlaub und schafft selbst in uralten Dämmern des Weinberges schwülen Lunt.

Die Trauben werden in Butten gesammelt, die ein Teil der Anechte und Tinnen auf dem Rücken trägt, während die andern das Schneiden besorgen. Ist die Butte voll, dann wandert ihr Inhalt in einen riesigen Bottich, der auf einem Leiterwagen thronend auf irgend einem fahrbaren Weg innerhalb der Weinberge harrt. Es heißt flüchtig „schanzen“ und arbeiten, keine Viertelstunde müßig sein und das schöne Wetter ausnützen. Denn einfallender Regen, der die reifen Trauben noch am Stock trifft, kann den Wert der ganzen Ernte in Frage stellen.

Da gibt es dann keine Zeit, zum Essen nach dem oft beträchtlich entfernten Bauernhof heimzukehren. Die Tirne bringt das Essen in den Weinberg. In einem Korb trägt sie einen großen Gemüsekorb. An der andern Hand baumelt ein ziemlich „Ranzele“ (Fätschen) mit „Leps“, einer Art leichtem Nachweins, dem *vin piccolo* der Italiener, der ein vorzügliches Mittel ist, den Durst zu löschen, und gleichzeitig eine fettschwere Mahlzeit leichter verdaulich macht.

Tische und Stühle sind natürlich im Weinberg nicht vorhanden. Jrgend ein Gestell, das dem „Wimmer“ (Weinleier) zur Erreichung der hoch droben in den Lauben baumelnden süßen Früchte dient, muß als Tisch herhalten. Die Schüssel wird darauf plaziert, und alles löstelt in Eintracht aus dem nämlichen Gefäß, ab und zu die Rost durch einen kräftigen Schluck aus dem Spundloch des Fätschens würgend. Der Luxus von Gläsern wird natürlich auch als überflüssig betrachtet.

Wenn Magen und Kehle ihr Deputat erhalten haben, dann geht es wieder an ein fröhliches Wimmern. Rede und Gegenrede fliegen hin und wider. Es wird gekichert und gelacht, ab und zu wohl auch ein Gefangen, obwohl in deutschen Südtirol die Sangesfreudigkeit lange nicht so groß ist wie in Nordtirol und namentlich im Zillertal und Unterinntal.

Das beschauliche Stilleben, das der Burggräfler vielfach führt, seine mehr ruhige, in sich gelehrte Art erklären es auch, das eigentlich mit der Weinlese keine besonderen Feste oder hervorzuhebenden Gebräuche verbunden sind. Ein fideles „Tanzi“ schließt sich gewöhnlich an die glücklich eingebrachte Ernte. Die Bäuerin lockt prächtige Schmalzknödeln. Die Burtschen führen mit dem Saltner, der nun eine entbrannte Nacht ist, diesen und jenen Potlupolus auf.

Auf dem Heimweg vom Weinberg, in der traumlichen Abenddämmerung, wagen sich auch so manche Herzen zueinander finden. Der Jos und das Noidi sind schon seit vorigem Jahr bei demselben Bauern bedienstet. Sie haben sich immer gern gesehen. Und nun kommt die Geschichte zum Klappen. Ein kräftiger Schmatz hat die beiden vereint. Im Vorwärtsschreiten entwerfen sie Zukunftspläne von einem kleinen Gütlel mit einem „Weingart“, wo sie miteinander glücklich und zufrieden leben könnten. Der Abendwind rauscht in dem Laub der Neben und weht daraus ein paar gelbe Blätter auf den Weg...

Unter den „Lauben“ in Meran, dem ältesten Teil der ehemaligen tirolischen Hauptstadt, kann man ihnen auf Schritt und Tritt begegnen, den mächtigen Bottichen mit den „Prasgl“. Die zerstoßenen Trauben werden mit Tinnern wieder in Butten geschöpft, unter deren Last kräftige Männer ihren Weg nach den zahlreichen Kellern der Wirte und Weinhändler in der Laubengasse nehmen. Die

Bottiche, die Kleider und Hemdärmel der Träger — alles trägt eine einfarbige, rötlich-violette Färbung von dem niederrinnenden oder verspritzten Neben-saft, die Couleur der beginnenden Herrschaft des Backus.

Sald schenken die „Buschen“ in Meran schon den „Nuten“, wie der neue Wein oder Beurige im Volksmund kuraweg heißt. Es gibt so traulich verflochtene kleine Weinschichten in der Meraner Laubengasse und deren nächster Umgebung, daß der vornehme Kurgast, der sich nur auf den Promenaden zu bewegen pflegt, davon gar keine Ahnung hat. Aber der echte Weinbeißer kennt diese verschwiegenen Asale, wo man einen guten Tropfen schenkt. Neben diesen kühlen Stübchen, wo man sich in einer gemächlichen Festsitade dem beschauflichen Guff ergeben kann, entsaltet sich das mit dem „Nuten“ untrennbar zusammenhängende hitere Leben, hauptsächlich auch in den prächtigen Meraner Weingärten, die oft unmittelbar an die Weinberge anschließen, ja ihre gastlichen Tische teilweise schon unter den Weinlauben stehen haben, so daß dem Besucher oft noch reife Trauben von oben winkend in den schon geleerten neuen Wein herabgrüßen und sich im vollen Glase spiegeln.

Viele Bauern der Meraner Gegend haben für eine gewisse Spanne Zeit, oft auch für das ganze Jahr die alte Gewerbe, ihren eignen Wein aus-schenken zu dürfen. Da wallfahrten dann Einheimische und Fremde hinaus nach den freundlichen Höfen mit ihren behaglichen Stuben. Das „Törggelen“ beginnt, ein mit dem Musikant das neuen Weines verbundener uralter Volksbrauch. Als „Quabisi“ zu dem Nebenmaß werden nämlich ganze Schüsseln voll getratener Rostanien („Röschten“) aufgetragen. Die herrlichen Gaine von Edelkastanien in der Gegend von Meran, hauptsächlich gegen das Schloß Ebenberg hin, liefern dazu die süßen, mehligsten Früchte.

Weil ich schon früher einmal etymologisch wurde, kann ich mir gegen Schluss meiner Schilderei eine kleine boshafte Etymologie nicht eripieren. Man sagt, daß vom „Törggelen“ schon so mancher zwar im Oberstübchen erleuchtet, aber auf unsicheren Beinen heimgekommen ist. Sollte der Tiroler Dialektausdruck „torleim“, der einen schwanlenden Gang kennzeichnet, nun gar mit dem „Törggelen“ zusammenhängen? Das wäre ein reizender etymologischer Weg von dem alten lateinischen torquere (drehen, pressen) über torcolare zur Törggelen (Wein-press). Von da durch das Törggelen zum Torleim. Der Ring ist übrigens ganz geschlossen. Der torleimende Weimweg hat gewöhnlich die Tortur eines solennen Kopfsamers zur Folge; und Tortur hängt bekanntlich etymologisch innigst mit torquere zusammen. Mir für unguat!

Weniger bedenklich ist jedenfalls der noch alkoholreie Genuß des Neben-saftes. Mit der Weinlese beginnt in Meran auch die Traubenkur, die neben der klimatischen und der Terrainkur hier besonders beliebt ist. Viele von den Leidenden, die nach diesem Paradiese Südtirols geschickt werden, erhoffen Genesung von dem Genuß dieser weissen oder dunkelblauen Trauben mit den großen, schmelzenden und wunderbar süßen Beeren. Die beliebtesten Sorten sind die am Rätzelberge, an den Abhängen (Leiten) von Gratsch und Alkund und auf den Anhöhen von St. Valentin und Neuberger. Reife Trauben sind schon in der zweiten Hälfte des August zu haben. Der Zeitraum der Weinlese soll sich jedoch am besten zur Kur eignen; zu dieser Zeit vermögen die Verläufer in der unfern des Kurhauses an der Giffela-Promenade gelegenen Obstalle kaum alle ihre Kunden zu befriedigen. Die Meraner Trauben sind zum Essen gesuchtet als die Trauben des südlischen Geschlandes, da sie einen höheren Gehalt von reinigenden Säften besitzen.

Und nun nehmen wir Abschied von dem schönen Meran, seinen Weingärten und Saltneren. Wäge der Most in den färischen Gärten und sich zu einem recht süßigen „Reatsel“ oder „Weißweindl“ gestalten!

## Der Kilometerfresser

Humorelle

von

Teo von Torn

Einer jener merkwürdigen Zufälle, an denen unser Leben so reich ist, hatte es gefügt, daß Wolf Egbert von Amundsen gerade auf dem Bahnhöfe war, als der Mittagszug der Klingenbahn herantorkelte, um sich hier sechs Minuten lang zu ver-puffen. Wer die strahlend aufgeregten Augen, die feillich glühenden Ohren und überhaupt die ganze Illumination auf Wolf Egberts übergesunden Antlitz bemerkte — dazu die impulsive Derblichkeit, mit der Gustel Warburg ihr weißschand-schubles Händchen aus dem Coupéfenster herausreckte, dem wurde es ohne weiteres klar, daß es sich nicht nur um einen merkwürdigen, sondern auch um einen glücklichen Zufall handelte.

Der Wahrheit gemäß muß hier in Parenthese bemerkt werden, daß es um diesen Zufall doch eine eigne Sache war. Wirklich rein zufällig begegnet man in den weitans meisten Fällen nur unlieb-samen Menschen: seinem Schander beispielsweise, dem man noch Geld schuldet, oder — wenn man Offizier ist und verbotenerweise in Zivil geht — seinem Regimentskommandeur. Will man dagegen einen blonden Mädchens begegnen, in das man so unfinnig verliebt ist, wie der Rittergutsbesitzer Wolf Egbert von Amundsen in Gustel Warburg, und soll diese Begegnung überdies zu einer bestimmten Stunde auf einer bestimmten Station einer medlenburgischen Klingenbahn erfolgen, so muß man dem Zufall schon ein wenig auf die Sprünge helfen.

Das war denn auch geschehen. Vor vier Tagen hatte Leunant von Krelling in Ludwigslust einen Brief bekommen etwa folgenden Inhalts: „Lieber Wolf, Deinem Fruchswallach geht es sehr gut und mir auch soweit. Die sechs Wochen Sommerkur bei euch sind mir rasend schnell vergangen. Ich kann mich zu Hause noch gar nicht zurechtfinden. Mir fehlt was. Vielleicht bist Du's, vielleicht der königliche Dienst, vielleicht — mach nicht so'n dämliches Gesicht, but' ich mir aus! Aber da Du gerade daran denkst, so schreibe mir umgehend, wann Warburgs nach Voltenhagen ins Bad reisen. Tag und Stunde — genau! Das andre suche ich mir dann schon im Kursbuch zusammen. Informiere Dich sorgfältig. Das kann Dir als Vetter nicht schwer fallen. Treffe ich sie nicht, dann suche ich Dich auf und halte Dich so lange mit freiem Arm aus dem Fenster, bis Du verhungert bist. Dein Wolf.“

Mit dieser kleinen Pflze also sügte sich der merkwürdige und glückliche Zufall...

„Das ist ja reizend, Herr von Amundsen“, sagte Frau Konjul Warburg, deren vornehmcs Patronengesicht über den breitrandigen Hut des Tüchterschens hinweg dem Glückseligen zulächelte. „Welch unverhoffte Begegnung! Sie haben hier zu tun?“

„Sehr wohl, gnädigste Frau, ich — ich habe einige Waggons Saattorn zu verladen.“ Iog der junge Landwirt mit größerer Kühnheit als Geschicklichkeit; denn Saattorn wurde um diese Jahreszeit gemeinhin nicht verführt, und außerdem bediente man sich zu solchen Geschäften nicht eines so tabellosen Dogars, wie es jenseits des kleinen Stationshäuschens auf der Chaussee hielt.

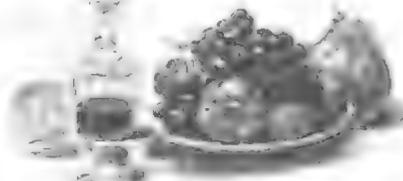
„Aber ist denn das Ihre Station?“ fragte das junge Mädchen, indem es die munteren Augen auf dem Herron umherschwifen ließ. „In Ludwigs-lust erzählten Sie mir doch, daß Sie von Berchom aus mit der Streliger Bahn zu fahren pflegen.“

„Ganz recht — aber ich habe zwei Stationen. Jaroschl. Berchom ist ja etwas näher, dafür aber sind die Wege lange nicht so gut. Ich mache deshalb lieber die paar Kilometer mehr.“

„Also sind die Wege hier hinaus besser? Das ist mir lieb zu hören. Ich will nämlich von Berchom hinaus auf per Rad nach Voltenhagen fahren, während Mama mit dem Gepäc einen Wagen benutzt. Sie sind doch auch Radfahrer, Herr von Amundsen?“

„Aber natürlich, gnädigste Fräulein — selbstverständlich! Denatutage muß man ja radfahren können. Das Rad ist überhaupt das Beste-mittel der Zukunft.“ Wolf Egbert war sehr glücklich, bergleichen irgendmo gelten zu haben.

„Ich finde, es beherrscht schon die Gegenwart“, warf Frau Warburg lächelnd ein; „meine Tochter ist mir viel zu passioniert. Ich lebe in einer ewigen Angst. Sie besuchen uns doch in Voltenhagen, Herr von Amundsen?“



„Wenn Gnädigste gestatten, mit großer Freude!“ rief er strahlend, und sein rundes Antlitz flugte in den glänzendsten Farben, als das junge Mädchen sich der Einladung in ihrer lebhaften und natürlichen Art anschloß.

„Am besten ist, Sie kommen per Rad, Herr von Amundsen. Vielleicht schon am nächsten Sonnabend, also heute über acht Tage. Das wäre besonders nett. Wolf hat uns für diesen Tag seinen Besuch versprochen. Wir machen dann hübsche Ausflüge zu dritt. Wie weit ist es denn von Ihrem Gute bis Voltenhagen?“

„Wenn ich nicht irre, vierzig bis fünfundvierzig Kilometer.“

„Und wie lange fahren Sie?“  
„Die Bahn bis Grenzmühlen fährt.“  
„Ach, geben Sie! Ein ordentlicher Radfahrer fährt doch nicht per Bahn, wenn er nicht muß. Ich meine natürlich per Rad!“  
„Ach so — selbstverständlich — per Rad. Nun, in einer Stunde denke ich doch —“

„Alle Wetter! Hast du gehört, Mama? Fünf- undvierzig Kilometer Chaussee fährt Herr von Amundsen in einer Stunde! Das ist ja kolossal! Um so mehr aber freue ich mich. Auf Wiedersehen also am Sonnabend. Und Sie benutzen die Eisenbahn nicht!“

„Nie mehr, wenn Sie befehlen!“  
Als der Jag und ein weißes Tüchlein hinter der Waldeck verschwunden waren, hätte Wolf Egbert dem alten Stationsvorsteher beinahe einen Kuß gegeben, besann sich aber noch rechtzeitig und begnügte sich mit einem kräftigen Handhütteln. Alsdann schritt er gedankenvoll zu seinem Logeort.

Am nächsten Tage war er in Ludwigslust. Wolf von Kreilling verschonte sich erschrocken hinter seinem Schreibtisch, als Wolf Egbert plötzlich bei ihm auftauchte.  
„Allmächtiger! Hast du sie denn nicht getroffen? Ich schrieb dir doch...“  
„All right, mein Sohn. Ich komme nicht, dich zu morben, sondern um dir zu danken. Außerdem muß ich unter allen Umständen nachfahren lernen. „Nanu, mit einem Male? Willst du schlanker werden?“

„Das auch. Hauptächlich aber will ich am Sonnabend fünf- und vierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Von Kriewen nach Voltenhagen.“  
Leutnant von Kreilling, der sich inzwischen aus seiner Verschönerung hervorgeraucht, sah seinen Freund mit großen Augen an und suchte wiederum Bedung.

„Weiter nicht? Ich meine, die Landesirrenanstalt liegt in einer ganz andern Richtung. Tabletten, du! Ich werke mit dem Briefbeschwerer.“  
„Leg das Ding hin. Ich tu' dir nichts. Ich will mir bloß eine Zigarette nehmen. Aber reize mich nicht. Ich bin ohnehin in der Gemütsverfassung eines vergrännten Schrapnels. Ich muß am Sonnabend fünf- und vierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Da heißt keine Maus einen Zipfel von ab.“

„Aber Mensch!“ rief Herr von Kreilling empört, „das ist doch Wahnsinn, heller Wahnsinn! Du bist doch nicht Kobi oder Jimmy Michael! Du bist der dicke Amundsen, der seine reichlichen zweihundert Pfund noch nie einem Nabe anvertraut hat! Ebenso gut kannst du hergehen und sagen, du müchtest am nächsten Sonnabend Looping the loop machen.“

„Nach nicht Quatsching the quatsch, Wolf. Ich muß.“ erwiderte Wolf Egbert gedrückt, aber entschlossen. „Ich gebe ja zu, daß ich mich eilig verhalten habe mit der Geschichte. Das kommt daher, weil ich keine Ahnung habe, was man auf so 'ner Strampelchaise leisten kann. Aber behalte mal einer den Kopf oben, wenn einem ein paar süße blaue Mädelsaugen ins Herz fliegen. Da geht eben alles mit einem durch. Wenn sie mich gefragt hätte, ob ich von Kriewen nach Voltenhagen in einer Tour Roboly schießen kann, hätte ich auch ja gesagt und mich noch verpflichtet, jede halbe Meile einen doppelten Sallomortale zu machen. Auf alle Fälle muß ich am Sonnabend von Kriewen in einer Stunde nach Voltenhagen fahren. Und schließlich — das muß doch zu machen sein, zum Schwerebrett! Sieh mal, die Hauptlache ist doch, daß man auf so einem Dings sitzen und die Balance halten kann. Und du hast mir früher mal selbst gesagt, daß das in fünf, sechs Tagen sehr gut zu lernen ist. Was dann nachher die Gleichgewichtigkeit betrifft, das ist nur Sache der Kraft und des Mutz — und ich habe beides!“

Leutnant von Kreilling maß seinen Freund mit jenem resignierten Blick, mit dem man Unheilbares betrachtet, die sich hinsichtlich ihres Zustandes Illusionen hingeben und noch Zukunftspläne machen. Und solchen Leuten darf man nicht

widersprechen, das wäre eine Gefühlsroheit. Obwohl es Sonntag war, ließ der Offizier den Sergeanten Sommer, den Radfahrlehrer des Bataillons, kommen, empfahl ihm den Freund und dessen Seele Gott.

Was Wolf von Kreilling im Laufe der Woche von den sportlichen Fortschritten des Dicken hörte, stellte seine schwärzesten Befürchtungen in den Schatten. Schon am zweiten Tage meldete sich der Sergeant Sommer wegen Muskelentzündung revierkrank. Auch Wolf Egbert hatte eine Anzahl Beulen und Wunden, die sein sorgenvolles Mondgesicht verunzierten. Er hatte sie sich dadurch zugezogen, daß er eigenstimmig immer in eine Stuhlpyramide fuhr, die in einer Ecke des Übungsplatzes aufgebaut war. Jedesmal mußte er unter dem Berg von Sitzgelegenheiten ausgegraben werden, und dann blieserte er noch die Schienbeine seiner Ketter, weil er auch als Gefallener immer noch weiter strampelte, da man ihm gesagt hatte, daß er treten müßte, unentwegt treten.

Endlich am Donnerstag war er so weit, daß der Offizier eine erste Ausfahrt mit ihm riskieren zu können glaubte. Gelle Schweißtropfen aus der Stirn, mit Augen, die auf eine Knopfgabel zu sehen waren, taumelte der Dickie wie ein betrunkenen Scherenschleifer neben ihm her. Es gab nichts, was ihm nicht im Wege war. Um ein Paar hätte ihn die elektrische Bahn überfahren, weil sein Stahlrohr Reizing zeigte, auf den Vorderperren zu hüpfen. Trotz aller Ermahnungen hielt er die Lenkstange wie ein Ertrinkender den sprichwörtlichen Strohhalm, und so kam es denn, daß die Probefahrt für Wolf Egbert von Amundsen in einem Obfikteller endete. Nur dem glücklichen Umstande, daß er mit Kopf und Händen in einem Korbe voll reifer Zwetschgen landete, verdankte er es, daß bloß sein Rad sich in seine Bestandteile zerlegte.

Da Wolf Egbert — gleich nachdem er in dem Obfikteller sich den Fruchtstift aus den Augen gewischt — zerknirschten Abschied genommen hatte und auch am nächsten Tage sich nicht mehr sehen ließ, nahm Herr von Kreilling an, daß der Dickie nicht nur sein verdrehtes Vorhaben, sondern auch das Radfahren überhaupt aufgegeben hatte.

Um so sprachloser war er verblüfft, als ihm Cousine Gustel in Voltenhagen ein Telegramm unter die Nase hielt: „Starte soeben ab. Bitte auf Zeit zu achten. Amundsen.“ Aufgegeben Berechnung 8 Uhr 12 Minuten.

Leutnant von Kreilling sah unwillkürlich auf die Uhr, dann in das vor Freude und Erwartung brennrote Gesichtchen des jungen Mädchens. „Jetzt ist's gleich neun.“ jauchzte sie, „in zwölf Minuten muß er da sein!“

„Das ist unnütz, Meine.“ stieß Wolf besorgt und ungeduldig hervor. „Es gibt überhaupt nur eine Möglichkeit: der Mensch ist aus Liebe zu dir verrückt geworden und liegt jetzt mit gebrochenem Genick in einem Chausseegraben.“

„Wolf!“ schrie das junge Mädchen entsetzt auf. „Ihr Blick irrt verweilt die Chaussee hinab. Gleich darauf aber rief sie jauchzend einen zweiten Namen, der ganz ähnlich klang und stürmte die Verandatreppe hinab, einem Radfahrer entgegen, der in den unsicheren Schlangenlinien des blutigen Anfängers eingeherteltete.

„Wolf!“  
Nachtwandler und lernende Radfahrer soll man nicht plötzlich aufrufen, sonst fallen sie. Das Rad ruckte empor wie ein bäumendes Pferd, dann nahm es eine leunige Kurve nach rechts, überstürzte einen Weilenstein, und Hof und Reiter verschwanden im Graben.

Einige Sekunden später hielt Gustel Warburg das Pulverhaupt Wolf Egberts in ihrem Schoße.  
„Ach, du.“ hauchte sie zitternd an seinem Munde; „ich habe dich ja so lieb — und ich sterbe vor Angst, wenn du nicht sprichst. So sag doch — hast du dir sehr wohl getan? Wie ist dir?“  
„So ist mir wohl.“ brummte er wie ein gestreichelter Bär, mit geschlossenen Augen, „so könnt' mir immer sein.“  
Amundsen war noch nicht vernehmungsfähig — oder er tat wenigstens so, als wenn er es noch nicht wäre. Die weichen Händchen, die sorglich seine verbeulte Stirn kühlten, waren eine Unnehmlichkeit, die er sich möglichst lange zu erhalten wünschte nach all der Qual und den ausgestandenen Leiden. Außerdem konnte der Schwindel schon in der nächsten Stunde heraufkommen, und dann war vielleicht alles aus.

Dazu ließ es Leutnant von Kreilling glücklicherweise nicht kommen. Er fing alle heraufstehenden Bauernweiber nach und nach ab und bezahlte ihnen die Biegen, Hänge, Hüßner und Guten, die der Reformvogel mit seinem Motorwagen, der zwei Kilometer zurück im Dorfe hielt, umgebracht hatte.

Gustel Warburg aber nahm ihrem Verlobten das Versprechen ab, nie wieder ein Rad zu besteigen. Er sei ein leichtsinniger Mensch ein Kilometertreffer; und sie hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn sie ihn zu Rad wühlte. Wolf Egbert hat das Versprechen gegeben und auch ehrlich gehalten.

### Deutsche Post und Telegraphie im Auslande und in den deutschen Kolonien

II.

(Siehe auch die Illustrationen Seite 1143)



Dagmar am Telefon in Kap-Bayo

In Deutsch-Ostafrika bestehen jetzt neben der Hauptpostanstalt des Schutzgebietes, dem Postamt in Dar es Salam, noch 9 Postagenturen an der Küste und 17 im Innern. Die Tätigkeit der Postanstalten an der Küste erstreckt sich auf alle Zweige des Postverkehrs, bei den Postanstalten im Innern dagegen zumeist nur auf den Verkauf von Postwertzeichen sowie die Annahme und Ausgabe von Briefsendungen.

Für das Postamt in Dar es Salam ist ein schönes Gebäude von dem Gouvernement eigens hergestellt und an die Postverwaltung vermietet worden; in Bagamoyo dient ebenfalls ein besonderes Gebäude für die Post, während die übrigen Postanstalten zumeist in den Gouvernementsgebäuden untergebracht sind.

Bei der topographischen Aufnahme der Post in Saadani hat es sich der als Hausierer gehaltene Strauß nicht nehmen lassen, seine Zugehörigkeit zur Postanstalt auch im Bilde erscheinen zu lassen. Trotz seiner Gefräßigkeit, mit der er selbst Knöpfe, Briefmarken, Geldstücke u. s. w. in seinem unersättlichen Magen verschwinden läßt, genießt dieser Strauß doch die volle Zuneigung der Station.

Der Postverkehr mit der Heimat wird hauptsächlich durch die Dampfer der vom Reiches subventionierten Deutsch-Ostafrikalinie vermittelt, nebenher werden noch englische und französische Dampfer benutzt. Die Küstenpostanstalten erhalten ebenfalls Verbindung durch die Reichspostdampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, ferner durch die Dampfer der dieser Gesellschaft gehörigen Bombalini- und durch Gouvernementsdampfer. Da die Verbindungsverhältnisse in den Höfen des Schutzgebietes durchweg günstig sind — in Dar es Salam befindet sich sogar ein Schwimmbad — so bereitet die Auslieferung der Post keine Schwierigkeiten. Der Hauptverkehr geht über Dar es Salam und Tanga; er geschieht dort durch besondere Postboote, die die Reichspostflotte führen. Die Postboote werden mit der erforderlichen Anzahl Auderer bemannt, die in der Landessprache „Baharia“ (von bahari: das Meer) heißen. Diese haben außer der Auderarbeit die Postsendungen vom Boot und nach dem Boot zu befördern, die Postboote instand und sauber zu halten, sowie Aushilfe in den übrigen Dienstzweigen der Postanstalt zu leisten.

Nach dem Innern von Deutsch-Ostafrika werden die Posten ausschließlich durch Boten besorgt, die von Dar es Salam sofort nach Ankunft der Postdampfer und von Korogwe aus im Anschluß an die Jäger der Usambarabahn abgefertigt werden. Die Erstellung der Boten erfolgt jetzt durch das Gouvernement, ihre Abfertigung durch die Postanstalten.

Von Dar es Salam gehen zwei große Botenpostläufe nach dem Landesinnern: Der eine über Mahenge und Songea nach Wiedhafen und von da mit dem Dampfer „Bismann“ auf dem Massafere nach Langenburg in 30 Tagen, der andre die alte Karawananstraße entlang in 31 Tagen über Kilossa, Mpuja und Kilimatinde nach Tabora; von hier aus nördlich in 26 Tagen nach Muanja und Buloba am Victoria-Njansa, ferner südlich in 17 Tagen nach Ujiji am Tanganyikasee. Zweigposten gehen noch von Kilossa nach Iringa und von Kilimatinde nach Bismarburg am Tanganyikasee.



Telegraphenstation in Bagamoyo

Die von dem jetzigen Endpunkte der Usambatabahn, Korogwe, ausgehende Botenpost führt über Wilhelmsdal nach Moschi am Kilimandscharo.

Den Boten werden allgemein nur Briefsendungen und Zeitungen ohne Kosten für die Empfänger mitgegeben, während die Paketsendungen mit den Kasikarawanen des Gouvernements auf Kosten der Empfänger befördert werden. Wenn auch der schwarze Postbote ein guter Fußgänger ist, so kann ihm doch, da er seinen Weg meist in glühender Sonnenhitze und oft auch in wolkenverhülltem Regen zurücklegen muß, nur eine Reispol bis zu etwa 12 Kilogramm Gewicht mitgegeben werden, die er in einem durch wasserdichte Wachseleinwand geschützten Briefpaket oder in einem Postbeutel auf dem Kopfe trägt. Zum Schutze gegen Ueberfälle durch räuberische Eingeborene oder wilde Tiere und zur gegenseitigen Hilfe bei Erkrankungen werden die Boten nie allein, sondern mindestens zu zweien abgeandt; oft sind auch die Briefposten so umfangreich, daß auf dem Hauptkurse von Dar es Salam nach Tabora gleichzeitig 1 bis 5 Postboten nötig sind. Die Beförderung der Botenposten erfolgt relaisartig, indem nach einem Marsch von 8 bis 14 Tagen die auf einer Station von der Küste ankommenden Boten durch die von einer Station aus dem Innern kommenden Boten abgelöst werden; erstere befördern dann die Post aus dem Innern wieder nach der Küste.



Abfertigung der Post nach dem Innern in Dar es Salam

Mit dem Welttelegraphennetz ist das Schutzgebiet durch das Unterlabel Dar es Salam-Bagamono-Sansibar verbunden; im Anschluß an dieses Kabel ist längs der Küste eine oberirdische Telegraphenlinie hergestellt worden, deren Leitung sowohl zur Abwidmung des Telegrammverkehrs als auch zum Fernsprechen dient. Die Leitung führt von Tanga nach Mitibani in einer Länge von rund 730 Kilometern; sämtliche Küstenpostanstalten sind in sie zum Verlehr eingeschaltet.

Zum Anschluß der Postanstalten im Innern an das Telegraphennetz, der insbesondere sich auch für den Verkehr mit den entferntesten Regierungsstellen als notwendig erweist, wird eine gleichzeitig auch dem Fernsprechverkehr dienende Telegraphenlinie von Dar es Salam nach dem Tanganjasee gebaut. Die Strecke von Dar es Salam nach Kilimatinde ist bereits fertiggestellt und mit den Zwischenstationen Masifäber, Mtororo, Mlofa und Maupa dem öffentlichen Verlehr übergeben worden. Die Weiterführung der Linie bis Tabora wird voraussichtlich noch im laufenden Jahre erfolgen und in Ujiji dann Anschluß an den britischen Transkontinentaltelegraphen Kapstadt-Kairo erhalten, der Deutsch-Ost-

afrika in der Richtung von Süden nach Norden durchquert. An dem Westende des britischen Transkontinentaltelegraphen wird ein dem Verlehr Deutsch-Ostafrikas dienen.

Der besondrerer Tracht von der englischen Telegraphengesellschaft auf ihre Kosten angebracht. Eigene Stationen darf die Gesellschaft auf deutschem Gebiete nicht einrichten; es ist deshalb auch, nachdem der Bau des Transkontinentaltelegraphen von der Grenze Rhodesias bis über Visamardburg fortgeschritten war, in Visamardburg bei der Postagentur eine deutsche Reichstelegraphenanstalt eröffnet worden, die über Kapstadt mit dem Welttelegraphennetz in Verbindung steht. Besondere Stadtleistungsanstalten sind in Dar es Salam und in Bagamoyo eröffnet worden; erstere zählt bereits 30 Teilnehmer.

Bei dem Bau der Telegraphen- und Fernsprechleitungen waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Da Holz in genügender Menge nicht vorhanden ist, und hölzerne Telegraphenstangen wegen der häufig vorkommenden Grasbrände und der in unzähligen Mengen vorhandenen Termiten und Korbkäser, die das Holz zerfressen, auch nicht zweckmäßig sind, so kamen als Leitungsträger stählerne Mannesmannrohre zur Verwendung. Als Leitungsdraht wurde bei den ersten Anlagen Stahldraht, jetzt allgemein Bronzedraht benutzt. Die Bauarbeiten wurden durch zwei deutsche Telegraphenbeamte geleitet, denen zur Unterstützung drei europäische Telegraphenleitungsbeamte beigegeben waren. Besondere Schwierig-

keiten verursachte die Beförderung der Baumaterialien auf die Baustelle; mangels fahrbarer Wege mußte sie überall durch Träger erfolgen. So wurden bei dem Bau der Linie ins Innere oft 3000 bis 4000 Keger als Träger benutzt.

Die Leitung des gesamten Post- und Telegraphenwesens von Deutsch-Ostafrika, das unmittelbar von dem Reichspostamt in Berlin ressortiert, untersteht dem Postdirektor in Dar es Salam; außer ihm sind bei dem Postamt Dar es Salam

und den Postagenturen in Bagamoyo, Tanga, Kilwa und Pangani im ganzen noch 12 Fachbeamte beschäftigt. Die übrigen Postanstalten werden durch Landesbeamte, Angehörige der Schutztruppen oder Privatpersonen verwaltet.

Für die Post- und Telegrapheneinrichtungen in ausgedehnter Weise von den Eingeborenen sowie den arabischen und indischen Kaufleuten benutzt werden, so müssen die nach Ostafrika entsandten deutschen Beamten sich vor der Ausreise auf dem orientalischen Seminar in Berlin Kenntnisse des Swaheli, Guzerati und Hindiostani aneignen.

Außer den bereits erwähnten drei Leitungs- und Telegraphenbeamten des Schutzgebietes keine Verwendung. Die Unterbeamten werden vielmehr von Swaheli, Halbarabern und Komoren befohrt. Die Tätigkeit dieser Unterbeamten als Melder und Boten bei der Beförderung der Botenposten ist bereits geschildert worden; es bleiben hier nur noch einige Worte über die Verwendung der Farbigen im inneren Dienste der Postanstalten sowie im Bestelldienst und im Fernsprecheinrichtungsbau zu sagen. Der Dienst und das Geschäft werden die Post die man bisher hauptsächlich aus den jungen, anfertigen, und ortslunbigen Bays



Telegraphenstation in Dar es Salam

oder Diensten der Europäer auswählte. Sie besorgen die Reinigung der Diensträume, leeren die Briefkästen, leisten die nötigen Handreichungen beim Öffnen und Schließen der Posten und bestellen Telegramme sowie u. a. auch Postsendungen. Eine regelmäßige Briefbestellung besteht nicht, nur in Dar es Salam werden gewöhnliche Briefe den Empfängern gelegentlich in die Wohnung überbracht.

Hervorragende Dienste leisten einige besonders gewandte und zuverlässige farbige Unterbeamte als Hilfsleitungsaufsicher beim Bau und der Instandhaltung der Telegraphenlinien. Monatlich einmal und ferner sofort nach Auftreten einer Störung wird jede Telegraphenlinie durch die Hilfsleitungsaufsicher begangen, um die Störungursache aufzufinden, die Beschädigungen der Linie sofort auszubessern, und um insbesondere zur Verhütung von Isolationsfehlern den

überprüfen lassen. Die Verwendung von Mannesmannrohren zur Verwendung. Als Leitungsdraht wurde bei den ersten Anlagen Stahldraht, jetzt allgemein Bronzedraht benutzt. Die Bauarbeiten wurden durch zwei deutsche Telegraphenbeamte geleitet, denen zur Unterstützung drei europäische Telegraphenleitungsbeamte beigegeben waren. Besondere Schwierig-



Fernsprecheinrichtung in Dar es Salam

Verührung kommen. Da die einzelnen Netze 10 bis 180 Kilometer voneinander entfernt liegen und die Telegraphenlinie oft viele Kilometer weit von jedem Wege entfernt durch Steppe und Wildnis führt, so werden in der Regel zwei Aufseher zusammen abgeschickt, damit bei Erkrankung oder Gefahr der eine dem anderen Hilfe leisten kann. Zur Einschaltung in die Linie führt jeder Hilfsleitungsaufseher einen Fernsprechapparat mit sich; durch diesen kann er sich also in dauernder Verbindung mit seiner Station erhalten.

Um den farbigen Unterbeamten ihren Landseuten gegenüber ein gewisses Ansehen zu geben, hat es sich als zweckmäßig erwiesen, sie zu uniformieren. Die Uniform weckt auch das Staudesbewußtsein des Farbigen und macht ihn zuverlässiger, denn als „*mtu wa serkali*“ = „Mann der Regierung“, wie er sich stolz selbst nennt, darf er den Lasten seiner Stammesgenossen nicht fröhnen. Die Dienstaufseher werden von der Verwaltung geliefert; ihre Auslieferung ist den einzelnen Dienstverrichtungen und den Witterungsverhältnissen Afrikas angepaßt. Die Baharia tragen eine weite Mütze aus gelbem Stoff mit einem durch schwarz-roten Besatz markierten Matrosenknopf, kurze Knöchel und einen roten Fes. Auf der Brust ist ein



Postabteilung eines feldpostwagens in Deutsch-Südwestafrika

Post in Windhuk eingerichtet, die dann vier Jahre allein den nur geringen Postverkehr des Schutzgebietes besorgte. Die Postkisten wurden gelegentlich durch Boten oder durch Missionare befördert. Die angelieferten Sendungen wurden in der Regel mit englischen Freimarken besetzt und bei den britischen Postanstalten in Walvischbai oder in der Kapkolonie zur Weiterbeförderung eingeliefert.

Nachdem sich die ausländischen Eingeborenensämme der deutschen Herrschaft gebeugt hatten und die verheerenden Viehseuchen erloschen waren, trat ein solcher Aufschwung in dem gesamten Verkehrsleben der

Okombage, Seris, Namas und Waterberg.

Mit dem Welttelegraphenetz konnte das Schutzgebiet erst im Jahre 1899 durch Auslegung eines Anschlußkabels von Swakopmund nach dem Untersee-Kabel Kapstadt-Moffamedes Verbindung erhalten. Die bei der Postagentur in Swakopmund eingerichtete Telegraphenstation wurde dann mit dem Fortschreiten des Eisenbahnbaues zwischen Swakopmund und Windhuk durch eine an dem eisernen Gestänge des Bahn-Telegraphen angebrachte Bronzedrahtleitung mit Karibib, Etahandja und Windhuk verbunden. Die Leitung ist ebenfalls neben dem Telegrammverkehr für den mündlichen Verkehr nutzbar gemacht worden; die in den genannten Orten eingerichteten



Postamt in Kwin-Dopo

Posthorn in rotem Stoff ausgehäßt. Die Uniform der Posthilfsboten im inneren und Beistellendienst besteht aus einer kurzen weißen Uniformjacke mit rotem Vortasch, rotem Posthorn auf dem linken Oberarmel und gelben Adlerknöpfen. Die Jacke wird über dem Kanza, dem arabischen Dend, getragen, das aus Seide oder Leinwand gefertigt ist, lange Ärmel hat und bis auf die Knöchel herabfällt. Als Kopfbedeckung trägt der Posthilfsbote den roten oder weißen Fes.

Die Postboten und Hilfsleitungsaufseher tragen lange gelbe Focken und eine weite gelbe Jacke mit gelben Adlerknöpfen und einem roten Posthorn auf dem linken Ärmel, als Kopfbedeckung dient der rote Fes. Die Hilfsleitungsaufseher sind für den Dienst auf der Strecke mit Gewehr und Säbel bewaffnet. Nur die Posthilfsboten tragen Sandalen, die übrigen farbigen Unterbeamten laufen zu meist barfuß. Den roten Postbeförderern wurden anfänglich auch Schuhe geliefert, sie zogen sie aber auf dem Marsche aus und nur zur Parade wieder an, sobald sie durch ein Dorf kamen.

In Deutsch-Südwestafrika wurde die Entwicklung des Postwesens während der ersten Jahre der deutschen Schutzherrschaft infolge der Unsicherheit der durch die Aufstände Witbois geschaffenen Verhältnisse sehr gehemmt. So mußte die in Otjimbingue bereits 1888 eingerichtete Postagentur mehrfach verlegt und zeitweilig ganz aufgehoben werden; oft fand sich nur eine einfache Strauchhütte zu ihrer Unterbringung. Als die Verhältnisse sich wieder etwas sicherer gestalteten, wurde 1891 die

Molonie ein, daß ihr durch Einrichtung eines geregelteren, sich über das ganze Schutzgebiet erstreckenden Postwesens Rechnung getragen werden mußte.

Ein nach dem Schutzgebiet rufsender deutscher Postbeamter richtete in den Jahren 1895 und 1896 Postagenturen in Swakopmund, Otjimbingue, Omaruru, Etahandja, Gibeon, Keetmanshoop, Lüderitzbucht, Warmbad, Kap Groß und Kebohoib ein. Später traten noch die Postagenturen in Oufjo, Tzabi, Grootfontein, Gobabis, Namansdijf und

Telegraphenstationen dienen also gleichzeitig als öffentliche Fernsprechstellen. Besondere Stadtfernprecheinrichtungen bestehen in Swakopmund, Windhuk und Etahandja.

Dem Mangel einer telegraphischen Verbindung nach dem Süden des Schutzgebietes hat das Gouvernement durch Einrichtung einer Heliographenlinie



Farbiges Personal des Postamtes in Lomé

Windhuk-Gibeon erfolgreich zu begegnen gewußt. Die Beförderung eines Heliogramms auf dieser etwa 300 Kilometer langen Strecke dauert ungefähr drei Stunden. Bei den mit dem Heliographen gemachten günstigen Erfahrungen ist für später die Einrichtung einer Heliographenlinie nach dem Norden und zwar von Karibib nach Oufjo geplant worden. Die gegenwärtige Entwicklung der Heliographie dürfte jedoch eine Prüfung der Verhältnisse dahin empfehlen, ob nicht zweckmäßig an Stelle der Heliographenverbindung Funktelegraphenstationen einzurichten wären.

Der Postverkehr mit Europa wird für den nördlichen Teil durch die Tampier der Woxmann-Linie Hamburg-Lüderitzbucht und durch



Bestandsetzung der Telegraphenlinien in Deutsch-Ostafrika

einen Wortmann-Dampfer hergestellt, der von Kay Kroh über Sualopmund, Wajischbai, Vüderigbucht und Port Nolloth nach Kapstadt fährt, wo er Anschluss an die englischen Dampfer findet. Für den südlichen Teil des Schutzgebietes findet die Postbeförderung über Kapstadt zu Land statt.

Die Leitung des Post- und Telegraphenwesens im Schutzgebiet ist dem Postamt in Windhuk unterstellt, das früher von der Oberpostdirektion in Hamburg und jetzt unmittelbar vom Reichspostamt in Berlin ressortiert. Den Dienst, der sich bei dem Postamt und den Postagenturen auf alle Gegenstände des Postverkehrs erstreckt und nur bei den Posthilfsstellen sich auf die Briefpost und den Markenverkauf beschränkt, wird in Windhuk, Keetmanshoop, Otahandja, Sualopmund und Karibib von zusammen 11 Fachbeamten und bei den übrigen Anstalten durch Angehörige der Schutztruppen, Eisenbahnbeamte, Angestellte der Kolonialgesellschaft, Kaufleute und Missionare versehen. Eine Bestellung der Sendungen findet mit Ausnahme der Telegramme bei den Postanstalten allgemein nicht statt.

Der Unterbeamten dienst und die Beförderung der Botenposten ist Eingeborenen — Hereros, Hottentotten, Kaffern und Bassarden — übertragen. Nur für die Beaufsichtigung der Telegraphenleitungen kommen zwei europäische Leitungsaufsicher zur Verwendung.

In Kamerun herrschen von Beginn der deutschen Schutzherrschaft an geordnete Verhältnisse, so daß hier die Entwicklung des Postwesens auf keine Schwierigkeiten stößt. Außer dem Postamt in Duala, der Hauptpostanstalt des Schutzgebietes, bestehen jetzt Postagenturen in Buea, Kribi, Rio del Men und Victoria. Sämtliche Postanstalten sind in Bezug auf den laufenden Dienst und die Abrechnung der Oberpostdirektion in Hamburg unterstellt.

Der Dienstbereich der Postanstalten erstreckt sich fast allgemein auf alle Gegenstände des Postverkehrs. In Duala und Victoria wird der Dienst durch Fachbeamte wahrgenommen, bei den andern Postanstalten durch Gouvernementsbeamte oder Privatpersonen. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse bedingen einen häufigen Wechsel in der europäischen Besetzung der Postanstalten. Es ist dies auch die Ursache gewesen, daß für einfachere Postdienstgeschäfte und für den Telegraphendienst intelligentere Duala-, Togo- und Labomen-Neger als Hilfsbeamte eingestellt wurden. Sie haben bisher gute Dienste geleistet. Den Unterbeamten dienst versehen ebenfalls Eingeborene; nur für die Beaufsichtigung der Telegraphenleitungen ist ein deutscher Leitungsaufsicher in das Schutzgebiet entsandt worden.

Neben der Reichstelegraphie hat sich in Kamerun eine in ganz Afrika heimische eigenartige akustische Telegraphie zu besonderer Blüte entwickelt. Die telegraphischen Zeichen werden von den Eingeborenen mittels einer Trommel, die ndimbe genannt wird, hergestellt. Die Trommel ist allgemein in den Dörfern vor der Hütte des Häuptlings auf einem hohen Baumstumpf als Palavertrommel aufgestellt; jeder nur halbwegsige Eingeborene ist imstande, sich auf der Trommel in der Sprache seines Landes auszudrücken. Das Instrument be-

steht aus einem länglichen, eiförmig ausgehöhlten Holzstück von 1 Meter Länge und 1 bis 1,5 Meter Höhe, das an der oberen Längsseite eine schmale, spaltförmige Öffnung hat, die durch einen Steg in zwei ungleiche Teile geteilt wird. Je nachdem man mit einem Holzloppel an das eine oder andre Ende der Trommel schlägt, werden verschiedene Töne hervorgerufen. Das Signalfystem ist so ausgebildet, daß die Ortschaften mit seiner Hilfe jederzeit in einen drahtlosen Telegrammverkehr eintreten können; innerhalb kurzer Zeit kann auf diese Weise das ganze Kamerungebiet von einem besonders wichtigen Vorfall in Kenntnis gesetzt werden.

In Togo bestehen zwar nur ein Postamt in Lome und je eine Postagentur in Klein-Popo und Agome Palime, dafür ist der sich auf alle Dienstzweige erstreckende Postverkehr im Schutzgebiete um-

Bei der Anlage und Unterhaltung der Telegraphenlinie in Togo waren vielfache Schwierigkeiten zu überwinden. Besondere Mühe kostete es, die zu den Herstellungsarbeiten verwendeten Logoneger an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Bald war ihnen die Arbeit zu schwer, bald war es zu heiß; schließlich ließen sie fort und kamen erst am nächsten Feiertage wieder. Die früher im Schutzgebiete als Leitungsträger verwendeten stählernen Mannesmannrohre haben sich zwar als genügend fest erwiesen — sie wurden selbst durch die an der Küste häufig auftretenden schweren Gewitterstürme oder Tornados weder schiefl gedrückt oder beschädigt —, indes zeigten sie infolge der ständigen von der See herwehenden stark salzhaltigen Weite erhebliche Metallbildung. Dieser Umstand hat den Anlaß zur Verwendung der Agome-Beam-Stangen für die Linie Lome-Agome Palime gegeben.

Die Postanstalten des Schutzgebietes sind mit Fachbeamten besetzt, daneben finden in Lome drei und in Klein-Popo zwei farbige Hilfsbeamte namentlich im Telegraphendienst Verwendung. Zu Hilfsbeamten sind jetzt einheimische Logoneger, die früher Jürlinge der Missions- und Religionschulen waren, herangezogen worden. Den Unterbeamten dienst bei den Postanstalten und den Botenpostendienst zwischen Lome und Klein-Popo versehen ebenfalls farbige; auch die Beaufsichtigung der Telegraphenleitungen ist farbigen Leitungsaufsichtern übertragen worden.

Den Postverkehr von Togo mit Europa vermitteln die Schiffe der Boermannlinie sowie englische und französische Dampfer. Wegen der beständigen Brandung gestaltet sich die Landung und Verschiffung der Postfächer so schwierig, daß die Postfächer zum Schutze gegen Durchnässen wie früher auch in Sualopmund in Fässer verpackt werden müssen. Die zwischen Lome und Klein-Popo verkehrende Botenpost ist bereits erwähnt worden, an sie schließt sich eine Botenpost von Klein-Popo nach Agome an der Grenze von Tahoma und eine solche von Lome nach Quillab an der Grenze der Goldküste an.

Die zur australischen Inselwelt gehörigen deutschen Schutzgebiete haben mit Ausnahme von Samoa entsprechend ihrer noch geringen wirtschaftlichen Entwicklung nur einen unbedeutenden Postverkehr. Es besitzen daher auch nur Samoa in Apia und Deutsch-Neuguinea in Herberhöhe je ein von einem deutschen Fachbeamten geleitetes Postamt. Die übrigen in diesen Schutzgebieten zur Einrichtung gekommenen Postanstalten gehören zur Klasse der Postagenturen. Sie werden in Berlinhafen, Friedrich-Wilhelmshafen, Motup und Stephanort auf Neuguinea durch Landesbeamte, Beamte der Neuguinea-Kompagnie und von Missionaren, in Jaluit auf den Marshallinseln von einem Angehörigen der Jaluitgesellschaft, in Ponape auf den östlichen Carolinen, in Yap auf den westlichen Carolinen und in Saipan auf den Marianen durch Beamte der Landesbehörden verwaltet. Sämtliche Postanstalten sind bezüglich der Angelegenheiten des laufenden Dienstes und der Abrechnung der Oberpostdirektion in Bremen unterstellt.

Ello Jullia



Über Bismarck & Götter, Dresden

Das Bismarck-Denkmal in Dresden. Von Robert Diez (Cest S. 1111)

so reger. Für den Verkehr der Küstenorte Wägida und Seguro genügen die bisher Briefkasten, die von den Postboten der zwischen Lome und Klein-Popo verkehrenden Botenpost geleert werden. Ihre Ankunft melden die Postboten durch Signaldörner. Das in Lome eigens für Postzwecke gebaute Haus ist eines der schönsten Gebäude am Orte, auch die Postagentur in Klein-Popo ist räumlich gut untergebracht. Lome und Klein-Popo sind durch eine Telegraphen- und Fernsprechklinie miteinander verbunden, auf der namentlich der Fernsprechoverkehr ein reger ist, da sich die farbige Bevölkerung mit Vorliebe des Fernsprechers bedient. Eine ebenfalls gleichzeitig zu Telegraphen- und Fernsprechanlagen dienende Anlage wird zurzeit von Lome nach Agome Palime gebaut. Bei dieser Anlage wird zum ersten Male ein gedehnter Versuch mit hölzernen Stangen aus der einheimischen Fächerpalme (Agome) gemacht; der Stamm der Fächerpalme wird zu diesem Zweck der Länge nach gespalten, jeder Stamm liefert vier Telegraphenstangen.

Entsprechend ihrer noch geringen wirtschaftlichen Entwicklung nur einen unbedeutenden Postverkehr. Es besitzen daher auch nur Samoa in Apia und Deutsch-Neuguinea in Herberhöhe je ein von einem deutschen Fachbeamten geleitetes Postamt. Die übrigen in diesen Schutzgebieten zur Einrichtung gekommenen Postanstalten gehören zur Klasse der Postagenturen. Sie werden in Berlinhafen, Friedrich-Wilhelmshafen, Motup und Stephanort auf Neuguinea durch Landesbeamte, Beamte der Neuguinea-Kompagnie und von Missionaren, in Jaluit auf den Marshallinseln von einem Angehörigen der Jaluitgesellschaft, in Ponape auf den östlichen Carolinen, in Yap auf den westlichen Carolinen und in Saipan auf den Marianen durch Beamte der Landesbehörden verwaltet. Sämtliche Postanstalten sind bezüglich der Angelegenheiten des laufenden Dienstes und der Abrechnung der Oberpostdirektion in Bremen unterstellt.

# Notizblätter

Hermann Zumpé †

Nicht nur die Münchener Hofoper, sondern auch die gesamte Musikwelt hat einen schweren Verlust erlitten durch das am 4. September ganz unerwartet in München erfolgte Hinscheiden des Generalmusikdirektors Hermann Zumpé; im Alter von nur 63 Jahren und auf der Höhe seines Wirkens wurde der geniale Dirigent von einem Herzschlag dahingerafft. Zumpé war am 11. April 1840 zu Taubertshausen in der preussischen Provinz Sachsen als der Sohn eines Müllers geboren. Dem Wunsch des Vaters gemäß hätte er zunächst die pädagogische Laufbahn eingeschlagen und das Lehramt in Hagen bei Jülich, nach bestandener Prüfung wurde er Volksschullehrer in Weisbaden, ging aber bald nach Leipzig, wo er sich der von freistehender Jugend an leidenschaftlich geliebten und ge-

legtesten Musik widmen konnte. Er erhielt eine beachtliche Anstellung, studierte unter den Professoren Litzmann und Hübner eifrig Harmonielehre und Kontrapunkt und wurde von ihnen an Richard Wagner empfohlen, der seine hervorragende Begabung erkannte und ihn nach Weimar berief, wo er nun drei Jahre lang den täglichen Umgang und die Unterweisung des von ihm hochverehrten Meisters genoss. Er half Wagner bei der Ausarbeitung der Partitur zum „Ring des Nibelungen“ nach



Herrn L. R. Wagner, Direktor Generalmusikdirektor Hermann Zumpé †

seiner technischen Seite hin, studierte den Sängern die Partien ein und dirigierte daneben jährlich in Weimar vier Konzerte. Nach der ersten Probe sagte Wagner zu ihm das für seine Zukunft entscheidende Wort: „Lieber Zumpé, — Sie sind ein geborener Dirigent. Das wird sein.“ Von dem Verlangen getrieben, seine Kraft als Dirigent zu betätigen, verließ Zumpé nach 1868 Weimar und wirkte der Reihe nach in Solzburg, Weimburg, Magdeburg, Frankfurt a. M. und Hamburg als Theaterkapellmeister; in Hamburg entstand auch — infolge einer Wette — seine anspruchsvolle Operette

„Fortinelli“, die die Hände um die ganze Welt gemacht hat. 1861 wurde er als Hofkapellmeister nach Stuttgart berufen, wo das muskelliebende Publikum ihn mit lebhaftem Bedauern scheidend sah, als er 1866 in München die Direktion der Kaiser-Konzerthalle übernahm. 1867 ging er als Hofkapellmeister nach Schwerin, lebte aber schon nach zwei Jahren nach München zurück, wo er im April 1868 zum Generalmusikdirektor ernannt wurde. Sein Ruhm als Dirigent war weit über die Grenzen Deutschlands gedungen, und überall — in London wie in Madrid — feierte seine stunk glänzende Triumphe. In München ist er ein Reorganisator der dortigen Hofoper geworden; seine letzte Tat war die Einstudierung und Leitung des „Ringes“ bei den Festspielen im Fringsengarten-Theater, die ihm neue Ehren stifteten. Sein plötzlicher Tod hinterläßt dort eine schwer auszufüllende Lücke, und das verdrieht die Einscheiden dieses bedeutenden Künstlers wird von den Freunden der modernen musikalischen Richtung ebenso wie von den Anhänger der klassischen Meister beklagt.

### Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M.

Tod von der Stadt Frankfurt a. M. ihrem verstorbenen Ehrenbürger Staatsminister Johannes von Miquel errichtete Grabdenkmal wurde am 6. September 1903 enthüllt. Oberbürgermeister Köhler hielt die Weidrede; der Sängerkor der Lehrervereine begleitete die Feier mit stimmungsvollen Gesängen. Söpfer des Monumentals ist der Frankfurter Bildhauer Professor Augusto Varnae, von dem auch die Entwürfe zum architektonischen Bau, zum Holztobel und den gärtnerischen Anlagen, sowie die Modelle der plastischen Teile herrühren. Hinter einer kolossalen, marmorbelegten Plattform, zu der zwei Stufen führen, erhebt sich ein aus grauem Kalkstein gefertigter, gegen 6 Meter hoher Obelisk, vor dem ein als Sarkophag gestalteter Granitblock liegt. In letzterem ist eine Bronzetafel mit dem Wappen Miquels und



Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M. Von Augusto Varnae

der einfachen Grabinschrift eingefaßt. Die Spitze des Obelisks ziert das Reliefbild des Ketzersiegens, von Köhler umrahmt, darunter die Widmung: „Ihrem Ehrenbürger in dankbarer Verehrung die Stadt Frankfurt a. M.“ An seinen oberen Enden trägt der Obelisk vier verzierte Kronenmaassen aus Bronze, die mit ihren Emblemen den Schlaf und die Unsterblichkeit symbolisieren. Das Ganze wird durch Flecken aus Kalkstein, die durch Bronzeflecken verbunden sind, abgegliedert.

### Das Lübecker Bismarck-Denkmal

Am Seebanlag hat in der alten Danefestadt Lübeck, deren Ehrenbürger der Reichsfürst war, die Enthüllung des von dem Bildhauer H. Gundrieser-Berlin gekalkten Bismarck-Denkmal stattgefunden. Die Geldmittel dafür sind durch freiwillige Beiträge der Bürgerschaft aufgebracht worden; zur Ausführung wurde das in der Hamburger Bismarck-Konferenz mit dem zweiten Preise ausgezeichnete Modell des genannten Künstlers und als Ort der Aufstellung des Denkmals der Platz beim Bahnhof vor den altberühmten Postentwärturmen gewählt. Gundriesers Werk hat mit Recht in Lübeck allgemeine Bewunderung gefunden; die in Rauchkammer



Enthüllung des Bismarck-Denkmal vor dem Holstentor in Lübeck; Rechts das Bürgermeister U. R. Ried



# Über Land und Meer

III. 52



Regierungsbau mit Postamt in Sadeau



Einheimischer Telegraphist in Idawa



Telegraphist in Dar es Salaam



Karawane für den Telegraphenbau von Dar es Salaam nach dem Congo-See



Lieferung der Post in Dar es Salaam

Zu dem Artikel: „Deutsche Post und Telegraphie im Auslande und in den deutschen Kolonien“ II, S. 1137

# Über Land und Meer,

das vornehmste und am meisten verbreitete deutsche Familienblatt grossen Stils, beginnt mit der nächsten Nummer einen neuen, den **sechshundvierzigsten** Jahrgang. Getreu seinen Ueberlieferungen, wird **Über Land und Meer** auch ferner eifrig bemüht sein, durch Gediegenheit des literarischen Inhalts und vollkommene Gestaltung der künstlerischen Beiträge die Gunst der alten Leser und Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Nach wie vor wird **Über Land und Meer** seine Aufgabe darin suchen, ein

## echt deutsches Familienblatt

zu sein, dem deutschen Hause zu dienen als ein reiner und lauterer Quell der Unterhaltung und des Wissens, der das Herz erfrischt und den Geist erhebt.

Unterstützt durch unsere ersten Dichter und Schriftsteller bietet **Über Land und Meer** eine zugleich fesselnde und geistig veredelnde Lektüre, und darum darf ihm ein bevorzugter Ehrenplatz auf dem Bücherische des deutschen Hauses sicher sein.

In gefälliger, allgemein verständlicher Form sollen alle Fragen behandelt werden, die das geistige Leben unsrer Zeit bewegen. Auf allen Gebieten, auf denen der Geist modernen Forschens und Schaffens Neues und Verheissungsvolles zu Tage fördert, werden die Leser durch berufene Schriftsteller unterrichtet, in allen Zweigen der Wissenschaft, in Literatur und Kunst, in Technik und Industrie, in Erfindungen und Entdeckungen, in Jagd und Sport u. dergl. m.

Insbesondere werden auch die Interessen der deutschen Frauenwelt volle Berücksichtigung finden.

Unter sorgfältiger Verwertung aller Errungenschaften der modernen Illustrationstechnik wird **Über Land und Meer** nach wie vor den Holzschnitt und den Farbendruck pflegen und auch bei Anwendung mechanischer Reproduktionsverfahren stets Vollkommenes bringen.

Der neue Jahrgang beginnt mit einem Roman von

### Clara Viebig: Das schlafende Heer,

worin die berühmte Meisterin realistischer Darstellungskunst ein in noch höherem Grade fesselndes Seitenstück zu der ebenfalls in **Über Land und Meer** zuerst erschienenen „Wacht am Rhein“ geschaffen hat. Mitten in die politischen Gegensätze unsrer Zeit hineingreifend, entrollt die Dichterin farbenreiche, zu den stärksten Wirkungen gesteigerte Bilder aus dem Kampfe, den das Deutschtum mit dem Polentum in den Ostmarken unsers Vaterlandes zu bestehen hat. Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die noch in aller Erinnerung sind, haben in diesem Meisterwerke der Erzählungskunst eine poetische Verklärung gefunden.

Weiter werden von Romanen erster Autoren zunächst erscheinen:

**Hanns von Zobeltitz: Der Bildhauer**, ein von feinsten Beobachtung zeugendes Lebensbild aus der Berliner Gesellschaft — **Ernst Zahn: Die Clari-Marie**, eine gestaltenreiche, durch markige Kraft der Charakteristik und durch prächtige Naturschilderungen gleich ausgezeichnete Erzählung aus der Heimat des unbestritten Ersten unter den lebenden schweizerischen Dichtern — **August Spertl: Der Obrist**, eine dramatisch reich bewegte Erzählung aus dem Dreissigjährigen Kriege — **Baldwin Grollier: Die Ehre des Hauses**, ein durch die feine psychologische Entwicklung der Hauptfiguren ungemein anziehender Roman aus österreichischen Adels- und Bürgerkreisen — **Emil Roland: Sylola**, ein Roman, in dem eine unbefriedigte Weltkame durch schmerzliche Erfahrungen zur Erkenntnis des wahren Frauenberufes geführt wird.

Diesen führenden Romanen werden sich kurze Novellen und Erzählungen von **Ida Boy-Ed, Georg Freiherrn von Ompteda, Adolf Schmitthenner, Margarete von Oertzen, Lotte Gubalke, Karl Herold** u. a. gesellen.

Der 46. Jahrgang von **Über Land und Meer**, Grosstello-Ausgabe (Oktober 1903/1904) erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.

b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Mit **Über Land und Meer** zugleich beginnt auch die

## Deutsche Romanbibliothek

einen neuen, den 32. Jahrgang. Diese beliebte Unterhaltungs-Zeitschrift wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Auslese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische Literatur bietet. Neben den anerkannten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Literaturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Namen des Blattes entsprechend, stets auf Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums ruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

Die **Reise nach Mentone** von **Richard Voss**, worin der berühmte Dichter den Leser von der norddeutschen Tiefebene nach der Riviera führt, mit der farbenglühenden Naturschilderung eine reich bewegte Handlung verbindend, und

Der **Gardestern** von **Freiherrn von Schlicht**, ein Roman aus Offizierskreisen, in dem der launige Schilderer militärischen Lebens

seinen Humor in ergötzlicher Weise, doch ohne verletzende Schärfe, zum Ausdruck bringt.

Von weiteren, die verschiedenartigsten Stoffe behandelnden Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang zunächst vorgesehen: **Johannes Richard zur Megede: Der Ueberkater** — **Julius R. Haarthaus: Die Michaelskinder** — **Georg Wasner: Professor Unverfähr** — **Paul von Schönthan: Hohel Meze** — **Karl von Helgel: Die Flucht nach Italien** — **Leo von Corn: Die weisse Weste** — **Adolf Schmitthenner: Der Landsmann** — **Marie Schlumpf: Remigius** — **Lotte Gubalke: Die kleine Lene** — **Frida Schanz: Sommerwolken** — **Hana Hattenstein: Der Hausfreund** — **Karl Herold: Zum ewigen Glückchen** — **Ph. Harli-Mittius: Die Zauberwurzel** — **Johanna Klemm: Die Namensschwester** — **Paul Anders: Im Banne des Rubus** — **Leonard Merrick: Edele und Ruhm**.

Der 32. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 2005, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1052).

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang sowohl von **Über Land und Meer** als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1903 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Bestellschein liegt zur gefl. Benützung bei.

Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt

### Viel Lärm um nichts

(In dem Bilde Seite 1141)

Eine charakteristische Szene aus dem Wiener Volksleben führt uns der Zeichner mit treffender Naturwahrheit vor Augen. In den Hofkonditorien der Kaiserstadt, wo oft 40 bis 50 Mietparteien unter einem Tuche hausen, bildet der gemeinsame, langgestreckte Hof das Verbindungsglied und das Zentrum des inneren Verkehrs. Nicht nur im Erdgeschosse öffnen sich Fenster und Türen auf den gepflasterten Hofraum, auch im ersten Stock zieht sich eine Galerie herum, zu der eine Treppe emporführt. Im Hofe werden allerlei häusliche Arbeiten verrichtet, dort spielen die Kinder und tauschen die Erwachsenen Meinungen aus, scherzen, plaudern und — streiten wohl auch miteinander. Wie die Menschen nun einmal sind, gibt es unter so vielen meist auch einen Kreuzeiler, der mit aller

Welt Streit anfängt, und ganz naturgemäß ist in solchen Fällen der Hof das geeignete „Milieu“, in dem dergleichen Szenen sich abspielen. Der Alte auf unserem Bilde ist ein solcher leicht gereizter Mensch, der über jede Kleinigkeit sich aufregt und dann zum „Gaudi“ der Zuschauer einen gewaltigen Lärm vollführt. Diesmal ist er mit der alten Frau, die auf der Galerie die Beinkleider ihres Ehegemahls oder Sohnes reinigt, aneinander geraten. Vergeblich sucht ihn seine Tochter zu beruhigen; unter lauten Schmähungen streckt er die geballte Faust gegen die Widersacherin empor, die ihm sicherlich kein Wort schuldig bleibt, und so entwickelt sich unter den beiden eine Konversation, die allerdings in keinem Lehrbuche des guten Tones verzeichnet steht. Dies lärmende Pantoum hat zahlreiche Zeugen, denen es eine willkommene „Doh“ ist. Der biedere Schlosser im Hintergrunde, sowie vorn an der Treppe der stramme Fleischhacker und das Dienstmädel denken augenscheinlich: „A so a Nema-

surri—surri—surri hab' i gern.“ Das kleine Mädchen blickt etwas scheu den in immer ärgere Wut geratenden alten Gigant an, und die Kartoffelschälerin im Vordergrunde schüttelt mißbilligend den grauen Kopf und meint, daß so was doch a rechte Schand sei. Bald wird dieser Lärm um nichts noch mehr heuliger herbeigeführt; nur eine Mitbewohnerin des Hauses, die würdige Sprachlehrerin, die ihre beschränkten Mittel zwingen, möglichst billig zu wohnen, ignoriert die „Wagasi“ und schreit, ohne sich nach den Streitenden umzuschauen, in möglichst vornehmer Daltung davon. Uebrigens arten solche Streitereien nur selten aus, so daß man etwa gar genötigt ist, den nächsten Wachenmann, der das „Auge des Gesetzes“ repräsentiert, herbeizuholen; in der Regel bleibt es bei einem großen Geschrei, und oft genug kommt es, wenn das Mißverständnis aufgelöst ist, zu einer Versöhnung unter großer Rührung.



### Ergänzung der täglichen Nahrung

## Dr. Hommel's Haematogen

*(ge reinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 41.501, 70.0, chemisch reines Eisensalz 20.0, Weizen 10.0 incl. Vanillin 0.00)*  
 bewirkt bei **Kindern jeden Alters wie Erwachsenen**  
 schnelle Appetitzunahme \* rasche Hebung der körperlichen Kräfte \* Stärkung des Gesamt-Nervensystems.  
 Warnung vor Fälschung! Nur in Originalverpackung „Dr. Hommel's Haematogen“. Ein Teelöffel von Kindern den 1. und 2. Abend 1/2 Teelöffel gegeben!

**Photograph. Apparate**  
 Von aufsehender Arbeit bis zur feinsten Ausführung...  
**Christian Tauber Wiesbaden.**

**Bingen a. Rh. Rheln. Technikum**  
 für Maschinenbau und Elektrotechnik.  
 FÜRST. 1701

**Graue Haare**  
 Gebalten sofort ihre frühere Farbe an...  
 „Alcolor“...  
 Otto Reichel, Berlin 50, Albrechtstr. 1.

**Pflege die Zähne mit Tilit**

**Maschinenbau und Elektrotechnik**  
**Jugendschule Zwickau**  
 Ingenieur-Techniker-Kurse

**Reform-Werkmeisterschule**  
 Mech. Elekt. Chem. Indust.  
**Apolda.**

**RECHENKUNDE**  
 Simon & Schuster  
**PSIMON & BERLIN**

**Sommer- u. Winterkuren**  
 510 in **BAD** & c.  
**Rudolfshöhe**  
 an Alpeinbach-Schwefelquelle  
 Strenge wissenschaftliche geleitete Kuranstalt



Moment-Aufnahme mit Goery-Anschluß-Mapp Camera (Objektiv: Goery Doppel-Anastigmat, welche Augenblicksbilder bis zu 1/1000 Sekunde, feiner Portraits, Gruppen, Landschaften, Architekturen etc. aus der Hand und vom Stativ zu machen gestattet. Goery's Doppel-Anastigmat, vorzügliches Universal-Objektiv für alle Zwecke der Photographie. Goery's Photo-Stereo-Anocle: Combination von Doppelfernrohr und Stereoskop-Camera. Die Apparate sind zu beziehen durch alle photographischen Handlungen oder direkt durch die Deutsche Anstalt G. R. Goery Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau 51. Filialen: New-York, 52 East Union Square, London 1, 6 Holborn-Circus, Paris, 22 Rue de l'Entrepoit. Reich illustrierte Kataloge kostenfrei.

**Drei grosse KODAK**  
**Preis-Ausschreiben**  
 143  
**404 Preise**  
 im Gesamt-Werte von **M. 20.000**  
 IN BAR  
 Nähere Bedingungen durch alle Händler oder direkt die **KODAK (Ges.m.b.H. BERLIN)**  
 Lindenstrasse 114 - Preisliste Nr. 10

**Gildemeister's Institut,**  
 Hannover, Leopoldstr. 3.  
 Mitbewährte Ausbildung und Vorbereitung...  
 Hamburg.

**Kauft nur Rindholz**  
 Frankfurt, Würstchen  
 Jakob Gieseler - Frankfurt a. M.  
 116 Hof- u. End-Gasse

**HONIG**  
 zu beziehen fast in allen besseren Geschäften...  
 München, Cornelia 11

**Photograph. Apparate**  
 Nur originelle Fabrikate zu Original-Fabrikpreisen. Auf Wunsch **bequemste Zahlungsbedingungen** ohne jede Provisions- Sämliche Bedarfsartikel. **Illustrirte Prospekt gratis!**  
**G. Rüdberg jun. Hannover.**





# Versand-Geschäft

# MEY & EDLICH

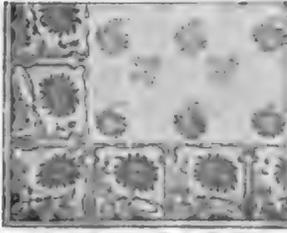
# Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, ausserhalb hierzu, für Belgien, Italien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwillig zurückgenommen oder umgetauscht.

## Abteilung: Tischwäsche.



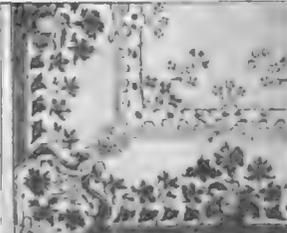
**Tischtücher, Muster Nr. 6207.**  
Sehr feine, sehr dauerhaft Qualität, ohne Appretur.  
Grünweisse, reine Leinwand.  
120x180 Ctm. für 4 Pers. M. 4.20, N. 3.40.  
120x180 " " 6 " " 5.00, " 4.00.  
120x170 " " 6 " " 6.75, " 5.50.  
120x150 " " 8 " " 9.00, " 7.50.  
120x150 " " 12 " " 13.50, " 11.00.



**Tischtücher, Muster Nr. 6223.**  
Grünweisse, reine Leinwand.  
120x180 Ctm. für 4 Pers. M. 12.25, N. 9.75.  
165x230 " " 8 " " 13.50, " 11.00.  
165x215 " " 12 " " 20.25, " 15.50.  
165x200 " " 18 " " 30.25, " 23.25.



**Weissleinen Frühstück-Servietten.**  
Grünweisse, reine Leinwand.  
Königl. Hoflieferant.  
Nr. 6225, 24 Weissenblätter.  
Königl. Hoflieferant.  
Hoflieferant M. 1.00.  
Bei 24 Blatt M. 2.50.



**Tischtücher, Muster Nr. 6211.**  
Grünweisse, reine Leinwand.  
120x180 Ctm. für 4 Pers. M. 16.75, N. 16.00.  
180x240 " " 6 " " 22.00, " 21.00.  
180x240 " " 12 " " 33.50, " 32.50.  
180x210 " " 14 " " 50.00, " 48.00.



**Muster Nr. 6220.**  
Kaltleinen farbiges Grobweb.  
a) hellblau, b) rosa, c) goldfarbig.  
Tischdecken aus.  
Grünweisse, reine Leinwand, M. 6.10.  
240x180 Ctm. für 6 Pers.  
Servietten.  
Grünweisse, reine Leinwand, M. 2.00.

**Zur Beachtung!** Wir übernehmen das Stechen von Namen, Monogrammen, Wappem u. s. w. auf Taschentücher, Tischzeuge, Handtücher u. s. w. in ausserordentlicher und billiger Herbeiführung. Man verlange unsere Monogrammbogen mit Preisliste.

**Freiserverzeichnis** versenden wir mit Vorladung **unberechnet und portofrei.**

**Muster** versenden wir auf Wunsch **unberechnet und portofrei.**

Die Preise verstehen sich für Tischtücher und Servietten fertig gewaschen.

Große Auswahl in Handtüchern und Wirtschaftsküche.

## Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.

Köln und Wien.

# Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.

Vertreter für ganz Russland: Red. W. Benberlich in Riga.



Das beste Schönheitsmittel. Nicht unersetzlich. „ALAIKA“ Creme u. Puder.

Widersteht primärem Frostschutz par excellence. Ausdrücklich demaskiert. Nicht verstaubt, unerschütterlich und unzerstörbar.

Das beste Mittel gegen Miteser, Sommersprossen, Sonnenbrand, Wimperlin etc.

Preis: 1. Klasse pro Trogel 5 M., 2. und 3. M. Preisbilletts 3 M., 3. und 4. M. Selbst nach 10 Pf.

Versand durch Apotheker ROB. LINDNER Wien, XIII, 9. u.

**Wiesbaden.** Saison das ganze Jahr. Weltbekanntes Kur- & Badeort. Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

**IM SCHLANK zu WERDEN** ohne der Gesundheit zu schaden, bediene **Pures Apollo** auf Basis von Meeresschwamm. Besteht aus dem besten Korkextrakt und von Pariser Bräutchen & Servietten für gut befinden. Diese leisten die bestmögliche Bekämpfung übermäßigen Embosponats (schwerer Leber- und Nierensteine) die Bildung von Fettblähigkeit, besorgen Gesehtheit, Flacon mit Inhalt M. 2.30 franko Porto, 5 Pcs. 10.00, Paris, Avenue de la République, 177. Für Ungarn: Ungarisch, 177, für Österreich: 177, für Dänemark: 177, für Schweden: 177.

**Gratis!** erhält jeder, der durch Selbstunterricht ohne Lehrer und ohne Vorkenntnisse fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt**. Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das gelaugte Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

**Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung**  
Berlin SW. N. (Prof. G. Langenscheidt) Hallesche Str. 17

## Auf „Ueber Land und Meer“ kann abonniert werden

bei allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ebenso bei jedem Postamt in Deutschland und den deutschen Kolonien, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden und der Schweiz, bei allen diesen Postämtern jedoch nur auf die **Wochenenschein-Ausgabe**. (Zustellungs-Preisliste für Deutschland 1903 für Österreich-Ungarn 1903)

Formular besorgen Abonnenten ausser dem deutschen Reichlandungen an Postämtern:

**für Frankreich, Spanien und Portugal:** das deutsche Reichspostamt in Strassburg I. E.; Haas & Steinert, 21 Rue Jacob in Paris; A. Amiel, 5 Brandenbourg in Strassburg I. E.; H. Artland & Co., 46 Rue de Valenciennes Saint Martin in Paris; J. Beynon & Chevillet, 22 Rue de la Banque in Paris; Libreria International del Germano Schuler in Barcelona, Calle Fernando VII. 57.

**für England:** Dulau & Comp., Buchh., London W., 31 Soho Square; Ang. Niglic, Bookseller to H. M. the late Queen, London E. C., 30 Lime Street.

**für Italien:** namur den italienischen Postämtern: C. Hoepli & Co., Hofbuchh., Balland, Galleria de Cristoforo 50/53; Loescher & Co., Hofbuchh., Kom. 207 Corso Umberto I.

**für die Türkei:** das Kaiserlich Deutsche Postamt in Konstantinopel; Otto Kell, Hofbuchh., Konstantinopel, Grand Bazar de Pera 457.

**für Griechenland:** Carl Beck, Internat. Buchh., Athen. Desgleichen werden Auskunft und vermittelte Abonnements an unsere Sachverwalter.

**Prerita (Kapland):** J. H. de Bussy, Buchhandlung. Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika): Swakopmunder Buchhandlung G. m. & H.

**Für Nordamerika (Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):** Durango (Mexiko): Stahlknecht & Co., Buchhandlung New York (Vereinigte Staaten): The International News Company, 63 & 65 Duane Street; liefert auch nach Canada. S. Ziebel, Buchhandlung, 129 Duane Street, P. O. Box 3901. E. Steiger & Co., Buchhandlung, 25 Park Place. Mexiko (Mexiko): Behlert & Altschuler, Libreria Internacional, Collesco Vayo 18.

**Für Südamerika:** Asuncion (Paraguay): G. von Kaufmann, Buchhandlung. Buenos-Aires (Argentinische Republik): E. Carrillo, Buchhandlung. Arica (Chile): Buchhandlung. Buenos Aires (Argentinische Republik): Gustav Krass, 308 Castilla de Correo. Libreria Jacobson (Platztitel Libreria Europa), Florida Esq. Lavalle. Jacobo Penner, San Martin Esq. Cangallo, Calle 1.º (Peru): Vallejo & Co., Buchhandlung. Cerro de Pasco (Peru): H. Krüger. Concepcion (Chile): Carlos Brandt, Buchhandlung. Correo Castilla 460. Curitiba (Brasilien): Carlos Weissner, Buchhandlung. Jolville (Brasilien): L. H. Schmitt, Buchhandlung. Iquique (Chile): Lorenzo Petersen, Buchhandlung. Casilla 476. La Plata (Argentinische Republik): Jacobo Penner, Buchhandlung. Boulevard Independencia Esq. 64. Lima (Peru): Cassillo & Co., Buchhandlung. Gmo. Stelle, Buchhandlung. Montevideo (Uruguay): Libreria Jacobson, Calle Uruguaya 11. Osorno (Chile): F. Springmüller, Buchhandlung. Petropolis (Brasilien): E. Strach & Co., Buchhandlung. Porto Alegre (Brasilien): Arabe & Cia., Buchhandlung. Rio Grande do Sul (Brasilien): H. Strunck, Buchhandlung. Rua Pedro II. 102. Rio de Janeiro (Brasilien): Laemmert & Co., Buchhandlung. Rua do Ouvidor. Rosario de Santa Fe (Argentinische Republik): Jacobo Penner, Calle San Martin 374. Sao Leopoldo (Brasilien): Wilhelm Katermann, Buchh.

Santiago (Chile): José Ivesa, Buchhandlung, Castilla 203. (Chile) Brandt, Casilla 347. Sao Paulo (Brasilien): Carlos Gerke & Cia., Buchhandlung, (Calle do Corredo 12 H. Grob, Buchhandlung. Valparaiso (Chile): F. Springmüller, Buchhandlung. Valparaiso (Chile): U. F. Klemmer, Libreria Universal. Carlos Brandt, Casilla 104.

**Für Asien:** Batavia (Java): Buchhandel Visser & Co. Hongkong (China): Kelly & Walsh Limit., Buchhandlung. Jerusalem (Palästina): Buchhandlung des Syrischen Waldenhanes. Kobe (Japan): Conrad Behre, Buchhandlung. Hamarung (Java): G. C. F. van der Berg & Co. Shanghai (China): Kaiserlich deutsche Postagentur. Kelly & Walsh Limit., Buchhandlung. Max Neuber & Co., Buchhandlung. Singapore (Holländische Ostindien): Kelly & Walsh Limit., Buchh. & Co. Boreabaya (Java): G. C. F. van der Berg & Co., Buchhandlung. Tientsin (China): Kaiserlich deutsche Postagentur. Tientsin (Szechuan-China): Lipsius & Tischer, Buchh. Otto Haas, Buchhandlung. Tokio (Japan): Max Neuber, Buchhandlung. Yokohama (Japan): H. Ahrens & Co. Nachfolger, Buchh.

**Für Australien:** Adelaide (Süd-Australien): F. Kesselow, Buchhandlung. Brisbane (Queensland): Meyer, Tiede & Co., Buchhandlung. Charlottown (Queensland): J. Wallberg, Buchhandlung. Sydney (New-Süd-Wales): J. N. Fischer, Musik-Seller, 101 Clarence-Street. Yassoda (Süd-Australien): F. Kesselow, Buchhandlung.

**Leska (Dj.-Inseln):** Herder & Co.

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer“ an Stuttgart Abonnements für den nächstfolgenden Jahrgang zu und versendet jede Wochennummer sofort nach Erreichen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse. Auf Anfrage teilt die Expedition sofort den Jahresabonnementpreis mit.

Probennummern werden von vorerwahnten Firmen sofort von der Expedition in Stuttgart gratis und franko versandt.

**Vertreter und Agenturen in überseeischen Ländern:**

**Für Afrika:** Alexandria (Aegypten): Deutsche Buchhandlung A. Kaufmann, Johannesburg (Kapland): Hermann Michaelis, Buchhandlung, Postfach 2048. J. H. de Bussy, Buchhandlung. Kairo (Aegypten): F. Blomberg Kaeftl, Internationale Buchhandlung, Nijebassah Hotel. Kapstadt (Kapland): Hermann Michaelis, Deutsche Buchhandlung, Long Street 26, Postfach 204.

**Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.**  
Neckarstrasse 12/13.

Kopier, Druck und Verlag bei Deutscher Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstrasse 12/13

# Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart

# Über Land und Meer,

das vornehmste und am meisten verbreitete deutsche Familienblatt grossen Stils, beginnt mit dem nächsten Hefte einen neuen, den **sechsendvierzigsten** Jahrgang. Getreu seinen Ueberlieferungen, wird **Über Land und Meer** auch ferner eifrig bemüht sein, durch Gediegenheit des literarischen Inhalts und vollkommene Gestaltung der künstlerischen Beiträge die Gunst der alten Leser und Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Nach wie vor wird **Über Land und Meer** seine Aufgabe darin suchen, ein

## echt deutsches Familienblatt

zu sein, dem deutschen Hause zu dienen als ein reiner und lauterer Quell der Unterhaltung und des Wissens, der das Herz erfrischt und den Geist erhebt.

Unterstützt durch unsere ersten Dichter und Schriftsteller bietet **Über Land und Meer** eine zugleich fesselnde und geistig veredelnde Lektüre, und darum darf ihm ein bevorzugter Ehrenplatz auf dem Büchertische des deutschen Hauses sicher sein.

In gefälliger, allgemein verständlicher Form sollen alle Fragen behandelt werden, die das geistige Leben unsrer Zeit bewegen. Auf allen Gebieten, auf denen der Geist modernen Forschens und Schaffens Neues und Verbeissungsvolles zu Tage fördert, werden die Leser durch berufene Schriftsteller unterrichtet, in allen Zweigen der Wissenschaft, in Literatur und Kunst, in Technik und Industrie, in Erfindungen und Entdeckungen, in Jagd und Sport u. dergl. m.

Insbesondere werden auch die Interessen der deutschen Frauenwelt volle Berücksichtigung finden.

Unter sorgfältiger Verwertung aller Errungenschaften der modernen Illustrationstechnik wird **Über Land und Meer** nach wie vor den Holzschnitt und den Farbendruck pflegen und auch bei Anwendung mechanischer Reproduktionsverfahren stets Vollkommenes bringen.

Der neue Jahrgang beginnt mit einem Roman von

### Clara Viebig: Das schlafende Heer,

worin die berühmte Meisterin realistischer Darstellungskunst ein in noch höherem Grade fesselndes Seitenstück zu der ebenfalls in **Über Land und Meer** zuerst erschienenen „Wacht am Rhein“ geschaffen hat. Mitten in die politischen Gegensätze unsrer Zeit hineingreifend, entrollt die Dichterin farbenreiche, zu den stärksten Wirkungen gesteigerte Bilder aus dem Kampfe, den das Deutschtum mit dem Polentum in den Ostmarken unsers Vaterlandes zu bestehen hat. Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die noch in aller Erinnerung sind, haben in diesem Meisterwerke der Erzählungskunst eine poetische Verklärung gefunden.

Weiter werden von Romanen erster Autoren zunächst erscheinen:

**Hanns von Zobeltitz: Der Bildhauer**, ein von feinsten Beobachtung zeugendes Lebensbild aus der Berliner Gesellschaft — **Ernst**

**Zahn: Die Clari-Marie**, eine gestaltenreiche, durch markige Kraft der Charakteristik und durch prächtige Naturschilderungen gleich

ausgezeichnete Erzählung aus der Heimat des unbestritten Ersten unter den lebenden schweizerischen Dichtern — **August Sperrl:**

**Der Obrist**, eine dramatisch reich bewegte Erzählung aus dem Dreissigjährigen Kriege — **Baldwin Grollier: Die Ehre des Hauses**,

ein durch die feine psychologische Entwicklung der Hauptfiguren ungemein anziehender Roman aus österreichischen Adels- und

Bürgerkreisen — **Emil Roland: Sylola**, ein Roman, in dem eine unbefriedigte Weltdame durch schmerzliche Erfahrungen zur

Erkenntnis des wahren Frauenberufes geführt wird.

Diesen führenden Romanen werden sich kurze Novellen und Erzählungen von **Jda Boy-Ed, Georg Freiherrn von Ompteda,**

**Adolf Schmittbenner, Margarete von Oertzen, Lotte Gubalke, Karl Herold** u. a. gesellen.

Der 46. Jahrgang von **Über Land und Meer**, Grosfolio-Ausgabe (Oktober 1903/1904)

erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährlich (13 Nummern)

M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75.

b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfennig.

Mit **Über Land und Meer** zugleich beginnt auch die

**Abonnements** auf den 46. Jahrgang von **Über Land und Meer** nehmen alle Sortiments-

und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten

des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in Wochen-Nummern (Post-

Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 7949, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 4180).

## Deutsche Romanbibliothek

einen neuen, den 32. Jahrgang. Diese beliebte Unterhaltungs-Zeitschrift wird, ihren alten Grundsätzen getreu, auch fernerhin bestrebt sein, eine Lustlese aus dem Besten zu geben, das die zeitgenössische Literatur bietet. Neben den anerkanntesten Autoren kommen die jungen, frisch aufstrebenden Talente zu Worte, und nach wie vor wird auch der Lyrik ein ansehnlicher Raum gewährt werden. Gelegentlich sollen sich zu den Werken unsrer heimischen Erzählungskunst besonders hervorragende Erzeugnisse fremder Literaturen gesellen, doch wird das Hauptgewicht, dem Namen des Blattes entsprechend, stets auf Pflege und Förderung des deutschen Schrifttums ruhen.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei in hohem Grade fesselnde, in ihrer Eigenart völlig voneinander verschiedene Werke:

Die Reise nach Mentone von Richard Voss, worin der berühmte Dichter den Leser von der norddeutschen Tiefebene nach der Riviera führt, mit der farbenglühenden Naturschilderung eine reich bewegte Handlung verbindend, und

Der Gardestern von Freiherrn von Schlicht, ein Roman aus Offizierskreisen, in dem der launige Schilderer militärischen Lebens

seinen Humor in ergötzlicher Weise, doch ohne verletzende Schärfe, zum Ausdruck bringt.

Von weiteren, die verschiedenartigsten Stoffe behandelnden Romanen und Novellen sind für den neuen Jahrgang zunächst vorgesehen: **Johannes Richard zur Megede: Der Ueberkater** — **Julius R. Haarhaus: Die Michaelskinder** — **Georg Wasner: Professor Unverfäht** — **Paul von Schönthan: Hobeit Meze** — **Karl von Helgel: Die Flucht nach Italien** — **Teo von Torn: Die weisse Weste** — **Adolf Schmittbenner: Der Landmann** — **Marie Schlumpf: Remigius** — **Lotte Gubalke: Die kleine Eene** — **Frida Schanz: Sommerwolken** — **Anna Hartenstein: Der Hausfreund** — **Karl Herold: Zum ewigen Glückchen** — **Ph. Haril-Mitius: Die Zauberwurtzel** — **Johanna Klemm: Die Namensschwester** — **Paul Anders: Im Banne des Ruhms** — **Leonard Merrick: Liebe und Ruhm.**

Der 32. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgabe in wöchentlichen Nummern (Post-Zeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 2005, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1052).

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den neuen Jahrgang sowohl von **Über Land und Meer** als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1903 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Bestellschein liegt zur gef. Benutzung bei.

Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt

# Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes

## Text:

	Seite		Seite
Vergessene Kinder. Von Adolf Schmittknecht	1107	Briefmappe. — Eingegangene Bücher u. Schriften. — Schach. — Aus Industrie u. Gewerbe.	1127
Schindelgrobe und Geißelgrobe. Von Dr. P. Schütte	1112	Vergessene Kinder. Von Adolf Schmittknecht (Schluß)	1127
Morgenröth. Gedicht von Paul Lang	1113	Kindererziehung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Roux.	1132
Deutsche Post und Telegraphie im Auslande und in den deutschen Kolonien. I. Von Otto Jentsch. Mit neun Abbildungen	1113	KARER (Beitrag)	1132
Der Einsiedler vom Teufelsgraben. Skizze von Anton Freiberger von Perfall	1118	Weinlese in Meran. Eine Schilderei aus Tirol von Rudolf Geising. Mit sechs Illustrationen von Ernst Henzieler	1133
Serjengeschichten. Gedicht von Ernst Willig	1118	Der Kilometerstreifer. Querschnitt von Leo von Torn	1136
Kahl eine neue Eiszeit? Von Theo Seelmann	1118	Deutsche Post und Telegraphie im Auslande und in den deutschen Kolonien. II. Von Otto Jentsch. Mit vierzehn Abbildungen	1137
Leone di Castro. Tizians Geburtsort. Mit fünf Abbildungen	1119	Kotzblätter. Mit einem Porträt und fünf Abbildungen	1141
Literatur	1120	Briefmappe. — Schachbriefwechsel. — Kalkulationsgen.	1141
Kotzblätter. Mit drei Porträts und vier Abbildungen	1121		

## Illustrationen:

	Seite		Seite
Er liebt mich. Nach dem Gemälde von Charles H. Wilson	1107	Aus der Münchener Jahresausstellung 1903: Kefesirkei. Nach dem Gemälde von Carl Seiler	1129
Sattelplatz in Gaiselsdorf. Nach dem Gemälde von Georg Roth	1109	Die Lärm am nichts (Wiener Vorstadtbild). Nach einer Zeichnung von Aug. Nantsch (Text S. 1145)	1131
Aus der römischen Campagna. Nach dem Gemälde von A. Flaxman	1111	Weinlese in Meran. Nach einem Kunstwerk von Ernst Henzieler (Text S. 1133)	1135
Letzte Stunde. Nach dem Gemälde von Albert Baur	1117	Das Bismarck-Denkmal in Dresden (Text S. 1142)	1140
Von den Kaisermandarinen in Sachsen und Thüringen. Momentaufnahmen des Hofphotographen G. Jacobi in Mex.	1123		
Dänisches Schloss. Nach dem Gemälde von F. Hoffmann-Hallerleben	1127		

# Humoristische Werke.

Deutsche Verlags-Anstalt  
in Stuttgart.

## Kadettengeschichten.

Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren

Illustriert. von Johannes van Dewall.

3. Auflage. Gebunden M. 2.—

Wir sind überzeugt, daß diese Reminiscenzen, in denen sich der jugendliche Uebermut der Jugend spiegelt, die geworbenen alten Kadetten in die verlebte Jugendzeit mit Vergnügen zurückverleiten werden.

Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

## Künstlerfahrten. Humoresken

Illustriert. von Albert Roderich.

2. Auflage. Gebunden M. 2.—

Wenn der Humor nicht vollständig verstanden ist, wird an den launigen Erzählungen und Bildern keine Freude haben.

Matthäus-Konrad-Verlag, München.

## Manöver. Erzählung aus dem Soldatenleben

Illustriert. von Otto Behrend.

Gebunden M. 1.—

Allen Freunden des „Wieseler Tuchs“ dürfte diese lustige Geschichte mit ihrem Leben und dabei doch harmlosen Humor einige vergnügliche Stunden bereiten.

Rheinischer Kurier, Wiesbaden.



Mehrerenworte des „Handarjehim“ von Albert Roderich

## Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

Illustriert. von Johannes van Dewall.

3. Auflage. Gebunden M. 2.—

Schilderungen voll ursprünglichen, herrlichen Quozors und überraschender Naturwahrheit aus des beliebten Schriftstellers eigenem Leben im Kadettenkorps.

Rheinischer Kurier, Wiesbaden.

## Die Kneippkur. Eine leicht-fröhliche Studie

Illustriert. von Karl Prämer.

5. Auflage. Gebunden M. 1.50.

Wer sich an harmlos lustigem Witz so recht von Herzen wieder einmal vergnügen will, dem sei das lässliche, originelle Bäcklein wärmstens empfohlen.

Off. Vorgesetzter, Gassel.

## Dös giebt's! Münchner Humoresken

von Maximilian Krauss.

2. Auflage. Gebunden M. 1.—

Cher Münchner Humor. Die in dem Buch trefflich gezeichneten originellen Typen zeigen sich in ihrer treuerbigen Originalität, die dem Münchner Volksschlag eigen ist.

Vogelbacher Verlag, München.

## Humoristische Erzählungen von Hugo Rosenthal-Bonin.

Die scharfe Ecke und andre humoristische Erzählungen. Gebunden M. 1.—

Ein Abenteuer in Konstantinopel und andre humoristische Erzählungen. Geb. M. 1.—

Der Heiratsvermittler und andre humoristische Erzählungen. Gebunden M. 1.—

Die schwarze Dame und andre humoristische Erzählungen. Gebunden M. 1.—

Dittas Zopf und andre humoristische Erzählungen. Gebunden M. 1.—

Der schlaflose Commis und andre humoristische Erzählungen. Gebunden M. 1.—

## Werke von Wilhelm Busch.

### Hans Huckebein, der Unglücksrabe. —

Das Pusterrohr. — Das Bad am Samstag Abend.

Oktao-Ausgabe. 6.—10. Aufl. Gebunden M. 2.50

Quart-Ausgabe. 22. Aufl. Mit schwarzen Bildern M. 3.—

Mit kolorierten Bildern M. 4.—

### Die kühne Müllerstochter. —

Der Schreihals. — Die Prise.

Oktao-Ausgabe. 4.—6. Aufl. Gebunden M. 1.50

Quart-Ausgabe. 16. Aufl. Mit schwarzen Bildern M. 2.—

Mit kolorierten Bildern M. 3.—



Die Tante kommt aus ihrer Zude. „Hi! — frucht sie — noch ein gutes Stück“ aus „Hans Huckebein“



Sint' und vorne, wie ein Bus. Traß im Jahr ein Wasserfest. Aus „Die Kneippkur“ von Karl Prämer.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

# Bismarck-Literatur.

Deutsche Verlags-Anstalt  
in Stuttgart.

**Ansprachen des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1848 bis 1897.** Herausgegeben von **H. von Poschinger.** 2 Bände.

In alle Ansprachen des Fürsten Bismarck zu den festlichen Gelegenheiten des deutschen Volkes gehören, darf das Werk einer dankbaren Aufnahme versichert sein. Allgemeine Zeitung, München.

Band I . . . . . M. 7.—  
In Halbfranzband . . . . . M. 9.—  
Band II . . . . . M. 2.—  
In Halbfranzband . . . . . M. 5.—

**Fürst Bismarck und der Bundesrat.** Herausgegeben von **H. von Poschinger.** 5 Bände.

Eine Gedenkgabe zur Erinnerung der 25jährigen Thronbesteigung des Kaisers Wilhelm I. Berlin: Börsen-Courier.

Jeder Band . . . . . M. 8.—  
Jeder Band in Halbfranzband . . . . . M. 10.—

**Bismarck-Portefeuille.** Herausgegeben von **H. von Poschinger.** 5 Bände.

Ein von allen Bismarckforschern mit Beifall begrüßtes Buch. Zeitlicher neueste Nachrichten.

Jeder Band . . . . . M. 3.—  
Jeder Band gebunden . . . . . M. 4.—

**Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews.** Herausgegeben von **H. von Poschinger.** 2 Bände.

Von der ersten bis zur letzten Seite eine allgemein anziehende Lektüre. Neue Deutsche Presse, Wien.

Jeder Band . . . . . M. 8.—  
Jeder Band in Halbfranzband . . . . . M. 10.—

**Crispi bei Bismarck.** Aus dem Tagebuch eines Vertrauten des früheren Ministerpräsidenten.

1. Heft . . . . . M. 1.—  
(Bisheriger Preis M. 3.—)

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

## Geschenkbücher für die Jugend.

### Prinzessin Klatschrose.

Ein Blumen-Bilderbuch für Kinder

Rationiert in farbigen Umschlag M. 3.50.

von **Cheobald Kerner.**

Zeichnet sich durch einen echt kindlichen Humor aus und dürfte in allen Kinderstuben, namentlich auf dem Lande, wo die Kinder die Gartenblumen aus eigener Anschauung kennen und auch mit ihnen spielen dürfen, großen Jubel erregen.

Neue Zersch. (t) Seltung, Berlin.

### Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

91 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unsers unvergesslichen Kaisers Wilhelm I.

Reich illustriert.

von **Oskar Meding.**

In Original-Einband M. 4.—

Das Werk ist fast schon eine Selbstbiographie, da Kaiser Wilhelm auf die Gekaltung des Regies der ersten Ausgabe den unmittelbaren Einfluß ausübte. Dadurch gewinnt das Buch nicht nur erhöhtes Interesse, sondern auch erhöhten Wert. Tagblatt der Stadt Berlin.

### Leben und seltsame über- raschende Abenteuer des **Robinson Crusoe.**

Von ihm selbst erzählt.

Nach der ursprünglichen englischen Ausgabe des Daniel Defoe.

Mit 120 Abbildungen von Walter Paget.

Neue Auflage.

In Original-Einband M. 6.—

Eine sorgfältige Uebersetzung des Deutschen Werkes, eine Pracht-Ausgabe im eigentlichen Sinne des Wortes. Zeitlicher Zeitung.

### Onkel Toms Hütte oder Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika

von **Harriet Becher-Stowe.**

Aus dem Englischen neu überetzt von **Margarete Jakobi.**

Mit 112 Illustrationen und einem FARBENDRUCKBILDE. In Original-Einband M. 7.—

Es ist das Volksbuch geblieben, das es schon vor einem Menschenalter war, und wie von uns nicht das wunderbar spannende und ergreifende Buch mit tiefer Herzenberührung gelesen? Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart verdient unsern Dank, daß sie das Werk in vorzüglicher neuer Uebersetzung, geschmückt mit einer Menge großer und kleiner, sehr ausnehmend guter und lebensvoller Bilder, aufs neue ausgeben läßt.

Zeitlicher, Literatur-Beicht, Galleciolo.

### Kinder- und Hausmärchen,

gesammelt durch die **Brüder Grimm.**

Illustriert von **P. Grot Johann** und **R. Leinweder.**

**Wohlfeile Ausgabe:** Gebunden . . . . . M. 8.—

**Pracht-Ausgabe:** Gebunden mit Goldschnitt . . . . . M. 25.—

Man muß diese reizende, vornehme Ausgabe mit den prächtigen Illustrationen von P. Grot Johann und R. Leinweder und der geschmackvollen, eleganten typographischen Ausstattung lieben haben, um sie nach vollem Werte wärigen zu können. Mit den unvergänglich schönen Märchen in solchem Gewande ist ein vielfacher Genuß geschaffen, an dem sich alt und jung in gleichem Maße erfreuen werden.

\*\*\*\*\*

Zeitlicher Nachrichten.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.



Illustrationen zu „Märchen und Sagen“ aus Grimms' Kinder- u. Hausmärchen.





BOUND IN LIBRARY.  
JUN 15 1906



